

SCHRIFTEN  
DES VEREINS FÜR  
GESCHICHTE  
DES BODENSEES  
UND SEINER  
UMGEBUNG

99./100. HEFT 1981/82

SCHRIFTEN  
DES VEREINS FÜR  
GESCHICHTE  
DES BODENSEES  
UND SEINER  
UMGEBUNG



99./100. HEFT 1981/82

SELBSTVERLAG DES BODENSEEGESCHICHTSVEREINS, FRIEDRICHSHAFEN



2 2168

7  
gpa

2

5 23a

99/100



Gedruckt mit Unterstützung der Regierungspräsidien Tübingen und Freiburg, der Stadt und des Landkreises Konstanz, der Stiftungen »Pro Helvetia« Zürich und »Jakob-Billwiler« St. Gallen und der Vorarlberger Landesregierung Bregenz.

© 1982 by Selbstverlag des Bodenseegeschichtsvereins, Friedrichshafen (Vereinsnachrichten) und Jan Thorbecke Verlag GmbH & Co., Sigmaringen

Alle Rechte vorbehalten. Ohne schriftliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, das Werk unter Verwendung mechanischer, elektronischer und anderer Systeme in irgendeiner Weise zu verarbeiten und zu verbreiten. Insbesondere vorbehalten sind die Rechte der Vervielfältigung – auch von Teilen des Werkes – auf photomechanischem oder ähnlichem Wege, der tontechnischen Wiedergabe, des Vortrags, der Funk- und Fernsehsendung, der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, der Übersetzung und der literarischen oder anderweitigen Bearbeitung.

Gesamtherstellung: Jan Thorbecke Verlag GmbH & Co., Sigmaringen  
Printed in Germany · ISSN 0342-2070

# Inhaltsverzeichnis

Nachruf Konrad Hecht . . . . .	VII
Nachruf Alfons Dreher . . . . .	XIII
Jahresbericht des Präsidenten für 1979/80 . . . . .	XV
Bericht über die 93. Hauptversammlung in Tettngang . . . . .	XIX
Jahresbericht des Präsidenten für 1980/81 . . . . .	XXIX
Bericht über die 94. Hauptversammlung in Appenzell . . . . .	XXXIII
 DER BODENSEE Landschaft · Geschichte · Kultur	
Helmut Maurer: Zur Einführung . . . . .	1
I. DIE BODENSEELANDSCHAFT VON AUSSEN GESEHEN . . . . .	3
Peter Faessler: Bodensee und Alpen – die literarische Entdeckung eines Landschaftsbildes . . . . .	5
II. DER SEE UND SEINE NATÜRLICHE LANDSCHAFT . . . . .	33
Franz Hofmann: Die geologische Vorgeschichte der Bodenseelandschaft . . . . .	35
Hubert Lehn: Der Bodensee – ein Ökosystem im Wandel . . . . .	69
Thomas Gutermann: Wetter und Klima im Bodenseeraum . . . . .	99
III. DIE NUTZUNG VON SEE UND UMLAND DURCH DEN MENSCHEN . . . . .	119
Wolf-Dieter Sick: Die ländlichen Siedlungen des Bodenseeraumes . . . . .	121
Hans-Ulrich Wepfer: Aus der Geschichte der Bodenseefischerei . . . . .	145
Karl Heinz Burmeister: Geschichte der Bodenseeschifffahrt bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts . . . . .	165
Gebhard Spahr: Geschichte des Weinbaus im Bodenseeraum . . . . .	189
IV. SPRACHLICHE UND KÜNSTLERISCHE ÄUSSERUNGEN DER MENSCHEN UM DEN SEE . . . . .	231
Bruno Boesch: Die Orts- und Gewässernamen der Bodenseelandschaft . . . . .	233
Eugen Gabriel: Die Mundarten des Bodenseeraumes . . . . .	281
Albert Knoepfli: Vier Bilder zur Kunstgeschichte des Bodensee-Gebietes . . . . .	301
V. VOM ZUSAMMENLEBEN DER MENSCHEN UM DEN SEE IN VERGANGENHEIT UND GEGENWART . . . . .	493
Arno Borst: Bodensee, Geschichte eines Wortes . . . . .	495
Karl Schmid: Königtum, Adel und Klöster am Bodensee bis zur Zeit der Städte . . . . .	531

Peter Eitel: Die Städte des Bodenseeraumes – historische Gemeinsamkeiten und Wechselbeziehungen . . . . .	577
Hans-Wolfgang Strätz: Der Bodensee als Rechtsobjekt in Gegenwart und Geschichte . . . . .	597
Herbert Berner: Verlorene und wiedergewonnene Einheit des Bodenseeraumes . .	619
Gerd Wunder: Register der Ortsnamen . . . . .	655
Register der Personennamen . . . . .	665
Buchbesprechungen . . . . .	675



PROF. DR.-ING. KONRAD HECHT



## Konrad Hecht †

12. August 1918 – 25. Mai 1980

Am 25. Mai 1980 ist Professor Dr.-Ing. Konrad Hecht, Ordinarius für Baugeschichte an der Technischen Universität Braunschweig, in seinem 62. Lebensjahr in Singen am Hohentwiel gestorben. Am 30. Mai ist er auf dem Hauptfriedhof in Konstanz bestattet worden.

In Konstanz wurde Konrad Hecht am 12. August 1918 geboren, hier wuchs er auf und besuchte von 1928 bis 1937 das humanistische Gymnasium. An das Abitur schlossen sich Arbeitsdienst und Wehrdienst an. Die Militärzeit endete aber schon 1938. Nach einem im Dienst erlittenen Unfall wurde er vorzeitig entlassen. So begann Hecht 1938 an der Technischen Hochschule Stuttgart mit dem Studium der Architektur und schloß es 1943 mit dem Diplom ab. Anschließend war er bis 1948 Assistent am Lehrstuhl für Baugeschichte der TH Stuttgart bei Prof. Harald Hanson. Die schon 1945 eingereichte Dissertation »Der sogenannte perspektivische Mäander, ein tektonisches Ornament der Romanik« führte, durch die Verhältnisse der Nachkriegszeit bedingt, erst 1947 zur Promotion. Die Habilitation mit einer Arbeit über »Zwei Pfarrkirchen des Klosters Reichenau« folgte schon 1948.

Bereits als Assistent hatte Hecht seit 1943 aushilfsweise »Statik I« gelehrt. 1947 kam ein Lehrauftrag »Kulturgeschichte für Architekten« hinzu. Sein eigentliches Fach »Baugeschichte« lehrte er seit der Erteilung der *venia legendi* 1948 als Dozent, später als apl. Professor. 1956 wurde er als Ordinarius an die Technische Hochschule Braunschweig berufen, der er bis zu seinem Tode angehörte.

20 Jahre Konstanz – 18 Jahre Stuttgart – 24 Jahre Braunschweig. Diese Verteilung der 62 Lebensjahre auf die hauptsächlichen Lebensstationen könnte der normalen Karriere eines Hochschullehrers entsprechen: Die Kinder- und Schülerjahre in der Heimatstadt Konstanz, die Studienzeit und die ersten Stufen der akademischen Laufbahn in Stuttgart und die Erfüllung des Berufsweges als Ordinarius in Braunschweig. Aber im Leben Konrad Hechts lagen die Schwerpunkte anders. Es war ihm nicht vergönnt, zu Braunschweig ein unbelastetes Verhältnis zu gewinnen. Als er dorthin berufen wurde, stand noch das klassizistische Residenzschloß, ausgebrannt zwar, aber im Mauerwerk weitgehend erhalten. 1960 wurde es abgerissen. Hecht hatte den Wert des Bauwerks rechtzeitig erkannt und sich mit allen Kräften für die Erhaltung der Ruine und ihren späteren Wiederaufbau eingesetzt – vergeblich. Das Schloß ist den Ressentiments einer Parlamentsmehrheit zum Opfer gefallen und hat in der Stadt ein heute noch schmerzendes Vakuum hinterlassen. Hecht, der sich mit allem, was er tat, völlig identifizierte, hat an diesem Abbruch schwer getragen.

Zehn Jahre später erreichte die »Studentenrevolte« von 1968 mit einiger Verspätung die Braunschweiger Hochschule und fand in Hecht ein geeignetes Ziel für ihre Aktionen. Er war unter den Professoren derjenige, der die höchsten Anforderungen stellte. So war es leicht, unter den Studenten Unzufriedene zu finden. Hechts Vorlesungen, stets mit großer Präzision frei vorgetragen, erforderten von ihm selbst höchste Konzentration und verlangten ein hörbereites Auditorium. Es war nicht schwer, die Atmosphäre zu stören, ja zu zerstören, ohne die diese



Lehrveranstaltungen nicht auskommen konnten. Die Braunschweiger Hochschule fand keine rechtlich geordnete Lösung, sondern ging mit der Einrichtung einer Parallelprofessur einen nur pragmatisch gedachten Ausweg, den Hecht, der sich im Recht wußte, nie akzeptieren konnte. Zu einem erträglichen Modus ist es bis zu seinem Tod nicht mehr gekommen.

Vor diesem Hintergrund gewann die tiefe Verwurzelung Hechts in seiner seeschwäbischen Heimat zusätzliche Bedeutung. So verschieden die Themen auch waren, an denen er gearbeitet hat, sein wissenschaftliches Werk hat bis zuletzt dort seinen Schwerpunkt behalten, wo der Ausgangspunkt gelegen hatte: beim mittelalterlichen Sakralbau Schwabens.

Konrad Hechts Vater war Josef Hecht, der in Konstanz als Gymnasiallehrer Französisch, Deutsch und Geographie lehrte, sich zugleich aber ein Leben lang mit der sakralen Kunst des schwäbisch-alemannischen Raumes beschäftigt hat. Der kunsthistorischen Fachwelt wurde er als der »Bodensee-Hecht« bekannt durch das 1928 erschienene Werk »Der romanische Kirchenbau des Bodenseegebietes«, für das ihm die Freiburger Philosophische Fakultät die Ehrendoktorwürde verlieh. Das Interessengebiet des Vaters wurde bestimmend für den Berufsweg des Sohnes.

Als Abiturient und als Student veröffentlichte Konrad Hecht 1937 bis 1940 die ersten wissenschaftlichen Arbeiten, von denen sich die meisten mit Themen der Konstanzer Geschichte beschäftigen, allein drei davon mit der Wasserversorgung der Stadt und mit ihren Marktbrunnen.

Mit seinem Architekturstudium zielte Hecht nicht auf die praktische Tätigkeit als Architekt, sondern auf die Baugeschichte. Das bedeutete aber nicht, daß ihm nur die historischen Bereiche des Faches wichtig gewesen wären. Das Prädikat »sehr gut« seines Diploms zeigt, daß er ohne Einschränkung Architektur studiert hat. Dabei hat er gelernt, als Architekt zu sehen und zu denken und Architektur zu verstehen – den Vorgang des Planens und des Bauens ebenso, wie die Wirkung und die Bedeutung des Gebauten.

Als Josef Hecht 1939 mit einer grundlegenden Bearbeitung der romanischen Wandmalerei des Bodenseegebietes begann, übernahm Konrad Hecht gewichtige Teile davon als eigenen Part und wuchs so in die Aufgabe hinein, zu diesem umfangreichen und komplexen Forschungsunternehmen das beizutragen, was daran Architektensache ist: Die exakte zeichnerische Darstellung der Bauwerke und der Malereien, das Durchdringen des Entwurfs- und des Ausführungsvorganges und die Analyse der durch die Ausmalung geprägten Räume.

Dem Bereich der romanischen Wandmalerei entnahm er auch sein Dissertationsthema. Bezeichnenderweise wählte er dafür das abstrakte Ornament des Mäanders, um neben Herkunft und Geschichte dieser Form auch ihren mathematischen Konstruktionsgrundlagen und der handwerklichen Ausführung nachzugehen und um zu klären, wie die scheinbare Perspektive gesehen und verstanden worden ist. Bauten, mit denen er sich zunächst der Wandmalerei wegen beschäftigt hatte, boten ihm auch das Material für seine Habilitationsschrift: Burgfelden auf der Zollernalb und Allensbach am Bodensee. Auch die erste Nachkriegspublikation, von Josef und Konrad Hecht gemeinsam verfaßt und 1949 in Schaffhausen erschienen, beschäftigte sich mit Wandmalerei.

Die verschiedenen, einander berührenden Themenkreise, die das wissenschaftliche Werk Konrad Hechts bestimmen, schließen an diesen Ausgangspunkt an. Die meisten seiner Bauuntersuchungen und Grabungen, bei denen er baugeschichtlichen Fragen mit der ihm eigenen Intensität auf den Grund ging, hatten das gemeinsame Ziel, mittelalterliche Klosteranlagen zu erforschen. Weingarten, Faurndau, Ellwangen, Rottweil (Dominikanerkirche), Neresheim und das niedersächsische Süpplingenburg (die Heimat Kaiser Lothars v. Supplinburg) waren die Orte solcher Forschungen, die stets eine wesentliche Erweiterung unserer Kenntnis vom Entstehungsvorgang und dem mittelalterlichen Zustand der Anlagen erbrachten. Eine Arbeit über das Züricher Fraumünster war 1951/52 vorausgegangen, deren Ergebnisse

keinen Bestand hatten. Sie basierte nicht auf eigenen Untersuchungen, sondern hatte eine Ausgrabung des späten 19. Jahrhunderts und die verschiedenen Interpretationen der damaligen Befunde zum Gegenstand. Von kirchengeschichtlicher Seite waren Zweifel geäußert worden, ob die überlieferte Stiftsgründung von 853 wirklich das Fraumünster betreffe. Hecht mußte die Berechtigung dieser Zweifel nach dem damals bekannten Baubestand bestätigen. Seine negative Antwort auf die Frage, ob der Bau die Reste einer karolingischen Anlage berge, löste dann aber eine neue, weitergehende Grabung aus, die wirklich zur Aufdeckung karolingischer Bauteile führte. In dem von ihm geführten Schriftenverzeichnis vermerkte Hecht: »Durch nachfolgende Grabung überholt«.

Bauuntersuchungen am Objekt hat Hecht nicht nur an Klöstern unternommen. Aus seiner Zusammenarbeit mit dem Institut für Wasserbau der Braunschweiger Hochschule und dem Deutschen Archäologischen Institut ist eine Untersuchung der Wasserversorgung des antiken Pergamon erwachsen. Damit hat Hecht an eines seiner ersten wissenschaftlichen Themen angeknüpft, zugleich aber unter Beweis gestellt, daß er in der Ausübung seines »Handwerks« als Bauforscher nicht an einen bestimmten Kulturkreis gebunden war.

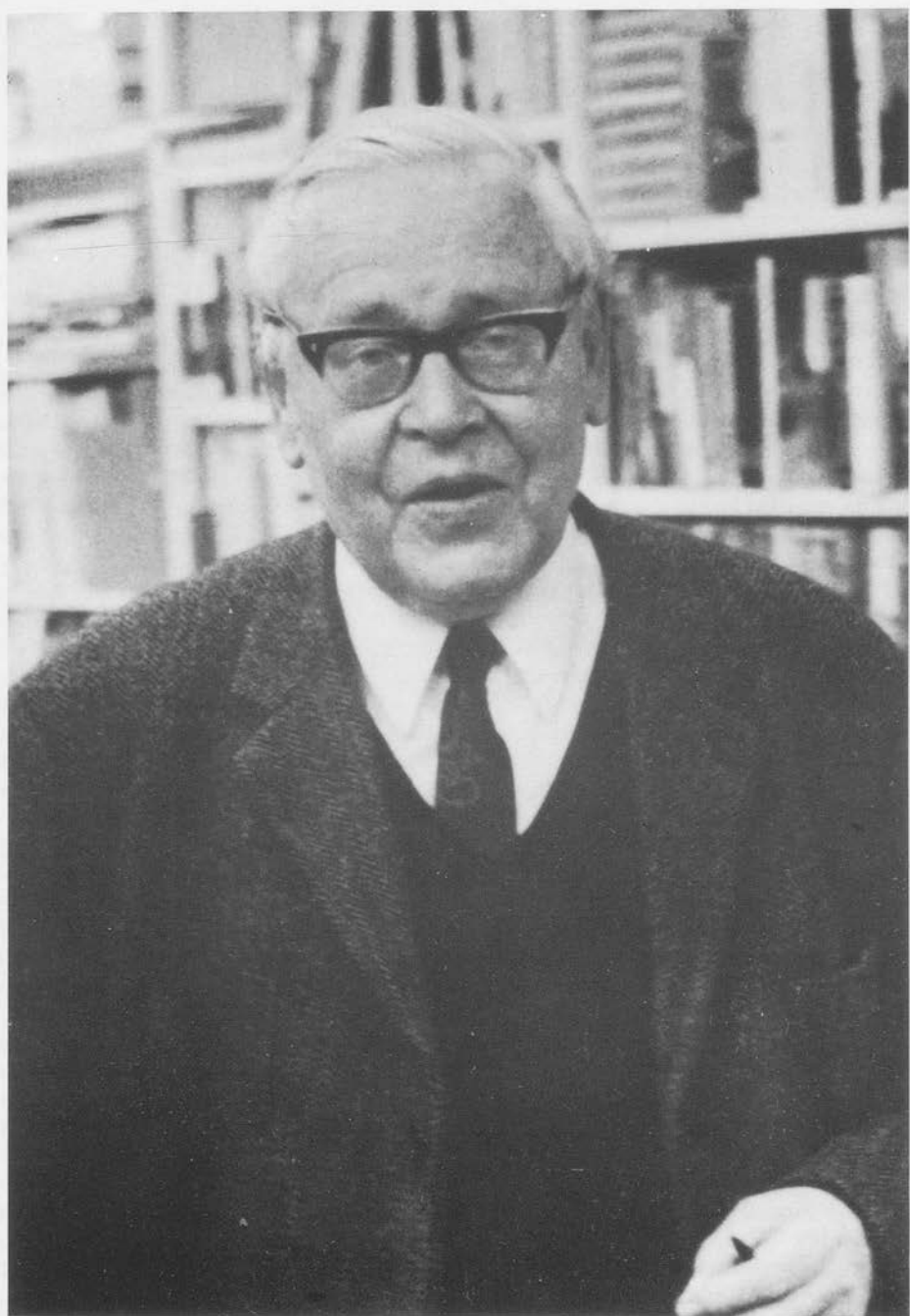
Neben den Bauwerken standen als Forschungsgegenstand die Pläne. Der Sankt-Galler Plan, der Hecht über Jahrzehnte beschäftigt hat, war wohl auch der Ausgangspunkt für den letzten und vielleicht wichtigsten Themenkreis in seinem wissenschaftlichen Werk: Die Bedeutung von Maß und Zahl in der Planung und bei der Bauausführung.

Wer die einfache Ausgangsfrage stellt, wie denn die Handwerker die Abmessungen der Bauwerke gewonnen haben, die sie errichteten, der stößt bald auf die ausgedehnte und verwirrende Literatur über das Proportionieren mittels geometrischer Konstruktionen. Um das Gestrüpp von Behauptungen und Scheinbeweisen zu durchdringen, das auf diesem Boden im Laufe eines Jahrhunderts gewachsen ist, bedurfte es der seltenen Kombination von Gaben, über die Hecht verfügte: Er hatte genaue Kenntnis und eine klare Vorstellung von allen praktischen Vorgängen beim Planen und Bauen, er konnte seine Fähigkeit, als Architekt anschaulich zu denken, mit mathematisch-abstrakter Logik verbinden, und er war beim Verfolgen seiner wissenschaftlichen Ziele von unglaublicher Zähigkeit und Geduld. Für sein grundlegendes Werk »Maß und Zahl in der gotischen Baukunst« ist die umfangreiche Auseinandersetzung mit der Literatur eine Belastung, doch war sie notwendig, um den Weg freizumachen für die konstruktive Auswertung von Hechts eigenen Erkenntnissen. Seine Forschungswege waren mühsam und verliefen keineswegs nur geradlinig. Sie führten über mathematische Höhen, die mittelalterlichen Bauleuten gewiß nicht zugänglich waren, gelangten aber zu klaren und ganz einfachen Ergebnissen. Auf den Baustellen haben wir uns kein Spinnennetz von Proportionsfiguren vorzustellen, sondern Handwerker, die ihre Schnur spannten und ihren Zollstock anlegten. Welches die Maßeinheit auf diesem Zollstock war und welcher Maßzahlen sich der Baumeister beim einzelnen Bauwerk bedient hat, das waren die nächsten Fragen. 1979 hat Hecht in Vorträgen in Überlingen und Konstanz und in seinem Aufsatz im 97. Heft dieser Schriften einen Überblick über seine Arbeiten zu diesem Thema gegeben und gezeigt, zu welchem Ergebnis die Beschäftigung mit den Baumaßen führen kann: Mit dem »karolingischen Fuß« ist die ganze umfassende Maß- und Gewichtsreform greifbar geworden, die Karl d. Gr. am Ende des 8. Jahrhunderts durchgeführt hat, die aber im 10. Jahrhundert wieder aufgegeben worden ist. So sind zu verschiedenen Zeiten verschiedene Maße verwendet worden. Am Beispiel einiger Kleinkirchen des Bodenseegebietes und der Reichenau-Oberzeller Wandmalerei hat Hecht demonstriert, wie Maßforschung unmittelbar in den Dienst der baugeschichtlichen Forschung gestellt werden kann. Vor allem für das Konstanzer Münster (über seine Baugeschichte hatte er sich schon 1957 einmal mit Heribert Reiners auseinandergesetzt) kam er über die von ihm erschlossenen Baumaße zu ganz neuen Ergebnissen.

Konrad Hecht war ein Meister der Bauforschung, dem vor allem die Baugeschichte des

Mittelalters wichtige Impulse verdankt. Aber nur einen Teil seiner Arbeiten hat er zum Abschluß bringen können. Das 1939 begonnene Wandmalereiwerk ist 1979 endlich erschienen. Seine Forschungen zum Sankt-Galler Plan hat er in einem Manuskript zusammengefaßt, das bei seinem Tod nahezu abgeschlossen war und hoffentlich bald im Druck vorliegen wird. Mit seinen Maßforschungen hat Hecht einen Durchbruch erzielt, von dem aus neue Wege beschritten werden können, und einige wesentliche Schritte hat er selbst noch auf diesen Wegen getan. Aber die weiterreichenden Forschungspläne hat ihm ein vorzeitiger Tod aus der Hand genommen. Konrad Hecht hat ein reiches, aber unvollendetes Werk hinterlassen.

WALTER HAAS



DR. ALFONS DREHER



## Dr. Alfons Dreher †

18. Dezember 1896 – 3. August 1980

Am 3. August 1980 verstarb nach längerer Krankheit der langjährige Leiter des Ravensburger Stadtarchivs Dr. Alfons Dreher im 84. Lebensjahr. Seine Wirksamkeit als Archivar und Historiker reichte weit über die Grenzen seiner Heimatstadt hinaus, sie umfaßte das ganze südliche Oberschwaben, weshalb auch in dieser Zeitschrift seiner gedacht werden soll.

Als Sohn eines Rechtsanwalts in dem vermutlich von J. C. Bagnato erbauten Ravensburger Stadtpalais der Deutschordenskommande Altshausen geboren, war ihm das Interesse an der Geschichte gleichsam in die Wiege gelegt worden. Nach der Ravensburger Schulzeit und vierjährigem Militärdienst während des Ersten Weltkriegs begann er 1919 mit dem Studium der Geschichte, Germanistik und Romanistik, das er an den Universitäten München, Freiburg im Üechtland und Tübingen absolvierte.

So bedeutende Gelehrte wie der Rechtshistoriker Karl Otto Müller und Aloys Schulte, der Erforscher der oberdeutschen Fernhandelsgeschichte im Mittelalter, hatten das Stadtarchiv Ravensburg bei ihren Studien während der ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts in einem unerfreulichen Zustand angetroffen und daher bei der Ravensburger Stadtverwaltung eine Neuordnung angeregt. Es war ein ausgesprochener Glücksfall, daß der damalige Oberbürgermeister Mantz 1925 den frischgebackenen Studienassessor Dreher mit dieser Arbeit betraute, deren Ausmaß damals naturgemäß noch gar nicht abzusehen war. Dreher blieb dieser Aufgabe ein ganzes Leben lang treu. Obwohl er sich der Archivarbeit nur neben seinem Hauptberuf als Gymnasiallehrer widmen konnte und zudem von 1933 bis 1937 am Gymnasium von Wangen/Allgäu tätig war, konnte er bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs den gesamten reichsstädtischen Urkunden- und Aktenbestand (ohne die Archivalien der Stiftungen) ordnen und in Form ausführlicher Regesten erschließen, wovon sieben dickleibige handschriftliche Repertorien-Bände eindrucksvoll Zeugnis ablegen. Bis heute bilden diese außergewöhnlich sorgfältig gearbeiteten Findbücher, die einmal nach Epochen, innerhalb der Epochen nach einem von Karl Otto Müller entwickelten Sachrubriken-Schema gegliedert sind, eine schier unerschöpfliche Fundgrube. Nach dem Krieg setzte Dreher seine Verzeichnungsarbeit an den Beständen des 19. Jahrhunderts fort.

Ergänzend baute er im Lauf der Jahre eine ausgezeichnete regionalgeschichtliche Handbibliothek auf, sicher die beste zwischen Ulm und dem Bodensee, außerdem erstellte er zusammen mit Dr. Albert Hengstler, der 1938 sein Mitarbeiter im Stadtarchiv geworden war, einen Katalog der Bestände der »Alten Stadtbibliothek« mit ihren ca. 2500 Bänden aus dem Zeitraum zwischen 1470 und 1815. Über diese Bibliothek hat er übrigens 1939 einen instruktiven Überblick in den *Heimatkundlichen Mitteilungen* des Bodenseegesichtsvereins veröffentlicht. Erwähnung verdient auch, daß Dreher zusammen mit Landeskonservator Professor Albert Walzer eine ausgewogene Konzeption für das Ravensburger Heimatmuseum erarbeitet hat, das 1955 eröffnet wurde. Für die Besucher dieses Museums verfaßte er außerdem 1970 einen inzwischen in 2. Auflage erschienenen instruktiven Führer.

Von Anfang an war Dreher darauf bedacht, die Archivarbeit in wissenschaftliche Darstellungen umzusetzen. Schon vor seiner Anstellung als Stadtarchivar hatte er bei dem Tübinger Germanisten Karl Bohnenberger eine Dissertation über »Die Ravensburger Kanzleisprache des 14. Jahrhunderts« begonnen, die 1928 im Druck erschien. Im selben Jahr publizierte er in den Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees den Aufsatz »Habsburgische Politik in Oberschwaben 1509–1512«. Weitere Untersuchungen zu verschiedenen Problemen der Ravensburger Stadtgeschichte des ausgehenden Mittelalters und zur Geschichte des oberschwäbischen Raumes folgten. Aber bis in die fünfziger Jahre hinein stand nicht die publizistische, sondern die ordnende Tätigkeit im Vordergrund. Es entsprach Alfons Dreher ruhiger, gelassener Art, zunächst mehr im Verborgenen zu arbeiten und die Früchte historischer Erkenntnis langsam reifen zu lassen, ehe er sie vor der Öffentlichkeit ausbreitete.

Nach seiner Pensionierung im Jahr 1957 fand er endlich die Muße, seine riesigen Materialsammlungen, die nicht nur auf den älteren Beständen des Ravensburger Stadtarchivs, sondern auch auf zahlreichen auswärtigen Archiven basierten, auszuwerten. Neben einer Reihe wichtiger Aufsätze, darunter die zusammen mit Heinrich Wurm verfaßte Abhandlung über »Die Ravensburg und ihre letzte Erneuerung vor der Zerstörung« (SchrVG Bodensee 89, 1971), sind hier vor allem zwei große stadthistorische Werke zu nennen: 1960–1965 erschien in der *Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte* die breit angelegte Untersuchung über »Das Patriziat der Reichsstadt Ravensburg«, die 1966 außerdem als selbständige Publikation von der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg herausgegeben wurde. Durch die Darstellung der weitgespannten genealogischen Beziehungen der Ravensburger Oberschicht innerhalb des ganzen Bodenseeraumes verdient dieses Werk weit über Ravensburg hinaus Interesse. Es enthält im übrigen mehr als der Titel verrät. In Wahrheit war es bereits eine Vorstufe zu der 1972 erschienenen zweibändigen »Geschichte der Reichsstadt Ravensburg und ihrer Landschaft von den Anfängen bis zur Mediatisierung«, einer Darstellung, wie sie in dieser Qualität nur für wenige Städte des Bodenseeraumes existiert.

Die Stadt Ravensburg dankte Dreher dafür mit der Verleihung der Ehrenbürgerwürde. Bereits 1963 war er zum korrespondierenden Mitglied der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg ernannt worden.

Auch nachdem er 1973 die Leitung des Stadtarchivs abgegeben hatte, blieb Dreher sowohl als Archivar wie auch als Historiker aktiv. In seinen letzten Lebensjahren arbeitete er vor allem an einem Urkundenbuch der Reichsstadt Ravensburg von den Anfängen bis zur Entstehung des Schwäbischen Bundes in Regestenform. Eine posthume Edition dieser noch unvollendeten Arbeit ist geplant.

Philologische Akribie, eine umfassende Belesenheit in vielen historischen Disziplinen, ein glänzendes Gedächtnis bis ins hohe Alter, unermüdlicher Fleiß und die Energie, ein einmal begonnenes Vorhaben beharrlich zu Ende zu führen, prägten die Arbeit des Historikers und Archivars Alfons Dreher. Daneben ist aber auch dankbar eines gütigen und stets hilfsbereiten Menschen zu gedenken, eines Mannes, der Bescheidenheit und Zivilcourage, Diskretion und Humor miteinander verband. Dreher hat viele Dissertationen und Zulassungsarbeiten angeregt und selbstlos betreut und auch dadurch weit über den Rahmen der engeren Ravensburger Ortsgeschichtsforschung hinausgewirkt. Als kritischer Bürger hat er sich für Fragen der Denkmalpflege und des Denkmalschutzes bereits zu einer Zeit engagiert, als solches Engagement noch weitgehend auf Unverständnis stieß.

In dem gerade für die geschichtliche Landeskunde unverzichtbaren Kreis jener Forscher, die sich der Geschichte als »einer Art gehobener Liebhaberei« (Dreher) neben ihrem Hauptberuf gewidmet haben, war Dreher sicher einer der bedeutendsten und erfolgreichsten. Seine Lebensarbeit wird noch lange fortwirken.

## Jahresbericht des Präsidenten für 1979/80

### *Vorstand*

Der Vorstand hielt im verflossenen Vereinsjahr vier halbtägige Sitzungen ab: in Konstanz (Neuverteilung der Vorstandssitze – über welche die Mitglieder mit einem Rundschreiben orientiert wurden), St. Gallen, auf dem Forschungsschiff »August Thienemann« vor Steckborn und in Tettngang. Neben den Vereinsgeschäften wollten und wollen sich dabei die Vorstandsmitglieder immer auch noch in kultureller Hinsicht mit dem Tagungsort näher vertraut machen. So wurden in Konstanz die Fresken im Haus Zur Kunkel besichtigt, in St. Gallen das renovierte Stadthaus, die restaurierte evangelische Stadtkirche St. Laurenzen und die Galluskapelle und schließlich in Steckborn das Heimatmuseum.

In aller Offenheit soll hier gesagt sein, daß dabei auch die Geselligkeit gepflegt wird – was wesentlich beiträgt zum harmonischen und guten Funktionieren des Vereinsvorstandes. Ebenso offen darf aber hier die Frage eines Württembergers beantwortet werden, wer denn für die Kosten des Essens und Trinkens aufkomme? Es sind dies die Vorstandsmitglieder selber und ja nicht etwa die darbende Vereinskasse! Die einzige Vergünstigung, welche die Vorstandsmitglieder genießen: Sie sind von der Entrichtung des Jahresbeitrages befreit – beziehen dafür aber auch keine Spesenentschädigungen.

Der Bodensee-Geschichtsverein erfreut sich eines großen Mitgliederzuwachses. Das zieht eine Erhöhung der Vorstandsmitglieder nach sich, weil Gebiete mit großem Mitgliederzuwachs in der Regel auch im Vorstand vertreten sein sollten. Aus diesem Grunde beantragt der Vorstand, eine Erweiterung von zehn auf zwölf Beisitzer möglich zu machen.

Wegen gesundheitlichen Gründen ist Herr Felix Marxer, Vaduz, aus dem Vorstand zurückgetreten. Wir wollten ihn hier und heute gebührend verabschieden. Er mußte sich jedoch auch für diese Tagung entschuldigen, und so hoffen wir, ihm ein andermal für seine Verdienste um den Bodensee-Geschichtsverein persönlich herzlich danken zu dürfen.

### *Präsident*

Der im September 1979 in Frauenfeld gewählte Präsident übernahm im Oktober die Präsidialakten von Helmut Maurer und führte Gespräche mit einzelnen Vorstandsmitgliedern vor allem über die Finanzlage des Vereins. Er vertrat den Verein im April 1980 bei der Eröffnungsfeier der Hans-Purrmann-Ausstellung des Museums in Langenargen, besichtigte die Ausstellung des Stadtarchivs Bregenz im Foyer des Stadttheaters unter Führung von Vorstandsmitglied Emmerich Gmeiner und besuchte die Buchpräsentation im Vorarlberger Landesarchiv »Geschichte Vorarlbergs« von Karl Heinz Burmeister.

Die Vorbereitungsarbeiten für die Hauptversammlung 1980 waren dank der tätigen Mithilfe



des Herrn Bürgermeisters Viktor Grasselli sowie der Herren Dr. Alex Frick, Eduard Hindelang und Josef Günthör nicht allzu aufwendig, wofür ich den genannten Herren hier ganz herzlich danken möchte! (Aufgrund des Archivtagebuches wurde versucht, ungefähr zu ermitteln, wieviel Zeit 1980 vom Stadtarchiv St. Gallen aus für den Bodensee-Geschichtsverein investiert werden mußte; wir sind auf folgende Zahlen gekommen: Präsidium [Ernst Ziegler] gut 20 Arbeitstage zu 8¼ Stunden; Führung der Geschäftsstelle [Marcel Mayer unter Beizug von Richard Burgstaller u. a.] etwa 18 Arbeitstage; d. h. im Stadtarchiv St. Gallen wird ein guter Monat nur für diesen Verein gearbeitet!)

### Mitglieder

Neben den Aktivitäten des Präsidenten und des Vorstandes verdienen auch jene einzelner Vorstands- und Vereinsmitglieder dankend erwähnt zu werden.

Das von Ulrich Leiner für 1980 zusammengestellte Jahreshft zeichnet sich wiederum durch seine bereits gewohnte hohe wissenschaftliche Qualität aus. Zusammen mit Helmut Maurer hat er es übernommen, 1981 in einem Doppelband (1981/82) die Vortragsreihe: *Der Bodensee: Landschaft – Geschichte – Kultur* herauszubringen.

Jürg Müller, unser Geograph aus Schaffhausen, organisierte die diesjährige naturwissenschaftliche Exkursion, welche etwa 40 Mitgliedern den Rheinflall und die Kantonale Fischzuchtanstalt beim Schlösschen Wörth näher bekannt machte.

### Vortragsreihe

Die 1978 begonnene Vortragsreihe *Der Bodensee: Landschaft – Geschichte – Kultur* unseres Vereins, des Alemannischen Instituts Freiburg i. Br. und der Universität Konstanz wurde fortgeführt und zum Teil vom Kulturamt Überlingen (zusammen mit dem Bodensee-Klub, dem Ortsklub Überlingen und dem Überlinger Heimatkreis) übernommen.

Vom Oktober 1979 bis Februar 1980 wurden in Konstanz sowie in Friedrichshafen und Ravensburg (an diesen beiden Orten jeweils zusammen mit dem Alemannischen Institut und der Volkshochschule) folgende Vorträge gehalten:

Prof. Dr. Bruno Boesch, Seegraben ZH/ Universität Freiburg i. Br. »Die Ortsnamen des Bodenseeraumes«

Dr. Franz Hofmann, Neuhausen a. Rhf. SH »Die geologische Vorgeschichte der Bodenseelandschaft«

Dr. Thomas Gutermann, Eidgenössische Meteorologische Zentralanstalt Zürich »Klima und Wetter des Bodenseeraumes«

Dr. Hubert Lehn, Staatl. Institut für Seenforschung, Konstanz/Staad »Der Bodensee – ein Ökosystem im Wandel«

Dr. Hans Ulrich Wepfer, Kreuzlingen »Aus der Geschichte der Bodenseefischerei«

Prof. Dr. Elmar Vonbank, Vorarlberger Landesmuseum Bregenz/Universität Innsbruck »Ur- und Frühgeschichte des Bodenseeraumes«

Prof. Dr. Karl Schmid, Universität Freiburg i. Br. »Königtum, Adel und Klöster am Bodensee bis zur Zeit der Städte«

Archivdirektor Dr. Herbert Berner, Singen/Hohentwiel »Verlorene und wiedergewonnene Einheit des Bodenseeraumes«

Prof. Dr. Wolf-Dieter Sick, Universität Freiburg i. Br. »Die ländlichen Siedlungen des Bodenseeraumes«

Daß wir die Führungen und Vorträge an der diesjährigen Tagung »aus den eigenen Reihen« bestreiten können, verdient ehrenvolle und dankbare Erwähnung. Ja, die Aktivität unserer Mitglieder ist so groß, daß wir noch mehr in unser Programm hätten aufnehmen können!

Weil ich aber der Meinung bin, an einer solchen Versammlung sollten die Teilnehmer nicht bloß von einer Führung zur andern, von einem Vortrag zum andern rennen müssen, sondern auch noch Zeit zu einem gemütlichen Gespräch »über die Grenzen« haben, mußten zwei Vorschläge für weitere Tagungsthemen abgewiesen werden.

Eines davon wird in einer im Frühling 1981 stattfindenden Tagung zum zentralen Thema erhoben werden: Arno Baur wird die Geschichte der Winzergenossenschaft Hagnau behandeln. An dieser Tagung teilzunehmen, hat bereits auch Herr Kreisarchivar Elmar L. Kuhn freundlicherweise zugesagt.

Herr Kuhn wurde auf seine Initiative hin vom Vorstand ersucht, die Bildung einer Ortsgruppe Friedrichshafen und Umgebung ins Auge zu fassen.

Allen diesen hier Genannten, vorab unserem Schriftleiter Ulrich Leiner, danke ich für ihre Bemühungen bestens!

Neueintritte durften unsere Geschäftsstellen folgende entgegennehmen: Deutschland 22, Liechtenstein 1, Österreich 20, Schweiz 13, total 56.

Von unseren Mitgliedern sind 1980 verstorben: *Dr. Alfons Dreher*, Ravensburg, *Jacob Schneider-Zingg*, Güttingen.

#### *Finanzielles*

»Von Geld spricht man nicht, Geld hat man.« Diese Feststellung mag für reiche Zürcher oder Basler gelten, in unserem Verein ist es umgekehrt: Weil wir kein Geld haben, mußte im Vorstand oft und viel von den Finanzen geredet werden. Die prekäre Finanzlage Ende 1979 zwang uns, eine Erhöhung des Mitgliederbeitrags vorzusehen, dies auch deshalb, weil die Beiträge trotz Geldentwertung seit zehn Jahren gleich geblieben sind.

Unter den weiteren Möglichkeiten, die beitragen, den Vereinshaushalt zu sanieren, sei eine »Bettelaktion« in der Schweiz erwähnt: Im März 1980 sandte der Präsident ein Schreiben samt umfangreichen Unterlagen an rund 25 Gemeinden, Städte und Kantone mit der Bitte um neue Unterstützung oder um Erhöhung der Beiträge. Darauf reagierte etwa ein Fünftel positiv; von 14 »Angebettelten« erhielt ich nicht einmal eine Antwort!

Das Resultat dieser Aktion war nicht eben überwältigend, brachte sie doch ganze 780 Franken ein. Das Ergebnis darf trotzdem positiv gewertet werden, zumal dadurch der Bodensee-Geschichtsverein bei Gemeinden, Städten und Kantonen in der Schweiz wieder einmal »seine Präsenz gezeigt« hat. Erwähnt werden muß in diesem Zusammenhange, daß einerseits die Behörden in der Schweiz zurückhaltend sind bei der Verteilung von Steuergeldern an private Vereine und daß die Meinung vorherrscht, solche Vereinigungen müßten sich weitgehend selber finanzieren, und daß andererseits es eine große Zahl geschichtlicher Vereine und Gesellschaften gibt, die unterstützt sein wollen!

Daß es finanziell jeweils trotz allem immer wieder geht und unser Vereinsschiff munter weitersegelt, verdanken wir unserem versierten Kassier Eduard Hindelang.

#### *Jahresheft und Bibliographie*

Sie wissen, meine Damen und Herren, daß die Hauptausgabe unseres Vereins die Veröffentlichung des Jahresheftes und der Bibliographie ausmacht. Zur Abklärung der Druckkosten des Heftes sollen künftighin alle drei Jahre drei Offerten bei verschiedenen Druckereien eingeholt

werden, und der Kassier ist verpflichtet, jährlich ein großzügig zu handhabendes Budget aufzustellen.

Um die Herstellungskosten der Bibliographie zu senken, wurde im November 1979 beschlossen, sie durch die Universitätsbibliothek Konstanz drucken zu lassen.

Und hier darf ich nun den Bearbeitern der Bodenseebibliographie – den Herren Werner Allweiss und Günther Rau von der Universitätsbibliothek Konstanz – für ihre Arbeit bestens danken, sowie den mitwirkenden Archiven, Bibliotheken und Instituten im ganzen Bodenseeraum.

#### *Vereinsarchiv*

Das Vereinsarchiv verwahrt das Stadtarchiv Konstanz, wohin sämtliche alten Vereinsakten und -dokumente gelangen sollten.

#### *Bibliothek*

Ob der geplante Verkauf aller Schriften unserer Bibliothek, die nicht den Bodensee berühren, und die Bereinigung der Tauschpartner-Liste wesentliche Einnahmen erbringen, kann noch nicht gesagt werden.

Für die Bodensee-Bibliothek, d. h. also für die Bibliothek unseres Vereins, stellt die Stadt Friedrichshafen in dankenswerter Weise nicht nur Räume und Mobiliar zur Verfügung, sondern auch die Betreuer, nämlich die Herren Sigurd Kramer und Michael Holzmann.

Diese Bibliothek kann von jedermann unter Aufsicht und während bestimmter Öffnungszeiten benützt – und sie dürfte gerade von unseren Vereinsmitgliedern etwas häufiger frequentiert werden!

Das Vereinsschriftenlager, wo der ganze Rest alter Schriften und Hefte nun schön geordnet und sauber untergebracht verwahrt wird, betreut Frau Ursula Reck. Neben der Stadtbibliothek (vormals Bibliothek der Zeppelinwohlfahrtsstiftung) und der Bodensee-Bibliothek stellt die Stadt Friedrichshafen auch dafür Raum, nämlich zwei Zimmer, zur Verfügung.

Ich möchte die Gelegenheit benützen, den Genannten für Ihre Bemühungen herzlich zu danken und ganz besonders auch Herrn Bürgermeister Brotzer als Vertreter der Stadt Friedrichshafen.

Der Bibliotheks-Ausschuß führte im Berichtsjahr eine Sitzung in Friedrichshafen durch (18. September 1980), an welcher im wesentlichen Neuanschaffungen behandelt wurden. Bei dieser Gelegenheit konnte sich der Präsident vom guten Zustand und der zweckmäßigen Aufstellung der Bibliothek und des Schriftenlagers in Friedrichshafen überzeugen.

ERNST ZIEGLER

## Bericht über die 93. Hauptversammlung am 20./21. September 1980 in Tettngang

»Das Städtli Tettngang liegt eine ringe Meil von Argen und von dem Bodensee gegen Ravensburg zu ennet dem Eichwald. Ist gar an einen lieblichen und lustigen, fruchtbaren Ort gebauen, von schönen Gasthäusern. Und unten an dem Städtli ein herrlich Haus oder Schloss liegt, darin die Grafen gewöhnlich ihr Heimwesen haltend.« Mit dieser Beschreibung des Bürgermeisters, Stadtarztes, Humanisten und Reformators der Stadt St. Gallen, Joachim von Watt, genannt Vadianus (1484–1551), eröffnete der neue Präsident – der St. Galler Stadtarchivar *Dr. Ernst Ziegler* – die erste von ihm geleitete Hauptversammlung des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung. Im Zeichen eines Brückenschlages – so auch diesem von St. Gallen über den Bodensee hinweg nach Tettngang, der stellvertretend für alle die Beziehungen gemeint war, welche der Verein zu schlagen weiß – stand dann die harmonisch verlaufene Tagung insgesamt.

Auf Einladung der Stadt Tettngang versammelte sich der Vorstand fast vollzählig zu einem Empfang im Hotel Rad. Anlässlich des gemeinsamen Mittagessens – wozu die Ehefrauen charmanterweise miteingeladen worden waren – durfte der Vorstand die Gastfreundschaft seitens der Repräsentanten Tettngangs, angeführt von Herrn Bürgermeister *Viktor Grasselli*, in einer Weise genießen, welche die Liebenswürdigkeit und Gastlichkeit der »kleinen Residenz« im schönsten Lichte zeigte.

### *Führungen*

Nach der Vorstandssitzung konnten die Gäste der Tagung jeweils zeitlich verschoben an zwei Führungen teilnehmen. Zum einen begab man sich mit Herrn Studienrat i. R. *Alois Müller* zu einer Besichtigung des Schloßmuseums im Neuen Schloß, während Herr *Dr. Alex Frick* das Montfortmuseum im Torschloß erläuterte. Bot die Führung durch das Montfortmuseum in exemplarischer Weise eine reiche Fülle von landeskundlichen Einsichten, so bewahrheitete die Besichtigung des Neuen Schlosses Memmingers seinerzeitige (1836) Einschätzung des Bauwerkes: »Das Schloß ist in einem großartigen Stil gebaut und eines der schönsten in Oberschwaben.«

### *Vortrag*

Nach dem gemeinsamen Abendessen hielt *Dr. Alex Frick* im Realschulhaus den ersten öffentlichen Vortrag, und zwar zum Thema »Das 1100jährige Tettngang«. Dem überaus zahlreichen Forum vermochten die Darlegungen des Altmeisters der Tettnganger Geschichtsforschung sehr zu gefallen. Es sei dem Berichterstatter erlaubt, hier als Zusammenfassung den

kenntnisreichen Bericht in der Schwäbischen Zeitung vom 25. September 1980 auszugsweise zu zitieren:

»Er (Dr. Frick) zitierte die Urkunde von 882, in der Tettngang erstmals erwähnt wird und in der ein gewisser Cunzo Lehen in Tettngang vom Kloster St. Gallen zurückerhielt. Als wahrscheinlichste Bauzeit der Tettnganger Burg – auf dem Platz des heutigen Neuen Schlosses – nannte er das frühe 12. Jahrhundert, als ein Graf Cuno von Tettngang erwähnt wird.

Die mehrfachen Teilungen der Stammlande der früheren Grafen von Bregenz führten schließlich 1267 dazu, daß drei Montfortgrafschaften geschaffen wurden, die von Feldkirch, von Bregenz und die von Tettngang, die Graf Hugo III. erhielt. Dieser Hugo ist der eigentliche Stammvater der Tettnganger Montfortgrafen. In seinem Gebiet lag damals kein größerer Ort und so lag es auf der Hand, daß er um die Burg Tettngang eine Stadt anlegen ließ, die dann 1297 von König Adolf das Stadtrecht erhielt, das 1304 der Habsburger König Albrecht erneuerte und gleichzeitig die Abhaltung eines Wochenmarktes gestattete.

Kaiser Ludwig (der Bayer) gestattete seinem treuen Gefolgsmann Wilhelm II. (Sohn Hugos), auch Mauern um die Stadt zu ziehen (1330). Aus dieser Zeit stammen dann auch wahrscheinlich die Grundmauern des heutigen Torschlosses.

Bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts war der Graf Stadtherr, danach erhielten die Bürger das Recht, einen Bürgermeister und einen Rat zu wählen. In diese Zeit fällt dann auch das Recht der Stadt, ein eigenes Wappen zu führen. Was der Hund im Stadtwappen wirklich besagt, wußte Dr. Frick auch nicht erschöpfend zu erklären, nur soviel, daß offensichtlich bei den Montfortgrafen Hunde eine besondere Rolle gespielt haben müssen. Im übrigen sei das heute verbreitete Wappen des »nackten« Hundes wohl die schlechteste Wiedergabe. Eher treffe das alte Hopfensiegel zu, das einen mit etwas buschigem Schweif und starken Krallen bewehrten Hund zeigt.

In der Folge schilderte Dr. Frick die Entwicklung des kirchlichen Sektors, die Baufolgen für Kirchen und Kapellen. Bemerkenswert zudem das montfortische Vermögenssteuerrecht: 1462 legte der damals regierende Graf Ulrich fest, daß die Bürger der Stadt von einem Pfund Pfennig (d. s. 240 Pfennig) Vermögen nur einen Pfennig als Steuer zahlen müssen. Diese Regelung galt bis zum Aussterben des Grafengeschlechtes Ende des 18. Jahrhunderts.

Die Zeit der Reformation überstand Tettngang zunächst recht ordentlich und ohne große Auseinandersetzungen, zumal der Bauernaufstand in unserem Gebiet – abgesehen von einer Plünderung des Klosters Langnau – zu keiner kämpferischen Auseinandersetzung führte. Der letzte Graf Ulrich (VIII.) aus der direkten Tettnganger Linie starb 1575 ohne Erben. Nun trat eine in die Steiermark verschlagene Nebenlinie als neue Herrschaft auf. Als eine der ersten bemerkenswerten Taten ist die Entlassung der Tettnganger aus der Leibeigenschaft anzusehen (1578). Der später ausbrechende 30jährige Krieg war zusammen mit den sich ansammelnden Schulden des Grafenhauses ein Grund, der Herrschaft und Land verarmen ließen. Die Schweden hausten in und um Tettngang derart, daß der Kupferstecher Merian von der Stadt und dem Schloß kein Bild anfertigen konnte. Erst rund 20 Jahre nach dem Kriege baute der dann regierende Graf Johann ein neues Schloß (1667), das heutige Rathaus.

Als dann 1693 der barocke Graf Anton III. an die Regierung kam, ging's mit dem Schuldenmachen kräftig bergauf, aber mit der Grafenfamilie und der Wirtschaft des kleinen Ländchens immer mehr bergab. 1720 wurde das Neue Schloß fertig. Zwar versuchte Antons Sohn Ernst nochmals der Schulden Herr zu werden, aber Österreich verhinderte einen Verkauf von Langenargen an Bayern, was etwas »Luft« gegeben hätte. Dann brannte auch noch 1753 das Schloß ab. Aber Ernst und sein Sohn pumpeten lustig weiter, bauten das Schloß wieder auf und gerieten so immer mehr in die roten Zahlen, bis schließlich eine kaiserliche Kommission eingriff, wonach dann die ganze restliche Grafschaft 1779 an Österreich verkauft wurde.

Aber die Zeiten änderten sich für Tettngang noch immer nicht. Auch die Bürger schienen sich

an das verschwenderische Leben ihrer einstigen Herren gewöhnt zu haben, so daß weder Österreich noch Bayern (von 1805 bis 1810) so recht Ordnung in die wirtschaftlichen Verhältnisse der Landschaft bringen konnten. Erst als dann ab 1811 Württemberg die ehemalige Tettninger Grafschaft übernahm, ergab sich eine allmähliche Konsolidierung.

Den Markstein in Richtung der wiederaufblühenden Landwirtschaft setzte 1844 der Unteramtsarzt Dr. von Lenz, dem die Tettninger die Einführung des Hopfen verdanken.«

### Mitgliederversammlung

Der zweite Tag – gleich wie der erste bei schönstem Spätsommerwetter – begann am Sonntagmorgen pünktlich um neun Uhr mit der Mitgliederversammlung in der Stadthalle, die sich blumengeschmückt von ihrer festlichen Seite zeigte. Präsident *Dr. Ernst Ziegler* begrüßte die Gäste und verlas dann seinen ersten Tätigkeitsbericht, welcher einstimmig genehmigt wurde (s. oben). In gleicher Weise wurde auch der Rechnungsbericht des Kassiers – Herrn *Eduard Hindelang* – nach Verlesung des Revisorenberichtes durch Herrn *Karl Eggert* – einstimmig gutgeheißen; der Präsident sprach dem Schatzmeister wie den Revisoren den Dank aus.

Als weiteres Traktandum hatte der Vorstand die Erhöhung der Mitgliedsbeiträge auf das Jahr 1981 vorgeschlagen (25 DM; 25 SFr.; 180 öS; für Schüler und Studenten wie bisher). Auf Antrag von Herrn *Dr. May* (Schussenried) entschloß sich indessen die Mitgliederversammlung, über den Vorschlag des Vorstandes hinauszugehen, und setzte mit großer Mehrheit die Beiträge neu auf 30 DM; 30 SFr. und 200 öS fest; für Schüler und Studenten aber weiterhin 10 DM; 10 SFr. und 70 öS.

Als fernerer Traktandum wurde eine Art. 14, 1 betreffende Satzungsänderung beschlossen, nämlich die Zahl der Beisitzer von bisher zehn auf neu zwölf Beisitzer zu erhöhen. Der Vorstand begründete seinen Antrag mit der Auffassung, daß gewisse Gebiete mit großem Mitgliederzuwachs (z. B. Oberschwaben, Linzgau) in der Regel auch im Vorstände vertreten sein sollten. Art. 14, 1 heißt in der einstimmig beschlossenen neuen Fassung nun: »Zur Leitung des Vereins bestellt die Hauptversammlung auf eine Amtsdauer von vier Jahren einen Vorstand, bestehend aus dem Präsidenten, dem Vizepräsidenten, dem Schriftführer, dem Kassier, dem Schriftleiter und sechs bis zwölf Beisitzern.«

Auf Vorschlag des Vorstandes wurden als neue Mitglieder diesem folgende Herren einstimmig zugewählt: lic. phil. Paul Vogt aus Balzers, Lehrer am Liechtensteinischen Gymnasium in Vaduz; Dr. Peter Eitel, Stadtarchivar in Ravensburg; Dr. Eberhard Tiefenthaler, Landesbibliothekar, Bregenz.

Der Präsident sprach dem ausscheidenden Vorstandsmitglied Herrn Felix Marxer seinen Dank aus und begrüßte die neuen Herren herzlich. Abschließend gab er bekannt, als nächster Tagungsort würden Vaduz und Appenzell ins Auge gefaßt.

### Öffentliche Versammlung

Am Beginn der öffentlichen Versammlung stand die Begrüßung der Gäste, so namentlich der Herren Bürgermeister Viktor Grasselli und Landrat Dr. Bernd Wiedmann vom Bodenseekreis. In seiner Begrüßungsansprache führte der Präsident, der auf die Beziehungen der Städte am Bodensee zu sprechen kam, aus:

*Meine Damen und Herren.*

*»Das Städtli Tettning liegt eine ringe Meil von Argen und von dem Bodensee gegen Ravensburg zu ennet dem Eichwald. Ist gar an einen lieblichen und lustigen, fruchtbaren Ort gebauen, von*

*schönen Gasthäusern. Und unten an dem Städtli ein herrlich Haus oder Schloss liegt, darin die Grafen gewöhnlich ihr Heimwesen haltend.*«

*Dies schrieb der Bürgermeister, Stadtarzt, Humanist und Reformator der Stadt St. Gallen, Joachim von Watt, genannt Vadianus (1484–1551), in seiner kleinen Schrift »Von dem Oberbodensee, von seiner Art und Gelegenheit, Länge, Größe und von den beiliegenden Städten auf der Germanier Seiten gelegen, so man jetztmals Schwabenland nennet«.*

*Die heutige Hauptversammlung war für mich ein Anlaß, nachzudenken über die Verbindungen, welche über den schönen Bodensee hinweg unsere vier Länder und uns, die wir heute, an diesem schönen Spätsommersonntagvormittag hier beieinander sind, einander näher bringen und zusammenhalten. Das Beispiel Tettngang und St. Gallen möge stellvertretend stehen für all die vielen anderen Verbindungen.*

*Vadians Beschreibung ist nicht die einzige Nennung Tettngangs in St. Gallen und auch nicht die älteste.*

*Die älteste – wie Ihnen gestern Abend im gehaltvollen Vortrag von Herrn Dr. Frick gesagt wurde – steht in einer Urkunde, welche im Juni 882 in Wasserburg ausgestellt wurde und im Stiftsarchiv St. Gallen aufbewahrt wird. Darin überträgt ein gewisser Cunzo seinen Besitz zu Tettngang und Haslach – in Tetinanc et in Hasalacha – an das Kloster St. Gallen.*

*Diese Urkunde wird der Stadt Tettngang Gelegenheit bieten, 1982 ihr 1100-Jahr-Jubiläum zu feiern – eine Feier, an der wir alle hoffentlich wieder zusammen kommen werden und an welcher unser Ehrenmitglied Prof. Dr. Johannes Duft, der Stiftsbibliothekar von St. Gallen, den Festvortrag zu halten versprochen hat – sofern ihm Gott dazu Kraft und Gesundheit verleihe!*

*In den Ratsprotokollen der Reichsstadt und Republik St. Gallen ist von Tettngang mehrfach die Rede und über die Beziehungen dieser beiden Städte zueinander ließe sich ein eigener Vortrag halten.*

*Am 13. März 1572 wurde z. B. Kröttli von Dattngang vor dem Kleinen Rat in St. Gallen »zu Red gsezt« und im Dezember 1790 stellte das kaiserliche Oberamt zu Tettngang in St. Gallen Nachforschungen an wegen eines »Inquisiten des vorgeblichen Namens Friedrich Deutsch, ein Schuster«.*

*Aufschlußreich über die Beziehungen der Städte rund um den Bodensee ist auch folgendes: Im August 1796 besuchte Obervogt von Renz aus Langenargen St. Gallen, um ein Darlehen von 10 bis 12000 Gulden zu erhalten, welches zur Kriegs-Contribution dienen sollte, die die Herrschaften Tettngang und Langenargen an die Franzosen leisten mußten und das man mit neuen Kornfrüchten bald zurückzahlen gedachte. Im Ratsprotokoll der Stadt St. Gallen steht darüber unter anderem: »Gleichwie nun bekannt ist, wie gute und wichtige Dienste der Herr Obervogt zu Langenargen der hiesigen Stadt, in Betref der Kornlieferungen geleistet hat, und wir in den Fall kommen können, dieselbe noch fernerhin zubenutzen, hiernächst aber auch so stattliche Versicherungen, wegen der Rückbezahlung dieses Capitals gemacht werden, und der Termin bis Martini ohnehin nicht lang ist, auch unsere Stadt das Korn noch immer wohl zu brauchen weiß, so erachtet E. W. W. Kleiner Rath, daß bey solchen Umständen, dem Verlangen der Herren Deputirten von Langenargen und Tettngang gar wohl könnte entsprochen, und die ganze zweckmäßige Einrichtung und Ausstellung erforderlicher schriftlichen Contracte einer Löblichen Korn-Commission überlassen werden.«*

*Meine Beziehungen zu Tettngang hatten nichts zu tun mit einem Kröttli von Tettngang; ich durfte mit dem Goethe von Tettngang (wie er letztes Jahr in Frauenfeld rühmend genannt wurde), mit Herrn Dr. Alex Frick, und mit Herrn Bürgermeister Viktor Grasselli verhandeln. Sie organisierten zusammen mit Eduard Hindelang und Herrn Josef Günthör diese Jahresversammlung – wofür wir ihnen doch ganz herzlich danken möchten.*

*Eine Versammlung von Geschichtsfreunden sollte u. a. auch ein Nachdenken über den »Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben« bewirken – wiewohl natürlich Sie, meine*

*Damen und Herren – so hoffe ich wenigstens –, die Frage »Wozu Geschichte?« leicht beantworten könnten. Das aber können heute nicht mehr alle, ja nicht einmal mehr viele: in Deutschland nicht, in der Schweiz nicht und nicht in Österreich oder im Fürstentum Liechtenstein.*

*Ich will hier und heute aber nicht ausholen zu einem Plädoyer der Geschichte – es hieße ja Bier nach München tragen –, sondern zum Schluß bloß eine Stelle aus Arthur Schopenhauers Kapitel »Über Geschichte« ihnen vortragen. Der Philosoph Schopenhauer, der gar kein besonderer Freund der Geschichte war, schrieb 1844: »Was die Vernunft dem Individuo, das ist die Geschichte dem menschlichen Geschlechte. Vermöge der Vernunft nämlich ist der Mensch nicht, wie das Thier, auf die enge, anschauliche Gegenwart beschränkt; sondern erkennt auch die ungleich ausgedehntere Vergangenheit, mit der sie verknüpft und aus der sie hervorgegangen ist: hiedurch aber erst hat er ein eigentliches Verständniß der Gegenwart selbst, und kann sogar auf die Zukunft Schlüsse machen. Hingegen das Thier, dessen reflexionslose Erkenntniß auf die Anschauung und deshalb auf die Gegenwart beschränkt ist, wandelt, auch wenn gezähmt, unkundig, dumpf, einfältig, hülflos und abhängig zwischen den Menschen umher. – Dem nun analog ist ein Volk, das seine eigene Geschichte nicht kennt, auf die Gegenwart der jetzt lebenden Generationen beschränkt: daher versteht es sich selbst und seine eigene Gegenwart nicht; weil es sie nicht auf eine Vergangenheit zu beziehen und aus dieser zu erklären vermag; noch weniger kann es die Zukunft anticipiren. Erst durch die Geschichte wird ein Volk sich seiner selbst vollständig bewußt.«*

Bürgermeister Grasselli gab seiner Freude darüber Ausdruck, die 93. Hauptversammlung in Tettngang begrüßen zu können: *»Die Durchführung der diesjährigen Hauptversammlung des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung gereicht der Stadt Tettngang zur besonderen Ehre und erfüllt uns mit großer Freude. Befinden wir uns doch hier in Tettngang nicht nur auf allgemein geschichtsträchtigem Boden, sondern die Geschichte unserer Stadt wurde auch vom Gründer ihres Vereins, Hofrat Dr. Moll, wesentlich mitgestaltet und ins Bewußtsein gebracht. Sein und unseres Dr. Alex Frick Verdienst ist es, daß wir Tettnganger geschichtsbezogene Bürger sind und uns bewußt sind, welche Bedeutung heute noch die Leistungen der Grafen von Montfort haben.«*

Auch Landrat Dr. Wiedmann richtete – seitens des Bodenseekreises – Grußworte an die Tagungsteilnehmer. Er wies auf die wachsende Bedeutung der Regionalgeschichte überhaupt hin und besonders auch auf das Kulturkonzept des Landkreises. So nannte er ein in Zusammenarbeit mit der Universität Konstanz begonnenes Projekt, welches die mündliche Geschichtsüberlieferung zu erforschen beabsichtigt, und erinnerte an das Denkmalpflegeprogramm.

Landrat Dr. Wiedmann wandte sich auch an die Mitglieder des Bodensee-Geschichtsvereines selbst: *»Niemand, der im Bereich Kultur und Geschichte im Bodenseeraum Aktivitäten entwickelt, kommt an den Ergebnissen des über 100jährigen Wirkens Ihres Vereins vorbei. Was wir im Bodenseekreis versuchen zu bewirken, muß auf der Arbeit Ihres Vereines fußen und es ist nicht wenig, was der Verein zu seiner Erforschung beigetragen hat. Aber schließlich ist der Verein auch von hier ausgegangen, 3 der 4 Gründungsmitglieder hatten ihren Wohnsitz in unserem heutigen Kreisgebiet, der Oberamtsarzt Dr. Moll aus Tettngang, der hier bestimmt noch mehrfach gewürdigt werden wird, der Pfarrer Hafin in Gattnau und der Freiherr von Aufseß auf seinem Alterssitz in Kressbronn. In Friedrichshafen fand die Gründungsversammlung statt. Mehr als 100 Aufsätze sind seither in den Vereinsschriften zur Geschichte des heutigen Kreisgebietes erschienen.«*

Den eigentlichen Höhepunkt der öffentlichen Versammlung bildete die Ernennung von Dr. Alex Frick zum Ehrenmitglied des Bodensee-Geschichtsvereines. Die Laudatio auf den Laureaten hielt Vorstandsmitglied Dr. Herbert Berner. Der Redner führte aus: *Das letzte und*



zugleich krönende Traktandum unserer inhaltsreichen morgendlichen Hauptversammlung ist der Ernennung eines Ehrenmitgliedes vorbehalten, nämlich des um die Erforschung und Darstellung von Geschichte, Kulturgeschichte und Volkskunde der ehemaligen Grafschaft Montfort, insonderheit von Tettngang so hochverdienten und als treues Mitglied seit 1935 und Vereinspfleger seit 1950 in Jahrzehnten wohl erprobten Dr. Alex Frick aus Tettngang.

Der Bodensee-Geschichtsverein und mit ihm viele andere Institutionen ähnlicher Art hat in seiner Satzung von Anfang an und stets unbestritten die Auszeichnung besonderer Verdienste einer Persönlichkeit im Sinne der Vereinsziele durch Verleihung der Ehrenmitgliedschaft vorgesehen und wird dies auch künftig so halten, obwohl wir heute in der Geschichtsforschung eine weit verbreitete, dieser Übung gegenläufige Tendenz beobachten. Man will Geschichtsschreibung so weit wie eben möglich einer exakten Wissenschaft annähern, also Gesetzmäßigkeiten suchen, gewissermaßen gesetzmäßige, vielleicht sogar statistisch zu unterbauende soziale ökonomische Entwicklungen aufzeigen und die Rolle des eigentlich politischen Elements in der Geschichte, insbesondere den Einfluß der Politik, Tagesgeschehen und Geschichte gestaltenden Einzelpersönlichkeiten gering achten oder gar ableugnen. Wenn es eines Beweises für die Unrichtigkeit, ja Unaufrichtigkeit einer solchen Theorie oder besser Ideologie bedürfte, so liefert den schlüssig und Respekt heischend Leben und Werk des Mannes, den wir heute ehren. Dabei wollen wir zuvorderst hervorheben, daß sehr viel von dem, was Dr. Alex Frick geleistet und aufgebaut hat im sogenannten Ruhestandsalter, den oft mißverstandenen und nicht selten doch erstaunlich fruchtbaren Jahren des ciceronischen Otium cum dignitate erfolgte. Dr. Frick liefert damit unübersehbar den überzeugenden Gegenbeweis zur heute immer noch verbreiteten irrigen Vorstellung von der Untauglichkeit des Lebensabschnittes nach dem 60. oder 65. Geburtstag.

Der am 11. Januar 1901 in Sigmaringen als Sohn eines bekannten Sammlers und Ehrenmitglieds des Hohenzollerischen Geschichtsvereins geborene Laureat ließ sich 1927 in Tettngang als Zahnarzt nieder. Er steht also in der langen Reihe jener Mediziner, die als Naturwissenschaftler in der Historie und Volkskunde nicht nur persönlichen Ausgleich gefunden, sondern mit ihrer Liebhaberei Wissenschaft und Gesellschaft wesentlich gefördert haben. Es würde sich lohnen, dieses Thema einmal darzustellen. Beispielfhaft nur nenne ich als geachtete, bedeutende Forscher und Autoren den Bezirksgerichtsarzt Dr. Alexander Erhard aus Passau (1801–1874), den Innsbrucker Amtsarzt und Stadtarchivar Dozent Dr. Karl Schadelbauer (1901–1972) oder den Großherzoglichen Amtsphysicus Dr. med. Franz Stoll aus Blumenfeld (19. Jh.). Es kann nicht Aufgabe unserer kurzen Laudatio sein, das berufliche und gewiß segensreiche Wirken des Zahnarztes zu würdigen, aber ich denke mir, daß er seine Kunst so anwandte, wie es Isaac Bashevis Singer in seinen Geschichten des Kabbalisten von East Broadway einmal beschrieben hat: »Es ist nur ein Schritt von falschen Zähnen zu einem falschen Gehirn.«

Den ersten unmittelbaren Anstoß zur Beschäftigung mit Heimatkunde im weitesten Sinn gab sicherlich der Vater, das Elternhaus. Aber wahrscheinlich spielt auch die Fasnet bei ihm eine nicht geringe Rolle. Denn Dr. Frick war schon in den 30er Jahren Präsident der »Narhalla« und nach dem Kriege langjähriger Zunftmeister der Narrenzunft Tettngang. Was geradezu zwangsläufig die Befassung mit volkskundlichen und später dann mit stadt- und landschaftsgeschichtlichen Fragen nach sich zieht. Unsere heimische Fasnet – recht verstanden – vermag in unserer so sehr auseinanderstrebenden Gesellschaft eine wohltuend ausgleichende, verbindende Wirkung auszuüben und erweist sich, je mehr und intensiver man ihrer uralten, noch längst nicht ausgeloteten Tradition, ihrem tiefen Sinngehalt und ihrer rätselhaften Symbolik nachgeht, als ein faszinierendes und nachdenkenswertes Phänomen. Unser Freund Alex Frick rückte im Tettnganger Fasnetbrauchtum einiges zurecht, was mißverstanden oder verschüttet war. In seinem Standardwerk über die schwäbisch-alemannische Fasnet rühmt Wilhelm Kutter denn auch die unter der Verantwortung von Dr. Alex Frick wieder entdeckten und neu geschaffenen

Traditionsfiguren der Tettninger Fasnet, des Giggeler und Gätterlet, sowie die 1953–1960 entstandene Hopfennarrengruppe, die zur Gattung der Weißnarren gehört.

Wer an die zumindest im schwäbisch-alemannischen Raum in den letzten 30 Jahren zu beobachtende wichtige Rolle der Fasnachter und ihrer Vereinigungen außerhalb der Fasnet etwa bei Volksfesten, im kulturell-geselligen, ja sogar politischen Leben der Gemeinden denkt, ist nicht überrascht, dies auch hierzulande beobachten zu können. So ist Dr. Frick einer der Initiatoren des Tettninger Heimatfestes, des Montfortfestes, er bewährte sich großartig 1948 bei der 650-Jahrfeier als Gestalter des stattlichen Festumzuges sowie der Heimatwoche. Ihm ist auch die Wiederbelebung der Tettninger Tracht nach alten Vorlagen zu verdanken, die beim Montfortfest 1979 offiziell der Öffentlichkeit vorgestellt wurde.

Dr. Frick ist ferner der geistige Vater des Tettninger Heimat- oder Montfort-Museums, das auf sein Betreiben hin 1961 zunächst in einem Saal im Torschloß eröffnet und 1978 nach geduldig vollzogenem Auf- und Ausbau so eindrucksvoll und thematisch umfassend wieder eröffnet wurde, wie wir es gestern kennen lernen und erleben durften. Dr. Frick avancierte dabei zum Museumsdirektor, Restaurator und Kunsthistoriker in Personalunion. Im Zusammenhang damit steht die Ordnung und Inventarisierung des Stadtarchivs Tettning in den Jahren 1966–68 (Archiv-Inventar bzw. Repertorium 1969), wobei auch die in den württembergischen und bayerischen Staatsarchiven befindlichen, für die Stadtgeschichte wichtigen Urkunden und Akten fotokopiert oder abgeschrieben wurden. Im Laufe der Jahre veröffentlichte der Tettninger Stadtarchivar eine große Anzahl von Beiträgen über seine Stadt, die Grafen von Montfort und die Landvogtei etwa in dem 1969 erschienenen Buch über den »Kreis Tettning und die Stadt Friedrichshafen« sowie mehreren Festschriften, aber er vergaß auch seine Vaterstadt nicht, deren Flurnamen er in der Zeitschrift »Hobenzollerische Heimat« 1954–57 publizierte. An dieser Stelle muß man aber nun besonders hervorheben, daß Dr. Frick gerade in diesen fruchtbaren Jahren von 1965–1971 Mitglied des Stadtrates war und 1974 für seine 25jährige verdienstvolle Tätigkeit als Ortsvorsitzender des DRK Tettning eine hohe Auszeichnung des Landesverbandes entgegennehmen durfte. 1966 wurde ihm das Bundesverdienstkreuz verliehen, 1974 ernannte ihn die Stadt Tettning zu ihrem Ehrenbürger.

Der Vorstand des Bodensee-Geschichtsvereins, dem das hier nur flüchtig skizzierte Wirken von Dr. Alex Frick nicht verborgen blieb, betraute ihn vor 3 Jahrzehnten mit dem Amt des Vereinspflegers. Er hat in dieser Eigenschaft viel für den Verein getan. Nicht wenige von Ihnen werden sich an den begeisternden Vortrag bei der 87. Hauptversammlung 1974 über »Langenargen und die Grafen von Montfort« erinnern (veröffentlicht im Jahresband 1975 unserer Schriften), bei dem er u. a. voller Stolz von der überraschenden Wiederentdeckung eines Langenargener Flügelaltars von Hans und Ivo Strigel (1465) in London berichtete. Die humorvollen gereimten Damenreden unseres Freundes bilden seit vielen Jahren einen unverzichtbaren Höhepunkt unserer Jahreshauptversammlung. Aber auch unzählige andere Vereine und viele Gemeinden der Landschaft wandten sich an Dr. Frick mit der Bitte um Rat und Hilfe bei heimatkundlichen Veranstaltungen und historischen Jubiläen.

Ich möchte abschließend zusammenfassen.

Dr. Alex Frick hat tatkräftig mit bedeutenden Ergebnissen und Erfolgen seiner Stadt und Landschaft als einer der vorbildlichsten Heimatpfleger am Bodensee gedient. Sein uneigennütziges Wirken galt stets und vor allem seiner Heimat und ihren Bürgern, die er durch sein Beispiel und sein Wort unablässig mahnnte, die landschaftliche Schönheit und den kulturgeschichtlichen Reichtum der heimatlichen Landschaft zu wahren und zu schützen. In seinem vorgelebten freiwilligen Dienst für die Gemeinschaft verkörpert er nachgerade das Idealbild des verantwortungsbewußten, nicht immer bequemen Bürgers. Der Bodensee-Geschichtsverein dankt ihm für die treue Mitarbeit und das hohe Ansehen, das er durch das währschafte Wesen seines Repräsentanten gewonnen hat. Deshalb wünschen wir uns und unseren Nachfahren, daß es

*immer wieder Persönlichkeiten von dem Format, dem Können und der Energie geben möge, wie wir diese in unserem liebenswerten Freund Alex Frick gefunden und erkannt haben.*

Unter langanhaltendem Beifall übergab Präsident Ernst Ziegler Alex Frick die Ehrenurkunde und überreichte dessen Frau einen Strauß Blumen.

*Vortrag von Dr. Dr. Karl Heinz Burmeister*

Gegenstand des Vortrages von Karl Heinz Burmeister waren »Die Montforter und die Kultur«. Der Referent vermerkte dazu zusammenfassend: »Die Grafen von Montfort begegnen uns in den geschichtlichen Darstellungen in ihren politischen Tätigkeiten, wobei meist außer acht bleibt, welche hervorragende Rolle sie für die Kultur des Bodenseeraumes spielen. Die Grafensöhne genossen eine sorgfältige Erziehung, wobei ein weltlicher und ein geistlicher Weg zu unterscheiden sind. Im ersten Falle widmete sich der junge Grafensohn am Hofe eines Fürsten dem Turnier, dem Minnesang, festlichen Banketten und Gelagen, wobei er Wert auf modische Kleidung legte. Die Grafensöhne, die sich einer geistlichen Karriere widmeten (Domherren, Äbte, Bischöfe), studierten an einer Hochschule (meist das Kirchenrecht). Seit dem 16. Jahrhundert studierten auch die weltlichen Grafensöhne. Es ließen sich 40 Immatrikulationen an 11 Universitäten nachweisen. Mehrere Grafen wurden zu Rektoren gewählt. Auch in verschiedenen Stammbüchern sind Grafen von Montfort nachweisbar. Die Grafensöhne studierten unter der Anleitung eines Hauslehrers. In ihrem Gefolge befinden sich oft Studenten aus dem Montforterland, womit sie zum kulturellen Ausbau ihrer Lande beigetragen haben. Seit dem 13. Jahrhundert läßt sich Buchbesitz bei den Montforter Studenten nachweisen. Auch eine Reihe von Prachthandschriften befindet sich im montfortischen Besitz. Zahlreiche theologische und naturwissenschaftliche Bücher wurden den Grafen von Montfort gewidmet. Einer von ihnen war auch im Besitz einer Grosssammlung von Zauberbüchern. Einzelne Grafen versuchten sich selbst in der Medizin (Rezepte) und Tiermedizin (Pferdepulver). Sie sammelten in ihren Kunstkammern museale Gegenstände (Münzen, Reliquien usw.). Sie traten als Bauherren kunstvoller Schlösser hervor, hielten sich eigene Hofmaler, stifteten hervorragende Glasgemälde und gaben kunstvolle Goldschmiedearbeiten in Auftrag. Durch die Prägung von Medaillen und Münzen schufen sie unvergängliche Werke der Kleinkunst. Auch die Musik und Literatur fand an ihren Höfen eine intensive Pflege. Zahlreiche Grabdenkmäler, Meisterwerke zeitgenössischer Bildhauerkunst erinnern an die Aufgeschlossenheit der Montforter für die Kultur.«

*Vortrag von Edgar Krays und Dr. Oskar Keller*

Der Vortrag begann mit einer Würdigung des Altmeisters der Geomorphologie, Albrecht Penck, wie auch der unermüdlchen Heimatforscher Wilhelm Schmidle, Edwin Grünvogel und Ludwig Armbruster, und sollte an die Untersuchungen von Dr. Franz Hofmann (Heft Nr. 95) anschließen.

Nach einem kurzen Überblick über den Bodenseegletscher des Würm-Maximums (Stadial Würm/Rüdlingen) wurde über die Landschaft zur Zeit des Stadials Würm/Stein a. Rhein berichtet, und zwar anhand einer Höhenkurven-Karte im Maßstab 1:200 000, in der erstmals eine alpine Vorlandvereisung im Zusammenhang der glazialen Relikte, des glaziologischen Systems und der hydrographischen Verhältnisse dargestellt wird.

An drei Beispielen wurden morphologische Methoden vorgeführt: An der Wilhelmsdorfer Gletscherzunge die Bestimmung und Gliederung der Eisrandlagen durch Moränenwälle und

Terrassen, an der Situation bei Kissleg durch die Analyse der Abflußverhältnisse (Stauseen und Rinnen) und am Nunatakker Pfänder-Lindenberg durch das System der Randentwässerung.

Die großen Formunterschiede zwischen den Relikten der Stadiale Rüdlingen und Stein am Rhein weisen drauf hin, daß sie auch genetisch durch einen größeren Zeitraum (Interstadial) getrennt sind. Diskutiert wurde die Frage, ob die Stadiale Rüdlingen dem Frühwürm (um 50 000 Jahre vor heute) und Stein am Rhein dem Hochwürm (um 20 000 Jahre vor heute) zuzuordnen seien oder ob beide – wie bisher angenommen – ins Hochwürm gehörten. Das Problem ist noch ungelöst. Die Verknüpfung der Eisränder mit den paläolithischen Stationen Schussenquelle, Kesslerloch und Schweizersbild läßt auf einen klärenden Beitrag seitens der Archäologie hoffen.

Eine gemeinsame Arbeit der Referenten über »Die letzte Vorlandvereisung in der Nordostschweiz und im Bodensee-Raum (Stadialer Komplex Würm-Stein am Rhein)« ist im Druck und soll im November 1980 in der *Eclogae Geologicae Helvetiae* erscheinen. Der Schwerpunkt dieser Untersuchung liegt in einer Karte im Maßstab 1:200 000, in der erstmals eine alpine Vorlandvereisung im Zusammenhang der glazialen Relikte, des glaziologischen Systems und der hydrographischen Verhältnisse dargestellt wird. Zur Diskussion steht ferner der chronologische Rang des Stadials Würm-Stein am Rhein, das aufgrund von morphologischen Untersuchungen zeitlich durch einen größeren Eisrückzugs-Abschnitt von den äußeren Würm-Randlagen abgetrennt wird.

Nach dem gemeinsamen Mittagessen begab man sich unter der kundigen Führung durch Dr. Alex Frick mit dem Bus zu den Kirchen der Grafen von Montfort, St. Anna, Mariabrunn und Eriskirch.

PETER FAESSLER



## Jahresbericht des Präsidenten für 1980/81

### *Vorstand*

Der Vorstand hielt im verflossenen Vereinsjahr vier halbtägige Sitzungen ab: in Friedrichshafen mit anschließender Besichtigung der Bodensee-Bibliothek und des Schriftenlagers des Vereins, zur Faschnachtszeit auf dem Schnetztor in Konstanz mit Teilnahme an der dortigen Fasnacht (Hemnd-Glonger-Umzug), auf dem Forschungsschiff »August Thienemann« vor Sipplingen mit Besuch des Dorfes und gestern in Appenzell.

Ein Ausschuß des Vorstandes behandelte in einer Sitzung Probleme betreffend Jahreshefte und Finanzen.

### *Präsident*

Der Präsident vertrat den Verein am 29. November 1980 an der Hauptversammlung des Hegau-Geschichtsvereins und am 27. Mai 1981 in Meersburg beim Empfang zum Abschluß der Tübinger Universitätswoche in Friedrichshafen. Er sprach anlässlich der Übergabe der Bildmonographie »Bodensee, Goldene Schale« an die Öffentlichkeit in Konstanz und nahm an einer Sitzung des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte sowie an der naturwissenschaftlichen Frühjahrsexkursion teil.

Die Vorbereitungsarbeiten für die Hauptversammlung 1981 konnte der Präsident mit Unterstützung von Vorstandsmitglied Prof. Dr. Peter Faessler und von Marcel Mayer, Assistent am Stadtarchiv St. Gallen, sowie Leo Gmünder vom Verkehrsverein Appenzell erledigen; ihnen sei hier für ihren Einsatz bestens gedankt – Peter Faessler auch noch dafür, daß er unsere Hauptversammlung mit einem Vortrag bereichern wird.

Helmut Maurer und der Präsident waren für einen Neudruck der Satzungen besorgt; diese werden in einem nächsten Versand allen Mitgliedern zugestellt werden.

Von der Schweizer Geschäftsstelle aus wurden verschiedene Zeitungsartikel lanciert über die Aktivitäten des Vereins; sie wurden und werden jeweils an fast vierzig Redaktionen von Zeitungen sowie an Radio und Fernsehen verschickt.

### *Mitglieder*

Von den Vorstands- und Vereinsmitgliedern, denen wir für ihren Einsatz bestens danken wollen, seien folgende lobend erwähnt: Der diesjährige inhaltsschwere Doppelband 1981/82, ein vom Bodensee-Geschichtsverein und vom Alemannischen Institut herausgegebener Sammelband unter dem Titel »Der Bodensee, Landschaft – Geschichte – Kultur«, wurde von Ulrich Leiner und Helmut Maurer zusammengestellt; er wird für Nicht-Mitglieder im Buchhandel erhältlich sein. Unser verehrter Alt-Präsident schrieb dazu eine gehaltvolle Einführung. Die Bearbeitung der Bibliographie lag wiederum in den bewährten Händen der Universitätsbibliothek Konstanz, genauer bei den Herren Werner Allweiss und Günther Rau.

*Informationstagung in Friedrichshafen*

Hauptzweck einer Arbeitstagung am 29. März 1981 in Friedrichshafen war, auf die Bodensee-Bibliothek aufmerksam zu machen, über sie zu informieren und sie ins Bewußtsein der Bevölkerung zu rufen.

Die Bibliothek mit ihren rund 2500 Bänden und etwa 3000 Zeitschriften wird gegenwärtig nebenamtlich von Michael Holzmann betreut. (Das Bodensee-Museum mit Wappen, Münzen, Karten, Urkunden usw. wurde leider während des Zweiten Weltkriegs bei einem Bombenangriff zerstört.)

Für den an der Teilnahme verhinderten Präsidenten hatte der Schatzmeister und Leiter des Museums Langenargen, Eduard Hindelang, die Leitung der Tagung übernommen. An dieser nahmen zwischen vierzig und achtzig Geschichtsfreunde aus dem ganzen Bodenseeraum teil.

Die Veranstaltung begann mit einer Bestandesaufnahme der Regionalgeschichte im Bodenseekreis durch Kreisarchivar Elmar L. Kuhn, der zusammen mit Michael Holzmann die Organisation der Tagung übernommen hatte. Diesen beiden initiativen Mitgliedern unseres Vereins sei auch an dieser Stelle dafür noch einmal vielmals gedankt.

Eine »Schlagzeilen-Auswahl« zu Elmar L. Kuhns Äußerungen aus den nachträglichen Presseberichten: Geschichtsschreibung im Bodenseeraum; statt »Geschichte von oben« Forderung nach einer »Geschichte von unten« (unsere Geschichte); Geschichte nicht allein den Historikern überlassen, auch Laien können wichtige Beiträge zur Geschichtsschreibung leisten; weite Bereiche der Regional- und Lokalgeschichte sind noch nicht systematisch erforscht, z. B. Geschichte der Landwirtschaft, der Textilindustrie, der jüngsten Vergangenheit.

Zum weiteren Programm dieser Arbeitstagung gehörten: Institutionen und Informationsmöglichkeiten mit einem Vortrag von Elmar Kuhn über »Archive und Museen« und Michael Holzmann über »Die Bodensee-Bibliothek und andere Bibliotheken am See«.

Um 14 Uhr fand, wie Büchereileiter Sigurd Kramer berichtet, »die Besichtigung der in der Stadtbücherei magazinierten »Bodensee-Bibliothek« statt. Der Büchereileiter begrüßte circa 40 Vereinsmitglieder im Leseraum mit einer kurzen Einführung und stellte Herrn Holzmann als Sachbearbeiter vor. Wegen der Beengtheit im Magazin hatte die Stadtbücherei für die Wartezeit eine Ausstellung von etwa 60 Bodensee-Neuerscheinungen aus ihrem Bestand bereitgestellt«. – Eine weitere Ausstellung wurde im Foyer des Landratsamtes gezeigt: »Quellen zur Geschichte Friedrichshafens aus dem Kreisarchiv« und eine dritte schließlich im Museumssaal des Rathauses: »Zimelien und Literatur über Friedrichshafen aus der Bodensee-Bibliothek«.

Der Abschluß der Tagung stand unter dem Titel »Vermittlung von Geschichte«; Realschulrektor Arno Baur referierte über »Regionalgeschichte in der Schule am Beispiel einer Unterrichtseinheit über den Winzerverein Hagnau«. Ihm sei für seine Unterrichtsdemonstration, mit der er gezeigt hat, wie regional- und lokalgeschichtliche Themen in den Lehrplan eingebaut werden können, ebenfalls bestens gedankt.

*Naturwissenschaftliche Exkursion*

Die naturwissenschaftliche Frühjahrsexkursion organisierten die Vorstandsmitglieder Karl Heinz Burmeister und Eberhard Tiefenthaler; sie fand am 20. Juni 1981 statt, war dem Thema Alpenflora gewidmet und führte die kleine Schar von Bludenz aus auf den Muttersberg. Auf dem teilweise wieder verschneiten Weg über den Tiefenseesattel zur Frassenhütte konnte Frau Gerhild Kortleitner eine große Zahl Alpenblumen, Kräuter und Sträucher erklären.

Der Abstieg führte zurück zum Muttersberg und hinunter nach Ludesch, wo mit Landesbibliothekar Dr. Eberhard Tiefenthaler die einzigartige Walser Kirche St. Martin besichtigt wurde.

Vielleicht war es die kleine Teilnehmerzahl, welche diese Exkursion zu einem Erlebnis besonderer Art werden ließ? Auf jeden Fall sei den Organisatoren dafür herzlich gedankt.

### Finanzielles

Hier dürfen wir auch wieder einmal allen unseren »Zuschußgebern« herzlich für ihre Subventionen danken, den Regierungen, Kultusministerien, Landkreisen, Kantonen, Gemeinden, Städten usw. rund um den Bodensee.

Für ihre Beiträge und weitere finanzielle Zuwendungen danken wir natürlich auch unseren Förderern, Kollektivmitgliedern und Mitgliedern – jenen unter diesen ganz besonders, die den Jahresbeitrag pünktlich und ohne gemahnt werden zu müssen entrichten.

Es darf hier vielleicht wieder einmal auf den Unterschied des Mitgliederbeitrags zwischen Deutschland und der Schweiz hingewiesen werden, der wegen Kursschwankungen einmal so und einmal anders besteht.

Wenn man weiß, daß der Bodensee-Geschichtsverein von deutscher Seite viel höher »bezuschußt« wird, als von der Schweiz aus, wird man begreifen, daß aus diesem Grunde und um die Beiträge nicht dauernd von den Launen der Geldkurse abhängig zu machen, ich mich entschlossen habe, die Beiträge in DM und Franken gleich hoch zu lassen und die Mitgliederbeiträge für Österreich diesen anzugleichen.

Dazu noch einige Zahlen: Auf deutscher Seite gehen rund 21 000 DM an Zuschüssen ein (also nicht Mitgliederbeiträge), in Österreich 22 000 Schilling (= etwa 3100 DM), in der Schweiz sind es etwa 3200 Fr. und im Fürstentum Liechtenstein noch 500 Fr. Zu diesen Subventionen der öffentlichen Hand kommen die Beiträge unserer Mitglieder.

Für die finanziellen Belange des Vereins ist mit großer Umsicht und Sorge Eduard Hindelang verantwortlich; ihm stehen zur Seite die Revisoren Hugo Eggert und Günter Bürger sowie Hans Peter Menet für die Geschäftsstelle Schweiz/Liechtenstein. Die Geschäftsstelle in Österreich verwaltet Karl Heinz Burmeister, jene in der Schweiz zur Hauptsache Marcel Mayer.

Allen diesen »Finanzleuten« danken wir für ihre oft beschwerlichen Arbeiten ganz besonders.

### Mitgliederbewegung

	Neueintritte	Austritte	Mitgliederzahl
Deutschland	26	7	722
Liechtenstein	1	–	10
Österreich	5	2	78
Schweiz	20	9	279
<b>Total</b>	<b>52</b>	<b>18</b>	<b>1089</b>

Von unseren Mitgliedern sind während dieses Vereinsjahres verstorben:

*Dr. Alfons Haug, Baienfurt*  
*Rudolf Lerch, Konstanz*  
*Arno Loeser, Konstanz*  
*Jakob Schneider, Güttingen/TG*  
*Dr. Max Zwingli, Löhningen/SH*



*Bibliothek und Bibliotheksausschuß*

Über die Bibliotheksarbeit berichtet unser Bibliothekar Michael Holzmann: »Die Umsystematisierung und Umsignierung der Titel anhand der Bodensee-Bibliographie ist abgeschlossen. Der damit parallel entstandene neue systematische Katalog mit zahlreichen Querverweisen wurde ebenfalls fertiggestellt und steht den Lesern jederzeit zur Verfügung. Das führte zu einer circa zehnpromzentigen Steigerung der Leserschaft. Erheblich angewachsen ist der Umfang diverser Auskünfte und Anfragen, ebenso wie der Fernleihverkehr mit Institutionen vornehmlich im deutschen Sprachraum.

Bei der Anschaffung der – bis heute – 150 neuen Titel wurde ein Schwergewicht auf Nachschlagwerke, Quelleneditionen und neben den obligaten Bodenseetiteln auch auf allgemeine und einführende Literatur gelegt. Ich glaube, daß sich das in der gesteigerten Benutzung bemerkbar macht. Einen gewissen, leider noch nicht durchschlagenden Erfolg brachte die Arbeitstagung im März des Jahres. Jedenfalls ist inzwischen die örtliche Presse auf die Bodensee-Bibliothek aufmerksam geworden.« Soweit Michael Holzmann.

Der Bibliotheksausschuß führte am 10. September 1981 in Friedrichshafen, in Anwesenheit von Bürgermeister Brotzer und des Präsidenten, eine Sitzung durch, an welcher nach einem Bericht des Bibliotheksleiters über Zeitschriftentauschverkehr, Verkauf von Dubletten und Altbeständen ohne Bodenseebezug, über Bestandsausbau, Benutzung der Bibliothek, Neuanschaffungen und Anschaffungsvorschläge orientiert und beraten wurde.

So danken wir auch unseren beiden Bibliothekaren, den Herren Holzmann und Kramer, für Ihre Arbeit für den Verein.

*Schriftenlager*

Das Schriftenlager betreut weiterhin in höchst verdankenswerter Weise Frau Oberstudienrätin Ursula Reck; sie hat sich vor allem auch mit den Tauschpartnern unserer Schriften eingehend befaßt. (Wenn Sie alte Hefte kaufen oder dem Verein verkaufen oder noch besser schenken wollen, setzen Sie sich bitte mit Frau Reck in Verbindung: Ursula Reck, Katharinenstraße 20, D-7990 Friedrichshafen.) Auch ihre Arbeit sei herzlich verdankt und danken möchte ich schließlich Ihnen, meine Damen und Herren, für das lange Zuhören eines Berichtes, der gewißlich nicht zum Geistreichsten unserer jährlichen Hauptversammlung gehört. Nun wird allerdings niemand erwarten, daß der Jahresbericht eines Vereinspräsidenten eine Sonntagspredigt sei, selbst wenn er an einem so herrlichen Spätsommersonntagvormittag verlesen wird, oder verlangen, daß ein Epos, vielleicht gar eine Kabarett-Nummer geboten werde. Es ist leider bloß die gesetzliche Pflicht des Präsidenten, Rechenschaft zu geben über das, was im Verein das Jahr über getan wurde; ich habe diese Pflicht mit gebotener Kürze und Trockenheit somit erledigt und hoffe, daß Sie meinen Tätigkeitsbericht genehmigen und mich für das Vereinsjahr 1980/81 damit entlasten werden. Ich danke Ihnen.

ERNST ZIEGLER

## Bericht über die 94. Hauptversammlung am 12./13. September 1981 in Appenzell

Es war im Jahre 1959, als der Bodensee-Geschichtsverein zum ersten Male in Appenzell tagte. Diese wie auch die heurige Veranstaltung bezeugen, daß sich die Jahrestagungen stets innerhalb jenes Horizontes abwechseln, den der offizielle Name umschreibt, eben »Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung«.

Unter der Überschrift »Geschichtsfreunde aus dem Bodenseeraum tagen in Appenzell« widmete der »Appenzeller Volksfreund« dem Anlaß eine ganze Seite. In einem Willkommensgruß wandte sich darin auch Staatsarchivar Dr. Hermann Grosser namens des »Historischen Vereins« von Appenzell-Innerrhoden an die Gäste:

*»Dieses Wochenende versammeln sich die Mitglieder des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung zum zweiten Male innerhalb eines Vierteljahrhunderts in Appenzell, um die übliche Jahrestagung abzuhalten. Dem Bodensee-Geschichtsverein gehören Fachhistoriker und viele Freunde der Geschichte wie der Naturgeschichte des ganzen Bodenseeraumes an. Der Verein gibt jährlich ein inhaltsreiches und wertvolles Jahrbuch heraus, das auch für uns in Appenzell großen Wert hat und viele Anregungen bietet, denn Appenzell gehört seit über 600 Jahren zum weiteren Bodenseeraum und ist im Laufe dieser Zeit eng mit dessen Schicksal verbunden gewesen, wie das anschaulich aus den klassischen Werken von Guido Feger über die Geschichte und von Albert Knoepfli über die Kunstgeschichte dieses Gebietes hervorgeht. [...] Wir entbieten den Gästen namens des Historischen Vereins Appenzell und der weiteren Geschichtsfreunde unseren herzlichen Willkommensgruß, guten Erfolg und schönes Herbstwetter.«*

Und in einer zweiten Willkommensadresse, nämlich aus der Feder des appenzellischen Vorstandsmitgliedes des Bodensee-Geschichtsvereins, hieß es:

*»Der Verein versteht die Bodenseelandschaft als eine historische und geographische Einheit und möchte das Bewußtsein davon in unserer Zeit wach halten. So ist er denn auch seit mehr als einem Jahrhundert Träger entsprechender Forschungsarbeit, und zwar sowohl im Licht der Geschichte wie der Naturkunde. Beides spiegelt sich in den breitgefächerten Beiträgen des Jahrbuches, der unabhängig davon erscheinenden Bodensee-Bibliographie sowie in Vortragsreihen und Exkursionen.*

*Der seinem Charakter nach so wohlprofilierter Verein ist mithin ein Gewinn für alle Regionen, die ihn betreffen, nicht nur für jene der Ostschweiz. Er ist eine Vereinigung, die Grenzen öffnet, und die deutschen, österreichischen und liechtensteinischen Nachbarn miteinbezieht.*

*Ihrer peripheren Lage wegen wird die Bodenseelandschaft von Schweizern, Deutschen und Österreichern oft als ferner Rand angesehen, zumal sich ja Grenzen im Bewußtsein leicht als Schranken darstellen. Dieses Vorurteil verrät Mangel an Augensinn wie an Wissen um geistige Bezüge. Denn in Wahrheit ist diese Region nicht Peripherie, sondern eine Landschaft, deren Aura es recht eigentlich ausmacht, daß hier Grenzen überschritten und überlistet werden. Nach*

*Gestalt und Wesen ist die Gegend am See eine kulturelle Einheit, und sie ist es aus Gründen landschaftlicher, geschichtlicher und gefühlhafter Art.*

*Vom Landschaftlichen her ist die Bodenseelandschaft ein Kompendium aller Landschaftsformen Europas. Auf überschaubarem Gebiet findet sich – vom Schnee der Alpen über das mittelmeerische Fluidum der Insel Mainau bis hin zu den großen Horizonten Schwabens – eine überraschende Vielfalt landschaftlicher Schönheit.*

*Diese so vielgestaltige Gegend ist aber auch geographischer Umriß einer geistigen Landschaft. Als Schauplatz abendländischer Ereignisse – so etwa des Konzils von Konstanz – ist sie zum einen Geschichtslandschaft, die dem geschichtlichen Bewußtsein bekannt ist, zum anderen stellt sie als Ort kulturschöpferischer Stätten – St. Gallen und die Reichenau stehen dafür – und dank mannigfacher Verknüpfungen mit Gestalten des Geisteslebens auch eine Bildungslandschaft dar. Von dem Mystiker Heinrich Seuse bis zu Hermann Hesse behauptet sie damit ihren Platz im Bildungsbewußtsein. Zum dritten ist die Bodenseegegend eine wohlprofilierter Kunstlandschaft, die als ein Schatzhaus der Kunst die allgemeine Stilentwicklung in eigener Weise widerspiegelt.*

*Schließlich und nicht zuletzt ist das Land am See für viele Menschen eine Gefühlslandschaft, sei es als Heimat, zeitweilige Bleibe oder Reisebegegnung. Und daran haben ungeachtet der Nationalität seit jeher Menschen in grenzüberschreitender Weise teilzuhaben vermocht. Die Einheit dieser Landschaft wird zudem noch durch Sprache und Herkunft mitverbürgt, denn die seit Jahrhunderten dort ansässigen Schweizer, Deutschen und Österreicher sind ja Alemannen.*

*Darauf anspielend, kann denn Hermann Hesse befinden: »Dieses südwestdeutsch-schweizerische Grenzgebiet ist mir Heimat, und daß durch dieses Gebiet mehrere Landesgrenzen und eine Reichsgrenze liefen, bekam ich zwar im kleinen wie im großen oft zu spüren, doch habe ich diese Grenzen in meinem innersten Gefühl niemals als natürlich empfinden können. Für mich war Heimat zu beiden Seiten des Oberrheins, ob das Land nun Schweiz, Baden oder Württemberg hieß.«*

*Die so vielgestaltige Landschaft des Bodensees in Verbindung mit einem Netz geistiger Bezüge zu verstehen und zu erforschen, ist das genuine Ziel des »Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung«, denn was letztlich erhellt werden soll, ist eine kulturelle Einheit durchaus europäischen Zuschnitts.«*

Den Auftakt zur 94. Hauptversammlung bildete die traditionelle Vorstandssitzung. Der öffentliche Teil des Anlasses begann dann mit einer Führung durch den Flecken Appenzell, namentlich aber durch die Räume des Historischen Museums im Rathaus. Staatsarchivar Dr. Hermann Grosse – einer der Väter des Museums und steter Förderer appenzellischer Geschichtsforschung – wußte dabei den Gästen in souveräner Weise die Vergangenheit des kleinen Bergkantons zu verdeutlichen. Glänzender Abschluß des ersten Tages war der erste öffentliche Vortrag. Pater Dr. Rainald Fischer, Inventarisor der entsprechenden Kunstdenkmäler, veranschaulichte in Wort und Bild, und zwar in exemplarischer und eindrucklicher Art, die »Kunstlandschaft von Appenzell-Innerrhoden«. Dabei wurden nicht nur Kunstgegenstände im engeren Sinn vorgestellt, sondern auch Typen profaner und kirchlicher Bauten, Siedlungsformen usw., die, von Menschen gestaltet, die Landschaft eben auch künstlich prägen und formen.

#### Mitgliederversammlung

Auftakt zum zweiten Tag war am Sonntagmorgen die Mitgliederversammlung in der Aula des Schulhauses Gringel. Präsident Dr. Ernst Ziegler begrüßte Mitglieder und Gäste und ließ durch eine Gedenkminute die im vergangenen Jahr verstorbenen Mitglieder ehren. Der Tätigkeitsbericht wurde einstimmig genehmigt. Ein Votum von Herrn Elmar Kuhn – gezielte Forschungstä-

tigkeit sowie Denkmal- und Umweltschutz betreffend – gab Anlaß, in nächster Zeit die Zielsetzung des Vereins neu zu bedenken.

Dann umriß Schatzmeister *Eduard Hindelang*, der unermüdlich Geist und Geld zum Wohle des Vereins zu verschwistern versteht, die recht günstige Finanzlage, durfte er doch einen Überschuß vermelden. Im Anschluß an den Revisorenbericht, der alle Unterlagen in Ordnung befand, erteilte die Hauptversammlung dem Kassier Entlastung und dankte sowohl ihm wie auch den Revisoren.

Im Verlaufe der Versammlung überbrachte ein Sprecher der Internationalen Bodenseemesse Friedrichshafen die freundliche Einladung, der Verein möge sich künftig mit einer Informationsstelle an dieser Ausstellung beteiligen. Der Vorschlag wurde seitens des Präsidenten gerne verdankt.

Als nächste Tagungsorte wurden Markdorf (1982), Hohenems (1983) sowie Wasserburg (1984) ins Auge gefaßt.

Ferner nahm *Dr. Peter Eitel* die Gelegenheit wahr, auf den November zu einer zweiten Informationstagung des Vereins nach Ravensburg und Weingarten einzuladen. Sie soll über die Möglichkeiten orientieren, dort historische und landeskundliche Forschungen zu betreiben.

### Öffentliche Versammlung

An den Beginn der öffentlichen Versammlung stellte Präsident Ernst Ziegler nachfolgende Begrüßungsworte:

*Herr Landammann, meine Damen und Herren, viele sind es, die Appenzell und den Alpstein, das Land am Säntis, besungen haben – wir werden es noch aus berufenem Munde hören. Ich zwar bin nun weder Dichter, noch Sänger; trotzdem aber möchte ich in das Lob auf Appenzell einstimmen. Und das auf eine ganz persönliche Art:*

*Appenzell, der Alpstein, ganz besonders der Säntis, sind für mich (nebst der Stadt St. Gallen und dem Bodensee) so etwas wie der »Inbegriff von Heimat«. (Der Säntis bleibt es trotz seiner Verschandelung durch die eidgenössische Post-, Telephon- und Telegraphenverwaltung mit seinen überdimensionierten Aufbauten – Opfertagen, dargebracht den goldenen Kälbern der Jetztzeit, dem Telephon und dem allgegenwärtigen Fernsehen... ohne die wir ja alle nicht mehr auskommen könnten und das allerdings heute nicht hier ist – also das Fernsehen –, wie es denn überhaupt an wichtigen kulturellen Anlässen gewöhnlich durch Abwesenheit glänzt!)*

*Der Alpstein steht vor mir seit frühester Jugend, als Blickfang buchstäblich und als Ausflugsziel. Auf seinen Höhen verbrachte ich – und verbringe ich noch immer – viele Stunden, Tage und Nächte. Erinnerungen an Sonne und Ungewitter, an Durst und Schweiß, an Müdigkeit und Zufriedenheit, an Hochgefühl und Ruhe, an Unglück und Bergtod auch verbinden mich mit ihm.*

*Von diesem Ihnen vielleicht etwas sentimental scheinenden »Heimatgefühl« aus sei mir erlaubt, die Brücke zu schlagen zur Heimatgeschichte, die der Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung besonders an seinen alljährlichen Hauptversammlungen pflegt.*

*Kein geringerer als der Basler Historiker Jacob Burckhardt (1818–1897) hat in seiner Vorlesung »Über Studium der Geschichte« gesagt, es gebe Dinge, worin »die heimatliche Geschichte für jeden ihre ewigen Vorzüge« haben werde und sich mit ihr zu beschäftigen, sei »eine wahre Pflicht«.*

*Diese Geschichte der Heimat ist heute ja wieder mehr en vogue als auch schon, und wir wären die letzten, die sich nicht darüber freuen würden. Aber gerade hier müssen wir noch einmal Burckhardt zu Worte kommen lassen.*

Jacob Burckhardt war ein eminent kritischer Geist, und seinem Basler Witz verdanken wir manch herrlichen Satz. In einem Brief vom 17. April 1847 aus Berlin spottete er über die Geschichtsforscher; seinem Freund Gottfried Kinkel schrieb er: »Der liebe Gott will auch bisweilen seinen Jocus haben, und dann macht er Philologen und Geschichtsforscher von einer gewissen Sorte, welche sich über die ganze Welt erhaben dünken, wenn sie wissenschaftlich ermittelt haben, daß Kaiser Conrad II. am 7. Mai 1030 zu Goslar auf den Abtritt gegangen ist und dergleichen Weltinteressen mehr. Es sitzt hier eine rechte Clique dieser Art beisammen und gönnen sich vor Neid den Sonnenschein nicht.«

(Es wäre eine schöne Sache, diesem Gedanken einmal nachzugehen und den gegenwärtigen Geschichtsbetrieb z. B. an unseren Universitäten zu beleuchten. Dafür fehlt uns aber heute die Zeit und ist hier nicht der Ort. Wir kehren zurück zur Heimatgeschichte.)

In der kritischen Ausgabe der sogenannten »Weltgeschichtlichen Betrachtungen« von Burckhardt, die sich im Druck befindet und demnächst herauskommen wird, steht: »Neben dem blinden Lobpreisen der Heimath giebt es eine ganz andere und schwere Pflicht: sich auszubilden zum erkennenden Menschen, dem die Wahrheit und die Verwandtschaft mit allem Geistigen über Alles geht und der aus dieser Erkenntnis auch seine wahre Bürgerpflicht würde ermitteln können, wenn sie ihm nicht schon mit seinem Temperament angeboren ist.

Vollends im Reiche des Gedankens gehen alle Schlagbäume billig in die Höhe. Es ist des Höchsten nicht so viel über die Erde zerstreut, daß heute ein Volk sagen könnte: wir genügen uns vollständig, oder auch nur: wir bevorzugen das Einheimische. (Nicht einmal in Betreff der Industrie hält man es so, sondern greift bei gleicher Qualität einfach nach dem Wohlfeilen, oder bei gleichen Preisen nach dem Bessern, Zoll und Transport mitberechnet.) Im Geistigen Gebiet muß man einfach nach dem Höhern und Höchsten greifen, das man erreichen kann.

Das wahrste Studium vaterländischer Geschichte wird dasjenige sein, welches die Heimath in Parallele und Zusammenhang mit dem Weltgeschichtlichen und seinen Gesetzen betrachtet, als Theil des großen Weltganzen, bestrahlt von denselben Gestirnen die auch andern Zeiten und Völkern geleuchtet haben, und bedroht von denselben Abgründen und einst heimfallend derselben ewigen Nacht und demselben Fortleben in der großen allgemeinen Überlieferung.«

Ich glaube, meine Damen und Herren, daß diese letzten Sätze ganz besonders von Mitgliedern eines Geschichtsvereins, dessen Einzugsgebiet sich über vier Länder erstreckt, bedacht und zu Herzen genommen werden müßten.

Anschließend überbrachte der Landammann des Standes Appenzell-Innerrhoden, Dr. Johann Baptist Fritsche, seinem Range nach der Regierungschef der Alpenrepublik, die Grüße von Land und Volk Appenzells. Er wußte dabei dem festlichen Kolorit auch politische Farbe zuzumischen, verstand er es doch in knappen Worten, auch die volkswirtschaftlichen Probleme des Kantones darzutun.

Den wissenschaftlichen Teil der Veranstaltung machten zwei Vorträge aus:

Prof. Dr. Peter Faessler sprach über »Appenzell« – zu einer literarischen Entdeckung«. Faessler zeichnete nach, wie im 18. Jahrhundert aus einem tiefen literarischen und empfindungsmäßigen Bedürfnis heraus ein Appenzell-Bild, eine Appenzell-Idylle geschaffen wurden, welche die Vorstellungen Europas von diesem Fleckchen Erde bis heute entscheidend geprägt haben. Stadtflucht und Sehnsucht nach dem Land sowie eine Schäferdichtung, die ihre Quellen bei den antiken Dichtern Theokrit und Vergil hat (Arkadien), führten zu einer Idealisierung Appenzells (Johann Jakob Bodmer, Laurenz Zellweger, Salomon Gessner), die in der Reiseliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts (Johann Gottfried Ebel) immer und immer wieder aufgenommen wurde und ihren Weg selbst in die italienische und französische Oper fand (Donizetti, Adam).

Da der Bodensee-Geschichtsverein sich nicht nur der Geschichte, sondern auch der Natur des Bodenseegebietes widmet, behandelte der zweite Vortrag ein naturwissenschaftliches

Thema. Prof. Dr. *Walter Schlegel* hatte »Notizen zu einer Geographie von Appenzell« zusammengestellt. Nach einem Überblick über die allgemeine geographische Lage der beiden Halbkantone Außer- und Innerrhoden wies Schlegel auf geologische, klimatische, siedlungsgeschichtliche, demographische und wirtschaftliche Aspekte dieses Landes am Fuße des Alpsteins hin.

Am Nachmittag wurde eine Exkursion nach Trogen unternommen. Zwar ist heute Herisau der Hauptsitz von Parlament und Verwaltung des Kantons Appenzell-Außerrhoden und damit de facto Hauptort, aber auch Trogen hat einige wichtige Funktionen inne. So wird alternierend mit Hundwil jedes zweite Jahr die Landsgemeinde hier abgehalten. Um den Landsgemeindeplatz herum, auf welchem gerade Jahrmarktreiben herrschte, gruppiert sich eine Reihe von prachtvollen Bürgerhäusern, deren zwei besichtigt wurden:

Prof. Dr. *Walter Schläpfer* führte durch das Pfarrhaus mit Kantonsbibliothek, welches zwischen 1760 und 1763 für den Großkaufmann Jakob Zellweger-Wetter als Wohn- und Geschäftshaus errichtet worden war.

Ebenfalls für ein Mitglied der in Trogen lange Zeit dominierenden Familie der Zellweger, nämlich für Jakob Zellweger-Zuberbühler, wurde von 1803 bis 1805 das heutige Rathaus mit Obergerichtssaal gebaut, durch welches Prof. Dr. *Otto P. Clavadetscher* führte. Dabei verband er den kunsthistorischen Überblick über den Prachtsaal des Obergerichts (unter vielem anderem: Galerie der Landammännerportraits) mit einem Kurzreferat über die geschichtliche Stellung Trogens im Kanton und über das außerrhodische Gerichtswesen.

Ein nochmaliger Blick auf den Trogener Dorf- und Landsgemeindeplatz, wo städtisch großbürgerliche und dörflich bäuerliche Architektur eine so einmalige Verbindung eingegangen sind, beendete das offizielle Programm der Hauptversammlung 1981.

PETER FAESSLER und MARCEL MAYER



# Der Bodensee

Landschaft · Geschichte · Kultur

Herausgegeben von  
Helmut Maurer





## Zur Einführung

»Annäherungen an den See« –, so oder ähnlich könnte man alle sechzehn in diesem Bande vereinigten Aufsätze charakterisieren. Denn im Grunde unternimmt ein jeder Autor den Versuch, aus dem Blickwinkel der von ihm vertretenen Wissenschaft eine Aussage darüber zu treffen, was für ihn bzw. für sein Fachgebiet unter den Begriffen »Bodensee« und »Bodenseelandschaft« zu verstehen sei. Und dabei stößt er beinahe regelmäßig auf die Schwierigkeit, Ausdehnung und ungefähre Grenzen »seiner« Bodenseelandschaft einigermaßen zutreffend zu bestimmen. Der Geologe wird sie jeweils wieder anders definieren müssen als der Siedlungsgeograph, der Namenforscher anders als der Kunsthistoriker, der Historiker des Mittelalters anders als derjenige der jüngsten Vergangenheit usw. usf. Es gibt also – das dürfte die wichtigste Erkenntnis einer Lektüre dieses Bandes sein – sehr viele verschiedene »Bodenseeräume«, je nachdem, von welcher Warte, aus welchem Gesichtswinkel man sie sieht. Einigkeit herrscht lediglich über die Zugehörigkeit des nächsten Umlandes; geht man aber weiter ins Land hinein, dann beginnen sich die Geister zu scheiden.

Was aber vielleicht noch mehr überrascht, ist die Tatsache, daß auch der See selbst keine konstante Größe war und ist; daß vielmehr etwa der Geologe zu zeigen vermag, um wieviel größer der See vor vielen Tausenden von Jahren gewesen war, und daß – umgekehrt – der Limnologe vorauszusagen in der Lage ist, daß der See in einigen zehntausend Jahren sehr viel kleiner geworden sein dürfte. Und der Limnologe ist es auch, der die – nicht immer erfreulichen – Veränderungen innerhalb des Sees als Lebensraum für Pflanzen und Tiere aufzeigen kann.

Was nach all dem die Bodenseelandschaft als Raum des Zusammenlebens von Menschen Jahrhunderte hindurch von anderen Groß-Landschaften, etwa vom Schwarzwald, abhebt, ist ihre stete Veränderlichkeit, ist das Fließende, das nicht nur dem See selbst als Gewässer anhaftet.

Angesichts solcher allenthalben erkennbaren Unbestimmtheiten des zu behandelnden Objekts war es für die meisten der um einen Beitrag angesprochenen Gelehrten nicht leicht, den Versuch der Annäherung an ihren Gegenstand zu wagen. Doch mochte gerade das zu erwartende Wagnis dazu gereizt haben, dem Ansinnen letztlich doch zuzustimmen und das jeweilige Thema in den Wintersemestern 1978/79 und 1979/80 in Konstanz und Freiburg i. Br. und danach in mehreren anderen Städten im Umkreis des Sees zunächst mit Hilfe des gesprochenen Wortes zu behandeln. Gewiß sind in diesen sechzehn Vorträgen, aus denen hier sechzehn Aufsätze geworden sind, nicht alle denkbaren Themen behandelt worden. Das ergibt sich etwa aus dem Vergleich mit jener bereits 25 Jahre früher, 1954/55, in Freiburg durch das Alemannische Institut, genauer gesagt durch seinen damaligen Vorsitzenden, den Geographen

Friedrich Metz, veranstalteten Vortragsreihe über das »Bodenseegebiet«. In ihrem Rahmen waren u. a. auch die Pflanzenkunde, die Ur- und Frühgeschichte, die Kirchengeschichte, die Territorialgeschichte und die Volkskunde zu Wort gekommen. Daß solche und andere Themen bei diesem zweiten Versuch fehlen mußten, lag zum einen daran, daß sowohl die Vortragsreihe als auch der ihr folgende Sammelband keinen unbegrenzten Umfang annehmen durften. Ihr Fehlen lag zum anderen aber auch darin begründet, daß sich nicht für alle wünschenswerten Themen geeignete Referenten finden ließen oder daß sich in Aussicht genommene Referenten – aus welchen Gründen auch immer – versagen mußten.

Demgegenüber bleibt als Positivum festzuhalten, daß diesmal zahlreiche andere, damals nicht behandelte Themen aufgegriffen worden sind, ja daß hier – im Unterschied zu den zwölf Freiburger Vorträgen des Jahres 1954/55 – alle sechzehn Beiträge, die sämtlich zentrale Themen aus der Naturkunde, der Geschichte und der Kulturgeschichte der Bodenseelandschaft betreffen, veröffentlicht werden.

Ein jeder dieser sechzehn Aufsätze, die – wie es sich bei Bodensee-Themen gebührt – von Gelehrten aller drei See-Anliegerstaaten beige-steuert worden sind, könnte im übrigen als ein Entwurf zu einer umfassenderen monographischen Behandlung des jeweiligen Themas verstanden werden –, ganz im Sinne der von dem Verleger Jan Thorbecke 1954 konzipierten »Bodensee-Bibliothek«, in der bislang Friedrich Kiefers »Naturkunde« sowie Otto Fegers »Geschichte« und Albert Knoepflis »Kunstgeschichte« in vorerst drei bzw. zwei Bänden erschienen sind. Es besteht begründeter Anlaß zu der Hoffnung, daß dieser oder jener Autor, vielleicht aber auch dieser oder jener sachkundige Leser sich zu einer umfassenderen Ausgestaltung des einen oder anderen hier eben nur angerissenen Themas veranlaßt sehen könnte. Damit wäre ein wesentliches Anliegen des Sammelbandes erfüllt.

Vor allem aber kam und kommt es dem Herausgeber darauf an, sowohl dem Freund von Natur und Geschichte des Bodensees und seiner Landschaft, als auch dem sich wissenschaftlich um See und Umland Bemühenden – in Form einer Zwischenbilanz – eine wenn auch nicht vollständige, so doch einigermaßen umfassende Landeskunde des Bodenseegebietes in die Hand zu geben.

Der Editor fühlte sich bei seiner Arbeit der Tradition zweier Institutionen verpflichtet, in deren Namen er schon die Vortragsreihe gestalten durfte: Zum einen der Tradition des Bodenseegeschichtsvereins, der seit über einem Jahrhundert vorab in seinen »Schriften« eine Fülle von Einzelforschungen zur Naturkunde und Geschichte von See und Landschaft veröffentlicht hat und weiterhin veröffentlichen wird, und zum anderen der Tradition des wesentlich jüngeren Alemannischen Instituts, das – beginnend mit dem 1939 erschienenen Band über den »Kaiserstuhl« bis hin zu dem 1981 edierten Sammelwerk über den »Schwarzwald« und dem im Erscheinen begriffenen Sammelband »Zwischen Schwarzwald und Schwäbischer Alb. Das Land am oberen Neckar« – es sich zur Aufgabe gemacht hat, Landschaften in umfassender Weise beschreiben zu lassen, und zwar von Naturwissenschaftlern ebenso wie von sogenannten Geisteswissenschaftlern.

Die vom Herausgeber gewählte Gliederung der Beiträge möge im übrigen das Verständnis dafür wecken, wie aus der von einem See geprägten Naturlandschaft im Laufe von Jahrhunderten eine Kulturlandschaft (im Sinne des Geographen) und aus ihr vielleicht sogar so etwas wie eine »Geschichtslandschaft« geworden ist.

*Helmut Maurer*

Die Bodenseelandschaft von außen gesehen

I.

Die Bodenseelandschaft von  
außen gesehen



# Bodensee und Alpen – die literarische Entdeckung eines Landschaftsbildes

VON PETER FAESSLER

Die vielgestaltige Landschaft an den Grenzen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz wird von zwei Dominanten geprägt: einmal durch die an ein Amphitheater gemahnenden Alpen im Süden, dann durch den nördlicher gelegenen Bodensee, wobei Berge wie Wasser vom Laufe des Rheins eingebunden werden. Das Panorama aus Bodensee und Alpen erschließt sich dem Betrachter jeweils am eindrucklichsten vom deutschen Ufer her. Denn dort schweift ja der Blick über die Weite des Seespiegels zur Alpenkette hin, wo deren markantestes Glied – der Alpstein mit dem Säntis – sich in altväterischer Grandiosität auftürmt.

Dieses so welthaltige Panorama hat die Betrachter immer wieder zu begeistern vermocht, und so bildet denn diese Landschaft seit zweitausend Jahren einen literarisch vielberufenen Ort der deutschen, ja der europäischen Literatur. Dabei zeigt sich, daß Bodensee und Alpen stets als Ensemble – als Einheit und Ganzheit – begriffen werden. Die Rollen, welche die Akteure darin spielen, sind freilich zu unterscheiden. In der älteren Sicht der Antike und des Mittelalters ist es – in Entsprechung zum Laufe des Rheins – eine Suite aus Alpen und See. Die neuere Schau der Aufklärung läßt dann beide Dominanten kontrapunktisch zu Gegenspielern werden. Und an der Schwelle zum 19. Jahrhundert endlich finden sich Bodensee und Alpen im harmonischen Zusammenspiel, und zwar im Zeichen jener zur Ganzheit strebenden Sehweise des Landschaftlichen, welche auch heute noch den Begriff von Landschaft bestimmt.

Eine in der Literatur gespiegelte Landschaft ist nun nicht eine Abbildung jener wirklichen, geographisch faß- und empirisch erfahrbaren Landschaft, von der sie spricht und mit welcher sie ja auch ganz offensichtlich zu tun hat. Was der Maler Ferdinand Hodler (1853–1918) einmal prägnant für die Malerei gesagt hat, gilt zugleich auch hier: »Autre chose est la nature, autre chose est la nature vue.«

Eine literarische Landschaft ist nämlich eine zur Sprachgestalt gewordene Seelenlandschaft. Und Seelenlandschaft meint hier die vom Menschen im Erlebnisakt geschaute wirkliche Landschaft. Wenn der Mensch so Landschaft schaut und erlebt, dann nimmt seine Aufmerksamkeit an ihr das wahr, wozu er seelisch besonders gestimmt ist. Worauf nun aber die Aufmerksamkeit des Betrachters im Erfahren der Landschaft jeweils zielt, ist von vielfachen Voraussetzungen abhängig, nicht zuletzt von solchen geistesgeschichtlicher Art. Im Wandel des literarischen Landschaftsbildes wird mithin auch der Wandel des menschlichen Geistes sichtbar.

Wer sich nie mit solchen Fragen beschäftigt hat, könnte leicht meinen, Landschaft zu gestalten sei ein selbstverständlicher Vorgang literarischen Schaffens. Doch davon kann keine Rede sein. So fühlte sich noch der italienische Humanist und Dichter Francesco Petrarca

schuldig, weil er aus Anlaß seiner berühmten Besteigung des Mont Ventoux im Jahre 1386 mit Genuß in der Anschauung von Landschaft verweilt hatte. Welch ein erstaunlicher Gegensatz zu heute, wo doch der Genuß einer als schön empfundenen Landschaft die Menschen in gemeinsamer Freude zu einen vermag.

## I

Das erste Porträt von Bodensee und Alpen verfaßte im vierten nachchristlichen Jahrhundert der römische Historiker Ammianus Marcellinus (um 330 n. Chr. – um 400 n. Chr.), der als Offizier in diese Gegend kam. In seiner »Römischen Geschichte« entwirft er ein dramatisch inszeniertes Landschaftsbild: *In den Weiten der hohen Berge entspringt der Rhein aus reißenden Gebirgswässern und schwillt über gefährliche Klippen hin an, ohne Nebenflüsse in sich aufzunehmen... Bald, aus der Enge befreit, bespült der Strom hohe Uferwege und ergießt sich in einen rundlichen weiten See, den die rätischen Anwohner Brigantia nennen. Er ist 460 Stadien lang und mißt fast ebensoviel in der Breite... In diesen See ergießt sich also der Strom, tosend mit schäumenden Strudeln, und zerteilt ihn, die träge Ruhe seiner Wogen durcheilend, in der Mitte wie in schnurgerader Linie, als ob er ein durch ewige Zwietracht von ihm geschiedenes Element wäre und ohne daß sich die von ihm herbeigeführte Wassermenge vermehrt oder vermindert. Sein Name und seine Gewalt bleiben unverändert, und so tritt er aus dem See wieder heraus, um sich... schließlich mit dem Ozean zu vereinigen.* Im Vordergrund dieses Landschaftsbildes stehen weniger See und Alpen, als vielmehr der Rhein. Diese Sicht verrät ganz jene der antiken Autoren, die schon vor Ammianus darüber berichtet haben. Das jeweilige Primat des Rheins leuchtet ein, wenn man sich an dessen Rang als vielumstrittene Völkerscheide und eindruckliches Naturobjekt erinnert. Ammians Übertreibung bezüglich Gefäll und Strömung steht dabei in Verbindung mit jener Einschätzung der Alpen, welche die römischen Autoren von Caesar bis Tacitus überliefern. Sie haben nämlich Gefälle und Schnelligkeit des Wassers stets vermerkt.

Hatte schon der Rhein mit seinen Strudeln für die Südländer etwas Unbändiges, so mußte sie vollends dessen alpinisches Ursprungsland mit Schauer erfüllen. Die zeitgenössischen Schriftsteller hegten denn auch ganz phantastische Vorstellungen von der Höhe der »schrecklichen Alpen« (Livius).

In der karolingischen Renaissance wird sich dann der spätere »Dichterstürm« der Insel Reichenau – Walahfrid Strabo (808–849) – mit den antiken Autoren beschäftigen, so wohl auch mit Ammianus. Eingang einer seiner Dichtungen umreißt etwa der junge Walahfrid die Lage seiner geliebten Insel, indem er in gleicher Weise wie der Römer dem Laufe des Rheins folgt:

*Dort, wo die Fluten des Rheins den Ausonischen Alpen entströmen  
in den gewaltigen See, der weit nach Westen sich ausdehnt.*

*Dort erhebt sich inmitten der Flut die liebevolle Insel.*

*Reichenau wird sie genannt, im Herzen Germaniens liegt sie.*

Wie schon bei Ammianus wird der Bodensee ohne Anschaulichkeit skizziert; und den Vordergrund hat wiederum der Rhein und nicht der See inne. Die Klosterinsel – als Stätte des Geistes – macht das eigentliche Sinnzentrum des Landschaftsbildes aus. Allein um diesen Ort der Klostergemeinschaft willen wird es entworfen. Walahfrid bezeugt im Verein mit Ammianus eine Sicht von Landschaft, die man als poetisch verbrämte Geographie bezeichnen könnte.

Unter der Reichenauer Klosterdichtung findet sich noch ein anderes die Bodenseegegend betreffendes Zeugnis, welches eine geistesgeschichtlich bedeutsame Wende im Verhältnis des Menschen zur Landschaft erkennen läßt, nämlich die Lebensgeschichte des hl. Gallus. Darin wird berichtet, wie auf einem Berge bei Bregenz ein Berg- und in der dortigen Seebucht ein Wassergeist wohnen; der eine vermutlich ein Riese, der andere ein Wassermann. Gallus hörte nun in stiller Nacht beim Fischen, wie beide in einem klagenden Zwiegespräch darüber ratschlagen, wie sie die Glaubensboten wieder aus dem Lande vertreiben könnten. Denn der Bergdämon ruft seinem Genossen im See zu: »Komm mir zu Hilfe. Denn Fremde sind gekommen und haben mich aus meinem Tempel vertrieben. . . Komm, komm, hilf mir, sie aus dem Land zu vertreiben.« Der Wassergeist antwortete ihm darauf: »Schau, einer von ihnen ist auf dem See; dem kann ich niemals schaden. Ich sollte seine Netze zerreißen, doch siehe, wie traurig ich bin, da ich besiegt wurde. Er ist stets mit dem Zeichen des Gebetes bewaffnet und wird selbst vom Schlaf nicht überwunden.«

Wir wissen ja, daß die Alemannen bestimmte Wasser und Berge verehrten, weil sie darin höhere Wesen angesiedelt glaubten. Das Christentum nötigte sie in der Folge, diese Wesen nicht als göttliche zu verehren, sondern als höllische Dämonen zu verabscheuen. Es war nun das Werk des Gallus, das Land am See von diesen Ausgeburten der Hölle zu befreien, denn – so die Vita – »als der auserwählte Gallus dies hörte, beschützte er sich nach allen Seiten mit dem Zeichen des Kreuzes und sprach zu den Geistern: ›Im Namen Jesu Christi gebiete ich euch, verschwindet aus dieser Gegend, wagt niemandem mehr hier Schaden zuzufügen.‹ Dann ging er eilig ans Ufer und erzählte seinem Abte alles. . . Als Kolumban dies vernommen hatte, rief er die Brüder mit dem üblichen Glockenzeichen in die Kirche. Einzigartige Dummheit des Teufels. Noch ehe die Knechte Gottes ihr Gebet begannen, vernahm man die Stimme der Geister, die sich in schrecklichen Tönen heulend und klagend von den Berggipfeln hören ließen. Mit Klagen verzog sich der neidische Teufel. . .«.

Mit dem Befehl des Gottesmannes Gallus, die Dämonen sollten entweichen, bricht für das Land am See eine neue Zeit an. Fortan haben sie dort ihre Herrschaft verloren und müssen nun unter Gejammer in die Berge fliehen, wo sie und ihre Nachfahren – als Gespenster der Sage – sich dann in der Folge noch lange halten werden.

Durch die fragliche Schilderung werden wir nun gewiß dazu gedrängt, in Umriss von Berg und See die Bodenseelandschaft zu erkennen, und zwar die Bucht bei Bregenz; wer dünkte dabei nicht etwa an den Pfänder. Indessen wird wiederum klar, daß die Landschaft auch hier nicht um ihrer selbst willen geschildert wird. Sie ist vielmehr Hintergrund für ein wunderbares Geschehen. So kann sich denn der Erzähler auch mit der Zeichnung einer vagen Silhouette aus Berg und See begnügen.

## II

Man hat den Italiënern der Renaissance nachgerühmt, sie seien die frühesten unter den Modernen gewesen, »welche die Gestalt der Landschaft als etwas mehr oder weniger Schönes wahrgenommen« hätten (Jakob Burckhardt). Es war nun ein Humanist aus Florenz, der gefeierte Leonardo Bruni (1370–1444), der die Schönheit des Bodensees bezeugt. Der Gelehrte, der sich im Jahre 1414 zum Konzil nach Konstanz begibt, schildert in einem Reisebrief den Weg längs des Rheins und den Bodensee, wobei Reminiszenzen an Ammianus augenfällig sind. Das



den See betreffende Landschaftsbild verrät dabei auch eine ferne Herkunft vom »locus amoenus«, dem vielgepriesenen Lustort der antiken Literatur: »Der See ist überaus lieblich, viele Burgen und Dörfer liegen überall an seinen Ufern. Das Wasser ist sauber und durchsichtig bis auf den Grund. Der See enthält vielfältige Fische verschiedenster Art...« Bruni schildert mithin den See und seine Gestade als Kulturlandschaft, was er gewahrt, ist weniger Natur als Zivilisation. Der Italiener ist vielleicht der erste, welcher den Bodensee ausdrücklich lieblich nennt (»Lacus est omnium amoenissimus«) und damit die Stiftungsurkunde für das Landschaftsschöne dieser Gegend ausfertigt. Im Lobe Brunis fehlen die Alpen. Diese hätten sich schwerlich in sein Lob einer Kulturlandschaft einpassen lassen, ja Bruni gesteht sogar, daß er nicht ohne Schrecken an sie zurückzudenken vermöge.

Zum frühen humanistischen Landschaftsbild läßt sich ein spätes gesellen, nämlich aus der Feder des Erasmus von Rotterdam (1469–1536). Der große Humanist besuchte im Jahre 1522 einen gleichgesinnten Freundeskreis in Konstanz. Die Reise ging längs des Rheins über Schaffhausen an den See und sollte schließlich bis Rom führen, wohin man Erasmus schon wiederholt eingeladen hatte. Indessen machte ihm in Konstanz – von seinem Gastgeber und allen Leuten von Rang fürstlich aufgenommen – ein altes Leiden wiederum schwer zu schaffen, und so scheute sich der Kranke, die Strapazen einer Weiterreise auf sich zu nehmen.

Mit sichtlichem Behagen berichtet der Gast von seinem Aufenthalt, wobei aufhorchen lassen muß, welche große Aufmerksamkeit er gerade auch der Landschaft schenkt, beschreibt ja Erasmus sonst kaum je Naturszenarien. Was der Humanist preist, ist wiederum eine Kulturlandschaft, beginnt er doch mit dem Preis der schönen Lage der Stadt. Dabei rühmt er vorzüglich auch den See und vergißt darob dessen Fischreichtum nicht. Noch in der Sehweise des alten Ammian entwirft Erasmus ein Suite aus Alpen, Rhein und See, läßt indessen aber den Strom die Ruhe des Sees nicht mehr wild durchpflügen, sondern sich darin wie in einer gastlichen Herberge auf der Weiterreise erfrischen.

Der Blick des Erasmus – und dessen Auge erweist sich hierin für Landschaftliches schon erstaunlich geschult – eilt über die freundlichen Hügel auch hin zu den nahen Alpen, hinter welchen der Humanist Italien weiß. Diese Alpen erscheinen ihm denn auch wie eine Einladung endlich dorthin zu eilen: »Invitabant Alpes e propinquo arridentes.« Bei Erasmus bekommen also jene Bergmassen, über deren Sinn noch Bruni gerätselt und an die er nicht ohne Entsetzen zurückgedacht hatte, ein menschliches Antlitz, ja sie vermögen – gewiß ein landschaftsästhetisches Ereignis – sogar zu lächeln.

Worte wie jene des Erasmus hätte man eigentlich erst vom 18. Jahrhundert erwartet, indessen geben Texte, die aus unmittelbarer Anschauung von Landschaft erwachsen sind, wiederholt Anlaß, tradierte Urteile zu differenzieren. So etwa ist in einem barocken Lob auf St. Gallen von jenem oft genannten zeitgenössischen Schrecken vor den Alpen nichts mehr festzustellen.

Zwar wird bei Josua Wetter (1622–1656) – einem bedeutenden Barockdramatiker der Schweiz – in bekannter Weise ausschließlich eine Kulturlandschaft gelobt. So etwa könne man bei St. Gallen »nach lust besehen«, »wie auf dem Bodensee die schnellen schiffe gehen«. Der Bodensee ist also nicht nur schön, er ist zugleich auch nützlich, weil er eine Straße ist; denn die Segel darauf sind durchaus ein Zeichen des Handels und Wandels. Was Wetter gewahrt, ist mithin nicht Natur, sondern Zivilisation. Landschaft wird als Kulturlandschaft interpretiert, und zwar unter dem doppelten Blickwinkel von »Augenlust und Nutzen«. Was hier – und im

Barock überhaupt – die Aufmerksamkeit auf sich lenkt, ist nicht frei waltende Natur, sondern solche, die vom Menschen gebändigt und genutzt wird. Freie Natur wäre nach diesem Verständnis immer noch Wildnis, die es zu besiegen und zu kultivieren gilt. Was nämlich vor dem Zugriff von Menschenarbeit und Menschengestalt einmal gewesen, das war – wie bei St. Gallen – »nur dik verworrener Busch«, behaust von wilden Tieren, die es auszurotten galt: »Du, jetzt so schöne statt, bist einstmals nur gewesen ein dik verworrner busch, den einzig auserlesen die allerscheüchsten thier zu ihrem schlupf-behauß, bis dass man nach und nach die hat gerottet auss.«

Die Landschaft, welche Wetter gewahrt, gewinnt den Charakter eines Gartens, der vermöge seiner Schönheit die Augenlust und dank seiner Nützlichkeit den Verstand zu befriedigen weiß. Dieses Verständnis rückt Landschaft mithin in die Nähe jener Auffassung als Garten, von welcher in der Literatur und Kunst des Barocks auch anderswo die Rede ist. So etwa kennt später einer der großen Romane der Epoche einen Garten, worin sich »lust und nutzbarkeit... streiten« (Römische Octavia, erschienen 1685).

In Wetters »Kurtzen und einfältigen Beschreibung der Statt Sanct-Gallen« findet sich auch ein Landschaftslob, welches in seiner Art selten sein dürfte. Es ist ein überaus weiträumiges Bild, welches auch die Alpen einzuschließen vermag:

*So lang die Sitter wird für unsere wälder fleüssen  
und heimlich durch die Statt die Iren sich ergeusset.  
So lang der schöne Brüel mit seinen blumen prangt  
und ob drey Linden sonst das Staudengügge hangt.  
So lang der silber-schnee die Alpen wird befeuchten  
so lang soll auch das lob von unsrem Gallus leuchten.*

Im Barock darf also das Landschaftslob auch die Alpen einschließen und mit dem Preis des Heiligen verbinden. Und dabei zeigt sich im Nennen des »Silberschnees« und dessen die Alpen betauende Feuchte noch einmal jener doppelte Blickwinkel, unter welchem der barocke Dichter Landschaft gewahrt, eben jener mit Augenlust gepaarte Nutzen.

### III

Es ist auffällig, daß ein Zugewinn an landschaftlichem Sehen jeweils mit Wendepunkten in der Geschichte des menschlichen Geistes verknüpft ist. Nicht von ungefähr ist es dann auch die Epoche der Aufklärung, welche neues und helles Licht auf Landschaftliches in der Literatur wirft.

So ist es das Verdienst des wichtigen Ästheten und Literaten Johann Jakob Bodmer (1698–1783), Bodensee und Alpen im Sinne des 18. Jahrhunderts entdeckt zu haben. Er schildert nämlich das Ensemble eingangs einer damals vielbeachteten Ode, die er seinem Trogener Freunde Dr. Laurenz Zellweger (1692–1764) sowie dessen appenzellischer Heimat zugebracht hat:

*Der Schiffer, der an Schwabens fruchtbaren Ufern  
Den Bodensee mit leichten Kähnen besegelt,  
Sieht südwärts seltsame Gestalten der Berge  
Den Himmel begränzen.*

*Dort streket der Camor den liegenden Rücken,  
An welchen aufwärts sich der Altman lehnet;  
Dann hebet sich mit aufgethürmeten Gipfeln  
Der höhere Säntis.  
Zu ihren Füßen liegt ein bergigt Gefielde,  
Mit tiefen Klüften als mit Furchen durchschnitten;  
Doch an den Seiten mit weitwurzelnden Tannen  
Vor Einfall verwahret.  
Hier wohnt ein Volk verstreut an rinnenden Brunnen  
Das in den Stand des unterthänigen Lebens  
Nur einen Schritt gethan, mit furchtsamen Füßen,  
Und den schon bereuet.*

Dieses Landschaftsbild steht im Zeichen Albrecht von Hallers (1708–1777), in dessen eingestandener Gefolgschaft Bodmers Gedichte erst entstanden sind.

Im Jahre 1732 erschien ja das Schlüsselwerk für die literarische Entdeckung der Bergwelt, nämlich Hallers Jugendgedicht »Die Alpen«, das die schweizerische Gebirgslandschaft als Thema in die deutsche Literatur eingeführt hat. Das Werk erntete europäischen Ruhm und machte Haller – neben J. J. Rousseau und Ossian – zu einem der Erzväter der Landschaftsschau des 18. Jahrhunderts. In gedankenreichen und moralisierenden Versen stellt das Lehrgedicht die Vernünftigkeit der Bergwelt dar. Dem Dichter gelingt dabei das schier Unmögliche, nämlich die für die Literatur vormals – dies ein Topos, der sich von Livius herleitet – *scheußlichen Alpen*, welche noch Johnsons Dictionary im Jahre 1755 als *Auswüchse und unnatürliche Geschwülste der Erdoberfläche* krank schrieb, in neuer Weise zu deuten. Sie seien nämlich entgegen anderer Nachrichten ein Land *Wo nichts, was nöthig fehlt, und nur was nutzt blüht: / Der Berge wachsend Eis, der Felsen steile Wände, / Sind selbst zum Nutzen da, und tränken das Gelände*, und zwar in Gestalt der großen Ströme, so auch des Rheins. Hallers Alpen sprechen indessen – entgegen landläufiger Meinungen vom »Dichter der Berge« – weniger von der Schönheit der Gebirgslandschaft, als vielmehr von den Menschen dort; in Entsprechung dazu ist der Mittelteil des Lehrgedichtes eine Hirtenidylle.

Bodmers Ode verweist in dreifacher Weise auf den großen Berner. Zum einen entwirft das Gedicht Landschaft aus der Fernsicht, so wie Haller es auch zu tun liebt. Aus dieser Perspektive schildert der Zürcher nun mit den Augen eines Schiffers *an Schwabens fruchtbaren Ufern* die jenseitige Kulisse der Appenzeller Berge. In seinem Gedicht »Der Landbusem« wird Bodmer dann auch den gegenläufigen Blick, jenen von der Schweiz her über den See nach Schwaben hin, in Versen einfangen.

Zum anderen reihen sich die Elemente des Odeneinganges zu einem Landschaftsbild, dem jeder dramatische Kontrast abgeht, zu jenem angenehmen Gemisch mithin, das auch Hallers Landschaftsgeschmack schätzt: *Ein angenehm Gemisch von Bergen, Fels und Seen, / Fällt nach und nach erleicht, doch deutlich ins Gesicht, / die blaue Ferne schließt ein Kranz beglänzter Höhen, / Worauf ein schwarzer Wald die letzten Strahlen bricht*. Im Sinne dieses angenehmen Gemisches findet sich in der Ode gleichfalls ein Dreiklang aus *Bergen, Fels und See*: im Vordergrund der Bodensee, im Mittelgrund die *Berge*, nämlich die Hügel Appenzells, und im Hintergrund der *Fels*, eben die Alpen.

Zum dritten geht es Bodmer darum, in einer – an Haller geschulten – bilderreichen Sprache dem Leser der Ode die Alpen kenntlich vor Augen zu stellen. Diese Absicht läßt sich auch in Verbindung mit der Kunsttheorie der Zürcher bringen, welche für das 18. Jahrhundert von entscheidendem Einfluß war. Sie verfißt das Prinzip der »imitatio naturae«, wonach die Künste dem Gebote der Naturnachahmung gehorchen müssen. »Der Zweck einer Beschreibung« – so etwa bei einem literarischen Landschaftsbild – wäre es, »durch die Ähnlichkeit mit dem Urbilde die Leser zu belustigen.«

Welches Gewicht man im 18. Jahrhundert darauf legte, daß eine in der Dichtung aufscheinende wirkliche – mithin geographisch faßbare – Landschaft vom Leser auch als solche erkannt wurde, bezeugt Haller, der in einem seiner Gedichte bei der Schilderung des Panoramas vom  *Gurten bei Bern*  vermerkt: »Diese ganze Aussicht ist nach der Natur beschrieben.« Bodmers den Bodensee betreffende Verse sind in der Folge ganz im Sinne Hallers in der zeitgenössischen Reiseliteratur immer wieder zitiert worden, ja man darf von einer eigentlichen Wirkungsgeschichte dieser wenigen Zeilen sprechen. So etwa zitiert auch David Huenleins wichtiges – weil erstes umfassendes – Bodenseebuch, nämlich die »Beschreibung des Bodensees«, Bodmers Strophen und bescheinigt ihnen ausdrücklich topographische Richtigkeit: »Diese Schilderung ist nach der Natur; man kann diese malerischen Abwechslungen an diesen hohen und niedrigen Gebirgen oft nicht ohne die innigste Rührung ansehen.«

Die Verquickung von Naturdichtung und Betrachtung der Natur gehört zu den Anliegen der ästhetischen Schriften Bodmers und seines Freundes Johann Jakob Breitinger (1701–1776). So etwa rät dieser einem Leser von Thomsons »Jahreszeiten« – einer damals bahnbrechenden Naturdichtung –, das Studierzimmer zu fliehen und aufs Land zu gehen, wenn er die Schönheiten der genannten Dichtung völlig genießen wolle: »Ich verspreche ihnen nichts geringeres, als dass sie Thomsons Schildereyen nicht bloss in seinem Werke lesen, sondern zugleich den Commentar der Natur darüber vernehmen sollen, welcher sie mit den besondern Schönheiten dieses Poeten bekannt machen wird.« Und so suchten denn die Zürcher im Appenzellerland als Spaziergänger jene Punkte auf, die Bodmer in seinem »Landbusem« besungen hatte, um dort den »Commentar der Natur« zu dieser Bodensee-Dichtung zu vernehmen. Denn sie »betraten alle die Lagen der Höhen, die er beschreibt, und genossen diese seltenen Gesichtspunkte«, nämlich die Fernsicht nach Schwaben hin:

*Dort umzäunen mit stumpfen Pfeilern die Durchsicht in Süd-Ost  
Algaus Gebirge, da sind die Berge auf Berge gethürmet;  
Hinter den födersten ragt, doch ferne von ihnen getrennet,  
Thürmend ein neuer hervor, und schaut auf jene herunter.  
Nach und nach werden sie kürzer die östliche Seite herüber  
Bis sie in Schwabens Pläne zu niedern Hügeln sich senken.*

Und auf der Suche nach den »Urbildern« des »Noah« – einer Patriarchade Bodmers – entdecken die Wanderer immer neue Wunder zwischen Bodensee und Appenzeller Bergen, zu denen sie der Zürcher als Ortskundiger Cicerone und wissender Dichter führt: »Wir waren schon zuvor auf dieser Spitze der Berge gewesen, aber damals bekamen wir nichts zu sehen; für die unvergleichliche Aussicht, die sich mittelst ein paar kurzer Schritte vorwärts vor der Stirne eröffnet, hatten wir das Original von einer anderen Situation in demselben Gedichte.« Schließlich werden alle Leser des »Noah« gar eingeladen, diesen im Appenzellerland, und zwar mit Blick auf den Bodensee, zu lesen.

Bodmers Ode hat auch Friedrich Gottlieb Klopstocks Erwartungen von der Schweiz bestimmt. Auf dem Wege nach Zürich, wohin ihn Bodmer eingeladen hatte, sieht der junge Dichter bei »Messkirchen, sechs Meilen dieseits Schaffhausen« die Alpen. Klopstock, der – in Begleitung von Freunden – bis anhin wenig von der durcheilten Landschaft zu berichten hatte, läßt die Begegnung mit der Bergwelt nicht unberührt, ja entlockt ihm sogar Worte der Begeisterung. In einer für den Jüngling bezeichnenden Weise verbinden sich dabei Landschafts- und Freundschaftserlebnis: *Eine Meile von hier, auf einem Gebirge, erblicken die Herren Schweizer ein paar Alpen. Sie wurden so entzückt, als wenn die Schiffer Land sehen, und wußten sogar zu sagen, daß es Appenzeller Alpen wären. Es ist wahr, es war ein unvergleichlicher Anblick. Sie glänzten in der Ferne, wie Silberwolken; doch konnte man zugleich sehen, daß es keine Wolken waren, wie ich im Anfange aus Rache behauptete, da die Herrn unsre Schwäbischen mit einem dicken, hohen Walde bedeckten Gebirge über den Anblick ihrer Alpen auf einmal vergaßen.* Die fernen Berge prägen sich dem Dichter als »unvergeßlicher Anblick« ein. Es sind – ihrer Erhabenheit wegen – »himmelnah«, ja »himmlische Berge«, für deren Glänzen sich der Vergleich mit einer »Silberwolke« einstellt. Die Alpen sind mithin für den Messiasdichter der Sphäre des Himmels näher als jener der Erde.

Auf der weiteren Reise sahen Klopstock und seine Begleiter »die Alpen wieder, und deutlicher als zuvor«. Später spricht er von ihnen, als er jene berühmte Fahrt auf dem Zürichsee schildert, welcher er in einer Ode ein Denkmal gesetzt hat. Jenes Bild von der »Silberwolke« – für die Appenzeller Alpen – findet sich nun in einer lyrischen Variation: *»Itzt entwölkte sich fern silberner Alpen Höh, / Und der Jünglinge Herz schlug schon empfindender, / Schon verrieth es beredter / Sich der schönen Begleiterin.«* Das Gedicht drückt jenen Wunsch nach Freundschaft und Geselligkeit in der Natur aus, der schon den Reisebrief durchklungen hat, es ist aber auch in neuer Weise Zeugnis für eine empfindsame Naturlyrik, wie sie bis anhin unbekannt war. Daneben gehört die Ode zu den Schlüsselwerken des Philhelvetismus, der die Schweiz zu einem Sehnsuchts- und Wallfahrtsort des 18. Jahrhunderts werden ließ.

Ähnlich wie Klopstock empfand in jenen Jahren auch C. M. Wieland. So wenn er Zellweger gegenüber bedauert, nicht mit in Trogen weilen zu können, um dann in ausdrücklicher Weise den Landschaftsgenuß der Geselligkeit nachzuordnen: *»auch wären es für mich Vergnügen, wiewohl von einem mindern Rang, gewesen, die seltsamen Gestalten der Berge zu sehen, den Camor, den Alteman und den Säntis mit den aufgethürmten Gipfeln.«* Wieland wünscht sich des öfteren – so auch unter Berufung auf die »Philokles«-Ode – Appenzell zu sehen: *»Man hat mir von Ihrem Vaterlande so anreizende Ideen gegeben, dass ich nothwendig Verlangen tragen muss diese neuen und prächtigen Scenen einer freyeren Natur die mir so schön beschrieben worden, zu betrachten, und in einer Luft welche Gesundheit und in einem Lande welches Freyheit und Natur athmet, meinen Leib und Geist zu einer freyeren Bewegung und Activität geschickt zu machen. Da aber verschiedene Umstände es nicht erlauben, so muss ich mich begnügen mich in einer poetischen Entzückung in Ihre Gebürge zu versetzen, und in Gedanken mit Ihnen in diesen schönen Wildnissen herumzugehen, welche durch das angenehme u. geheimnisvolle Grauen dass sie zu erwecken pflegen, die Leute ehemals auf den Einfall gebracht haben, die Gebürge und Hayne mit Göttern und Göttinnen zu bevölkern.«*

Die Wendung vom »angenehmen und geheimnisvollen Grauen«, womit ihn die Berge erfüllen könnten, bezeugt, daß hier nicht Natur, sondern Literatur im Spiele ist. Formulierungen solcher Art sind seit Beginn des 18. Jahrhunderts stehende Wendung der europäischen

Literatur; so bei der Marquise de Sévigné – »Nos montagnes sont charmantes dans leur excès d'horreur« –, so bei Joseph Addison, der vor den Bergen »an agreeable horror« empfindet, während ungefähr zur selben Zeit Berthold Heinrich Brockes von einem »lustvermischten Grausen« spricht.

## IV

Hat Albrecht von Hallers Landschaftsgeschmack das angenehme Gemisch gepriesen, so fordert Jean-Jacques Rousseau (1712–1778) – er einer der anderen Erzväter landschaftlichen Schauens innerhalb der europäischen Literatur – dramatische Kontraste; denn ihm geht es um ästhetischen Genuß, und zwar im Sinne empfindungsstarker Effekte. Es ist nun Graf Friedrich Leopold von Stolberg-Stolberg (1750–1819), der in seiner *Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sizilien* (1794) die Bodenseegegend im Zeichen Rousseaus zu schildern weiß.

Der heute als Dichter vergessene Autor wurde von seinen Genossen im Umkreis des Göttinger Haines noch in einem Atemzuge mit Klopstock genannt, mit dem ihn während der Hamburger Zeit auch eine Freundschaft verband. Stolberg bedient sich nun des Klopstockschen Wolkenbildes, um den ersten Eindruck der Berge festzuhalten. Angesichts des neuen Alpenenerlebnisses verblaßt in der Erinnerung des Grafen deren erster Eindruck, welchen er in Goethes Begleitung anlässlich dessen ersten Schweizerreise empfangen hatte: *Als wir uns... vor Ravensburg über das schöne Thal... erhoben, sahen wir jenseits des Bodensees die Bregenzer Gebürge, und hinter diesen die viel höheren Gipfel ferner Schneegebürge. Dieser Anblick überraschte mich, wiewohl ich die höchsten Berge der Schweiz schon kannte, dennoch so sehr, daß ich einigemal zweifelte, ob ich nicht Wolken für Berge ansehe. So sehr bleibt selbst die Erinnerung hinter diesen großen Naturschönheiten zurück! Erneut öffnet sich dann das Panorama hinter Tettang: Plötzlich öffnete sich die Aussicht. Wir sahen den Bodensee neben uns in abnehmender Entfernung, die Bregenzer Berge, die mit ewigem Schnee gekränzten Gipfel der Tiroler, Appenzeller und Glarner Gebürge. Wir fuhren in einem ununterbrochenen Wein- und Obstgarten, und genossen vor uns und zur rechten Seite des Anblicks auf herzerhebende, herzerfreuende Aussichten. Dieser Anblick ward noch erhöht durch jenen Strahlenschleier, mit welchem die Vormittagssonne die Gegenden umzog, einem lichten Schleier, von welchem sich niemand einen Begriff machen kann, der nicht große Landseen von Bergen umgeben, der die Schweiz nicht gesehen hat.* Wenn Stolberg in impressionistischer Manier so von einem lichten Schleier über dem weiten See spricht, so bezeugt dies, wie sehr sich der Augensinn im Wahrnehmen atmosphärischer Reize nunmehr verfeinert hat. Die Art und Weise, wie der Autor die *Hellung* – so des Sees und der Schneegipfel – in Kontrast zu *nächtlichen Schatten* – nämlich in den Tälern und Klüften – zu setzen weiß, muß dabei in Erinnerung rufen, daß gerade im 18. Jahrhundert in der deutschen Sprache Ausdrücke wie *hell-dunkel* in Gebrauch kommen.

Stolberg ist immer wieder neu entzückt vom lieblichen See, seinen anmutigen Gestaden und dessen menschenfreundlichen näheren und fernerer Zonen, sei es das schwäbische oder sei es das *voll bewohnte schweizerische Ufer*. In dramatischem Kontrast zu dieser Idylle steht nun als Gegenwelt die Alpenkulisse. Denn jenseits des Sees – so Stolberg – *thürmen sich stufenweise drei Ordnungen von Bergen. Gegen einander starren, wie in Schlachtordnung, die vielfach gereihten Bergketten der Schweizerkantone, und des tirolischen Gebürges. Das Geschütz des Himmels ruht drohend auf ihren umwölkten Rücken... Schrecklich starret empord der Alpen-*

*stein, ein Felsengebürge des Kantons Appenzell. Hie und da ist er mit Schnee bedeckt, oft raget er aus schimmerndem Gewölk hervor, ist selten ganz entblöst von Wolken. Doch erheben sich hinter ihm höhere Gebürge des Kantons Glarus, in kühner Zeichnung, mit schroffen Gipfeln. Schon der Alpstein schreckt und ergötzt die Phantasie. Wenn sie den Flügel wieder senken wollte, so würde die höhere Gebürgsreihe sie wieder aufrufen. Diese verbirgt die noch höheren himmeltragenden Schneegebürge, welche man auf dem Bodensee nicht sieht. Sähe man auch die, so weiss ich nicht, ob ich nicht diesem See den Preis vor allen Seen der Schweiz geben würde.*

Gerade solche effektvolle Kontraste – hier das Heroische als Gegenwelt zur Idylle – sind exemplarisch für das Landschaftserlebnis in der Tradition Rousseaus. Denn das ins Naturbild versenkte Auge versprach sich vom Genuß einer zugleich anmutigen wie erhabenen, ja furchteinflößenden Landschaft empfindungsstarke Effekte. Daneben gesellt sich zum Räumlichen – und dies zumal in der Bergwelt – auch ein zeitliches Moment: die Gleichzeitigkeit aller vier Jahreszeiten nämlich, vom Winter der Berge bis zum Sommer der Ebenen. Rousseaus Roman »La nouvelle Héloïse« hat solches ja der Bergwelt des Wallis nachzurühmen gewußt.

Es war übrigens eine dem Bodensee ähnliche Landschaftsszenerie – die des Genfer Sees bei Vevey –, welche den jungen Rousseau so begeistert hatte. Das Auge wird ja dort wie von selbst dazu angeleitet, die schroffen Berge des französischen Ufers als eine kontrastive Ergänzung der anmutigen Gestade der Schweizerseite zu verstehen. Eindrücke dieser Gegend sind denn auch so als Schauplätze in die Héloïse eingegangen. Was Wunder nun, daß – geschult an Rousseau – die so vielgestaltige Bodenseelandschaft im 18. und 19. Jahrhundert zu einer eigentlichen Offenbarung für viele Reisende werden konnte. Denn für die genannte dramatische Kontrastwirkung ist ja die Landschaft aus Bodensee und Alpen geradezu geschaffen.

Neu nuanciert erscheint dann das heroische Bild der Alpen bei der Abenddämmerung. *Da wir – so Stolberg – die Sonne hinter dem waldigen Ufer des Überlinger Sees untergehn sahen, blickten wir oft in den grossen See hinein. Der Alpstein glühte vom Abendroth, mit mattem Golde schimmerten die Gebürge von Glarus, die Tirolerberge schatteten sich zum trüben Grau, in den Thälern herrschte schon die Nacht. Nach und nach schwanden die minder hohen Gebürge. Höhere Gipfel schienen wie Riesenphantome in der Luft des Horizonts zu schweben.* Während es Nacht wird und die Dunkelheit – dies eine schöne Naturbeobachtung – nach oben steigt, verschattet sich das Gebirge zum Grisaille-Bild. Die Verwandlung der *höheren Gipfel* in *Riesenphantome* indessen geschieht im Zeichen Ossians, von dessen Werk – Stolberg hat es übrigens später ins Deutsche übersetzt – an anderer Stelle noch die Rede sein wird.

## V

Zur gleichen Zeit wie Stolberg reiste im Jahre 1791 der junge Joseph Anton Koch (1768–1839) an den Bodensee. Dem später bedeutenden romantischen Landschaftsmaler eröffnete sich bei Tuttlingen ein gewaltiges Panorama aus See und Alpen. Ihrer Mannigfaltigkeit und Weite wegen wird die Landschaft zu Welt schlechthin. Der Blick eilt einmal nach Süden gegen die Alpen hin, dann nach Osten gegen Oberschwaben und schließlich nach Westen zum Schwarzwald. Die Aussicht weitet sich mithin zur Rundschau – zum Panorama –, und zwar einem von unermesslicher Art.

Nach Süden vermag der Blick in die tiefste Ferne zu schweifen. Koch baut dabei das Landschaftsbild in steter Unterstreichung der Horizontalen auf, nämlich mittels waagerechter

Linien und Streifen. Die »luftige Ebene der Schweiz« bildet so eine Reihe hintereinander gestaffelter Linien, die sich vom Westen nach Osten erstrecken. Diese Linienschar verliert sich in eine Region, wo sich Himmel und Erde zu vermischen scheinen. Und gerade dort, wo die Erde zu endigen scheint, entdeckt der Betrachter »erhabene Wunder« – eben die Alpen: *Blaulichtes Grün deckt die luftigen Ebenen der Schweiz. Linien von glänzendem Weiß erstrecken sich auf denselben von Osten nach Westen ununterbrochen und mehrmal hintereinander wiederholt in unendliche Regionen und erweitern also gleichsam verdoppelt das Perspektiv ins Ungemessene, bis der gelbliche Himmel mit der Erde sich zu vermischen scheint.*

*Da wo die Erde sich zu endigen scheint, am sehr weit entfernten südlichsten Horizont entdeckt man erhabene Wunder, welche man im Ganzen nirgends so wie hier überschauen kann. Von Osten gegen Westen so weit das Auge zu reichen vermag, sieht man den ganzen südlichen Dunstkreis wie von tausend glänzenden, oft durch Wolken von der Erde getrennten erhabenen Körpern durchschnitten, deren kronenähnliche Häupter einen Teil des entfernten Himmels zu sein scheinen. Welcher Unbekannte sollte hierunter eine so unermeßliche Bergkette vermuten. Er würde nur staunen und vergebens raten. Ja es sind unermeßlich hoch und weitausgedehnte Alpen, starrend von ewigem Frost, beladen mit Eismassen, die durch himmeldurchdringende Felsen unterstützt sind. Diese durch ein Wolkenmeer wie von der Erde getrennt, scheinen dem Himmel zu gebieten. Von hier aus entdeckt man nämlich die Schneegebirge von Savoyen, von der ganzen Schweiz, von Bünden, von Tyrol, ja selbst die von Salzburg. Besonders vorteilhaft sieht man hier die Gletscher und die Gegend des Schreckhorns und des Gotthards. Hinter und übereinander sieht man unzählige, an unaussprechlichem Glanz einander übertreffende Gipfel.*

Während der Blick des überwältigten Betrachters von den Alpen Savoyens bis zu denen Österreichs hin wandert, entdeckt er ein anderes erhabenes Wunder, nämlich den Bodensee: *Ein lichter glänzender Streifen von dem Bodensee scheint am Fuß der Alpen zu ruhen, obgleich diese mächtigen Gebirge noch weit von ihm entfernt sind. Zwischen dunklen Gebirgen sieht man einen anderen Arm des Bodensees, nämlich den Überlinger See. Seine waldigten Bergufer gewähren einen sanftmelancholischen Anblick, der durch die schwarzblaue Farbe des Sees noch mehr verstärkt wird. Ebenso zeigte sich der wie Silber glänzende Zeller See zwischen grünblauen Bergen in luftiger Ferne. Erhaben ist der Anblick dieses großen Gewässers.*

Kochs Landschaftsbild – gewiß mehr visionäre Schau als wirklich gesehene Landschaft – ist in seiner Art das weiträumigste literarische Bild der Bodenseelandschaft überhaupt. Es verrät dabei erstaunliche Sprachkraft und Raumgefühl. Kochs Erlebnis dieser Gegend macht uns vielleicht zum Zeugen einer Geburt, nämlich jener Kochs zum Landschaftsmaler.

Den Schlüssel zu Kochs Landschaftsverständnis liefern Worte, die er bei Konstanz findet. Dort enthüllt sich ihm eine Weite, deren Schau er mit einem Bekenntnis verknüpft. Die ganze Natur – woraus ja die Landschaft nur ein Ausschnitt ist – erscheint ihm als Einheit in der Mannigfaltigkeit: »Diese ungeheure Mannigfaltigkeit macht doch ein Ganzes, die ganze Natur verbindet sich schwesterlich, kein einziger Teil wird untreu, um nur für sich zu bestehen. Alles ist völlige Einheit in Mannichfaltigen.«

Diese Vorstellung ist eine Frucht des Sturm und Drangs, der solches in Opposition zu Vorstellungen der Aufklärung proklamiert hat. So ruft etwa Johann Kaspar Lavater (1741–1801) aus: »Es wird Wahrheit bleiben, solange die Natur Natur bleibt: Innere Ganzheit ist das Gepräge der ganzen Natur.« Lavaters entsprechende Schriften – von Goethe Bogen für Bogen abgesehen – wurden damals von der versinkenden Aufklärung verspottet, von der



jungen Generation jedoch mit Enthusiasmus gelesen, so auch von Koch. Denn Lavater in Zürich war ja – neben dem »hohen Sentis im Appenzell« – eines der Reiseziele Kochs; beide Vorhaben wurden indessen durch die Ungunst des Wetters vereitelt. Immerhin erreichte aber der von der französischen Revolution beflügelte Jüngling die »helvetischen, tyrannenfreien Ufern« und weilte für einige Tage in der Schweiz.

Die Persönlichkeit Lavaters steht auch in Verbindung mit Goethes zweiter Schweizerreise, die ihn im Jahre 1779 zum ersten Male an den Bodensee geführt hat. Dort hält er sich wiederum bei seiner Rückkehr von Italien im Jahre 1788 auf; ein eigentliches Porträt von See und Alpen findet sich aber erst anlässlich seiner dritten Schweizerreise, und zwar in Form eines umfangreichen Tagebuch-Eintrages vom 17. September 1797. Eine Lobrede in der Art, wie sie sich bei anderen Reisenden jener Zeit findet, ist es nun allerdings nicht. Die Notizen halten den Blick von Tuttlingen her, wo sich die Fernsicht auf den Bodensee als Panorama weitet, so fest: »Die neue Saat des Dinkels stand schon sehr schön; man säet hier früh, weil es auf den Höhen zeitig einwintert. Es thut sich die Aussicht auf, links nach dem Bodensee und den Bergen von Graubünden, vorwärts nach Hohentwiel, Tängen und dem Fürstenbergischen. Man hat das Donauthal nunmehr rechts und sieht jenseits desselben die Schlucht, durch die man heruntergekommen... Nachdem man lange kein Dorf gesehen, sieht man in einem breiten, fruchtbaren Tal, dessen Wasser nach dem kleineren Bodensee zufallen, Hattingen liegen.«

Die Art, wie Goethe hier Landschaft erwähnt, ruft nach einem Vergleich. Es ist eine Sicht, welche das genaue Gegenteil dessen vermerkt, was seinerzeit die Aufmerksamkeit der Reisenden zu fesseln vermochte. Das Auge des Dichters gewahrt nämlich zunächst die Saat des Dinkels, die schon »sehr schön« stand, so wie die Bedingungen des örtlichen Fruchtbaus. Und erst danach – der Kontrast zur damaligen modischen Akzentuierung ist denkwürdig – die Aussicht auf Bodensee und Alpen, welche letztere er recht vage die »Berge von Graubünden« heißt. Nüchterne Wahrnehmung bestimmt die Fernsicht, kein begeisternder Ausruf stellt sich ein, ja selbst ein schmückendes Attribut fehlt. Goethes Schau zeigt, welcher Abstand hier zu jenem Enthusiasmus für prachtvollere Fernblicke auf die Alpen vorliegt, der seinerzeit erst recht eigentlich in der Reiseliteratur zu grassieren beginnt.

Was das Tagebuch hingegen an der Landschaft gewahrt, ist – um es in einer allgemeinen Andeutung zu belassen – Natur und Zivilisation. Es ist Landschaft, die von Naturgeschichte und Menschenwerk kündigt.

Goethes Sachlichkeit bekundet sich auch, als er sich Engen nähert. Zwar wird das Tal davor seiner Fruchtbarkeit wegen ausdrücklich »schön« genannt, die »Ketten der Schweizer Gebürge« hingegen als bloßes Faktum vermerkt. Dieses Tal, welches also im Verlauf des Wahrnehmungsaktes den Alpen den Rang streitig zu machen vermag, wird des näheren so konterfeit: »Kleines, ziemlich steiles ehemaliges Waldamphitheater, auf dem die Stücke der abgehauenen Bäume noch stehen, zum Kartoffelfelde mühsam umgearbeitet. Das Thal verbreitert sich, und alle Leten sind womöglich zum Feldbau umgearbeitet.«

Es ist also – und das muß wieder auffallen – auch die Rede von der Arbeit des Menschen in der Landschaft sowie von dessen Sorge um sie.

Damit faßt Goethe einen Aspekt im Verhältnis des Menschen zur Landschaft ins Auge, welcher älter und zeitloser ist als der Genuß der Schönheit der Landschaft. Eine Welt trennt einen solchen Bezug von Rousseau und seinen Jüngern, für welche die Natur zum Fluchtort des modernen Sentimentalen vor Alltag und Gesellschaft wurde.

## VI

Ein Jahr nach Goethes Tagebuchnotiz erscheint dann jenes Werk, das die Alpenbegeisterung und die Lust an Aussichten ins Pathetische zu steigern weiß, nämlich Johann Gottfried Ebel (1746–1830) »Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz« (1798). Dieses Buch bildet nicht nur den Höhepunkt der damaligen Appenzell-Begeisterung, sondern ist auch innerhalb der den Bodensee betreffenden Reiseliteratur ein Glanzpunkt.

Nach einer kurzen ärztlichen Tätigkeit in Wien ging Ebel für drei Jahre auf Reisen und durchwanderte dabei kreuz und quer die Schweiz. Seit dem Jahre 1793 praktizierte er in Frankfurt am Main, wo er als Hausarzt des Bankiers Gontard dem Dichter Friedrich Hölderlin eine Erzieherstelle in dessen Familie vermittelte. Während der Frankfurter Zeit arbeitete Ebel an seiner »Anleitung, auf die nützlichste und genussvollste Art die Schweiz zu bereisen« (1793, 1804 und 1810). Dieses Werk genoß, so eine Vita, »einen europäischen Ruf« und wurde schließlich zum Prototyp ähnlicher Werke über die Schweiz, u. a. etwa Murrays »Handbook for travellers in Switzerland« (1844) und von Baedekers »Reisehandbuch für die Schweiz« (1844).

Ebel sieht – im Sinne Hallers – den Charakter der Bergbewohner in Verknüpfung mit der Kargheit der Alpennatur, mit der jene Menschen zu einer Schicksalsgemeinschaft verbunden sind. In solcher Weise äußert sich auch Ebel: »So eigenthümlich die Natur der Alpen ist, ebenso eigenthümlich sind die gesellschaftlichen Einrichtungen ihrer Bewohner.« Einen solchen inneren Zusammenhang zu vermuten, ist nun nicht neu; der Schriftsteller erfüllt aber die Grundgleichung zwischen Natur und gesellschaftlicher Einrichtung mit einer flammenden Begeisterung für die bürgerlichen Freiheiten der französischen Revolution.

Neben einer reichen Fülle an enzyklopädischem Wissen, das Ebels Werk als Sachbuch wertvoll macht, ist es indessen auch als eine literarische Fiktion, eine Utopie mit arkadischem Kolorit, zu verstehen.

Zivilisationskritik, Natursehnsucht, bürgerliche Freiheitsideale sowie der Gang nach Utopia im Gewande eines modernen Arkadien verquicken sich dort, wo Ebel über seine Gründe berichtet, die ihn zur Reise in die Schweiz bewogen haben: *Alles, was ich von jeher über die Natur der Gebirgsschweitz, und die freien Hirtenvölker, welche sie bewohnen, las und hörte, zog mich mit dem lebendigsten Interesse an. Je weniger ich in der Natur, die mich umgab, und in der bürgerlichen Gesellschaft, in der ich lebte, etwas kannte, welches mir nur die fernste Ähnlichkeit von dem gezeigt hätte, was ich in den Beschreibungen dieses außerordentlichen Landes fand, und je mehr das, was ich darin las, ausser dem Kreise meiner Gewohnheits-Ideen und Vorstellungen lag, desto wunderbarer schien mir Alles.*

Von welcher Art ist nun Ebels Landschaftsgeschmack? Einen Schlüssel dazu liefern uns Reflektionen zur Naturauffassung, die sich in seinen anderen Schriften finden. Der Autor verknüpft nämlich apodiktisch Naturerfahrung mit Zivilisationskritik, wobei auch die Einsamkeit – dies eine stehende Thematik solcher Ideenwelt – mit im Spiele ist. Hierin gibt sich Ebel als Schüler J. J. Rousseaus (1712–1778) zu erkennen. Als Erbe solchen Gedankengutes lassen sich jene Äußerungen verstehen, wo Ebel mit dem »Getümmel, Thun und Treiben« der menschlichen Gesellschaft ins Gericht geht, weil sie den Menschen schließlich zum puren Egoisten werden ließen. Gegen eine so geartete Menschenwelt wird nun das Reich der menschenfernen Natur ausgespielt. Dort kann – und Ebel bewegt sich wiederum im zeitgenössischen Wünschen – der in der Gesellschaft verstrickte und an ihr krankende Mensch Heilung erhoffen, und zwar

von seinen gesellschaftlichen wie seelischen Leiden. Die Natur wird mithin zum Fluchort für den menschenfeindlichen und naturschwelgerischen Einzelnen.

Zwar sei die Natur vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt in seiner Qual, aber es ist doch eine solche ganz ausgezeichnete Art, welche dem Menschen höchsten Gewinn verheißt. Erst der »Umgang mit erhabener Natur« nämlich sei »wahre Läuterung für die Seele«.

Diese mit der Einsamkeit verschwisterte »erhabne« Natur glaubt Ebel nun in der Alpenwelt verkörpert. Die »himmelschauenden Alpen« sind ihm der einzig wahre Ort, wo der Mensch einer ihm würdigen Selbstfindung teilhaftig wird: *O! nur in der Einsamkeit erhabener Natur findet der Mensch sich selbst und den Adel seines Wesens wieder; nur da erlangt der Geist Größe und Würde, und das Herz unnennbaren harmlosen Frieden. Es giebt keinen ehrwürdigen Tempel des Nachdenkens und der Weisheit, als die himmelschauenden Alpen.*

Darum eilt Ebels Blick immer wieder zu den höchsten Gipfeln der Berge. Sie werden mithin zum Sehnsuchtsort, zumal ihm ja jene der Schweiz zugleich auch Bürgen der menschlichen Freiheit vorstellen. So ist es denn für ihn auch ein »unbeschreibliches Vergnügen«, als er bei Lindau endlich die »hohen Gebürge Appenzells zu sehen« bekommt.

Was Ebels Naturauffassung ferner bestimmt, ist die Vorstellung, daß die Natur fürs Auge ein ästhetisches Ganzes ausmache, wofür sich denn auch bezeichnenderweise die Metapher eines »Schauspiels« einstellt; so beim ersten Anblick des Bodensees: *Mein Auge heftete sich unverändert auf das Schauspiel dieser neuen Natur, die in ihren grossen Zügen fesselt, und das Suchen nach ihren einzeln Theilen unmöglich macht. Ich war in der Betrachtung des grossen Ganzen versunken, und nur mit den Gefühlen beschäftigt, welche diese neuen Eindrücke in meiner Seele erzeugten, als mich das Rasseln des Wagens weckte...*

Im Zusammenhange mit Ebels Naturauffassung – der Verknüpfung von Naturerfahrung mit Zivilisationskritik im Zeichen der Einsamkeitsthematik zum einen, der Lokalisierung der »erhabenen Natur« in der Alpenwelt zum anderen und schliesslich der Vorstellung von der Einheit in der Mannigfaltigkeit zum dritten – muß auch der Landschaftsgeschmack des Gelehrten verstanden werden.

Wie etwa Ebels Auffassung von der Einheit in der Mannigfaltigkeit auch seinen Begriff vom Landschaftsschönen bestimmt, zeigt sich dort, wo er die Schweiz rühmt. In ihr habe sich die ganze Natur in einem »kleinen Raume« zu einem »Garten Europas« vereinigt: *Alles Grosse, Erhabne, Außerordentliche und Erstaunenswürdige, alles Schreckliche und Schauderhafte, alles Trotzige, Finstre und Melankolische, alles Romantische, Sanfte, Reitzende, Heitre, Ruhige, Süssequickende und Idyllenliebliche der ganzen weiten Natur, scheint sich hier in einem kleinen Raume vereinigt zu haben, um dies Land zu dem Garten von Europa zu bilden...*

Zugleich wird einsichtig, daß sich alle diese Attribute im Sinne eines großen Kontrastes ordnen lassen. Dem Erhabenen, Schrecklichen und Melancholischen steht das Sanfte, Süssequickende und Idyllenliebliche gegenüber, oder vereinfachend gesagt – zum Erhabenen tritt das Idyllische.

Und gerade für solche Kontraste – es war schon bei Stolberg davon die Rede – empfiehlt sich ja die Bodenseeegend. Ebel verleiht jedoch solchem Schauen wie kein zweiter beredten Ausdruck. So wenn er die näheren Ufer des Sees im Sinne des Idyllischen stilisiert, aber zugleich das »Erhabene« in Gestalt der Appenzeller Berge hereinragen läßt: *Obgleich das Wetter nichts weniger als günstig war, um die Ufer dieses Sees in ihrer Grösse und reizenden Schönheit zu sehn, so fand ich doch den reichsten Genuss...*

*An dem jenseitigen Ufer glänzen Städte und Dörfer, und an den großen Formen der Gebirge, und an der Kühnheit der über die Wolken ragenden und mit Eis belasteten Felsenhörner erkennt der Reisende sogleich die erstattungswürdige Natur des Schweizerlandes.*

Neben Rousseau ist Ossian – als ein anderer Erzvater der Landschaftsschau in der europäischen Literatur – von bestimmendem Einfluß auf Ebel. Die angeblich von einem gälischen Barden dieses Namens verfaßten Lieder – sie sind eine spektakuläre Fälschung des Schotten James Macpherson (1736–1769) – sprechen von heroischen Kämpfen. Die Gesänge sind dabei – erinnert sei an Ebels Lob der Kontraste – auf unheimlich Gespenstisches sowie Melancholisch-Erhabenes abgestimmt. Schauplatz der Kämpfe sind eine wilde, stürmische und nebelige Berglandschaft sowie wildumbrandete Ufer des Meeres, das in Aufruhr begriffen ist.

Müßig wäre es zu fragen, in welchem Lichte sich der Bodensee Ebel bei der ersten wirklichen Begegnung dargeboten hat. Es ist aber gewiß weniger das Werk des Wettergottes als vielmehr literarische Regie, wenn sich – so das Buch – bei der Ankunft des Autors in Lindau ein Stimmungsbild ergab, worin Ossiansche Nebel den wildtobenden See und die Felsmassen verhüllen; auch der »halbdunkle Ton« der Natur entspricht einer modischen Betrachtungsweise.

*Der Anblick des Bodensees riß mich auf einmal aus der eintönigen, trüben Stimmung, welche magere Einförmigkeit, und der halbdunkle Ton der Natur an einem stürmisch regnigten Tage leicht erzeugen. Es war nicht Sonnenhelle, nicht der entzückende Wechsel des Lichts und Schattens auf Berg und Thal, nicht der magische Luftschimmer eines heitern Frühlingmorgens, sondern der Eindruck einer ganz neuen und in ein furchtbares Gewand gehüllten Natur, das eine so plötzliche Veränderung in meinem Gefühle bewirkte. Ungeheure Felsmassen ummauerten den Gesichtskreis; weiße Nebel entzogen dem Auge die Formen ihrer Häupter, und ein drohendes Wolkenmeer, welches von dem Sturm gepeitscht jeden Augenblick wechselte, jeden Augenblick neue Gestalten formte, wälzte sich tiefer an ihren Füßen in das breite Rhein-Thal hinab, und bildete ein schwarzes grässliches Dunkel. Auf diesem Hintergrunde glänzte unbeschreiblich das helle Meergrün des wildtobenden Sees, dessen schäumende Wogen sich in der Ferne mit den Regenwolken vermischten.*

Das Moment der Mannigfaltigkeit ist für Ebels Landschaftsgeschmack noch in anderer Weise von Belang. Der »Genuß der Natur« werde nämlich ferner erhöht durch »Mannigfaltigkeit der Ansichten einer Landschaft aus einem einzigen Punkte in den verschiedenen Tageszeiten, bey reinem, halbbewölktem und ganz überzogenen Himmel betrachtet, wodurch Farben, Lichter halbe und ganze Schatten auf Seen und Wiesen, auf Hügel und Berge, auf die kahlen und beschneiten Felsenscheitel geworfen, und bisweilen in kurzer Zeit so verändert werden, daß eine und dieselbe Gegend die verschiedensten und auffallendsten Schauspiele gewährt.«

Ebel liebt mithin das Atmosphärische an einer Landschaft. Und es ist vor allen Dingen das Licht, welches die dramatischen Stimmungen seiner See- und Gebirgsszenen bewirkt, und zwar bei wechselnder Beleuchtung, so etwa beim Aufhellen nach Gewitterstürmen.

Es ist für Ebels Landschaftsgeschmack bezeichnend, daß er sich an weiten Aussichten nicht genug weiden kann. Über diese Leidenschaft hat sich seinerzeit der Winterthurer Schriftsteller Ulrich Hegner (1759–1840) mokiert. In seiner »Molkenkur« berichtet der Autor von einer Reise längs des Bodensees. »Willst du dies Wein- und Obstland näher kennen lernen, so laß dir von unserm Pastor ein gutes Buch, Ebels »Anleitung die Schweiz zu bereisen«, geben; es ist voll sicherer Kenntnis alles dessen, was Natur und Geschichte Merkwürdiges darbieten; nur wirst

du vielleicht mit mir finden, daß dessen Verfasser allzusehr der herrschenden Unart nachgegeben und zu viel für jene neue Gattung Reisender, . . . man könnte sie Aussichtler nennen, gesorgt hat. Das hat mir unterwegs viel Freude verderbt; oder ist es nicht unerträglich, keine halbe Stunde zurücklegen und sich in dem Buche über die Beschaffenheit und Geschichte des Landes Rat erholen zu können, ohne von Aufforderungen zu »weiten, prächtigen, herrlichen Aussichten, Standpunkten, reizenden und außerordentlichen Naturszenen« unterbrochen zu werden, dergleichen man doch anderswo auch schon gesehen, ohne dass daselbst so viel Aufhebens davon gemacht wird.«

## VII

Friedrich Hölderlin (1770–1843) weilte im Jahre 1801 für kurze Zeit als Hauslehrer im thurgauischen Hauptwil. Die Winterreise – Hölderlin wanderte wie so oft zu Fuß – führte über Sigmaringen und Konstanz in die Schweiz, wo er anfangs Januar eintraf. Es war die Sehnsucht nach der »großen Natur«, die den einunddreißigjährigen Dichter bewogen hatte, für ein zweites Mal in die Schweiz zu gehen.

Hölderlin, der in seinen Städte- und Landschaftsdichtungen die Schönheit der deutschen und griechischen Landschaft gefeiert hat, stand neu betroffen vor den Alpen. So berichtet er in den Tagen des Friedens von Lunéville seiner Schwester: *Ich schreibe Dir und den lieben Unsrigen an dem Tage, da unter uns hier alles voll ist von der Nachricht des ausgemachten Friedens, und, da Du mich kennest, brauche ich Dir nicht zu sagen wie mir dabei zu Muth ist. Ich konnte auch diesen Morgen, da der würdige Hausvater mich damit begrüßte, wenig dabei sagen. Aber das helle Himmelblau und die reine Sonne über den nahen Alpen waren meinen Augen in diesem Augenblicke um so lieber, weil ich sonst nicht hätte gewußt, wohin ich sie richten sollte in meiner Freude. Ich glaube, es wird nun recht gut werden in der Welt...*

*Diß und die große Natur in diesen Gegenden erhebt und befriediget meine Seele wunderbar. Du würdest auch so betroffen, wie ich, vor diesen glänzenden, ewigen Gebirgen stehn, und wenn der Gott der Macht einen Thron hat auf der Erde, so ist es über diesen herrlichen Gipfeln. Ich kann nur dastehn, wie ein Kind, und staunen und stille mich freuen, wenn ich draußen bin, auf dem nächsten Hügel, und wie vom Äther herab die Höhen alle näher und näher niedersteigen bis in dieses freundliche Thal, das überall an seinen Seiten mit den immergrünen Tannenwäldchen umkränzt, und in der Tiefe mit Seen und Bächen durchströmt ist, u. da wohne ich, in einem Garten, wo unter meinem Fenster Weiden und Pappeln an einem klaren Wasser stehen, das mir gar wohlgefällt des Nachts mit seinem Rauschen, wenn alles still ist, und ich vor dem heiteren Sternenhimmel dichte und sinne.*

Auffällig ist, daß Hölderlin in seiner Freude nicht weiß, wohin er denn sonst sein Auge hätte wenden können als auf die Alpen. Wenn sich der Dichter – losgelöst von der menschlichen Gesellschaft – so auf sich selbst verwiesen sieht, dann muß diese Seelenlage an Rousseau gemahnen, bei dem ja die Landschaft zur Fluchtstätte für den innerlich überreichen, aber vereinsamten Menschen wurde. Dieser ist sich so selbst genug im Reichtum seiner Gefühlswelt und braucht als Gefährte nur die Natur.

Der Dichter steigert die Alpen ins Mythische. Denn wenn der »Gott der Macht einen Thron hat auf der Erde, so ist es über diesen herrlichen Gipfeln«. Die »ewigen Gebirge« erzählen auch von der Entstehung der Welt, sind sie doch wie eine wunderbare Sage. In diesem Sinne schreibt Hölderlin an seinen Freund Landauer: *Vor den Alpen, die in der Entfernung von einigen*

*Stunden hieherum sind, stehe ich immer noch betroffen, ich habe wirklich einen solchen Eindruck nie erfahren, sie sind wie eine wunderbare Sage aus der Heldenjugend unserer Mutter Erde, und mahnen an das alte bildenden Chaos, indess sie niedersehn in ihrer Ruhe, und über ihrem Schnee in hellerem Blau die Sonne und die Sterne bei Tag und Nacht erglänzen.* Ursprünglich das Werk gestaltloser Kräfte des Chaos, sind sie nun – beglänzt vom Licht der Gestirne – eine Gestalt von zeitloser Ruhe. Alpen und Vorland faßt Hölderlin als eine Treppe auf, die vom Äther herab über die Hügelstufen ins Tal von Hauptwil führt. Die Alpen verbinden mithin Himmel und Erde und werden als Himmelstreppe zum Symbol für die Verbindung beider Sphären. Gestalt und Sinn dieser Himmelstreppe ergeben sich aus dem Schöpfungsakt, denn nach Meinung des Dichters haben sich Himmel und Erde »woneschauend« vereint, um die Gebirge zu schaffen.

Die Alpen werden im Spätwerk des Dichters zu einem inhaltsschweren Motiv. So entwickelt der Natureingang der vielzitierten Hymne »Der Rhein« ein Landschaftspanorama, das jenem der Briefe aus Hauptwil gleicht, denn es findet sich wiederum die Treppengestalt der Landschaft aus Alpen, Hügelstufen und dem Tale, wo der Dichter sinnend weilte:

*Im dunkeln Epheu sass ich, an der Pforte  
Des Waldes, eben, da der goldene Mittag,  
Den Quell besuchend, herunterkam  
Von Treppen des Alpegebirgs,  
Das mir die göttlichgebaute,  
Die Burg der Himmlischen heisst  
Nach alter Meinung.*

Von der Schweiz aus kehrt Hölderlin Mitte April desselben Jahres über Lindau wieder in seine schwäbische Heimat zurück. Die Elegie »Heimkunft« spricht nun von einer Fahrt über den Bodensee:

*Weit in des Sees Ebene war's ein freudiges Wallen  
Unter den Segeln und jetzt blühet und hellet die Stadt  
Dort in der Frühe sich auf, wohl her von schattigen Alpen  
Kommt geleitet und ruhet nun im Hafen das Schiff.*

Diese »schattigen Alpen« finden sich auch in der Elegie »Wanderung«. Sie spricht eingangs von Schwaben, dem »glückseligen Suevien«, stellt jedoch die Alpen in die Achse des Landschaftsbildes. So sei das nördliche Schwaben die Schwester der südlich zu den Alpen liegenden Lombardei. Beide nun werden überschattet von »Alpegebirgen der Schweiz« – ein wahrhaft weiträumig gedachtes Landschaftsbild.

Die Städte von Hölderlins Heimat erscheinen dabei als Kinder der Mutter Suevien, ihnen voran die »Städte am weithindämmernden See«. Eine dieser Städte, Lindau nämlich, deutet der Dichter als eine Pforte zur schwäbischen Heimat, und zwar ganz im Sinne seiner weite Räume verbindenden Sicht von Landschaft. Eine Pforte ist ein Ort des Überganges. Als ein solcher Ort lockt nun Lindau *hinauszugehen in die vielversprechende Ferne*, jedoch noch mehr »heimzuzugehen« in die Heimat. Sie reizt also *durchs helle Gebirge, nach Como zu wandern, / Oder hinab, wie der Tag wandelt, den offenen See*; aber auch *Heimzuzugehen, wo bekannt blühende Wege mir sind, / Dort zu besuchen das Land und die schönen Thale des Neckars*. Lindau verbindet damit den Norden mit dem Süden, die schwäbische Heimat mit Italien, Deutsches mit Klassischem und spiegelt jene Synthese wieder, die Hölderlin für die deutsche Klassik mitvollzogen hat.

## VIII

Annette von Droste-Hülshoff (1797–1848) hielt sich verschiedentlich im Thurgau und im deutschen Uferstädtchen Meersburg auf. Den Weg dorthin findet die westfälische Dichterin durch die Heirat ihrer Schwester Jenny mit dem Literarhistoriker Joseph von Laßberg, dem Schloß Eppishausen im Thurgau gehört. Schon dort widmet die Droste dem Säntis ein Gedichtquartett, worin sie die Bodenseelandschaft im Wechsel der vier Jahreszeiten mit dem ewigen Schnee des Berges kontrastiert. Ein oberhalb des Schlosses gelegenes Rebhäuschen wird das bevorzugte Refugium der Dichterin. Beglückt beschreibt sie von dort aus ihrem alten Lehrer Schlüter in einer der besten Landschaftsschilderungen der deutschen Briefliteratur das lichte Panorama aus See und Alpen: *Ich sitze nur bei rauher Luft im Rebhäuschen, sonst davor unter einer großen Tauerweide, ganz versteckt durch die Reben, mit denen der Abhang bis ins Tal betetzt ist, das Tal selbst schmal und leer, die Gebirge gegenüber sehr nah und mit Nadelholz bedeckt, was sie schwarz und starr aussehen läßt; so nun Berg über Berg, ein kolossales Amphitheater, und zuletzt die Häupter der Alpen mit ihrem ewigen Schnee, links die Länge des Tals vom Bodensee geschlossen (das heißt die Perspektive, der See selbst ist zwei Stunden von hier), dessen Spiegel im Sonnenscheine mich blendet und der überhaupt mit seinen bewegten Wimpeln und freundlichen Uferstädtchen hinüberleuchtet wie das Tageslicht in einen Grotteingang. Es ist seltsam, wie die Klarheit der Atmosphäre jeden Gegenstand heranrückt; ich bedarf hier nur einer guten Lorgnette, um meilenweit zu sehen, und dasselbe leisten andere mit freien Augen. In Hülshoff habe ich den Spiegel eines nicht fünf Minuten entfernten großen Teiches nie deutlicher gesehen (von meinem Zimmer aus) als hier am Rebenhäuschen den eine Meile fernen See, auf dem ich jedes Segel zähle, ja sogar in dem Städtchen Lindau am jenseitigen Ufer einzelne Gebäude unterscheide. Die Alpenhäupter nun gar, denen nicht viel mehr Luft als keine geblieben, scheinen oft so nah, daß man nur sogleich hinangehen möchte... Hier träume ich oft lange, komme oft recht verklammert zurück, denn die Abende werden allmählich frisch; aber hier droben ist meine Heimat, hier geht alles an mir vorüber, was ich nur in meinem Herzen habe mitnehmen können.*

Angesichts der nächtlichen Schneeberge spürt sie auch Kälte, Einsamkeit und Majestät des Todes: *Den Tag hindurch ist noch Leben im Tal, aber wenn es dämmt, wenn die Tiefe um eins so tief, die Höhe um eins so hoch wird, der Fichtenwald dasteht wie die eigentliche Finsternis und nur die weißen, kalten Massen droben wie Gespenster herableuchten, glauben Sie mir, Schlüter, das flache Land bietet keinen Begriff für die Einsamkeit solcher Augenblicke – öde und gewaltig – der Tod in seiner großartigsten Gestalt.*

Anlässlich eines Aufenthaltes auf »Schloß Berg im Thurgau« schreibt die Dichterin ein so betiteltes Landschaftspoem. Darin kontrastiert sie See und Alpen, wobei das Bild der Berge als Vorstufe zu jener Vorstellung der Alpen zu sehen ist, das sich dann im Gedicht »Mondesaufgang« findet. Bei aufgehender Sonne bietet sich ihr für den Säntis der Vergleich mit einer Arche an:

*Ja, gleich der Arche über Wogengrimmen  
Seh ich in weiter Wolkenflut dich schwimmen  
Im weiten, weiten Meere, einsam ganz.*

Diesem biblischen Bild gesellt sich das des Greises zu, wodurch der Säntis als Monument aus grauer Vorzeit erscheint:

*Bist du es, dem ringsum die Lüfte zittern,  
Du weißes Haupt in deinem Klippenkranz?*

Die Droste inthronisiert den Säntis als König der Alpen, wobei die sieben Churfürsten historisch fälschlich, aber im Sinne des dichterischen Bildes richtig, als die geschichtlichen sieben Kurfürsten umgedeutet werden:

*O Säntis, wohl mit Recht trägst du die Krone,  
Da sieben Fürsten stehn an deinem Throne,  
Und unermeßlich ist dein luftig Reich.*

Ein Vergleich mit dem Winterfürsten des Volksmärchens

*So sah ich, unter Märchen eingeschlafen,  
In Träumen einst des Winterfürsten Haus*

spielt auf das Eis des Gipfels an, der, anderen Naturgewalten unterworfen, als jahreszeitliche Gegenwelt zur Bodenseelandschaft wirkt.

Im Herbst des Jahres 1841 übersiedelt die Droste wiederum aus Norddeutschland an den Bodensee, nämlich nach Meersburg, wo ihr Schwager Laßberg das dortige Schloß erworben hatte. Zuvor hatte sie noch ihr bedeutendstes Prosawerk – die Novelle »Die Judenbuche« – vollendet, worin von Schuld und Sühne die Rede ist. Dieses Thema spielt auch ins Gedicht »Mondesaufgang« hinein. In diesem Meisterwerk deutscher Lyrik lehnt die Dichterin an einem Balkongitter und ist in die Betrachtung der Landschaft aus See und Alpen versunken. Das Gedicht zeigt uns die Alpen vor und nach dem Mondesaufgang. Zuvor sind sie ein düsterer Kreis von Richtern:

*Das Dunkel stieg, die Schatten drangen ein –  
Wo weilst du, weilst du denn, mein milder Schein? –  
Sie drangen ein wie sündige Gedanken,  
Des Firmamentes Woge schien zu schwanken,  
Verzittert war der Feuerfliege Funken,  
Längst die Phaläne an den Grund gesunken,  
Nur Bergeshäupter standen hart und nah,  
ein finstrier Richterkreis im Düster da.*

Die Betrachterin scheint dabei in der Gerichtsszene als Angeschuldigte, der See als Volksgemurmel vor dem Tribunale:

*Ein Summen stieg im weiten Wassertale  
Wie Volksgemurmel vor dem Tribunale;  
mir war als müsse etwas Rechnung geben,  
Als stehe zagend ein verlornes Leben,  
Als stehe ein verkümmert Herz allein,  
Einsam mit seiner Schuld und seiner Pein.*

Nach dem Mondesaufgang verwandeln sich die Richter dann in sanfte Greise:

*Da auf die Wellen sank ein Silberflor,  
Und langsam stiegst du, frommes Licht, empor;  
Der Alpen finstre Stirne strichst du leise,  
Und aus den Richtern wurden sanfte Greise.*



Diese an den jüngsten Tag gemahnende Gerichtsszene – mit den Alpen als endzeitliche Richter und der Betrachterin als Angeschuldigte – offenbart die Seelenlage der späten Droste. Bald wird sie als Dichterin verstummen.

## IX

Eduard Mörikes (1804–1875) »Idylle vom Bodensee« – das Versepos erschien im Jahre 1846 – ist die schönste Bodensee-Dichtung überhaupt. Damit hat der Dichter dem Erlebnis seiner Reise an das Schwäbische Meer ein literarisches Denkmal gesetzt, zu dem er meint, er habe in seinem Leben *nichts unter so glücklichen, auch nur von weitem ähnlichen Umständen gemacht, und es ginge nicht mit rechten Dingen zu, wenn man es der Arbeit nicht ansähe.*

Mörikes Eindrücke gehen auf jene erste sicher beglaubigte Reise an den See zurück, die er im Jahre 1840 mit seinem Bruder Louis unternahm. Der Dichter zeigte sich von dieser Gegend so angetan, daß er sie später noch zweimal besuchte, ja sie blieb ihm zeit seines Lebens ein Sehnsuchtsort. Seine Reisen an den See gewinnen für Leben und Werk Mörikes einen besonderen Rang, weil er nämlich – sein Freund der Maler Moritz von Schwind beklagt es – ein *über die Massen ansässiger Mensch* gewesen ist.

Die Fahrt ging über Ulm nach Lindau, in welcher Gegend der Reisende den Bodensee gewahrte: *Eine halbe Stunde vor Lindau auf der Höhe erscheint zum erstenmal der Bodensee in westlicher und östlicher Ausdehnung, links Vorarlberg und weiterhin der Säntis, schneebedeckt, mit den Appenzeller Gebirgen. Die Lage von Lindau, auf einer Insel, ist zum Entzücken. Wir standen am Hafen, als eben das Dampfschiff Ludwig einlief, das wir sogleich bestiegen, um seine Einrichtung zu sehen. Einige kleinere Segelschiffe durchkreuzten fern und nah die unabsehbare Fläche. Ums östliche Ufer des Sees fuhren sie über Bregenz nach der Schweiz. Bei der Brücke über die Ach vom Wirtshaushof zeichnete ich den Pfannenberg und das Kirchlein auf der Höhe, welches ein Wallfahrtsort ist. In der Gegend von Hardt und Fussach sieht man sich auf der Landstraße in einem schönen Amphitheater von nahen und entfernten Gebirgen, das nach dem See hin offen ist, der übrigens nunmehr verborgen liegt.*

Der Brief, aus dem das erhöhte Lebensgefühl jener Tage spricht, zeichnet eine Landschaft, die von den lichten Flächen des Sees dominiert und der Alpenkulisse begrenzt wird. So wird dann auch die Idylle den Raum entwerfen, der sich – kaum von ungefähr – von einem »Türmchen in schlanker Höhe« erschließt.

Mörikes Arbeit an der Idylle begann indessen erst vier Jahre später. Er greift auf ein Motiv zurück, das seinerzeit schon den Studenten beschäftigt hatte, den Diebstahl einer Glocke nämlich. Daraus entfaltet sich eine Handlung, welche um eine Liebesgeschichte erweitert wird; beides wird schließlich an die Ufer jenes Sees angesiedelt, der in Mörikes Erinnerung so wach geblieben war. Denn so bezeugt es Mörike selbst, wenn er – gleich nach den Schlußversen – ausdrücklich anmerkt: *Der Schauplatz der Idylle ist an der württembergischen Landesgränze gegen Bayern, südöstlich von Friedrichshafen zu denken.* Es ist mithin der Dichter selbst, der uns die Erlaubnis gibt, sich dem Epos auch vom Landschaftlichen her zu nähern. Neben dem idyllischen Geschehen – beide Schwänke sind übrigens nicht aus der fraglichen Gegend bezogen – entwirft die Dichtung nämlich auch ein »Bildchen vom Bodensee«, so wie ja auch das griechische Wort »Idylle« ursprünglich »Bildchen« meint.

Der Dichter schildert indessen die Landschaft nicht in einem reich schattierten Bildchen des

näheren, sondern vielmehr in knappen Strichen, dafür aber zu verschiedenen Malen und aus jeweils wechselnder Perspektive. Jene Verse nun, welche die Gegend einfangen, sind die wohl kostbarsten Einzelbildchen, und zwar dank ihrer Weiträumigkeit, dem Zauber des Elementarischen – sei es als Wasser, Luft oder Land – und vermöge ihrer lyrischen Schönheit.

So die Eingangsverse, welche uns die Landschaft aus der vermenschlichten Perspektive eines Türmchens zeigen; im Vordergrund des Bildchens liegt der lichte See, im Mittelgrund die jenseitigen Ufer, während im Hintergrund die Alpen schimmern:

*Dicht am Gestade des Sees, im Kleefeld, steht ein verlässnes  
Kirchlein, unter den Höhn, die, mit Obst und Reben bewachsen,  
Halb das benachbarte Kloster und völlig das Dörfchen verstecken,  
Jenes gewerbsame, das weitfahrende Schiffe beherbergt.  
Uralt ist die Kapelle; durch ihre gebrochenen Fenster  
Streichet der Wind und die Distel gedeiht auf der Schwelle des Pfortleins;  
Kaum noch hält sich das Dach mit gekrümmtem First, ein willkommner  
Schutz vor plötzlichem Regen dem Landmann oder dem Wanderer.  
Aber noch freut sich das Türmchen in schlanker Höhe den weiten  
See zu beschauen den ganzen Tag und segelnde Schiffe,  
Und jenseits, am Ufer gestreckt, so Städte wie Dörfer,  
Fern, doch deutlich dem Aug, im Glanz durchsichtiger Lüfte.  
Aber im Grund wie schimmern die Berge! wie hebet der Säntis  
Silberklar in himmlischer Ruh die gewaltigen Schultern!*

Aus der Alpenkette löst der Dichter ähnlich der Droste den vom Säntis bekrönten Alpstein heraus. Für dessen malerische Silhouette mußte er besonders empfänglich sein, weil das Massiv wie eine Gestalt von zeitloser Ruhe hinter den lebensgrünen Hügelstufen der Vorberge liegt. Denn um die Gestalt der Dinge geht es auch dem Lyriker Mörike; was er nämlich sucht, ist das feste, in sich gegründete Gebilde, das im Hier und Jetzt ruht.

Zur Landschaftsschau des vermenschlichten Türmchens gesellen sich auch solche der Helden, sei es anlässlich des Festes einer fröhlichen Schifffahrt, der eine festliche Landschaft antwortet, sei es in Liebesleid und -freud der Jünglinge und Mädchen.

So sitzt der junge Tone nach dem Zerwürfnis mit seiner Freundin verlassen im Kahn und mag nicht ins Dorf zurück.

Inzwischen ist tiefe Nacht hereingebrochen, doch der Fischer hat kein Auge für den Aufgang des Mondes über dem stillen See. Mörike liebt solche Stimmungen des Zwielfichtes. Und so schenkt er uns denn ein Nachtbild von erlesener Schönheit.

Begleiteten des Tags Musik und Gesang die gesellige Fahrt, so nun das leise Anschlagen der Wellen die Einsamkeit Tones; damit wird die Stille der Nacht recht eigentlich hörbar.

*Still war alles umher, und, im Sternenscheine verbreitet,  
Rührte der See sich kaum; nur daß am Bauche des Schiffes  
In vielfältigen Tönen die glucksende Welle sich übte.  
Jenseits aber die Berge, die ewig schimmern im Schneelicht,  
Schon empfangen sie höheren Glanz und leise des Mondes  
Aufgang zeigten sie an, eh die lieblichen Ufer ihn schauten;  
Hoch vor andern im Nachtblau glänzte die Stirne des Alpsteins,  
Einer himmlischen Wolke vergleichbar.*

Es ist – dies eine feine Nuancierung – ein doppeltes Licht, das die Seelandschaft beglänzt. Zum Sternenschein, welcher auf dem Seespiegel ruht, gesellt sich das Schneelicht der Berge, die durch ihr Schimmern das Steigen des Nachtgestirns ankünden. Ihrer Höhe wegen empfangen sie ja dessen Glanz noch vor den Ufern, und so zeigen sie nun – Licht wird zu Klang – leise des Mondes Aufgang an.

Geleitet durch einen Freund verwindet schließlich Tone seinen Liebeskummer und wendet sich der Schäferin Margarethe zu, einem klaren Wesen voll innerer Harmonie. Ahnung des erwachenden Liebesglücks und Naturerlebnis verbinden sich innig, als die Schäferin am Morgen jenes Tages, da sich Tone ihr erklären wird, in die Lande schaut.

*Doch jetzt haftete ruhigen Blicks ihr Aug auf der Berge  
Morgendlich strahlenden Reihn, die mit schneeigen Häuptern zum hohen  
Himmel sich drängen; und jetzo die fruchtbaren Ufergelände  
Flog sie entlang, und den herrlich besonnten Spiegel durchlief sie,  
Welcher, vom Dunste befreit, schon wärmender Strahlen sich freute.  
Hier arbeiteten Fischer im Kahn, dort schwand in die Ferne  
Winzig ein Segel, indes schnell wachsend ein anderes nahte,  
Und noch andre begegneten sich und kreuzten die Wege.  
Rauch stieg auf von den Dächern des Dorfs, und irres Getöse  
Kam undeutlich herauf von Menschen und Tieren; die Peitsche  
Knallt' und es krächte der Hahn. Doch weit in den blauenden Himmel,  
Über dem See und über dem wilden Geflügel des Ufers,  
Kreiste der Reiher empor, dem Säntisgipfel sich gleichend;*

So wie sich die keimende Liebe der beiden in der neuerwachten Landschaft ankündete, so spiegelt sich darin auch deren schließliche Gewißheit. See und Berge, die der mit seinem Schicksal hadernde Tone nicht mehr zu sehen vermochte, erscheinen ihm jetzt als Bürge seines neuen Glückes mit Margarethe.

*Endlich erhoben sie sich, und gelehnt an das Mädchen, der Jüngling  
Sah in die Gegend hinaus. Ach, wie viel anders erglänzten  
Jetzo die Berge vor ihm! Und der See und der herrliche Morgen!*

Die Rolle des Landschaftlichen in der Idylle offenbart sich auch darin, daß Innenräume fast zur Gänze fehlen. Denn auf die Landschaft hin ist alles durchgängig bezogen, so Menschen und Menschenwerk, der Lebensweg des Einzelnen und die Geschichte der Gemeinschaft, auch Kreislauf der Natur und Gang der Zeiten. Die Mitte des Raumes bilden dabei stets See und Alpen, welche alles beglänzen. Und so läßt sich denn das Versepos füglich als »Bildchen vom Bodensee« deuten, denn es ist der See, der Mitte des Raumes und Stätte der Menschen ausmacht; und der Titel wäre demnach die genaue Entsprechung davon.

Es war ein dreifaches, was den Menschen und Künstler Mörike mit der Bodenseelandschaft verband. Allem voran verknüpfte er damit das Erlebnis jener ersten Reise, die ihn zu Tagen des erhöhten Lebensgefühls zu beflügeln vermochte. Dann verkörperte ihm das große Wasser Elementarisches; man weiß ja, wie stark er in Verbindung mit den Elementen – so Wasser und Luft – stand; beide haben auf seine dichterische Einbildungskraft gewirkt. Der Bodensee vertrat für Mörike aber auch die nie gesehenen Landschaften des Südens, so jene des Mittelmeers; sei es durch den Glanz durchsichtiger Lüfte, die dieser Gegend mediterrane Klarheit verleihen, sei es durch die Nähe der Alpen, hinter denen ja Italien ahnbar wird. Mörikes Werk ist aber auch der

Schlußakkord jener Idyllik, die in der Antike von Theokrit – der Dichter hat ihn oft übersetzt – und Vergil begründet worden ist. Am Bodensee feiert Arkadien in Gestalt dieser Fischer- und Hirtenidylle seine wohl letzte Wiederkehr in einer Dichtung von Rang.

## X

Die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert bildet einen neuen Meilenstein in der literarischen Entdeckung der Bodenseelandschaft, und zwar dank der Eroberung der Lüfte.

Der Schriftsteller Jakob Christoph Heer (1859–1925) – er lebte seinerzeit am See – gehörte mit seinen spannungsgeladenen Unterhaltungsromanen aus der Bergwelt der Schweiz zu den erfolgreichsten Erzählern seines Landes. So etwa mit dem Erstlingswerk »An heiligen Wassern« (1898), worin – in der Manier des damals modischen Heimatromans – der Sieg eines Einzelnen über die Elemente gefeiert wird. Etwas davon – der kühne Einzelne, erfahren im Umgang mit Technischem und wagemutig in der Begegnung mit den Elementen – klingt auch in Heers Prosastück »Ein Flug über den Bodensee« an. Heer gelingt damit eine schriftstellerische Entdeckung, ist es doch wohl das erste Mal, daß ein so vielgelesener Autor Landschaft aus der Vogelperspektive schildert. Um den Ort von Heers Bericht bezeichnen zu können, muß man sich darüber Rechenschaft geben, wie es vor der Jahrhundertwende um die Eroberung der Lüfte stand. Nach dem ersten bemannten Ballonflug – im Jahre 1783 über Paris – wurde bekanntlich solches Fliegen zu einer Mode, die sich über ganz Europa verbreitete. Schließlich geriet das Ballonfahren in die Hände geschäftstüchtiger Artisten, wurde indessen im Laufe des 19. Jahrhunderts auch zu wissenschaftlichen Zwecken betrieben. Dieser Umstand förderte in der Folge das Aufblühen des Ballonsportes; in diese Tradition reiht sich auch Heers Flug ein.

Die Schilderung findet sich als Eingangsbild zu seinem Buch »Freiluft – Bilder vom Bodensee«. Es ist die originellste Einleitung, welche je einem Buch über den See vorangeschickt worden ist. Der Flug führte am 26. August 1891 drei Männer *im Golde eines Sommerabends... über die grünen Hügel des Thurgaus mit sanftem Westwind* nach Konstanz und dann längs des offenen Sees nach Friedrichshafen. Was den Reiz von Heers Prosastück ausmacht, ist – neben dem genannten historischen Aspekt – das Ineinander von Flug- und Landschaftserlebnis. Für das Flugerlebnis ist zweierlei bestimmend, einmal der Verlauf des Fluges, dann die Stimmung der im Flug- und Landschaftsgenuß dahinschwebenden Ballonfahrer. Was zum einen den Flug bestimmt, ist der Wille der Elemente, so im Auf und Ab des Ballons. Denn dieser *sank, weil ein einsam segelndes Wölkchen vor die Sonne getreten war. Die vollen Strahlen der Abendsonne, schließlich, die hinter dem Wölklein hervortauchten, strafften seinen knisternden Seidetaffet, gegen Meersburg wandernd hob er sich unversehens neu zur Säntishöhe.*

Herzstück des »Fluges über den Bodensee« ist ein Landschaftsbild, welches die Gegend in ihrer ganzen Weite zu erschließen weiß. *Man darf es mir glauben, der Bodensee ist aus den Hochlüften der Zugvögel gesehen nur ein Waschbecken, die stolzen Dampfer, die ihn furchen, sind nur winzige Käferchen, die über eine Spiegelscheibe laufen. Und doch welch herrliches Bild! Gegen Rorschach und Bregenz lag er in einem Glanz wie Pfauenfedern, gegen Konstanz aber bis über die Mainau im Überlinger See, spielten die merkwürdigsten Lichtbilder unter uns, seichtere Flächen in Hellgrün, jedes Riff, jede Halde in eigenen Tönen, der ganze See in zarten Übergängen vom weichen Grün frischen Buchenlaubes bis zum blaudentel Kobalt, das*

*geheimnisreich über seinen tiefsten Tiefen schwebte. Und der wunderbare Rahmen! Flimmernde, schimmernde Städte an den anmutig bewegten Ufern, im Westen und Süden die Schweizerberge Haupt an Haupt, Vorarlberger, Allgäuer und Tiroler Alpen, ein reines glühendes Hochland, im Osten und Norden zwischen dämmernden Wäldern die goldenen unübersehbaren Getreidefelder des deutschen Landes, die am Vorabend der Ernte standen.*

Dieses »Schauspiel« wird für Heer zur eindrucklichsten Begegnung, die er je mit dem Bodensee gehabt hat. Was deren neues Erlebnis ausmacht – dies der eine Umstand von Bedeutung – ist die Überschaubarkeit alles dessen, was ihm ja schon vertraut war, bewirkt durch den außergewöhnlichen Standpunkt während des Fluges, nämlich mitten über dem See und auf »Säntishöhe«. Jetzt endlich erscheint der See einem Betrachter, der davon zu schreiben versteht, in seiner Vollgestalt, und zwar vom Überlinger See her bis hin nach Bregenz. Was Wunder, daß sich dabei das oft gerühmte Spiel von Licht und Farben über dem Wasser, das diesem See in so ausgezeichnete Weise eignet, in neuem Glanze zeigt.

Und die Ufer erscheinen vom Ballon aus – dies der andere Umstand – nicht mehr als bloße Ansicht, als Vedute etwa einer Uferstadt, eines Hügelzuges oder der Alpen: Alles wird jetzt in seiner Gesamtheit, nämlich als »Rahmen« des Sees, wahrgenommen. Der Rang eines solchen Landschaftsbildes in der literarischen Erschließung der Bodenseegegend ergibt sich mithin daraus, daß diese Landschaft nicht mehr als Panorama aus See und Ufern wahrgenommen wird, sondern daß beides als Totale erschaut und in der Art einer Landkarte veranschaulicht wird. Heer vermochte so zu einer Zeit, als das Fliegen noch den Mutigen vorbehalten war, den Lesern die Bodenseelandschaft in ihrer ganzen Geräumigkeit zu erschließen.

Neben Heer ist es dann Hermann Hesse (1877–1962), der diese Gegend gleichfalls aus der Luft erschließt, jedoch in der Weise einer gelenkten Fahrt, nämlich der eines Zeppelins.

Hesse lebte in den Jahren zwischen 1904 und 1912 in Gaienhofen am Bodensee. Da Landschaftserlebnis und -bild für das Werk des Dichters bedeutsam sind, überrascht es nicht, daß der Bodensee in jenen Jahren steter Anreiz für den Dichter war, ihn literarisch zu spiegeln. Nicht von ungefähr hatten sich die Hesses ein Haus erbaut, wo sich die Landschaft im Fernblick eröffnete: *Wir wählten einen Platz weit außerhalb des Dorfes mit freier Aussicht über den Untersee. Man sah das Schweizer Ufer, die Reichenau, den Konstanzer Münsterturm und dahinter ferne Berge.* See und Alpen im Verein mit dem Rheine sind dann auch jene Dominanten, welche das Landschaftsbild seiner »Spazierfahrt in der Luft« bestimmen. Mit diesem Prosastück – einem sommerlichen Zeppelinflug im Jahre 1911 – ist dem damals schon berühmten Dichter eine literarische Pioniertat gelungen.

Man hat sich zu vergegenwärtigen, daß eine Luftschiffahrt im Jahre 1911, so gesteht es Hesse, ein zeppelinbegeisterter Tourist in Friedrichshafen resignierend ein, »einstweilen nur hohen Herrschaften oder reichen Leuten möglich« war.

Es war nun just Hesses Zeppelin – die LZ 10 »Schwaben« –, womit das Luftschiff auch als ein Verkehrsmittel populär wurde, mit dem sich bequem Passagiere befördern ließen. Der Dichter hatte mithin das Glück, ein Luftpassagier der ersten Stunde zu sein. Jetzt war ihm jenes Flugerlebnis beschieden, wonach er schon lange trachtete: *Zu den Freuden und neuen Erfahrungen, auf die ich mich seit Jahren freute, und von denen ich mir besonders starke und schöne Eindrücke versprach, gehörte das Fahren in einem Luftschiff.*

Hesse gesteht in Erinnerung an seine Luftfahrt: *Ich verstehe nichts von der Technik, und ich weiß nicht, wie weit es Graf Zeppelin noch bringen wird. Ich schließe die Augen und fühle*

*wieder das schwebend leichte, weiche Reisen durch die Luft, ich genieße wieder den Anblick der weit erschlossenen Landschaft und das Gefühl des Draußenseins aus allen irdischen Kleinigkeiten; und ich weiß gewiß: sobald ich wieder Gelegenheit finden werde, zu fliegen, werde ich es mit tausend Freuden tun.* Was demnach das Flugerlebnis des Dichters bestimmt, ist also nicht die Begegnung mit einem technischen Wunder, sondern Landschaftserlebnis und Fluggenuß und – damit verschwivert – ein Gefühl der Befreiung, von allen »irdischen Kleinigkeiten« nämlich. Daß die »weit erschlossene Landschaft« den Spazierfahrer fasziniert, kann nicht erstaunen, weil sich nämlich so dem Dichter längst Vertrautes neu erschließt: *Die Menschenmenge wurde klein und komisch, die Stadt Friedrichshafen wurde erstaunlich übersichtlich und niedlich, auch die riesige Ballonhalle sank zu einem belanglosen Fleck zusammen. Dafür aber ging uns das Reich der Lüfte auf, und die Welt wurde erstaunlich groß und weit, wir sahen nahe und ferne Städte still um den See stehen, der auch an Größe verlor, und die großen Zusammenhänge der Landschaft, die Formen der Ufer, das Niedersinken der Berge von den Arlberger und Graubündner Alpen über die Vorberge und Uferhügel hinweg wurden klar, der Rhein war keine Vedute mehr, sondern in seiner Größe, Bedeutung und Geschichte zu übersehen, weit hinauf, und bis zur Mauer der hohen Gebirge hin ordnete sich und klärte sich die mir seit Jahren wohlvertraute Gegend so überraschend und einfach, wie manchmal einem Studierenden nach langer Kleinarbeit ganz plötzlich Gefüge und Zusammenhang der Dinge sichtbar wird.*

Der Fluggast vermerkt beim Aufstieg, wie die Stadt Friedrichshafen »erstaunlich übersichtlich und niedlich« wurde. Und ein Gleiches geschah neben dem See, »der auch an Größe verlor« und jetzt den »Formen der Ufer« nach überblickbar wurde, auch mit Alpen und Rhein. »Klar« wurde nämlich ferner das »Niedersinken der Berge... von den Alpen über die Vorberge und Uferhügel« zum See hin. Auch der Rhein war jetzt »in seiner Größe, Bedeutung« und – dies ein gewichtiger Zusatz – in »seiner Geschichte zu übersehen«. Mithin tritt – wenngleich nur als Anklang – auch die Vergangenheit dieser geschichtsträchtigen Landschaft ins Gesichtsfeld des Betrachters. Zur räumlichen Fluchtlinie in die Landschaft gesellt sich damit die zeitliche Linie zurück in deren Geschichte.

Was somit Hesses neue Sicht der vertrauten Landschaft bestimmt, ist zweierlei. Zum einen ein Zugewinn an Übersichtlichkeit, da ja durch den Abstand zur Erde alles kleiner wird. Zum anderen vermittelt der Flug als neuen Gewinn Einsicht in Ordnungen und Zusammenhänge des Landschaftsganzen. Und beides nun – Übersicht und Einsicht – wird bewirkt durch jene Distanz zu Altvertrautem, die sich auch im beglückenden Gefühl des »Draußenseins« bekundet.

Das »Gefühl des Draußenseins aus allen irdischen Kleinigkeiten«. Denn während des Aufstieges hatte er, was die unter ihm »entweichende Erde« anging, »vom ersten Augenblick an nicht mehr das Gefühl, etwas mit ihr zu tun zu haben und zu ihr zu gehören.« Dieses beglückende Gefühl mag wohl auch in Verbindung stehen mit Hesses Lebensumständen und seiner seelischen Verfassung. Beide waren damals so beschaffen, daß er kaum zwei Monate später »aus lauter innerer Not« mit seinem Freund, dem Maler Hans Sturzenegger, zu einer Reise nach Indien aufbrach.

Der Dichter hielt es nämlich immer weniger in der Bodensee-Idylle aus und reiste deswegen häufig weg, denn »die Welt war so weit draußen«. Und so empfindet er auch während des Fluges: »die Welt wurde so groß und weit«, als sich der Zeppelin in die Lüfte erhob. In der Art

wie Hesse später seinen Entschluß, nach Indien zu fahren, begründet sehen wollte, findet sich jenes Doppelte, was auch als Zu- und Neugewinn das Flugerlebnis bestimmte: Überblick, gewonnen aus der Distanz zu den »irdischen« Dingen nämlich; denn die *heutigen Psychologen... nennen so etwas eine Flucht und natürlich war es unter anderem auch dies. Es war aber auch ein Versuch, Distanz und Überblick zu gewinnen.*

## XI

Im 20. Jahrhundert gerät Landschaftliches als literarisches Sujet in doppelter Weise in Mißkredit. Einmal durch Gedankengut des kommunistischen Manifests, worin die Auffassung vom »Idiotismus des Landlebens« vertreten wird, dann durch die nationalsozialistische »Blut und Boden«-Literatur. Gleichwohl bleibt aber Landschaft ein stehendes Thema literarischen Schaffens, sei es innerhalb des traditionellen Erzählens, sei es im Sinne moderner Versuche.

Eine literarische Landschaft, die in bemerkenswerter Art Tradition mit Moderne zu verbinden weiß, ist jene in Ernst Jüngers (\* 1895) wohl bekanntestem Roman »Auf den Marmorklippen«, der seinerzeit als verschlüsselte Polemik gegen den Nationalsozialismus stark beachtet worden ist. Der Schriftsteller, der in den Jahren zwischen 1936 bis 1939 in Überlingen gelebt hat, notierte unter dem Stichwort »Modelle zu den Marmor-Klippen« als Landschaftselemente etwa: *der Felshang beim Leuchtturm von Mondello [Sizilien]... Sodann der Gang von Korfu nach Kanoni, das Rodinotal bei Rhodos, der Blick vom Kloster Suttomante hinüber nach Corcula [Dalmatien], der Feldweg von der Gletschermühle nach Sipplingen am Bodensee.* In Entsprechung dazu fließen denn auch im Roman Bodenseeegend und Mittelmeerisches stetig ineinander über; gleichwohl liegt aber der Topographie ein Muster zugrunde, welches unschwer als ein Ensemble aus See und Alpen zu erkennen ist.

Von den Felsenzinnen der Marmorklippen – sie bilden die Achse der Landschaft – eilt der Blick hinunter zu einem großen See mit fruchtbaren und geschichtsträchtigen Gestaden: *Tief unten säumte die Marina ein Kranz von kleinen Städten mit Mauern und Mauertürmen aus Römer-Zeiten, hoch von altersgrauen Domen und Merowinger-Schlössern überragt.* Von vorzüglichem Reiz sind die Inseln: *Oft ruhte unser Blick auch auf den Inseln der Marina, die wir im Scherz die Hesperiden nannten, und an deren Ufern die Zypressen dunkelten.*

Jenseits des Wassers erstrecken sich – als Kulisse – die Alpen: *Im Süden, jenseits der Marina, ragt im Schutze seiner Gletscher-Gürtel das freie Bergland von Alta Plana auf. Oft waren seine Gipfel vom Dunst, der aus dem Wasser stieg, verhüllt, dann wieder war die Luft so rein, daß wir die Zirbelhölzer unterschieden.* Und bei Sonnenaufgang erhellten sich die Lande bis nach Burgund: *Die wilden Schroffen und Gletscher funkelten in Weiß und Rot, und zitternd formten sich die hohen Ufer am grünen Spiegel der Marina ab.*

Im Norden der Marmorklippen liegt eine Landschaft völlig anderer Art: das Sumpfland der Campagna, das an den Hochwald grenzt. Die Marmorklippen werden nämlich zum »Wall«, der zwei Welten voneinander trennt: im Süden jene der Geschichte und Zivilisation, im Norden hingegen eine der Unkultur: *So war das Reich, das um die Marmor-Klippen dem Blick sich rundete. Wir sahen von ihrer Höhe das Leben, das auf altem Grunde wohl gezogen und gebunden wie die Rebe sich entfaltete und Früchte trug. Und wir sahen auch seine Grenzen: die*

*Gebirge, in denen hohe Freiheit, doch ohne Fülle bei Barbaren-Völkern wohnte, und gegen Mitternacht die Sümpfe und dunklen Gründe, aus denen blutige Tyrannis drohte.*

In der zeitgenössischen Literatur hat der Romancier Martin Walser (\* 1927) der Bodenseelandschaft in seinem Erzählen breiten Raum gegeben. Einer seiner Helden hat folgende Vision: *Wasser zieht, trinkt die Augen, macht sie schwer, führt sie fort, über die Grenze, über den See, wo die Erde sich zu Gebirgen entschlossen hat. Also gut: die Schweiz. Berge von links bis rechts. Aha, die Gipfel... Ein Gipfel, visioniert Anselm darauflos, ein Gipfel war durch ein geologisches Versehen zu nahe am See hochgeschossen, fand sich, als er kühlte und zu sich kam, so dicht am Wasser, daß er sich gespiegelt sah. Er erschrak bis ins Mark. Kam er zweimal vor? Und schon stürzte er sich hinaus ins Wasser auf seinen Doppelgänger und begrub sich im See. So also wäre Lindau entstanden.*

Aber selbst diese ironische Grotteske steht unverkennbar in jener literarischen Tradition, von der hier die Rede ist. Wiederum läßt der Blick See und Alpen zur Einheit werden, wengleich in Umkehrung der traditionellen Sehweisen: der Berg springt in selbstmörderischer Absicht ins Wasser.

Indessen sind auch in der Mitte unseres Jahrhunderts noch Einheits-Idyllen möglich, die wie ein später Abgesang auf die Sicht vergangener Zeiten anmuten. So im Werke des Wilhelm von Scholz (1874–1969), der – als Greis in die Betrachtung des Säntis versunken – schreibt:

*Drüben das Steinhaupt des Bergs, im silbernen Spiegel sich doppelnd,  
Als ich ein Knabe war, trug mich's und trug mich als Mann,  
Das, hierher selbst im Nebel gehörend, mich anblickt.*

Diese fiktive Spiegelung – die Alpen haben ihren Widerschein im See – eint nochmals räumlich Getrenntes und landschaftlich Gegensätzliches im Spiegelbild zur spannungsvollen Einheit.

Eduard Mörike, der mit seiner »Idylle« dem Bodensee das reizvollste und gütigste literarische Denkmal zu setzen wußte, gab einmal einer Reisenden an den See Verse mit, die ein zeitlose schönes Bild dieser Gegend entwerfen:

*Einer Reisenden*

*Bald an die Ufer des Sees, der uns von ferne die Herzen  
Lockt in jeglichem Jahr, Glückliche! kehrst du zurück.  
Tag und Nacht ist er dein, mit Sonn' und Mond, mit der Alpen  
Glut und dem trauten Verkehr schwebender Schiffe dazu.  
Denk ich an ihn, gleich wird mir die Seele so weit wie sein lichter  
Spiegel, und bist du dort – ach wie ertrag' ich es hier!*

Die beiden Dominanten des »Schwäbischen Meeres« – Bodensee und Alpen – verbinden sich hierin zu jener spannungsvollen Ganzheit, als welche auch wir Heutigen die Kontrapunkt dieses Raumes zu erfahren vermögen und von dessen Einheit Joseph Anton Koch – an der Schwelle zum modernen Naturerlebnis – im Jahre 1791 ausgerufen hat: *Diese ungeheure Mannigfaltigkeit macht doch ein Ganzes... kein einziger Teil wird untreu, um nur für sich zu bestehen. Alles ist völlige Einheit im Mannichfaltigen.*



## LITERATUR

CLARK, Kenneth: Landschaft wird Kunst. London 1962.

GUARDINI, Romano: Form und Sinn der Landschaft in den Dichtungen Friedrich Hölderlins. Stuttgart 1946.

WEISS, Richard: Das Alpenerlebnis in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts. Horgen-Zürich und Leipzig 1933.

*zu I:*

Amianus Marcellinus, Römische Geschichte: hrsg. v. Wolfgang SEYFARTH, Berlin 1970; Bd. I, S. 117f.

BERGMANN, A.: Die Dichtung der Reichenau im Mittelalter, in: Die Kultur der Reichenau, hrsg. v. Konrad Beyerle. München 1925.

DUFT, Johannes: Der Bodensee in Sankt-Galler Handschriften. St. Gallen und Sigmaringen 1979.

FRANK, Karl Suso: Frühes Mönchtum im Abendland, 2. Bd., Lebensgeschichte. Zürich und München 1975.

*zu II:*

Epistolarum Leonardi ARETINI... Basel 1526.

ERASMUS: Opus epistolarum, hrsg. v. P. S. und H. M. Allen, H. W. Garrod. Oxford 1906-1947.

FAESSLER, Peter: Augenlust und Nutzen – Zu Josua Wetters barockem Lobgedicht auf St. Gallen, in: Ostschweiz am Wochenende v. 15. Sept. 1979.

*zu III:*

FAESSLER, Peter: Die Zürcher in Arkadien – Der Kreis um J. J. Bodmer und der Appenzeller Laurenz Zellweger, in: Appenzellische Jahrbücher 1979, S. 1–48.

*zu IV:*

STOLBERG, Friedrich Leopold Graf zu: Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sizilien. 1794.

*zu V:*

KOCH, Joseph Anton: Das Reiseskizzenbuch von Joseph Anton Koch aus dem Jahre 1791. Mitgeteilt von Theodor Musper in: Jahrbuch der Preußischen Kunstsammlungen 56. (1935).

FAESSLER, Peter: Goethe in Konstanz, in: Bodensee-Hefte v. Oktober 1979.

*zu VI:*

FAESSLER, Peter: Idylle und Erhabenheit – Bodensee und Alpen bei Joh. Gottfried Ebel, in: Rorschacher Neujahrsblätter 1981.

*zu VII-IX:*

FAESSLER, Peter: Der Alpstein als literarisches Motiv, in: H. Maeder, Das Land Appenzell. Olten und Freiburg 1977.

FAESSLER, Peter: Der Bodensee – ein literarisches Porträt, in: Der Bodensee in der erhaltenswerten Landschaft. Rorschach 1980.

*zu X:*

FAESSLER, Peter: Ballonfahrt über den Bodensee, in Bodensee-Hefte v. Juli 1980.

FAESSLER, Peter: »Spazierfahrt in der Luft« – zu einem Zeppelinflug Hermann Hesses im Jahre 1911, in: »Texte vom See« der Bodensee-Hefte v. März 1980.

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. Peter Faessler, CH-9000 St. Gallen, Gesshalden 14

## II.

### Der See und seine natürliche Landschaft



# Die geologische Vorgeschichte der Bodenseelandschaft

VON FRANZ HOFMANN

## Zusammenfassung

Die geologische Geschichte des Bodenseegebietes wird anhand der vorhandenen Schichtserien und ihrer Strukturen bis ins Paläozoikum zurückverfolgt. Die Entwicklung der Ablagerung der mannigfachen Sedimentfolgen wird mit Hilfe von Profilerien und paläogeographischen Skizzen erläutert und der Einfluß der Alpenfaltung und der eiszeitlichen Erosionsvorgänge auf die heutige Gestalt der Landschaft begründet.

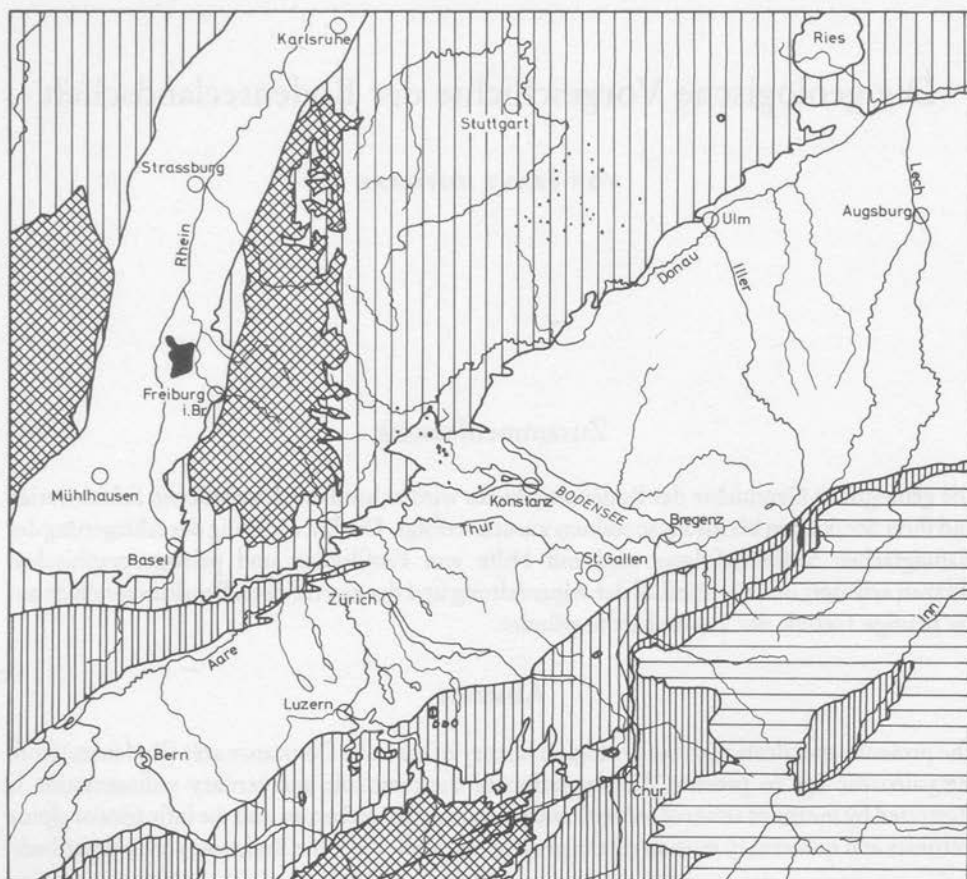
## Abstract

The present paper deals with the geological history of the Lake Constance area (Bodensee) from the paleozoic age to present. The evolution of the mesozoic and tertiary sedimentation is illustrated by means of series of sections and paleogeographical maps, and the influence of alpine tectonics and quaternary erosion on the present morphology of the Bodensee area is described.

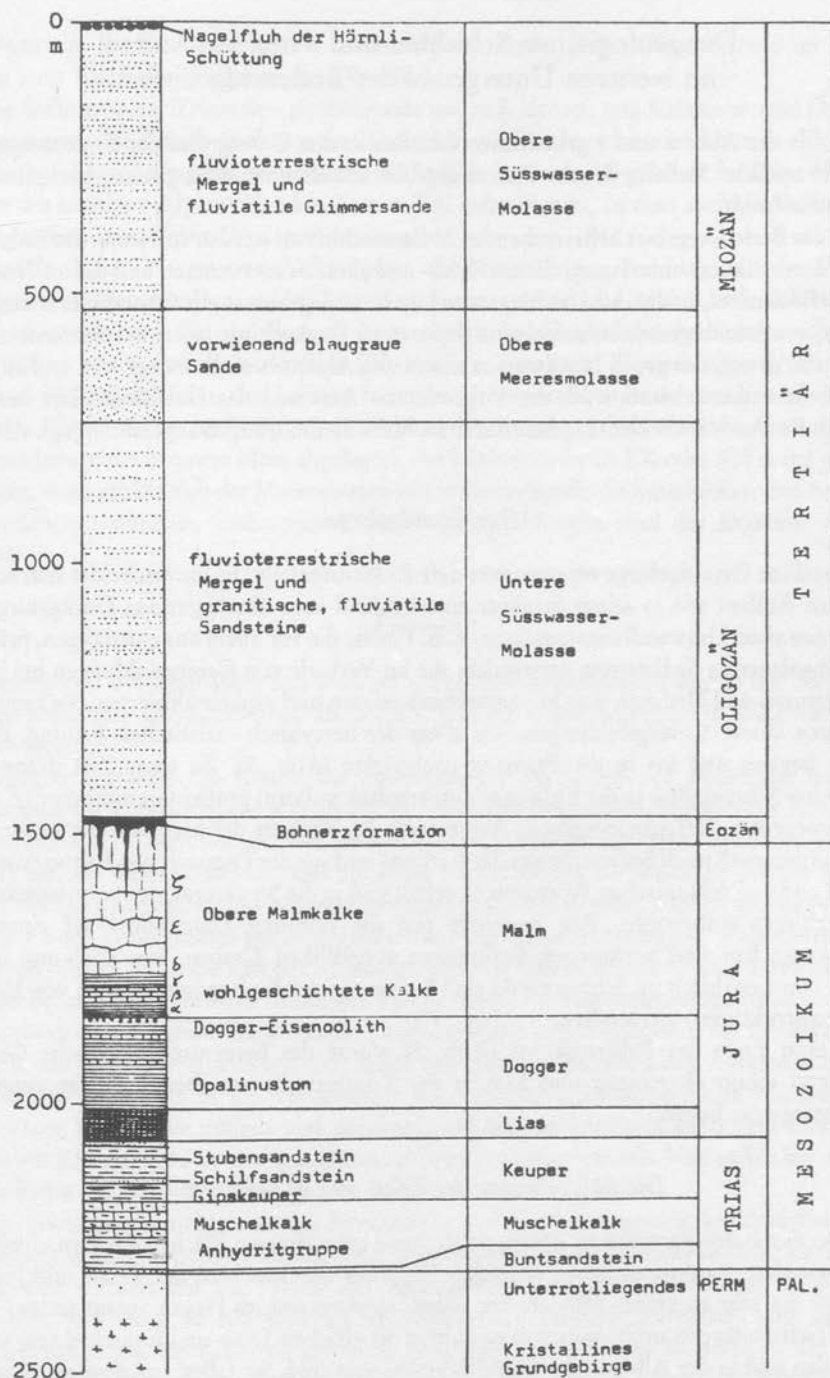
## Einleitung

Die vorliegende Arbeit befaßt sich in erster Linie mit der bis ins Erdaltertum zurückreichenden geologischen Vorgeschichte der weiteren Bodenseelandschaft und versucht, deren heutige Gestalt aus einer Betrachtung des Verlaufs der Ablagerung der vorhandenen Gesteinsschichten, aus dem großen Einfluß der Alpenfaltung und aus den eiszeitlichen Erosionsvorgängen zu begründen.

Der Bodensee liegt ganz im jungtertiären Molassegebiet, das sich zwischen den Alpen und dem Jura und dessen Fortsetzung in der süddeutschen Alb hinzieht (Abb. 1). Er trennt das schweizerische Mittelland von der schwäbisch-bayerischen Hochebene, die zusammen geologisch eine Einheit bilden: den mit alpinem Abtragungsschutt, eben der sogenannten Molasse gefüllten alpinen Vorlandtrog. Über den geologischen Untergrund des Bodenseegebietes haben Tiefbohrungen der letzten Jahrzehnte wichtigen zusätzlichen Aufschluß gegeben (Beispiel Abb. 2), so daß man keineswegs auf bloße Spekulationen angewiesen ist. Im eigentlichen Seegebiet sind die Schichtstrukturen einfach, im Süden aber kompliziert gestaltet (Abb. 3 u. 4).



1 Geologisch-tektonische Situation des Bodenseegebietes.



2 Schichtprofil der Bohrung Berlingen 1 (1964). Nach Publikationen der SEAG, AG für Schweizerisches Erdöl.

## Die geologischen Schichten und deren Strukturen im weiteren Untergrund des Bodenseegebietes

Die Profile der Abb. 3 und 4 geben einen Einblick in den Untergrund der Bodenseeegend. Über die zeitliche Stellung der das Bodenseegebiet betreffenden geologischen Ereignisse gibt Abb. 5 Auskunft.

Die das Bodenseegebiet beherrschenden Molasseschichten werden von jenen des Erdmittelalters (Mesozoikum) unterlagert, die der Trias- und Jurazeit entstammen und die im Nordwesten des Bodensees, in der Alb, im Hegau und im Randengebiet an die Oberfläche treten. Das gesamte, aus Schichtgesteinen aufgebaute sogenannte Deckgebirge lagert auf dem kristallinen Grundgebirge auf, das gegen Nordwesten und in den Alpen ebenfalls zutage tritt und aus dem beispielsweise der Schwarzwald, die Vogesen, das Aar- und das Gotthardmassiv bestehen (Abb. 1). Es wurde im Bodenseegebiet durch mehrere Tiefbohrungen angefahren (vgl. Abb. 2).

### *Das Grundgebirge*

Das kristalline Grundgebirge repräsentiert tiefe Erdkrustenteile. Es unterscheidet sich sowohl in seinem Aufbau wie in seiner Struktur entscheidend vom überlagernden Deckgebirge. Es besteht aus alten Umwandlungsgesteinen, z. B. Gneis, die vor allem aus ehemaligen, präkambrisch abgelagerten Sedimenten entstanden, die im Verlaufe von Gebirgsbildungen bei hohen Temperaturen und Drucken eine Metamorphose erlitten und umkristallisierten. Sie zeigen die Strukturen älterer Gebirgsbildungen, vor allem der hercynisch-varistischen Faltung, die im Karbon begann und bis in die Permzeit nachwirkte (Abb. 5). Zu jener Zeit drang auch granitischer Schmelzfluß in die Erdkruste ein, erhalten in Form großer Granitkörper (z. B. als Schluchseegranit, Tiefensteinergranit, Aaregranit). Im Verlaufe der hercynischen Gebirgsbildung wurden auch noch Sedimente aus der Karbon- und aus der Permzeit von Faltungsvorgängen und anderen tektonischen Bewegungen erfaßt und in die Strukturen des vormesozoischen Grundgebirges einbezogen. Am Bodensee traf die Bohrung Dingelsdorf auf einen mit oberkarbonischen und permischen Sedimenten ausgefüllten Graben, am Tödi und in der Gegend von Lenzkirch im Schwarzwald sind Sedimente der Karbonzeit in Form von Mulden (Synklinalstrukturen) anzutreffen.

Bis zum Ende des Paläozoikums (Abb. 5) wurde das hercynisch-varistische Gebirge weitgehend schon abgetragen und kam in der Triaszeit als fast ebenes Gebiet unter den Meeresspiegel zu liegen.

### *Die Ablagerungen der Trias- und der Jurazeit*

Über den durch den permischen Abtrag weitgehend ausgeebneten Flächen des Grundgebirges mit seinen alten Strukturen liegen in flacher Lagerung die Schichten der Trias- und Jurazeit (Abb. 6), die aber an keiner Stelle am See selbst, sondern erst im Hegau zutage treten.

Die Tiefbohrungen am Bodensee durchfahren die gleichen Trias- und Juraschichten, wie sie am Randen und in der Alb von der Oberfläche bekannt sind. Sie fallen von dort als Folge der Bewegungen im Zusammenhang mit der Alpenfaltung gegen Südwesten geneigt unter das

Seeniveau ein. Ihr Pendant tritt aber in den Alpen – im St. Galler Oberland und im Kanton Glarus zum Beispiel – wieder an die Oberfläche.

Die Sedimente der Triaszeit – gipsführende tonige Schichten und Kalkstein- und Dolomitablagerungen – sind noch stark von festländischen Einflüssen gekennzeichnet.

Mit dem Beginn der Jurazeit, vor etwa 180 Millionen Jahren, überflutete das Meer das ganze Gebiet des heutigen Alpenvorlandes. Es war Teil eines Meeres, in dem auch die Sedimentgesteine der heutigen Alpen abgelagert wurden.

Dunkle Tone, Mergel und Kalke bauen die Schichtfolgen des Lias und des Doggers (schwarzer und brauner Jura) auf, während im oberen, weißen Jura (Malm) helle Kalksteine die Oberhand gewinnen, die vor allem als Massenkalke den Landschaftscharakter nordwestlich und nördlich des Bodensees bestimmen (Rheinfall, Langenstein, Wasserburgertal, Donautal).

Die Schichten der Trias- und Jurazeit haben im Untergrund des Bodensees eine Mächtigkeit von etwa 800 m, weiter im Süden, in den Alpen teilweise aber erheblich mehr. Sie wurden im heutigen Juragebiet in einem Meer abgelagert, das kaum je mehr als 200 oder 300 m tief gewesen sein mag, doch senkte sich der Meeresboden mit fortschreitender Sedimentation. Die Arten der entstandenen Sedimente, insbesondere die Kalksteinbildungen sind das Ergebnis warmen Klimas.

### *Kreidezeit*

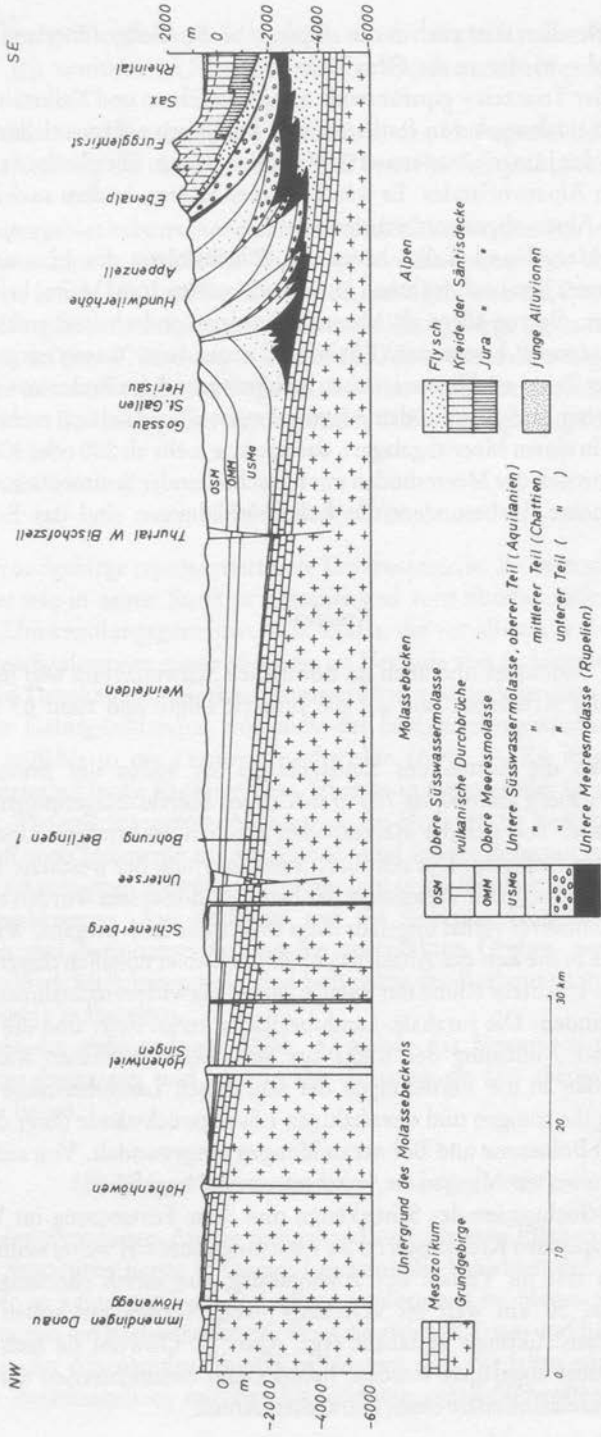
Im Untergrund des Bodensees und auch im nördlichen Schweizerjura und in der Alb fehlen Meeres-Sedimente der Kreidezeit, die auf die Jurazeit folgte und rund 65 Millionen Jahre dauerte (Abb. 5).

Dagegen bestehen die Ketten des Säntisgebirges im Süden des Bodensees und ihre Fortsetzung im Vorarlberg aus 600 bis 700 m mächtigen Meeresablagerungen der Kreidezeit.

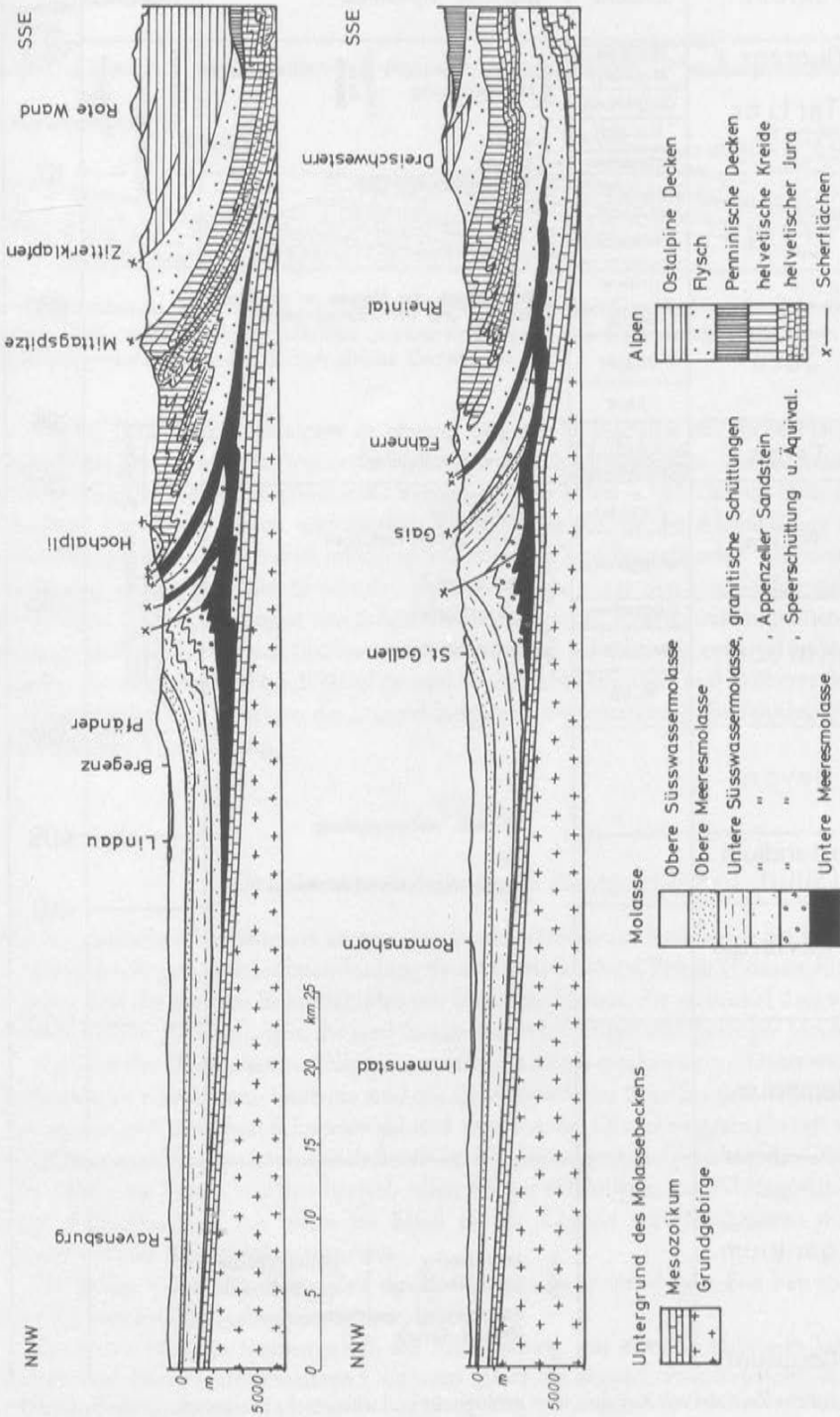
Zu Ende der Jurazeit hob sich der Meeresboden nördlich der heutigen Alpen und das Meer verschwand aus weiten Gebieten. Der nördliche Schweizerjura, der westliche Teil der Alb, das Gebiet des Schwarzwaldes und insbesondere des heutigen Bodensees wurden zu Festland. Die Nordküste des Kreidemeeres verlief ungefähr längs einer Linie Biel–Sargans. Während rund 100 Millionen Jahren, bis in die Zeit des Alttertiärs blieb das Gebiet nördlich dieser Linie Festland, auf dem bei tropisch-feuchtem Klima nur wenige Meter Verwitterungssedimente in Form von Roterdeböden entstanden. Die Jurakalk-Landoberfläche verkarstete, und die Rückstandsbildungen, die nach der Auflösung des Kalks aus den oberflächennahen Kalksteinschichten zurückblieben, wurden in die Vertiefungen der schrattigen Landoberfläche verschwemmt. Gleichzeitig wurden die tonigen und eisenhaltigen Lösungsrückstände unter dem Einfluß des tropischen Klimas in Bolustone und Bohnerzbildungen umgewandelt. Von außen her wurden jedoch keine nennenswerten Mengen an Sedimentmaterial zugeführt.

Die mächtigen Schichtserien der Säntisketten und ihrer Fortsetzung im Vorarlberg sind Ablagerungen des tropischen Kreidemeeres. Sie entstanden aber viel weiter südlich, als sie heute liegen, und wurden erst im Verlauf der Alpenfaltung von ihrem ehemaligen Untergrund abgeschert und rund 50 km weit als »Decken« nach Norden geschoben und dabei zu eindrucksvollen Faltenstrukturen gestaucht (vgl. Abb. 7). Obwohl sie nicht in der Nachbarschaft des Bodensees abgelagert wurden, haben damit Sedimentserien der Kreidezeit am Charakter der Bodenseelandschaft einen markanten Anteil.





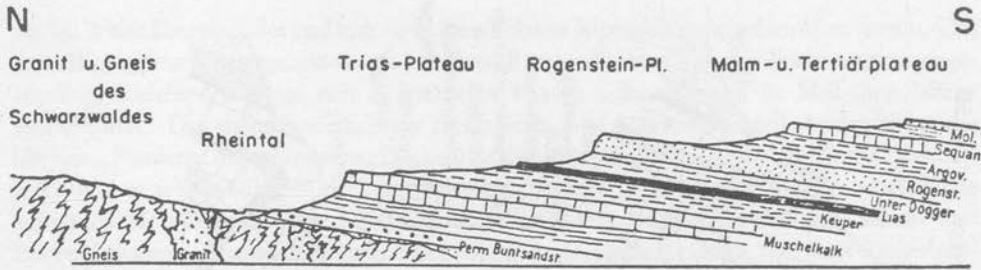
3 Querprofil durch die Nordostschweiz und den Hegau.



4 Geologische Profile längs der östlichen und der westlichen Seite des Bodensee-Rheintals und das anschließende Seegebiet. Teilweise nach P. Christ und W. Nählhol.

ZEIT-ALTER	PERIODE	EPOCHE	WICHTIGE VORGÄNGE	VULKANISMUS	ZEIT Millionen Jahre	
Neo- zoikum	Quartär	Pliocaen	alpine Gebirgsbildung	Molasse- zeit	*Riesereignis	2-3
		Miocaen				
	Tertiär	Oligocaen	erste alpine Krustenbewegungen	Urach	Kaiserstuhl	67
		Eocaen				
		Paleocaen				
Mesozoikum	Kreide	Obere	Verlandung des Meeres im nördlichen Ketten- und im Tafeljuragebiet	Kaiserstuhl	137	
		Mittlere				
		Untere				
	Jura	Malm	Meeresüberflutung	Schwarzwald, Vogesen	Kärpf, Südalpen	195
		Dogger				
		Lias				
	Trias	Keuper	Meeresüberflutung	Schwarzwald, Vogesen	Kärpf, Südalpen	225
Muschelkalk Buntsandstein						
Paläozoikum	Perm	Zechstein	Abtrag des hercynischen Gebirges	Schwarzwald, Vogesen Kärpf, Südalpen	285	
		Rotliegendes	hercynisch- varistische Gebirgsbildung			
	Karbon	Stephanien	weitere Metamorphose der präkambrischen Sedimente			500
		Westfalien				
		Kulm				
	Devon	570				
	Gotlandium (Silur)					
	Ordovicium					
Kambrium						
Prä- kambrium	Algonkium	assynitische Gebirgsbildung Ablagerung von Sedimenten (Sande, Tone)	Metamorphose der Sedimente	570		
	Archaikum					

5 Erdgeschichtliche Zeittafel mit Angaben über geologische und tektonische Ereignisse, die das Bodenseegebiet betreffen.



6 Diskordante Auflagerung des Deckgebirges (Trias-Jura) auf dem Grundgebirge des Schwarzwaldes mit seinen alten, schematisch dargestellten Strukturen (Gegend von Laufenburg, nach Albert Heim). Im Bodenseegebiet liegen grundsätzlich gleiche Verhältnisse vor.

Trias-, Jura- und Kreidemeer in unserer Gegend bildeten die nördliche Flachmeerzone (Schelf) des großen Meeres, worin die Sedimente der Alpen entstanden, die sogenannte Thetis. Die Hebung des Meeresbodens und die Verlagerung der Küste nach Süden am Ende der Jurazeit kündeten bereits die ersten tektonischen Bewegungen an, die die Alpenfaltung einleiteten, deren Hauptphasen aber erst im mittleren und jüngeren Tertiär stattfanden. Schon während der Kreidezeit wurde aber der Boden des alpinen Meeres unter den von Süden nach Norden gerichteten Schubspannungen von Scherflächen durchsetzt. Krustenteile begannen sich abzuscheren, und es bildeten sich Inselketten im Kreidemeer. Gleichzeitig entstand innermeerischer Schutt, der sogenannte Flysch (sandige und tonige Ablagerungen und gröberer Schutt). Die Profilserien der Abb. 8 zeigen die Entwicklung der Sedimentation im Bodenseegebiet vor und während der Alpenfaltung.

## Tertiär

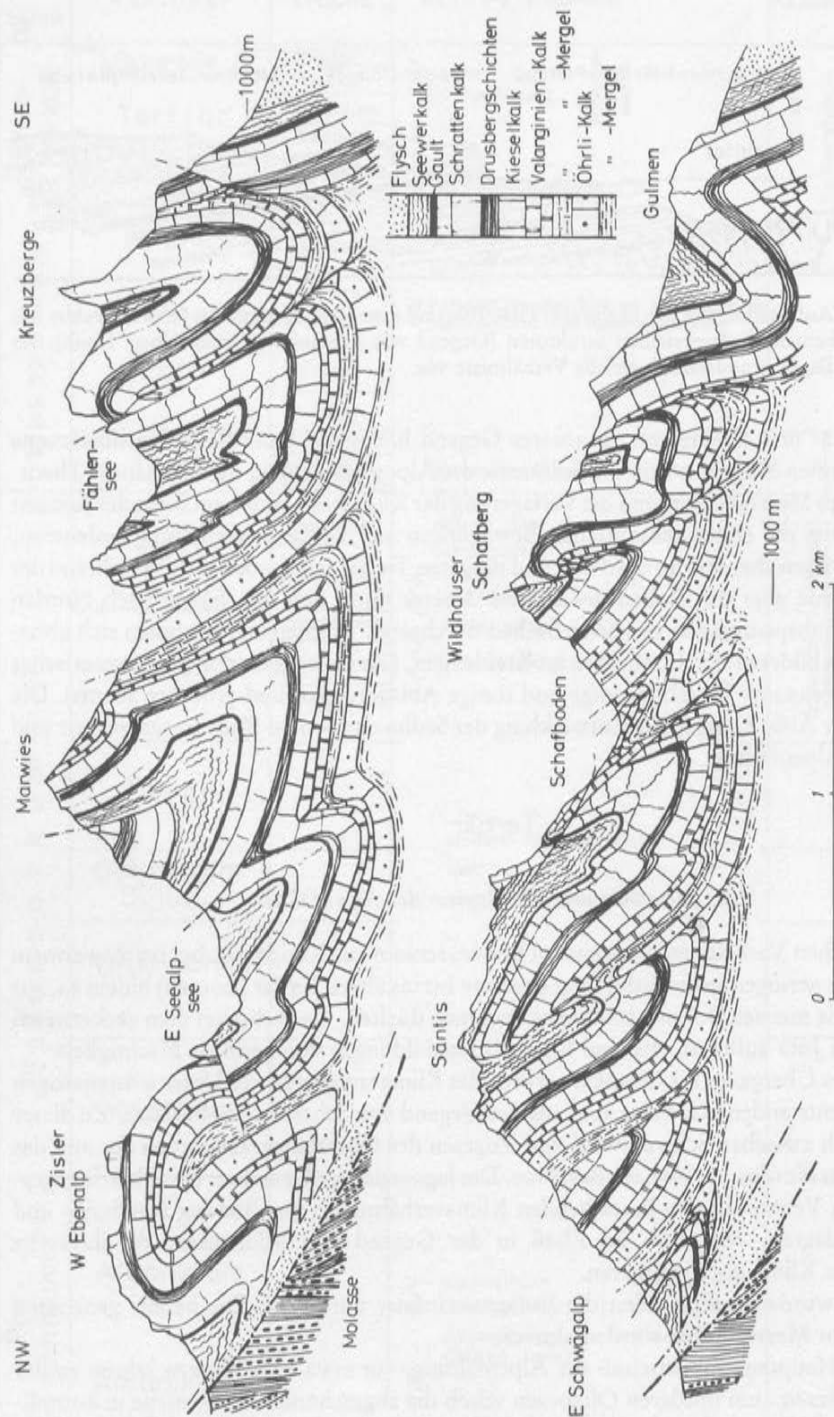
### *Das Alttertiär und der Beginn der Alpenfaltung*

Die festländischen Verhältnisse im weiteren Bodenseeraum zur Kreidezeit, bei feuchtwarmem Klima und sehr geringer Sedimentbildung dauerten bis ins ältere Tertiär (Eocaen) hinein an, aus welcher Zeit die meisten Bohnerzbildungen stammen dürften, die verbreitet dem verkarsteten oberen weißen Jura aufliegen. Es sind fossile Bodenbildungen von geringer Mächtigkeit.

Zur Zeit des Übergangs ins Oligocaen wurde das Klima trockenwarm. Unter wüstenartigen Bedingungen entstandene Gesteine sind aus der Gegend von Schaffhausen bekannt. Zu dieser Zeit senkte sich zwischen Schwarzwald und Vogesen der Oberrheingrabenbruch ab, und das Meer drang von Norden her bis nach Basel vor. Der lagunenartige Charakter des Oberrheingrabens führte im Verein mit den herrschenden Klimaverhältnissen zur Bildung von Stein- und sogar Kalisalzlageren, vor allem im Elsaß in der Gegend von Mülhausen, die ihrerseits trockenwarmes Klima dokumentieren.

Im Süden wurde zu dieser Zeit die Erdkruste immer unruhiger. Die bereits genannten Scherflächen im Meeresboden wurden aktiver.

Ein erster Hauptzusammenschub der Alpenfaltung, vor etwa 35 Millionen Jahren an der Wende vom älteren zum mittleren Oligocaen schob die abgescherten Krustenteile in kompli-



7 Geologisch-tektonische Profile durch das Santsisgebirge mit seinen Kreide-Schichtserien. Nach L. E. Schlatter.

zierter Weise übereinander und hob sie zu einem ersten Alpengebirge aus dem Meer heraus. Das ehemalige alpine Meeresgebiet wurde auf einen Bruchteil seiner früheren Breite zusammengesoben, welche Vorgänge sich in mehreren Phasen während rund 30 Millionen Jahren wiederholten. Die ehemals südlichsten Erdkrusten- und Meeresbodenteile bilden heute die höchsten Elemente im sogenannten Deckenbau der Alpen (ostalpine und penninische Decken), wurden aber schon während der Alpenfaltung sehr stark abgetragen, wobei der entstehende Schutt als Molassematerial im Alpenvorland sedimentiert wurde. Die einzelnen Schub- und Faltungsphasen dauerten jeweils mindestens einige hunderttausend Jahre, und die Verschiebungen und Hebungen lagen pro Jahr im Zentimeterbereich.

### *Die Molassezeit*

Wie die Profile Abb. 3 und 4 zeigen, haben im Bodenseequerschnitt die im Vergleich zu den Sedimentserien des Mesozoikums weit monotoneren Molasseablagerungen den größten Anteil an den Schichten, die das Grundgebirge überdecken.

Die Molasse ist der Verwitterungsschutt des werdenden Gebirges, der durch Fluß-Systeme ins Vorland, in geringerem Maße auch ins Rückland transportiert wurde und den vor den Alpen entstehenden Trog füllte, das heutige schweizerische Mittelland und die schwäbisch-bayerische Hochebene. Der Vorlandtrog entstand einerseits als Folge des Druckes und der Belastung der nach Norden sich vorschiebenden alpinen Decken, anderseits und vor allem auch unter der Belastung des sich ablagernden Molasseschuttes. Die Erdkruste ist keineswegs starr, sondern schwimmt auf einer nachgiebigen Magma-Unterlage, und jede Veränderung der Belastung führt zu Ausgleichsreaktionen (siehe Profilerien Abb. 8).

Die Abfolge der gesteinsmäßigen Beschaffenheit des Molasseschuttes (Nagelfluhen, Sandsteine und Mergel, entstanden aus Geröllbänken, Sand- und Schlammablagerungen) widerspiegelt in sehr aufschlußreicher Weise die Faltungs- und Abtragungsvorgänge im entstehenden Gebirge. Die ältesten Molassesedimente bestehen aus Material der höchsten und zuerst am weitesten nach Norden geschobenen alpinen Überschiebungsdecken, während z. B. Gerölle der helvetischen Kalkalpen (Kreidekalke des Säntisgebirges und der Churfürsten etc.) erst in den jüngsten Molasseschichten zu finden sind.

Die Molasse gliedert sich in eine Untere Meeresmolasse, eine Untere Süßwassermolasse, eine Obere Meeres- und eine Obere Süßwassermolasse (Abb. 8).

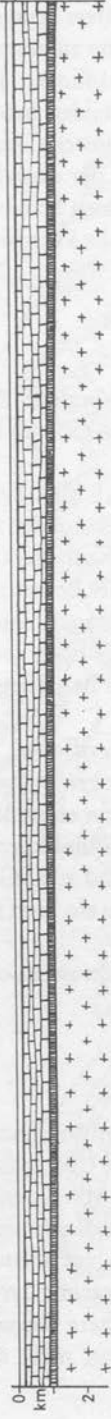
### *Die Untere Meeresmolasse*

Noch im unteren bis mittleren Oligocaen (Unterstampien, Rupélienstufe) begannen die Hauptphasen der alpinen Gebirgsbildung mit starken Zusammenschüben und Überschiebungen von Erdkrustenteilen von Süden nach Norden, eine Folge der Bewegung von Kontinentplatten. Das alpine Meer wurde auf einen schmalen Saum vor dem entstehenden Alpenrand reduziert, in das hinein die ersten alpinen Fluß-Systeme Verwitterungsschutt, vor allem Sand und Schlamm führten, erhalten in Form von meist graublauen Schiefermergeln (Cyrenenschichten) und Sandsteinkomplexen (Bausteinschichten). Man findet diese ältere Meeresmolasse im Obertoggenburg, in der Gegend von Appenzell und im Vorarlberg, nicht aber – wenigstens im Bodenseegebiet nicht – am Nordrand des Molassebeckens.

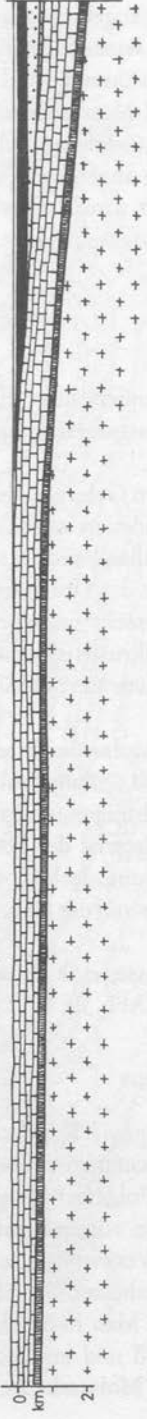
Trias



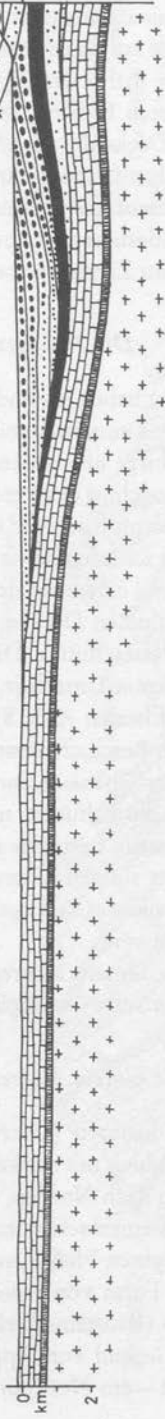
Oberer Malm



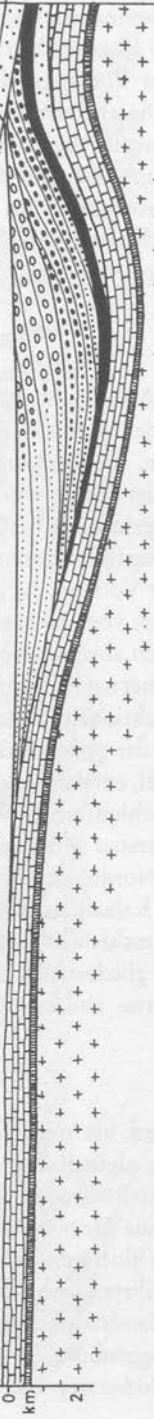
Kreide - Eocæn - Untere Meeresmolasse



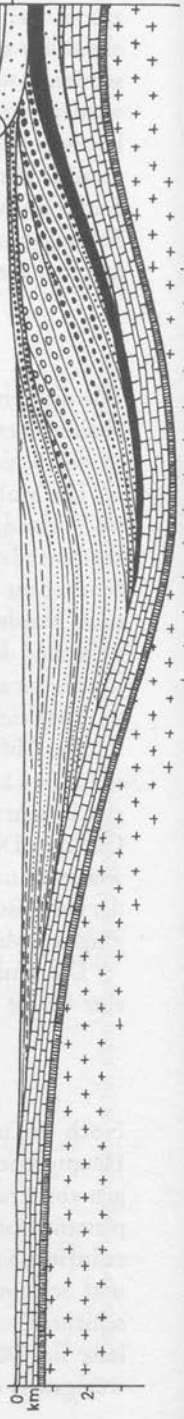
Untere Süßwassermolasse Speerschüttung

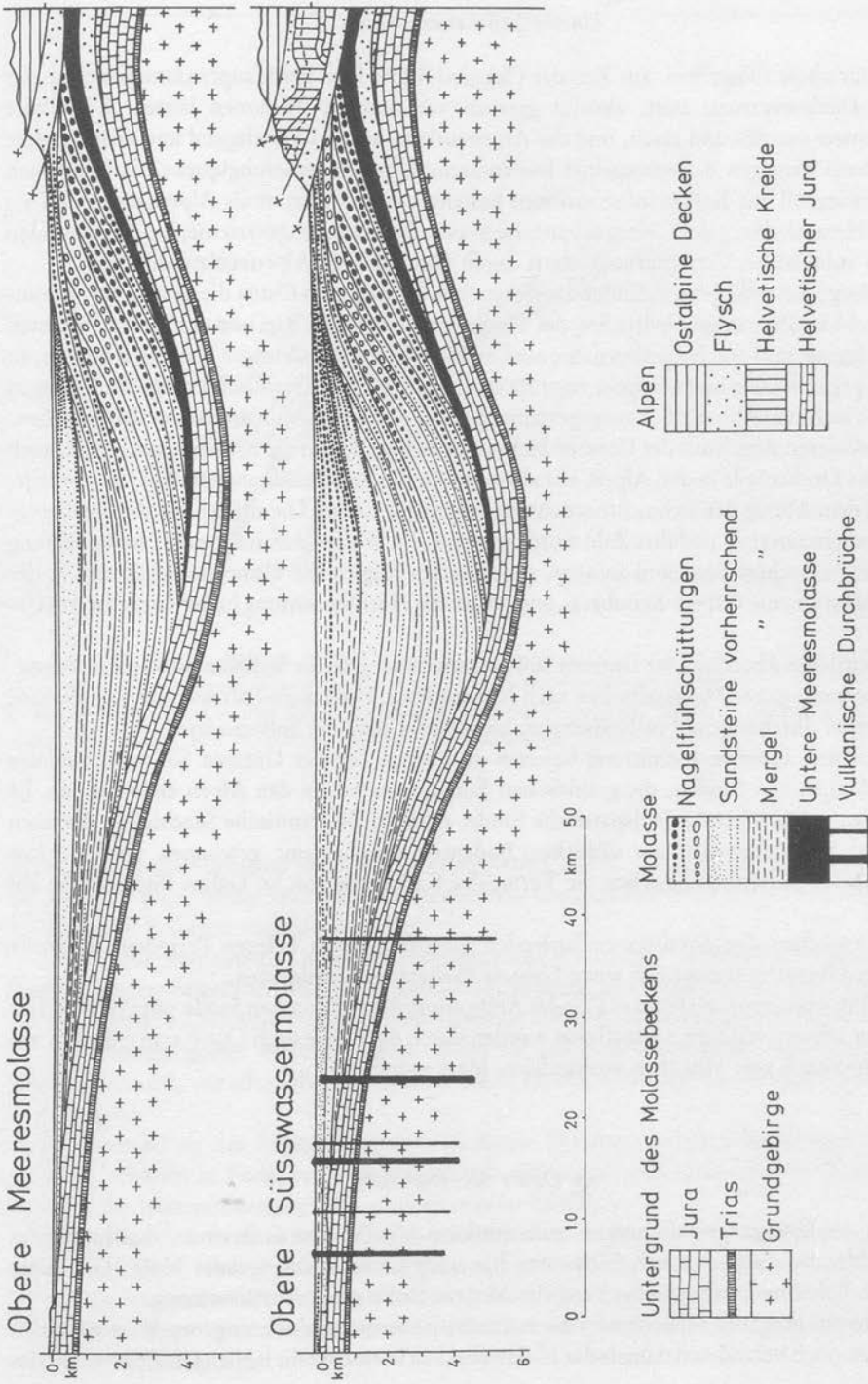


Untere Süßwassermolasse Appenzellersandstein / Ebnerschichten



Untere Süßwassermolasse Granitische Schüttungen





8 Entwicklung der Sedimentation im Bodensegebiet vor und während der Alpenfaltung.



### *Untere Süßwassermolasse*

Gegen das obere Oligocaen, zur Zeit der Chattien-Stufe, fand der Hauptzusammenschub der alpinen Deckensysteme statt, absolut gesehen vor rund 30 Millionen Jahren. Das ältere Molassemeer verschwand rasch, und das Alpenvorland wurde überwiegend und insbesondere im weiteren heutigen Bodenseegebiet festländische Überschwemmungsebene. Es bildet sich eine vorwiegend aus Kalksteinformationen bestehende Deckenfront als Alpenrand (Abb. 8). Mit der Heraushebung des Gebirges entstanden auch Entwässerungssysteme, die den in großen Mengen anfallenden Verwitterungsschutt durch Quertäler ins Alpenvorland führten.

Mächtige Schuttkegel entstanden zunächst, von Westen nach Osten die großen Schwemmdelta des Mont Pélerin am Genfer See, des Thunerseegebietes, der Rigi und des Speers, im Osten des Hochgrats und der Nesselburg. Sie sind erhalten in Form mächtiger Nagelfluhmassen, an der Rigi gegen 4000 m und am Speer rund 2000 m mächtig. Diese Geröllschuttkegel keilen gegen Norden rasch aus (Abb. 8). Sedimentgesteine (Kalk, Dolomite) dominieren unter den Geröllen.

Im mittleren Abschnitt der Unteren Süßwassermolasse ergriff die Erosion zunehmend auch kristalline Deckenteile in den Alpen, vor allem aus Granit bestehende abgescherte Krustenteile, die nach dem Abtrag der Sedimentdeckenteile freigelegt wurden. Die alpinen Entwässerungssysteme verlagerten sich, und ihre Zahl wurde geringer. Im Westen dominierte die Napschüttung (Ur-Aare) zwischen Bern und Luzern, gegen Osten folgten die Hohronenschüttung in der Zentralschweiz, die Gäbris-Kronberg- und später die Hörnlischüttung in der Ostschweiz (Ur-Rhein).

Im mittleren Abschnitt der Unteren Süßwassermolasse griff die Sedimentation von Molasse-schutt über das ganze Molassebecken nach Norden über. Die Landschaft war damals stets eine von Flüssen durchzogene Festlandsebene, keineswegs etwa ein Süßwassersee.

Napf- und Hohronenschüttung lieferten im oberen Teil der Unteren Süßwassermolasse große Mengen von Sanden, die granitischen Einzugsgebieten in den Alpen entstammten. Es entstanden entsprechende, feldspatreiche Sande, erhalten als granitische Sandsteine, die noch heute bei St. Margrethen am südlichen Bodensee als Bausteine gewonnen werden. Aus granitischen Sandsteinen bestehen die Türme der Kathedrale von St. Gallen (Steinbrüche bei Teufen).

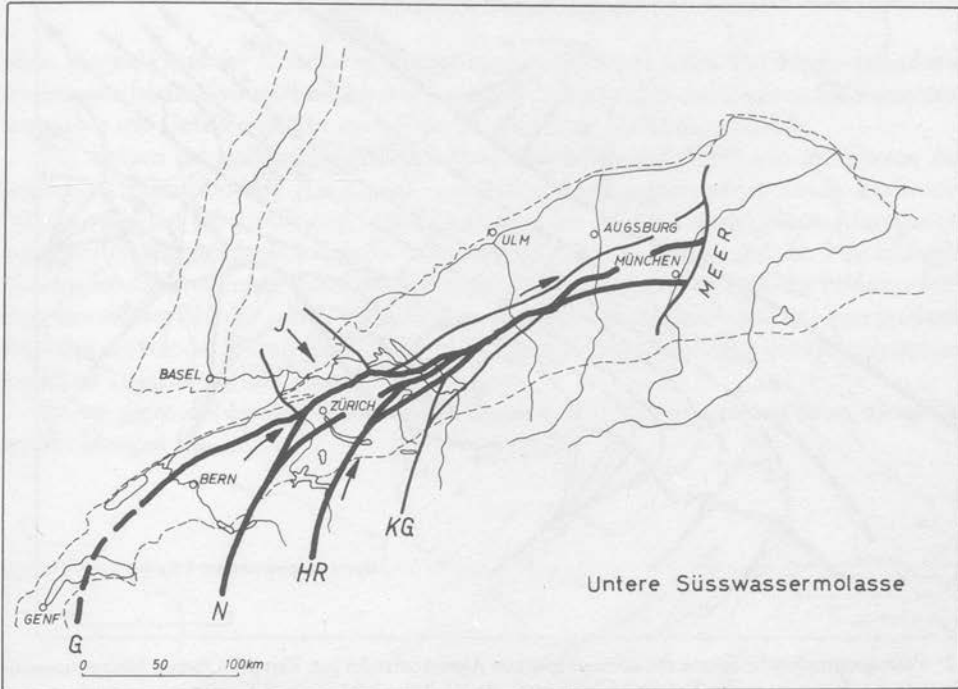
Die zwischen den Sandsteinen lagernden Mergelschichten belegen Perioden, da große Schlamm-Überschwemmungen weite Gebiete flächenhaft überdeckten.

Das Entwässerungssystem zur Zeit der Ablagerung der granitischen Sande zeigt Abb. 9. Die Sande der schweizerischen Schuttfächer wurden durch die Flüsse nach Osten transportiert, wo sie in ein östlich von München vorhandenes Meer mündeten.

### *Die Obere Meeresmolasse*

Zur Zeit des Übergangs vom unteren zum mittleren Miozän kam es zu einer Überflutung des Alpenvorlandes durch ein von Südwesten her nach Osten vordringendes Meer. Dies hatte offensichtlich eine erhebliche Senkung des Molassebeckens zur Voraussetzung.

In diesem jüngeren Molassemeer herrschte meist Strömungsrichtung von West nach Ost (Abb. 10), doch befand sich damals das Molassebecken in einem sehr labilen Gleichgewicht, das



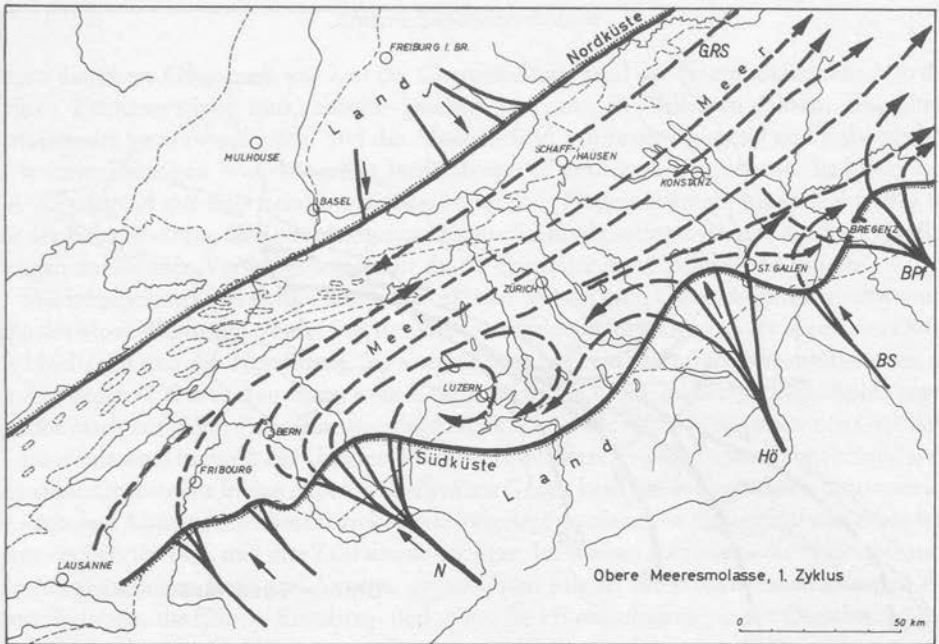
9 Fluß-Systeme der Unteren Süßwassermolasse, Zeit der granitischen Sande. G Genfersee-Schüttung, N Napf-Schüttung, HR Hohronen-Schüttung, KG Kronberg-Gäbris-Schüttung.

oft durch Kippbewegungen in der Längsachse gestört wurde, die periodisch ein Gefälle nach Westen erzeugten, wobei immer wieder quarzreiche Grobsande aus der Gegend von bayerisch Franken und Böhmen zugeführt wurden.

Meist aber lieferten die Molasseschuttfächer der westlichen Schweiz, insbesondere die Napfschüttung die größten Mengen an Geröll und Sand ins wenig tiefe Molassemeer. Die Sande aus der westlichen Schweiz wurden durch die meist vorhandene Strömung von West nach Ost bis ins Bodenseegebiet verbracht. Man findet sie sogar im Vorfeld der viel sandärmeren Hörnlischüttung, vor allem aber in Form der Heidenlöchersandsteine am nördlichen Bodensee (Überlingen).

Die Nordküste des Molassemeeres wird durch Muschelschill-Strandbildungen gekennzeichnet, erhalten in Form von Randengrobkalk (Wiechs, Tengen). Im oberen Donaugebiet erzeugte die Meeresbrandung eine ausgesprochene Kliffküste.

Über dieser Muschelschillzone liegen im nördlichen Bodenseegebiet die Sandschiefer, im Süden (St. Gallen) blaugraue Schiefermergel, stellenweise sehr fossilreich und aufgeschlossen in der Goldachschlucht. Die marine Strömung war damals gering, und es bildete sich ein wattenmeerartiger Zustand heraus, mit reicher Muschelfauna und mannigfachen, oft gut erhaltenen Kriechspuren.



10 Paläogeographische Skizze des schweizerischen Alpenvorlandes zur Zeit der Oberen Meeresmolasse. Periode der Entstehung der Berner-, Überlinger-, St. Galler- und Luzerner-Sandsteine. Ausgezogene Pfeile: Flußtransport, gestrichelte Pfeile: Sandtransport durch Meeresströmung. N Napf-Schüttung, Hö Hörnli-Schüttung, BS Bodensee-Sommersberg-Schüttung, BPF Bodensee-Pfänder-Schüttung, J Juranagelfluh-Schüttung, GRS Zufuhrweg moldanubischer Grobsande (Graupensande).

Während der besonders interessanten dritten Phase der Oberen Meeresmolasse begann die Verlandung des Meeres, besonders zunächst im Osten, Nordosten und Norden. Im nördlichen Bodenseegebiet und längs der ganzen Nordküste hob sich der Meeresboden heraus und war lange Zeit bei fehlender Sedimentation und warmem, trockenem Klima exponiert. Damit verbundene Vorkommen roter Landschneckenmergel enthalten im Baslerjura, im nördlichen Kanton Schaffhausen und im Hegau Einstreuungen vulkanischer Mineralien, die – vom Winde verweht – möglicherweise aus den Kaiserstuhl vulkanen stammen.

Die Grobsandzufuhr aus dem Osten setzte nun besonders stark ein, und sie entwickelte sich zu einem kräftigen Fluß-System, das in das herausgehobene Festland des nördlichen Molassegebietes eine Rinne fräste, mit einer Trichtermündung in das westliche Restmeer in der Gegend von Schaffhausen (Abb. 11). Dieser Fluß lagerte in der Rinne und vor allem in der Trichtermündung große Mengen von moldanubischen Grobsanden ab, die derzeit noch bei Benken am Cholfirst im nördlichen Kanton Zürich abgebaut werden. Diese Grobsande entsprechen den Grimmelfingerschichten im süddeutschen östlichen Donaugebiet.

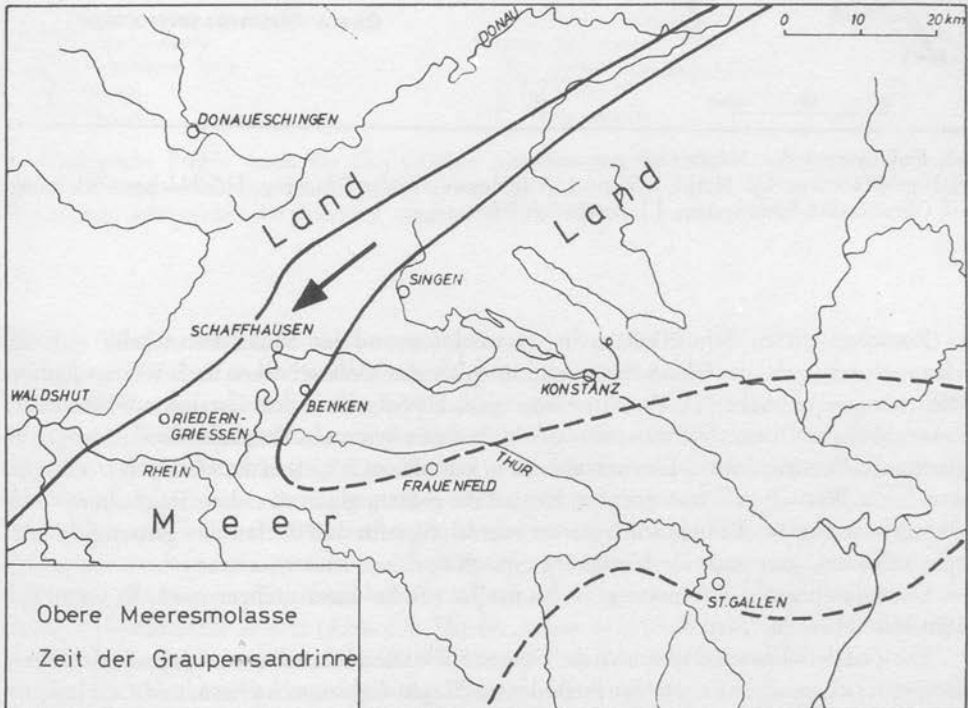
Das Meer verlandete durch Herausheben des Meeresbodens mit der Zeit völlig, und es begann die Zeit der Oberen Süßwassermolasse.

*Die Obere Süßwassermolasse*

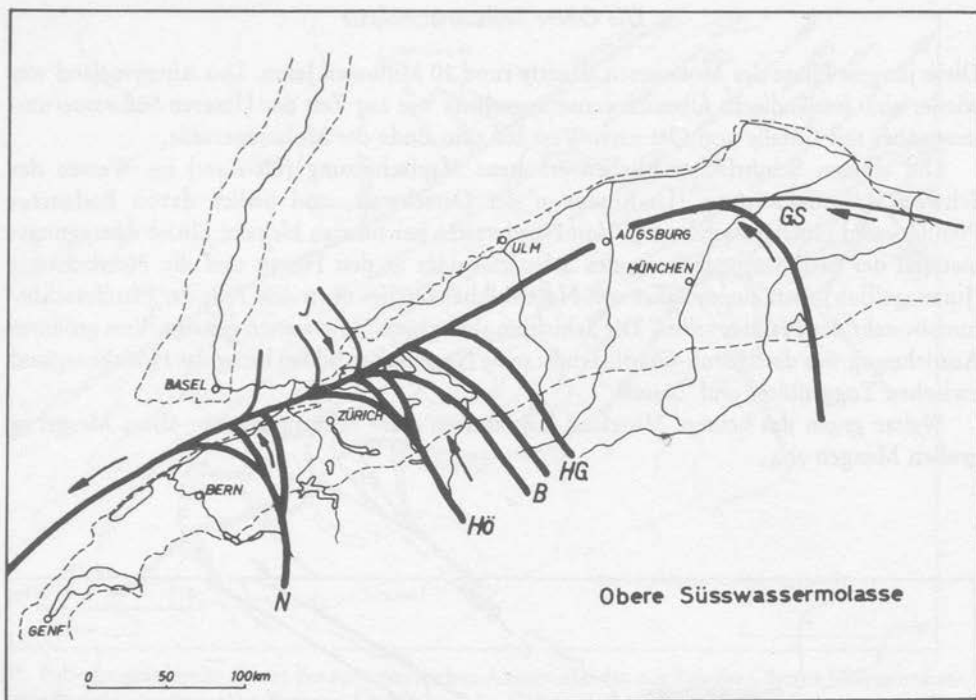
Diese jüngste Phase der Molassezeit dauerte rund 10 Millionen Jahre. Das Alpenvorland war wieder eine festländische Überschwemmungsebene wie zur Zeit der Unteren Süßwassermolasse, aber mit Gefälle von Ost nach West bis zum Ende der Molasseperiode.

Die alpinen Schuttfächer blieben erhalten: Napfschüttung (Ur-Aare) im Westen der Schweiz, Hörnlischüttung (Ur-Rhein) in der Ostschweiz, und östlich davon Bodensee-Pfänder- und Hochgratschüttung. Von Nordwesten her führten kleinere Flüsse Abtragungsmaterial der Sedimentbedeckung des Schwarzwaldes in den Hegau und die Nordschweiz (Juranagelfluh). Aus einem Paket von Nagelfluhbänken des zentralen Teils der Pfänderschüttung besteht der Pfänder selbst. Die Schichten sind gegen Nordwesten geneigt. Von größerer Ausdehnung war der Hörnli-Geröllfächer: seine Nagelfluhen bilden heute das Hörnlibergland zwischen Toggenburg und Tösstal.

Weiter gegen das heutige Mittelland hin lagerten diese Schüttungen vor allem Mergel in großen Mengen ab.



11 Paläogeographische Skizze des Bodensee- und Hochrheingebietes zur Zeit der Ablagerung der Graupensande von Benken-Wildensbuch und Riedern-Griesen. Trichtermündung eines von Böhmen und Bayerisch Franken her ins verlandende Molassemeer mündenden Flusses mit Zufuhr von Quarz-Grobsanden.



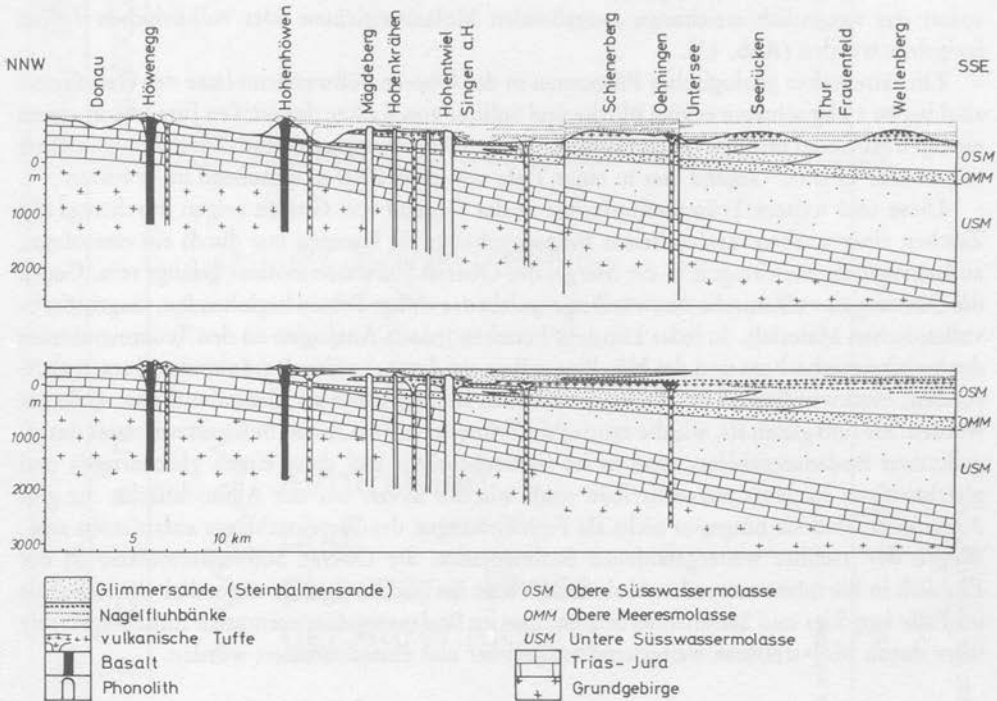
12 Fluß-Systeme der Oberen Süßwassermolasse.

N Napf-Schüttung, Hö Hörnli-Schüttung, B Bodensee-Pfänder-Schüttung, HG Hochgrat-Schüttung, GS Glimmersand-Stromsystem, J Juranagelfluh-Schüttungen.

Zwischen diesen Schutfächern im Nordwesten und im Süden entwickelte sich ein Hauptstromsystem, die Glimmersandschüttung, die das Molassebecken nach Westen/Südwesten entwässerte (Abb. 12). Es entstammte einer Ur-Salzacht in den Ostalpen. Während der ganzen Zeit der Oberen Süßwassermolasse blieb dieses System in Tätigkeit. Große Mengen an glimmerreichen Sanden aus Einzugsgebieten in kristallinen Schiefen der Ostalpen wurden bis weit in die Westschweiz transportiert. Es sind die grauen, glimmerreichen Steinbalmen- oder Glimmersandsteine, die man am Untersee sehr häufig trifft und die fast den ganzen Schienerberg aufbauen, aber auch für Meersburg typisch sind.

Das Glimmersand-Stromsystem ist bis ins Tal von St.-Imier nachgewiesen. Es setzte sich zum Mittelmeer hin fort.

Zur Zeit der Oehningerschichten der Oberen Süßwassermolasse lassen sich am Schienerberg die ersten vulkanischen Eruptionen im Bodensee-Hegau-Gebiet nachweisen, und zwar in Form eines vulkanischen Schlotens im Tobel nördlich von Wangen am Untersee, von dem Auswurfsmaterial auch auf dem thurgauischen Seerücken vorkommt. In einem eng begrenzten Maarsee, der sich in diesem Vulkanschlot bildete, wurden später die berühmten, eigentlichen Oehningerschichten abgelagert, fossilreiche Süßwasserkalke mit besonders zahlreichen und gutenhaltenen



13 Geologische Profile durch das Hegau-Gebiet am Ende der Molassezeit (unten) und nach der Herausarbeitung des heutigen Landschaftsbildes durch die Erosionsvorgänge des späten Tertiärs und des Pleistocaens, insbesondere der Eiszeiten.

Blättern, Fischen und dem berühmten Salamander, den der Zürcher Naturforscher J. J. Scheuchzer für einen in der Sintflut umgekommenen Menschen hielt.

Der Beginn des eigentlichen Hegauvulkanismus fällt zusammen mit der Konglomeratstufe der Oberen Süßwassermolasse, während welcher Phase Gerölle des Hörnlischuttfächers bis zum nördlichen Schienerberg gelangten. Diese starke Aktivität des Hörnli-Fluß-Systems muß mit einer entsprechenden Bewegungsphase in den Alpen zusammengehangen haben, die auch Spannungen im Untergrund des Vorlandes, besonders in Richtung auf die alten, hercynischen Gebirgsblöcke des Schwarzwaldes und der Vogesen erzeugten. Diese Spannungen waren an der Auslösung des Hegauvulkanismus beteiligt, der in der Folge rund 8 Millionen Jahre bis zum Ende der Molassezeit dauerte (Abb. 13). Die Hegaubasalte durchbrachen noch die letzte zur Molassezeit sedimentierte Landoberfläche (heute auf rund 850 m Höhe gelegen).

Die vulkanischen Erscheinungen des Hegau – Auswurfsmassen vulkanischer Aschen (Tuffe), Lavaaufstiege im Form von Phonolithen und Basalten – wurden laufend in Oberer Süßwassermolasse einsedimentiert. Die heutige Landschaft des Hegaus wurde erst durch die spätere Erosion aus der Molasse herauspräpariert. Die Bergformen des Hegau sind somit nicht als Vulkanformen aufzufassen: die steilen Felsberge sind in Schloten erstarrte Lavapropfen, die

später aus wesentlich weicheren, umgebenden Molasseschichten oder vulkanischen Tuffen freigelegt wurden (Abb. 13).

Ein rätselhaftes geologisches Phänomen in der Oberen Süßwassermolasse der Ostschweiz sind bis zu 10 kg schwere eckige Blöcke und Splitter von Kalken des weißen Jura, die in einem einzigen Horizont im Sittergebiet nördlich von St. Gallen eingelagert sind. Diese Jurakalksteine wären aber in jener Gegend erst in einer Tiefe von etwa 2000 m anstehend zu erwarten.

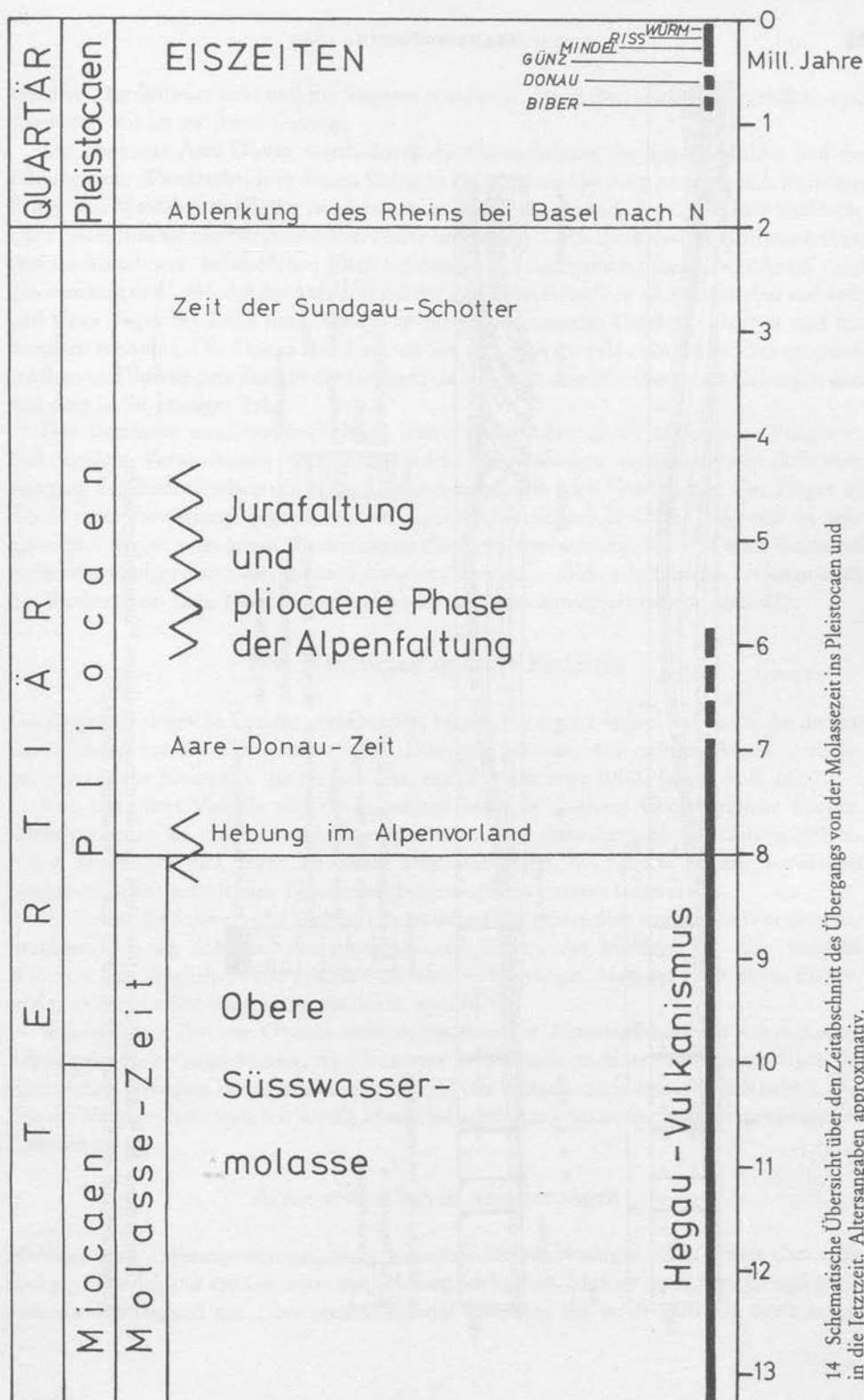
Diese und weitere Trümmerhorizonte in der Gegend von Gossau zeigen durchwegs alle Zeichen einer starken mechanischen Beanspruchung. Sie konnten nur durch ein einmaliges, außergewöhnliches Ereignis in die Mergel der Oberen Süßwassermolasse gelangt sein. Gegen die Deutung als vulkanische Auswürflinge spricht das völlige Fehlen begleitenden, magmatisch-vulkanischen Materials. In jeder Hinsicht bestehen jedoch Analogien zu den Trümmermassen des Steinheimerbeckens und des Nördlinger Ries auf dem schwäbisch-fränkischen Jura, welche runden, merkwürdigen, von Wällen umgebenen Becken heute als Meteoritenkrater gedeutet werden. Sie sind gleich alt, wie die exotischen Trümmer in der Oberen Süßwassermolasse des st. gallischen Bodenseegebietes, und es ist wahrscheinlich, daß diese einem gleichartigen und gleichzeitigen Ereignis zuzuschreiben sind, wie die Krater auf der Albhochfläche. Es gibt Argumente, daß sie hingegen nicht als Fernwirkungen des Rieseinschlages aufzufassen sind. Wegen der nachher weitergelaufenen Sedimentation der Oberen Süßwassermolasse ist der Einblick in die interessierenden Molasseschichten im Bodenseegebiet wesentlich dürftiger, als im Falle von Ries und Steinheimerbecken. Der im Bodenseegebiet vermutete Einschlagskrater wäre durch Molasseflüsse weitgehend ausgeebnet und eingesedimentiert worden.

## Die geologischen Vorgänge zu Ende der Molassezeit

Zu Beginn des Pliocaens, der jüngsten Stufe des Tertiärs, ging die Molassezeit zu Ende: eine Hebung des Alpenvorlandes um einige hundert Meter beendete weitgehend die Ablagerung von alpinem Abtragungsschutt und leitete gleichzeitig eine Zeit der Talbildung auch im Vorland ein.

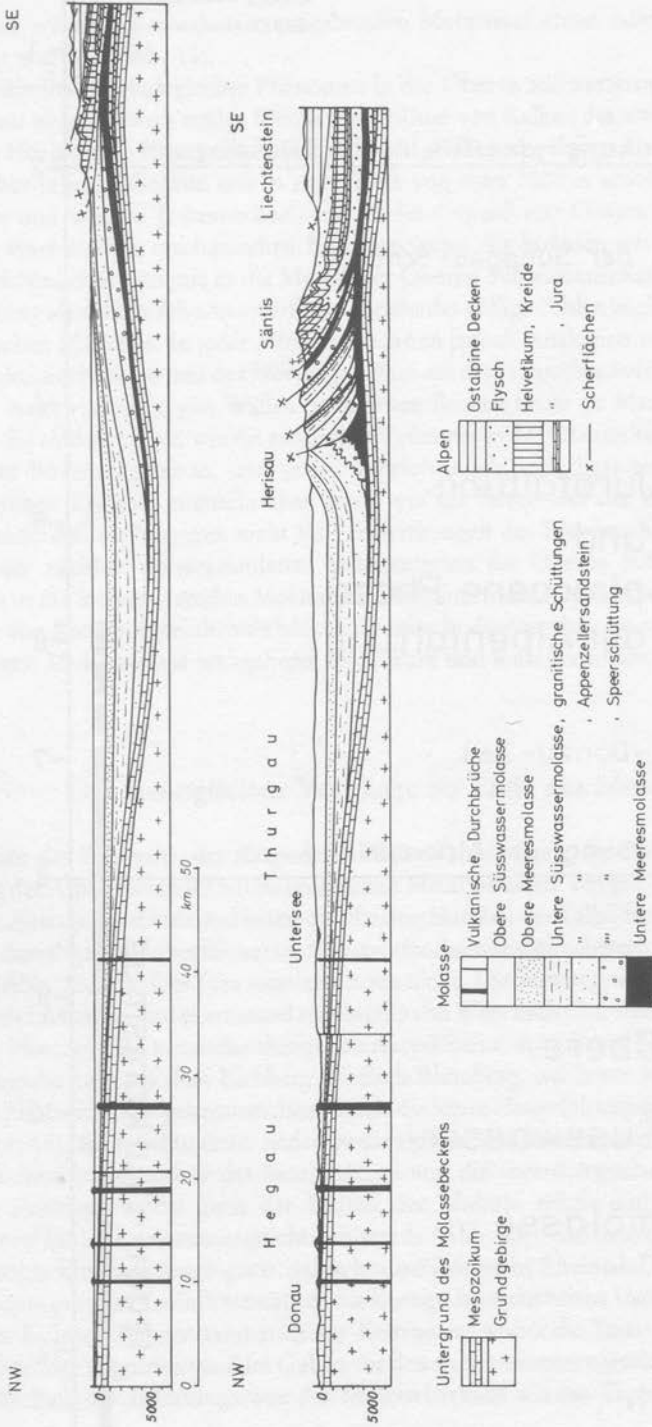
Die damalige Landoberfläche des Alpenvorlandes war eine schwach gegen Norden geneigte Ebene (Abb. 13, 15). Der Jura existierte noch nicht. Die Hebung war im Gebiet der Schweiz stärker als im Osten, und es entstand ein Gefälle von West nach Ost. Für kurze Zeit existierte im unteren Pliocaen eine zusammenhängende Aare-Donau. Aus dieser Zeit stammen z. B. Reste von Aareschottern auf dem Eichberg nördlich Blumberg, auf heute 900 m Höhe gelegen.

Die Pliocaenzeit ist gekennzeichnet durch die letzte Hauptfaltungsphase des Alpengebirges (Abb. 14, 15). Sie brachte unter anderem die alpinen Randketten der helvetischen Überschiebungsdecken, insbesondere das Säntisgebirge und die vorarlbergischen Kreideketten in ihre heutige Position, wobei auch der Südtteil der Molasse erfaßt und in Bruchschollen zur subalpinen Molasse zusammengeschoben wurde (Abb. 15). Gleichzeitig entstand auch das als tektonischer Einbruch angelegte st. gallisch-vorarlbergische Rheintal. Die alpine Faltungsphase im Pliocaen gestaltete somit wesentlich die heutige landschaftliche Umrandung des Bodenseegebietes. In jener Zeit entstand auch der Kettenjura, wobei die Trias- und Juraschichten von ihrer Unterlage abgeschert und im Gebiet vor den stark zusammengeschobenen Schweizeralpen und außerhalb der Belastungszone des Molassebeckens wie ein Teppich zu Falten geworfen



14 Schematische Übersicht über den Zeitabschnitt des Übergangs von der Molassezeit ins Pleistocaen und in die Jetztzeit. Altersangaben approximativ.





15 Profile durch das Bodenseengebiet vor (oben) und nach der pliocänen alpinen Faltungphase (unten). Zusammenschub der helvetischen Randketten und der subalpinen Molasse.

wurden. Der Schwarzwald und die Vogesen wurden zu dieser Zeit stark emporgehoben und damit erst wieder zu einem Gebirge.

Die erwähnte Aare-Donau wurde durch die Heraushebung des Schwarzwaldes und die Bildung einer Wasserscheide in dessen Südosten aufgetrennt. Die Aare arbeitete sich zwischen Brugg und Waldshut durch das sich langsam aufwölbende Ostende des Kettenjura hindurch. Über Basel floß sie zur burgundischen Pforte und weiter durch die Bresse zum Rhonesystem und ins Mittelmeer. Im südlichen Elsaß lagerten sie die Sundgauschotter ab, was Anlaß dazu gewesen sein muß, daß sich die Aare dort mit der Zeit selbst ihren Weg nach Südwesten verbaute und eines Tages bei Basel nach Norden in die Oberrheinische Tiefebene übertrat und der Nordsee zustrebte. Die Donau aber hatte ein auf den Schwarzwald reduziertes Einzugsgebiet erhalten und floß längere Zeit aus der Gegend von Neustadt über Blumberg nach Geisingen und von dort in ihr heutiges Tal.

Der Bodensee existierte noch lange nicht, wurde aber durch tektonische Vorgänge, insbesondere Verwerfungen vorbereitet. Solche Verwerfungen verlaufen vermutlich vom Ausgang des Bodenseerheintals in der Längsachse des Sees nach Nordwesten. Der Hegau ist durch eine Verwerfung gegenüber dem Schienerberg abgesenkt (Abb. 15), und in sehr markanter Weise auch gegen Westen durch die Randverwerfung, die sich über Bonndorf mehr oder weniger durch den ganzen Schwarzwald fortsetzt. Diese tektonischen Linien müssen das Rheinsystem nach Nordwesten und weiter zur Aare kanalisiert haben (Abb. 17).

### Das Pleistocaen und die Eiszeiten

Die jüngste geologische Epoche, das Quartär, begann vor etwa 2 Millionen Jahren. An diesem Zeitabschnitt hat das Pleistocaen (früher Diluvium genannt) den größten Anteil. Auf das nacheiszeitliche Holocaen, die jüngste Zeit, entfallen nur etwa 10000 Jahre (Abb. 16).

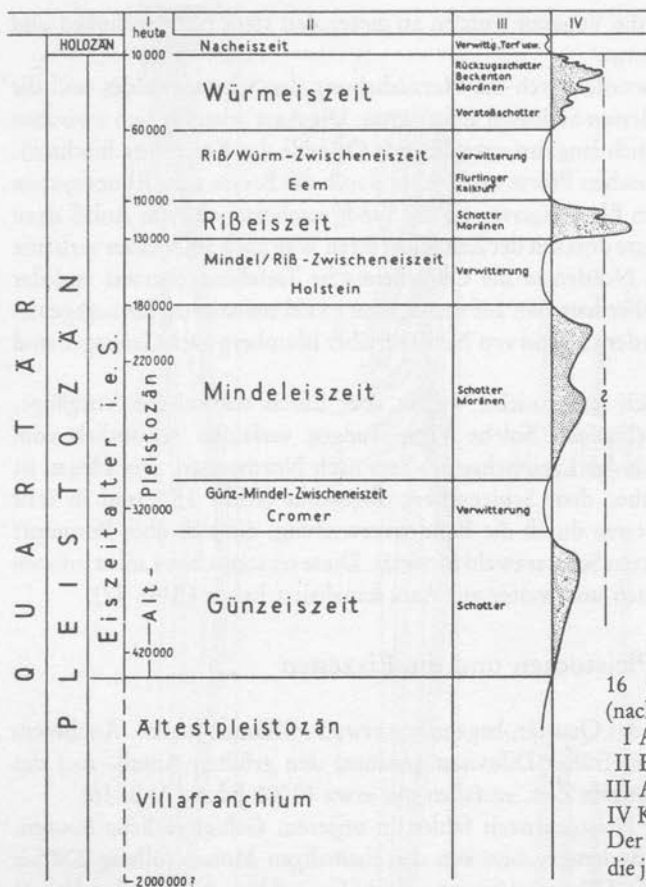
Von rund drei Vierteln der Pleistocaenzeit fehlen in unserem Gebiet jegliche Spuren. Damals wurden im Hochrhein-Bodenseegebiet von der ehemaligen Molassefüllung 200 bis 300 m abgetragen und durch die Flüsse wegtransportiert, bis auf das Niveau der älteren Deckenschotter, den ältesten Pleistocaenablagerungen in unserer Gegend.

Im Gebiet der Schweiz und auch im süddeutschen Bodenseegebiet werden vier Vergletscherungsperioden als dokumentiert angesehen: die Günz-, die Mindel-, die Riß- und die Würmeiszeit. Möglicherweise entfallen einzelne Ablagerungen auch auf noch ältere Eisvorstöße, wie sie in Süddeutschland postuliert werden.

Während zur Zeit der Oberen Süßwassermolasse im Alpenvorland noch subtropisches Klima geherrscht hatte, führten die Hebungen im Pliocaen zu einer Abkühlung. Über die eigentlichen Ursachen der verschiedenen Eisvorstöße herrscht noch keineswegs Klarheit. Die Zeit der Vergletscherungen war für die Landschaftsgestaltung des Bodenseegebietes von großer Bedeutung.

### Arten eiszeitlicher Ablagerungen

*Moränen* sind unverschwemmtes, nicht sortiertes, lehmig-blockiges, nicht selten aber auch kiesiges Material, das der Gletscher mit sich trug oder schob. Man unterscheidet Grundmoränen, die vorwiegend aus zerriebenem Material bestehen, das unter dem Eis unter hoher



16 Gliederung des Quartärs  
(nach A. Schreiner, 1970).

I Alterangaben in Jahren vor heute.  
II Eiszeiten und Zwischeneiszeiten.  
III Ablagerungen im Bodenseegebiet.  
IV Kurve der Gletscherausdehnung.  
Der Ausschlag nach rechts zeigt ungefähr die jeweilige Gletscherausdehnung an.

Belastung stand, Obermoränen, die ehemals auf dem Gletscher gelegen hatten und heute oft große Gebiete bedecken, und Stirn- und Seitenmoränen.

Aus Moränenmaterial bestehen meist auch die sogenannten Drumlins, die gerade im Bodenseegebiet stellenweise in großen »Schwärmen« auftreten. Es handelt sich um ovale bis langgestreckte, meist einige hundert Meter lange, ovale bis langgestreckte Hügel. Es wird angenommen, daß sie unter dem Eis eines flachen, ausgedehnten Gletschers mit großen Spaltensystemen entstanden, daß sie zum Teil aber auch als Schmelzwasserbildungen an Eisrändern aufzufassen sind.

*Findlinge* oder *erratische Blöcke* sind größere Gesteinsblöcke, die der Gletscher aus seinem Herkunftsgebiet mit sich führte oder unterwegs wegschürfte.

*Schotter* sind kiesige bis sandige Fluß- oder Schmelzwasserablagerungen, die in Zwischeniszeiten oder beim Vorstoß oder Rückzug eines Gletschers als Talbodenfüllungen oder als Eisrandablagerungen entstanden. Ein erheblicher Teil der eiszeitlichen Schotter besteht aus Geröll, das aus verschwemmtem Moränenmaterial stammt.

## Der Ablauf der eiszeitlichen Vorgänge

### *Die Deckenschotter*

Vor etwa 430 000 Jahren begann die Günz-Vereisung, die im Bodensee- und Hochrheingebiet durch hochgelegene Geröllablagerungen, die sogenannten älteren Deckenschotter, belegt ist. Es handelt sich um Reste von ehemaligen breiten Talfüllungen. Man findet sie auf dem Heiligenberg, auf dem Tannenbergr nordwestlich von St. Gallen, auf dem Schienerberg, dem Herrentisch, dem mittleren Seerücken, westlich von Schaffhausen, auf dem Irchel und auf dem Uetliberg bei Zürich.

Schon damals scheint ein Klettgautal existiert zu haben, von einem südlicheren Talsystem durch die alte Wasserscheide Südranden-Kalter Wangen-Küssaburg getrennt.

Nach einer Phase der Erosion in der Günz-Mindel-Zwischeneiszeit wurden die sogenannten jüngeren Deckenschotter der Mindelzeit abgelagert. Solche sind erhalten auf dem Schienerberg, auf Hohenklingen-Wolkenstein, auf dem Stammheimerberg, dem Rauhenberg und an vielen anderen Stellen der Gegend von Schaffhausen, im Klettgau und weiter westlich. Moränen, die von Eisvorstößen zur Mindelzeit zeugen, finden sich im Bodenseegebiet mit den Deckenschottern verknüpft (Abb. 17).

### *Die Erosion des Bodensee-Hegau-Klettgau-Talsystems*

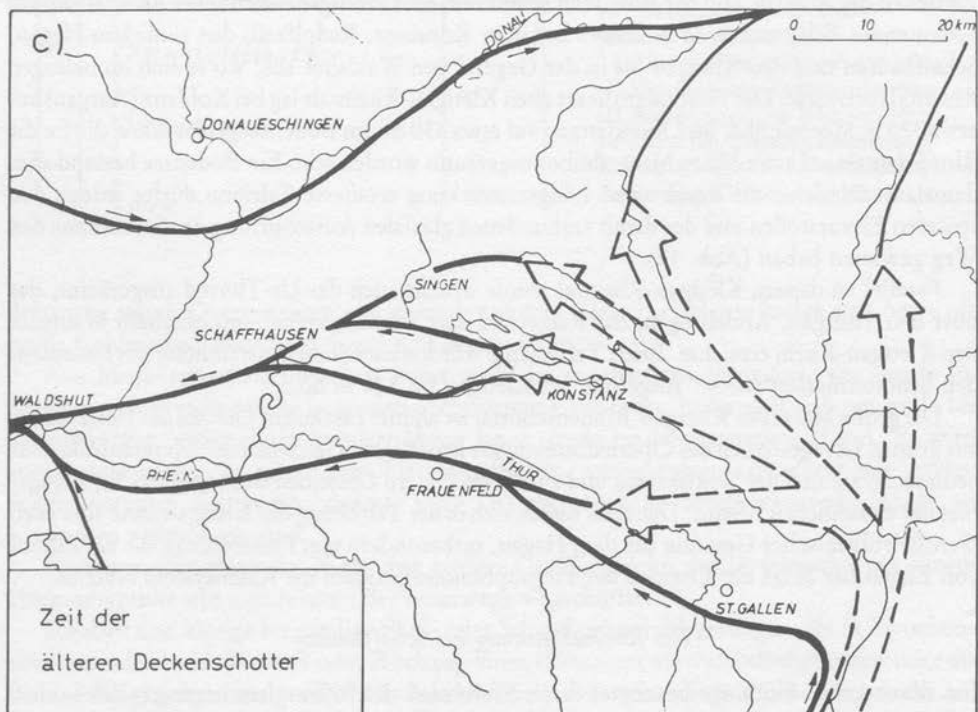
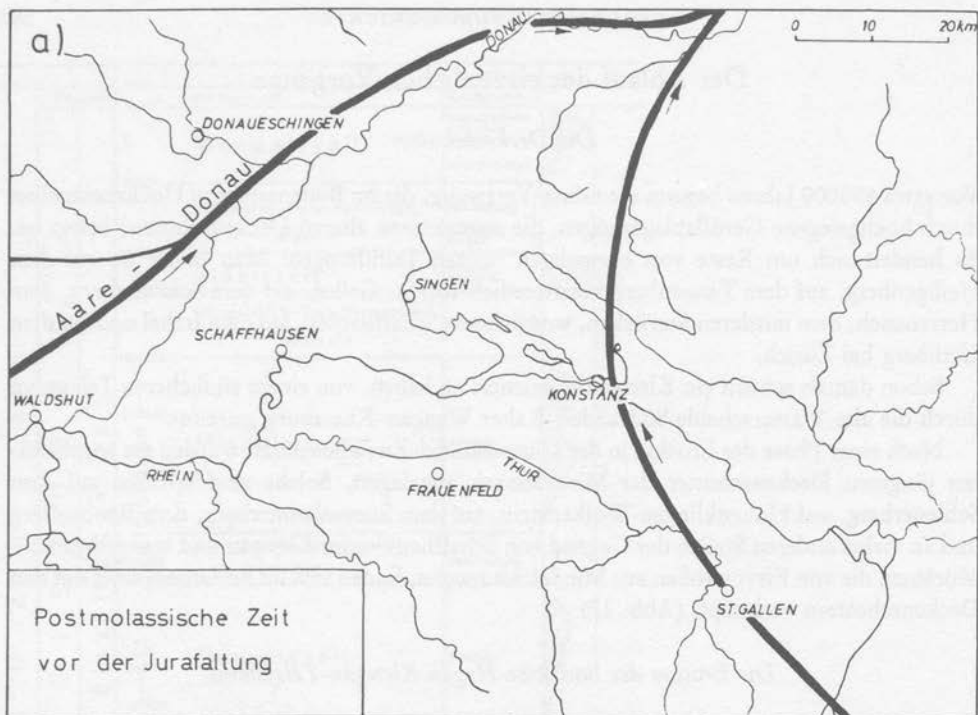
Zwischen der Mindel- und der Rißeiszeit räumte ein sehr kräftiger eiszeitlicher Rheinstrom ein bedeutendes Talsystem vom Bodensee her über Konstanz, Radolfzell, den südlichen Hegau, Schaffhausen und den Klettgau bis in der Gegend von Waldshut aus, wo es sich im heutigen Rheintal fortsetzte. Der Felsboden dieses alten Klettgau-Rheintals lag bei Koblenz (Aargau) auf etwa 320 m Meereshöhe, im Oberklettgau auf etwa 330 m. Im Bodenseegebiet selbst dürfte die Rinne damals auf etwa 350 m Meereshöhe ausgeräumt worden sein. Ein Bodensee bestand aber damals noch nicht, die durch seine Längserstreckung erodierte Talrinne dürfte jedoch den späteren Eisvorstößen und der damit verbundenen glazialen Ausschürfung des Seebeckens den Weg gewiesen haben (Abb. 18).

Parallel zu diesem Klettgau-Rheintal wurde damals auch das Ur-Thurtal ausgeräumt, das über den Thurgau, Andelfingen, das Rafzerfeld und Zurzach verlief und oberhalb Waldshut den Klettgau-Rhein erreichte. Beide Talsysteme wurden nach ihrer Ausräumung mit bedeutenden Schottermassen wieder ausgefüllt, im Klettgau bis 120 m hoch.

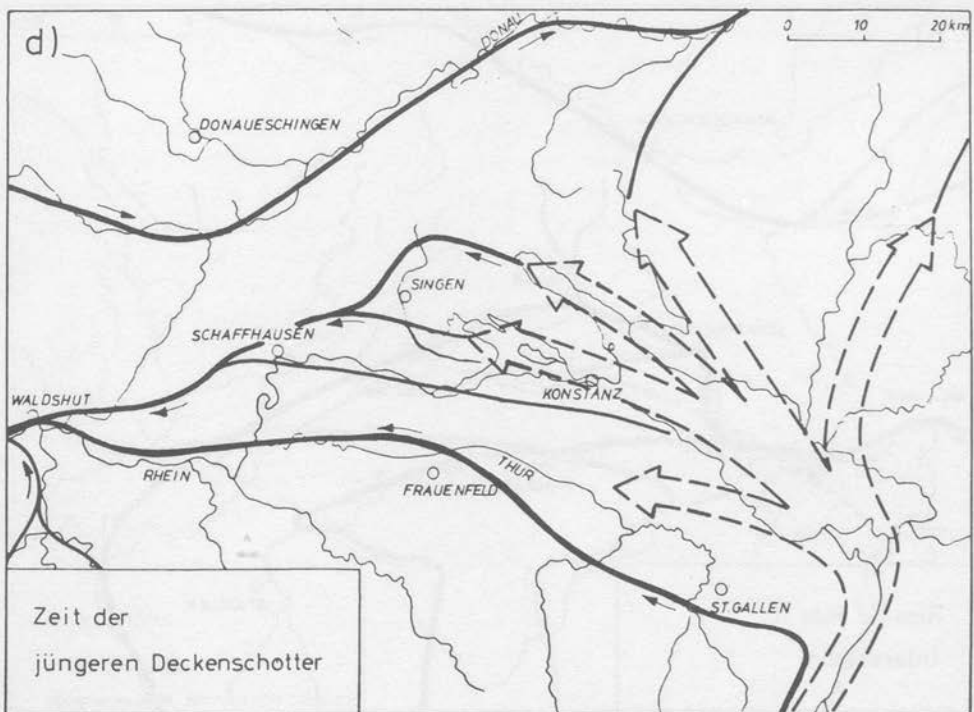
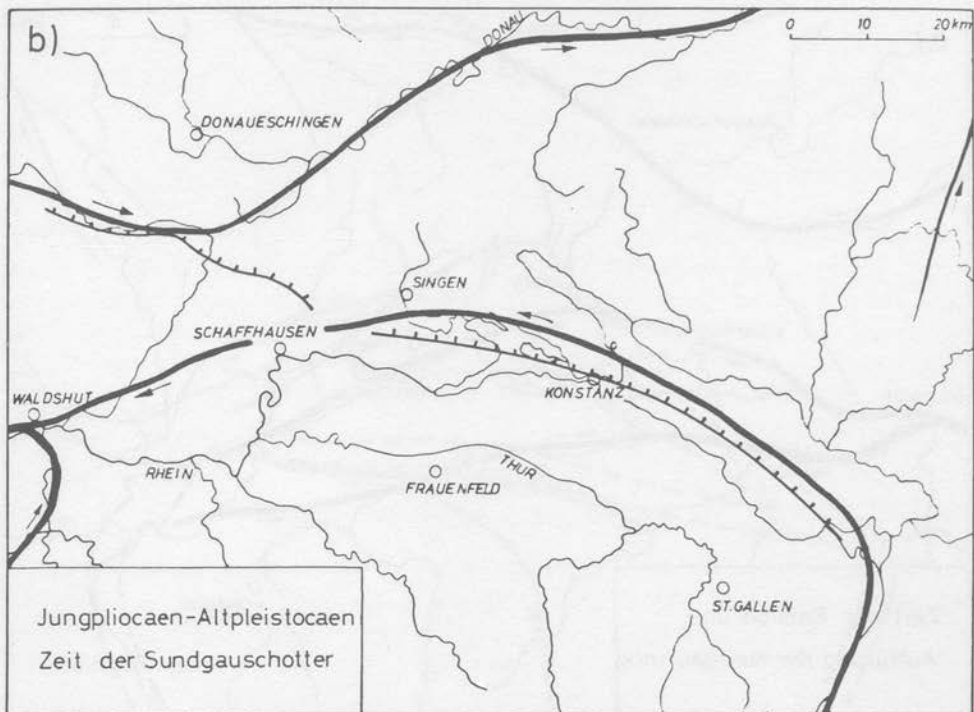
Die große Masse der Klettgau-Rinnenschotter ist alpiner Herkunft. Gerölle aus Juliergranit, aus grünen Lavagesteinen des Oberhalbsteins, aus kristallinen Gesteinen der Silvretadecke, aus Sedimentgesteinen der Säntiskreide und aus vielen andern Gesteinen bezeugen das Einzugsgebiet des eiszeitlichen Rheins. Daneben finden sich in der Talfüllung der Klettgaurinne aber auch Gerölle vulkanischer Gesteine aus dem Hegau, insbesondere von Phonolithen, die ein Zufließ von Engen her längs der Ostseite der Hegauphonolithpropfen ins Rheinsystem brachte.

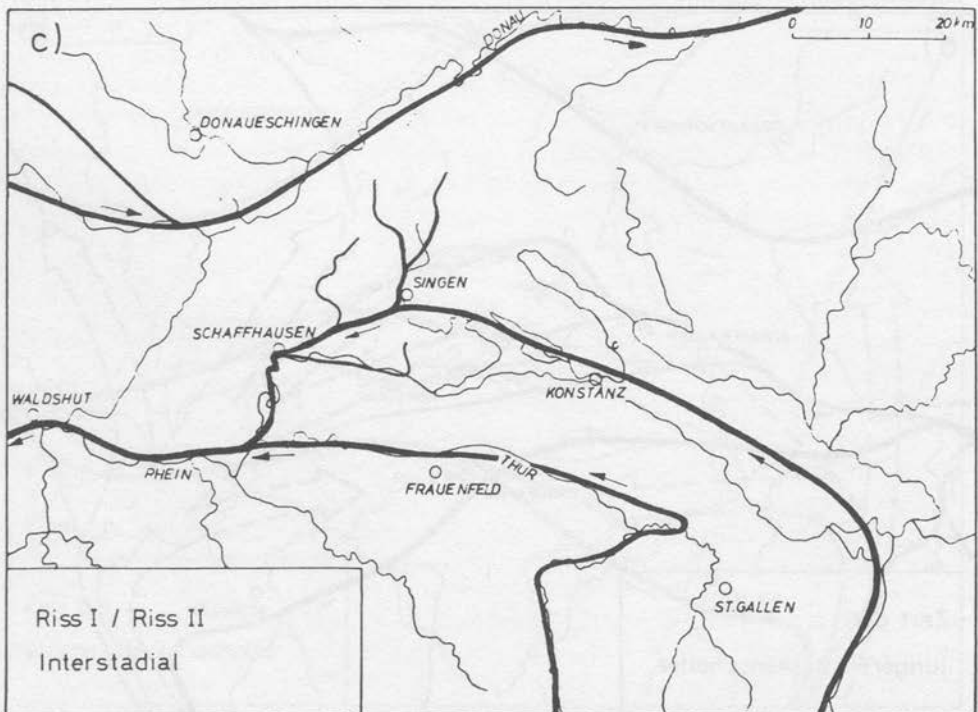
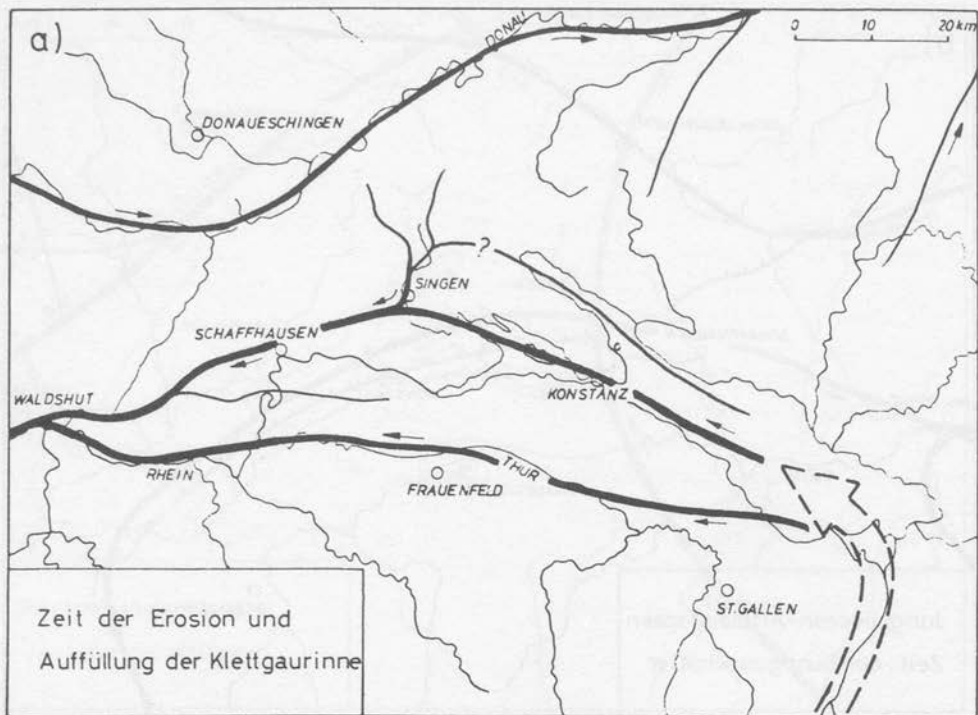
### *Die Rheinablenkung bei Schaffhausen*

Ein durch große Findlinge bezeugter erster Eisvorstoß der Rißvergletscherung (»Riß I«) ließ eine Gletscherzunge vom Bodensee her über den Hegau bis in den Oberklettgau vorrücken.

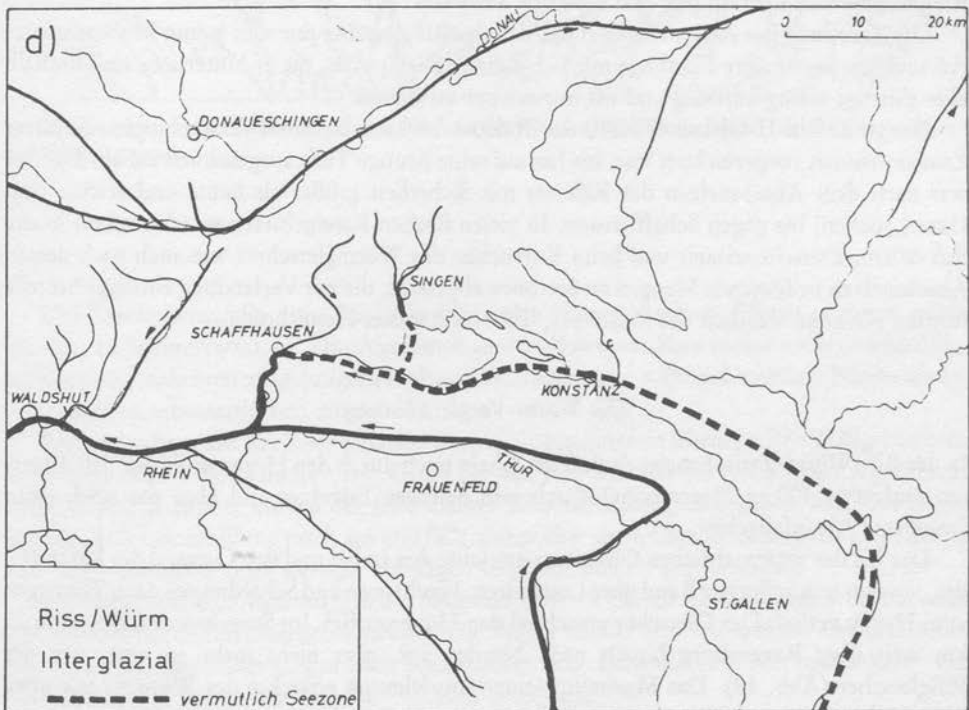
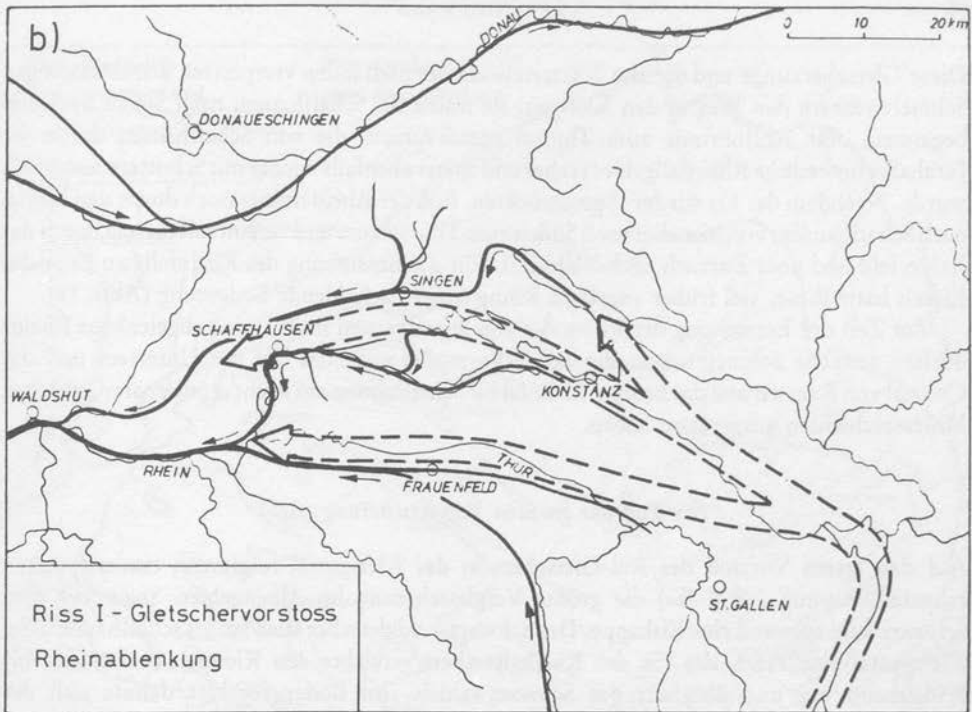


17 Phasen der Flußgeschichte vom Ende der Molassezeit bis zur Entstehung der jüngeren Deckenschotter. Gestrichelte Pfeile = Eisvorstöße.





18 Phasen der Flußgeschichte von der Zeit der Erosion der Klettgaurinne bis zum Riß-Würm-Interglazial (Zwischeneiszeit). Gestrichelte Pfeile = Eisvorstöße.





Diese Gletscherzunge und die alte Wasserscheide des Südranden versperren den linksseitigen Schmelzwässern den Weg in den Klettgau: sie traten bei Schaffhausen nach Süden über und begannen, eine Abflußrinne zum Thurtal auszuräumen, die von Schaffhausen durch die Jurakalke ins heutige Rheinfallgebiet verlief und später ebenfalls wieder mit Schottern ausgefüllt wurde. Nachdem das Eis wieder abgeschmolzen, floß der Rhein immer noch durch den Hegau nach Schaffhausen, von hier aber nach Süden zum Thursystem und vereint mit diesem durch das Rafzerfeld und über Zurzach nach Waldshut. Für die Entstehung des Rheinfalls zu Ende der Eiszeit hatte diese, viel früher angelegte Rinne eine entscheidende Bedeutung (Abb. 18).

Zur Zeit der Entstehung der Rinne des von Schaffhausen nach Süden abgelenkten Rheins dürften seitliche Schmelzwässer des Riß-I-Vorstößes auch das Tal des Untersees und das Quertal von Ramsen und das heutige Rheintal bis Schaffhausen aus leicht erodierbaren, weichen Molasseschichten ausgeräumt haben.

### *Die Zeit der größten Vergletscherung (Riß)*

Auf den ersten Vorstoß des Riß-Gletschers in das Klettgautal folgte mit einem späteren erneuten Vorstoß (»Riß II«) die größte Vergletscherung im Alpengebiet. Sogar auf dem Schwarzwald entstand eine Eiskappe. Der Schwarzwaldgletscher stieß bis ins schaffhauserische Klettgautal vor. Auch das Eis des Rheingletschers erreichte den Klettgau und rückte bis Schleithem vor und überfuhr das Schwarzwaldeis. Im Bodenseegebiet dehnte sich der Rißgletscher bis Sigmaringen und Biberach aus (Abb. 19).

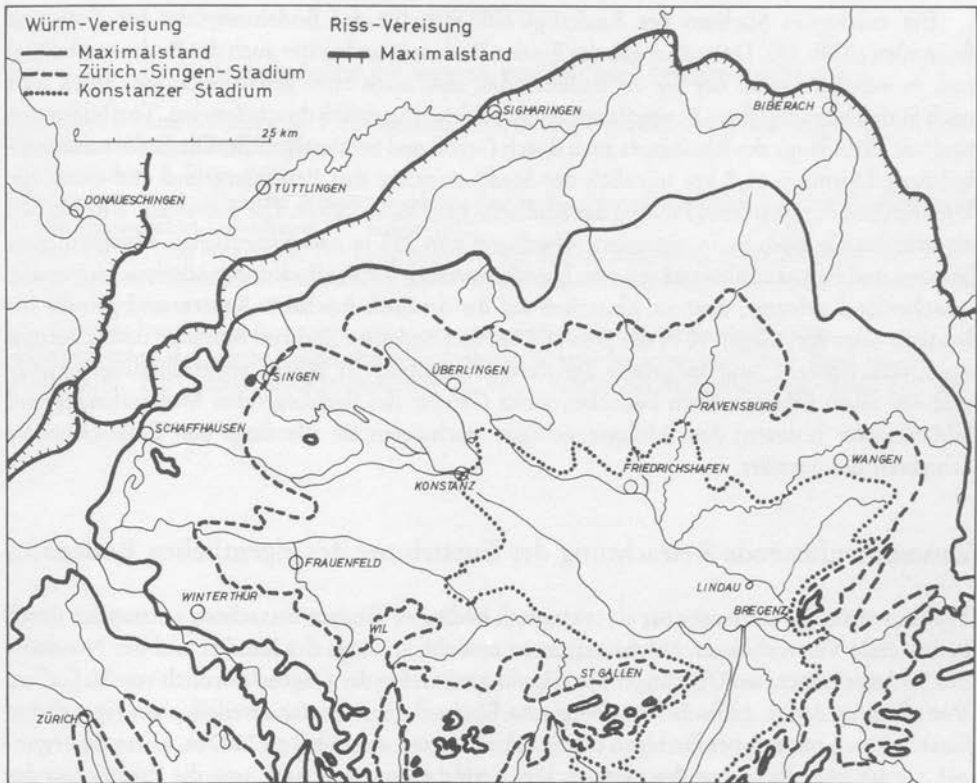
Die Vereisung der Alpen war so stark, daß der Rißgletscher nur sehr wenig Moränenmaterial und nur vereinzelte Findlinge mit sich führte. Die Spuren, die er hinterließ, sind deshalb eher dürftig, wenig auffällig und oft nur schwer zu finden.

Der große Riß-II-Gletscher dürfte das Bodenseebecken, das durch Verwerfungen und ältere Erosionsrinnen vorgezeichnet war, bis fast auf seine heutige Tiefe ausgeschürft haben. Der See war nach dem Abschmelzen des Rißeises mit Sicherheit größer als heute und reichte (mit Unterbrüchen) bis gegen Schaffhausen. In vielen flachen Randgebieten wurden schon in der Riß-Würm-Zwischeneiszeit und beim Vorrücken des Würmgletschers wie auch nach dessen Abschmelzen bedeutende Mengen an Seetonen abgesetzt, die zur Verlandung einstiger Seeteile führten (Gegend westlich des Zellersees, Tal von Ramsen-Hemishofen).

### *Die Würm-Vergletscherung*

In der Riß-Würm-Zwischeneiszeit floß der Rhein noch durch den Hegau und über Schaffhausen (auf etwa 400 m Meereshöhe) durch sein heutiges Talgebiet und über das noch nicht freigelegte Rheinfallgebiet.

Das Eis des würmzeitlichen Gletschers erreichte den Irchel und den Ostrand des Rafzerfeldes, von wo sein äußerster Rand über Lottstetten, Neuhausen und Schaffhausen nach Thayngen zum Hegau verlief. Der Gletscher umschloß den Hohenstoffel. Im Seegebiet drang er etwa 25 km weit über Ravensburg hinaus nach Norden vor, aber nicht mehr so weit, wie der Rißgletscher (Abb. 19). Das Maximum seiner Ausdehnung erreichte das Würmeis vor etwa 20000 Jahren.



19 Vergletscherung des Bodenseegebietes während der Riß- und der Würm-Eiszeit, mit Rückzugsphasen der Würmvereisung.

Die Erwärmung, die zum Rückschmelzen des Würmgletschers führte, erzeugte große Mengen an Schmelzwässern. Das Abschmelzen des Rheingletschers verlief nicht gleichmäßig, sondern mit mehreren ausgeprägten Haltestadien (Abb. 19), während welchen Niederterrassen-Rückzugsschotterflächen entstanden.

Beim Abschmelzen des Eises erreichte der kräftig erodierende Rhein im Rheinflallgebiet sehr bald – vor rund 17000 Jahren – von Osten her den Jurakalkrand der mit Schottern gefüllten, schluchtartigen Rinne, die bei der rißzeitlichen Rheinablenkung entstanden war. Der Rhein räumte die Schotterfüllung rasch aus und fällt seither über den Felsrand seines einstigen Tals. So entstand – aus mehr oder weniger zufälligen Gegebenheiten – der Rheinflall.

Oberhalb von Schaffhausen floß der Rhein nach dem weiteren Abschmelzen vom Untersee her über Diessenhofen nach Schaffhausen. Die lange Periode, während welcher der Bodenseerhein über den südlichen Hegau nach Schaffhausen floß, hatte damit in sehr später Zeit – vor vielleicht 15000 Jahren erst – ihren Abschluß gefunden.

Ein markantes Stadium des Rückzugs läßt sich für das Bodenseegebiet für Konstanz feststellen (Abb. 19). Dann aber gab das Eis den Bodensee und später auch das Bodenseerheintal frei, in welches damals der See ein bedeutendes, aber noch nicht genau bekanntes Stück weit nach Süden hineinreichte. Es wurde spät- und nachwürmzeitlich durch Seetone, Torfbildungen und vor allem längs des Rheinlaufs auch durch Geröll und Sand aufgefüllt. Die Erdölaufschlußbohrung Dornbirn (1,5 km nördlich der Stadt) erreichte den Felsuntergrund und damit die Untergrenze der quartären Füllung des Rheintals bei 336,5 m Tiefe. Die untersten 78 m wurden als spätglaziale Bildung interpretiert, überlagert von 258 m nacheiszeitlichen Ablagerungen. Seetone und Feinsande herrschten vor. Die Würmeiszeit hat die Bodenseelandschaft nicht mehr entscheidend geformt, aber sie hinterließ auf ihr dennoch markante Spuren und gab ihr ihr heutiges Gepräge. Gegen 90 % des Gebietes um den Bodensee sind von Moränen und Schottern der Eiszeit bedeckt, und der größte Teil davon entstammt der Würmvergletscherung. Grund- und vor allem Obermoränen bedecken weite Gebiete des flachliegenden Molasselandes und bilden sanfte Formen; dem Molassegeologen erschweren sie allerdings den Einblick in die Schichten des Tertiärs.

### Zusammenfassende Betrachtung der Entstehung des eigentlichen Bodensees

Früher wurde der Bodensee oft als tektonisch bedingter Graben betrachtet, entstanden durch bedeutende Verwerfungen. Solche existieren tatsächlich, längs des Randes und der Nordseite des Schienerberges, am Überlinger See (Sipplingen) und in der Gegend nördlich von St. Gallen. Vor allem ist das st. gallisch-voraralbergische Rheintal gebietsweise zweifellos ein eigentlicher Grabenbruch mit treppenförmigen tektonischen Versetzungen bis zu 2000 m. Diese Bewegungen fanden aber lange vor den eiszeitlichen Vergletscherungen statt, und die Entstehung des heutigen Bodensees kann nicht direkt darauf zurückgeführt werden.

Die tektonischen Verwerfungslinien und Schwellen haben aber zweifellos der späteren Erosion den Weg gewiesen und das voreiszeitliche und das eiszeitliche Rheinsystem kanalisiert. Nachdem die voreiszeitliche Erosion die großen Talsysteme von Rhein und Thur angelegt hatte, wurde rißzeitlich das Bodenseebecken durch glaziale Ausschürfung untertieft, durch Vorgänge, die in mancher Hinsicht noch unklar sind. Es entstand ein großes Seebecken, das weit ins Alpenrheintal hinaufreichte, aber auch in westlicher Richtung von Radolfzell bis in den südlichen Hegau hinein. Die Würmeiszeit arbeitete weiter an den Formen, und randliche Seegebiete verlandeten schon früh. Diese ganzen Vorgänge sind wohl in den großen Linien, oft aber nicht in allen Einzelheiten bekannt. Die eiszeitlichen Geschehnisse sind um so unsicherer zu ergründen, je weiter zurück sie liegen: sie wurden immer wieder durch spätere eiszeitliche Vorgänge überprägt und verwischt.

Die großartige Alpenkulisse im Süden des Bodensees mit dem tiefen Einbruch des Rheintals entstand als Folge der Alpenfaltung im Pliocaen.

## LITERATUR

## Übersichtsdarstellungen mit weiteren, ausführlichen Literaturverzeichnissen

- GEYER, O. F., und GWINNER, M. P.: Einführung in die Geologie von Baden-Württemberg. Stuttgart 1968.
- HANTKE, R.: Eiszeitalter, 1. Thun 1978.
- : Eiszeitalter, 2. Thun 1979.
- HEIERLI, H.: Der geologische Wanderweg Hoher Kasten–Stauberen–Saxerlücke. Mit einer Einführung in die geologischen Grundlagen. St. Gallen 1972.
- HOFMANN, F., und HÜBSCHER, H.: Geologieführer der Region Schaffhausen. Schaffhausen 1977.
- SCHREINER, A.: Geologische Karte des Landkreises Konstanz mit Umgebung 1:50 000, mit Erläuterungen. Geol. Landesamt Bad.-Württemb. 1970.
- : Hegau und westlicher Bodensee. Sammlung geologischer Führer. 62. Stuttgart 1976.
- Schweizerische Geologische Gesellschaft: Geologischer Führer der Schweiz, 2. Aufl. Basel 1967.
- WAGNER, G.: Zur Geschichte des Bodensees, in: Jb. Ver. z. Schutze der Alpenpflanzen u. -Tiere, 27 (1962), 1–19.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Franz Hofmann, CH-8212 Neuhausen/Rheinfall, Rosenbergstraße 103



# Der Bodensee – ein Ökosystem im Wandel

VON HUBERT LEHN

## 1. Spannungsraum Bodensee

Ökosysteme sind ökologische Gefüge innerhalb von Biozöosen oder Lebensgemeinschaften sowie zwischen diesen und deren Umwelt. Danach ist unsere Erde das größte und ein Aquarium ein sehr kleines Ökosystem, in welchem sich die Lebewesen untereinander und mit den Faktoren des Lebensraumes in steter Wechselwirkung befinden. Ein Lebensraum ist zwar abgrenzbar, aber kein abgeschlossenes System. Er wird von außen durch mannigfache Einträge beeinflusst, und seinerseits gibt er Stoffwechselprodukte nach außen ab: Eintrag und Austrag sind grundsätzlich meßbar, wenn auch oft nur ungenau.

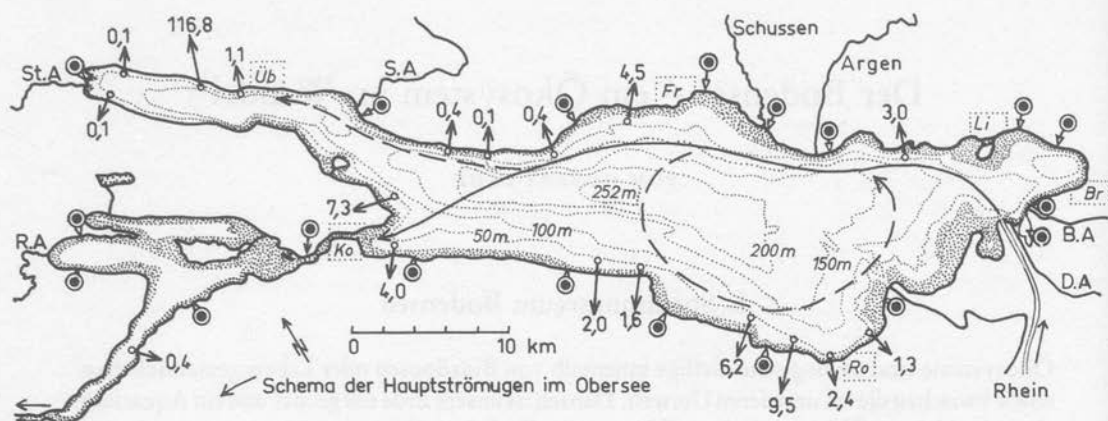
Ein solches, gut abgrenzbares Ökosystem ist auch der Bodensee (Abb. 1). In seinen Lebensraum werden z. B. Sonnenenergie, Pflanzennährstoffe und Festsubstanzen eingebracht, und aus ihm werden Wärme, Organismen und Produkte des Seestoffwechsels ausgebracht. Für jedermann sichtbar war früher sein halbwegs natürliches Gefüge, ein Fischgewässer mit geringer gewerblicher Schifffahrt. In den letzten Jahrzehnten wurde er allerdings durch menschliche Maßnahmen sehr verändert.

Aus Siedlungen, von denen ein Teil erst in den letzten Jahrzehnten die hygienisch wichtige, zentrale Wasserversorgung einführte, mit dem Abwasseranfall aus Küche, Spülklosett und Waschmaschine, aus der Landwirtschaft und aus Industrien des 11000 Quadratkilometer großen Einzugsgebietes gelangte zunehmend mehr Abwasser, das Nährstoffe für die Wasserpflanzen sowie Schadstoffe verschiedenster Art enthielt, in den See (Abb. 2b). Dazu kamen noch Belastungen durch die vermehrte Nutzung als Badegewässer und vor allem als Wassersportgebiet des sich ringsum ausweitenden Fremdenverkehrs.

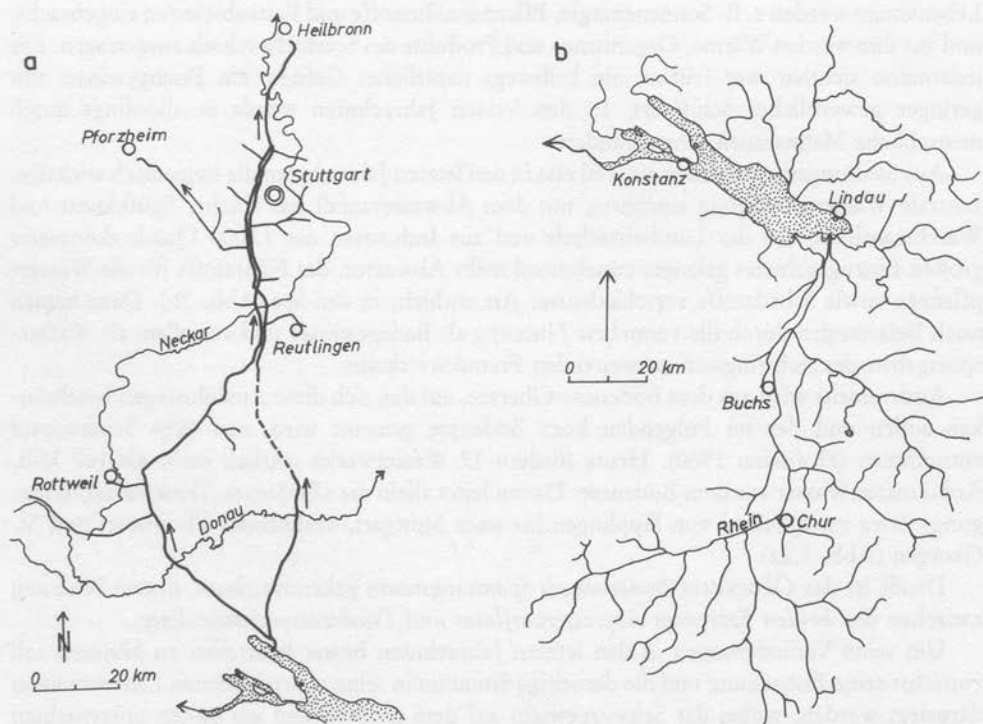
Andererseits wird aus dem Bodensee-Obersee, auf den sich diese Ausführungen beschränken sollen und der im Folgenden kurz Bodensee genannt wird, seit 1894 Trinkwasser entnommen (Hofmann 1960). Heute fördern 17 Wasserwerke jährlich mehr als 160 Mill. Kubikmeter Wasser aus dem Bodensee. Davon leitet allein die »Bodensee-Trinkwasserversorgung« etwa zwei Drittel von Sipplingen bis nach Stuttgart, Heilbronn, Pforzheim und St. Georgen (Abb. 1,2a).

Damit ist das *Ökosystem Bodensee als Spannungsraum* gekennzeichnet, dessen Nutzung zwischen den *beiden Extremen Abwasservorfluter und Trinkwasserspender* liegt.

Um seine Veränderungen in den letzten Jahrzehnten besser beurteilen zu können, soll zunächst seine Entstehung und die derzeitige Situation in seinen verschiedenen Lebensräumen dargelegt werden, wobei das Schwergewicht auf dem größten und am besten untersuchten Freiwasserraum oder Pelagial liegen wird. Sodann wird mit den Ergebnissen aus früheren Untersuchungen verglichen.



1 Bodensee mit Tiefenlinien, sommerlichem Strömungsschema, 18 Trinkwasserwerken (Pfeile mit Zahlen = Wasserentnahme 1976 in Millionen Kubikmeter) und 19 wichtigen Abwasserreinigungsanlagen (Punkte mit Pfeil); punktierte Fläche = 0–10-m-Uferzone oder Litoral; Br = Bregenz, Fr = Friedrichshafen, Ko = Konstanz, Li = Lindau, Ro = Rorschach, Üb = Überlingen, B.A = Bregenzer Ache, D.A = Dornbirner Ache, R.A = Radolfzeller Aach, S.A = Seefelder Aach, St.A = Stockacher Aach.



2 a: Bodensee-Trinkwasserversorgung mit 2 Hauptwasserleitungen und vielen Zweigleitungen.  
b: Einzugsgebiet des Bodensees.

## 2. Morphologie und Hydrographie

Der Bodensee ist ein Kind der Eiszeit. Der Rheingletscher hat in mehreren eiszeitlichen Vorstößen und zwischeneiszeitlichen Rückzügen das hiesige Alpenvorland gestaltet und den Bodensee in der letzten Würmeiszeit im zentralen Oberseebecken bis zum Meeresniveau, 400 m unter der heutigen Seespiegelhöhe, ausgehobelt. Nach dem Rückzug des Rheingletschers vor mehr als 15000 Jahren reichte der Bodensee zunächst bis etwa Buchs. Danach wurden das Rheintal und das tiefere Oberseebecken mit Schutt, Geröll, Sanden und Tonen bis zur heutigen Gestalt aufgefüllt. Das besagen reflexionsseismische Messungen des Untergrundes von Müller u. Gees (1968) auf dem Profil Friedrichshafen–Romanshorn (Abb. 3). Die in der Molasse ausgeschürfte Rinne wurde zunächst im tiefsten Teil ungeschichtet um etwa 70 m, danach flächenhaft und horizontal geschichtet bis zu 80 m zur heutigen Beckenform aufgefüllt.

Die Sedimentation geht heute weiter. Der Rhein bringt jährlich etwa 2 Mill. Kubikmeter minerogene Feststoffe, zumeist während des sommerlichen Hochwassers, in den See hinein (Lehn 1965). So konnte der seit 1900 in einem verkürzten Flußbett in die Fussacher Bucht geleitete Rhein diese um 50 m auffüllen und sein Flußbett schon 2 km in den Bodensee hinein verlängern (Lehn u. Keller 1978).

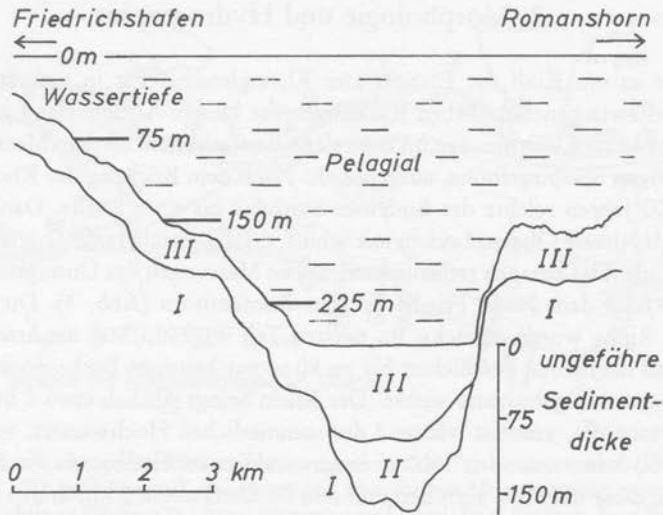
In einigen zehntausend Jahren wird der See sehr klein geworden sein, wenn ihn nicht der Rheingletscher in einer neuen Eiszeit wieder ausgeschürft haben sollte. Solche großräumige Umgestaltungsvorgänge der Natur kann der Mensch zwar geringfügig lenken, nicht aber verhindern: Jedes Ökosystem unterliegt langfristig einem natürlichen Wandel.

Bei sommerlichen Hochwässern stürzen gewaltige Wassermengen in den See, dessen Pegel im Juli um rd. 1,5 m höher liegt als im Februar (Kiefer 1978). Dementsprechend ist der Wasserabfluß bei Konstanz im Juli mit durchschnittlich 1,7 Mia. m<sup>3</sup> viermal so groß wie im Februar mit 0,4 Mia. m<sup>3</sup> (Abb. 4). Nicht nur im Jahreszyklus, auch von Jahr zu Jahr konnte, je nach Witterung, der Wasserabfluß zwischen 14,2 Mia. m<sup>3</sup> im Jahre 1970 und 6,7 Mia. m<sup>3</sup> im Jahre 1976 schwanken (Abb. 5). Eintrag und Austrag von Stoffen und die Wassererneuerung des Sees können das Ökosystem sehr unterschiedlich beeinflussen. Ein großer Wasserdurchfluß verdünnt in Regenjahren und ein geringer erhöht in Trockenjahren die Stoffkonzentrationen im See (Lehn 1978).

Das Alpenrheinwasser, das im Sommer kälter ist als das Oberflächenwasser des Sees, schichtet sich seinem spezifischen Gewicht gemäß zumeist in 5–25 m Tiefe ein und drängt sich, als bewegte Masse auf der Nordhalbkugel der Erde nach rechts abgelenkt, am deutschen Ufer entlang in Richtung Überlingen und Konstanzer Bucht zum Abfluß (Abb. 1). Dies wurde von Auerbach, Schmalz und Ritzi in vieljähriger Kleinarbeit mit Hilfe von Meßflügeln sowie der geringeren Härte des Alpenrheinwassers gegenüber dem Seewasser analysiert und dabei auch die Rückstromwalze am Schweizer Südufer festgestellt (Auerbach 1939, Auerbach u. Schmalz 1927, Auerbach u. Ritzi 1937).

Diese Wasserströmung des Bodensees, die im Sommer sehr ausgeprägt ist, schien schon dem Basler Kartographen Sebastian Münster in seiner »Cosmographia« von 1554 bei einer damals weit westlicher liegenden Rheinmündung nicht unbekannt zu sein (Abb. 6). Während des ganzen Jahres wird sie durch die windinduzierten oberflächlichen Wasserbewegungen teils ergänzt, teilweise auch gestört. Neben den häufigsten Windlagen aus westlicher Richtung, in Abb. 6 erkennbar an der Segelstellung des Schiffes bei Hagnau, gibt es im östlichen Bodensee die





3 Reflexionsseismischer Profilschnitt Friedrichshafen-Romanshorn mit Sedimentschichten des Untergrundes:

- I = anstehendes Tertiärgestein, das vom Rheingletscher bis zur Grenzlinie I/II und I/III ausgehobelt wurde;
- II = eiszeitlich ungeschichteter Gletscherschutt;
- III = nacheiszeitlich wohlgeschichtete Ablagerungen; Pelagial = Freiwasserraum des Bodensee-Obersees (nach Müller u. Gees 1968).

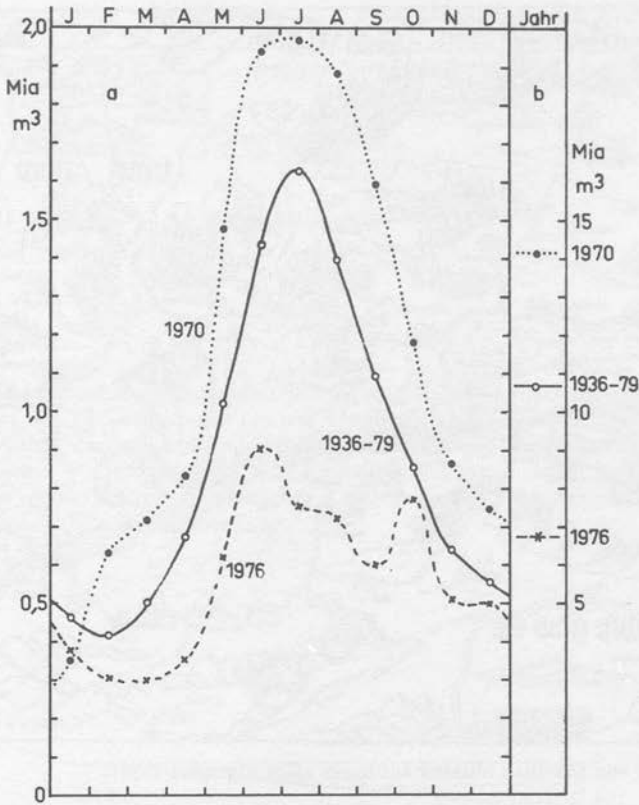
zwar selteneren, aber um so gefährlicheren Föhnwinde aus Süden bis Südosten, wie auch das Segelboot nahe der damaligen Rheinmündung zeigt.

Solche zumeist regelmäßige Wasserbewegungen verfrachten die belebten und unbelebten Inhaltsstoffe in bevorzugte Richtungen. Deren Kenntnis war für wasserwirtschaftliche Maßnahmen, z. B. Lage von Wasserentnahmen und Abwassereinleitungen, sowie neuerdings auch für Gerichtsprozesse, schon bedeutsam (Auerbach 1939, Lehn 1968).

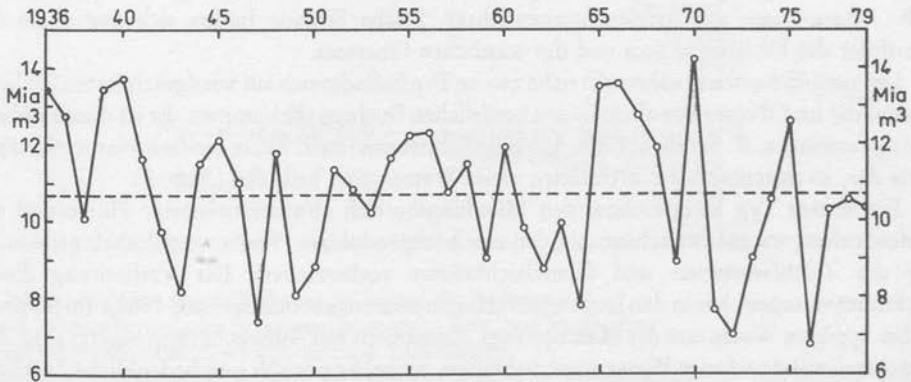
### 3. Litoral

In jedem tieferen See lassen sich drei grundsätzlich verschiedene Biotope oder Lebensräume unterscheiden (Abb. 7). Das flache und lichtreiche Litoral oder die Uferzone, das bis etwa 10 m Tiefe hinabreicht, umfaßt gürtelartig das große Pelagial oder den Freiwasserraum sowie das lichtlose Profundal oder den Tiefenbereich. Auf das Litoral entfällt im Obersee nur 1 % der Wassermenge, aber etwa 14 % der Seeoberfläche (Abb. 1), wobei der Anteil im Ostzipfel, im Bereich früherer und neuerer Rheindeltas, auf 35 % ansteigt (Lehn 1971).

Jeder Eintrag von Stoffen in den See betrifft zunächst das Litoral, das örtlich stark belastet sein kann und rund um den See alle Merkmale zwischen relativ sauber oder verschmutzt



4 a: Monatliche Wasserabflüsse des Obersees im Jahreszyklus (in Milliarden Kubikmeter Wasser): Mittelwertskurve 1936-79, Hochwasserjahr 1970 und Niederwasserjahr 1976.  
 b: Jahresabfluß in Milliarden Kubikmeter Wasser.



5 Jährlicher Wasserabfluß des Bodensees in Milliarden Kubikmeter Wasser; Mittelwertlinie 1936-79.



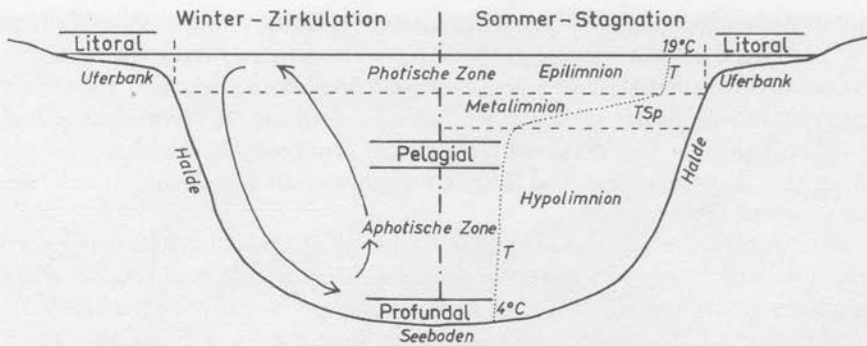
6 Bodenseekarte von Sebastian Münster aus seiner »Cosmographia 1554«.

aufweist. Nach Lang (1964) dient vor allem die höhere Vegetation als Indikator für den lokalen Gütezustand. Er unterscheidet 3 Typen (Abb. 8).

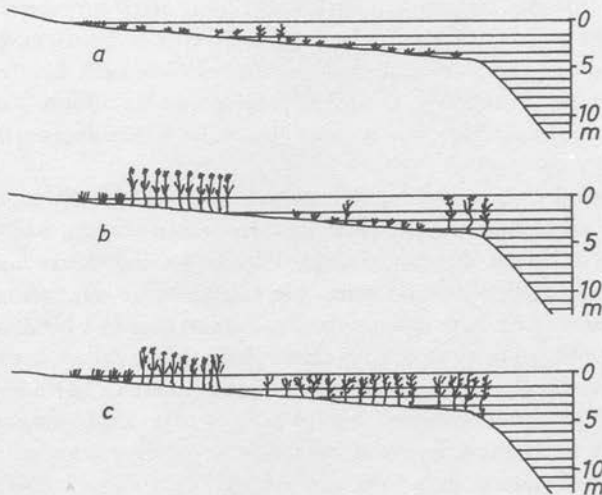
Auf dem nährstoffarmen Typ mit Sand-, Kies- oder Geröllböden, die der Brandung stark ausgesetzt sind, gedeihen niederwüchsige Pflanzengesellschaften mit geringer Stoffproduktion, z. B. *Chara*-Rasen (= Armleuchtergewächse). Solche Strände finden sich vor allem am Nordufer des Überlinger Sees und des westlichen Obersees.

Der natürlicherweise nährstoffreiche zweite Typ befindet sich auf windgeschützten Schlickböden, die im Obersee vor allem in den natürlichen Buchten vorkommen. Er ist durch höhere Wuchsformen, z. B. Schilfröhricht, gekennzeichnet und stellt heute vielfach Naturschutzgebiete dar, in denen sich die Brutstätten vieler Wasservögel befinden (Abb. 9).

Ein dritter Typ kennzeichnet den Mündungsbereich abwasserbelasteter Flüsse und die Hafenbecken, wo auf Faulschlamm Böden eine hochproduktive Pflanzengesellschaft gedeiht, in der die Teichfadenarten und Glanzlaichkräuter vorherrschen. Die Verbreitung dieses »Schmutzbiotopes« hat in den letzten Jahrzehnten sehr zugenommen (Lang 1968). Im Sommer ist bei üppigem Wachstum der Makrophyten, die zumeist mit Aufwuchsalgen besetzt sind, der Austausch mit dem freien Wasserraum behindert, wobei hygienisch sehr bedenkliche Zustände eintreten können. Hier sind sommerliche Krautmähaktionen notwendig.



7 Schema der Lebensräume oder Biotope eines Sees während der Winterzirkulation (links) und Sommerstagnation (rechts) mit Temperaturprofil (T) und Metalimnion (Tsp: Temperatursprungschicht oder Thermokline) zwischen dem warmen Epilimnion (Oberflächenwasser) und dem kalten Hypolimnion (Tiefenwasser); Litoral = Uferzone, Pelagial = Freiwasserraum, Profundal = Seeboden; Litoral und Epilimnion liegen in der lichtreichen photischen Zone; Profundal, Metalimnion und Hypolimnion befinden sich in der dunklen aphotischen Zone.



8 Schema der Pflanzengesellschaften im Litoral des Bodensees:

a: auf nährstoffarmen, der Brandung ausgesetzten Kies- und Sandböden;

b: auf nährstoffreicheren, windgeschützten Schlickböden;

c: auf sehr nährstoffreichen Faulschlamm Böden, zumeist in Mündungsgebieten von Flüssen und in Bootshäfen (nach Lang 1964).

Litorale Aufwuchsalgen der höheren Pflanzen und des Untergrundes sind des Wellenschlages wegen robust gebaut. Im Frühjahr produzieren sie bei sonnigem Wetter viel Sauerstoff, der sich als Gasbläschen in den Algengeflechten verfängt. Sie reißen vom Untergrund ab und steigen als sogenannte »Krötenhäute« an die Wasseroberfläche. Während der Nacht sinken sie wieder ab. Im mikroskopischen Bild finden sich fest gebaute Diatomeen (= Kieselalgen), die zumeist am Untergrund festgeheftet sind, und fädige Cyanophyceen (= Blaualgen), die sich teilweise kriechend fortbewegen (Abb. 9).

Im Sommer entwickeln sich »Algenwatten«, die ebenfalls durch den Sauerstoff losgerissen werden, oberflächlich verfrachten und unter der Einwirkung der UV-Strahlung absterben. Sie bestehen zumeist aus langfädigen Grünalgen, z. B. *Cladophora* und *Spirogyra* (Abb. 9).

Von der reichen Nahrungsdecke im Litoral leben niedere Würmer, Schnecken, Muscheln, niedere Krebse, Wassermilben und Insektenlarven. Diese wiederum werden in der Nahrungskette von den Fischen gefressen (Kiefer 1972, Elster 1977).

#### 4. Pelagial

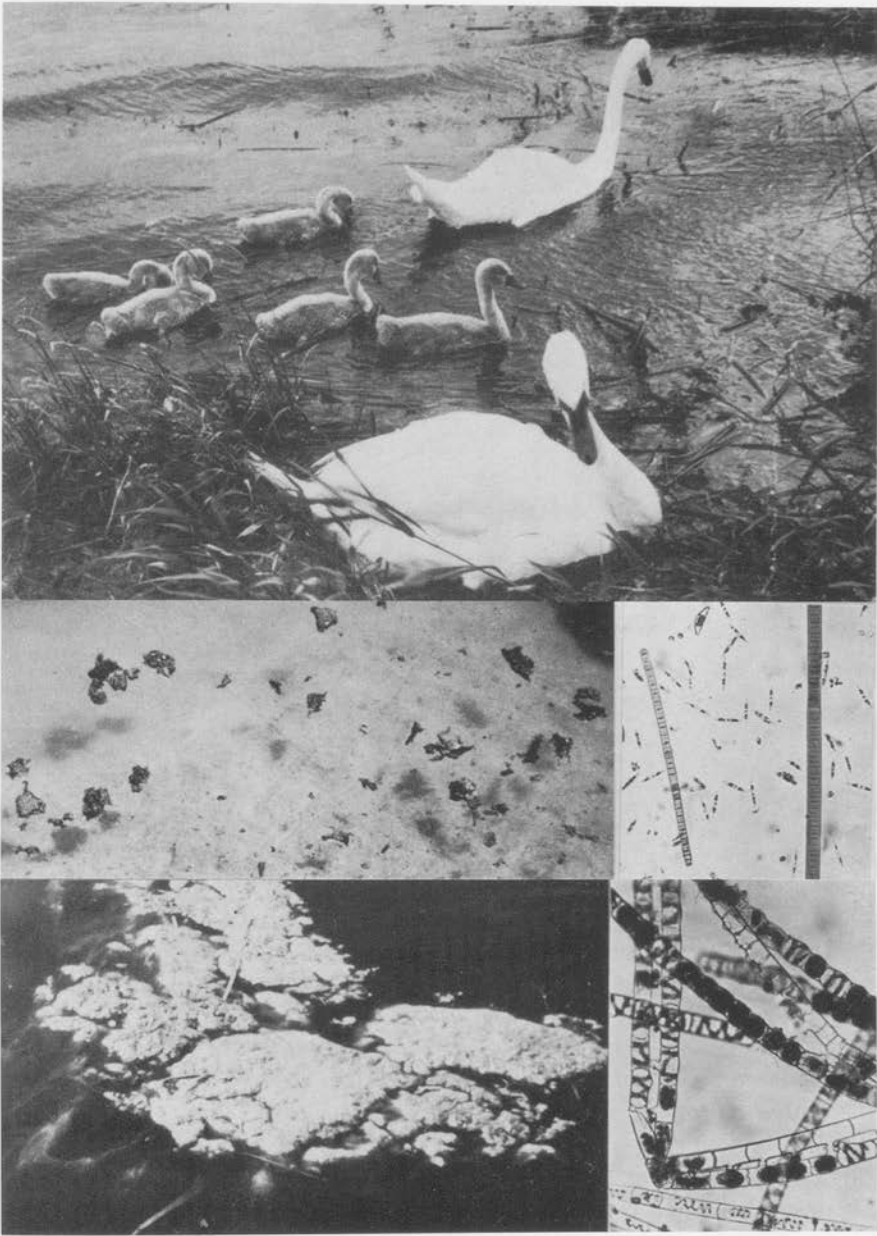
Im Gegensatz zur Uferzone ist der Freiwasserraum ein Biotop ohne festen Untergrund (Abb. 7). Die mittlere Tiefe des Bodensees beträgt 100m und die Höchsttiefe 252m. Dem Freiwasserraum sind mehr als 46 km<sup>3</sup> Wasser oder 99 % der Gesamtwassermenge zuzurechnen. Daher kennzeichnet dieser Lebensraum am besten das Gesamt-Ökosystem, an ihm ist die Entwicklung und das Schicksal des Bodensees abzulesen.

Die Eindringtiefe des Lichtes ist auf die obere Wasserzone beschränkt. Dabei werden die Frequenzen verschieden stark absorbiert. Ein Prozent des an der Wasseroberfläche ankommenden Lichtes erreicht im Jahresmittelwert beim gefährlichen UV-Licht 1m, bei den Rot- und Blau-Anteilen 5 bis 6m und beim grüngelblichen Anteil 10m Tiefe. Letzterer bestimmt die Eigenfarbe des Wassers (Lehn 1969). Die Eindringtiefen sind bei trübem Wasser während der Algenhochproduktion im Frühjahr und Sommer kleiner, im Winter dagegen bei klarem Wasser größer.

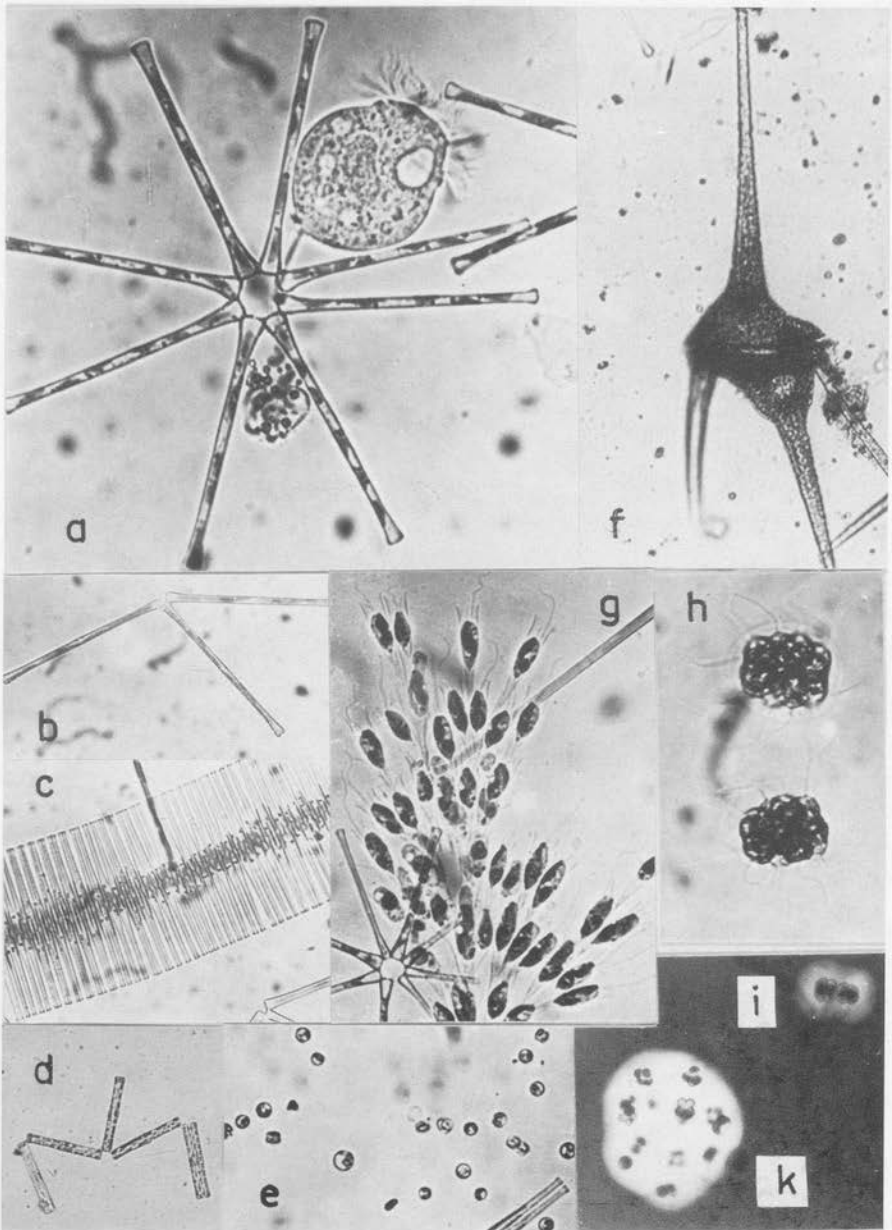
Der lichtreiche oder photische Bereich, in welchem sich das Phytoplankton oder die Planktonalgen unter Assimilierung der Nährstoffe vermehren können, ist somit im wesentlichen auf die obere 10-Meter-Zone beschränkt. Hier findet nach Elster und Motsch (1967) mehr als 95 % der Algenproduktion statt, wie C<sub>14</sub>-Versuche mit radioaktiv markiertem Kohlendioxyd ergaben. Der Schwerpunkt der Produktion liegt in 1 bis 2 m Tiefe.

Bei der Primärproduktion werden in den chlorophyllhaltigen Zellen, unter der Einwirkung des Sonnenlichtes als Energielieferant, nach der Summenformel  $6 \text{ CO}_2 + 6 \text{ H}_2\text{O} = \text{C}_6\text{H}_{12}\text{O}_6 + 6 \text{ O}_2$  6 Moleküle Kohlendioxyd und 6 Moleküle Wasser zu 1 Traubenzuckermolekül assimiliert, wobei 6 Sauerstoffmoleküle an die Umgebung freigesetzt werden.

Dieser ersten Assimilationsstufe folgt der weitere Aufbau von körpereigenem Eiweiß, Nukleinsäuren, Fettsäuren usw. unter Verwendung von Stickstoff, Schwefel, Phosphor, Magnesium und einigen Spurenstoffen. Die Kieselalgen benötigen zudem Silizium. Je mehr Algen produziert werden, desto höhere Sauerstoffüberschüsse müssen hier entstehen und desto mehr Biomasse muß dann späterhin in den größeren, lichtlosen Tiefen unter Sauerstoffverbrauch wieder abgebaut werden.

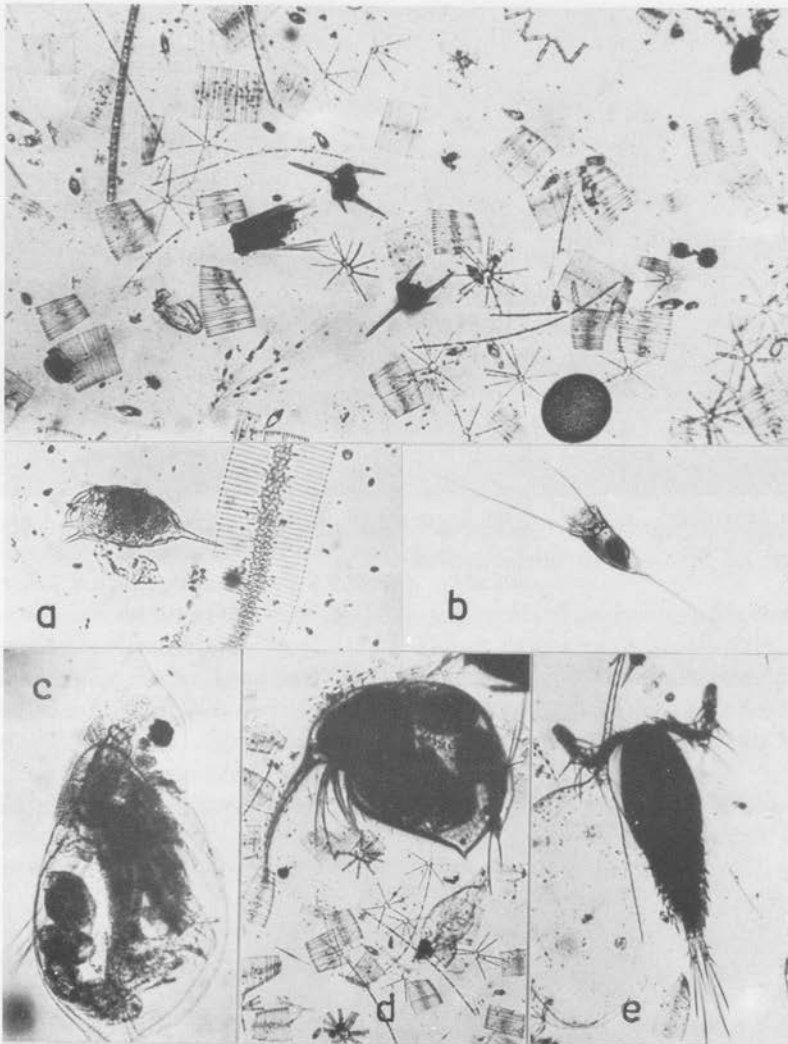


9 Schwanenpaar mit Jungen im Schilfried (oben); aufgerahmte »Krötenhäute« und deren Algen im mikroskopischen Bild (Vergrößerung 100  $\times$ ) sowie treibende Algenwatten mit mikroskopischem Bild (30  $\times$ , unten).



10 Phytoplankton: a-e = Kieselalgen, f-h = begeißelte Algen, i-k = Algen-Gallerten im Tuschkontrast; Erläuterungen s. S. 81.

a = »Sternalge« *Asterionella formosa* mit symbiontischem Wimpertierchen (500 ×), b = *Diatoma elongatum* (250 ×), c = »Kammalge« *Fragilaria crotonensis* (250 ×), d = »Fensteralge« *Tabellaria fenestrata* (150 ×), e = *Stephanodiscus Hantzschii* (250 ×), f = Panzerflagellat *Ceratium hirundinella* (200 ×), g = Goldalge *Dinobryon sociale* (320 ×), h = Grünalge *Pandorina morum* (500 ×), i = Schmuckalge *Cosmarium* (100 ×), k = Grünalge *Eudorina* (100 ×).



11 Phytoplankton-Überblick (50 ×, oben); Rädertiere (100 ×): a = *Keratella cochlearis*, b = *Kellicotia longispina*; Cladoceren (40 ×): c = »Wasserfloh« *Daphnia*, d = »Elefantenkrebs« *Bosmina*; Copepode (40 ×): e = »Ruderfußkrebs« *Mesocyclops leuckarti*.

(Photo: F. KIEFER, Abb. 11 c-e, Abb. 13; sonst H. LEHN.)





12 Forschungsschiff »August Thienemann« mit Liegeplatz im Fährehafen Konstanz-Staad; hinten rechts die »Bodensee-Forschungsanstalt«.



13 Prof. Dr. Max Auerbach und sein Bodengreifer.

Die lichtabhängigen Planktonalgen besitzen gute Schwebefähigkeiten, um für eine Reihe von Teilungsschritten in der lichtreichen und »produktiven« Wasserzone verweilen zu können. Teilweise bewegen sie sich aktiv mit Hilfe von Geißeln in der optimalen Wassertiefe, z. B. Cryptomonaden, Panzerflagellaten, *Dinobryon* und einige Grünalgen (Abb. 10 f–h). Bei anderen Arten dienen Konstruktionsmerkmale der Zellen dem guten passiven Schweben. Ein an sich geringes Übergewicht der Algenzellen gegenüber dem Wasser kann z. B. durch intrazelluläre Stickstoffbläschen der Blaualgen vollständig und durch Öltröpfchen der Kieselalgen teilweise kompensiert werden (Abb. 10c).

Aber auch die Erhöhung des Formwiderstandes durch Vergrößerung der spezifischen Oberfläche gegenüber dem Inhalt der Zelle vermindert das Absinken im Wasser. Dem dienen z. B. die extrazellulären Gallerten der Grünalge *Cosmarium* und *Eudorina* (Abb. 10 i, k) und die sperrigen Bauweisen der Kieselalgen: Die solitäre nadelförmige *Synedra*, die mehrzellig abgewinkelten *Diatoma* und *Tabellaria*, die kammartige *Fragilaria* und die sternchenförmige *Asterionella* (Abb. 10 a–d). Auf letzteren sitzt nicht selten ein symbiontisches Wimpertierchen, das mit dem strudelnden Wimperkranz die Alge zusätzlich in der Schwebelage hält.

Eine Verkleinerung kugelförmiger Algen erhöht ebenfalls den Sinkwiderstand: Ist der Radius 10mal kleiner, dann wird der Sinkwiderstand 100mal größer. Demgemäß sinkt die kleine Kieselalge *Stephanodiscus Hantzschii* mit einem Radius von 1 bis 4 Tausendstel Millimeter in 2 bis 5 Tagen nur etwa 1 Meter ab (Abb. 10e).

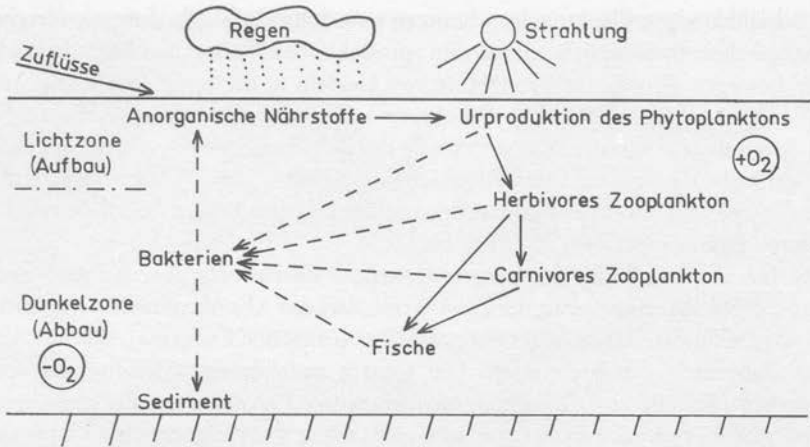
Im Freiwasserraum findet sich auch das Zooplankton oder Tierplankton, das zumeist aus Crustaceen oder niederen Krebsen besteht (Abb. 11 c–e). Es lebt vom Algenplankton, ist etwa 10 bis 100mal größer als dieses und setzt sich aus Copepoden oder Ruderfußkrebsen sowie aus Cladoceren oder Wasserflöhen zusammen (Kiefer u. Muckle 1959, Kiefer 1972). Seltener sind die kleineren Rotatorien oder Rädertiere, die mit Hilfe ihres Strudelapparates die Nahrung einfangen und sich fortbewegen (Abb. 11 a, b).

Das Tierplankton dient den Fischen, insbesondere den Blaufelchen und Weißfischen als Nahrung. Neben diesen Friedfischen gibt es räuberische Arten, die insbesondere die jüngeren Friedfische fressen: Genannt seien Kretzer, Forelle, Zander und Äsche.

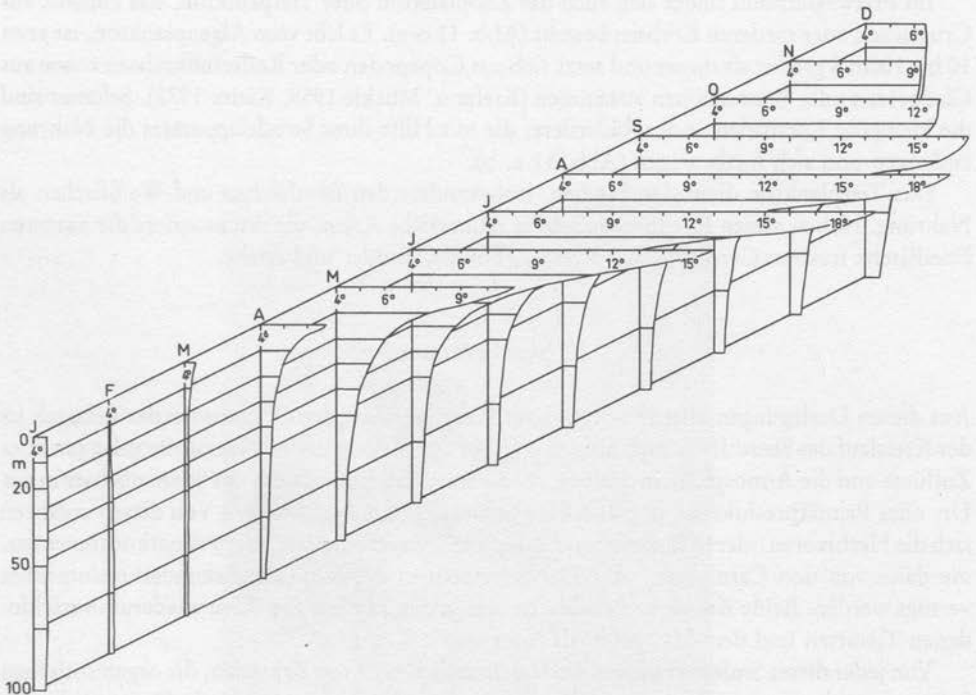
## 5. Stoffkreislauf

Aus diesen Darlegungen über die Freß- oder Nahrungskette der Organismen des Pelagials ist der Kreislauf des Seestoffwechsels ableitbar (Abb. 14). Anorganische Nährstoffe gelangen über Zuflüsse und die Atmosphäre in den See, wo sie unter der Einwirkung des Sonnenlichtes in der Ur- oder Primärproduktion, in pflanzliche Substanz assimiliert werden. Von diesen ernähren sich die Herbivoren oder Pflanzenfresser unter den Tieren in der Stufe der Primärkonsumenten, die dann von den Carnivoren oder Fleischfressern in der Stufe der Sekundärkonsumenten vertilgt werden. Beide Konsumenten-Stufen dienen den Fischen und diese wiederum verschiedenen Tierarten und dem Menschen als Nahrung.

Von jeder dieser Stufen werden beim Tod, unter Mithilfe von Bakterien, die organischen Substanzen abgebaut und zu anorganischen Nährstoffen mineralisiert. Dafür wird der im Wasser gelöste Sauerstoff benötigt und teilweise verbraucht. Der Kreislauf des Seestoffwechsels, der zumeist jahreszyklisch abläuft, ist damit geschlossen. Kleinplankter praktizieren auch



14 Schema des Stoffkreislaufs im Freiwasserraum von Seen: ← = Aufbau von Organismen unter Nährstoffverbrauch und Sauerstoffabgabe, ← = Abbau von Organismen durch Remineralisierung zu anorganischen Nährstoffen unter Sauerstoffverbrauch.



15 Monatliche Temperaturvertikalprofile des Bodensees im 0-100-m-Bereich in Mittelwerten 1963-78 (die Änderungen bis in 250 m Tiefe sind gering).

kurzgeschlossene Stoffkreisläufe, die in wenigen Wochen oder Monaten ablaufen können, Fische zumeist solche von einigen Jahren.

## 6. Jahreszyklus des Pelagials

Der Jahreszyklus der Primärproduktion mit der nachfolgenden Nahrungskette wird von der Lichtexplosion der Planktonalgen bestimmt. Diese ist z. B. im flachen Gnadenseebecken des Untersees mit einer mittleren Tiefe von nur 9 m auch bei Homothermie und Vollzirkulation schon im ausgehenden Winter gesichert: Im Februar und März finden sich hier die jährlichen Höchstdichtezahlen der Planktonalgen (Lehn 1969, 1974).

Abgesehen von den Flachwassergebieten ist in den tiefen Seebecken des Obersees jedoch bei vertikaler Vollzirkulation die Lichtexposition der Planktonalgen für die Primärproduktion zu kurz. Erst im Frühjahr tritt mit zunehmender Sonneneinstrahlung und Erwärmung der obersten Wasserschichten eine Stabilisierung des Wasserkörpers ein, die den Planktonalgen bei verlängerter Lichtexposition eine starke Vermehrung erlaubt. Der Jahreszyklus der Thermik ist somit für das Ökosystem von fundamentaler Bedeutung (Abb. 7).

Der Übergang von der Wintervollzirkulation bei etwa 4°C zur thermischen Sommer-Schichtung des Sees ist in Abb. 15 im 0–250-m-Wasserkörper an den Temperatur-Vertikalprofilen erkennbar. Die Schichtung verstärkt sich im Laufe des Sommers, wobei das warme und leichtere Oberflächenwasser, das Epilimnion, auf dem kalten und schwereren Tiefenwasser oder Hypolimnion schwimmt. Dazwischen liegt die Temperatursprungschicht, auch Thermokline oder Metalimnion genannt. Während der Sommerstagnation ist ein Vertikalaustausch von gelösten Stoffen kaum möglich. Die herbstliche Abkühlung baut von oben her den thermischen Schichtenaufbau des Sees ab und führt im Februar zur winterlichen Vollzirkulation bei 4 bis 5°C. In dieser Zeit werden die gelösten Stoffe zumeist annähernd gleichmäßig über den See verteilt. Dabei erreichen die mineralisierten Nährstoffe in der lichtreichen Produktionszone ihren Jahreshöchstwert, ehe sie dort wieder verbraucht werden (Abb. 16, 17). Die winterliche Vertikalzirkulation wird zunächst im März an der Seeoberfläche infolge der ersten Erwärmung abgremst, während sie in großer Tiefe noch im April nachwirkt.

Sobald im Frühjahr die thermische Schichtung einsetzt, können die Planktonalgen oder Planktophyten bei Wind und Sturm nicht mehr in die lichtlosen Tiefen des Sees untermischt werden. Vor allem die Kleinformen aus den Gruppen der Cryptomonaden und zentrischen Kieselalgen vermehren sich durch Zweiteilung in der lichtreichen oberen Wasserzone schnell unter Ausnutzung der reichlich vorhandenen Nährstoffe (Abb. 16). Dabei können mehr als 50 000 Algenzellen in Milliliter oder Kubikzentimeter Wasser vorkommen. Im Winter sind es gelegentlich kaum über 20 Zellen.

Dieser Frühjahrsspitze folgt im Juni ein Produktionszusammenbruch. Danach bildet sich im Juli eine aus größeren und schwereren Kieselalgen bestehende Sommerspitze, die tiefer hinabreicht. Diese Algen sinken zudem auch schneller in die großen Seetiefen ab. Im September/Oktober entwickelt sich insbesondere bei ruhigen Wetterlagen nochmals ein kleineres Herbstmaximum, das vorwiegend aus Grünalgen und Blaualgen besteht.

Von den Pflanzennährstoffen wird während der Sommerproduktion allein das Orthophosphat-Ion fast vollständig verbraucht (Abb. 17). Im Mittelwert der Jahre 1974 bis 1978 ging es in

der Produktionszone von  $61 \text{ mg/m}^3$  im Februar auf  $1 \text{ mg/m}^3$  in den Monaten August/September zurück. Umgekehrt erhöhten die sommerlichen Abbauvorgänge den Phosphatgehalt von Juli an unterhalb von 100m. Auf diese Weise wird in der größten Tiefe der Jahreshöchstwert von annähernd  $100 \text{ mg/m}^3$  im Dezember erreicht, gegenüber einem Ausgangswert von  $71 \text{ mg/m}^3$  im April und Mai, zu Ende der in großer Tiefe noch nachhinkenden Wintervollzirkulation. Phosphat kann demnach heute höchstens während einiger Wochen des Jahres produktionsbegrenzend wirken. In der übrigen Zeit hemmen andere Faktoren die Primärproduktion.

Je intensiver die Primärproduktion abläuft, desto mehr wird gelöster Sauerstoff an das umgebende Wasser abgegeben (Abb. 16). So kommen im Mittel des Zeitraumes 1974 bis 1978 in den Monaten April/Mai mehr als  $14 \text{ mg/l}$  als Jahreshöchstwerte vor. Im einzelnen konnten sie bei mehr als  $20 \text{ mg/l}$  oder mehr als 200 Sättigungs-Prozent liegen.

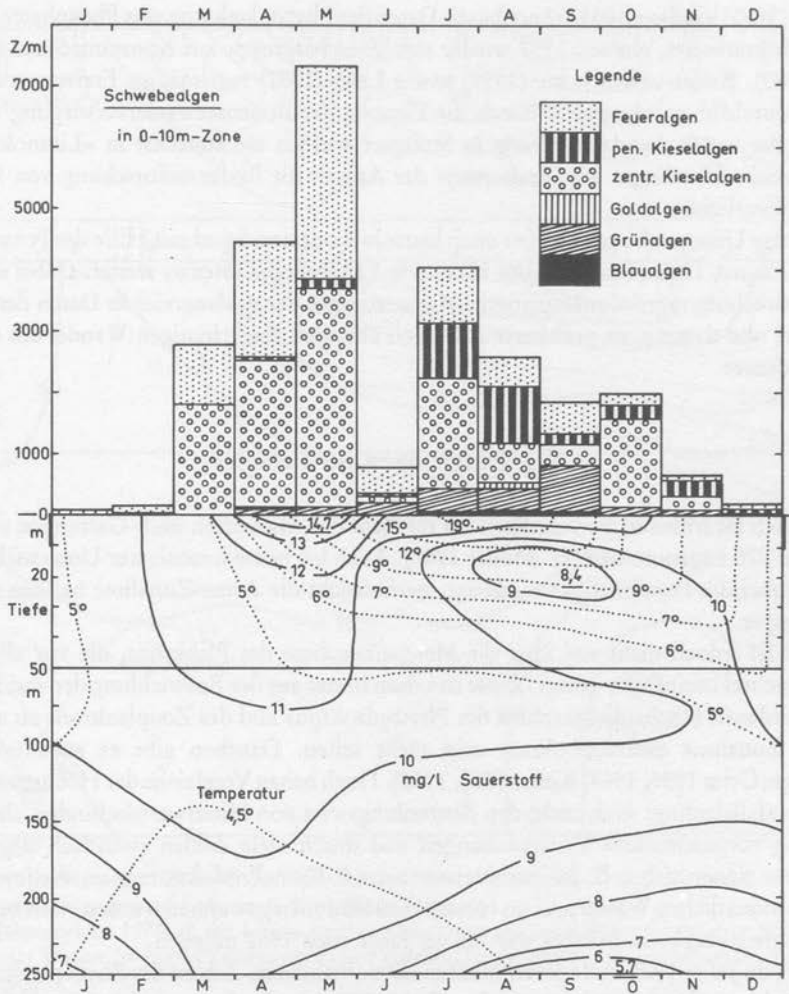
Umgekehrt geht der Sauerstoff infolge von Abbauvorgängen in 10 bis 25m Tiefe, im Metalimnion, von Juni bis Oktober und am Seeboden von Juli bis November sehr zurück. Der Restsauerstoff konnte im Metalimnion auf  $6,3 \text{ mg/l}$  oder 63 Sättigungs-Prozent und in der Nähe des Seebodens auf  $3,4 \text{ mg/l}$  oder 29 Sättigungs-Prozent absinken. In der Zwischenzone bei 75m Tiefe ging der niederste Wert lediglich auf  $8,9 \text{ mg/l}$  oder 76 Sättigungs-Prozent und in der Trinkwasserentnahmetiefe von 60m nur auf  $8,1 \text{ mg/l}$  oder 69 Sättigungs-Prozent zurück. Im Laufe der winterlichen Vollzirkulation des Sees werden diese vertikalen Ungleichheiten in der Sauerstoffverteilung zum großen Teil wieder ausgeglichen.

Die frühjährliche Hauptproduktion tritt mit Sauerstoffhöchstwerten nahe der Seeoberfläche klar hervor. Ebenso sind die herbstlichen Hauptabbauzonen organischer Substanzen im Metalimnion und am Seeboden durch den Sauerstoffverbrauch in Form der Sauerstoffminima oder Restsauerstoffwerte gut erkennbar. Beide markieren auf einfache Art den Gesamtstoffwechsel eines Sees (Abb. 16). Damit ist der heutige Zustand des Freiwasserraumes gekennzeichnet.

## 7. Zur Geschichte der Bodenseeforschung

Veränderungen des Ökosystems Bodensee sind an Hand von Vergleichen mit früheren Untersuchungen erkennbar. Die naturwissenschaftliche Bodenseeforschung wurde 1886 aus Anlaß der Herstellung der neuen Bodensee-Tiefenkarte durch die fünf Uferstaaten beschlossen. Diese gründeten im Jahre 1892 die »Kommission zur wissenschaftlichen Erforschung des Bodensees« unter Vorsitz von Eberhard Graf Zeppelin. Dabei sollten u. a. die chemische Zusammensetzung des Wassers, seine Durchsichtigkeit und Temperatur in horizontaler und vertikaler Verteilung sowie die Pflanzen- und Tierwelt des Bodensees erforscht werden. Die Beiträge dieser ersten gemeinschaftlichen Untersuchung des Bodensees wurden 1893 bis 1907 in den »Schriften des Vereins für die Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung« als Beihefte publiziert.

Doch erst die im Jahre 1919 in Konstanz-Staad von Prof. Dr. Max Auerbach gegründete »Anstalt für Bodenseeforschung der Stadt Konstanz« (Abb. 13; Kiefer u. Lehn 1980) sowie das 1920 in Langenargen von Prof. Dr. Reinhard Demoll gegründete »Institut für Seenforschung und Seenbewirtschaftung« konnten regelmäßige naturwissenschaftliche Erforschungen des Bodensees durchführen, die zudem methodisch mit den heutigen Untersuchungen einigermaßen vergleichbar waren. So basiert die Beurteilung der Veränderungen des Bodensees auf den



16 Oben: Jahreszyklus 1974-78 der Schwebelalgengruppen in der 0-10-m-Produktionszone in Monatsmittelwerten; Z/ml = Zellen im Milliliter Wasser.

Unten: Jahreszyklus 1974-78 der Linien gleicher Gehalte an gelöstem Sauerstoff in Milligramm je Liter Wasser (= mg/l) sowie der Linien gleicher Temperatur in Grad Celsius (punktiert) im 0-50-250-m-Wasserkörper.

von 1920 bis 1924 von Auerbach, Maerker und Schmalz (1924, 1926) aus Konstanz-Staad in den Freiwasserräumen des Obersees im Jahreszyklus mit Hilfe von Vertikalprofilen erarbeiteten Daten der Phytoplankton-, Zooplankton- und Sauerstoffverteilung. Sie basiert des weiteren auf den Untersuchungen, die Elster und Einsele (1937) sowie Grim (1939, 1951) aus Langenargen in den dreißiger Jahren wiederum dem Phytoplankton, aber auch den pflanzlichen Nährstoffen Nitrat und Phosphat widmeten.

Grim (1955) hat dann 1951/52 nochmals Daten des Phytoplanktons, des Phosphates und des Sauerstoffs erarbeitet, ehe seit 1952 wieder eine Forschergruppe aus Konstanz-Staad mit Fast (1955, 1960), Kiefer und Muckle (1959) sowie Lehn (1962) regelmäßige Freiwasseruntersuchungen durchführte. Ausgelöst durch die Planung der Bodenseewasserversorgung und das Interesse der neuen Landesregierung in Stuttgart wurden sie zunächst in »Limnologischer Monatsbericht Überlinger See (Bodensee)« der Anstalt für Bodenseeforschung von 1957 bis 1963 veröffentlicht.

Derartige Untersuchungen laufen noch heute in Konstanz-Staad mit Hilfe des Forschungsschiffes »August Thienemann« (Abb. 12) und in Langenargen intensiv weiter. Dabei ermöglichen Großrechner regressionsstatistische Auswertungen der umfangreichen Daten der letzten Jahrzehnte und damit ganz gesicherte Aussagen über den längerfristigen Wandel des Ökosystems Bodensee.

## 8. Veränderungen im Pelagial

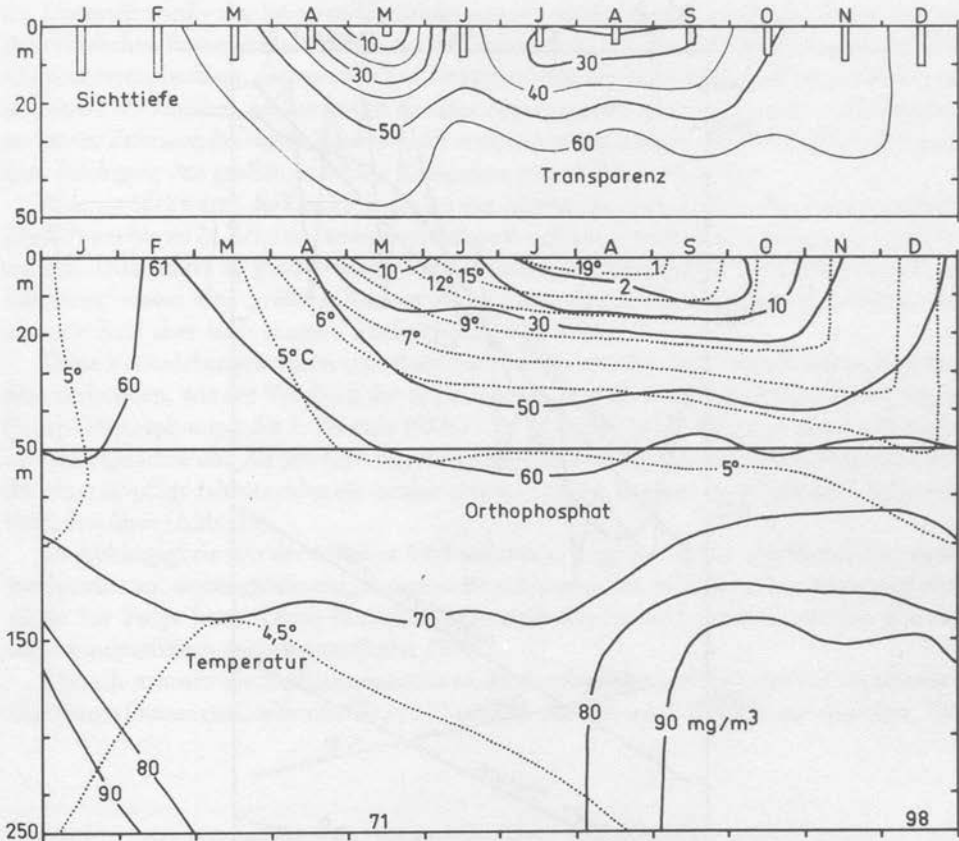
Im Vergleich zu früheren Forschungen hat die Zahl der Algenarten und -Gattungen seit 1920 von 94 auf 276 zugenommen (H. Müller 1967). Auch bei heute intensiverer Untersuchung als früher, wobei die Fundhäufigkeit ansteigt, beeindruckt die Arten-Zunahme bei den meisten Algengruppen.

Damit ist jedoch nicht viel über die Mengenzunahme des Planktons, die vor allem den Seestoffwechsel beeinflusst, gesagt. Diese ist schon besser aus der Entwicklung der von 1920 bis 1971 gefundenen Höchstdichtezahlen des Phytoplanktons und des Zooplanktons zu ersehen: 100fache Zunahme einzelner Arten sind nicht selten. Daneben gibt es auch vereinzelt Rückgänge (Grim 1955, 1967, Kiefer 1960, 1972). Doch haben Vergleiche der Höchstwerte, die teilweise zufallsbedingt sind, nicht den Beurteilungswert von Mittelwertbefunden, die durch regelmäßig vorgenommene Untersuchungen und durch viele Zahlen statistisch abgesichert sind. Daher eignen sich z. B. Jahresmittelwerte der 0–10-m-Produktionszone, die jeweils aus mehreren monatlichen Wasserproben von etlichen Stationen gewonnen wurden, weit besser für einen Langfristvergleich. Solches war für die Jahre nach 1952 möglich.

Davor, im Jahre 1920 und später, mußten die vorhandenen Zahlen des Phytoplanktons auf Jahresmittelwerte hochgerechnet werden (Lehn 1972 a). Auch wenn dabei ein Fehler von  $\pm 30\%$  einkalkuliert wird, sind die Dichteunterschiede von damals und heute ganz beträchtlich: Sie lagen in den Jahren 1920–24 bei 80 Z/ml, 1934–37 bei 220 Z/ml, 1951 bei 660 Z/ml und 1970 bei annähernd 2000 Z/ml. Damit ist die mittlere jährliche Algendichte der 0–10-m-Produktionszone in 50 Jahren auf das 25fache angestiegen (Lehn 1972 b, 1975).

Geringer sind die Zunahmen beim Crustaceenplankton, für das nicht so viel Daten verfügbar waren (Einsle 1977, 1978, Muckle u. Muckle-Rottengatter 1976), sowie bei den Fischerträgen, die nur 4–5 mal größer sind als früher (Kiefer 1972, Lehn 1972 b, 1975, Nümann 1973). In jeder Stufe der Nahrungskette des Seestoffwechsels treten zunehmend Mineralisierungsvorgänge auf: nur ein Teil der organischen Substanz geht jeweils in die nächste Stufe über.

Auch der herbstliche Restsauerstoff in 250 m Tiefe ist zurückgegangen. Lag er in den zwanziger Jahren noch bei fast 80 % und Anfang der fünfziger Jahre noch bei 65–70 %, so ging er um 1970 auf etwa 40 Sättigungs-Prozent zurück (Muckle 1964, Lehn 1976).



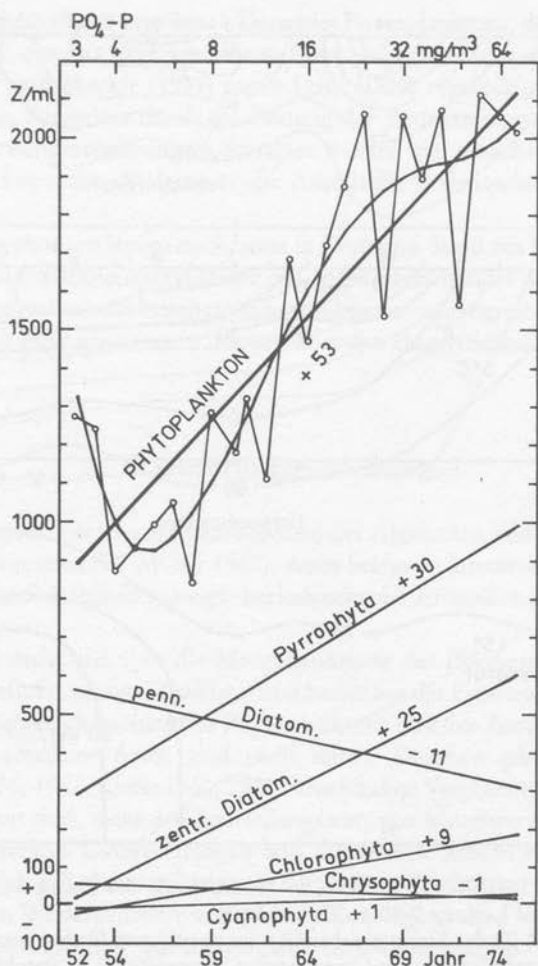
17 Oben: Jahreszyklus 1974–78 der Sichttiefe in Metern sowie der Transparenz in Linien gleicher Prozentwerte, bezogen auf Luft, im 0–50-m-Wasserkörper.

Unten: Jahreszyklus 1974–78 der Linien gleicher Gehalte an gelöstem Orthophosphat in Milligramm je Kubikmeter Wasser (= mg/m<sup>3</sup>) sowie der Linien gleicher Temperatur in °C (punktiert) im 0–50–250-m-Wasserkörper.

Alle diese Kriterien kennzeichnen eine alarmierende Entwicklung gegenüber dem Zustand in den zwanziger Jahren, als der Bodensee noch ein typisch nährstoffarmes, oligotrophes Gewässer war. Um den damals geringen Fischertrag zu erhöhen, schlug Demoll (1925) vor, die Abwässer der größeren Städte in Spezialschiffe zu pumpen und zur Düngung auf dem See zu verteilen. Heute ist solches undenkbar. So ändern sich die Prioritäten!

Zur besseren Absicherung der Aussagen wurden die Phytoplanktondaten regressionsstatistisch, gemäß der Gleichung  $y = a + b_y \cdot x$ , am Rechenzentrum der Universität Konstanz bearbeitet. Aus den Jahresdaten des Phytoplanktons wurden deren Regression 4. Grades als Kurve und die lineare Regression mit dem Regressionskoeffizienten errechnet. Letztere sind





18 Jahresmittelwerte des Phytoplanktons und der Phytoplanktongruppen von 1952 bis 1975 in Z/ml, deren lineare Regression mit Koeffizient sowie Regression 4. Grades (= Kurve) im Vergleich zur Phosphatverdoppelung in je 5 Jahren.

weitgehend unabhängig von Witterungseinflüssen und daher für langfristige Aussagen bestens geeignet (Abb. 18).

Da das Phytoplankton jedoch einen auffallenden Anstieg im mittleren Zeitabschnitt aufwies, wurden auch die Regressionskoeffizienten von 3 übergreifenden Dekaden, 1952–62, 1958–68 und 1964–74 errechnet. Die jährliche Zunahme des Phytoplanktons ist in der mittleren Dekade mit 89 Z/ml mehrfach größer als davor mit 14 oder gar danach mit 25. Damit liegt der stärkste Algenanstieg eigenartigerweise bei einer Orthophosphat-Phosphor-Konzentration von nur 10–20 mg/m<sup>3</sup> und nicht bei einer solchen von 30–65 mg/m<sup>3</sup> (Lehn 1980).

Dennoch wird – der besseren Übersicht wegen – im Folgenden die lineare Regression mit dem jährlichen Regressionskoeffizienten des Zeitraumes 1952–75. verwendet. Gegenüber dem Gesamtphytoplankton, das von 900 Z/ml im Jahre 1952 um jährlich 53 Z/ml bis auf 2120 Z/ml im Jahre 1975 zunahm, verhalten sich einzelne Algengruppen sehr verschieden. Auffallend war in diesem Zeitraum die starke Zunahme der zentrischen Kieselalgen um 25 Z/ml bei gleichzeitigem Rückgang der großen pennaten Kieselalgen um 11 Z/ml (Abb. 18).

Noch größer waren die Unterschiede bei den Algenarten (Tab. 1). Einzelne Formen nahmen jährlich um bis zu 21 Z/ml zu, andere veränderten sich kaum oder gingen gar um bis zu 8 Z/ml zurück. Dies führte zu ganz beträchtlichen Anteilsverschiebungen im Phytoplanktonbild des Obersees, wobei eine größere Zahl an Arten ihren Bestand beträchtlich vergrößerte, eine kleinere Zahl aber auch seltener wurde (Lehn 1974, 1980).

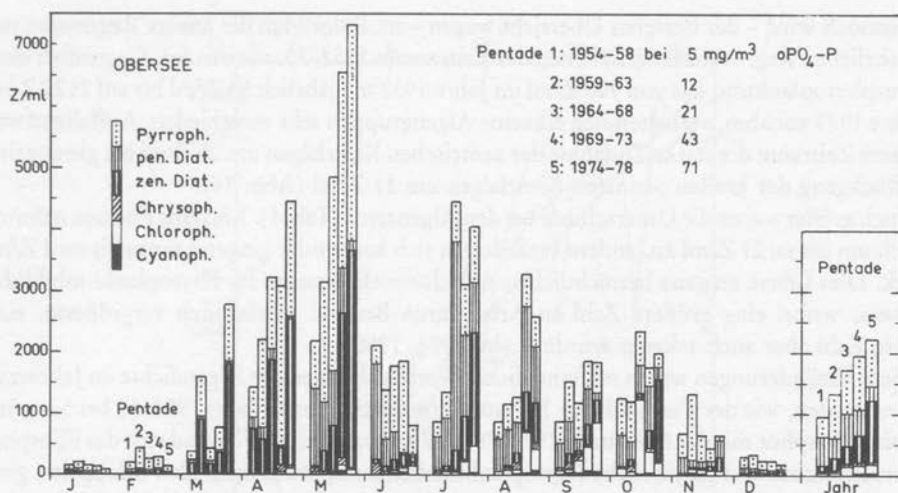
Diese Veränderungen waren mit erheblichen Verschiebungen der Algendichte im Jahreszyklus verbunden, wie der Vergleich der 1. Pentade (= Fünfjahresperiode) 1954–58 bei 5 mg/m<sup>3</sup> Phosphatphosphor mit der 5. Pentade 1974–78 bei 71 mg/m<sup>3</sup> zeigt. Während sich das Phosphat vervierzehnfachte und die jährliche Phytoplanktondichte nur etwas mehr als verdoppelte, ging der einst 2gipflige Jahreszyklus der beiden ersten Pentaden in einen 3gipfligen der 3 folgenden Pentaden über (Abb. 19).

In Abhängigkeit von der höheren Ur-Produktion stiegen auch die oberflächlichen Sauerstoffgehalte an, wobei gleichzeitig der vermehrte Abbau in 250 m Tiefe weitere Sauerstoffrückgänge zur Folge hatte. Diese jährlichen Sauerstoff-Maxima und -Minima wurden ebenfalls regressionsstatistisch ausgewertet (Lehn 1976).

Danach nahmen die Frühjahrsmaxima an der Seeoberfläche jährlich um 0,39 mg/l oder 4 Sättigungs-Prozent zu, während sie in 250 m Tiefe jährlich um 0,23 mg/l zurückgingen. Hier

*Tabelle 1* Regressionsstatistische Dichtezahlen einiger Phytoplanktonarten des Obersees in Zellen je ml Wasser sowie deren jährliche Änderung als Regressionskoeffizient (= RK).

	1952	1975	RK
1. Rhodomonas lacustris	256	740	+ 21
2. Stephanodiscus Hantzschii	78	409	+ 14
3. Melosira spec.	0	156	+ 9
4. Mougeotia viridis	0	127	+ 6
5. Rhodomonas lens	18	138	+ 5
6. Cryptomonas spec.	18	93	+ 3
7. Asterionella formosa	95	147	+ 2
8. Gymnodinium Lantzschii	1	6	+ 0,2
9. Oscillatoria Redekei	0	2	+ 0,1
10. Stephanodiscus astraea	4	1	- 0,1
11. Dinobryon divergens	16	3	- 0,6
12. Synedra acus	19	0	- 0,8
13. Diatoma elongatum	36	12	- 1
14. Fragilaria crotonensis	219	191	- 1
15. Dinobryon sociale	40	0	- 2
16. Tabellaria fenestrata	148	0	- 8



19 Mittlere Jahreszyklen der Monatsmittelwerte sowie die Jahresmittelwerte von Phytoplanktongruppen der 0-10-m-Produktionszone des Bodensee-Obersees in 5 Pentaden; mittlere Gehalte an gelöstem Orthophosphat.

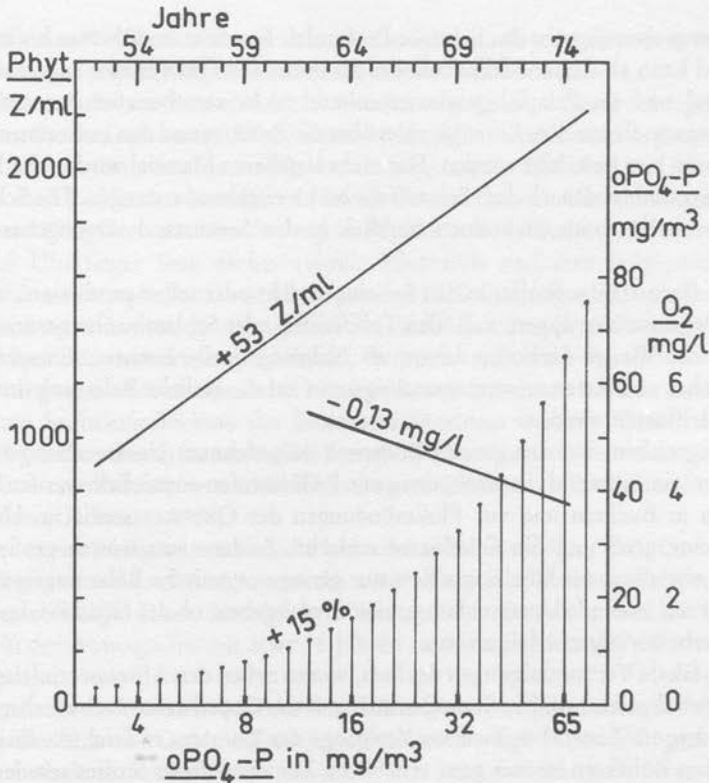
war die Aufladung mit Sauerstoff im Laufe der Winterzirkulation nicht mehr vollständig. Die Herbstminima nahmen im Metalimnion (20 m Tiefe) von Jahr zu Jahr um 0,05 mg/l und in 250 m Tiefe um 0,13 mg/l oder 1 Sättigungs-Prozent ab.

Die beschriebenen Veränderungen der letzten Jahrzehnte wurden durch eine beträchtliche Zunahme an Pflanzennährstoffen verursacht. G. Wagner (1970) hat die Daten mehrerer Bearbeiter seit den dreißiger Jahren verglichen und eine progressive Zunahme des Phosphatphosphors von etwa 1 mg/m<sup>3</sup> um die Mitte der dreißiger Jahre auf ca. 40 mg im Jahre 1970 festgestellt. Bis 1975 stieg der Orthophosphatphosphor im Frühjahr auf annähernd 80 mg/m<sup>3</sup> an (Abb. 20). Dabei hat der Phosphatanteil aus den Waschmitteln um ein Vielfaches zugenommen, so daß er heute mehr als die Hälfte des Gesamteintrages in das Ökosystem ausmacht. Aber auch die Landwirtschaft und die Niederschläge liefern größere Einträge. In Kläranlagen können aus den Abwässern der Gemeinden nur die Phosphat-Anteile von Fäkalien und Waschmitteln behandelt und dem See ferngehalten werden, die anderen nicht.

Nach dem bisher Dargelegten sind wesentliche und gut meßbare Gütekriterien, die den Seestoffwechsel langfristig kennzeichnen, die Phosphatkonzentration zu Beginn der Produktion etwa im März, die mittlere Jahresdichte des Phytoplanktons in der Produktionszone sowie das herbstliche Sauerstoffminimum, der Restsauerstoff, in 250 m Tiefe (Abb. 16, 17).

Werden diese Kriterien miteinander verglichen, dann nimmt Phosphat in einer geometrischen Reihe um + 15 % je Jahr und die Algendichte in arithmetischer Reihe um + 53 Zellen je Jahr zu, d. h. zwischen beiden besteht eine etwa halblogarithmische Beziehung (Abb. 20). Gleiches gilt für den Indikator des Gesamtstoffwechsels im Bodensee für den Sauerstoff. Der Rückgang in arithmetischer Reihe lag in der Tiefe von 250 m bei 0,13 mg/l je Jahr.

Diese Entwicklung erfuhr nach 1974 eine gewisse Verbesserung (Tab. 2). Während im Epilimnion das Frühjahrsmaximum des Sauerstoffs von der Pentade 1969–73 zu der von 1974 bis 1978 nochmals stieg, also eine weitere Zunahme signalisierte, gingen im tiefen Hypolimnion wie im Metalimnion die Herbstminima des Sauerstoffs nicht weiter zurück, ja, gegen die Erwartung, wurden die Sauerstoffwerte wieder größer. Dies ist nicht nur auf günstigere Witterungsabläufe, sondern auch auf eine geringere organische Stoffbelastung zurückzuführen. Die biologischen Stufen der Kläranlagen rund um den See und im Einzugsgebiet bauen vermehrt organische Substanzen ab und entlasten den Sauerstoff insbesondere in den großen Tiefen. Die Gefahr des kurzzeitig völligen Sauerstoffschwundes am Seeboden mit der damit verbundenen Möglichkeit der Phosphatrücklösung aus dem Bodensediment ist nun wesentlich vermindert.



20 Beziehung zwischen dem jährlich in Zinseszinsreihe mit + 15 % zunehmenden Orthophosphatgehalt des Bodensee-Obersees von 1952 bis 1975 zur linear ansteigenden Phytoplanktonregression (+ 53 Z/ml) und linear abfallenden Sauerstoffregression (- 0,13 mg/l); Phosphatverdoppelung in jeweils 5 Jahren; in 17 Jahren Phosphatverzehnfachung und Phytoplanktonverdoppelung.

*Table 2* Pentaden-Mittelwerte des gelösten Sauerstoffs im Bodensee-Obersee in mg/l;  
Max = Höchstwerte, Min = Niederstwerte.

	1954-58		1969-73		1974-78	
	Frühjahr Max	Herbst Min	Frühjahr Max	Herbst Min	Frühjahr Max	Herbst Min
Epilimnion (0m)	12,2	9,9	14,0	10,0	14,7	10,5
Metalimnion (20 m)	11,9	8,9	11,7	8,2	12,0	8,4
Hypolimnion (250 m)	10,4	6,5	7,5	4,6	9,2	5,7

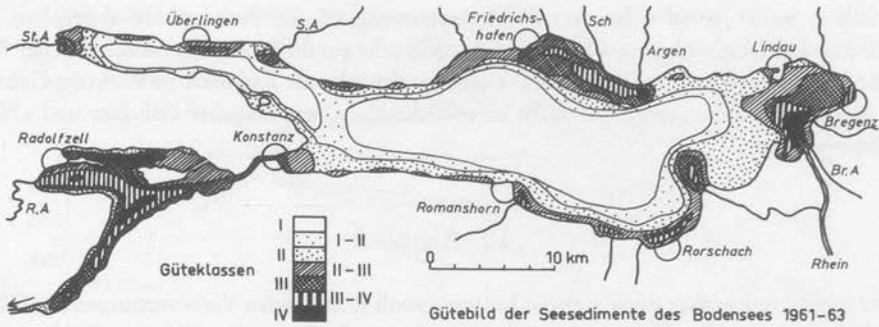
## 9. Profundal

Der dritte Biotop eines Sees ist das lichtlose Profundal. Es reicht im Obersee bis in eine Tiefe von 252 m und kann als der »Abfallkübel« des gesamten See-Ökosystems angesehen werden. Alle im Litoral und im Pelagial produzierten und nicht verarbeiteten Reste des eigenen Stoffwechsels sowie die aus dem Einzugsgebiet über die Zuflüsse und den Luftraum eingebrachten Stoffe müssen hier bewältigt werden. Das nicht abgebaute Material wird in das Bodensediment eingelagert und ist danach dem Seestoffwechsel weitgehend entzogen. Die Schichten des Seebodens vermitteln somit auch einen Einblick in den Seezustand vergangener Jahre und Jahrhunderte.

Organisch-fäulnisfähige Stoffe, in den See eingebracht oder selbst produziert, werden von bestimmten Organismengruppen, z. B. den Tubifiziden oder Schlammröhrenwürmern, die in der Grenzschicht Wasser-Seeboden leben, als Nahrungsquelle benutzt. Entsprechend der Besiedlungsdichte und Artenzusammensetzung kann auf die örtliche Belastung durch organische Stoffe geschlossen werden.

Aus umfangreichen, auf den ganzen Bodensee ausgedehnten Untersuchungen der Jahre 1961/63 konnte ein Gütebild des Seebodens mit 7 Gütestufen entwickelt werden (Abb. 21). Danach waren in Buchten und vor Flußmündungen des Obersees sowie im Untersee die Besiedlungsdichte groß und die Güteklasse schlecht. Andererseits wiesen große Teile des Obersees und vor allem des Überlinger Sees nur geringe organische Belastungen auf (Zahner 1965). Eine derzeit laufende Untersuchungsreihe wird ergeben, ob das Gütebild der Sedimente inzwischen Verbesserungen erfahren hat.

Natürliche fäkale Verunreinigungen des Sees, woran neben den Abwassereinleitungen auch die Schifffahrt beteiligt war, sind im Seeboden an Hand von Coprostanol nachweisbar (Abb. 22). In einem im Jahre 1977 aus 53 m Tiefe am Ausgange des Konstanzer Trichters entnommenen und zeitdatierten Bohrkern ist eine ganz erhebliche Zunahme dieses Stoffes seit den fünfziger Jahren festzustellen. Die Höchstkonzentrationen wurden in den siebziger Jahren erreicht. (G. Müller 1979). Dieser Verlauf entspricht der Zunahme der Schifffahrt und des Wassersports in diesem Seegebiet. Der Bestand an Abwasserreinigungsanlagen, vor allem aber die neue Schifffahrtsordnung für den Bodensee, die seit 1977 die Fäkalentsorgung aller Schiffe vor-



21 Gütebild der Seesedimente des Bodensees in 7 Klassen; Wissenschaftliche Aufnahmen 1961/63 anhand der Tubifizidendichte (nach Zahner 1965).

schreibt, läßt eine Wende zum Besseren erwarten. Sie wird allerdings aus untersuchungsmethodischen Gründen erst in einigen Jahren nachweisbar sein können.

Aus dem natürlichen Seestoffwechsel, der heute gegenüber den zwanziger Jahren in der pflanzlichen Stufe mindestens 25mal intensiver ist, fallen zunehmend organismische Öle an. Daneben belasten vermehrt Mineralöle das Ökosystem. So erbrachte eine Untersuchung des Seebodens nach Kohlenwasserstoffen, in Profilen senkrecht zum Ufer durchgeführt, folgendes Bild (Unger 1971): Die verstärkte See-eigene Produktion an Ölen ist am Seeboden des ganzen Ober- und Überlinger Sees nachzuweisen. Mineralöle und ihre Folgeprodukte, zumeist Paraffinkohlewasserstoffe, sind vor allem vor den Flußmündungen anzutreffen. Zum starken Mineralöleintrag aus dem Einzugsgebiet der Zuflüsse, zur Fremdbelastung, kommt die Belastung durch die motorisierte Schifffahrt, besonders durch die Sportboote.

Die zeitlichen Veränderungen von Mineralölkonzentrationen können in Bohrkernen aus den jüngsten Sedimentschichten des Bodensees abgelesen werden. Danach fanden sich die höchsten Konzentrationen an mineralölbürtigen Kohlenwasserstoffen in den Jahren von 1950 bis 1960. In dieser Zeitspanne war die Belastung am größten und hat in den Folgejahren nicht zugenommen (G. Müller 1978).

Einige weitere Stoffgruppen sind die künstlichen Radionuklide, z. B. Caesium-137 (Abb. 22). Mit Beginn der Atombombenversuche 1945 nahm es im Sediment sehr zu und erreichte Anfang der sechziger Jahre die höchsten Werte. Nach der weitgehenden Einstellung der Versuche in der Atmosphäre seit etwa 15 Jahren sind die Caesium-137-Werte rasch auf Null zurückgegangen.

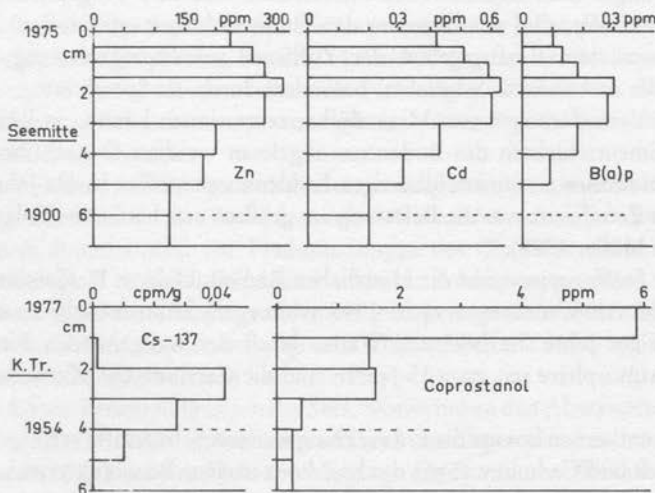
Aus den Sedimentkernen konnte die Entwicklung weiterer Schadstoffe verfolgt werden. Die Schwermetalle Zink und Cadmium sowie das hochkonzentrierte Benzo(a)pyren kamen um die Jahrhundertwende nicht oder kaum vor (Abb. 22). Danach nahmen sie zu und erreichten die höchsten Gehalte in der 1,5–2,0-cm-Schicht des Seebodens, also zu Anfang der fünfziger Jahre. Zuletzt gingen die Schwermetalle auf zwei Drittel und das Benzo(a)pyren auf ein Drittel der Höchstwerte zurück, entsprechend etwa dem Zustand der zwanziger und dreißiger Jahre (G. Müller 1978).

Solche Stoffe wurden bei der Kohleverfeuerung an die Atmosphäre abgegeben. Ihre Konzentrationsänderungen im Seeboden spiegeln sehr gut die Nutzungsintensitäten der Kohle im Laufe der letzten Jahrzehnte wider. Daher ist der schnelle Ruf nach verstärktem Gebrauch der Kohle als Primärenergie gar nicht so unbedenklich, wie mancher Politiker und »Natur-schützer« meint.

## 10. Ausblick

Diese nicht immer, aber doch zumeist hoffnungsvoll stimmenden Verbesserungen des Ökosystems Bodensee sind auf das zunehmende Umweltbewußtsein von Bevölkerung, Regierung und Parlamenten sowie von Gewerbe und Industrie zurückzuführen. Gewässerschutzbestimmungen, verbesserte Produktions- und Entsorgungsverfahren sowie der Bau von Abwassersammellern und Kläranlagen haben eine gewisse Entlastung des Tiefenwassers und des Seebodens an organischen Substanzen und Schadstoffen bewirkt. Dies muß auch bei den Stoffen, die noch nicht seltener geworden sind, erreicht werden, selbst wenn sie im freien Wasserraum kaum nachweisbar sind. Der See ist weiterhin bedroht.

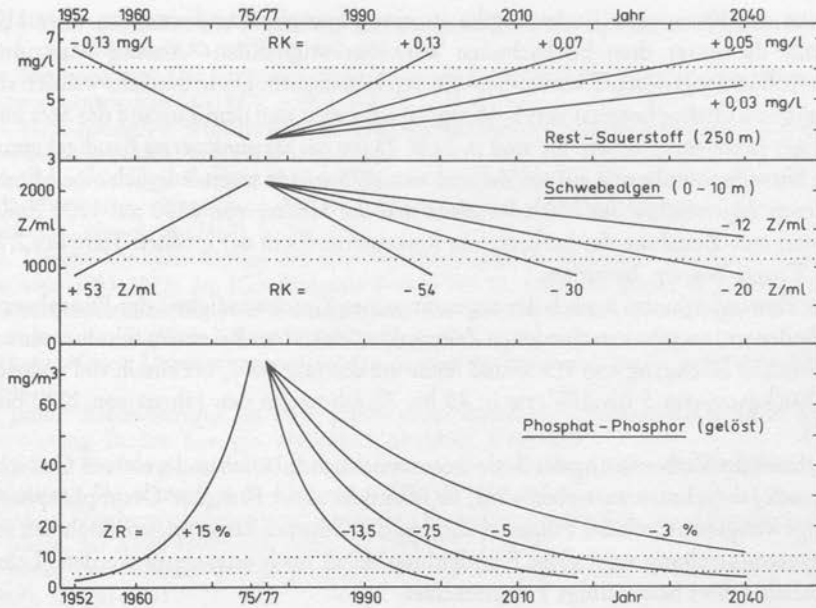
Für diese – international gesehen – beispielhaften und vorbildlichen Sanierungsmaßnahmen, die auf solche anderer Ökosysteme anregend wirken könnten, wurden im Einzugsgebiet des Bodensees in den letzten 20 Jahren mehr als 3 Milliarden DM ausgegeben. Mindestens eine weitere Milliarde wird in den nächsten 5 Jahren noch benötigt werden, um das Netz der Abwasserkanäle und Kläranlagen zu vervollständigen. Dann wird, nach einer wissenschaft-



22 Zeitdatierte Bohrkern aus Sedimenten des Bodensees.

Oben: Bodenprofile 1975 in der Oberseemitte in Zentimetern: 1 cm etwa 12–13 Jahre; Gehalte an Zink (= Zn), Cadmium (= Cd) und Benzo[a]pyren (= B[a]p) (nach G. Müller 1978, 1979).

Unten: Bodenprofile 1977 im Konstanzener Trichter in Zentimetern: 1 cm etwa 6 Jahre; Cs-137 = Radionuklid Caesium-137, Coprostanol = Fäkalindikator (nach G. Müller 1978, 1979).



23 1952–1975: Ergebnisse der Beziehung zwischen dem in Zinseszinsreihe (= ZR) zunehmenden Gehalt an gelöstem Orthophosphat zu den in linearer Regression ansteigenden Schwebelagen und abfallenden Sauerstoffwerten: In 17 Jahren führte eine Phosphatverzehnfachung lediglich zu einer Schwebelagenverdoppelung und zu einem Sauerstoffrückgang auf zwei Drittel. Das punktierte Band bei 5–10 mg/m<sup>3</sup> Phosphat der Jahre 1956–1961 korreliert mit denen bei 1100–1380 Z/ml Schwebelagen und 6,1–5,5 mg/l gelöstem Sauerstoff.

1977–2040: Prognose des Schwebelagenrückganges und der Sauerstoffzunahme gemäß vier theoretisch vorgegebenen Phosphatrückgangskurven von 13,5 bis 3 % je Jahr.

lichen Beobachtungsphase, ein konkretes Güteziel des Bodensees formuliert und demgemäß möglicherweise ein weiteres Sanierungsprogramm vereinbart werden müssen.

Seit etlichen Jahren wird in den größten Kläranlagen um den See die Phosphatfällung vorgenommen. Danach ging der Orthophosphatgehalt im See, unterstützt durch das Hochwasser 1975, im Frühjahr 1976 zum ersten Male zurück. Wenn auch auf das Niederwasserjahr 1976 im Frühjahr 1977 nochmals ein Anstieg erfolgte, so zeigt das Phosphat bei Normalbedingungen derzeit eine leicht rückläufige Tendenz.

Phosphat war in den letzten Jahren kaum noch der Minimumstoff der Primärproduktion, kann aber durch eine wesentliche Senkung wieder dazu gemacht werden. Auf einen Phosphatrückgang wird der Seestoffwechsel in Form der Algendichte und des herbsthlichen Restsauerstoffs in großer Tiefe ebenso reagieren wie bei der Phosphatzunahme in den Jahren 1952–75 (Abb. 20). Wenn der Phosphatgehalt bekannt ist oder vorausgesetzt wird, ist eine Prognose der von ihm abhängigen Kriterien Phytoplanktondichte und Restsauerstoff möglich. Jährliche Phosphatrückgänge zwischen 13,5 und 3 % wurden in Form von 4 geometrischen Reihen vorgegeben. Diesen entsprechen je 4 Phytoplankton- und Restsauerstofflinien mit verschiedenen Regressionskoeffizienten (Abb. 23).



Als eine erstrebenswerte Bodenseegüte ist eine Phytoplanktondichte von etwa 1100 bis 1400 Z/ml, die unter dem beobachteten stärkeren »sigmoiden« Anstieg liegt, und ein Restsauerstoff in der größten Tiefe von 5,5–6,0 mg/l anzusehen. Diese Bereiche würden sich bei einem Gehalt an Orthophosphat von 5–10 mg/m<sup>3</sup> einstellen und dem Zustand des Sees zu Ende der fünfziger Jahre entsprechen. Sie sind in Abb. 23 jeweils als punktiertes Band gekennzeichnet. Eine Phosphatminderung auf ein Zehntel von 1975 würde somit lediglich eine Minderung der mittleren Algendichte um 900 oder nicht mal die Hälfte, von 2100 auf 1200 Zellen/ml Wasser, und eine Zunahme des herbstlichen Restsauerstoffs in der größten Tiefe um 2,2, von 3,7 auf 5,9 mg/l Wasser, bewirken.

Dieser Zustand könnte, je nach der angenommenen Geschwindigkeit der Phosphatminderung im Bodensee, zu sehr verschiedenen Zeitpunkten eintreten: Bei einem sehr unwahrscheinlichen jährlichen Rückgang von 7,5 % und mehr um das Jahr 2000, bei einem viel wahrscheinlicheren Rückgang von 5 bis 3 % erst in 40 bis 70 Jahren, in den Jahren von 2020 bis 2050 (Abb. 23).

Wie schnell die Verbesserung des Bodensees tatsächlich ablaufen und welchem Gewichtsstatus sie nach Jahrzehnten zustreben wird, ob über oder unter 10 mg/m<sup>3</sup> Orthophosphatphosphor, hängt weitgehend von der Finanzierung und der Güte der Sanierungsmaßnahmen ab. Für die Ökosystemforschung wird diese Entwicklung sicher noch interessant werden. Lehrreich sind jedenfalls schon heute einige Erkenntnisse:

- Ein Ökosystem ist grundsätzlich sanierbar.
- Eine Sanierung ist sehr kostspielig und wohl teurer als eine Prophylaxe.
- Sie benötigt mehr Zeit als die einstige Verschlechterung.

Umweltschutz ist in einem durch Kriegsfolgen und Einwanderung überbevölkerten und dem Zwang zur Industrialisierung ausgelieferten Teil Europas nur mühsam zu verwirklichen. Möge »Der Bodensee – ein Ökosystem im Wandel« ganz allgemein als Warnung, aber auch als hoffnungsvolles Beispiel dienen.

## LITERATUR

- Anstalt für Bodenseeforschung, Limnologischer Monatsbericht Überlinger See (Bodensee) Jg. 1–6 (1957–1963), 72 Hefte, 759 Seiten. Als Manuskript veröffentlicht von der Anstalt für Bodenseeforschung der Stadt Konstanz.
- AUERBACH, Max: Die Oberflächen- und Tiefenströme im Bodensee. In: Deutsche Wasserwirtschaft 34 (1939) S. 193–200 u. 358–366.
- AUERBACH, Max, William MAERKER u. Josef SCHMALZ: Hydrographisch-biologische Bodenseeuntersuchungen I. In: Arch. Hydrobiol./Suppl. 3 (1924), S. 597–738. – II. In: Verh. Naturw. Ver. Karlsruhe 10 (1926), S. 1–128.
- AUERBACH, Max u. Josef SCHMALZ: Die Oberflächen- und Tiefenströme des Bodensees I. In: Schr. VG Bodensee 55 (1927), S. 179–214.
- AUERBACH, Max u. Max RITZI: Die Oberflächen- und Tiefenströme des Bodensees IV. In: Arch. Hydrobiol. 32 (1937), S. 409–433.
- DEMOLL, Reinhard: Düngung des Bodensees. In: Jahrb. Ver. f. Seenforschung Langenargen (1925), S. 9–13.

- EINSELE, Ulrich: Qualitative und quantitative Änderungen im Crustaceenplankton des Bodensee-Obersees. In: Arch. Hydrobiol. 82 (1978), S. 300–315.
- ELSTER, Hans-Joachim: Der Bodensee – Bedrohung und Sanierungsmöglichkeiten eines Ökosystems. In: Naturwissenschaften 64 (1977), S. 207–215.
- ELSTER, Hans-Joachim u. Wilhelm EINSELE: Beiträge zur Hydrographie des Bodensees (Obersee). In: Int. Rev. ges. Hydrobiol. 35 (1937), S. 525–585.
- ELSTER, Hans-Joachim u. Berthild MOTSCH: Untersuchungen über das Phytoplankton und die organische Urproduktion in einigen Seen des Hochschwarzwaldes, im Schleinsee und Bodensee. In: Arch. Hydrobiol./Suppl. 28 (1966), S. 291–376.
- EINSELE, Ulrich: Die Entwicklung des Crustaceenplanktons im Bodensee: Obersee (1962–1974) und Rheinsee (1963–1973). In: IGK-Bodensee Bericht Nr. 20 (1977), 61 Seiten, 69 Abb.
- FAST, Horst: Systematische Untersuchungen über den chemischen und bakteriologischen Zustand des Bodensees. In: Jb. Vom Wasser 22 (1955), S. 11–37.
- FAST, Horst: Neuere Untersuchungen über den Zustand des Bodensees. In: Jb. Vom Wasser 27 (1960), S. 11–32.
- GRIM, Julius: Beobachtungen am Phytoplankton des Bodensees (Obersee) sowie deren rechnerische Auswertung. In: Int. Rev. ges. Hydrobiol. 39 (1939), S. 193–315.
- GRIM, Julius: Ein Vergleich der Produktionsleistung des Bodensee-Untersees, des Obersees und des Schleinsees. In: Abhandl. a. d. Fischerei 4 (1951), S. 787–841.
- GRIM, Julius: Die chemischen und planktologischen Veränderungen des Bodensee-Obersees in den letzten 30 Jahren. In: Arch. Hydrobiol./Suppl. 22 (1955), S. 310–322.
- GRIM, Julius: Der Phosphor und die pflanzliche Produktion im Bodensee. In: Gas- und Wasserfach 108 (1967), S. 1261–1271.
- HOFMANN, E.: Wasserversorgung der Stadt St. Gallen, Wassergewinnung und Wasseraufbereitung. In: Österr. Wasserwirtschaft 12 (1960), S. 205–218.
- KIEFER, Friedrich: Neuere Ergebnisse aus Untersuchungen im Pelagial des Bodensees. In: Die Umschau 60 (1960), S. 65–68.
- KIEFER, Friedrich: Naturkunde des Bodensees. 2. Aufl. (1972), 209 Seiten, Thorbecke Verlag, Sigmaringen.
- KIEFER, Friedrich: Hundert Jahre Pegelmessungen am Bodensee. In: Schrr VG Bodensee 96 (1978), S. 203–216.
- KIEFER, Friedrich u. Hubert LEHN: 60 Jahre Seenforschung in Konstanz. In: Konstanzer Almanach 27. Jg. 1981 (1980), S. 39–48.
- KIEFER, Friedrich u. Richard MUCKLE: Beobachtungen am Crustaceenplankton des Überlinger Sees (Bodensee) 1952–1957. I. Das Auftreten der Arten im Jahresverlauf. In: Beitr. naturkundl. Forsch. SWDeutschld. 18 (1959), S. 5–41.
- LANG, Gerhard: Vegetationsforschung am Bodensee. In: Die Umschau 64 (1964), S. 270–275.
- LANG, Gerhard: Vegetationsänderungen am Bodenseeufer in den letzten hundert Jahren. In: Schrr VG Bodensee 86 (1968), S. 295–319.
- LEHN, Hubert: Zur Sichttiefenminderung im Bodensee seit 1920. In: Int. Revue ges. Hydrobiol. 47 (1962), S. 523–532.
- LEHN, Hubert: Zur Durchsichtigkeitsmessung im Bodensee. In: Schrr. VG Bodensee 83 (1965), S. 32–44.
- LEHN, Hubert: Wasserbewegungen im Bodensee. Ein Beitrag zu den Ausbreitungsmöglichkeiten von Rohöl im Bodensee. In: Gas- und Wasserfach 109 (1968), S. 89–94.
- LEHN, Hubert: Die Veränderungen des Phytoplanktonbestandes im Bodensee. I. Fluktuationen von *Tabellaria fenestrata* 1890–1967. In: Int. Rev. ges. Hydrobiol. 54 (1969), S. 367–411.
- LEHN, Hubert: Die Schwebealgen im Frühjahr und das geplante Bodensee-Regulierwehr. In: Schrr VG Bodensee 89 (1971), S. 105–115.
- LEHN, Hubert: Zur Beziehung Phytoplankton-Phosphat im Bodensee. In: Arch. Hydrobiol. 70 (1972 a), S. 556–559.
- LEHN, Hubert: Zur Trophie im Bodensee. In: Verh. Internat. Verein. Limnol. 18 (1972 b), S. 267–274.
- LEHN, Hubert: Phytoplanktonänderungen im Bodensee und einige Folgeprobleme. In: Verhandl. Ges. f. Ökologie, Saarbrücken 1973 (1974), S. 225–235.

- LEHN, Hubert: Entwicklung des Bodensee-Pelagials seit 1920. In: GWF – Wasser/Abwasser 116 (1975), S. 170–175.
- LEHN, Hubert: Veränderungen im Sauerstoffhaushalt des Bodensees. In: Verhandl. Ges. f. Ökologie, Wien 1975 (1976), S. 121–128.
- LEHN, Hubert: Vom Abfluß des Bodensee-Obersees. In: Verhandl. Ges. f. Ökologie, Kiel 1977 (1978), S. 163–172.
- LEHN, Hubert: Das Phytoplankton während der Eutrophierungsphase des Bodensees. In: Verhandl. Ges. f. Ökologie, Freising-Weihenstephan 1979 (1980), S. 363–372.
- LEHN, Hubert u. Reiner KELLER: Das Rheindelta im Bodensee. Kartenblatt 51. In: Deutsche Forschungsgemeinschaft – R. Keller, Hydrologischer Atlas der Bundesrepublik Deutschland, 103 Karten (1978). Harald Boldt Verlag, Boppard.
- MUCKLE, Richard: Die Sauerstoffsichtung im tiefen Hypolimnion des Bodensee-Obersees 1963/64 mit Berücksichtigung einiger Untersuchungsergebnisse aus früheren Jahren. In: IGK-Bodensee Ber. 3 (1964), S. 1–20.
- MUCKLE, Richard u. Gisela MUCKLE-ROTTENGATTER: Einige Tabellen und Bemerkungen zur Soziologie des Crustaceenplanktons im Überlinger See (Bodensee-Obersee). In: Arch. Hydrobiol. 78 (1976), S. 415–455.
- MÜLLER, Helmut: Eine neue qualitative Bestandsaufnahme des Phytoplanktons des Bodensee-Obersees mit besonderer Berücksichtigung der tychoplanktischen Diatomeen. In: Arch. Hydrobiol./Suppl. 33 (1967), S. 206–236.
- MÜLLER, German u. Rudolf A. GEES: Erste Ergebnisse reflexionsseismischer Untersuchungen des Bodensee-Untergrundes. In: N. Jb. Geol. Paläontol. Mh. 6 (1968), S. 364–369.
- MÜLLER, German: Die Belastung des Bodensees mit Schadstoffen und Bio-Elementen: Ergebnisse geochemischer Untersuchungen an Sedimenten. In: Polizei Technik Verkehr in BW 3 (1978), S. 73–82.
- MÜLLER, German: Sedimentary Record of Fecal Pollution in Part of Lake Constance by Coprostanol Determination. In: Naturwissenschaften 66 (1979), S. 520–521.
- MÜNSTER, Sebastian: Bodensee-Karte. In: Cosmographia von 1554. Basel.
- NÜMANN, Wilhelm: Versuch einer Begründung für den Wandel in der qualitativen und quantitativen Zusammensetzung des Fischbestandes im Bodensee während der letzten 60 Jahre und eine Bewertung der Besatzmaßnahmen. In: Schweiz. Z. Hydrologie 35 (1973), S. 206–238.
- UNGER, Ulrich: Untersuchungen über die Verunreinigung des Bodensees durch Mineralöl. In: GWF – Wasser/Abwasser 112 (1971), S. 256–261.
- WAGNER, Gustav: Die Zunahme der Belastung des Bodensees. In: GWF – Wasser/Abwasser 111 (1970), S. 485–487.
- ZAHNER, Rudolf: Organismen als Indikatoren für den Gewässerzustand. In: Arch. Hyg. u. Bakt. 149 (1965), S. 243–256.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Hubert Lehn,

Staatliches Institut für Seenforschung, Abt. Max-Auerbach-Institut,  
D-7750 Konstanz, Schiffstraße 56

# Wetter und Klima im Bodenseeraum

VON THOMAS GUTERMANN

## 1 Einführung

Die Region um das Schwäbische Meer ist als Urlaubs- und Erholungsgebiet bestens bekannt. Die zahlreichen kulturellen Sehenswürdigkeiten sowie der See mit seinen sportlichen Möglichkeiten laden zu längerem Verweilen ein. Dabei spielt das Wetter eine nicht unbedeutende Rolle.

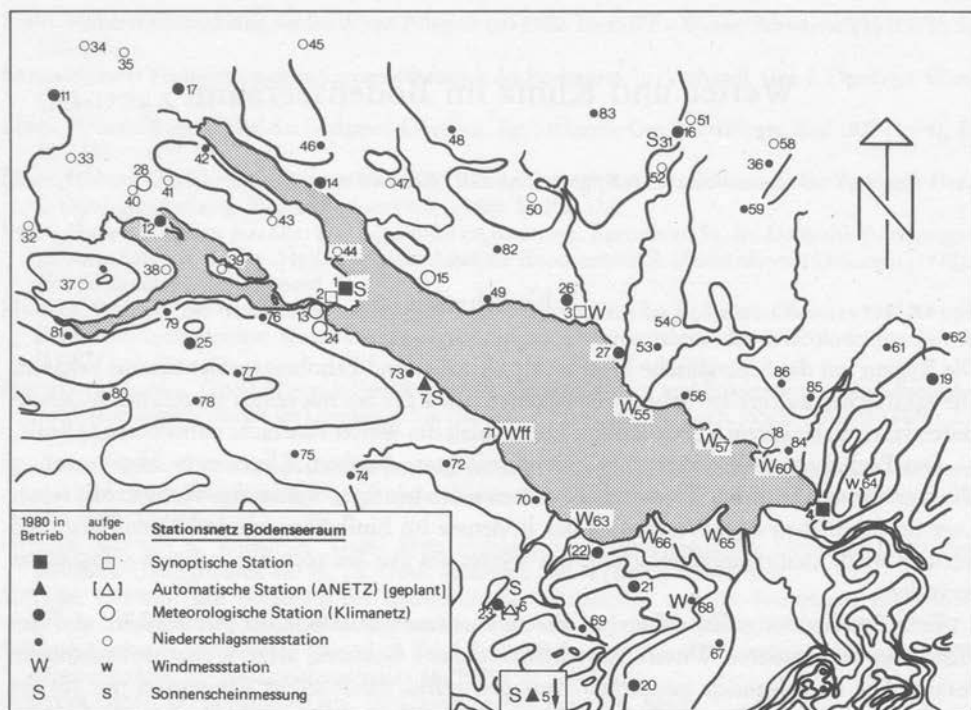
Das Bodenseegebiet gehört zur »warmgemäßigten, feuchten Klimazone« Mitteleuropas. Die hier vorherrschenden Westwinde bewirken einen häufigen Witterungswechsel. Mit seiner Lage im nördlichen Alpenvorland ist der Bodensee im Einflußbereich des Alpenföhns, und letztlich wird, kleinräumig betrachtet, das Wetter um den See auch durch diesen selbst etwas verändert.

Eine Beschreibung des »Wetters«, der momentanen Zustände der Atmosphäre und des »Klimas«, der mittleren Witterungsverhältnisse eines Gebietes, setzt Wetterbeobachtungen voraus. Die im folgenden gemachten Aussagen gelten daher streng genommen nur für die Standorte der Meßstationen. Für die klimatischen, d. h. mittleren Verhältnisse, dürften die Stationsangaben jedoch allgemeine Gültigkeit im Bodenseeraum haben. Einzig bei den Extremwerten ist etwas Vorsicht am Platze; hier sind in speziellen Lagen stärkere Abweichungen nicht auszuschließen.

Die vorliegende Arbeit will keine vollständige Wetter- und Klimabeschreibung für das Bodenseegebiet sein. Nach einer Kurzübersicht über die allgemeinen klimatischen Verhältnisse wird der Einfluß des Sees auf die Temperatur etwas näher beschrieben. Das Schwergewicht liegt jedoch bei den Winden. See- und Landwindmessungen und vor allem Ergebnisse des 1972 am östlichen Ende des Sees in Betrieb genommenen Föhnmeßnetzes werden vorgestellt.

## 2 Stationsnetz

In Abbildung 1 mit dem zugehörigen Stationsverzeichnis wird eine Übersicht über die 1980 bestehenden sowie die wichtigsten aufgehobenen Stationen gegeben. Die dreistündlichen Wettermeldungen der synoptischen Stationen werden unmittelbar nach der Beobachtung übermittelt und national oder international als Grundlage für die aktuelle Wetteranalyse und -prognose ausgetauscht. Die meteorologischen Stationen des klimatologischen Netzes beobachten dreimal täglich und senden ihre Wetterprotokolle periodisch an die übergeordneten Wetterämter. In der Schweiz ist seit 1976 ein automatisches Meßnetz (Projekt ANETZ) im Aufbau, welches seit Ende 1981 57 Stationen umfaßt. In Zehnminutenintervallen werden von diesen Stationen die Meßwerte der automatisch erfassbaren Wetterelemente an die Zentrale in



1 Beobachtungsnetz im Bodenseeraum. Dreistündlich meldende synoptische Stationen, dreimal täglich beobachtende Wetterstationen des klimatologischen Netzes, eine größere Zahl Niederschlagsmeßstationen und einige Spezialmeßstellen für Wind und Sonnenschein liefern die Grunddaten für den Wetterprognose-dienst sowie für angewandte und klimatologische Bearbeitungen.

1 Konstanz-Silvanerweg	25 Haidenhaus	47 Salem	67 Widnau
2 Konstanz-Seestraße	26 Friedrichshafen-Löwental	48 Heiligenberg	68 Eggen/Lachen
3 Friedrichshafen	27 Eriskirch	49 Immenstaad	69 Trogen
4 Bregenz	28 Reute (Böhringen)	50 Urnau	70 Arbon
5 Säntis (2500 m/M)	31 Bavendorf	51 Weingarten	71 Romanshorn
6 St. Gallen (seit 1981)	32 Rielasingen	52 Eschbach/Weissenau	72 Amriswil
7 Güttingen	33 Friedingen	53 Tettang-Hagenbuchten	73 Altnau
11 Aach an der Aachquelle	34 Rorgenwies	54 Tettang	74 Sulgen
12 Radolfzell-Metttau	35 Münchhof	55 Langenargen	75 Weinfelden
13 Konstanz-Stadtgärtnerei	36 Wangen	56 Krefßbronn	76 Arenenberg
14 Überlingen	37 Schienen	57 Wasserburg	77 Illhart
15 Meersburg	38 Horn	58 Leupolz	78 Mühlheim
16 Ravensburg	39 Reichenau	59 Bodnegg	79 Steckborn
17 Stockach	40 Reute (Böhringen)	60 Lindau-Yachthafen	80 Kalchrain
18 Lindau im Bodensee	41 Möggingen	61 Opfenbach	81 Eschenz
19 Lindenberg	42 Bodman	62 Heimenkirch	82 Markdorf
20 Altstätten	43 Dettingen	63 Horn (Schweiz)	83 Horgenzell
21 Heiden	44 Mainau (Litzelstetten)	64 Pfänder	84 Lindau-Zech
(22) Rorschach (nur bis 1980)	45 Liggersdorf	65 Rohrspitz	85 Schlachters
23 St. Gallen	46 Owingen	66 Altenhein	86 Doberatweiler

Zürich übermittelt. Im Bodenseegebiet liegen drei dieser ANETZ-Stationen, nämlich Güttingen, St. Gallen und die Gipfelstation Säntis. Das dichteste Netz bilden die Niederschlagsmeßstationen, an welchen täglich einmal die Niederschlagsmenge bestimmt und der Witterungscharakter des vergangenen Tages festgehalten wird.

Nebst diesem erfreulich dichten Bodenmeßnetz wurde von 1908 bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges in Friedrichshafen eine Drachenstation betrieben, mit welcher regelmäßig Sondierungsmessungen in der freien Atmosphäre durchgeführt wurden. Die dabei gewonnenen Daten über Luftdruck, Temperatur, Feuchte und Wind bis in Höhen von 4000 Metern und mehr erlaubten schon vor dem Zweiten Weltkrieg tiefere Erkenntnisse über die atmosphärischen Vorgänge im Bodenseegebiet bei verschiedenen Wetterlagen und machten diese Region unter dem damaligen Leiter W. Peppeler in meteorologischen Fachkreisen bekannt.

### 3 Strahlung und Sonnenschein

Die von der Sonne eingestrahlte Energie ist im wesentlichen für den Wetterablauf und für das Klima einer Region ausschlaggebend. Die theoretische Sonnenscheindauer wird von der Länge der Sonnenbahn bestimmt, welche bei unterschiedlichen Horizonthöhen von Ort zu Ort etwas verschieden sein kann. Die tatsächlich gemessene Sonnenscheindauer ist stark von der Bewölkung abhängig; sie ermöglicht deshalb einen guten Einblick in die Witterungsverhältnisse. Aus Aufwandgründen wird die Sonnenscheindauer nur an wenigen Orten gemessen (vgl. Abb. 1). Die Mittelwerte 1951 bis 1970 der jährlichen Sonnenscheindauer betragen 1642 Stunden für Konstanz und 1731 Stunden für Friedrichshafen. Mit etwa 1500 Stunden ist St. Gallen deutlich weniger sonnig. Daß die Höhenlagen der Voralpen strahlungsmäßig bevorzugt sind, zeigen die 1880 Stunden Sonnenschein pro Jahr auf dem Säntis (Periode 1931 bis 1960). Der deutlich höhere Wert ist nebst dem niedrigeren Horizont vor allem auf die im Winterhalbjahr häufig begünstigte Lage über der Hochnebeldecke zurückzuführen. Der Strahlungsüberschuß ist um so bemerkenswerter, als der Säntis in den Sommermonaten bei schönem Wetter vom spätern Vormittag an häufig in einer Gipfelwolke steckt, wodurch dort vom Mai bis Juli im Mittel weniger Sonne als am See gemessen wird.

Der sonnenreichste Monat im Bodenseegebiet ist der Juli, der sonnenärmste der Dezember. In den vier Monaten Mai bis August wird mehr als die Hälfte des Jahrestotals erhalten. Im langjährigen Durchschnitt bleiben über das ganze Jahr 70 bis 80 Tage gänzlich ohne Sonne. Verbreitet ganztägig wolkenlos ist es dagegen mit 10 bis 20 Tagen pro Jahr nur selten. Diese Zahlen zeigen, daß das bewölkte, im Winterhalbjahr häufig bedeckte Wetter am Bodensee vorherrscht.

### 4 Temperatur

Die Temperatur kann wegen ihrer direkten Auswirkung auf Mensch, Tier und Pflanze sowie wegen ihres Einflusses auf den Luftdruck und damit auf die Luftbewegung, den Wind, als das wichtigste Klimaelement bezeichnet werden. Die Jahresmittelwerte liegen in der Bodenseeregion zwischen 8 und 9 Grad Celsius. Der wärmste Monat ist mit einer Mitteltemperatur von 18 bis 19 Grad Celsius der Juli, der kälteste mit etwa  $-1$  Grad Celsius der Januar. Die jährliche

Tabelle 1 Monats- und Jahresmitteltemperaturen für Luft (Konstanz) und Wasser (Überlinger See) für die Periode 1952–1961.

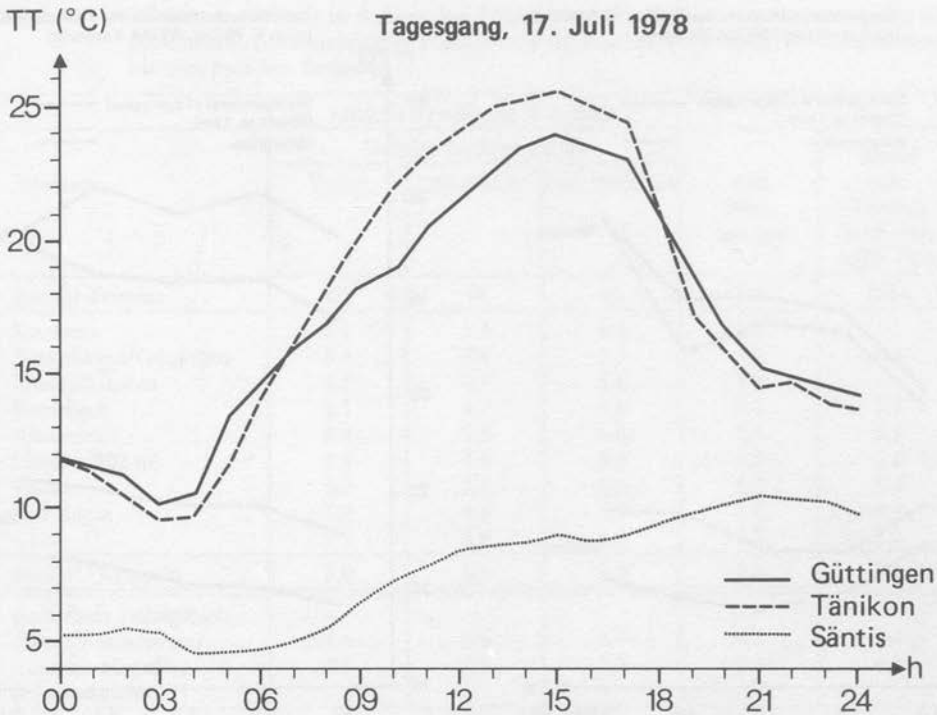
	Jan	Feb	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug	Sept	Okt	Nov	Dez	Jahr
Konstanz	-0.3	0.5	4.9	8.3	12.9	16.3	18.1	17.1	14.0	8.8	4.1	2.0	8.9
Überlinger See	4.5	3.7	4.4	7.2	12.8	15.7	18.8	18.2	16.4	12.1	9.0	6.2	10.7

Schwankungsbreite der Temperatur beträgt damit etwa 19 Grad Celsius. Dieses Gebiet ist daher dem Übergangsklima zwischen dem Meerklima und dem Kontinentalklima zuzuordnen. Die bekannten Extremwerte liegen zwischen +38 und -25 Grad Celsius. Tageshöchsttemperaturen sind in der Ostschweiz meist mit Föhn verbunden (Klimatologie der Schweiz, 1978). Besonders auffällig ist die föhnbedingte Temperaturerhöhung im Winter: Auf kurze Distanz können dann im östlichen Seeteil zwischen der am Boden aufliegenden Kaltluft und dem Föhndurchbruchgebiet Temperaturunterschiede von 10 bis 15 Grad Celsius auftreten (Gutermann, 1979). Da jedoch die Föhndurchbruchphasen nicht häufig sind (vgl. dazu Kapitel 9), wird die Jahresmitteltemperatur durch den Föhn nur unbedeutend erhöht.

Frost tritt normalerweise von Ende Oktober bis Ende April auf. Durchschnittlich werden 90 bis 100 Frosttage gezählt, an welchen das Thermometer für kürzere oder längere Zeit Werte unter dem Gefrierpunkt anzeigt. Ganztägig unter null Grad Celsius bleibt die Temperatur an 20 bis 25 »Eistagen«. Bleibt die Temperatur während einer längeren Periode unter null Grad Celsius, beginnt die Seeoberfläche zu gefrieren. Flache Buchten und Seeteile frieren recht häufig zu. Eigentliche »Seegrörne« sind dagegen selten. Während letztmals 1963 auch der Obersee teilweise zugefroren war, reichte die Kälte 1956 nur für den Untersee. Darauf muß man bis ins Jahr 1880 zurückgehen, um auf die nächste Seegrörne zu stoßen, bei welcher auch der Obersee beinahe vollständig zugefroren war. Während der ersten Gfrörne im 19. Jahrhundert im Jahre 1830 blieben größere Seeteile offen. Es sei noch erwähnt, daß nicht mit Sicherheit bekannt ist, ob der Bodensee in den letzten eintausend Jahren jemals vollständig zugefroren war.

Wasser hat eine größere Wärmekapazität als Luft. Ein See stellt deshalb einen Wärmespeicher dar: Vergleicht man die mittleren Temperaturen des Wassers mit denjenigen der Luft (Tab. 1), so zeigt sich, daß das Wasser nur in den Monaten März bis Juni kälter ist. In den übrigen Monaten, vor allem im Winter, wirkt der See im 24stündigen Mittel als Heizquelle. Die durch diesen Wärmeüberschuß an die Umgebungsluft abgegebene Energiemenge ist jedoch verglichen mit der durch die großräumige Zirkulation der Atmosphäre zugeführten Wärme gering. Der Erwärmungseffekt auf die Lufttemperatur verliert sich deshalb landeinwärts rasch. Kleinschmitt (1921) errechnete für die ufernahen Stationen eine Erhöhung der Jahresmitteltemperatur um weniger als 1 Grad Celsius.

Infolge des starken Tagesganges der Temperatur, welcher besonders im Sommerhalbjahr bei den Stationen der Niederungen ausgeprägt ist (vgl. Abb. 2), ist die Luft in halbtäglichem Wechsel tagsüber wärmer und nachts deutlich kälter als der See. Daraus ergibt sich das Land-Seewindsystem (Kapitel 8). Dieser in der Nacht ablandige, am Tag vom See her wehende Lokalwind führt zu einer Verkleinerung der Tagesschwankung der Temperatur im ufernahen Gebiet um den See. Besonders ausgeprägt ist dieser Einfluß in Seenähe; er nimmt landeinwärts rasch ab. Abbildungen 3a und 3b zeigen die Abnahme dieses Ausgleicheffektes am Beispiel der beiden Stationen Hafentmole und Stadtgärtnerei in Konstanz (Distanz etwa 1 km). Für zwei



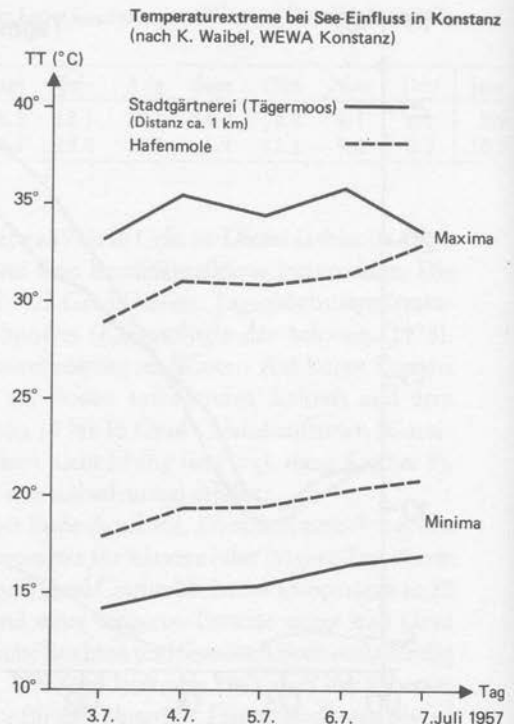
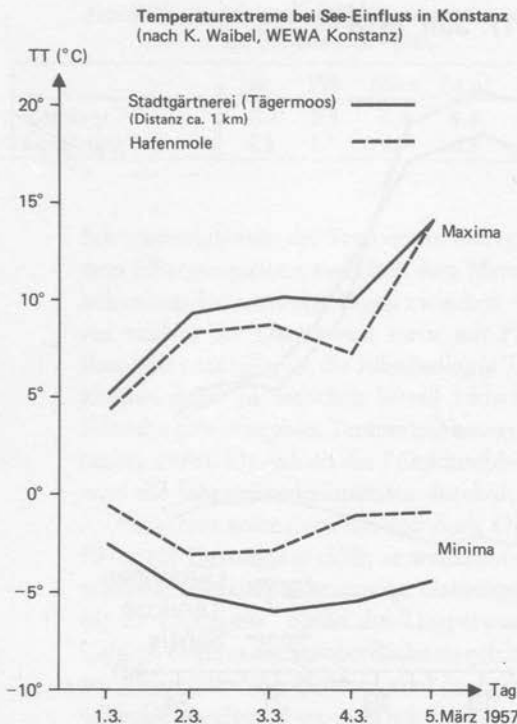
2 Tagesgänge der Lufttemperatur an einem bewölkungsfreien Sommertag für die Flachlandstationen Güttingen und Tänikon sowie für die Gipfelstation Säntis. Das etwa 30 km vom See entfernte Tänikon weist einen stärkeren, kontinentalen Tagesgang auf als das in Seenähe gelegene Güttingen. Der Temperaturanstieg beim Säntis nach 16 Uhr ist auf die am betreffenden Tag erfolgte Zufuhr wärmerer Luft zurückzuführen.

fünftägige Schönwetterperioden im März (Abb. 3a) und Juli 1954 (Abb. 3b) sind die täglichen Minima- und Maximatemperaturen aufgezeichnet: Die Extremwerte und damit der tägliche Schwankungsbereich sind unmittelbar in Seenähe bei Strahlungswetter deutlich abgeschwächt. Bereits 1 km landeinwärts (Stadtgärtnerei) liegen die Tiefsttemperaturen 2 bis 4 Grad niedriger, die Höchsttemperaturen im März 1 bis 2, im Juli 3 bis 4 Grad höher als am See, was zu 3 bis 8 Grad größeren Tagesamplituden im Landesinnern führt. Es muß hier aber nochmals darauf hingewiesen werden, daß sich dieser See-Einfluß auf einen schmalen Uferstreifen beschränkt und zudem nur bei Schönwetterlagen so deutlich wirksam ist.

Daß dieser durch den See hervorgerufene Ausgleichseffekt aber, wenn auch in geringerem Maße, auch über Distanzen von 1 bis 2 Kilometern an schönen Tagen nachweisbar ist, zeigt der Vergleich der Temperaturtagesgänge der beiden automatischen Stationen Güttingen (1,5 km vom See entfernt) und Tänikon (im Landesinnern zwischen Frauenfeld und Winterthur gelegen) für den 17. Juli 1978 (Abb. 2).

Da Strahlungswetter jedoch deutlich weniger häufig auftritt als Tage mit mehrheitlich bedecktem Himmel, bleibt der See-Einfluß auf die Monats- und Jahresmitteltemperaturen längerer Beobachtungsperioden im Bodenseegebiet gering.





3a Einfluß des Bodensees auf die Extremtemperaturen der Luft in der Uferregion während einer Schönwetterperiode im März. Die Maxima- und Minimatemperaturen der Luft sind in unmittelbarer Seenähe bei Strahlungswetter deutlich gedämpft. Dieser Effekt nimmt jedoch landeinwärts rasch ab.

3b Einfluß des Bodensees auf die Extremtemperaturen der Luft in der Uferregion während einer Schönwetterperiode im Juli. Die Unterschiede in den Maximatemperaturen sind deutlich größer als im März (Abb. 3a).

## 5 Bewölkung und Nebel

Im Mittel sind im Bodenseeraum etwas mehr als fünf Achtel des Himmels mit Wolken bedeckt. Westlich des Schienerbergs ist die mittlere Bewölkung im Frühjahr und Sommer etwas geringer als im östlichen Seeteil, während in den höheren Lagen rund um den See im Spätherbst und Winter bewölkungsmäßig wegen der geringeren Nebelhäufigkeit leicht günstigere Verhältnisse herrschen. Die langjährigen Mittelwerte 1901 bis 1950 zeigen auch für das Bodenseegebiet mit 42 heiteren Tagen (Bewölkung  $\frac{1}{8}$  oder weniger) und 160 trüben Tagen (Bewölkung  $\frac{7}{8}$  oder mehr) pro Jahr das in Mitteleuropa typische Vorherrschen stärkerer Bewölkung.

Wie wirkt sich der Föhn diesbezüglich im Bodenseeraum aus? Eine Untersuchung der Föhnlagen der Jahre 1973, 1975, 1977 und 1979 zeigt, daß die Bewölkung bei durchgebrochenem Föhn im Rheintal am Bodensee 0,4 bis 0,6 Achtel geringer ist als im Mittel der Periode September bis Mai. In den Sommermonaten Juni bis August tritt nur wenig Föhn auf. Besonders ausgeprägt ist mit 1 bis 1,2 Achteln weniger Bewölkung der begünstigende Einfluß

**Tabelle 2** Mittlere Bewölkung in Achteln bei Föhn in der Ostschweiz. Untersucht wurden drei verschiedene Föhnintensitäten: Föhndurchbruch im Rheintal bis Vaduz, bis Altstätten und bis zum östlichen Bodensee.

Mittlere Bewölkung in Achteln					
Stationen	Südföhn im Rheintal bis			Alle Föhn- termine	Mittel alle Termine Sept.–Mai 1972–1979
	Vaduz	Altstätten	östl. Bodensee		
Anzahl Termine	121	44	40	205	6554
Konstanz	6.1	5.2	6.4	6.0	–
Kreuzlingen/Güttingen	5.1	4.6	5.7	5.1	5.8
Friedrichshafen	5.5	4.7	5.6	5.4	–
Rorschach	5.1	4.7	5.6	5.1	5.7
Altstätten	5.4	4.5	6.0	5.3	5.8
Heiden (802 m)	4.8	4.0	5.8	4.8	5.2
Vaduz	5.2	4.4	6.0	5.2	5.4
Bad Ragaz	5.0	4.6	5.5	5.0	4.9
Chur	5.9	5.8	6.5	6.0	5.2
Altdorf (Reusstal)	5.0	5.0	5.9	5.1	5.5
Außerhalb Föhngebiet:					
Genf (Westschweiz)	6.6	6.5	6.9	6.6	5.4
Locarno-Magadino (Alpensüdseite)	7.1	7.5	7.7	7.3	4.3

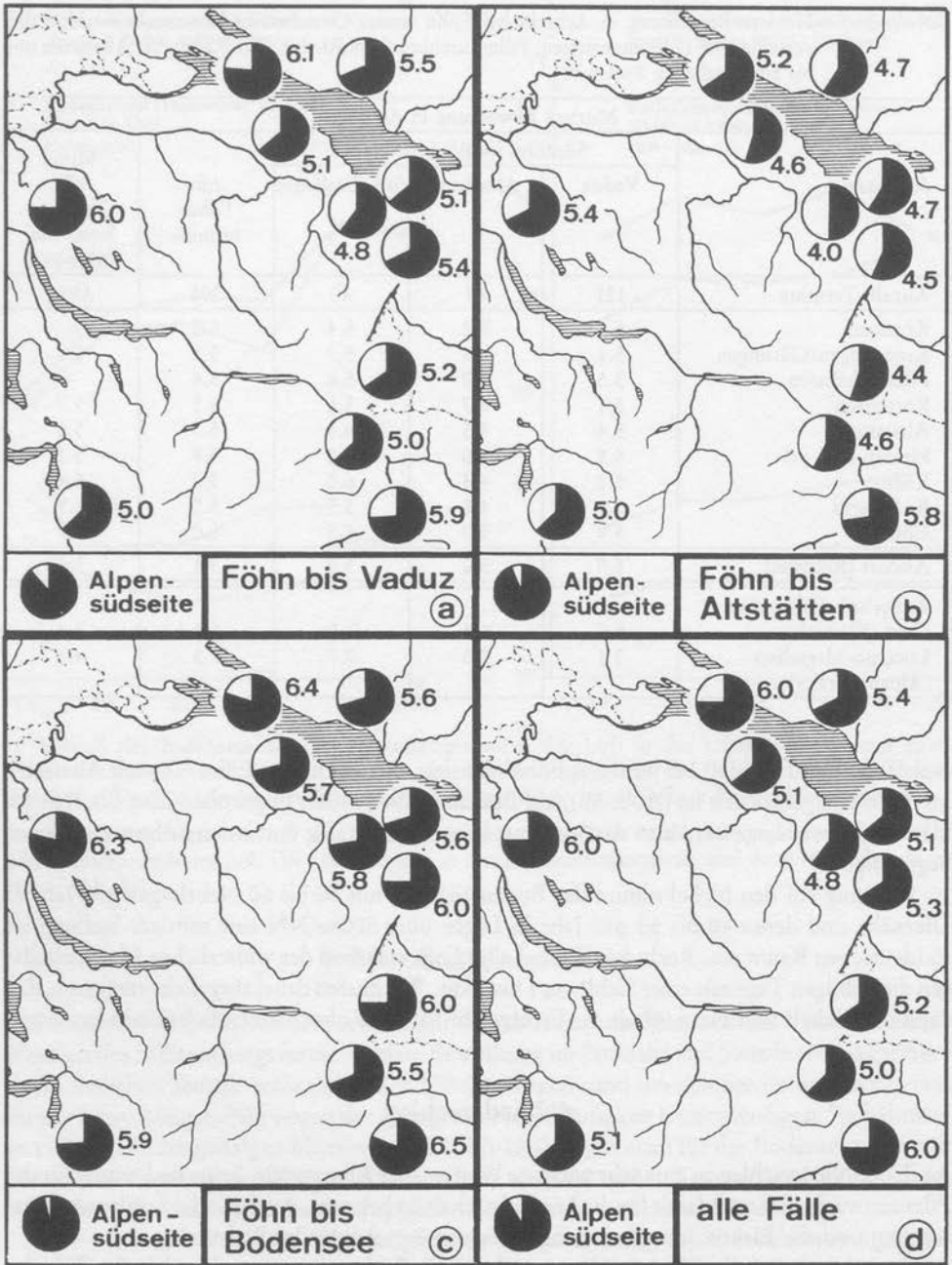
(vgl. Tab. 2 und Abb. 4) bei mittlerer Föhnintensität, d. h. wenn der Föhn bis nach Altstätten ins Tal durchgebrochen ist (Abb. 4b), am Bodensee aber wieder abgehoben über die Kaltluft bläst. Bei dieser Lage wird also das Seegebiet bewölkungsmäßig durch den Föhn am stärksten begünstigt.

In bezug auf den Nebel nimmt das Bodenseegebiet mit 50 bis 60 Nebeltagen pro Jahr in Ufernähe und deren 40 bis 50 pro Jahr in Lagen über 500m NN eine mittlere Stellung im süddeutschen Raum ein. Recht häufig sind allerdings während der winterlichen Hochnebellagen die nebligen Tage mit einer Sicht von 1 bis 3 km. Wir dürfen dabei aber nicht vergessen, daß dank des Nebels und Hochnebels die Frostgefahr für die Kulturen merklich gemindert wird.

## 6 Niederschlag

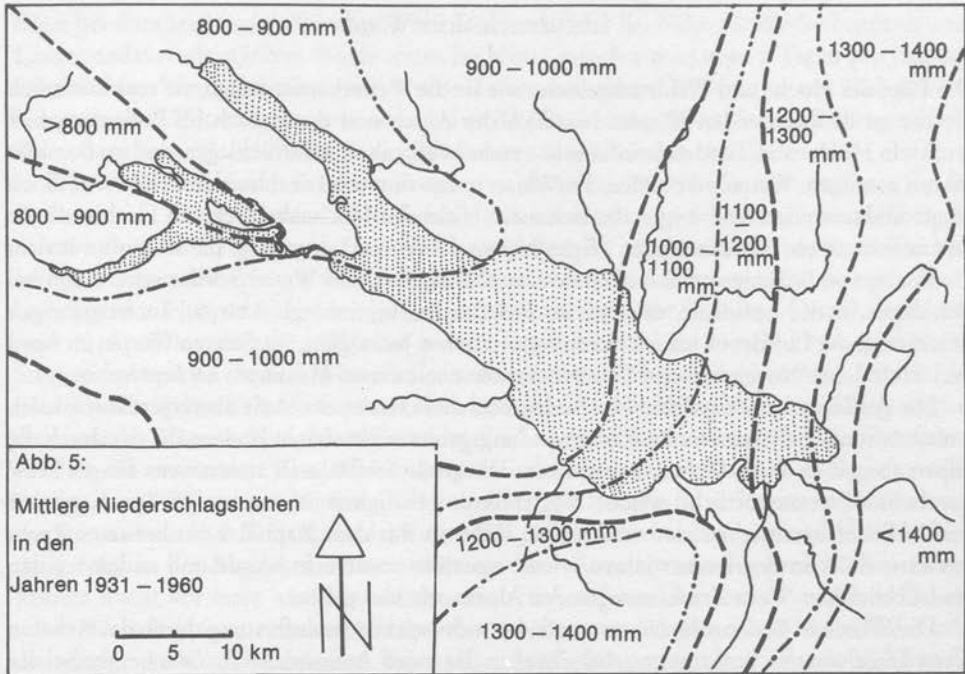
Auch der Niederschlag ist eine sehr wichtige Wetter- und Klimagröße. Seine Bedeutung für das Pflanzenwachstum und damit für die Landwirtschaft ist bekannt. Auch für die Trinkwasserversorgung und die Elektrizitätsgewinnung ist er von entscheidender Bedeutung.

Betrachtet man die Niederschlagsverteilung im Bodenseeraum, zeigt sich deutlich der Einfluß der benachbarten Berge sowie der Alpenkette. Letztere zwingt die häufig aus West bis Nord anströmenden Luftmassen zum Aufsteigen, wodurch eine Zunahme der Bewölkung und der Niederschläge bewirkt wird. Es erstaunt daher nicht, daß die mittleren jährlichen



4 Mittlere Bewölkung in Achteln bei Föhn in der Ostschweiz:  
 a Föhn im Rheintal bis Vaduz                      c Föhn bis zum östlichen Bodensee  
 b Föhn im Rheintal bis Altstätten                d alle Föhntermine (a bis c)

Am stärksten ist die föhnbedingte Bewölkungsreduktion bei mittlerer Föhnintensität (Föhndurchbruch im Rheintal bis Altstätten: oben rechts).



5 Mittlere jährliche Niederschlagshöhen für die Periode 1931–1960 rund um den Bodensee. Die reliefbedingte Zunahme von West nach Ost ist klar erkennbar.

Niederschlagssummen von etwa 800 mm im flacheren westlichen Teil auf 1400 mm um das östliche Seebecken ansteigen. Deutlich ist in der Niederschlagskarte (Abb. 5) der Einfluß des Alpsteinmassivs mit den vorgelagerten Rorschacher Bergen sowie des Pfänders zu erkennen. Der trockenste Monat ist der März, während in den regenreichsten Monaten Juni und Juli mehr als doppelt soviel Niederschlag fällt: Im Bodenseegebiet sind die Sommerniederschläge vorherrschend. Dies gilt jedoch vor allem für die Niederschlagsmengen: Die Häufigkeiten von Regen und Schnee unterscheiden sich zwischen Winter und Sommer und zwischen West und Ost der Bodenseeregion weniger deutlich als deren Ergiebigkeit (Niederschlagsintensität).

Kein anderes Wetterelement zeigt eine so starke zeitliche wie auch örtliche Variabilität wie der Niederschlag. Während beispielsweise im April 1893 und im Oktober 1943 überhaupt kein oder örtlich nur sehr wenig Regen fiel, weisen niederschlagsreiche Monate den zwei- bis dreifachen Betrag der entsprechenden Monatsmittel auf. Noch stärker schwanken die einzelnen Tagessummen. So wurde auf der Mainau am 23. August 1939 eine Tagessumme von 96 mm, am 11. 6. 1876 in Rorschach sogar eine solche von 176 mm gemessen, was beinahe einem Achtel respektiv einem Fünftel der mittleren Jahressumme im Westteil des Sees entspricht.

Im Winterhalbjahr kann vom Oktober bis April der Niederschlag in Form von Schnee fallen. In selteneren Fällen wurde sogar in den beiden angrenzenden Monaten Mai und September Schnee beobachtet. Von der Gesamtheit der jährlichen Niederschlagsstage entfallen etwa ein Fünftel auf Tage mit Schnee, was den gemäßigten Klimacharakter unterstreicht.

## 7 Luftdruck und Wind

Die Lage der Hoch- und Tiefdruckgebiete, wie sie die Wetterkarten zeigen, ist verantwortlich für die zu beobachtenden Winde. Nördlich der Alpen und damit auch im Bodenseegebiet wechseln Hoch- und Tiefdruckverhältnisse recht häufig ab. Hochdrucklagen sind im Sommer oft mit sonnigem Wetter verbunden. Im Winter treten sie weniger zahlreich auf, können jedoch länger andauern und sind wegen der sich meist bildenden Hochnebeldecke im Flachland trüb und unfreundlich. Tiefdrucklagen zeigen keinen deutlichen Jahresgang. Sie sind oft mit dem Durchzug von Störungszonen verbunden, so daß regnerisches Wetter vorherrscht. Auch bei Föhnlagen ist der Luftdruck um den See verhältnismäßig tief (vgl. Abb. 9). Im langjährigen Mittel zeigt der Luftdruck jedoch nur einen schwachen Jahresgang mit tieferen Werten im April und Ende Jahr (November und Dezember) sowie mit einem Maximum im September.

Die großräumigen Winde sind im Bodenseeraum in stärkerem Maße überlagert von lokalen Luftströmungen. Besonders im Rheinmündungsgebiet wirkt sich in Bodennähe das durch die Alpen ausgelöste Berg-/Talwindssystem aus. Die große Seefläche ist andererseits für die See-/Landwinde verantwortlich, welche wegen ihrer Häufigkeit im nachfolgenden Kapitel 8 ausführlicher beschrieben sind. Auch dem Föhn ist mit dem Kapitel 9 ein breiterer Raum gewährt, da er in den letzten Jahren wieder verstärkt untersucht wurde und zudem zu den eindrucklichsten Wettererscheinungen des Alpenvorlandes gehört.

Die Winde in Bodennähe hängen trotz der recht starken Beeinflussung durch das Relief in erster Linie von den Strömungsverhältnissen in der freien Atmosphäre ab. Wie bereits bei der Besprechung des Stationsnetzes erwähnt, bestand in Friedrichshafen von 1908 bis 1945 eine Drachenstation, von welcher regelmäßig mit Drachenaufstiegen die Temperatur, die Luftfeuchtigkeit sowie Windrichtung und -geschwindigkeit in der freien Atmosphäre gemessen wurden. So sind für den Bodenseeraum die meteorologischen Verhältnisse der untersten 3 bis 4 km der Lufthülle recht gut bekannt. Im weiteren wird seit 1882 auf dem 2500 Meter hohen Säntisgipfel 40 km südlich des Sees das Wetter beobachtet, wodurch ebenfalls wichtige Einblicke in das Wettergeschehen in höheren Luftschichten gewonnen werden konnten.

Betrachtet man die häufigsten Windrichtungen am See (vgl. Abbildungen 6), so zeigt sich bei allen Stationen das Vorherrschen der westlichen Winde. Dies erstaunt nicht, liegt doch Mitteleuropa großräumig betrachtet im Westwindgürtel der nördlichen Hemisphäre. Besonders deutlich werden die allgemeinen Zirkulationsverhältnisse von der Bergstation Säntis (Abb. 6c) wiedergegeben, wo Südwest- bis Westwinde klar überwiegen. Im Gegensatz dazu ist die mittlere Windrose der Stationen am See von Lokalwinden überprägt. Deshalb weisen in Friedrichshafen (Abb. 6a) die Nordostwinde infolge der im Winterhalbjahr in den untersten 1 bis 2 km der Atmosphäre recht häufig großräumig wehenden Nordostwinde (Bise) sowie der lokalen Landwinde (vgl. Kapitel 8) dieselbe Häufigkeit wie die Südwest- bis Westwinde auf. In Konstanz (Abb. 6b) sind die Lokalwinde infolge des unregelmäßigen Seeuferverlaufs und des weniger ausgeglichenen Reliefs wechselhafter, wodurch dort die Windrichtungen stärker streuen. Daß von einem Jahr zum andern je nach Häufigkeit der verschiedenen Wetterlagen recht starke Unterschiede auftreten können, zeigen die Vergleiche des Einzeljahres 1974 mit den Mittelwerten längerer Meßperioden.

Die mittleren Geschwindigkeiten des Windes sind verhältnismäßig niedrig. Sie betragen im Westen um 2 m/s, im Osten des Sees um 3 m/s. Um so gefährlicher können plötzlich einfallende

Böen bei durchziehenden Störungen, bei Gewittern oder bei Föhn für die Seebenützer sein. Länger andauernde stärkere Winde treten im Mittel jedoch nur an etwa 5 Tagen pro Jahr auf. Die höchste Windgeschwindigkeit wurde bisher bei einem Weststurm am 23.2.1967 in Konstanz mit 120 km/h gemessen, während im Rheinmündungsgebiet (Station Rohrspitz) beim Föhnsturm vom 12.2.1970 sogar ein Spitzenwert von 126 km/h erreicht wurde.

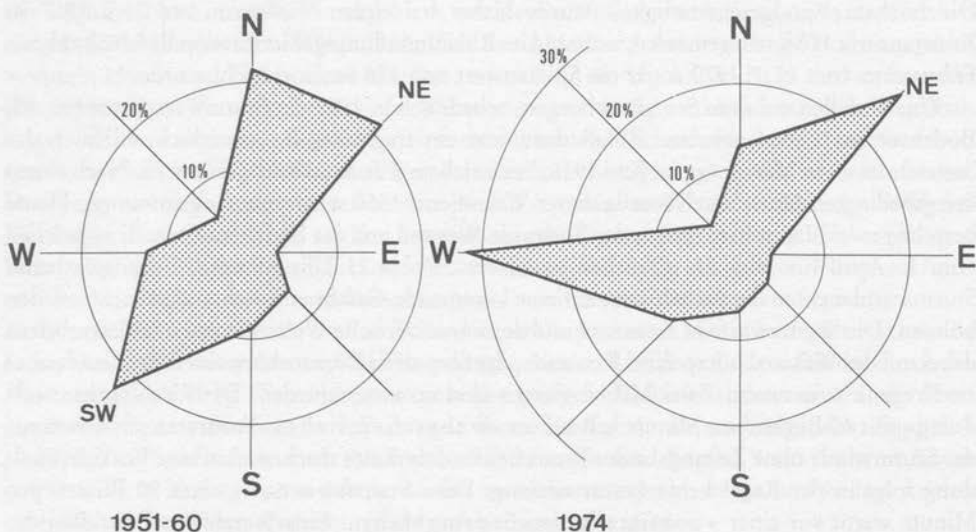
Um Unfällen auf dem See vorzubeugen, wurde schon 1937 ein Sturmwarndienst für den Bodensee ins Leben gerufen. Anlaß dazu war ein tragisches Bootsunglück anlässlich des Seenachtfestes in Meersburg im Juni 1936, bei welchem 7 Tote zu beklagen waren. Nach einem kriegsbedingten Unterbruch wurde dieser Warndienst 1950 wiederum aufgenommen. Heute bestehen zwei Hauptwarnzonen, der Bodensee-Westteil und der Bodensee-Ostteil, in welchen vom 1. April bis zum 31. Oktober jeweils von 7 bis 22 Uhr mittels 39 orangefarbener Sturmwarnleuchten die Seebenützer auf eine kommende Gefahr aufmerksam gemacht werden können. Die Wetterwarte in Konstanz und der schweizerische Wetterdienst in Zürich arbeiten dabei mit der Wasserschutzpolizei Konstanz, der Seepolizei Romanshorn sowie der Gendarmerie Bregenz zusammen. Zwei Meldungsarten sind zu unterscheiden: Die »Vorsichtsmeldung« mit 40 Blitzen pro Minute soll auf ein »wahrscheinliches« Auftreten jäh einsetzender Sturmwinde ohne Zeitangabe des Eintreffens aufmerksam machen. Auf eine Vorsichtsmeldung folgt in der Regel keine Sturmwarnung. Die »Sturmwarnung« mit 90 Blitzen pro Minute warnt vor einer »unmittelbaren Sturmgefahr«. Eine Stunde vor Eintreffen der ersten Böe soll gewarnt werden. Alle Sportboote sollen unverzüglich den nächsten Hafen oder das windgeschützte Ufer anlaufen. Keine offizielle Warnung erfolgt bei Föhn, da bis heute der Zeitpunkt eines eventuellen Föhnvorstoßes bis zum See nicht genügend genau vorhergesagt werden kann. Auch unter Beizug modernster Hilfsmittel wie Wetterradaranlagen in Konstanz und Zürich, spezieller Sturmwarnmeldestationen sowie der Windalarne des alle 10 Minuten abgefragten automatischen Meßnetzes der Schweiz ist es nicht möglich, jeden Sturm rechtzeitig vor auszusehen und davor zu warnen. Der Seebenützer muß daher trotz dieses Warndienstes selbst die Wetterentwicklung verfolgen und in eigener Verantwortung bei einer Wetterverschlechterung rechtzeitig zum Ufer zurückkehren.

## 8 Land- und Seewind

Land- und Seewind sind die stärksten lokalen Wettererscheinungen, welche mit dem Bodensee unmittelbar verknüpft sind. Dank der in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts langjährig betriebenen Drachenstation Friedrichshafen finden sich bei Kopfmüller (1923/24) für das Land-/Seewindsystem zusätzlich zur Beschreibung der Verhältnisse in Bodennähe auch ausführliche Angaben über dessen Vertikalerstreckung über dem Nordufer des Sees.

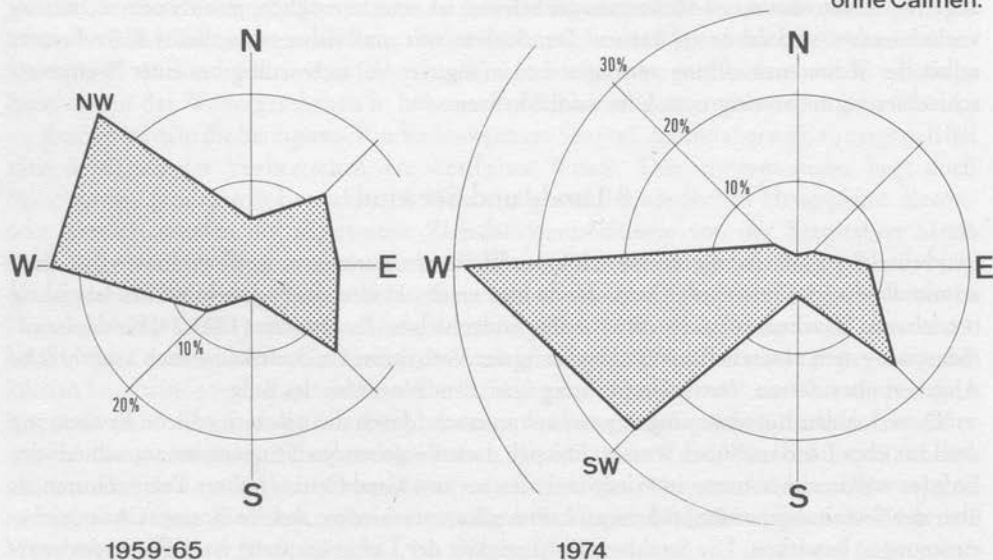
Diese lokalen Luftströmungen werden verursacht durch die unterschiedliche Erwärmung der Luft über Land und über Wasser. Die sich daraus ergebenden Temperaturunterschiede der Luft (es wurden im Sommer in Friedrichshafen bis zu 4 Grad Celsius höhere Temperaturen als über der Seemitte gemessen) führen zu Luftdruckunterschieden, welche ihrerseits Ausgleichsströmungen bewirken. Die Strahlungsabhängigkeit der Lufterwärmung ist dafür verantwortlich, daß die Land-/Seewinde sich vor allem an Schönwettertagen (»Strahlungstagen«) ausbilden und einen ausgeprägten Tages- und Jahresgang aufweisen.

## Friedrichshafen

Rel. Häufigkeit der Windrichtung,  
3 Termine, ohne Calmen.

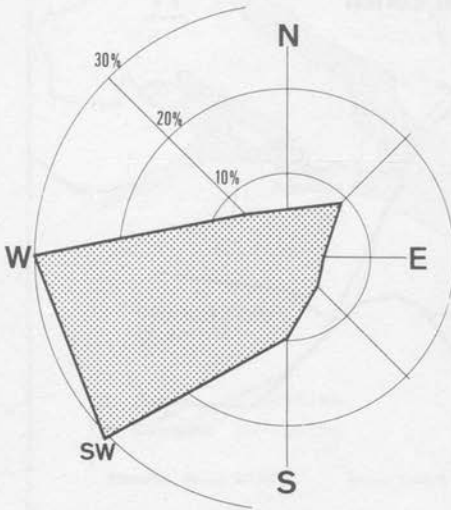
6a Relative Häufigkeit der Windrichtung in Friedrichshafen zu den drei klimatologischen Terminen 7, 13 und 21 Uhr. Das Einzeljahr 1974 ist der zehnjährigen Periode 1951–1960 gegenübergestellt.

## Konstanz - Stadt

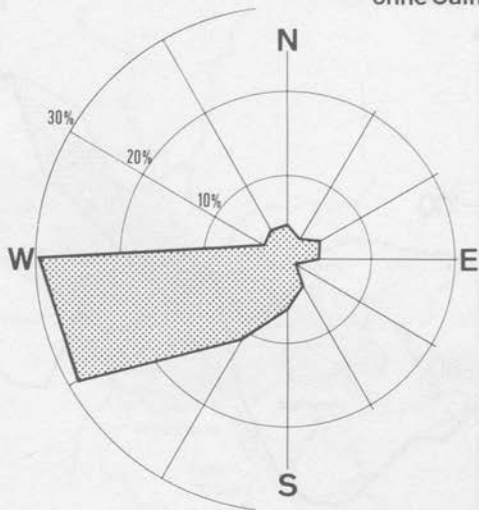
Rel. Häufigkeit der Windrichtung, 3 Termine,  
ohne Calmen.

6b Relative Häufigkeit der Windrichtung in Konstanz zu den drei klimatologischen Terminen 7, 13 und 21 Uhr. Das Einzeljahr 1974 ist der siebenjährigen Periode 1959–1965 gegenübergestellt.

## Säntis

Rel. Häufigkeit der Windrichtung, 3 Termine,  
ohne Calmen.

1901-60



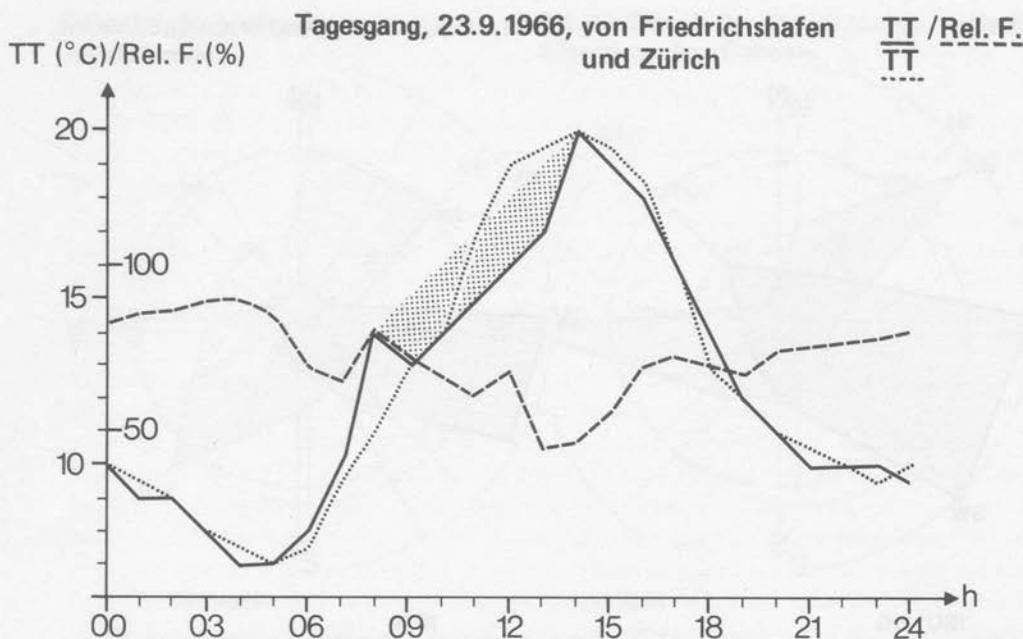
1974

6c Relative Häufigkeit der Windrichtung auf dem Säntis zu den drei klimatologischen Beobachtungsterminen 7, 13 und 21 resp. 19 Uhr (1974). Vergleichsperiode 1901-1960.

Im 24stündigen Ablauf erfolgt in Bodennähe tagsüber mit dem Seewind ein Druckausgleich vom See zum Land, während vom Abend an bis zum nächsten Vormittag die nun kühlere Landluft als Landwind dem See zuströmt. Als jeweiliger Ursprungsort (Beginn des Land- oder Seewindes in Bodennähe) ist ein etwa ein Kilometer breiter Gürtel in Ufernähe über dem See zu betrachten. Von hier aus weitet sich die Luftbewegung gegen das Landinnere und gegen die Seemitte hin aus. Zuerst bleibt die Luftströmung auf die bodennahe Schicht beschränkt, um dann allmählich an Mächtigkeit zu gewinnen. Betrachtet man die vertikale Struktur bei jeweils stärkster Ausprägung (nach dem Mittag beim Seewind, vor Mitternacht beim Landwind) zeigt sich über Friedrichshafen nach Kopfmüller (1923/24) eine Höherer Streckung des Bodenwindes von bis zu 100 Metern. Darüber weht als Ausgleichsströmung in umgekehrter Richtung der Gegenwind, welcher die tagsüber vom See, nachts vom Land abströmende Luft in der Höhe wieder ersetzt, wodurch sich ein geschlossener Luftkreislauf ergibt. Während am Tag die Gegenströmung zum Seewind bis in eine Höhe von 600 Metern über Grund beobachtet werden kann, ist diejenige zum Landwind nachts mit einer Höherer Streckung bis 400 Meter deutlich weniger mächtig. Über der lokalen geschlossenen See-/Landwindzirkulation weht normalerweise der regionale Oberwind, welcher von den Alpen verursacht wird und tagsüber vom Gebirge ins nördliche Alpenvorland, nachts umgekehrt gerichtet ist.

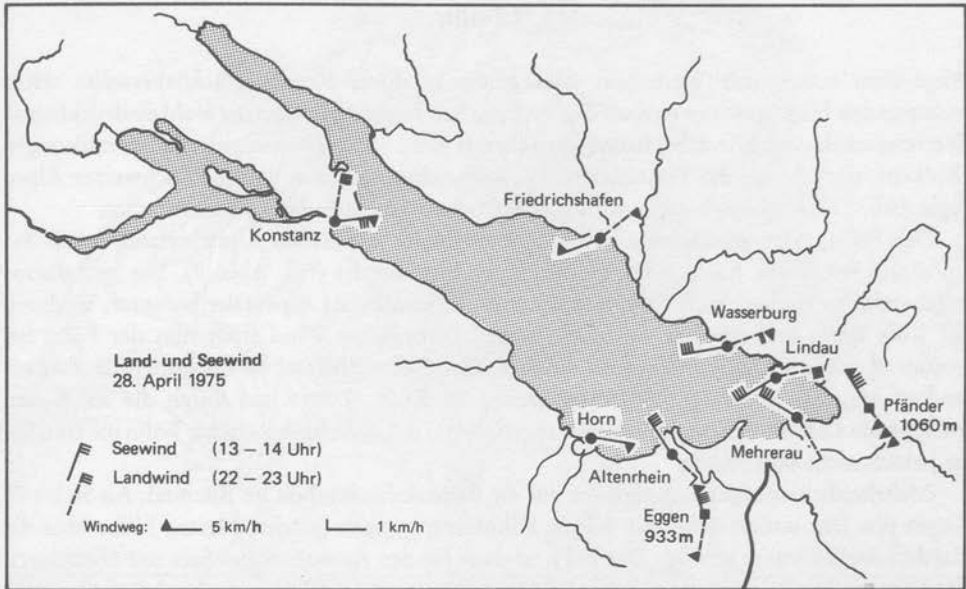
Kehren wir jedoch wieder zu den Verhältnissen in Bodennähe zurück, welche in unmittelbarer Weise erlebt werden. Der kühle, Erfrischung bringende Seewind erstreckt sich am



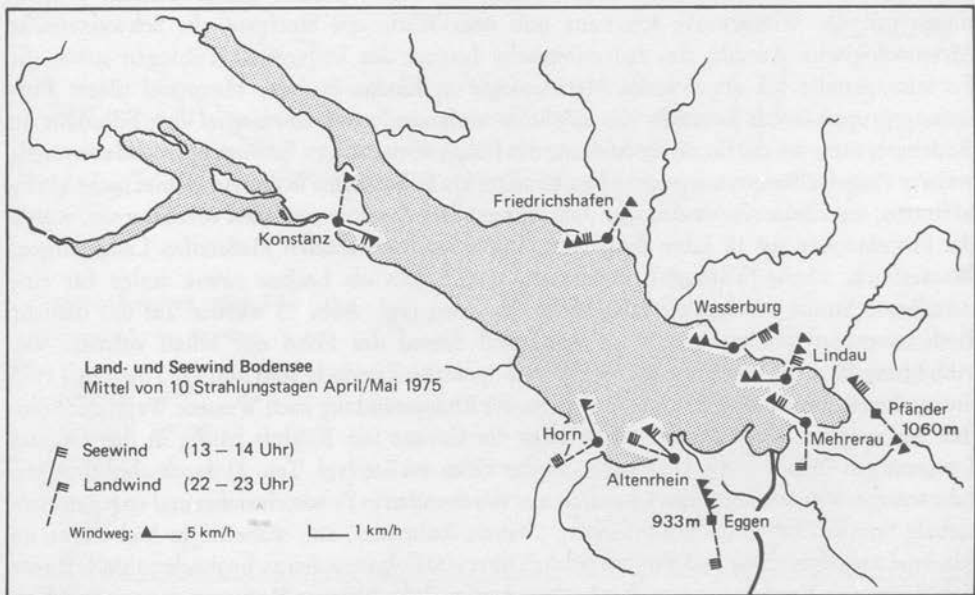


7 Einfluß des Seewindes auf die Tagesgänge der Temperatur und der Luftfeuchtigkeit in Friedrichshafen an einem Strahlungstag. Zum Vergleich ist der ungestörte Temperaturgang von Zürich am selben Tag eingezeichnet. Die gerasterte Fläche zeigt den Abkühlungsbereich durch den Seewind.

Nordufer des Sees im Mittel 7 bis 10 Kilometer landeinwärts. Selten nur ist er in Weissenau deutlich festzustellen. Sein in Friedrichshafen am See noch klar zu erkennender Einfluß auf den Tagesgang von Temperatur und Feuchtigkeit (vgl. Abb. 7) nimmt mit zunehmendem Abstand vom Ufer rasch ab, so daß klimatologisch nur in einem schmalen Uferstreifen eine meßbare Auswirkung vorhanden ist. Zwar tritt der Seewind im Sommer an etwa 30 % aller Tage auf; im Februar sind es jedoch nur 14 %, und im Spätherbst und Winter weht meist der Landwind auch tagsüber. Mit einer mittleren Andauer von 8 bis 19 Uhr im Juli und von 10 bis 17 Uhr im Februar weht der Seewind zudem immer weniger lange als der Landwind. Infolge der tagsüber größeren Temperaturdifferenz ist der Seewind vom April bis August normalerweise etwas stärker. Die Abbildungen 8a und 8b zeigen die Windverhältnisse an ausgewählten Strahlungstagen im April und Mai 1975: Einerseits werden mit einem Einzelfall (Abb. 8a, 28.4.75), andererseits mit mittleren Angaben von 10 Strahlungstagen (Abb. 8b) die örtlichen Einflüsse auf Windrichtung und -geschwindigkeit bei See-/Landwindverhältnissen gezeigt. Deutlich ist im Ostteil des Sees die überlagerte Wirkung des Berg-/Talwindsystems in der Drehung der Windrichtung des Seewindes zu erkennen. Die Zeichnungen zeigen auch, daß die Stärkeunterschiede von Ort zu Ort größer sein können als zwischen See- und Landwind an derselben Meßstelle. Im Mittel ergeben sich für den Seewind zur Zeit der stärksten Ausprägung Geschwindigkeiten von 3 bis 4 m/s oder 10 bis 15 km/h (maximal bis 6 m/s), für den Landwind von 2 bis 3 m/s.



8a Windrichtungen und -stärken des Land- und Seewindes an einem Strahlungstag rund um den Bodensee. Von 13 bis 14 Uhr ist der Seewind, von 22 bis 23 Uhr der Landwind im Mittel am stärksten entwickelt.



8b Mittlere Windrichtungen und -stärken des Land- und Seewindes an 10 Strahlungstagen im Frühling 1975 rund um den Bodensee (vgl. dazu auch Abb. 8a).

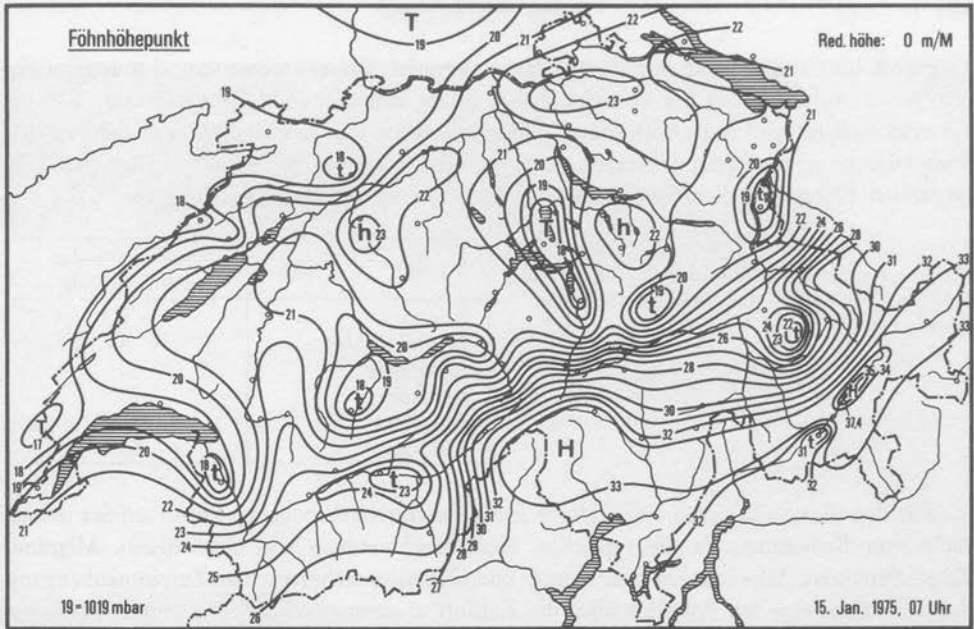
## 9 Föhn

Abgesehen von einem Weststurm oder einem in dieser Region glücklicherweise selten auftretenden Hagelgewitter ist der Föhn im östlichen Bodenseebecken die wohl eindrucklichste Wettererscheinung. Die dabei häufig herrschende klare Sicht, die walzen- und linsenförmigen Wolkenformen sowie das Föhnfenster, ein wolkenfreier Streifen über den Schweizer Alpen (vgl. Abb. 11), sind Vorboten und Begleiterscheinungen eines Föhnsturms am See.

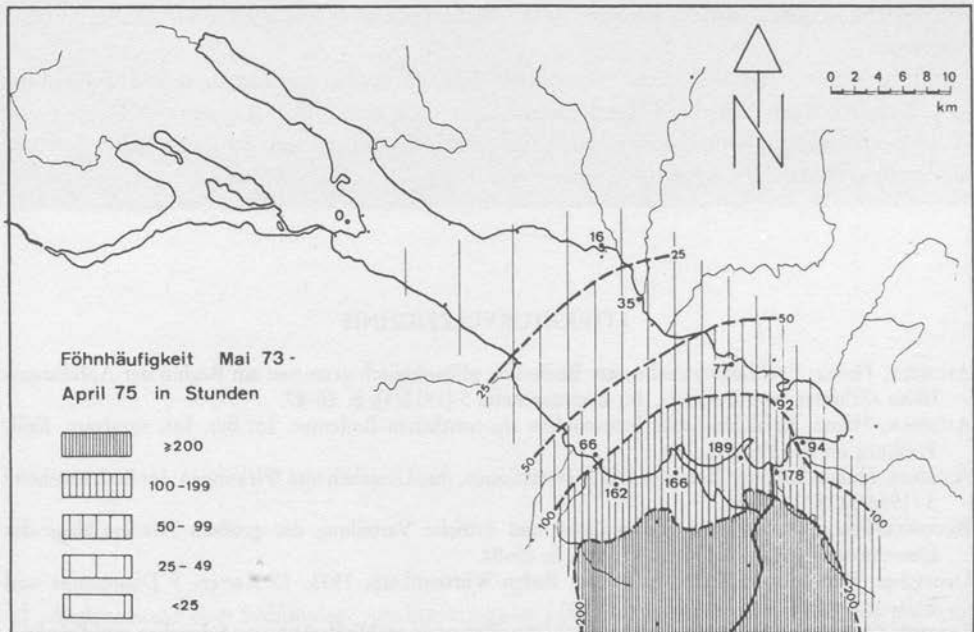
Der Föhn, oder genauer der Südföhn, entsteht im nördlichen Alpenvorland, wenn der Luftdruck im Süden hoch, nördlich der Alpen aber tief ist (vgl. Abb. 9). Die sich daraus ergebende starke Ausgleichsströmung stürzt in die nördlichen Alpentäler hinunter, wodurch die Luft warm und trocken wird. Als böiger, stürmischer Wind stößt nun der Föhn bei genügend großem Druckunterschied durch das St. Galler Rheintal bis ins östliche Bodenseebecken vor, wo er infolge der Ausfächerung an Kraft verliert und durch die am Boden aufliegende Kaltluft von der Oberfläche abgehoben wird. Durchgebrochener Föhn bis zum See ist jedoch nicht sehr häufig.

Mehrheitlich erfolgt das Aufgleiten auf die Bodenkaltluft schon im Rheintal: An 50 bis 70 Tagen pro Jahr strömt daher die warme Föhnluft in einigen hundert Metern Höhe über die Kaltluft am Bodensee hinweg. Der Föhn ist dann für den Anwohner des Sees nur noch durch das eingangs beschriebene Bewölkungsbild und, falls er »wetterfühlig« ist, durch Befindensstörungen festzustellen.

Da der Föhn infolge seiner Sturmstärke und seines plötzlichen Einbruchs eine Gefahr für den Seebenutzer darstellt, wurde im Jahre 1972 ein spezielles Forschungsprojekt begonnen. Die Arbeitsgemeinschaft »Föhnforschung Rheintal/Bodensee« umfaßt den Deutschen Wetterdienst mit der Wetterwarte Konstanz und dem Wetteramt Stuttgart, die Schweizerische Meteorologische Anstalt, das Astronomische Institut der Universität Tübingen sowie die Forschungsstelle für angewandte Meteorologie in Lindau-Bodolz. Hauptziel dieser Forschungsgruppe ist das Sammeln von möglichst umfassendem Datenmaterial über Föhnfälle im Bodenseeraum, um die für die Entstehung des Föhns notwendigen Bedingungen und eventuelle weitere Fragestellungen untersuchen zu können. Da Föhnstürme in diesem Gebiet nicht häufig auftreten, statistische Bearbeitungen aber eine größere Anzahl von Fällen voraussetzen, wurde die Projektdauer auf 10 Jahre festgesetzt. Die speziell errichteten Meßstellen Langenargen, Wasserburg, Horn (Thurgau), Altenrhein und Eggen ob Lachen sowie einige für eine detaillierte Studie verwendete zusätzliche Stationen (vgl. Abb. 1) wurden auf das östliche Bodenseegebiet beschränkt, da im westlichen Seeteil der Föhn nur selten auftritt. Wie Abbildung 10 zeigt, bestätigte die zweijährige Spezialmeßperiode vom Mai 1973 bis April 1975 die rasche Abnahme der Föhnhäufigkeit von der Rheinmündung nach Westen: Wenn der Föhn den See erreicht, liegt am deutschen Ufer die Grenze zur Kaltluft häufig in der Gegend Langenargen-Wasserburg. Insgesamt tritt der Föhn am See (vgl. Tab. 3) durchschnittlich pro Jahr weniger als eine Stunde in Konstanz, nur vier Stunden in Friedrichshafen und dagegen etwa sieben Stunden bei der Rheinmündung (Station Rohrspitz) auf, während in Bad Ragaz im Rheintal zwischen Chur und Sargans jährlich über 700 Föhnstunden zu beobachten sind. Starke Föhnlagen mit Vordringen von durchgebrochenem Föhn bis zum Bodensee dauern üblicherweise ein bis drei Tage. Dabei sind innerhalb derselben Föhnperiode meist mehrere Vorstöße auf oder über den See festzustellen, welche manchmal weniger als eine Stunde, in seltenen Fällen



9 Druckverteilung in der Schweiz während der starken Föhnlage am 15. Januar 1975, 7 Uhr. Der Druckunterschied zwischen der Alpensüdseite und dem Bodenseegebiet, welcher die stürmischen Föhnwinde bewirkt, beträgt 12 Millibar.



10 Föhnhäufigkeit im Bodenseegebiet in der zweijährigen Untersuchungsperiode Mai 1973 bis April 1975 mit dem Spezialwindmeßnetz der 1972 gegründeten Arbeitsgemeinschaft »Föhnforschung Rheintal/Bodensee«.

aber auch bis zu einem Tag oder länger dauern können. Dieses stoßweise und unregelmäßig erfolgende Auftreten am See verunmöglichte bisher eine sinnvolle Föhnwarnung. Weitere Untersuchungen sind dazu notwendig. Glücklicherweise tritt hier der Föhn in der von den Seebenützern bevorzugten Jahreszeit vom April bis Oktober mit 4 bis 5 Fällen pro Jahr gegenüber 13 bis 14 Fällen vom November bis März deutlich weniger häufig auf.

*Tabelle 3*

Mittlere Anzahl Föhnstunden pro Jahr für die Periode 1969–1975 im Raume Bodensee/Rheintal.

Station	Anzahl Stunden mit Föhn/Jahr
Konstanz	0.3
Friedrichshafen	4
Rorschach	60
Rohrspitz	70
Altstätten	170
Bad Ragaz	760

Für den Wetterfühligen ist das seltene Auftreten durchgebrochenen Föhns am See jedoch nicht von Bedeutung, da die typischen »Föhnbeschwerden« wie Unwohlsein, Migräne, Kopfschmerzen, Arbeitsunlust oder Wund- und Operationsschmerzen im Zusammenhang mit dem Überströmen der Föhnluft über die Kaltluft zusammenzuhängen scheinen, was, wie eingangs erwähnt, an bis zu 70 Tagen pro Jahr auftreten kann.

Der Föhn hat jedoch nicht nur unangenehme Seiten. Nebst einem eindrucklichen Naturschauspiel verdankt ihm der süddeutsche Raum und die Ostschweiz auch eine Erhöhung der Sonnenscheindauer sowie ein abgeschwächtes und langsames Vordringen der Niederschlagszonen.

Mit seinem nur schwer vorhersehbaren raschen Aufkommen und Zusammenbrechen erhöht der durch die Alpen bewirkte Föhn die Variabilität des Wetters. Damit bilden der Reichtum an Wetterwechseln und Klimaunterschieden eine angenehme Ergänzung der landschaftlichen und kulturellen Vielfalt des Bodenseeraumes.

#### LITERATURVERZEICHNIS

- AICHELE, Heinz: Frühlingserwachen am Bodensee, phänologisch gemessen am Beginn der Apfelbaumblüte »Schöner vom Boskop«. In: Bodenseehfte 5 (1953/3), S. 86–87.
- AICHELE, Heinz: Luftklimatische Froststudien am westlichen Bodensee. In: Ber. Int. agrarmet. Koll. Freiburg im Br. 1953, S. 2–3.
- AICHELE, Heinz: Sonniger Bodensee, Klimavariationen, ihre Ursachen und Wirkungen. In: Bodenseehfte 5 (1954/5), S. 145–146.
- BRUNNER-HAGGER, William: Die zeitliche und örtliche Verteilung der größten Niederschläge der Ostschweiz. Veröff. der MZA 4, 1967, S. 80–91.
- Deutscher Wetterdienst: Klima-Atlas von Baden-Württemberg, 1953, 75 Karten, 9 Diagramme und Erläuterungen.
- ELWERT, Oskar: Das Klima des Bodenseegebietes. Erdgesch. u. ldkdl. Abh. aus Schwaben und Franken. Geol. und geogr. Inst. Uni Tübingen, 1935, S. 170.
- GUTERMANN, Thomas (Hrsg.): Der Föhn vom 14.–18. Januar 1975 im Bodenseeraum. Arbeitsbericht Nr. 90 der Schweiz. Met. Anstalt, 1979, S. 42.



11 Blick während einer Süd föhnlage vom Hoyerberg bei Lindau im Bodensee in Richtung Süd gegen die Alpen. Deutlich ist zwischen der geschlossenen Bewölkung über dem See und der als Föhnmauer erkenntlichen Staubewölkung am Alpenkamm die wolkenfreie Zone über den Voralpen, das Föhnfenster, zu erkennen. Die linsen- und walzenförmigen Wolkenformen weisen auf die durch die Alpen ausgelöste Wellenströmung bei Föhn hin.

(Photo: Ing. W. Schmidt, Lindau-Bodolz)

- HÄUSLER, Walter: Wer macht das Wetter am Bodensee? In: Bodenseehefte 13 (12) (1962), S. 474–476.
- HELLMANN, Gustav: Monsunartiger Windwechsel am Nordufer des Bodensees. In: Meteor. Zeitschr. Bd. 57 (1922), S. 1.
- HUSS, Eduard: Strömungsmessung mit der Fesselballonmethode der aerologischen Station am Bodensee. In: Ann. Hydrogr. u. marit. Met. 5 (1932), S. 191–202.
- HUSS, Eduard: Die Wolken des Bodenseegebietes in ihrem Vorkommen mit ihrer vertikalen Verteilung. Wiss. Abh. dt. Reich, Reichsamt f. Wetterd. 1940/8 (1), S. 41.
- HUSS, Eduard: Aerologie im Bodenseegebiet. In: Natw. Rdsch. 10 (1952), S. 409–413.
- HUSS, Eduard, und STRANZ, Dietrich: Die Windverhältnisse am Bodensee. In: Pure and appl. geophys. 4 (1970/81), S. 323–356.
- KLEINSCHMIDT, Ernst: Die Temperaturverhältnisse in der freien Atmosphäre und auf Berggipfeln nach den Messungen der Drachenstation am Bodensee und der Observatorien auf dem Säntis und der Zugspitze, 1914.
- KLEINSCHMIDT, Ernst: Die Windverhältnisse über dem Bodensee. In: Beitr. Phys. der Atm. 7 (1917), S. 218–232.
- KLEINSCHMIDT, Ernst: Der Einfluß des Bodensees auf die Lufttemperatur seiner Umgebung. In: Das Wetter, 1921, S. 33–41.
- Klimatologie der Schweiz: Regionale Klimabeschreibungen, 1. Teil, Schweiz. Met. Anstalt, 1978, S. 241.
- KOPFMÜLLER, August: Der Land- und Seewind am Bodensee. In: Das Wetter, 1923/24, S. 56.
- KOPFMÜLLER, August: Der Alpenföhn am 22. 10. 25. In: Das Wetter, 1926, S. 121–126.
- MÜHLEISEN, Richard: Starkwinde am und auf dem Bodensee, Bd. 30.
- PEPPLER, Wilhelm: Der Föhn im Bodenseegebiet nach den aerologischen Beobachtungen der Drachenstation. In: Schriften des Vereins f. Gesch. des Bodensees. Heft 54 (1926), S. 334ff.
- PEPPLER, Wilhelm: Temperaturverhältnisse bei Seerauch über dem Bodensee, Sonderdruck, S. 4.
- PEPPLER, Wilhelm: Zur klimatologischen Sonderstellung der Bodenseeufer.
- PEPPLER, Wilhelm: Ergebnisse der mehrjährigen Messungen der Ortshelligkeit am Bodensee. In: Schriften des Vereins f. Gesch. des Bodensees, Heft 57 (1929), S. 157–189.
- PEPPLER, Wilhelm: Schema eines Föhnaustritts aus dem Rheintal. In: Das Wetter, Bd. 47 (1930), S. 78–84.
- PEPPLER, Wilhelm: Die wissenschaftlichen Arbeiten der Drachenstation am Bodensee. In: Schriften des Vereins f. Gesch. des Bodensees. Heft 60 (1932/33), S. 143ff.
- PEPPLER, Wilhelm: Zum Klimaunterschied zwischen dem Nordufer des Bodensees und dem Hinterland. In: Zeitschr. f. angew. Meteorologie, 52. Jg, Heft 12 (1935).
- SCHMAUSS, August: Der Föhn in Lindau. Kommissionsverlag Buchholz, 1913, S. 3.
- SEYFFERTITZ, Carl von: Der Fallwind der Bregenzerbucht. In: Schriften des Vereins f. Gesch. des Bodensees. Heft 25 (1897), S. 27ff.
- SEYFFERTITZ, Carl von: Wind- und Wetterzeichen am Bodensee, ebenda 19 (1890), S. 134ff.
- WAIBEL, Karl: Klima und Witterung des Bodenseegebietes. Manuskript.
- WAIBEL, Karl: Witterung und Klima, Sonderdruck aus: »Der Landkreis Konstanz«, Band I, Amtl. Kreisbeschr. Baden-Württemberg, 1968, S. 104–151.
- WAIBEL, Karl: Sturmwarndienst am Bodensee. Beilage Nr. 10/1974 zur Wetterkarte des Deutschen Wetterdienstes, S. 4.
- WAIBEL, Karl: Klima. In: Der Bodensee, Rorschach 1980, S. 23–26.
- WAIBEL, Karl, und GUTERMANN, Thomas: Föhnhäufigkeit und Föhnwarnmöglichkeit im Bodenseegebiet. Arbeitsbericht Nr. 68 der Schweiz. Met. Anstalt, 1976, S. 34.
- WEBER, Omar: Der Sturmwarndienst der Schweiz. Met. Anstalt. Arbeitsbericht Nr. 42 der Schweiz. Met. Anstalt, 1974, S. 7.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Thomas Gutermann,

Schweizerische Meteorologische Zentralanstalt, Abt. Forschung,

CH-8044 Zürich, Krähbühlstraße 58

### III.

## Die Nutzung von See und Umland durch den Menschen





# Die ländlichen Siedlungen des Bodenseeraumes

VON WOLF-DIETER SICK

Das Bodenseegebiet, zweifellos eine der schönsten deutschen Landschaften, gewährt uns neben dem ästhetischen Erleben auch tiefe Einblicke in das Werden eines Kulturraumes. Am See reihen sich Städte und Dörfer, deren Geschichte von den steinzeitlichen Pfahlbauten über die Blüte des Handels im Mittelalter bis zu den Touristenströmen der Gegenwart führt. Zum Bodenseeraum gehört aber auch das stillere, reliefreiche Hinterland, in dem sich der Wandel gemächlicher vollzogen hat. Es bildet den zur Uferlandschaft reizvoll kontrastierenden Rahmen, der in sich wiederum vielfältig variiert ist. So kommt der Besucher vom Hegau im Westen mit seinen großen, z. T. industrialisierten Dörfern in das von vielen Kleinsiedlungen besetzte Hügelland des Linz-, Schussen-, Argen- und Thurgaus, wo sich nur in den größeren Tälern die Bevölkerung verdichtet, und schließlich in den alpinen Raum St. Gallens, Appenzells und Vorarlbergs, wo verstreute Einzelhöfe in die unbesiedelte Wald- und Gebirgsregion überleiten.

Ein geographischer Beitrag über die ländlichen Siedlungen des Bodenseeraumes muß dem Wechsel des äußeren Bildes, aber auch dem geschichtlichen Wandel und seinen Ursachen nachgehen, räumliche und zeitliche Kategorien verknüpfend. So soll nach dem Blick auf die naturräumlichen Voraussetzungen zunächst ein Abriß der Besiedlungsgeschichte gegeben werden, deren Ergebnis die heutigen Siedlungsformen sind. Es müssen aber auch die Funktionen der Siedlungen und ihre Sozialstruktur aufgezeigt werden, aus denen sich schließlich die Probleme der weiteren Planung und Entwicklung im ländlichen Raum ergeben. Absichtlich wird dabei der Untersuchungsrahmen weit über das engere Seegebiet nach Oberschwaben, Vorarlberg und in die Schweiz ausgedehnt, um die Differenzierung zwischen Zentrum und Peripherie zu erfassen.

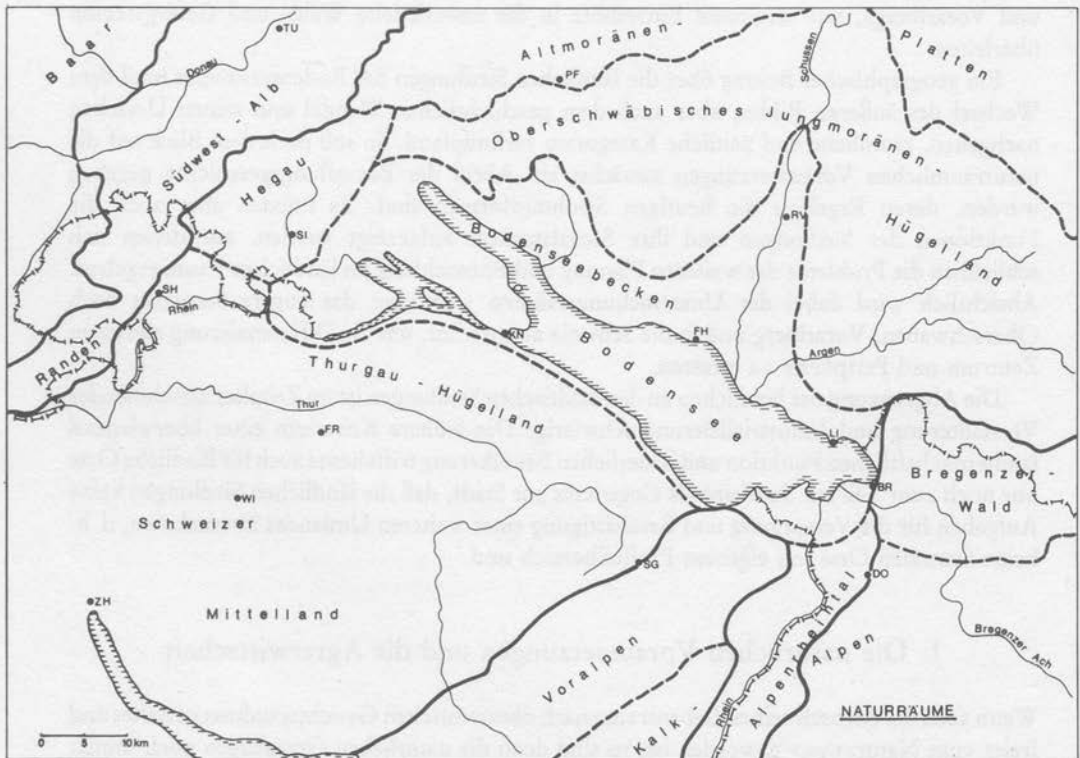
Die Abgrenzung der ländlichen zu den städtischen Siedlungen ist im Zeitalter zunehmender Verstädterung und Industrialisierung schwierig. Das frühere Kriterium einer überwiegend landwirtschaftlichen Funktion und bäuerlichen Bevölkerung trifft heute auch für ländliche Orte nur noch zum Teil zu. So bleibt als Gegensatz zur Stadt, daß die ländlichen Siedlungen keine Aufgaben für die Versorgung und Beschäftigung eines weiteren Umlandes übernehmen, d. h. keine zentralen Orte mit eigenem Einflußbereich sind.

## 1. Die natürlichen Voraussetzungen und die Agrarwirtschaft

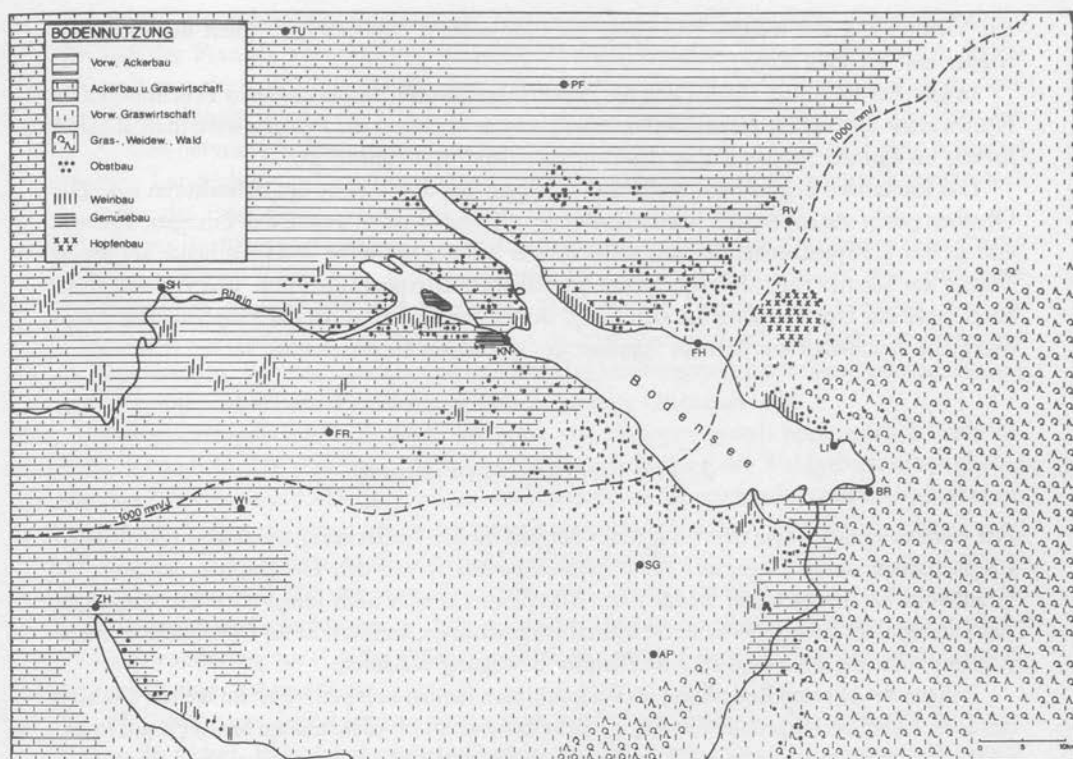
Wenn auch der Mensch seinen Lebensraum nach ökonomischen Gesichtspunkten gestaltet und freier vom Naturzwang geworden ist, so sind doch die natürlichen Grundlagen noch immer mitbestimmend für Lage, Form und Funktion der Siedlungen. Dies gilt besonders für das

Bodenseegebiet, das im Relief und Klima eine deutliche Differenzierung und entsprechende *naturräumliche Gliederung* aufweist (Karte 1).

Im Nordwesten dacht sich die Kalktafel der Schwäbischen Alb zum Alpenvorland hin ab, in dem die älteren Gesteinsschichten von den Ablagerungen des Tertiärs und der pleistozänen Kaltzeiten verhüllt sind. Widerständige tertiäre Sandsteine der Molasse bilden mit höheren Rücken das Grundgerüst im Umkreis des Sees, doch ist die heutige Oberflächengestalt weithin ein Ergebnis der eiszeitlichen Überformung. Dem See als zentralem Zungenbecken des Rheingletschers schließen sich im Norden und Westen Zweigbecken an, die nach dem Gletscherrückzug von Schmelzwässern erfüllt waren und mit ihrem flachen Relief eine frühe Besiedlung begünstigten. So findet das Seebecken seine Fortsetzung im Schussental und im Hegau, der von tertiären Vulkanbergen überragt wird. Das Umland dieser Becken trägt in Oberschwaben und im Schweizer Mittelland die Züge der bewegten Jungmoränenlandschaft; Moränenhügel und z.T. von Seen oder Mooren erfüllte Niederungen zwingen mit ihrem kleinräumigen Wechsel zu einer aufgelockerten Siedlungsstruktur. Erst in der nördlich anschließenden Altmoränenlandschaft wird das Gelände wieder ausgeglichener. Im Südosten hingegen nehmen Relief und Höhe in den gefalteten und gehobenen tertiären und mesozoischen



Karte 1



Karte 2

Schichten der Schweizer Voralpen, des Bregenzer Waldes und der Kalkalpen rasch zu und setzten einer frühen und dichten Besiedlung Grenzen. Nur das breite und tief eingesenkte Alpenrheintal macht hier eine Ausnahme.

Diesem Wandel der Landschaftsformen folgt die klimatische Differenzierung. Während im Westen, im Regenschatten des Schwarzwalds und der Alb, die Jahresniederschläge unter 800 mm bleiben, steigen sie durch die Stauwirkung der Alpen östlich des Schussen- und Thurtales auf über 1000 mm, am Rande der Kalkalpen sogar bis auf 2000 mm an. In gleicher Richtung sinken mit zunehmender Höhe die Temperaturen vom mäßig warmen Westen mit mittleren Jahrestemperaturen zwischen 7,5 und 8,5° Celsius zum Gebirgsklima mit Werten unter 6° Celsius. Die unmittelbare Umgebung des Sees ist eine Wärmeinsel, in der durch Wärmespeicherung im Wasser mit milden Wintertemperaturen und zusätzlichen Föhnneffekt die Jahresmittel auf 9° Celsius ansteigen.

Die *Landwirtschaft* als ursprüngliche Funktion der ländlichen Siedlungen paßt sich dieser ökologischen Differenzierung weitgehend an (Karte 2). Im trockeneren und wärmeren Nordwesten am Rande der Alb überwiegt der Ackerbau mit Getreide, Hackfrucht und Futterpflanzen, während im mittleren Übergangsraum neben dem verstärkten Futterbau die Graswirtschaft zunimmt. Im feuchten und hohen Südosten wird nur Gras- und Waldwirtschaft

mit Viehhaltung auf Weiden betrieben. Nur im unteren Alpenrheintal spielt der Ackerbau wieder eine stärkere Rolle.

In gleicher Richtung ändern sich die Fruchtfolgesysteme, wobei moderne Fruchtfolgen im Nordwesten die frühere Dreifelderwirtschaft und in der Mitte die Feldgraswirtschaft abgelöst haben, im alpinen Südosten aber das Dauergrünland bestimmend ist.

Das klimatisch begünstigte Seebecken zeichnet sich durch seine Spezialkulturen aus. Der Obstbau reicht mit modernen Niederstammanlagen vom Seeufer weit in den Linzgau, Thurgau und in das Schussenbecken hinein, während der anspruchsvollere Weinbau heute auf kleine Räume am Seeufer (bei Meersburg), im Schaffhauser Klettgau, im Thur- und Alpenrheintal beschränkt ist. Um Tettngang hat sich durch Boden- und Klimagunst der Hopfenbau konzentriert, die Reichenau wurde zum Standort des intensiven Gemüsebaus.

## 2. Die Siedlungsentwicklung

Der Bodenseeraum ist ein hervorragendes Beispiel für die Verflechtung alt- und jungbesiedelter Landschaften, deren Gegensatz für Mitteleuropa zuerst von den Geographen Schlüter und Gradmann herausgearbeitet worden ist. Allerdings hat sich nach jüngeren Forschungen die Besiedlung nicht kontinuierlich und frontal vorgeschoben, sondern ist im Detail sehr wechselvoll mit vordringender und rückweichender Bewegung verlaufen.

Zeugen der ältesten Besiedlung im Paläolithikum fanden sich punkthaft im weiten Umkreis des Sees, so bei Thayngen im Westen, bei Schussenried im Norden und am Säntis (Wildkirchlihöhlen) im Südosten. Die flächenhafte Erschließung setzte jedoch, verbunden mit Sesshaftigkeit und Anbau, erst im Neolithikum ein, wobei die ökologischen Gunstgebiete deutlich bevorzugt wurden. In Südwestdeutschland sind dies allgemein die tieferen und wärmeren Räume bzw. solche, die durch ihre Bodengunst auf Löss und Kalk eine düngerlose Feldgraswirtschaft ermöglichten. Allerdings trugen diese Gebiete im warmen Klima des Neolithikums keine reine Steppenvegetation, wie Gradmann vermutete, sondern einen lichten Eichenmischwald, der aber die Erschließung ebenfalls erleichterte. Im Bodenseeraum zeugen Funde von damals besiedelten Flächen am Ufer des westlichen Sees mit den berühmten, wohl landfesten Pfahlbauten, stellenweise auch im Hegau und Klettgau, im Schussen- und Thurtal; der höhere Südosten blieb jedoch unerschlossen. Diese nordwest-südöstliche Differenzierung blieb in den folgenden Epochen bestehen. In der vorrömischen Metallzeit mit keltischer Bevölkerung scheint sich die Besiedlung in den vorgenannten Räumen, namentlich im Hegau verdichtet zu haben, wie das häufige Vorkommen von Grabhügeln zeigt. In der Römerzeit gehörte unser Raum zur Provinz Raetia; am Seeufer wurden Lagerorte in Stein, Konstanz, Arbon und Bregenz angelegt, verbunden durch Straßen, die weiter zur Donau und in das östliche Alpenvorland führten.

So waren am Ende des Altertums im Westen bereits größere Flächen erschlossen. Die heutigen Siedlungen wurden jedoch erst seit der germanischen Landnahme angelegt, nachdem die Römer im 3. Jahrhundert das nördliche, im 5. Jahrhundert auch das südliche Seegebiet geräumt hatten. Die Siedlungsverbreitung der eindringenden Germanen wird durch die Reihengräber der Merowingerzeit und die ältesten Ortsnamen belegt. Sie tragen die Endungen

-ingen, kennzeichnend für alemannische Siedlungen, und vereinzelt -heim, die wohl auf den Einfluß der Franken zurückgehen, nachdem sie die Alemannen unterworfen hatten. Etwas später kamen dazu die -dorf-Namen. Nach diesen Kriterien tritt als Kernraum der Landnahme neben dem Seeufer wieder der Hegau als am meisten begünstigter Siedlungsraum zwischen Alb und Alpen hervor; hier konnte neben dem Feldbau Viehwirtschaft in feuchten Lagen betrieben werden. Landnahmesiedlungen sind aber auch im Klettgau häufig; sie schieben sich zudem nach Osten in die Täler des Linzgaus und Thurgaus und im Schussental vor.

Mit der Bevölkerungszunahme wuchsen in diesen Altsiedelräumen die ursprünglich kleinen Orte zu größeren Dörfern an, doch wurden in der sogenannten Ausbauezeit auch noch neue Siedlungen in den höheren und randlichen Gebieten des Nordwestens angelegt. In ihren Ortsnamen unterscheiden sie sich von den Landnahmeorten durch die häufigen Endungen -hofen, -hausen, -beuren, -stetten und -weiler. Das Siedlungsnetz hatte damit bis zum Beginn des Hochmittelalters im Westen schon fast die heutige Dichte erreicht.

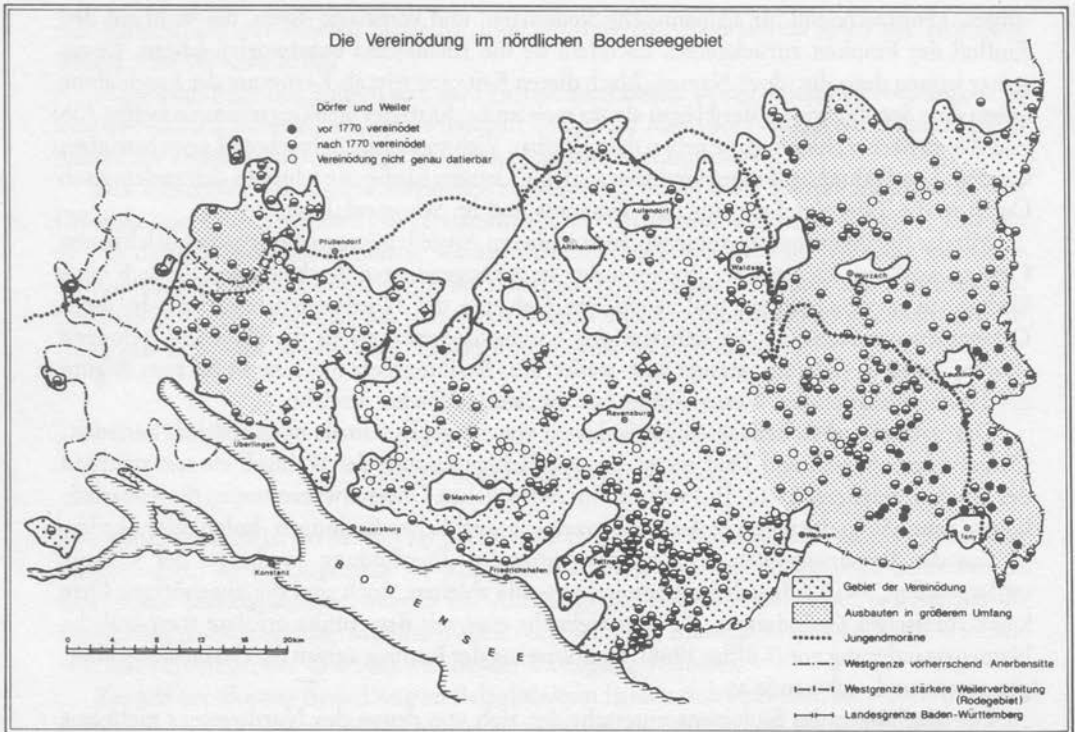
Der naturräumlich benachteiligte Südosten war hingegen damals noch spärlich besiedelt. Östlich von Schussen und Thur setzte die großflächige Rodung der Waldgebiete erst während des Hochmittelalters (8.–13. Jh.) voll ein. Im südöstlichen Oberschwaben tragen die Rodesiedlungen sehr häufig die schon in der Ausbauezeit gebräuchlichen Endungen -hofen oder -weiler, oft mit den Personennamen der Gründer verbunden. Die Endung -weiler (in der Schweiz -wiler, -wilen, -wil) läßt sich vom römischen -villa ableiten, doch sind die zugehörigen Orte keine römischen Gründungen; es liegt vielmehr eine seit der Antike erfolgte west-östliche Namenswanderung vor (Löffler 1968). Den Vorgang der Rodung zeigen die Ortsnamenendungen -reute und -schwende an.

Die Siedlungen des Südostens unterscheiden sich von denen des Nordwestens nicht nur durch ihr Alter. Die Landnahmesiedlungen wurden vermutlich von Stammesverbänden angelegt und gemeinschaftlich im sogenannten Villikationssystem organisiert. In den jungen Rodesiedlungen wurde hingegen von den weltlichen und geistlichen Grundherren, die vom Reich die Verfügung über große, noch unerschlossene Gebiete erhalten hatten, Individualbesitz an die Bauern vergeben. Stellenweise verlieh das Reich selbst Land, so an die Freien Bauern auf der Leutkircher Heide. Auch in der Form zeigen sich Unterschiede. Bedingt sowohl durch die individuelle Landzuteilung wie durch die bewegteren Geländeformen blieben im Südosten die verstreuten Kleinsiedlungen landschaftsbestimmend, im Gegensatz zu den größeren Dörfern des Nordwestens, wo der Bauer viel stärker der Gemeinschaft eingeordnet war.

So hat der tausendjährige Prozeß der Besiedlung die eingangs genannte klare genetische Gliederung hervorgerufen: Das *Altsiedelland* des Hegaus und Klettgaus im Westen, den *Übergangsraum* des Linzgaus, Schussengaus und Thurgaus in der Mitte, und das *Jungsiedelland* des Allgäus und der alpinen Gebiete St. Gallens, Appenzells und Vorarlbergs im Osten.

Diese Grundstruktur des Siedlungsbildes entstand, als der Bodenseeraum im Hochmittelalter Zentrum des Herzogtums Schwaben war. Im Spätmittelalter zerfiel er in zahllose Territorien und verlor an eigenständiger Bedeutung. Der See wurde vom Vermittler zur Grenze zwischen österreichischen, reichsstädtischen, eidgenössischen und vielen anderen weltlichen und geistlichen Herrschaften.

In dieser Zeit verminderte sich der Bestand ländlicher Siedlungen. Namentlich im 13. und 14. Jahrhundert wurden viele kleinere Orte zu *Wüstungen* durch die Anziehungskraft der neugegründeten Städte, durch Epidemien oder Agrarkrisen infolge von sinkenden Preisen und



Karte 3


steigenden Löhnen im ländlichen Raum. Davon waren besonders die Altsiedelgebiete betroffen; so verschwanden im Hegau (Tesdorf 1972) 34 % der bisherigen Siedlungen. Die Bevölkerung wanderte in die Städte ab oder konzentrierte sich in den größeren Dörfern.

Erst die Neuzeit brachte, diesmal vom Jungsiedelland ausgehend, wieder einen neuen Impuls mit dem Prozeß der *Vereinödung* (Karte 3), die den Bodenseeraum zu einem Vorbild moderner Strukturverbesserung im ländlichen Raum machte (Dorn 1904, Sick 1951/52). Die Vereinödung entstand aus dem Wunsch der Bauern, den lästigen Flurzwang aufzuheben; er war durch die Zersplitterung und Besitzvermischung der Grundstücke notwendig geworden und behinderte Feldbestellung und Viehtrieb. Diese Reform ließ sich nur durch Zusammenlegung der Parzellen, d. h. eine Flurbereinigung, erreichen. Man muß sich vergegenwärtigen, daß bis zum Beginn der Neuzeit die Wirtschaftsfläche vieler Siedlungen auch im Jungsiedelland durch Erbteilung in kleine streifen- und blockförmige Parzellen, z. T. in Gewinnform, parzelliert worden war, und der einzelne Bauer bis über hundert getrennt liegende Grundstücke zu bewirtschaften hatte, wie der Verfasser an vielen Karten des 18. Jahrhunderts feststellen konnte. Verordnungen der Landesherren suchten dieser Zersplitterung Einhalt zu gebieten.

Die Vereinödung war keine Maßnahme der Obrigkeit, sie beruhte auf dem freiwilligen mehrheitlichen Beschluß der Bauern, ihren Besitz möglichst weitgehend zu arrondieren. Die

Gemarkung Diepoldshofen ( b. Leutkirch )  
 Flurstruktur vor der Vereinödung (1844) – Ausschnitt



 Besitz F.A.Peppel, Wirt

 Besitz M.Größer, Müller

0 100 500m

Gemarkung Diepoldshofen ( b. Leutkirch )  
 Flurstruktur nach der Vereinödung (1845) – Ausschnitt



 Besitz F.A.Peppel, Wirt

 Besitz M.Größer, Müller

0 100 500m



Grund- und Landesherrn erteilten dazu lediglich den Consens. Die Flurstücke wurden von Fachleuten vermessen, eingeschätzt und neu zugeteilt, wobei häufig auch das Wiesenland mit einbezogen wurde. So wurde die kleingliedrige Parzellierung durch großflächige Besitzblöcke abgelöst, die im südlichen Oberschwaben bis heute die Agrarlandschaft kennzeichnen (Karte 4), im westlichen Bodenseegebiet aber fehlen. Mit dem Grundbesitz wurde auch die Verteilung der Zehntabgaben bereinigt.

Die Vereinödung hatte schon im 16. Jahrhundert im Gebiet der Reichsabtei Kempten begonnen. Von dort breitete sie sich zunächst in Bayerisch-Schwaben und nach Vorarlberg aus und sprang um 1700 auf das württembergische Oberschwaben über. Hier pflanzte sie sich, durch ihre Vorteile überzeugend, wie eine Kettenreaktion rasch bis westlich des Schussenbckens fort. Nach 1800 wurden im Linzgau auch viele Gemeinden von Baden und Hohenzollern erfaßt. Bis zu ihrem Ende um 1850 hatte die Vereinödung eine Grenzlinie erreicht, die vom Lech bei Kaufbeuren nach Westen über Memmingen, Oberopfingen, Rot, Schweinhausen, Schussenried zum Pfrungener Ried und weiter über Pfullendorf bis Ringgenbach (Hohenzollern) zieht; im Westen bildet die Linie Wasser-Mindersdorf-Winterspüren-Bonndorf am Übergang zum Hegau den Abschluß. Einzelne isolierte Vorposten finden sich noch weiter westlich bis Schienen auf dem Schienerberg (Karte 3). Insgesamt wurden (Dorn 1904, Sick 1951/52) etwa 1300 Einzelunternehmen festgestellt, davon 450 im württembergischen, 80 im badischen und 20 im hohenzollerischen Gebiet – eine gewaltige Leistung für die damalige Zeit!

Die Vereinödung hatte überwiegend Kleinsiedlungen, d. h. Kleindörfer und Weiler erfaßt, soweit ihre Fluren zersplittert waren. Ihre Verbreitung stimmt damit weitgehend mit dem Jungsedelland im reliefreichen Jungmoränengebiet nördlich des Sees überein. Sie verlor ihre Kraft, als sie im nördlichen Oberschwaben und im Hegau die Grenze des Altsiedellandes und damit der großen Dörfer erreicht hatte, wo die Besitzzersplitterung zu kompliziert und die Teilnehmerzahl zu hoch für das Arrondierungsverfahren waren. Auch innerhalb des Vereinödungsgebietes wurden zwar manche älteren und größeren Orte, so im westlichen Linzgau, noch miterfaßt, städtische und gewerbliche Siedlungen jedoch ausgespart, so Wangen, Isny, Leutkirch, Wurzach, Aulendorf, Ravensburg, Altshausen und Markdorf. Auch die gesamte Seeuferzone, das untere Schussen- und Salemer Tal wurden nicht vereinödet, da man hier vor Besitzveränderungen in den stark parzellierten, ertrags- und arbeitsintensiven Sonderkulturen (Wein-, Obst- und Gartenbau) zurückschreckte.

Im vereinödeten Gebiet zeigte sich, trotz mancher Schwierigkeiten bei der Durchführung, sehr bald der Erfolg durch erleichterte Bewirtschaftung und erhöhte Erträge. »Die Hebung des Wohlstandes in allen jenen Orten, welche vereinödet wurden, ist der unumstößliche Beweis von der Nützlichkeit«, heißt es in einem badischen Einödbeschrieb. Dieses Urteil über eine Reformbewegung, die als Auswirkung der Aufklärung und des Rationalismus im ländlichen Raum gesehen werden muß, gilt bis heute.

Mit der Vereinödung der Fluren war häufig ein Ausbau von Höfen aus den geschlossenen Orten auf den nunmehr arrondierten Besitz verbunden. Aussiedlungen fanden im gesamten Bereich, doch mit einer nach Westen abnehmenden Stärke statt; ein Spitzenwert wurde z. B. in Reichenhofen bei Leutkirch mit 33 Ausbauten erreicht. Die Aussiedlungen brachten eine weitere Rationalisierung mit Wege- und Zeitersparnis, wenn auch ein Verlust der Gemeinschaftsbindungen damit verknüpft war. Es dürften damals etwa tausend neue Einzelhöfe im südlichen Oberschwaben entstanden sein; die schon zuvor hohe Siedlungsdichte mit vielen

kleinen zerstreuten Orten verstärkte sich dadurch noch mehr. Die Vereinödung war nach der Rodung der Vorgang, der die Siedlungs- und Wirtschaftsstruktur im nördlichen Seegebiet am tiefgreifendsten umgestaltet hat.

Sie fand ihre Fortsetzung in der modernen *Flurbereinigung*, die seit dem Ende des 19. Jahrhunderts durch Ländergesetze geregelt wurde und nun die altbesiedelten Dorfgebiete erfaßte, an denen die Vereinödung gescheitert war. So wurden vor und nach dem Zweiten Weltkrieg zahlreiche Gemarkungen im Hegau und nördlichen Oberschwaben bereinigt und durch Feldwegenetze besser erschlossen. Der Grad der Arrondierung und die Zahl der Aussiedlungen blieben in den großen Dörfern jedoch viel geringer als bei den vereinödeten Kleinsiedlungen.

Vorbildliche Erfolge erzielte die Güterzusammenlegung der Schweiz südlich des Sees (Sick 1955). Ein früher, vielleicht von der Vereinödung beeinflusster Vorläufer findet sich bereits 1687 im Aargau. Staatliche Gesetze wurden in den Kantonen seit 1884 erlassen. Beispielhaft waren die 1922 bis 1927 durchgeführten Flurumlegungen mit Ausbauten im Stammheimer Tal zwischen Schaffhausen und Frauenfeld. Besonders große Fortschritte machte die von hohen staatlichen Zuschüssen (bis 80 Prozent der Kosten) begünstigte Flurreform im Zweiten Weltkrieg, als die Schweiz isoliert und zu verstärkter Selbstversorgung und Rationalisierung der Agrarwirtschaft gezwungen war. Oft waren umfassende Wegebauten, Ent- oder Bewässerungsmaßnahmen und Aussiedlungen damit verknüpft (Gesamtmeliorationen). Die Zusammenlegung hat insbesondere die stark parzellierten Altsiedelgebiete im Kanton Schaffhausen und im westlichen Thurgau erfaßt, sie ist aber auch im jünger besiedelten östlichen Mittelland erforderlich, das keine Vereinödung wie in Oberschwaben erfahren hatte. Nur im Einzelhofgebiet St. Gallens und Appenzells ist sie entbehrlich. Besondere Erwähnung verdienen die schwierigen Rebflurbereinigungen im Klettgau (Trasadingen-Hallau) mit der Umlegung zahlloser winziger Reb- und Beerenparzellen sowie die umfassende Entwässerung und Bereinigung im Alpenrheintal.

Die Entwicklung der ländlichen Siedlungen während der letzten hundert Jahre wurde außerdem bestimmt durch Verstädterung, Verkehrserschließung, Industrialisierung und Fremdenverkehr. *Städtische Siedlungen*, die sich durch ihre Rechtsstellung, ihr äußeres Bild (Ummauerung, höhere Verbauung) und ihre zentralen Funktionen von den ländlichen Orten unterschieden, sind, abgesehen von den römischen Zentren, im Bodenseeraum erst seit dem 12. Jahrhundert entstanden, worüber an anderer Stelle dieses Bandes berichtet wird. Von den insgesamt etwa 40 Städten wurden neun (darunter Lindau, Konstanz und Ravensburg) vor 1200 gegründet, die letzten erst nach 1870 zur Stadt erhoben (Singen, Aulendorf, Schussenried). Hatten die frühen Städte ihre Bedeutung als Handels- und Gewerbezentren oder als politische Mittelpunkte der zahlreichen Territorien erlangt, so war es im 19. Jahrhundert die Industrie, die ältere Dörfer zu Städten werden ließ. Seit dem beginnenden 20. Jahrhundert verwischt sich die bis dahin scharfe Trennung zwischen Stadt und Land sowohl in der äußeren Gestalt und in den Funktionen wie im Lebensstil der Bevölkerung immer mehr. Industrie und neue Wohnsiedlungen verdrängen die Agrarwirtschaft in einem breiten urbanisierten Ring um die Städte. Diese Entwicklung vollzog sich aber im Bodenseeraum weniger hektisch als in anderen Teilen Mitteleuropas. Es wirkte sich die periphere Lage zu den politischen Kernräumen um Karlsruhe, Stuttgart, München, Wien und Bern aus. Der Grenzraum am Bodensee hat manche Förderung, aber auch überstürzte und belastende Entwicklung jener Kernräume nicht erfahren. Immerhin

haben sich urbanisierte Bereiche seit dem Zweiten Weltkrieg um Ravenburg, Konstanz, Singen und Bregenz entwickelt.

Die Verstädterung ist eine Folge der Wirtschafts- und Bevölkerungsentwicklung, aber auch der modernen *Verkehrerschließung*. Durch sie wurde der Bodenseeraum enger an die politischen Zentren der Anliegerstaaten angeschlossen. Schon 1849 wurde mit der Bahn Ulm–Friedrichshafen die Verbindung nach Stuttgart fertiggestellt, 1853 Lindau mit München, 1856 das schweizerische Seeufer über Winterthur mit Zürich verknüpft und schließlich 1884 Vorarlberg durch die Arlbergbahn mit Wien verbunden. Die Bodenseeringbahn fand allerdings erst 1901 ihren Abschluß. Im 20. Jahrhundert folgte der rasche Ausbau des Straßennetzes mit den Autobahnen, die heute in allen Anliegerstaaten zum Seeraum führen.

Durch die Verkehrerschließung wurde auch die *Industrialisierung* gefördert, die bis dahin durch die Abseitslage und den Roh- und Kraftstoffmangel des Seeraumes behindert war. Zudem entstanden grenzübergreifende Beziehungen; schweizerische Firmen errichteten aus zollpolitischen Gründen Zweigwerke auf deutschem Boden, und Pendlerströme entwickelten sich entsprechend dem jeweiligen Lohngefälle zwischen den Anliegerstaaten. Die Industrie beschränkte sich nicht auf die städtischen Standorte, unter denen Ravensburg, Friedrichshafen, Singen, Bregenz oder Winterthur herausragen, sondern wirkte sich besonders nach dem Zweiten Weltkrieg durch Ansiedlung neuer Werke auch auf den ländlichen Raum aus. Namentlich in stadtnahen Gebieten überwiegen in früher bäuerlichen Orten heute die gewerblichen Arbeitsplätze oder aber die Wohnfunktion, da die Arbeitskräfte in die Städte auspendeln.

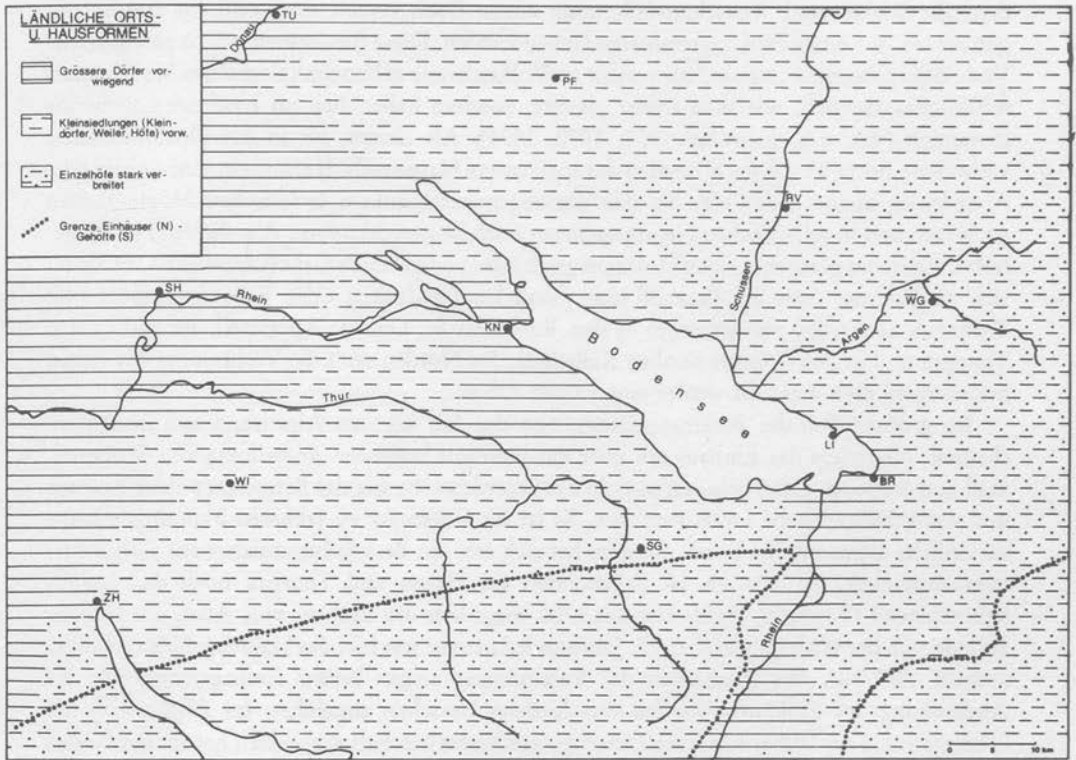
Die Verkehrerschließung hat, zusammen mit dem sozialen Aufstieg breiter Schichten, den *Fremdenverkehr* im Bodenseeraum besonders gefördert. In allen Anliegerstaaten gehört er zu den wichtigsten touristischen Zentren, namentlich als Ferienerholungsgebiet für die Ballungsräume. In Baden-Württemberg stand der Bodenseeraum 1970 hinter dem Schwarzwald – allerdings in weitem Abstand – mit 10,4 Prozent der Fremdenmeldungen (0,6 Millionen) und 8,2 Prozent der Fremdenübernachtungen (2,7 Millionen) an zweiter Stelle. Davon profitieren neben den Städten vor allem die ländlichen Gemeinden am Seeufer, aber auch im weiten Hinterland bis in den Alpenraum, wobei jüngste Initiativen, wie die Aktion »Ferien auf dem Bauernhof«, besonders wirksam sind.

Aus der jahrtausendelangen Siedlungsentwicklung wird die heutige Verteilung, Form und Funktion der ländlichen Siedlungen verständlich.

### 3. Die Siedlungsformen

Unter Siedlungsformen versteht man die Form sowohl der Orte als auch der Gebäude und der Fluren, d. h. der Grundstücke auf der zugehörigen Wirtschaftsfläche.

Die *Ortsformen* des Bodenseeraumes (Karte 5) spiegeln die Phasen der Siedlungsgeschichte noch deutlich wider. Im altbesiedelten Gebiet, d. h. am westlichen Seeufer, im Klettgau und Hegau, im nordwestlichen Thurgau und auch im Alpenrheintal bestimmen die großen Dörfer das Siedlungsbild. Meist sind es unregelmäßige Haufendörfer; in den Tälern treten auch Reihendörfer auf. Topographisch wird die Lage auf Schwemmfächern und Terrassen bevorzugt, wo die Grünlandwirtschaft in den feuchten Talauen mit dem Ackerbau auf den höheren



Karte 5

Geländeteilen verknüpft werden kann. Die Dörfer, häufig an den Namensendungen erkennbare Landnahme- oder frühe Ausbausiedlungen, haben ihre Größe erst durch die Bevölkerungszunahme und die Entwicklung einer unterbäuerlichen Schicht seit dem Hochmittelalter erlangt; das stärkste Wachstum fällt in die letzten Jahrzehnte. So legt sich um den Kern der Haufen- oder Reihendörfer heute oft ein Ring mit Wohn- und Gewerbebauten an regelmäßigen Straßenzügen mit verstärktem Charakter.

Im Linz- und östlichen Thurgau und im gesamten württembergischen Oberschwaben überwiegen neben Kleindörfern die Weiler, durchsetzt mit Einzellhöfen. Diese Siedlungsstruktur ist, wie wir sahen, die Folge der stärkeren Reliefgestaltung und der späteren ausbau- und rodezeitlichen Erschließung; sie wurde durch die Vereinödung noch wesentlich verstärkt. Die verstreuten Kleinsiedlungen sind weithin bäuerlich geblieben, während sich Gewerbe und zentrale Dienstleistungen (Verwaltung, Kirche, Schule, Geschäfte und Verkehr) auf die größeren Dörfer in den Tälern konzentrieren. Die Bevölkerungsdichte ist geringer, die Siedlungsdichte jedoch wesentlich höher als im Dorfsiedlungsgebiet des Nordwestens.

Im Süden und Südosten, dem jüngst besiedelten und reliefreichsten Gebiet, sind schließlich die Einzellhöfe der letzten Ausbau- und Rodezeit beherrschend.

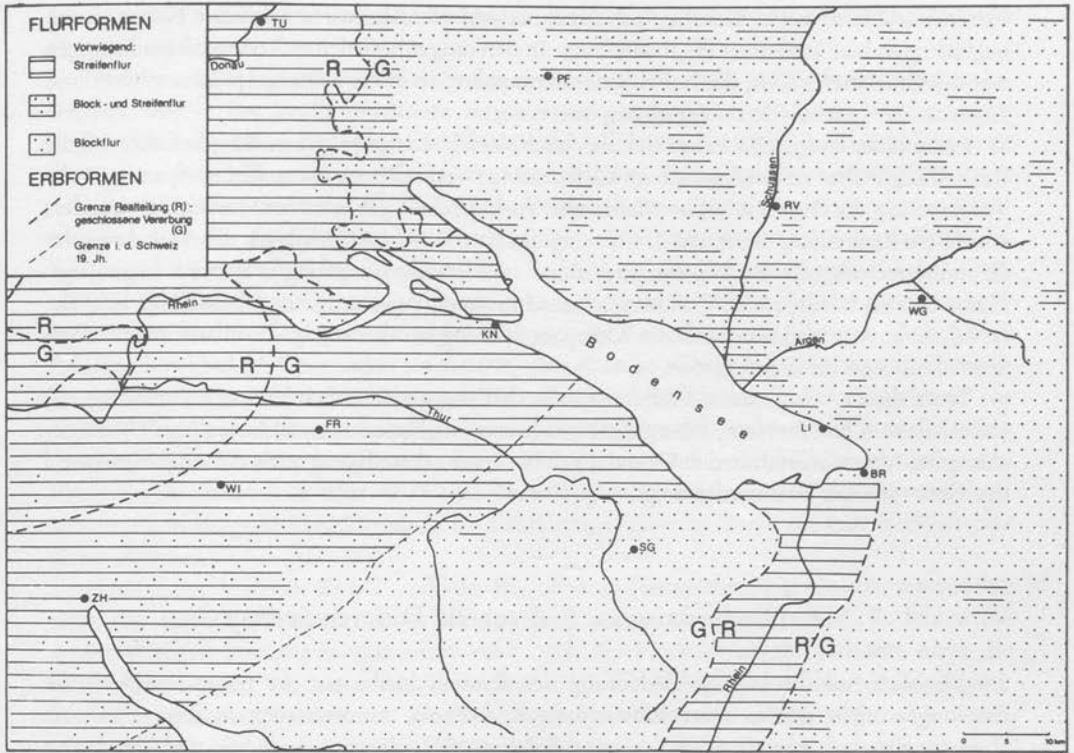
Bei den bäuerlichen *Hausformen* (Karte 5) unterscheidet die Forschung das Einhaus, bei

dem alle Wohn- und Wirtschaftsteile unter einem Dach vereint sind, und das Gehöft mit getrennten, um einen Hof angeordneten Gebäudeteilen. Diese Bauformen zeigen geschlossene Verbreitungsbereiche; sie sind aber nicht an Volksstämme gebunden (alemannisches Einhaus, fränkisches Gehöft), wie man früher glaubte, sondern haben sich im Lauf der Geschichte gewandelt (vgl. u. a. Schröder 1957, 1970, 1974). Als älteste, bis in das Hochmittelalter verbreitete Form wurde nach Funden das sogenannte Haufengehöft ermittelt, eine unregelmäßige Anordnung kleiner Gebäude, die den damaligen beschränkten technischen Möglichkeiten entsprach und in reliefreichen Gebirgsgebieten noch heute vorkommt. Aus diesem Haufengehöft hat sich das geregelte, einen Hofraum geschlossen umgebende Gehöft entwickelt. Es findet sich südlich des Sees als Paarhof (mit parallelen Gebäuden) oder Kreuzfirstgehöft (mit Wohnbau senkrecht zur Scheune) in den Kantonen St. Gallen, Appenzell, im südlichsten Thurgau und in den österreichischen Kalkalpen. Im Norden setzt die Verbreitung des (meist dreiseitigen) Gehöftes erst wieder jenseits der Alb ein.

Im größten Teil des Bodenseeraumes, von der Alb bis zum Alpenrand und im Alpenrheintal, überwiegt das Einhaus mit quer zur Firstlinie laufender Anordnung von Wohnteil, Stall und Scheune. Dazu gehören sowohl das Oberdeutsche wie das Bregenzerwälder Einhaus und das schweizerische Dreisässenhaus. Es ist im Gegensatz zu früheren Meinungen keine urtümliche alemannische Form, sondern hat sich erst seit dem Spätmittelalter aus Gehöftformen entwickelt. So war im 14. Jahrhundert im Hegau und Thurgau noch das Gehöft beherrschend (Tesdaorf 1969); erst seit 1700 wiegt hier das Einhaus vor. Auch um Kißlegg vollzog sich der Übergang erst im 17. Jahrhundert; zuvor war hier das Haufengehöft verbreitet (Schahl 1957/58). Die Ausbauten der Vereinödung zeigen bereits Einhausform. Für die Ausbreitung des Einhauses werden verschiedene Ursachen angeführt. Im Allgäu mag der Übergang von der früher stärkeren Getreide- zur Viehwirtschaft mitgespielt haben; der Bedarf an selbständigen Scheunengebäuden sank, während das Vieh im Einhaus besser versorgt werden konnte. Im altbesiedelten westlichen Bodenseegebiet wird hingegen der verengte Raum in den Dörfern als Ursache genannt; mit dem Volkswachstum und der Entstehung einer kleinbäuerlichen Schicht war man gezwungen, vom Gehöft zum raumsparenden Einhaus überzugehen. Diese Entwicklung konnte noch weiter zum sogenannten Gestelzten Einhaus führen, bei dem der Wohnteil über den Stall rückt und die Beengung noch stärker ist. Diese kleinbäuerliche Form ist vor allem im Neckarland verbreitet, sie findet sich aber auch im Seeufergebiet. Das Weingärtnerhaus wird nicht als selbständige Form, sondern nur als Abwandlung (mit Unterkellerung und Beschränkung der anderen Wirtschaftsräume) angesehen.

Diese traditionellen Hausformen werden heute zunehmend durch moderne Anlagen mit städtischen Wohnbauten und rationellen Wirtschaftsgebäuden ersetzt, wobei vor allem bei den Aussiedlungen das Gehöft wieder bevorzugt wird.

So wie die Hausformen müssen auch die *Flurformen* (Karte 6) als Ergebnis einer langen, wechselvollen Entwicklung angesehen werden. In der heutigen Verbreitung lassen sich drei Flurformenzonen unterscheiden: Im Nordwesten (Hegau, Klettgau, Kt. Schaffhausen, westlicher Thurgau) überwiegt die stark parzellierte Gewinnflur mit schmalen Streifenverbänden und Besitzgemenge (Streifengemengeflur). Im östlichen Hegau, im Linz- und Thurgau und in Teilen von Oberschwaben schließt sich ein weniger stark parzellierter Übergangsbereich an, in dem breitere Streifen und blockförmige Fluren vermischt auftreten (Block- und Streifenflur). Es folgt im südöstlichen württembergischen Oberschwaben, in Vorarlberg und in den Alpenkan-



Karte 6

tonen der Schweiz das Gebiet vorherrschender Blockflur in geschlossenem Besitz (Blockeindflur), nur im Alpenrheintal von Streifenfluren unterbrochen.

Diese Verbreitung stimmt im ganzen mit dem Gang der Besiedlung überein, wobei Parzellierung und Gemengelage von den älter- zu den jüngerbesiedelten Räumen abnehmen. Es muß aber dabei bedacht werden, daß ursprünglich auch im Altsiedelgebiet größerflächige Block- und Streifenfluren angelegt worden waren, die wohl erst seit dem Hochmittelalter kleingliedrig parzelliert wurden. Die Ursachen dieser Entwicklung sind die Einführung der Dreifelderwirtschaft mit der Besitzverteilung auf die einzelnen Zelgen und Gewanne, die Aufteilung von Gutsland und die Realerteilung (Freiteilbarkeit).

Die Verbreitung der *Erbformen* (Karte 6) mit Realteilung im Westen und geschlossener Vererbung (Anerbensitte) im Osten deckt sich heute im Bodenseeraum weithin mit den Bereichen der Gewinn- bzw. der Blockflur, wobei sowohl bei der Vererbung wie bei der Flur ein Übergangsbereich mit Mischung der Formen auftritt. Als Ursachen der Erbformen werden die natürlichen Grundlagen genannt, die in ertragreichen Gebieten eine stärkere Teilung erlauben, oder der Einfluß der territorialen Zugehörigkeit. Zudem hat sich der unterschiedliche Gang der Erschließung ausgewirkt (Röhm 1957). So wurde in den Altsiedelgebieten die germanische Rechtsauffassung mit der allgemeinen Erbberechtigung in der Dorfgenossenschaft

aufrecht erhalten; starke Bevölkerungszunahme und nichtlandwirtschaftlicher Nebenerwerb begünstigten hier außerdem die Realteilung. In den jünger besiedelten Rodegebieten hingegen war die Grundherrschaft, die Individualbesitz zuteilte, an der Erhaltung der Bauernlehen und damit an der geschlossenen Vererbung interessiert.

Im Lauf der Geschichte haben sich aber auch Verschiebungen ergeben. So sahen wir, daß die Realteilung früher zeitweilig auch im Osten stärker verbreitet gewesen sein muß und erst die Vereinödung die Blockeinödlur wieder zur Vorherrschaft gebracht hat. Im 19. Jahrhundert wurde die Realteilung durch die Einführung des französischen Code civil, die Aufhebung der Grundherrschaft, die Bevölkerungszunahme und Industrialisierung allgemein begünstigt. Heute besteht wiederum die Tendenz zur geschlossenen Vererbung, um lebensfähige Betriebe zu erhalten. Am stärksten blieb die Kleinparzellierung bei den ertrags- und arbeitsintensiven Spezialkulturen im Seeufergebiet.

Trotz dieser wechselnden Einflüsse ist die siedlungsgeschichtlich bedingte Zonierung mit altbesiedeltem Nordwesten, Übergangsbereich und jungbesiedeltem Südosten (mit Unterbrechung im Alpenrheintal) in den Grundzügen bis heute erkennbar, wie die Anordnung sowohl der Orts- wie der Flurformen zeigt.

#### 4. Die funktionale und soziale Differenzierung

Im Hinblick auf die heutige Bedeutung des Raumes bleibt nun zu fragen, wieweit die Siedlungen nicht nur in ihrer Entwicklung und Form, sondern auch in ihrer Funktion differenziert sind, nachdem Verkehrserschließung, Verstädterung, Industrie und Tourismus neue Impulse für dieses periphere Gebiet der Anliegerstaaten gebracht haben. Leider erfaßt die Statistik der Wirtschafts- und Sozialstruktur nicht die einzelnen Siedlungen, sondern nur ganze Gemeinden, und wird die Gemeindetypisierung der Staaten nach unterschiedlichen Werten durchgeführt. Deshalb und wegen der sehr aufwendigen Neuberechnung wurde auf die Beigabe einer detaillierten Gemeindekarte verzichtet. Immerhin ist ein vergleichender Überblick über den Gesamttraum möglich.

Die *funktionale Typisierung* berücksichtigt anstelle des heute undeutlichen Übergangs zwischen städtischen und ländlichen Gemeinden den Anteil der Bevölkerung an den drei Hauptwirtschaftssektoren Landwirtschaft, Industrie/Gewerbe und Dienstleistungen. In den Jahren 1960/61 ergab sich dabei folgende Verteilung:

Die Agrargemeinden waren im deutschen Bodenseeraum noch stark verbreitet. Gemeinden mit über 40 % der Erwerbstätigen in der Landwirtschaft überwogen im gesamten nördlichen Hinterland des Sees vom östlichen Hegau bis zum Allgäu. Die am stärksten von der Landwirtschaft bestimmten Gemeinden lagen dabei in den stadtfernen Räumen des Linzgaus und Allgäus. Beim Vergleich über das gesamte Land zeigt sich, daß in den meisten Gemeinden Baden-Württembergs die Landwirtschaft eine viel geringere Rolle spielte. Nur im Hohenloher Land und mittleren Schwarzwald, also in ebenfalls peripheren Gebieten, hatten die Agrargemeinden eine ähnlich geschlossene Verbreitung. – Auf der schweizerischen Seite waren Agrargemeinden (hier mit über 50 % der Berufstätigen) ebenfalls im stadtfernen Hinterland des Sees, d. h. auf den Höhen des Thurgaus (Seerücken) und stellenweise im Alpengebiet noch recht

häufig. In Vorarlberg zeigte der Bregenzer Wald eine geschlossene Verbreitung dieses Gemeindetyps.

Die gewerblich-industriellen Gemeinden sind heute nicht mehr auf die Städte beschränkt, sondern weit in den ländlichen Raum vorgedrungen, soweit günstige Standortbedingungen gegeben sind. Nördlich des Sees stehen als industrielle Zentren Friedrichshafen und Singen an der Spitze, danach Ravensburg-Weingarten, Radolfzell und Wangen. Doch war 1961 auch in manchen industrialisierten ländlichen Gemeinden wie Gottmadingen, Immenstaad oder Baienfurt bereits mehr als die Hälfte der Bevölkerung im gewerblichen Sektor beschäftigt. Im Schussenbecken und im Hegau rechnete eine Reihe von Gemeinden zum gewerblichen Typ, weil ein Großteil der Erwerbstätigen in die benachbarten industriellen Zentren auspendelte. – Im schweizerischen Teil gehörten außer Städten wie Winterthur, Schaffhausen, Arbon und Rorschach zahlreiche Gemeinden am Seeufer, aber auch im südlichen Thurgau und nordöstlichen Appenzell zu diesem Typ. Neben der Maschinenindustrie hat in der Nordostschweiz vor allem die Textilverarbeitung, die auf dem früheren Heimgewerbe beruht, zur Industrialisierung des ländlichen Raumes beigetragen. In Vorarlberg zog sich eine lückenlose Gasse von Industriegemeinden (mit über 45 % der Beschäftigten in der Industrie) das Alpenrheintal aufwärts von Bregenz über Dornbirn bis Feldkirch, begünstigt durch die gute Verkehrslage dieses Raumes.

Gemeinden, in denen die Mehrzahl der Bewohner in Dienstleistungen arbeitet, waren 1961 trotz der starken Zunahme dieses Sektors im Bodenseeraum noch selten. Es fehlen die großstädtischen Dienstleistungszentren, und auch der Fremdenverkehr erreichte nicht die beherrschende Rolle wie in manchen Orten des Südschwarzwaldes oder der bayerischen Alpen. Im Bodenseeraum gehörten nur Lindau, Überlingen, Konstanz, Meersburg und einzelne schweizerische und österreichische Ufergemeinden zu diesem Gemeindetyp.

In allen drei Ländern sind ferner (mit verschiedenen Grenzwerten) Mischgemeinden ausgewiesen, in denen sich die Wirtschaftssektoren etwa die Waage halten; sie waren 1961 besonders in der Schweiz zahlreich.

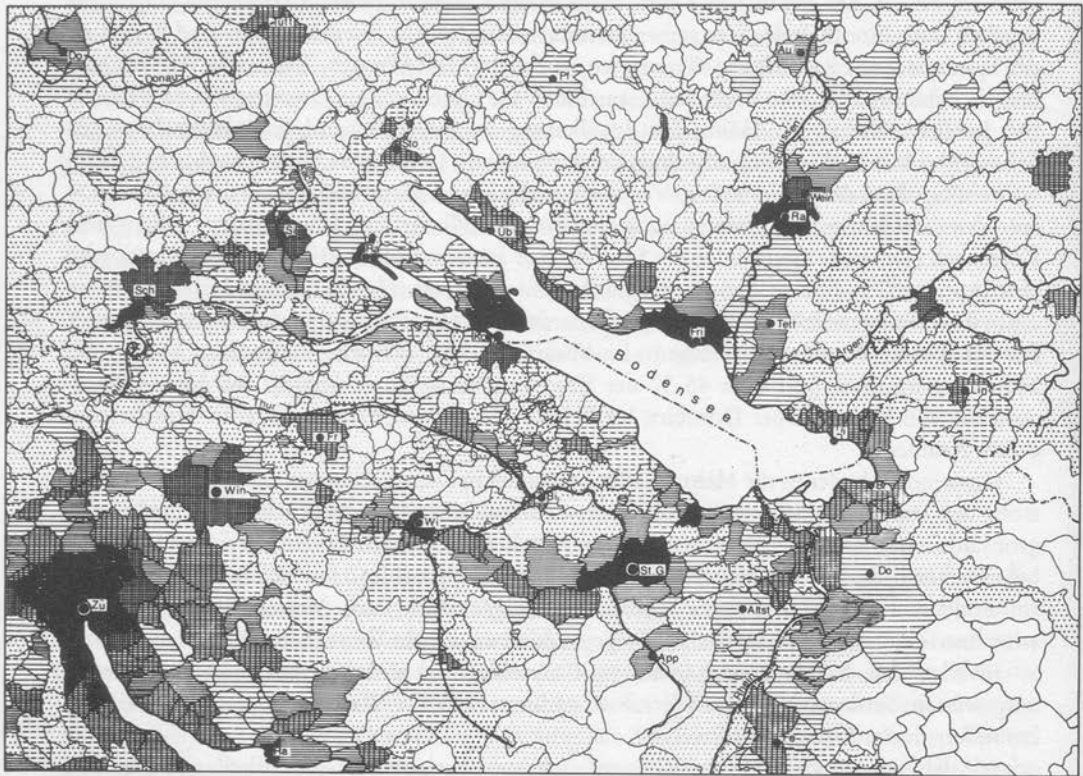
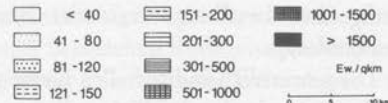
Seit dieser Bestandsaufnahme haben zweifellos die agrarischen Gemeinden zugunsten der gewerblichen und der Dienstleistungsgemeinden weiter abgenommen. Doch auch heute noch zeichnet sich der Bodenseeraum im ganzen durch seine relativ ausgewogene Wirtschaftsstruktur aus. Es fehlen ihm die Überlastungserscheinungen der großen Ballungsgebiete. Damit sollen die Strukturschwächen des Raumes nicht geleugnet werden; sie sind aber nicht durch eine überstürzte städtisch-industrielle Entwicklung auf Kosten des für die Agrarproduktion und Erholung wichtigen ländlichen Raumes zu beheben.

Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß in der Verteilung der Gemeindefunktionen die siedlungsgeschichtliche West-Ost-Zonierung abgelöst wird von einer mehr zentral-peripheren Anordnung. Der See wird zum Zentrum, umgeben von Städten und Landgemeinden, die von Gewerbe, Industrie, Fremdenverkehr und agrarischen Intensivkulturen leben. Dieser Ring setzt sich abgeschwächt in den angrenzenden Niederungen fort, nach Westen im Hegau und Hochrheintal, nach Norden im Schussenbecken, nach Südosten im Alpenrheintal; im Süden kann man das Thurtal dazurechnen. Zwischen diesem Ring und seinen Seitenzweigen liegen Sektoren noch stärker ländlich und agrarisch gebliebener Gebiete.

Diese Anordnung spiegelt sich auch in der *Bevölkerungsverteilung* (Karte 7) wider. Das Bodenseebecken zeigte 1970/71 Spitzenwerte mit über 300 Ew./qkm, die oben genannten



## BEVÖLKERUNGSDICHTE 1970/71



Karte 7

Randniederungen haben z. T. über 200 Ew./qkm. In diesem engeren Seeraum liegen die Städte mit der höchsten funktionalen Ausstattung, die Oberzentren Ravensburg, Konstanz und Bregenz, hier konzentrieren sich auch die meisten Mittel- und Unterzentren. In den peripheren ländlichen Räumen sinkt die Dichte im Durchschnitt auf unter 200, zuweilen auf unter 120 ab. Die Dichteunterschiede haben sich in den letzten hundert Jahren stark verschärft. Während im Hegau und Bodenseebecken die Bevölkerung zwischen 1871 und 1970 um das Zwei- bis Dreifache zugenommen hat und damit den Durchschnitt Baden-Württembergs (Zunahme 166 %) weit übertrifft, hat sie sich in der Peripherie nicht einmal verdoppelt, im östlichen Oberschwäbischen Hügelland z. B. nur um 68 % vergrößert. Manche Gemeinden, z. B. im nördlichen Linzgau, haben sogar durch Abwanderung in die Aktivräume Einwohner verloren. Im ganzen hatte aber die Region Bodensee-Oberschwaben mit einer Bevölkerungszunahme von 24,7 % zwischen 1961 und 1979 den höchsten Zuwachs unter den Regionen Baden-



Unteres Schussenbecken mit Meckenbeuren (Vordergrund) und Friedrichshafen (Mittelgrund); Blick über den See auf das Säntismassiv. Größere Gruppensiedlungen mit jungen Ausbauten an der Verkehrsachse Ulm–Bodensee. Nutzung der Streifen- und Blockfluren mit Ackerbau, Grünland und Spezialkulturen (Obst-, Hopfenbau). Waldgebiete auf den Schotterflächen beiderseits der untersten Schussen (linke Bildmitte).



Oberschwäbisches Alpenvorland nördlich von Lindau. Jungsiedelgebiet mit verstreuten Weilern und Höfen. Überwiegend Blockfluren mit Grünland, untergeordnet Streifenparzellen mit Ackerland; Obstbau im Umkreis der Siedlungen; kleine Waldgebiete, meist in den höheren Teilen der kuppigen Jungmoränenlandschaft. Im Hintergrund Ketten der österreichischen und schweizerischen Alpen mit eingesenktem Alpenrheintal.

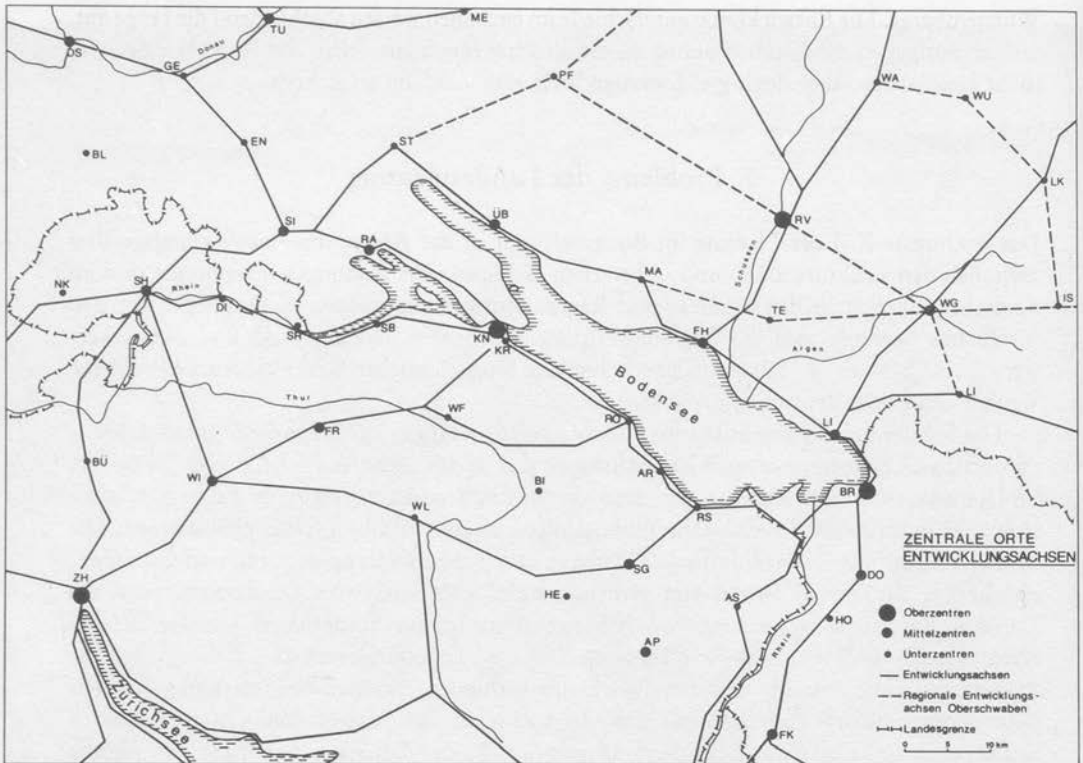
Württembergs. Die Entwicklungsunterschiede im einzelnen werfen abschließend die Frage auf, welche Aufgaben die Landesplanung zu erfüllen hat, um allen Teilen des Raumes eine zwar nicht gleichartige, aber doch gleichwertige Weiterentwicklung zu sichern.

## 5. Probleme der Landesplanung

Das wichtigste Ziel der Planung im Bodenseeraum ist der Abbau des Entwicklungsgefälles zwischen den strukturstarken und -schwachen Gebieten. Die Planungskonzeptionen sind im deutschen Bereich in den Landes- und Regionalentwicklungsplänen niedergelegt. Für den nördlichen Seeraum sind die Regionalverbände Hochrhein-Bodensee und Bodensee-Oberschwaben zuständig. Auf der schweizerischen und österreichischen Seite gleichen die Probleme weithin denen des deutschen Bereiches.

Das Seeufer und die anschließenden Niederungen im Hegau, im Alpenrhein- und Schussenental sind die Gebiete mit starker Wirtschaftskraft, aber auch zunehmender Belastung. Besonders im Uferbereich ist eine scharfe Konkurrenz in der Flächennutzung zwischen landwirtschaftlicher und industrieller Produktion, Wohnsiedlungen und Erholungsverkehr entstanden. Die Intensivierung der Spezialkulturen (Obstbau), die Neuansiedlung von Industriebetrieben, gleichzeitig die Zuwanderung von Arbeitskräften, aber auch von Pensionären, und die Zunahme des Fremdenverkehrs führen hier zu heftigen Interessenkonflikten. Um den Uferbereich sowohl als Wirtschafts- wie als Siedlungs- und Erholungsraum zu erhalten, muß die Planung ein weiteres unkontrolliertes Wachstum verhindern. So muß die Ansiedlung umweltbelastender Industrie vermieden werden, die von seiten der Schweiz und Österreichs noch beabsichtigt ist. Der Bau neuer Verkehrswege, z. B. der Bodensee-Autobahn, würde die Landschaft zerschneiden und neue Belastungen bringen. Besondere Sorge bereitet die zunehmende Verbauung der Uferzone für private Interessen; hier müssen Strecken freigehalten werden, um die Landschaft zu schützen und der Öffentlichkeit den Zugang zum See zu erhalten. Ein dringliches Anliegen der Planung ist die Reinhaltung des Sees vor den Abwässern der anliegenden Siedlungen. Diese Probleme lassen sich nur in grenzübergreifender Absprache zwischen den Anliegerstaaten bewältigen; die Planung ist hier noch nicht genügend koordiniert.

Wenn so das Wachstum im Kernbereich zum Schutz von Mensch und Landschaft gebremst werden muß, ist andererseits das Hinterland des Sees in seiner Entwicklung weiter zu fördern. Im deutschen Bereich sind große Teile des Hegaus, Linzgaus und Allgäus als strukturschwache Räume ausgewiesen, weil sie hinter der Gesamtentwicklung des Landes wesentlich zurückgeblieben sind. Dieses Hinterland ist von Abwanderung bedroht, weil nichtlandwirtschaftliche Arbeitsstätten fehlen. Strukturverbesserungen können hier in allen Wirtschaftssektoren einsetzen. In der Landwirtschaft müssen die Betriebe weiter rationalisiert und den Naturbedingungen entsprechend spezialisiert werden, um sie lebensfähig zu erhalten und vielleicht auch für die Landschaftspflege einzusetzen. Untersuchungen in der Schweiz (durch Ewald 1978 u. a.) haben gezeigt, wie tiefgreifend die moderne Agrarwirtschaft die Kulturlandschaft z. B. durch Drainage, Abholzung und Vernichtung schutzwürdiger Pflanzen nivelliert hat; sie fordern mit Recht, daß neben dem ökonomischen Gesichtspunkt der Landschaftsschutz stärker berücksichtigt wird. Für die überschüssigen Arbeitskräfte könnte Industrie angesiedelt werden, die



Karte 8

aber umweltfreundlich und auf verkehrsgünstige Standorte konzentriert bleiben muß. Wichtig ist der Ausbau des Fremdenverkehrs in den ländlichen Siedlungen, z. B. durch »Ferien auf dem Bauernhof«, doch ist dafür die entsprechende Infrastruktur mit Beherbergungs- und Verkehrseinrichtungen auszubauen. Dadurch könnte der Seeuferbereich entlastet und der natürliche und kulturelle Reichtum des gesamten Bodenseeraumes voll in Wert gesetzt werden.

Sowohl im Kernbereich wie im Hinterland gilt es, eine standortgemäße Entwicklung zu sichern. Die Planung der Länder orientiert sich dabei an *Entwicklungsachsen*, auf die sich der Verkehr konzentriert (Karte 8). An diesen Achsen reihen sich die Städte und zentralen Orte, auf sie sollen Siedlungsverdichtungen und Industrie beschränkt bleiben. Dazwischen müssen Freiräume erhalten bleiben, die weiterhin der land- und forstwirtschaftlichen Produktion und der Erholung dienen. Die Zahl der im Entwicklungsplan ausgewiesenen zentralen Orte darf nicht vermehrt werden; manche der kleineren Unter- und Mittelzentren leiden schon heute unter Funktionsverlust, weil die Versorgung ihres Umlandes durch die verbesserten Verkehrsbedingungen von den höheren Zentren aus erfolgen kann.

Das Ziel, das Bodenseegebiet als vollwertigen Lebensraum in allen seinen Teilen zu erhalten, kann nur erreicht werden, wenn die Planung ihre Maßnahmen entsprechend den örtlichen Möglichkeiten und Bedürfnissen konzipiert und dabei Privatinteressen dem Gemeinwohl unterordnet.

Die Betrachtung der ländlichen Siedlungen des Bodenseeraumes hat weit in historische, wirtschaftliche und planerische Zusammenhänge hineingeführt. Es hat sich gezeigt, daß dieses Gebiet eine räumlich und zeitlich sehr vielfältige Entwicklung aufweist. Der Gang der Besiedlung vollzog sich seit der Landnahme im großen in west-östlicher Richtung, wie es die unterschiedlichen Siedlungsformen bis heute widerspiegeln. Dem steht eine mehr zentral-periphere Anordnung der Wirtschaftsräume gegenüber mit aktivem, z. T. schon überlastetem Kern und strukturschwächerem Hinterland. Dazu kommt die politische Aufgliederung, die den Raum im Mittelalter in zahlreiche Territorien zersplitterte und noch heute unter zwei deutsche Bundesländer und ein österreichisches und vier schweizerische Kantone aufteilt.

Dennoch darf das Bodenseegebiet als *Einheit* empfunden werden, in der das Gemeinsame die Vielfalt zusammenbindet. Der See ist allseitig vom alemannischen Volkstum umgeben, und seine Anwohner fühlen sich über die Grenzen hinweg verbunden. Der Seesaum hat seine kulturelle und wirtschaftliche Ausstrahlungskraft auf ein weites Hinterland seit vorgeschichtlicher Zeit beibehalten. Seine verbindende Wirkung hat sich stärker als die trennende erwiesen, auch als er politisch in die Peripherie der Anliegerstaaten rückte.

Es muß aber auch als gemeinsame Aufgabe empfunden werden, den hohen natürlichen und kulturellen Wert des Bodenseeraumes künftig zu erhalten. Dazu gehört die übergreifende Planung, die gleichwertige Lebensbedingungen schafft und Strukturschwächen abbaut. Dazu gehört aber ebenso der Schutz vor einem wirtschaftlichen Wachstum, das die Landschaft zerstört. Gerade am Bodenseerand hat sich gezeigt, wie stark nur ökonomisch und am Gewinn orientierte Maßnahmen bedrohlich werden können. Es bedarf gemeinsamer Einsicht und Anstrengung, diesen Lebensraum zu schützen, in dem sich die Grundfunktionen unseres Daseins, Arbeit, Wohnen und Erholung, in besonders glücklicher Form verknüpfen lassen.

## LITERATURVERZEICHNIS

- Appenzellerland. Landschaft – Geschichte – Kultur. Hg. P. Rainald Fischer. Veröff. des Alemannischen Instituts Freiburg i. Br. 44. 1978.
- Baden-Württemberg, Das Land –. Amtliche Beschreibung nach Kreisen und Gemeinden. Hg. v. d. Staatl. Archivverwaltung Baden-Württemberg. 1974 ff.
- BIERMANN, Charles: L'habitat rural en Suisse. In: Comptes Rendus du Congr. Intern. de Géogr. Paris. Tome III, Sect. IV-VI. 1931.
- Bodenseekreis, Der –. Hg. Bernd Wiedemann. 1980.
- BROCKMANN-JEROSCH, Heinrich: Das Schweizer Bauernhaus. Bern 1933.
- DÖRRIES, Hans: Zur Entwicklung der Kulturlandschaft im nordost-schweizerischen Alpenvorlande. In: Mitt. d. Geogr. Ges. Hamburg, 39 (1928), S. 180.
- DORN, Hans: Die Vereinödung in Oberschwaben. 1904.
- EWALD, Klaus-C.: Der Landschaftswandel. Zur Veränderung schweizerischer Kulturlandschaften im 20. Jahrhundert. In: Tätigkeitsbericht der Naturforsch. Ges. Baselland 30 (1978), S. 55–308.
- FEGER, Otto: Geschichte des Bodenseeraumes. 1–3. 1956–1963.
- FRÜH, Johann-J.: Geographie der Schweiz. 1–3. St. Gallen 1930–1938.
- GALLUSSER, Werner-A., BUCHMANN, Willi: Der Kulturlandschaftswandel in der Schweiz als geographisches Forschungsprogramm. Veröff. d. Schweizer. Geogr. Komm. 2 (1974), S. 1–24.
- GALLUSSER, Werner-A.: Zur gegenwärtigen Dynamik der ländlichen Schweiz. In: Mitt. d. Österr. Geogr. Ges. 119, II (1977), S. 183–209.
- GRADMANN, Robert: Das ländliche Siedlungswesen des Königreichs Württemberg. Forsch. z. dt. Landes- und Volkskunde 21, 1. 1926.
- GRADMANN, Robert: Süddeutschland. 1–2. 1931.
- GRUBER, Otto: Bauernhäuser am Bodensee. 1961.
- GSCHWEND, Max: Beiträge zur Kenntnis der frühen alemannischen Besiedlung der Nordostschweiz. In: Alemann. Jahrbuch (1956), S. 1–172.
- GSCHWEND, Max: Schweizer Bauernhäuser. Schweizer Heimatbücher 144–147. Bern 1971.
- GSTEU, Hermann: Beiträge zur Anthropogeographie von Vorarlberg. Forsch. z. dt. Landes- und Volkskunde 29,2. 1932.
- GUTERSOHN, Heinrich: Geographie der Schweiz. 1–3. Bern 1958–1968.
- GUYAN, Walter Ulrich: Die ländliche Siedlung des Mittelalters in der Nordschweiz vom Blickpunkt der Siedlungsgeographie und Archäologie. In: Geographica Helvetica 23 (1968), S. 57–71.
- HAAS, Hans-Dieter: Der wirtschaftliche und soziale Umschichtungsprozeß in Oberschwaben. In: Jahrb. f. Statistik und Landeskunde von Baden-Württemberg 8,2 (1964), S. 61.
- HÄRLE, Josef: Das Obstbaugebiet am Bodensee. Tübinger Geogr. Studien 11. 1964.
- Handbuch der naturräumlichen Gliederung Deutschlands. Hg. v. d. Bundesanstalt für Landeskunde. 1953 ff.
- HOFER, Hans, WINKLER, Ernst: Das Schweizer Dorf. Zürich–Berlin 1941.
- HUTTENLOCHER, Friedrich: Bedeutungswandel südwestdeutscher Landschaften im Lauf der Geschichte. In: Ber. z. dt. Landeskunde 12,1 (1953), S. 88–97.
- HUTTENLOCHER, Friedrich: Vom Werdegang der oberschwäbischen Kulturlandschaft. In: Alemann. Jahrbuch (1954), S. 167–187.
- HUTTENLOCHER, Friedrich: Baden-Württemberg. Kleine geographische Landeskunde. Schriftenreihe d. Komm. f. geschichtl. Landeskunde in Baden-Württemberg 2, 1972.
- KALTENBACH, Ernst: Beiträge zur Anthropogeographie des Bodenseegebietes. Basel 1922.
- KLAAR, Adalbert: Siedlungsformenkarte der Reichsgaue Wien... und Vorarlberg. Wien 1942.
- KONSTANZ, Der Landkreis –. Amtliche Kreisbeschreibung. Hg. v. d. Staatl. Archivverwaltung Baden-Württemberg. 1–3. 1968–1979.
- KREBS, Norbert: Die Ostalpen und das heutige Österreich. 1–2. Wien 1928.
- Landesentwicklungsplan Baden-Württemberg. 1971.
- Landesentwicklungsbericht Baden-Württemberg. 1975, 1979.

- LÖFFLER, Heinrich: Die Weilerorte in Oberschwaben. Veröff. d. Komm. f. geschichtl. Landeskunde in Baden-Württemberg B 42. 1968.
- MOSER, R. A.: Die Vererbung des bäuerlichen Grundbesitzes in der Schweiz. Mitt. d. Statist. Bureaus des Kantons Bern 8. 1931.
- OTREMBÄ, Erich: Die Entwicklungsgeschichte der Flurformen im oberdeutschen Altsiedelland. In: Ber. z. dt. Landeskunde 9,2 (1951), S. 363–381.
- OTT, A.: Die Siedlungsverhältnisse beider Appenzell, Jahrb. d. Geograph.-Ethnograph. Ges. Zürich 14, 15. 1915.
- PAULI, W.: Die Vererbung des bäuerlichen Grundbesitzes in der Schweiz. Schr. d. Ver. f. Sozialpolitik 178. 1930.
- Ravensburg, Der Kreis -. Hg. Oskar Sailer. 1976.
- Regionalverband Bodensee-Oberschwaben: Regionalplan 1981.
- Regionalverband Hochrhein-Bodensee: Regionalplan 1980.
- REINERTH, Hans: Pfahlbausiedlungen am Bodensee. Darst. z. Vor- und Frühgeschichte 1. 1952.
- RÖHM, Helmut: Die Vererbung des landwirtschaftlichen Grundeigentums in Baden-Württemberg. Forsch. z. dt. Landeskunde 102. 1957.
- SANGMEISTER, Edward: Der Hegau in Jungsteinzeit und Frühbronzezeit. In: Hegau 10, 1 (1965), S. 25–41.
- SCHAHL, Adolf: Fragen der oberdeutschen Hausforschung. Württ. Jahrb. f. Volkskunde 1957/58.
- SCHLATTERER, A.: Die Ansiedlungen am Bodensee in ihren natürlichen Voraussetzungen. Forsch. z. dt. Landes- und Volkskunde 5,7. 1891.
- SCHLEGEL, Walter: Der Weinbau in der Schweiz. Erdwissenschaftl. Forschungen VI. 1973.
- SCHLÜTER, Otto: Die Siedlungsräume Mitteleuropas in frühgeschichtlicher Zeit. Forsch. z. dt. Landeskunde 63, 74, 110. 1952, 1953, 1958.
- SCHMID, Eberhard: Beiträge zur Siedlungs- und Wirtschaftsgeographie des Kantons Thurgau. In: Schr. d. Ver. z. Gesch. d. Bodensees 47 (1918), S. 236.
- SCHRÖDER, Karl-Heinz: Die Flurformen in Württemberg und Hohenzollern. Tübinger geograph. u. geolog. Abh. 1,29. 1944.
- SCHRÖDER, Karl-Heinz: Zur Entwicklung des bäuerlichen Anwesens im alemannischen Stammesgebiet. In: Alemann. Jahrbuch (1970), S. 209–232.
- SCHRÖDER, Karl-Heinz: Geographische Hausforschung im südwestlichen Mitteleuropa. Tübinger Geograph. Studien 54. 1974.
- SCHRÖDER, Karl-Heinz, SCHWARZ, Gabriele: Die ländlichen Siedlungsformen in Mitteleuropa. Forsch. z. dt. Landeskunde 175. 1978.
- SICK, Wolf-Dieter: Die Vereinödung im nördlichen Bodenseegebiet. In: Württ. Jahrb. f. Statistik und Landeskunde (1951/52), S. 81–105.
- SICK, Wolf-Dieter: Die Flurformen im nordwestlichen Bodenseegebiet. In: Württemberg-Hohenzollern in Zahlen. Beiträge zur Landeskunde 7. 1952.
- SICK, Wolf-Dieter: Flurzusammenlegung und Ausbausiedlung in der Nordostschweiz. In: Erdkunde 9 (1955), S. 169–188.
- SICK, Wolf-Dieter: Siedlungsschichten und Siedlungsformen. Vorarbeiten zum Sachbuch der alemannischen und südwestdeutschen Geschichte 1, 1972.
- STRAUB, R.: Die wirtschaftlichen und soziologischen Auswirkungen der Güterzusammenlegung in der Schweiz. Luzern 1953.
- SONDEREGGER, St.: Grundlegung einer Siedlungsgeschichte des Landes Appenzell anhand der Orts- und Flurnamen. Appenzeller Jahrbuch 1957. Trogen 1958.
- TESDORPF, Jürgen C.: Historische Zeugnisse zur Entstehung des oberdeutschen Einbauhofes im westlichen Bodenseegebiet. In: Mitt. d. geograph. Fachschaft Freiburg NF 2 (1969), S. 78–101.
- TESDORPF, Jürgen C.: Die Entstehung der Kulturlandschaft am westlichen Bodensee. Veröff. d. Komm. f. geschichtl. Landeskunde in Baden-Württemberg B 72. 1972.
- WITT, Helmut: Kur- und Naherholung als konkurrierende Raumsprüche im Bodenseegebiet. In: Raumforschung und Raumordnung 31 (1979), S. 173–180.



## ATLANTEN

- Akademie für Raumforschung und Landesplanung: Deutscher Planungsatlas Band VI, Baden-Württemberg. Hannover 1969.
- AMMANN, Hektor, SCHIB, Karl: Historischer Atlas der Schweiz. Aarau 1951.
- Atlas der deutschen Agrarlandschaft. Hg. Erich Otremba. 1962 ff.
- Atlas der Republik Österreich. Wien 1961 ff.
- Atlas der Schweiz. Wabern-Bern 1965.
- Bundesrepublik Deutschland in Karten, Die -. Hg. v. Statist. Bundesamt. Institut f. Landeskunde, Institut f. Raumforschung. 1965 ff.
- Historischer Atlas von Baden-Württemberg. Hg. v. d. Komm. f. geschichtl. Landeskunde in Baden-Württemberg. 1972 ff.
- Regionalplanungsverband Oberschwaben, Strukturatlas Oberschwaben. 1970.

Anschrift des Verfassers:  
Prof. Dr. Wolf-Dieter Sick,  
Geographisches Institut II der Universität,  
D-7800 Freiburg i. Br., Werderring 4

# Aus der Geschichte der Bodenseefischerei

VON HANS-ULRICH WEPFER

Meine Arbeit befaßt sich zuerst mit den rechtlichen Verhältnissen auf dem Bodensee (Unter- und Obersee) und dann mit den traditionellen Fangmethoden der Berufsfischer.

Eingangs möchte ich erwähnen, daß mein Interesse an der Bodenseefischerei dasjenige eines Historikers mit Neigung zur Heimatkunde ist und dem Wunsche entspringt, ein kulturhistorisch höchst eigenartiges und seit längerer Zeit äußerst gefährdetes Gebiet menschlicher Tätigkeit dem Vergessengehen zu entreißen. Fischerei und Jagd gehören zu den ältesten menschlichen Beschäftigungen. Die ersten Bewohner des Bodenseeraumes waren Jäger und Fischer, und bis zum heutigen Tag üben einzelne Fischer auch die Jagd aus.

Nach Ansicht von Kennern zeigte die Fischerei am Bodensee eine ganz besondere Vielfalt an Formen; in jüngster Zeit hat sie sich jedoch grundlegend gewandelt. Man kann ohne Übertreibung sagen, der Pfahlbauer habe sein Netz auf dieselbe Weise geknüpft wie der Großvater des heutigen Fischers, der sein maschinell hergestelltes Netz fixfertig kauft. Die einst für den Bodensee besonders typische Zuggarnfischerei ist, nebst zahlreichen weiteren interessanten Fangtechniken, in den letzten zwanzig Jahren praktisch verschwunden. Was ich Ihnen darüber berichten kann, ist noch längst keine vollständige Geschichte der Bodenseefischerei, sondern nur ein vorläufiger Überblick.

## Etwas über die rechtlichen Verhältnisse der Bodenseefischerei

Im Jahr 1977 wurde zwischen der Schweizerischen Eidgenossenschaft und dem Bundesland Baden-Württemberg ein Vertrag unterzeichnet, der einen seit bald zwei Jahrhunderten anachronistisch anmutenden Rechtszustand beseitigte; bisher unterstanden nämlich sämtliche schweizerischen Fischer am Untersee der Aufsicht und Strafgewalt des Fischereiaufsehers auf der Reichenau und des Landratsamtes Konstanz. Wie kam es zu dieser seltsamen, die Territorialhoheit der Schweiz verletzenden Praxis? Wir erhalten die Antwort, wenn wir die Rechtsverhältnisse auf dem Ober- und Untersee in ihrer historischen Entwicklung betrachten.

Vorausgeschickt sei die allgemeine Feststellung, daß die *Fischereihohheit*, das heißt das Recht, die Ausübung der Fischerei zu ordnen, in der allgemeinen Gebietshoheit des Staates begründet liegt. Davon muß unterschieden werden das sogenannte *Regal* oder Alleinrecht, das im Falle der Fischerei darin besteht, die Ausübung dieses Gewerbes dem Staat ganz vorzubehalten oder es zu besteuern. Das Wort *Regal* ist abgeleitet von *regalis*, königlich, womit ausgedrückt ist, wer früher solche Alleinrechte wahrnahm. Als Empfänger der Fischerei- und Jagdrechte kennen wir

vor allem Bischöfe und Klöster, deren hörige Leute dann der Fischerei oblagen und einen Teil des Fanges, meist die ersten Züge, ihren Herren abliefern mußten.

Die Verleihung von Fischereirechten an Königsvasallen bedeutete aber nicht ein ausschließliches Fischereirecht derselben auf dem gesamten Gebiet. Schon das römische Recht unterschied die Strömung im Fluß von den seichten Uferpartien, resp. das auch bei Niedrigwasser bedeckte Seegebiet vom flachen Ufergürtel. Am Bodensee heißt der ufernahe Teil die »Weiße«, weil er eine hellere Farbe hat als die tiefen Seeteile, welche »Schweb« (auch »hoher See« oder »blauer See«) genannt werden.

Der »Schweb« ist nun stets der Bereich der für alle berechtigten Uferanstößer freien Fischerei gewesen und hat als »Dominium universale« dem Reich oder dessen Stellvertreter unterstanden, während auf der »Weiße« der angrenzende Territorialstaat, also zum Beispiel Baden oder die Schweiz, zuständig war, im Sinne des »Dominium particulare«, wie sich die ältere einschlägige Literatur ausdrückt. Auf der »Weiße« und der sich anschließenden »Halde«, dem Steilabfall zum »hohen See«, befinden sich denn auch die privaten Fischereigerechtigkeiten mit Ausschließlichkeitscharakter. Am Schweizerufer besteht hingegen wohl von alters her ein freies Uferangelrecht.

In diesen Verhältnissen wurzelt auch die in Deutschland und Österreich vorherrschende Auffassung, der »hohe See« sei als ein Kondominium, eine Allgemehnherrschaft der Anliegerstaaten anzusehen, während in der Schweiz die Teilungstheorie aufrechterhalten, also eine imaginäre Grenzziehung durch die Seemitte gewünscht wird. Tatsächlich ist im Obersee eine solche Grenzziehung bis heute unterblieben. Es besteht, außer im Konstanzer Trichter, keine staatsvertraglich sanktionierte Landesgrenze.

Auf beiden Seiten ist schon sehr viel Scharfsinn darauf verwendet worden, der eigenen Auffassung zum Durchbruch zu verhelfen, bisher ohne Erfolg. Dieser Schwebezustand erschwert natürlich den Abschluß internationaler Abkommen, zum Beispiel über Schifffahrt, erheblich. Ob da nicht ein neutraler Entscheid des Internationalen Gerichtshofes im Haag das beste wäre?

Wie bereits angeführt, besteht im Bereich des Konstanzer Trichters eine Grenzziehung, die auf den sogenannten Ressler'schen Vertrag von 1685 zurückgeht. Darin werden die Konstanzer Fischereirechte auf der »Schweizerseite« ausdrücklich vorbehalten.

Betrachten wir nun noch die Verhältnisse auf dem Untersee. Hier hat sich der Abt der Reichenau im Laufe des Mittelalters eine umfassende Schutz- und Strafkompentenz verschafft, die bei der Inkorporation der Abtei 1540 an den Bischof von Konstanz überging. Von jeher gehörte der »innere See« dem gnädigen Herrn der Reichenau und heißt deshalb Gnadensee. Im äußern See, südlich Mettnau und Reichenau, war die Fischerei für die Umsässen frei, ausgenommen im Bereich der privaten Fischenzen.

1544 schloß die Eidgenossenschaft mit dem Bischof einen Vertrag, nach welchem die Gebietshoheit der Partner sich bis zur Seemitte erstrecken sollte. Die niedere Gerichtsbarkeit, das heißt die Polizei- und damit auch die Fischereiaufsicht, sollte jedoch auf dem ganzen Untersee vom Bischof wahrgenommen werden. Die Fischereiaufsicht blieb in der Folge über alle politischen Umwälzungen hinweg bei den Rechtsnachfolgern des Bischofs, bis 1977 der eingangs erwähnte Vertrag zustandekam, durch den die Schweiz einen letzten Rest bisher fehlender Territorialhoheit endlich erhielt!

Wir werfen nochmals einen kurzen Blick auf den Obersee, um die Frage abzuklären, wer

dort die Fischereiaufsicht ausgeübt habe. Soweit bekannt ist, war sie ebenfalls lange in der Hand des Bischofs, dem besonders der fischreiche Konstanzer Trichter am Herzen lag. Die Stadt Konstanz entwand ihm jedoch schließlich auch diese Rechte und wurde damit zum führenden Fischereiornt im westlichen Bodensee. Im 16. Jahrhundert sonderten sich die Fischer des Überlinger Sees ab und schlossen eigene Verträge. Die östliche Seehälfte unterstand der straffen Führung der Stadt Lindau, resp. ihrer Fischerzunft.

Die ältesten erhaltenen Fischereiornungen stammen aus dem Spätmittelalter und wurden anscheinend auf gut demokratische Weise *durch gemeine Umsässen abgeredt und beschlossen*, wobei die Initiative wohl hauptsächlich von den oben genannten Körperschaften ausging. Die Beschlussfassung über und die Durchsetzung von Rechtsnormen (etwa Art und Beschaffenheit der Fanggeräte oder Mindestmasse und Schonzeiten gewisser Fischarten) müssen sehr mühsam gewesen sein. Es kamen auch immer wieder Streitigkeiten vor.

Nun noch ein paar allgemeine Hinweise auf Entwicklung und Bedeutung der Bodenseefischerei im Laufe der Jahrhunderte: Es ist auffallend, wie viele Klöster an Hochrhein und Bodensee errichtet worden sind und wie sie alle an zum Teil heute noch als besonders fischreich bekannten Plätzen ihre Fischereigerechtigkeiten besaßen. Wenn man an die rund 160 Fastentage im Jahreslauf der Klöster denkt, versteht man das ohne weiteres. Es gibt denn auch in den Klostertraditionen manch nette Reminiszenz an Fische und Fischerei: der heilige Gallus selbst soll ein eifriger Fischer gewesen sein; der heilige Pirmin verscheuchte bei seiner Ankunft das giftige Gewürm von der nachmaligen Reichenau und aus den sie umgebenden Gewässern, die Fische durften bleiben. Ein Bischof von Konstanz soll einst Angst vor den riesigen Fischschwärmen, die sein Boot bedrängten, bekommen und »Gang Fisch!« gerufen haben, welche Bezeichnung dann an der betroffenen Fischart hängen blieb, usw.

Im Spätmittelalter wurden die Jagd und die Fischerei offenbar immer exklusiver von den bevorrechteten Gruppen des Adels und der Geistlichkeit genutzt. Jedenfalls taucht die Forderung, sie wieder allgemein zugänglich zu machen, im Bauernkrieg (1525) allerorten auf. In reformierten Gegenden schwand die Bedeutung der Fischerei und damit die Sorgfalt. Freigabe bedeutete meist auch Verwahrlosung. Davon wurden natürlich auch die Klöster betroffen, die ihre Fischereigründe und -gerechtigkeiten nach wie vor hüteten. Bei der Aufhebung der Klöster nahm der Staat auch die Fischereigerechtigkeiten an sich (Domänenärar). Die auf der Lehensfischerei beruhenden Abgaben wurden – analog den Grundlasten – im Lauf des 19. Jahrhunderts abgelöst. Viele private und ausschließliche Fischereigerechtigkeiten haben sich bis heute erhalten können.

Das 19. Jahrhundert sah übrigens den fast völligen Niedergang der Fischerei an Bodensee und Hochrhein und ihre allmähliche Wiederbelebung durch staatliche und private Initiativen. In einer ausführlichen und genauen Beschreibung des Kantons Schaffhausen von 1839 heißt es: »Mit Ausnahme des Lachsfanges kann von einer Fischerei gar nicht die Rede sein. Die Fische sind so selten, daß sie nicht einmal für die Stadt Schaffhausen, wo doch die Liebhaberei für Fischessen nicht sonderlich ist, hinreichen.« Und 1868 ist in einer Vereinbarung eine Bestimmung enthalten über den Laichfischfang im Hochrhein von Lachs, Äsche, Forelle und Aal. Es war den Vertragschließenden damals offenbar entgangen, daß der Aal nicht im Hochrhein, sondern in der Bermudasee vor der amerikanischen Küste laicht!

Dank intensiver Bemühungen gelang es, die Fischerei bis gegen Ende des Jahrhunderts wieder auf einen beachtlichen Stand zu heben. Die ältesten Fischzuchtanstalten sind vor

ungefähr hundert Jahren errichtet worden, die Gesetzgebung wurde und wird koordiniert und verbessert, der Absatz der Fische durch private und genossenschaftliche Fischhandlungen sichergestellt. Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Bodenseefischerei ist in verschiedenen Abhandlungen ausreichend erforscht und bewiesen; leider fehlt bis heute eine wissenschaftlich fundierte Gesamtdarstellung der Fischerei am Bodensee. Die Stadtarchive böten dazu Material in Hülle und Fülle!

## Die Fangmethoden

Der Darstellung der wesentlichen traditionellen Fangmethoden möchte ich eine kurze Systematik voranstellen. Der wesentlichste Unterschied ist der zwischen Garn und Netz. Ein *Garn* ist relativ fest und dicht gestrickt; es wird von einem oder zwei Schiffen kreisförmig um einen Fischschwarm ausgelegt und gleich anschließend gezogen (deshalb »Zuggarn«). *Netze* werden, meist zu mehreren hintereinander (»Satz«) gesetzt und erst nach Stunden, meist frühmorgens, gehoben. Am Untersee unterschied man die Fischer nach ihrer Hauptbeschäftigung in »Gärner« und »Netzer«, während am Obersee meist beide Fangarten in derselben Familie betrieben wurden. Von Bedeutung war ferner die Reusenfischerei, das heißt das Anbringen von korbähnlichen Vorrichtungen mit einem Einschlupf und Leitwänden oder Flügeln. Ferner betrieben die Berufsfischer zahlreiche Angelmethoden, die von der bekannten Angelruten-Sportfischerei sehr verschieden sind. Der Fischfang mit Speeren und Fallen ist heute weitestgehend aufgegeben, resp. verboten worden.

Die heutigen Berufsfischer sind praktisch ohne Ausnahme Netzfischer und haben zur Existenzsicherung oft noch einen zweiten Beruf. Die verständliche Frage, warum man nicht durch gründliche Modernisierung und Rationalisierung dem Berufsfischer zu einem »Paritätslohn« verhelfen könne, läßt sich leicht beantworten: Damit würde man in wenigen Jahren den Bestand an Edelfischen entscheidend gefährden. Diese Fischarten müssen ja schon lange durch künstliche Aufzucht und teilweise durch »Vorstrecken«, das heißt Auffüttern von Jungfischen mit Plankton, mühsam genug erhalten werden. Jede Rücksichtslosigkeit in der Berufsausübung würde sich schwer rächen. Das weiß man seit Jahrhunderten und hat deshalb in den Fischereiordnungen immer wieder strenge Vorschriften, Ge- und Verbote aufgestellt. Die »Altertümlichkeit« der Fangmethoden erklärt sich also zum großen Teil aus den dringenden Geboten der Schonung des Fischbestandes und der möglichst gerechten Verteilung des Vorhandenen auf die, die davon leben müssen.

Die traditionsreichste, typischste Fischerei des Bodenseegebiets ist gewiß die Zuggarn- oder Segifischerei (im deutschen Bereich nennt man sie Wattfischerei). Das Wort »Segi« (für das Fanggerät und das Boot verwendet) wird abgeleitet vom lateinischen Wort »sagena« und heißt »Zuggarn«. Das entsprechende germanische Wort »Watt« bedeutet ursprünglich »das Gewebe«. Diese Fischerei war in den verschiedensten Formen üblich und weitverbreitet, die alle auf einen »Grundtyp« zurückgehen mögen. Es ist sehr schwierig, in diesem Bereich eine Systematik aufzustellen. Ich beschränke mich auf die Darstellung der wichtigsten Unterarten der Garnfischerei.

Die Watten oder Seginen (*Lommseginen*). »Lomm«, das heißt lahm, ist eine Segi dann, wenn in ihrer Mitte anstelle eines eigentlichen Sackes das Garn so befestigt ist, daß es einen »Blooscht«, eine Wölbung, bilden kann, in der sich dann die Fische ansammeln. Die klassische Watt wurde von vier Mann im verankerten Schiff in der Nähe der Halde gezogen. Die Unterähre des Garns (mit Steinen, Senker genannt, beschwert) berührte dabei den Seegrund und wurde beim Ziehen »übers Kreuz« genommen, so daß sich ein geschlossener Boden bildete und die Fische nicht nach unten ausweichen konnten. Um 1900 soll es auf der Reichenau ein Dutzend solcher Watten gegeben haben. Sie waren im ganzen Unterseegebiet, im Überlinger See bis Hagnau und Konstanz-Staad verbreitet und vereinzelt am Schweizerufer des Obersees anzutreffen. Die letzte Segimannschaft, aus vier Ermatinger Fischern bestehend, fuhr bis 1963.

Bis 1958 betrieben 18 Ermatinger Segifischer genossenschaftlich die sogenannte »Gangfisch-segi«, ein 200 Meter langes Zuggarn, das zur Zeit des Gangfischlaichs, von Mitte November bis Weihnachten, im untiefen Seeteil östlich der Landzunge gezogen wurde. Der Gangfisch, wohl eine Felchenart, bevorzugt den Seerhein als Laichplatz und zog früher in riesigen Schwärmen aus dem Untersee dorthin. Jeder der 18 Teilhaber an der Großen Segi, deren Recht in der Familie vererbt wurde, hatte sein bestimmtes Stück Zuggarn mitzubringen. Diese Teile wurden zusammengesetzt und nach der Fangzeit wieder getrennt und nach Hause genommen. Der Zug, an dem drei Schiffe teilnahmen, stand unter dem Befehl des Segimeisters. Zuerst fuhr der etwa 15 Meter lange »Segner« das Zuggarn in weitem Bogen aus, während vier Mann im »Streckschiff« den Seilanfang festhielten. War die Hälfte ausgeworfen, (eine Schweinsblase markierte dies), zogen sie Seil und Garnanfang zum Pfahl zurück, an welchem der Segner nach seiner Rückkehr angebunden wurde. Die Strecker stiegen hierauf ins große Boot und halfen einziehen, während im »Käuferschiff« zwei Mann, einer davon der Fischhändler, durch Schlagen mit Stangen und Tiefhalten der Unterähre die Fische am Entwischen hinderten. Dieses Garn besaß einen engmaschigen Sack, der zuletzt ins Schiff gezogen wurde.

Da in den Zuggarnen auch »unmäßige« Fische gefangen werden, das heißt solche, die das vorgeschriebene Mindestmaß noch nicht erreicht haben, waren sie umstritten und als »Frevelwerkzeuge« verschrien.

Dies gilt auch für das typische Zuggarn des Obersees, das *Klusgarn*. So wird ein etwa 120 Meter langes und 30 Meter hohes Garn bezeichnet, das zum Felchenfang auf dem »Schweb« meist von zwei Mann gezogen, also schwebend verwendet wurde. Es besteht aus zwei Wänden oder Flügeln und einem Sack. Die Maschenweite verringert sich zwischen der äußeren, der »hellen« Wand und dem Sack von 14 auf 4 Zentimeter. Beim Ziehen verziehen sich die Maschen diagonal und verengen sich dadurch noch mehr. Bedenkt man noch die große Zahl vor allem badischer Klusgarnfischer (um 1914 über 200), so begreift man die Befürchtung, diese würden den See »ausfischen« und den Felchenbestand vernichten. Das Klusgarn, das seit dem 16. Jahrhundert bezeugt ist, ist auch viel bequemer als die heute noch verwendeten Schwebnetze, welche oft während der Nacht kilometerweit abgetrieben werden. Die Klusgarnfischerei wurde aus erwähnten Gründen immer mehr eingeschränkt und schließlich verboten.

Eine Spezialität unter den Zuggarnen ist das äußerst fein gesponnene »Haselwättli« zum Fang des vor allem als Köderfisch verwendeten Hasels. Dieser Fisch hielt sich gerne in Schwärmen in flachen Buchten auf, wo er mit Netzen umstellt und dann mit dem Wättli »ausgeschöpft« wurde. Ebenfalls als Ansteckfische oder »Spys« verwendet wurden die Laube (»Laugele«) und die Groppe; letztere fing man mit einem über einen flachen Bügel gespannten,

spitz zulaufenden Garn, der »Groppenstreife«, die vom Boot aus über den Seegrund geschleppt wurde. Die Groppe hält es heute auf dem Seegrund aus Sauerstoffmangel nicht mehr aus und ist überhaupt äußerst selten geworden. In der Ermatinger Groppenfasnacht lebt sie als Maskottchen weiter.

Die *Netzfischerei*, die heute normalerweise den Broterwerb des Berufsfischers darstellt, kann in ihrer Vielfalt kaum beschrieben werden. Es gab und gibt Netze von sehr verschiedener Länge und Höhe und mit unterschiedlichen Maschenweiten, je nach geltenden Vorschriften. Die einen werden im flachen See (Stell-, Grund- oder Bodennetze), die andern im hohen See (Schwebnetze) verwendet. Früher waren sie aus Hanf oder Baumwolle gefertigt, heute bestehen sie aus Kunstfasern.

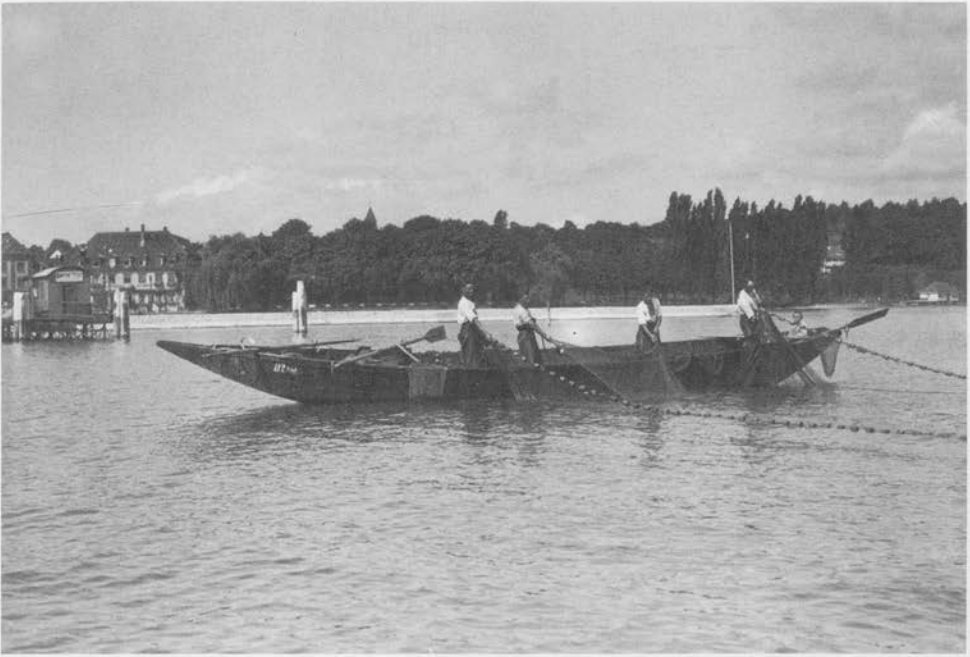
Am Ufer, vorwiegend, wenn es mit Schilf bestanden war, fing man Hechte, Brachsmen, Schleien und Karpfen, indem man seinen Abschnitt mit Netzen umstellte und dann mit dem Ruderblatt oder mit einer Stange aufs Wasser klatschte, so daß die im Schilf sich aufhaltenden Fische das Weite suchten und blindlings ins Netz schossen. Dieses »Treiben« wurde auch angewendet, wo auf der Weiße und an der Halde künstliche Fischverstecke angelegt worden waren, die »Reiser« oder »Gewellstätten«. Diese waren auf dem Landratsamt Konstanz eingetragen und somit Privatbesitz. Im Bereich von Reisern durften nur Berechtigte fischen.

Netze werden meist senkrecht zum Ufer gesetzt mit einem »Chehr«, einer Spirale, am Ende, oder dann als richtiges kleines Labyrinth. Die dazu notwendigen dünnen Stangen nennt man am Untersee »Hüllen«.

Die »Schwebnetze« des Obersees sind heute das klassische Fanggerät für den Blaufelchen. Länge und Höhe haben im Lauf der Zeit stark geschwankt, die Maschenweite ist immer wieder Gegenstand erbitterter Auseinandersetzungen. Je nach Temperatur und Planktongehalt hängt der Fischer seine Netze bis zwanzig Meter tief. Er muß spüren, in welchen Wasserschichten sich der Felchen jeweils aufhält. Wie findet er am nächsten Morgen seine Netze wieder? Er merkt sich zwei möglichst weit voneinander entfernte Punkte am Ufer, die sich von seinem Standort aus genau decken, das heißt hintereinander liegen. Dann sucht er nochmals zwei solche Punkte etwa im rechten Winkel dazu. Rudert er am nächsten Morgen zu diesem Ort, wird er – sofern die Netze nicht von der Strömung abgetrieben worden sind – bald seine Markierung (Tännchen, Wimpel u. ä.) sehen. Sonst beginnt eben die Suche, die ihn mehrere Kilometer weit führen kann. In der Richtung wird sich der an Wetter- und Strömungsbeobachtung gewöhnte Fischer nicht täuschen. Schwieriger wird's erst bei Nebel, wenn er den Kompaß (den »Stern«) braucht. Oft sind seine Netze von andern Booten zerrissen oder vom Schlamm derart verschmutzt, daß stundenlange, mühsame Arbeit notwendig ist, um sie wieder gebrauchsbereit zu machen.

Wir kommen zur *Reusenfischerei*. Da die Reusen über Nacht gesetzt und frühmorgens gehoben (»gebührt«) werden, sind sie den Netzen verwandt, während der Umstand, daß der Fisch in einem Korb oder Sack mit engen Maschen gefangen wird, sie in die Nähe der Garne rückt. Die zwei bei uns charakteristischen Formen der Reuse waren im Unterseegebiet lokalisiert und werden schon seit Jahren nicht mehr gebraucht.

Dort, wo der Seerhein unterhalb Konstanz sich zum Untersee weitet, sind bis heute seltsame Pfahlreihen zu sehen; dicht neben der schmalen Schifffahrtsrinne wippen sie in der Strömung hin und her. Es sind die Überreste der »Fachen« der Gottlieber Fischer. Das Recht, sie zu befischen, hatten sie vom Bischof von Konstanz erhalten, der dafür einige tausend gedörrte Gangfische als Zins beanspruchte. Sie bestanden aus faschinenartig geflochtenen »Wänden« aus



1 Eine Watt-Mannschaft aus Konstanz-Staad vor dem jetzigen Fährehafen. Photo Otto Herzog, 1929/30



2 Ermatinger Segifischer beim Aufziehen des schweren, nassen Zuggarns auf der »Netzhäcki« im Oberstaad. Photo Adolf Ribl, 1931





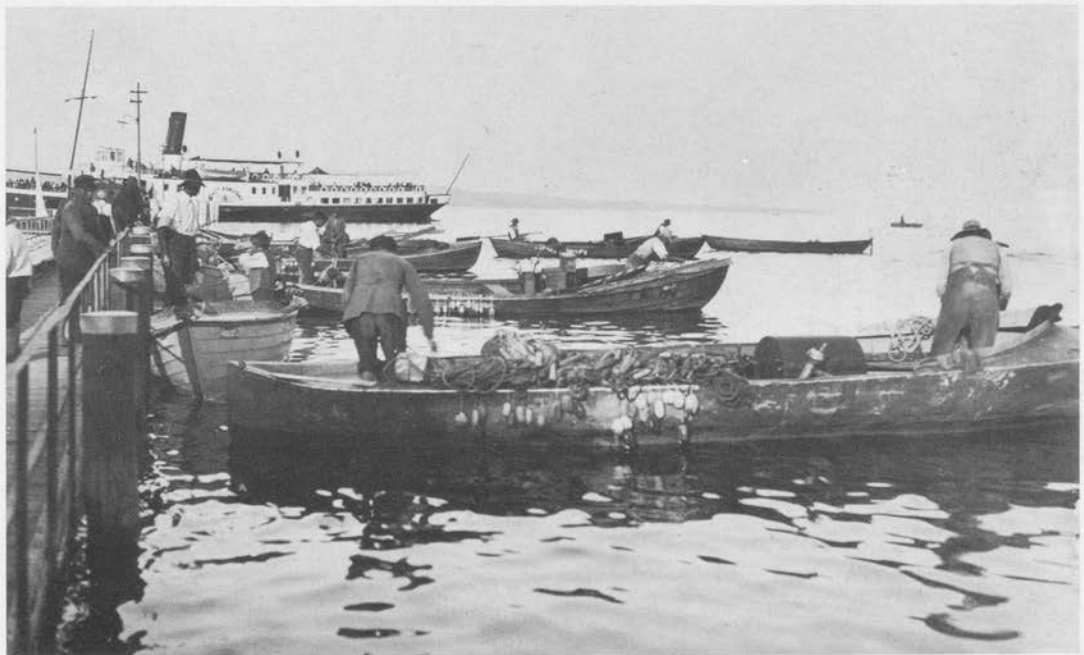
3 Auch in Überlingen bestimmten einst die Wattfischer die Uferpromenade, die auf dieser Aufnahme des Hauses Lauterwasser um 1890 eben neugestaltet worden ist.



4 Im Hochwasserjahr 1910 konnten die Ermatinger Segimannen direkt auf die Wiese fahren und »das Tuch« zum Trocknen wegbringen.  
Photo Hermann Steiger



5 Eine gelungene Aufnahme des Schweizer Photojournalisten Anton Krenn von einem Zug der Gangfischsegi von Ermatingen 1927.



6 Die Klusgarnfischer von Konstanz rüsten sich zur Ausfahrt. Im Vordergrund ein Aluminiumboot. Gut sichtbar sind die Beschwersteine des Zuggarns.  
Photo Otto Herzog, 1928



7 Zwei Ermatinger Fischer beim Fang der als Köderfische für die Angelfischerei verwendeten Hasel, bei Bottighofen.

Photo Adolf Ribl, 1931

8 Ein Uttwiler Blaufelchenfischer beim Waschen seiner Netze. Die Aufnahme gibt einen guten Einblick in die Ausrüstung: Vorn im Schiff der Motoraufbau mit dem Steuerrad; Nebelhorn vorne rechts; Netze in der Mitte; im Heck die Bauchen (d. h. Schwimmer; an den Schnüren werden die Netze in der richtigen Tiefe aufgehängt).





9 Die letzten Berufsfischer aus Gottlieben, welche die »Fachen« instandhielten und nutzten, beim Flechten der »Wände«.

Photo Willy Müller, um 1945



10 Ein Fischer beim »Bühren« (d. h. Heben) der großen Garnreusen in den Fachen bei Gottlieben.

Postkarte, um 1910



11 Zockfischer auf dem gefrorenen Untersee. Vor allem die Reichenauer Fischer vertrieben sich damit die Zeit. Der häufig gefangene, begehrte Barsch (Egli) machte die eher ungemütliche Arbeit wenigstens lohnend.

Photo Max Boller, 1929



12/13 Über die volkswirtschaftliche Bedeutung der Bodenseefischerei sind seit Jahrzehnten immer wieder umfangreiche Arbeiten publiziert worden. Unsere Bilder dokumentieren die beschauliche Seite des Fischhandels: Angehörige der Fischhändlerfamilie Böhler in Reichenau-Niederzell beim Ausnehmen von Fischen. Photo Lydia Bleicher, um 1940. – Ein Blick in die Fischräucherei in Ermatingen, wo heute bereits die dritte Generation Kreis die rege Nachfrage nach geräucherten Gangfischen und Felchen zu befriedigen sucht. Um 1930.







14 Seit dem späteren 19. Jahrhundert befassen sich Künstler immer häufiger mit den Fischern des Bodensees. Nicht immer wird dabei der topo- und ethnographischen Treue in der Darstellung besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Unsere Darstellung von Meersburg ist romantischen Burgenlandschaften am Mittelrhein nachempfunden, und die Fischergruppen im Vordergrund gemahnen eher an die Insel Capri als an die schwäbische Riviera.

15 Kein Bild aus dem zaristischen Rußland, sondern aus Berlingen am Untersee





starken Ruten, die auf dem Dorfplatz von Gottlieben hergestellt, in mühseliger Arbeit ans Ufer und im Wasser zum Standort geschleppt und dort an Pfählen verankert wurden. Je zwei solcher Wände bildeten einen spitzen Winkel, an dessen engster Stelle eine Reuse (auch »Beer« genannt) versenkt wurde. Solche Fachen waren früher an allen Flüssen häufig zu finden; wo sie die Schifffahrt störten, sorgten die Behörden für ihre Entfernung. Die Gottlieber Fachen stehen heute noch in Privatbesitz, sind aber weitgehend zerfallen. Eine ähnliche Anlage befand sich im Seerhein auf der Höhe von Stromeyersdorf.

Die Gottlieber Reusen sind dreieinhalb Meter lang und etwa mannshoch. Sie bestehen aus einem Garn, das auf einen Rahmen aus Weidengeflecht und auf diversen »Zwischenringen« aufgespannt ist. Es gibt nun aber noch eine aus Weiden geflochtene, kleinere Reusenart, die von Steckborner und Berlinger Fischern zum Fang der Trüsche verwendet wurde. Die Trüsche hielt sich, ähnlich wie die Groppe, am Seeboden auf, solange dort noch genügend Sauerstoff vorhanden war. Sie war als Laichfresser verhaßt und wegen ihrer sehr schmackhaften Leber begehrt. Sie ist heute selten geworden. Der Trüschenfischer befestigte hundert und mehr dieser bis anderthalb Meter langen, mit einer Öffnungsklappe versehenen Reusen im Abstand von zwei Metern an einem langen Seil und versenkte das Ganze in zwanzig bis dreißig Metern Tiefe, mit Schwimmern markiert. Das Heben war Schwerstarbeit. Kleinere Garnreusen auf Drahttrüngen werden auch heute noch gerne verwendet, um am schilfigen Ufer Hechte und Aale zu fangen.

Noch bleibt uns eine kurze und unvollständige Darstellung der *Angelfischerei*, die keineswegs nur Sache des Sportfischers ist. Da gibt es die Leg- oder Grundschnur am Seeboden, bis zu zwei Kilometer lang, an der alle paar Meter ein Stück Schnur mit einer geköderten Angel befestigt ist. Die Schwemm- oder Schleppschnur dagegen ist durch einen Haspel am Schiff befestigt und wird gezogen. Am Ende sitzt ein blinkender Löffel oder ein »Wobbler«, der von der Strömung herumgewirbelt wird, so daß die Dreiangel daran vom Fisch weniger gesehen werden kann. Ein Schnarren am Haspel zeigt an, daß einer gebissen hat. Unter »Zocken« (von »zucken«) versteht man das Angeln mit einer etwa dreißig Meter langen Schnur mit drei geköderten Angeln und Senkblei, im Sommer vom Boot aus, im Winter auch durch ein Loch im Eis. Die malerischen Gestalten, die, auf einem Schlitten sitzend, sich hinter einen Windfang duckten und die Füße in einer strohgefüllten »Butte« (Rückentraggefäß) warmhielten, gehören ebenfalls der Vergangenheit an.

Damit sind zwar die wichtigeren, aber beileibe nicht alle Fangarten beschrieben oder doch erwähnt worden. Zwecken, Fallen, Speere und Gabeln und weitere mehr oder weniger grausame Einrichtungen zum Fang von Fischen sind schon im 19. Jahrhundert in Abgang gekommen.

Nun wäre noch zu berichten vom Fischhandel und von den Fischmärkten, vom Leben der Fischer und ihrer sozialen Stellung, aber beide Themen müßten erst genauer erforscht werden und ergäben dann wohl ohne weiteres eigenständige Abhandlungen. Auch über den Bootsbau und die Vogeljagd könnten bestimmt interessante Tatsachen und Zusammenhänge gefunden werden. Während für das 19. und 20. Jahrhundert aus Zeitungen und Fachzeitschriften viel Material gewonnen werden kann, müßten für die Zeit bis ins Spätmittelalter zurück die reichen Aktenbestände der Archive gründlich untersucht werden. All das jedoch sprengt bei weitem die Kapazität des Schreibenden und den Rahmen dieser Arbeit.

Abschließend soll lediglich noch auf die Bemühungen hingewiesen werden, ein Spezialmuseum der Bodenseefischerei aufzubauen, welcher Aufgabe sich der 1976 gegründete Verein für ein Bodensee-Fischereimuseum in CH-8272 Ermatingen unterzogen hat. Der Schreibende, als Initiant desselben, bittet angelegentlich um Unterstützung in jeder Form.

#### LITERATURVERZEICHNIS

Nebst mündlichen Mitteilungen, vor allem von Alt-Fischereiaufseher Hans Ribi in Ermatingen, habe ich folgende Literatur benützt:

KOCH, Markus: Das Fischereigewerbe und der Fischfang in den einzelnen Monaten des Jahres im Untersee, 1928.

SCHALTEGGER, Friedrich: Zur Geschichte der Fischerei im Bodensee. In: Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte 60 (1921), S. 59–91.

SCHUSTER, Bernhard: Die Entwicklung der Hoheitsverhältnisse am Bodensee seit dem Dreißigjährigen Krieg unter besonderer Berücksichtigung der Fischerei. Mit einem Anhang: Die privaten Fischereirechte am Bodensee (Obersee). Konstanzer Stadtrechtsquellen, hrsg. vom Stadtarchiv Konstanz 5. 1951.

SCHWEIZER, Wilhelm: Die Fischereigerechtigkeiten auf dem Bodensee (Obersee). SA aus »Schweizerische Fischerei-Zeitung« 1933, Nr. 1f.

ZANDT, Ferdinand: Fischerei im Überlinger See. In: Badische Heimat 23 (1936), S. 311–320.

Darüber hinaus wird auf die »Bibliographie über Recht und Rechtsgeschichte des Kantons Thurgau und seiner Grenzgewässer«, 1976, und auf die dort in § XI C., S. 52–56, verzeichnete Literatur verwiesen.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Hans-Ulrich Wepfer, CH-8280 Kreuzlingen, Wolfackerweg 3

# Geschichte der Bodenseeschifffahrt bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts

VON KARL HEINZ BURMEISTER

Die Geschichte der Bodenseeschifffahrt, unter der hier vorzugsweise die Lastsegelschifffahrt<sup>1</sup> vor der Einführung der Dampfschifffahrt<sup>2</sup> verstanden sei, reicht bis in die Antike zurück. Es sind jedoch noch unbestimmte Vorstellungen vom Bodensee, die der alexandrinische Dichter Appolonios von Rhodos um die Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. hat, wenn er die Argonauten auf ihrem Schiff *Argo* die stürmischen Seen im ungeheuren Land der Kelten durchqueren läßt<sup>3</sup>. Erst der Geograph Strabo macht um die Zeitenwende genauere Angaben; er erwähnt eine bestehende 35 km lange Überfahrt auf dem Bodensee<sup>4</sup>, d. h., einen Fährverkehr, der zwei urzeitliche Straßen zwischen Gallien und der oberen Donau miteinander verbindet.

Die in ihrer Leistungsfähigkeit begrenzten keltischen Schiffe, die ihrerseits einen mediterranen Einfluß erkennen lassen, dienten dem Fischfang, dem Transport und dem Fährverkehr. Kriegsschiffe waren unbekannt. Hafenanlagen waren entbehrlich, da man die Schiffe am Strand auflaufen lassen konnte<sup>5</sup>.

Der schon den vorkeltischen Pfahlbaubewohnern bekannte Einbaum ist auch noch bei den Kelten verbreitet. Dieses Fahrzeug wird aus einem Baumstamm ausgehöhlt oder ausgebrannt und im Uferbereich durch Abstoßen mittels langer Stangen, den sogenannten Schalten, fortbewegt<sup>6</sup>.

Die Kelten machten nun eine bedeutende Erfindung, indem sie zwei Einbäume seitlich aneinanderkoppelten. Damit wurde einmal die für die Fahrt außerhalb der Uferzone erforderliche Seetüchtigkeit erreicht, zum andern die Tragfähigkeit gesteigert.

Nach dem Bericht Caesars haben die Helvetier, deren Siedlungsgebiet sich bis zum Bodensee erstreckte, mit solchen Fährschiffen *ratibus ac lintribus iunctis* die Flüsse überquert<sup>7</sup>. Sie dürften auch auf dem Bodensee Verwendung gefunden haben. In Gallien standen sie noch

1 Eine umfassende Schifffahrtsgeschichte des Bodensees fehlt bis heute. Grundlegend neuerdings LEIDENFROST, Johannes, Die Lastsegelschiffe des Bodensees. Sigmaringen 1975.

2 Die Dampfschifffahrt ist weit besser erforscht und dargestellt als die Segelschifffahrt. Statt vieler sei hier genannt: DEPERT, Werner, Mit Dampfmaschine und Schaufelrad, Die Dampfschifffahrt auf dem Bodensee 1817–1967. Konstanz 1975 (mit Literaturverzeichnis).

3 HOWALD, ERNST, und MEYER, ERNST, Die Römische Schweiz, Texte und Inschriften mit Übersetzung. Zürich 1940, S. 6 ff.

4 Ebenda, S. 58 f.

5 ELLMERS, Keltischer Schiffbau, S. 120.

6 Ebenda, S. 117.

7 CAESAR, De Bello Gallico, I. 12.

lange in Gebrauch, wie verschiedene Belege aus Gregor von Tours beweisen. Das Fassungsvermögen solcher Boote reichte allerdings nicht aus, als Tiberius 15 v. Chr. mit zwei Legionen den See überqueren wollte. Nach dem Beispiel Caesars führte er daher römische Schiffsbaumeister mit, die auf der Insel Mainau eine Flotte zimmerten, um die Überfahrt und den Nachschub zu sichern<sup>8</sup>.

Die von den Römern auf dem Rhein und auf der Donau verwendeten Flußschiffe sind aus verschiedenen Darstellungen bekannt. Die Biremen oder Triremen mit jeweils zwei oder drei Ruderreihen, einem Rammsporn am Bug und mit zwei, an jeder Seite des Hecks angebrachten Steuerrudern wurden zum Transport von Truppen und Material sowie zum Schutz des Handels auch auf dem Bodensee eingesetzt<sup>9</sup>.

Mit der Niederlassung römischer Kaufleute und dem Ausbau der Straßen gewinnt schon im 1. Jahrhundert n. Chr. der Fährverkehr und der Warentransport auf dem See erhöhte Bedeutung. Nicht nur durch die Bereitstellung größerer und schnellerer Schiffe, sondern auch durch organisatorische Maßnahmen erfuhr die Schifffahrt eine merkliche Belebung. In Analogie zum Comer See und Genfer See darf man bereits für diese Zeit die Entstehung einer Schiffergilde in Bregenz annehmen, die *Nautae lacus Brigantini*, die dem Kult des Merkur und des Neptun huldigte<sup>10</sup>. Eine auf der Luzisteig gefundene Statuette des Neptun<sup>11</sup> zeugt von den engen Handelsverbindungen zwischen Comer See und Bodensee. Die Bregenzer Schiffergilde ist letztlich im Verbund mit der großen mailändischen Handelsgesellschaft der *Negotiatores Cisalpinorum et Transalpinorum* zu sehen<sup>12</sup>. Comer See und Bodensee erfüllen gemeinsam eine wichtige verkehrspolitische Aufgabe beim Alpenübergang. Schon im 1. Jahrhundert beginnen die Römer – nach dem Zeugnis des aus Como gebürtigen Plinius<sup>13</sup> – die Trübschenleber aus dem Bodensee als besonderen Leckerbissen zu schätzen.

Seit den Alemanneneinbrüchen des 3. Jahrhunderts gewinnt die Grenzsicherung durch Kriegsschiffe verstärkte Bedeutung. In Konstanz und Bregenz werden Bootsflottillen stationiert<sup>14</sup>. Erst vor wenigen Jahren hat Elmar Vonbank die eindrucksvollen Mauern des spätrömischen Kriegshafens in Bregenz freigelegt<sup>15</sup>: Hafengebäude, die in solchem Ausmaß erst wieder im 19. Jahrhundert errichtet worden sind. Man geht aber fehl, mit dem Untergang des römischen Reiches ein Ende der Bodenseeschifffahrt anzunehmen. Wie selbstverständlich fahren 610 die irischen Missionare Kolumban und Gallus über den See von Arbon nach Bregenz<sup>16</sup>. Sie treffen in Bregenz noch auf romanische Bevölkerungsteile. Auch sind gerade die Ausdrücke der Fischer- und Schifffahrtssprache aus dem Romanischen übernommen, so *Sege* von lat. *sagina* (Zugnetz) oder *Segmer*, das Lastschiff, von lat. *sagma* (Last)<sup>17</sup>. Wenn auch infolge

8 STAEHELIN, Römische Schweiz, S. 107, der allerdings der Insel Reichenau den Vorzug geben möchte.

9 ELLMERS, Rheinschiffe der Römerzeit, S. 25 ff.

10 STAEHELIN, Römische Schweiz, S. 447.

11 KELLER-TARNUZZER, Karl, Römische Kalköfen auf der Luzisteig, in: Jahresbericht der Historisch-antiquarischen Gesellschaft von Graubünden 67 (1937), S. 33–62 (hier besonders S. 40–44).

12 STAEHELIN, Römische Schweiz, S. 387 f. Vgl. auch BILGERI, Geschichte Vorarlbergs. 1., S. 25.

13 PLINIUS, *Naturalis historia*, IX, 63. Vgl. HOWALD/MEYER, Römische Schweiz, S. 76 f.

14 HOWALD/MEYER, Römische Schweiz, S. 136 f.

15 VONBANK, Hafenummauer, S. 256–259.

16 BORST, Arno, Mönche am Bodensee 610–1525. Sigmaringen 1978, S. 21.

17 JUTZ, Leo, Vorarlbergisches Wörterbuch. 2., Wien 1965, Sp. 1126.

des Unterbruchs der alten Handelsbeziehungen nach Italien der Seeverkehr eine lokale Begrenzung erfuhr und weder für große Handelsschiffe noch für Kriegsschiffe mehr Platz gewesen ist, wenn auch der Schiffbau und die Hafenanlagen verfielen, so blieb in verkleinertem Rahmen doch eine Kontinuität der Bodenseeschiffahrt bestehen.

Trotz der nur spärlichen Zeugnisse ist für das Früh- und Hochmittelalter eine wieder anwachsende Bedeutung der Bodenseeschiffahrt offenkundig. Um das Jahr 770 wird nach der Vita sancti Otmar der Leichnam des Heiligen von der Insel Werd in einem Ruderboot über den stürmischen See nach St. Gallen überführt<sup>18</sup>. Ein Reichenauer Nekrolog hält ein großes Schiffsunglück *in mari*, d. h., auf dem schwäbischen Meer, fest, das etwa in das Jahr 780 fällt<sup>19</sup>. Der Ortsname Höchst, zu Beginn des 9. Jahrhunderts als *Hostadium* oder *Hobstedte* überliefert, deutet auf die Existenz einer Schiffslände<sup>20</sup>. 890 umfassen die Nutzungsrechte des Klosters St. Gallen in Lustenau auch *ligna navalia*, d. h., Schiffsbauholz<sup>21</sup>. Eine große Rolle haben die Schiffsländen beim Transport der Naturalzinsen gespielt, die an die großen Grundherren geliefert werden mußten<sup>22</sup>. Unentbehrlich sind die Schiffe auch für das lokale Fuhrwesen. So gehört zum üblichen Inventar der am See gelegenen Mühlen ein Schiff<sup>23</sup>.

Mit dem Aufblühen der Märkte und Städte nimmt dann die Bodenseeschiffahrt ihren eigentlichen Aufschwung. Seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts taucht überall in den Quellen das Marktschiff auf: 1368 in Konstanz<sup>24</sup>, 1380 in Arbon<sup>25</sup>, 1383 in Lindau<sup>26</sup>, 1394 in Schaffhausen<sup>27</sup>, 1416 in Bregenz<sup>28</sup>.

Das Marktschiff hat die Aufgabe, Personen und Güter zum jeweiligen Markt zu befördern. Das verlangt bereits ein Schiff von beachtlicher Größe. So trägt etwa das Lindauer Marktschiff 1383 immerhin 60 Personen mitsamt ihren Gütern. Wichtiger aber noch ist eine andere Neuerung: der Marktbesuch an festgelegten Tagen, zu ganz bestimmten Uhrzeiten mit dem Glockenschlag eingeleitet, zwingt die Schiffahrt zur Einhaltung eines regelmäßigen Fahrplanes.

Die Personenschiffahrt spielt daneben damals eine sehr viel größere Rolle als heute. Das Schiff ist das schnellste, sicherste, billigste und angenehmste Fortbewegungsmittel. Im Nahverkehr und Fernverkehr hat es seinen Platz. Als die Mönche aus Petershausen gegen Ende

18 DUFT, Johannes, Sankt Otmar, Die Quellen zu seinem Leben, lateinisch und deutsch. Zürich/Lindau/Konstanz 1959, S. 36f.

19 Die Kultur der Abtei Reichenau, Erinnerungsschrift zur zwölfhundertsten Wiederkehr des Gründungsjahres des Inselklosters 724–1924. 2., S. 1154.

20 HELBOK, Adolf, Regesten von Vorarlberg und Liechtenstein bis zum Jahre 1260. Innsbruck 1920/25, S. 5, Nr. 8 und S. 10, Nr. 16.

21 HELBOK, Regesten, S. 54, Nr. 103.

22 Zum Beispiel HELBOK, Regesten, S. 221, Nr. 475: 1257 belehnt Abt Hugo von Allerheiligen den Heinrich Brümsi mit der Schefledi in Schaffhausen; dafür muß er u. a. über Erfordernis des Klosters mit Seeleuten in eigenem Schiff nach Fußach fahren, um Getreideeinkünfte und andere Dinge zu übernehmen.

23 Thurgauisches Urkundenbuch. 5., bearb. v. Ernst LEISI. Frauenfeld 1937, S. 339 betr. die Mühle von Mannenbach.

24 FEGER, Otto, Geschichte des Bodenseeraumes. 1., Lindau/Konstanz 1963, S. 54.

25 BILGERI, Geschichte Vorarlbergs. 2., S. 401, Anm. 93.

26 Die Chronik des Ulrich Tränkle von Feldkirch, hg. von Gerhard Winkler, in: Geschichtsschreibung in Vorarlberg. Bregenz 1973, S. 28.

27 Thurgauisches Urkundenbuch, 8., bearb. v. Ernst LEISI. Frauenfeld 1967, S. 146f.

28 BOESCH, Jakob, Burg Grimmenstein, in: Rheintaler Almanach 15 (1964), S. 25f. Zum Bregenzer Marktschiff vgl. auch BILGERI, Bregenz, S. 58 und S. 612, Anm. 29.



des 11. Jahrhunderts eine Niederlassung im Bregenzerwald errichten, gehört ein Häuschen am See zu ihren ältesten Besitzungen in Bregenz<sup>29</sup>. Immer wieder begegnen wir in mittelalterlichen Quellen dem vom Sturm überraschten Mönch<sup>30</sup>, ein Motiv, das freilich auch auf biblischer Überlieferung beruhte (Matth. 8, 23–27). Auch die großen Herren, etwa die Grafen von Bregenz, verfügten über ihre eigenen Reiseschiffe<sup>31</sup>. Im Fernverkehr wird das Bodenseeschiff vor allem von Kaufleuten und Pilgern in Anspruch genommen. Schon das Rorschacher Marktprivileg Kaiser Ottos I. vom 12. Juni 947 geht davon aus, daß die dem Abt von St. Gallen gehörige Ortschaft »für die nach Italien Reisenden oder nach Rom Wallfahrenden« einen geeigneten Marktplatz darstelle<sup>32</sup>. Die Ebsdorfer Weltkarte des 13. Jahrhunderts mit Jerusalem als Mittelpunkt deutet die Verkehrsfunktion des Bodensees für Pilgerreisen an<sup>33</sup>. Das *Itinerarium Einsiedlense* enthält um 1300 die Bemerkung: *Swer will gien ze den ainsiedel, ... der sol gien ... gen Lindaw und sol denn faren uber den sew gen Roschach*<sup>34</sup>. Ein Wallfahrtsbüchlein des 15. Jahrhunderts sieht für die Route Straßburg–Rom vor, daß der Bodensee von Konstanz nach Lindau bzw. Rheineck im Schiff überquert wird<sup>35</sup>. Die äbtisch-st. gallischen Lehensverträge weisen die Rorschacher Schiffsleute ausdrücklich auf die Überfahrt von Pilgern hin<sup>36</sup>. Eine weitere Gruppe von Reisenden sind die zahlreichen Badegäste, die aus dem süddeutschen Raum die Bäder in Pfäfers oder Hohenems aufsuchen<sup>37</sup>. Die Humanisten und Reformatoren bevorzugten die Fahrt auf dem See, allen voran Erasmus von Rotterdam 1522 bei seinem Besuch in Konstanz<sup>38</sup>. Man könnte die Kaiser erwähnen, vor allem Maximilian I., der wiederholt auf dem Bodensee reiste<sup>39</sup>. Oder schließlich auch Goethe, der 1788 auf der Rückkehr von seiner Italienreise von Fußach nach Lindau übersetzte<sup>40</sup>.

Neben der Marktschifffahrt und Personenschifffahrt stand die in ihrer Bedeutung beständig zunehmende *Lastschifffahrt*, die mehr oder weniger ausschließlich dem Warentransport diente. Teilweise war die Personenbeförderung durch Lastschiffe ausdrücklich verboten. Die Lastschifffahrt ist um den ganzen See verbreitet. Sie schließt die Rheinschifffahrt bis Schaffhausen und bis Rheineck, ursprünglich sogar bis Feldkirch mit ein. Die bedeutendsten Schifffahrtsorte waren Lindau und Bregenz mit je 30 Schiffen im 18. Jahrhundert, schließlich Fußach, Hard, Meersburg und Konstanz mit durchschnittlich je etwa 10 Schiffen.

29 Die Chronik des Klosters Petershausen, hg. von Otto Feger. Lindau/Konstanz 1956, S. 148f.

30 Die Chronik Johans von Winterthur, hg. v. Friedrich Baethgen, 2. Aufl. Berlin 1955, S. 69f. (1308).

31 BILGERI, Benedikt, Bregenz, Eine siedlungsgeschichtliche Untersuchung. Dornbirn 1948, S. 105.

32 WILLI, Rorschach, S. 66.

33 DITFURTH, Helga von, Zwischen Braunschweig–Lüneburg und dem Bodenseeraum, in: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees 82 (1964), S. 119–127 (mit Abb. nach S. 120).

34 Anzeiger für schweiz. Geschichte 1900, S. 343–346.

35 Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins 4 (1853), S. 17 u. S. 19.

36 WILLI, Rorschach, S. 269.

37 Zum Beispiel Vadianische Briefsammlung, hg. v. Emil Arbenz und Hermann Wartmann. 5. St. Gallen 1903, S. 497 (1538).

38 ALLEN, P. S. und ALLEN, H. M., *Opus Epistolarum Des. Erasmi Roterodami*. 5. Oxford 1924, S. 215.

39 Zimmerische Chronik, hg. von Karl August Barack. 2. Aufl. 3. Freiburg i. Br./Tübingen 1881, S. 354f.

40 HELBOK, Claudia, 500 Jahre Frachtführer, Vom Mailänder Boten aus Fußach am Bodensee zur Spedition Gebrüder Weiß. Bregenz o. J., S. 21 (mit der entsprechenden Quellenangabe und weiteren Hinweisen).

Das wichtigste Transportgut ist das *Salz* gewesen, das über Schaffhausen in die Schweiz exportiert wurde, und zwar Hall-Inntalisches Salz über Bregenz und Reichenhaller Salz über Lindau. Seit der Reformation hatte sich die Praxis herausgebildet, daß die katholischen Orte der Eidgenossenschaft ihr Salz über Bregenz bezogen, die reformierten Kantone, insbesondere der Hauptabnehmer Bern, dagegen über Lindau<sup>41</sup>.

Von den schwäbischen *Getreidemärkten* ging sodann *Korn* in Richtung Schweiz und Graubünden, von Radolfzell, Konstanz, Überlingen, Buchhorn, Langenargen, Lindau und Bregenz. Die Getreidefuhr wurde allerdings häufiger gestört. In Kriegszeiten und bei Teuerung wurde sie beschränkt oder auch ganz verboten<sup>42</sup>.

Aus Richtung Schaffhausen wurde vor allem *Wein* nach Lindau transportiert und von dort ins Allgäu weiterbefördert<sup>43</sup>. Aus Bregenz und dem Bregenzerwald war es vor allem das *Holz*, insbesondere Rebstecken, von denen jährlich 3 Millionen den Bregenzer Hafen verließen. Ein großes Schiff konnte bis zu 150 000 Rebstecken fassen. Ihr Transport blieb auf das Frühjahr beschränkt, weil man um diese Zeit die Rebstecken benötigte und außerdem der Wasserstand auf dem Rhein günstig war<sup>44</sup>.

Im übrigen sind es *Kaufmannsgüter* aller Art im Handel zwischen Deutschland und Italien, die auf dem See transportiert werden, vor allem Leinwand aus Oberschwaben, in der Gegenrichtung Gewürze, Südfrüchte und Wein. Die Waren wurden in Fässern oder Ballen transportiert, die mit den üblichen Kaufmannszeichen markiert waren.

Die Unterscheidung von Marktschiffahrt, Personenschiffahrt und Lastschiffahrt ist ebenso wie die *Klassifizierung der Schiffe* nach ihrer Größe erst seit dem 16. Jahrhundert üblich. Die Grundbedeutung von *Ledi* – wie die Bodenseeschiffe gewöhnlich heißen – ist Last, sowie ja auch das Wort *Segmer* vom lat. *sagma* (Last) abgeleitet ist, wobei man die Vorstellung von einer Last ganz bestimmter Größe zugrundelegen muß. Im Mittelalter ist daher *Ledi* das kleine Schiff, das eine Last bestimmter Größe trägt, im Gegensatz zum großen Schiff, etwa dem Marktschiff. *Ledinen*, wie die Mehrzahl von *Ledi* lautet, fahren im 15. Jahrhundert auf dem Alpenrhein und der Ill bis Feldkirch<sup>45</sup>. Später ist es genau umgekehrt: die *Ledi* ist das größte Lastschiff, ihr folgen die *Halbledinen*, die *Segmer*, die *Viertelsegmer* und noch kleinere Boote. Seit dem beginnenden 18. Jahrhundert wurden von Lindau und Bregenz übergroße *Ledinen* von 30 m Länge angeschafft. Beide Städte verfügen 1764 über je vier solcher großen Schiffe mit einer Tragfähigkeit bis zu 150 t<sup>46</sup>. Sie wurden hauptsächlich für den Salztransport eingesetzt. Nachteile waren ihr hoher Anschaffungspreis und ihre größere Abhängigkeit vom Wetter. Außerdem waren neben der gewöhnlichen Besatzung zwölf Mann erforderlich, um das Schiff aus dem Hafen zu bringen. Bei Flaute pfl egten zwei bis drei kleinere Schiffe mit jeweils sechs Mann Besatzung vorgespannt zu werden<sup>47</sup>.

41 WOLFART, Lindau. 1., 2. Abt., S. 176.

42 Zum Beispiel: BILGERI, Benedikt, Der Bund ob dem See. Stuttgart 1968, S. 72 (1407); GRAF-SCHELLING, Hoheitsverhältnisse, S. 6.

43 BRÜLISAUER, Freitrunk, S. 171.

44 KLEINER, Beschreibung, S. 149.

45 Hohenems. Gedenkschrift zur Eröffnung der Straße Hohenems-Diepoldsau. Dornbirn 1930, S. 109.

46 ZINZENDORF, Schweizerreise, S. 187.

47 ZINZENDORF, Schweizerreise, S. 188.

*Schiffsbaustätten* waren rings um den See vorhanden: in Hard, in Bregenz, in Lindau, Überlingen, Bodman, auf der Reichenau, in Stein a. Rh. Der Bau eines Schiffes erforderte mehrere Monate, nachdem das Holz dazu meist schon ein bis zwei Jahre vorher ausgesucht und präpariert worden war. In Hard wurden 1819 jährlich fünf Schiffe gebaut<sup>48</sup>. Neben dem Neubau hatten die Werften aber auch die Überholung vorhandener Schiffe durchzuführen. Spätestens im zweiten Jahr nach der Indienstellung, dann sogar jährlich, wurde jedes Schiff an Land gebracht, um *geschoppt* zu werden, d. h., die Fugen wurden neu gedichtet<sup>49</sup>.

Die Bodenseeschiffe zeichnen sich allesamt durch eine alemannisch-nüchterne Beschaffenheit aus. Sie bestehen aus Eichenholz, das in Sägemühlen zugeschnitten wird. Die Fugen wurden mit Hanf ausgestopft und mit Pech verklebt, schließlich der gesamte Schiffsrumpf mit Pech gestrichen, was den Schiffen einen durchdringenden Geruch verlieh<sup>50</sup>.

Die Schiffe haben kein festes *Deck*<sup>51</sup>. Es werden vielmehr, soweit erforderlich und möglich, über die Ladung neue Bretter gelegt, die vom Schiffsmann unverzollt ausgeführt und am Zielort verkauft werden durften<sup>52</sup>. Dieses Privileg wurde anscheinend des öfteren mißbraucht, wie aus den späteren Verboten zu entnehmen ist, ein doppeltes oder gar dreifaches Deck über die Ladung zu legen.

Der Schutz für die Ladung wurde zuweilen auch vertraglich geregelt. So bestehen etwa die Feldkircher Kaufleute in ihren Verträgen mit den Schiff sleuten aus Höchst, Rheineck und Lustenau darauf, daß ein Dach mitgeführt wird, um die Ladung, namentlich Korn, vor Durchnässung zu schützen<sup>53</sup>.

Unerlässlich für jedes Schiff sind die *Lademarken*: zwei Kupfernägeln, die den höchsten zulässigen Tiefgang eines Schiffes anzeigen<sup>54</sup>. An Hand dieser Marken konnte ein Überladen des Schiffes festgestellt werden. Jedes Schiff wurde beim Ein- und Auslaufen durch den Luckenmann daraufhin überprüft. Dazu waren die Schiff sleute sowohl durch ihre Lehensverträge als auch durch ihre Frachtverträge mit den Kaufleuten verpflichtet, *gut Bord* zu halten<sup>55</sup>. Diese mehrfache Absicherung zur Einhaltung dieser wichtigen Sicherheitsbestimmung konnte aber nicht verhindern, daß Überladungen immer wieder festgestellt und bestraft wurden<sup>56</sup>.

So einfach wie das Schiff selbst ist auch die *Ausstattung der Schiffe* gewesen<sup>57</sup>. Außer dem Segel- und Tauwerk gehören dazu Ruder und Schalten, das Steuerruder, das Schöpfgeschirr und der aus Holz gearbeitete Anker, dessen Spitzen mit Eisen aus den Schaffhauser Hämmern beschlagen waren<sup>58</sup>.

48 Die Berichte des Kreishauptmanns Ebner, hg. v. Meinrad Tiefenthaler. Dornbirn 1950, S. 69.

49 Stadtarchiv Lindau, Schiffleuteordnung von 1598 (Reichsstädtische Akten 102/1).

50 WIEDEMANN, Bodenseeschiffe, S. 176.

51 WIEDEMANN, Bodenseeschiffe, S. 176.

52 Ebenda, S. 176.

53 WELTI, Ludwig, Lustenauer Heimatbuch. 1. Lustenau 1965. S. 127.

54 LEIDENFROST, Lastsegelschiffe, S. 23 ff.

55 WELTI, Lustenauer Heimatbuch. 1., S. 127.

56 Zum Beispiel: Stadtarchiv Lindau, Schiffschauordnung von 1555; Neue Schiffschauordnung von 1588 (Reichsstädtische Akten 102/1). Weitere Beispiele bei LEIDENFROST, Lastsegelschiffe, S. 63 ff.

57 WIEDEMANN, Bodenseeschiffe, S. 176.

58 ZINZENDORF, Schweizerreise, S. 56 (1764).

Auf den größeren Schiffen stand hinten ein Kasten, der den Kompaß oder auch nur die einfachere Windrose enthielt und danach *Sternenhütle* hieß<sup>59</sup>. Der Kompaß fand bei Nachtfahrten und bei Nebel Verwendung. Das *Sternenhütle* zeigt, namentlich bei landesherrlichen Schiffen, einen Anstrich; zuweilen sind hier auch Wappen aufgemalt.

Einen Namen haben die Schiffe nicht geführt, sie hießen nach ihren Eignern, die ihrerseits an der Farbe und Anordnung der Hanftuchbahnen auf dem Segel erkennbar gewesen sind<sup>60</sup>. So sind etwa die Harder Schiffsleute an den blauen Streifen auf weißer Leinwand zu erkennen; und zwar führen die Lehner einen senkrechten blauen Streifen, die Büchele zwei senkrechte blaue Streifen, ein anderes Geschlecht der Büchele einen blauen Streifen flankiert von zwei blauen Streifen halber Länge<sup>61</sup>. Aus dem 30jährigen Krieg ist überliefert, daß die Schiffe numeriert wurden<sup>62</sup>. Vereinzelt tauchen in dieser Zeit auch Schiffsnamen auf: 1634 taufen die Schweden ihr Flaggschiff auf dem Bodensee auf den Namen »Königin Christine«<sup>63</sup>. Während um diese Zeit auf dem Genfer See Kriegsschiffe mit Namen üblich sind<sup>64</sup>, bleiben die Bodenseeschiffe grundsätzlich namenlos<sup>65</sup>. Erst mit den Dampfschiffen setzt im frühen 19. Jahrhundert die Namengebung der Schiffe auf dem Bodensee ein.

Die bewährte Tradition der Bodenseeschiffe ließ kaum jemals andere Schiffstypen zu. Es erregte großes Aufsehen, als der englische Lord Baltimore 1770 einen *Segmer* kaufte, Kammern und Küche einbauen ließ, dem Schiff einen farbigen Anstrich gab und sogar nach englischer Art Flaggen anbringen ließ<sup>66</sup>. Ein besonderer Schiffstyp aber ist das landesherrliche Jagschiff<sup>67</sup> gewesen, das durch seine Ruderreihen den gewöhnlichen Segelschiffen an Schnelligkeit weit überlegen ist. Seit dem 15. Jahrhundert ist das Jagschiff in Bregenz, Fußach, Lindau, Meersburg, Überlingen und Konstanz anzutreffen. In Kriegszeiten ist es das Kriegsschiff schlechthin. In Friedenszeiten wird es zur Kontrolle der Ausfuhrverbote und gegen Schmuggler

59 STADELMANN, Harder Schifffahrt, S. 140.

60 WIEDEMANN, Bodenseeschiffe, S. 176; ZINZENDORF, Schweizerreise, S. 189.

61 STADELMANN, Harder Schifffahrt, S. 140f.

62 KÜNG, Vorarlberg, S. 400. Auch in den Franzosenkriegen 1799/1800 wurden die Schiffe noch numeriert. Dabei waren die niedrigen Nummern der Flottenführung zugeordnet.

63 KÜNG, Vorarlberg, S. 280; MESSERSCHMID, Max, Buchhorn-Hofen im Dreißigjährigen Krieg, in: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees 89 (1971), S. 38.

64 BLOESCH, Kriegsschiffe, S. 29, nennt für den Genfer See für das Jahr 1665 die Kriegsschiffe »Le grand Ours« und »Le petit Ours«.

65 BILGERI, Geschichte Vorarlbergs. 3., S. 159, spricht irrtümlich von einem Schiff mit dem Namen »Blockhaus«, das Lindau, Bregenz und Konstanz gemeinsam gegen die Schweden zum Einsatz bringen.

66 Geschichte der Stadt Lindau, 1., 2. Abt., S. 154f.

67 Das Jagschiff wäre eine eigene Untersuchung wert. BILGERI, Geschichte Vorarlbergs. 2., S. 208, erwähnt zwei 1444 in Bregenz gebaute Jagschiffe, die auf dem Zürichsee eingesetzt wurden. Erwähnung des herrschaftlichen Jagschiffes in Bregenz: Archiv für Geschichte und Landeskunde Vorarlbergs, 1911, S. 7 (1516); Tiroler Landesarchiv, Buch Walgau. 2., S. 147 (1536), 5., S. 168<sup>b</sup> (1560); Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols und Vorarlbergs, S. 297 (1637) und passim; Montfort 1969, S. 106 (1646); Vorarlberger Landesarchiv, OA Bregenz, Hs. 12, Bl. 186<sup>b</sup>-187<sup>a</sup> (1659) und Akten Nr. 154 (1713-1734). Das Lindauer Jagschiff ist z. B. genannt in Geschichte der Stadt Lindau. 1., 2. Abt., S. 151 (1734), S. 155 (1771), S. 158 (1794), das Überlinger Jagschiff in Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees 54 (1926), S. 192 (1590) und 93 (1975), S. 56 (1651), das Jagschiff des schwäbischen Kreises bei WILLI, Rorschach, S. 268 (1693).

eingesetzt<sup>68</sup>. Es gibt wertvollen Ladungen einen Geleitschutz. Es ist das schnelle Reiseschiff des Landesherrn und seiner Gäste und wird deshalb auch für ausgesprochene Lustfahrten eingesetzt. So folgt der Lindauer Rat 1551 einer Einladung des Grafen Hugo von Montfort auf das Schloß Argen im städtischen Jagschiff<sup>69</sup>. Zum repräsentativen Staatsschiff wird das Jagschiff, wenn es 1563 Kaiser Ferdinand I. bei seinem Besuch von Überlingen unterwegs aufnimmt, von prächtig gekleideten Ruderknechten geführt *in blau- und weißleinenen Hosen, darüber ... ein weißes Hemd, darin an linker Schulter das rote Feldzeichen*<sup>70</sup>. Im Gegensatz zu den einfachen Lastschiffen weisen die Jagschiffe eine Bemalung<sup>71</sup> auf, wobei vor allem auch an die entsprechenden Hoheitszeichen zu denken ist.

Die ersten Jagschiffe wurden um die Mitte des 15. Jahrhunderts in Bregenz gebaut. Schon die älteste Darstellung läßt die Eigenheiten dieses Schiffes genau erkennen: Das Schiff ist mit Kanonen bestückt, deren Anzahl zwischen einer und acht schwankt. Das Schiff verfügt über eine militärische Besatzung bis zu 30 Mann, darunter ausgebildete Kanoniere. Hinzu kommt eine Rudermannschaft von weiteren 32 Mann<sup>72</sup>.

Die Kriegsschiffahrt beginnt, vorerst ohne größere Bedeutung, um die Wende des 13. zum 14. Jahrhundert. Im Morgartenkrieg von 1315 setzten die Eidgenossen vor Luzern ein italienisches Großkampfschiff ein<sup>73</sup>. Umgekehrt ließ Herzog Sigmund von Tirol 1454 in Bregenz ein großes Meerschiff gegen die Eidgenossen bauen, das sich jedoch als nicht fahrtüchtig erwies<sup>74</sup>. Im Schwabenkrieg spielen Überfälle auf einzelne Schiffe eine Rolle<sup>75</sup>; doch kann von Seeschlachten keine Rede sein. Erst der 30jährige Krieg offenbarte die strategische Bedeutung der Seeherrschaft: sie gewährleistet nicht nur die Versorgung und rasche Auffüllung von Garnisonen, sondern sie zeigt auch überraschende Offensivkraft<sup>76</sup>. Die Handelsschiffahrt muß Truppen und Kriegsmaterial kostenlos befördern, vielfach werden ihre Schiffe requiriert und als Kriegsschiffe ausgerüstet<sup>77</sup>. 1634 ließen die Schweden in Buchhorn eine Flotte bauen, deren Flaggschiff, die »Königin Christine«, ein Meeresschiff mit 22 Kanonen war<sup>78</sup>. Es kam nicht richtig zum Einsatz, da die Schweden sich noch im selben Jahr nach der

68 Zum Beispiel Geschichte der Stadt Lindau, hg. v. K. Wolfart. 1., 2. Abt., S. 23 (1621); WILLI, Rorschach, S. 268 (1693); KLEINER, Viktor, Die Beschreibung der vorarlbergischen Herrschaft aus dem Jahre 1740, in: Alemannia 10 (1935), S. 149 (1740); ZINZENDORF, Schweizerreise, S. 188 (1764).

69 Geschichte der Stadt Lindau. 1., 1. Abt., S. 419.

70 Prof. EYTENBENZ, Bunte Steine, in: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees 2 (1870), S. 221f.

71 OBSER, Karl, Quellen zur Bau- und Kunstgeschichte des Überlinger Münsters (1226–1620). Karlsruhe 1917, S. 140 (1615) und S. 142 (1589) betr. das Jagschiff der Stadt Überlingen.

72 So die Besatzung des erzfürstlichen Jagschiffes in Bregenz 1637, vgl. KÜNG, Vorarlberg, S. 400.

73 MEYER, Karl, Aufsätze und Reden, in: Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich 37 (1953), S. 73, Anm. 1.

74 Joachim v. WATT (Vadian), Chronik der Äbte des Klosters St. Gallen. 2. St. Gallen 1877, S. 148.

75 Beispiel bei KAUFMANN-BAYER, R., Anteil der Fürstabtei und Stadt St. Gallen sowie der Gotteshausleute am Schwabenkrieg, in: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees 9 (1878), 21, Anm. 4, vgl. auch die bildliche Darstellung bei SCHRADIN, Nikolaus, Schweizer Chronik, Sursee 1500 (Faksimile-Neudruck München 1927).

76 KÜNG, Heribert, Vorarlberg im Dreißigjährigen Krieg. Diss. phil. Innsbruck 1968, S. 341.

77 KÜNG, a. a. O., S. 478.

78 KÜNG, Vorarlberg, S. 280.

verlorenen Schlacht von Nördlingen aus Süddeutschland zurückzogen. Ein letztes Mal hat die Kriegsschiffahrt in den Napoleonischen Kriegen eine Rolle gespielt<sup>79</sup>.

Die Schiffahrt kannte ursprünglich keinerlei rechtliche Beschränkungen. Im Jahre 1179 bekennt Kaiser Friedrich Barbarossa, die Schiffahrt auf dem Bodensee sei von alters her frei gewesen<sup>80</sup>. Trotzdem setzte sich in der Folge die Vorstellung durch, daß die Schiffahrt ein landesherrliches Regal sei. Der noch im 18. Jahrhundert dagegen vorgebrachte Einwand, zu Wasser seien weder Wege noch Straßen zu unterhalten, war unzutreffend. Denn seit die Schiffe infolge ihrer zunehmenden Größe nicht mehr am Strand auflaufen konnten, waren kostspielige Damm- und Hafengebauten erforderlich, die von den Landesherrn getragen wurden. Auch das Kapital für den Bau großer Schiffe konnte wohl zunächst nur von den Landesherrn aufgebracht werden. Andere Rechte begünstigten die Entwicklung der Schiffahrt zu einem landesherrlichen Lehen, das auf Zeit gegen Zins ausgegeben wurde. Hier ist an erster Stelle das Fahrlehen zu nennen: es waren dies Grundstücke, die mit der Verpflichtung verbunden waren, den Landesherrn bzw. auch den Grundherrn jederzeit über den See zu fahren<sup>81</sup>. Daneben führte das Geleitsrecht zur verstärkten Ausbildung einer landesherrlichen Schiffahrtspolizei<sup>82</sup>.

Die auf Zeit abgeschlossenen Pachtverträge erlauben es dem Landesherrn, stets neue Bedingungen durchzusetzen. Auf diese Weise entstehen zahlreiche rechtliche Bestimmungen. Seit dem 16. Jahrhundert werden ausführliche Schiffahrtsordnungen erlassen, auf deren Einhaltung die Schiffsleute vereidigt werden<sup>83</sup>. Zuweilen werden die Pachtverträge durch generelle Privilegien für einzelne Schiffahrtsgesellschaften ersetzt. Schon sehr früh tritt der Herrschaft ein genossenschaftliches Element gegenüber: die Schiffsleute organisieren sich zum Zwecke der Mitbestimmung in Zünften: seit 1275 in Lindau<sup>84</sup>, 1390 in Konstanz<sup>85</sup>, 1399 in Fußach<sup>86</sup> usw. Ihre Politik richtet sich in erster Linie darauf, die Zahl ihrer Mitglieder möglichst zu beschränken, um die Konkurrenz in Schranken zu halten. Das hat die Folge, daß einige wenige Geschlechter durch Jahrhunderte eine beherrschende Rolle in der Schiffahrt spielen.

Unter den einzelnen Schiffern gab es einen harten Konkurrenzkampf, der durch die naturgegebenen Verhältnisse nur begünstigt wurde. Es ist nur zu verständlich, daß nach wochenlanger Flaute möglichst alle Schiffe auf einmal den Hafen verlassen wollten. Die Zünfte erwirkten daher ein strenges System, nach welcher Reihenfolge die Schiffe abfahren durften. In Lindau mußte das erste Schiff fahren, sobald es um 18 Gulden Lohn geladen hatte<sup>87</sup>. Es war dann für die nächste Fahrt erst wieder zugelassen, wenn das letzte Schiff an der Reihe gewesen war. Ausnahmeregelungen gab es nur für Eilgüter, die fristgerecht auf gewisse Märkte oder Messen zu transportieren waren und nicht mit gewöhnlichem Frachtgut zusammen befördert werden durften<sup>88</sup>.

79 BARTSCH, Seekrieg.

80 HELBOK, Regesten, S. 138, Nr. 282.

81 BILGERI, Bregenz, S. 105f.

82 GÖNNENWEIN, Rechtsgeschichte, S. 42.

83 Zahlreiche Beispiele bei LEIDENFROST, Lastsegelschiffe, S. 63 ff.

84 Geschichte der Stadt Lindau. 2., S. 53.

85 Stadtarchiv Konstanz, D I. 123 (Zunftordnung der Schiffeleute, Scherer und Bader 1390–1509).

86 Geschichte der Stadt Lindau. 1., 1. Abt., S. 122.

87 Stadtarchiv Lindau, Schiffahrtsordnung von 1533 (Reichsstädtische Akten 102/1).

88 Stadtarchiv Lindau, Schiffahrtsordnung von 1598 (Reichsstädtische Akten 102/1).

Wenn das erste und zweite Schiff laden, ist das dritte Schiff verpflichtet, sich für die Fahrt zu rüsten, damit keine Verzögerung zum Nachteil der Kaufleute entsteht, andernfalls verliert es die Fahrt und ist erst nach Ablauf des Turnus wieder an der Reihe. Das geht so weit, daß der Schiffmann auch in dem Fall, wo sein Schiff zu Reparaturzwecken auf der Werft liegt, die Fahrt verliert, wenn er sich nicht ein fremdes Schiff mietet.

Auf die Zünfte gehen auch die Bestimmungen zurück, daß die *Ledinen* mit mindestens sechs Schiffsknechten neben dem Schiffs- bzw. Steuermeister besetzt sind<sup>89</sup>. Auf ihre sorgfältige Ausbildung wird großer Wert gelegt. Schiffsmann und Schiffsknechte führen ein rauhes Leben. Sie sind Tag und Nacht, zu Sommers- und Winterszeiten schutzlos dem Wetter ausgesetzt; es gibt keine Kajüten, nicht einmal ein Deck auf dem Schiff. Man schläft auf einem harten Brett unter der Stabank, dem Platz des Steuermanns hinten im Schiff<sup>90</sup>. Die Verpflegung, die auf dem Schiff eingenommen wird, besteht aus Brot, Speck, Käse und Dörrobst<sup>91</sup>. Dazu gibt es Most, Wein und in besonderen Fällen Kirschwasser. Auch der Tabak beginnt früh eine Rolle zu spielen<sup>92</sup>. Trotz dieses einfachen und bescheidenen Lebens ist der Schiffsmann eine achtungsgebietende Persönlichkeit. Er ist immerhin ein Mann, der lesen und schreiben kann. Schon die ältesten Schifffahrtsordnungen verpflichten ihn, alles aufzuschreiben, was er empfängt<sup>93</sup>. Die Ladezettel gehören von Anfang an unerläßlich zu jeder Fahrt. Der Schiffsmann übt die Grenzpolizei aus: er darf keine verdächtigen Personen befördern, sondern muß diese der Obrigkeit anzeigen<sup>94</sup>. Er kann u. U. auch den Zoller vertreten.

Sehr anschaulich ist im Fußacher Urbar von 1564 geschildert, wie die Zollformalitäten vor sich gingen<sup>95</sup>. Wenn Leute, Vieh oder Güter von Fußach zu Schiff an andere Orte fahren wollen, so solle der Schiffmann auf dem Platz vor dem Schloß dreimal laut rufen. Falls sich daraufhin niemand meldet, um den Zoll einzuziehen, soll der Schiffmann selbst den Zoll einheben und darüber später getreulich abrechnen. Der Schiffmann nimmt also eine Reihe amtlicher Funktionen wahr. Dagegen ist es ihm streng verboten, eigene Kaufmannsgeschäfte zu treiben. Die Zünfte sind auch der Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens. Schon 1428 haben die Schiffsleute in Konstanz ihre eigene Trinkstube<sup>96</sup>. 1540 stiftete die Stadt Schaffhausen für die Lindauer Zunftstube eine Wappenscheibe<sup>97</sup>. In der Zunftstube wurde auch die Lade aufbewahrt, die alle wichtigen Dokumente und namentlich die Tarife enthielt<sup>98</sup>.

89 Ebenda.

90 Stadtarchiv Lindau, Bericht über das Schiffsunglück vom 19. Dezember 1684.

91 WIEDEMANN, Bodenseeschiffe, S. 177.

92 WIEDEMANN, Bodenseeschiffe, S. 177.

93 Stadtarchiv Lindau, älteste Schiffsleuteordnung von ca. 1500 (Reichsstädtische Akten 102/1).

94 NIEDERER, Rheineck 2, S. 436.

95 Vorarlberger Landesarchiv, Hds. u. Cod., Vogta. Feldkirch 39, Bl. 6<sup>a</sup>.

96 AMMANN, Hektor, Die Judengeschäfte im Konstanzer Gerichtsbuch 1423–1434, in: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees 71 (1952), S. 48, Nr. 121. Auch erwähnt bei Anneliese MÜLLER und Franz GÖTZ, Die Urkunden des Stadtarchivs Meersburg. 1971, S. 70, Urk. Nr. 143 (1478).

97 ROTT, Hans, Schaffhausens Künstler und Kunst im XV. und in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, in: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees 54 (1926), S. 129.

98 Im Städtischen Museum (Cavazzen) zu Lindau befindet sich eine Zunfttruhe der Schiffsleute von 1692. Vgl. Hans JORDAN und Karl BRÖBER, Das Lindauer Heimatmuseum. 1932, S. 40.

Alljährlich halten die Bregenzer Schiffsleute am Tag St. Nikolaus', des Patrons der Schifffahrt, ihren Jahrtag ab<sup>99</sup>. Im Eigentum der Zunft steht eine 10 Pfund schwere Silberstatue des hl. Nikolaus<sup>100</sup>, der auch sonst im Umkreis des Bodensees besondere Verehrung genießt, so beispielsweise in Fußach, Lindau, Buchhorn oder in Überlingen. Später trat die Nepomukverehrung hinzu<sup>101</sup>. Im 18. Jahrhundert wurde vor Auslaufen eines Schiffes in der Johann-Nepomuk-Kapelle auf dem Bregenzer Kornmarkt eine hl. Messe gefeiert<sup>102</sup>. Sobald ein Schiff den Hafen verlassen hatte, erscholl der Ruf des Schiffmanns: *m muaß Kloße beate*. Es wurden acht Vaterunser gebetet, davon eines zu Ehren des hl. Nikolaus<sup>103</sup>. Besondere Verehrung genossen auch die Muttergottes und der hl. Gebhard, denen in Bregenz mehrfach Motivtafeln für die Errettung aus einem Sturm geweiht wurden<sup>104</sup>. Auch in anderen Bodenseestädten sind solche Motivtafeln vorhanden<sup>105</sup>. Diese Zeugnisse der Frömmigkeit stehen in einem eigenartigen Widerspruch zu der hemmungslosen Sonntagsarbeit der Seeleute.

Die Schifffahrt befand sich in einer stetigen Abhängigkeit von den Witterungsverhältnissen, die oft lange Zwangspausen auferlegten, sei es durch wochenlange Stürme oder durch anhaltende Flauten<sup>106</sup>. Beides führte dazu, daß man jede auch noch so kritische Fahrtgelegenheit ausnutzen mußte. Man spannte Vorschiffe ein, welche die unbeweglicheren großen Schiffe ziehen mußten. Man fuhr gewöhnlich in Ufernähe, um sich notfalls durch Schalten fortbewegen zu können. Zugleich gebot die Gefahr vor plötzlichen Stürmen ein solches Fahren im Uferbereich. Die Berichte über die Schiffsunglücke machen nämlich klar, daß beim Untergang eines Schiffes in Ufernähe zumindest ein Teil der Ladung noch gerettet werden konnte, was bei einem Unfall auf dem hohen See völlig ausgeschlossen war.

Die hohen witterungsbedingten Fahrtausfälle zwangen dazu, regelmäßig auch bei Nacht zu fahren<sup>107</sup>. Dazu wartete man gewöhnlich den Mondaufgang ab; zumindest ist ein sternklarer, heller Himmel Voraussetzung für das Nachtfahren gewesen; denn das Fahren bei Dunkelheit war nicht nur gefährlich, sondern hatte im Unglücksfall auch eine Vermutung der Fahrlässigkeit gegen den Schiffsmann zur Folge. Das Mitführen von Laternen und Positionslichtern wird erst im 19. Jahrhundert gesetzlich vorgeschrieben. Doch zeigt eine Beschwerde des Lindauer Gredmeisters aus dem Jahre 1600, die Laternen seien nicht sicher gewesen<sup>108</sup>, daß die Laternen auch sehr viel früher schon zur Schiffsausrüstung gehörten. Inwieweit auch in den Häfen

99 AMMANN, Schifffahrt, S. 30.

100 Ebenda, S. 30.

101 RAPP, Ludwig, Topographisch-historische Beschreibung des Generalvikariates Vorarlberg. 2., Brixen 1896, S. 486–490 (betr. Kapelle zum hl. Johannes von Nepomuk in Bregenz).

102 AMMANN, Schifffahrt, S. 30.

103 Ebenda, S. 30.

104 Ebenda, S. 30.

105 Zum Beispiel die Motivtafel, die Hans Ulrich Blaser, Kirchenpfleger zu Tettngang, für die Errettung von Schiffbruch am 18. Juni 1676 gestiftet hat (Montfortmuseum Tettngang).

106 WIEDEMANN, Bodenseeschiffe, S. 177.

107 Geschichte der Stadt Lindau. 1., 2. Abt., S. 13 (1612); ebenda, S. 136 (18. Jh.); WILLI, Rorschach, S. 269 (1756); NIEDERER, Rheineck. 2., S. 435 (1808).

108 Stadtarchiv Lindau, Beschwerde des Gredmeisters über Verstöße gegen die Schiffsleuteordnung (1600).



Leuchtfeuer verwendet wurden, ist fraglich. In der Regel dürften die Häfen während der Nacht geschlossen gewesen sein: die Hafenucke wurde durch ein Holzgatter gesperrt und mit Eisenketten gesichert<sup>109</sup>.

Die Schifffahrt blieb auch im Winter offen. Im Februar 1573 wurde in dreieinhalbtagiger Arbeit ein Kanal von Fußach nach Lindau geschlagen, der bereits in der folgenden Nacht wieder zufror<sup>110</sup>. Auch vom Untersee sind solche Öffnungen der Fahrtrinne überliefert, so vom 17. und 22. Januar 1554. Innert fünf Tagen mußte also auch hier die ganze Arbeit wiederholt werden<sup>111</sup>. Das beständige Aufeisen hängt damit zusammen, daß der Paßverkehr in den Wintermonaten besonders lebhaft war. Denn einmal setzte die Landwirtschaft im Winter viele Arbeitskräfte für die Säumerei frei, zum andern erleichterten die Schnee- und Eisbahnen den Transport auf Schlitten beträchtlich. Die Folge waren wesentlich niedrigere Tarife und ein entsprechend großer Güteranfall auch für den Schiffstransport.

Die Bodenseestürme haben im Laufe der Jahrhunderte manches Schiffsunglück verursacht. 1383 sind beim Untergang des Lindauer Marktschiffes bei Hofen 46 Menschen ertrunken, nur 14 wurden gerettet<sup>112</sup>. 1526 überraschte ein plötzlicher Sturm die vom Lindauer Markt heimkehrenden Schiffe, wobei 25 Menschen ums Leben kamen<sup>113</sup>.

Weitere Ursachen für Schiffsunglücke lagen im Überladen und im Niedrigwasser auf dem Rhein begründet. Gefürchtete Hindernisse waren die Brücken in Konstanz und Stein am Rhein, wo ein eigener Lotsendienst für die Durchfahrt eingerichtet war<sup>114</sup>. Überdies setzte jede Durchfahrt voraus, daß die Segelbäume niedergelegt wurden, wie es auch später noch bei den Kaminen der Dampfschiffe üblich war. Trotzdem wurden die Brücken immer wieder beschädigt. So wurde 1706 die Konstanzer Brücke durch eine Mastspitze beschädigt<sup>115</sup>, obschon die ganze Mannschaft sich an den Segelbaum gehängt hatte, um diesen zu beschweren und ein Berühren mit der Brücke zu verhindern. Auch das Anfahren an die Pfähle gehört zu den häufigen Unfällen, die immer wieder Schadensersatzforderungen gegen die Schiffsleute zur Folge haben<sup>116</sup>.

Jeder Unfall hat langwierige Untersuchungen zur Folge, ob er auf Gottes Gewalt oder Verwahrlosung zurückzuführen sei. Dabei scheint nicht selten auch der Alkohol im Spiel gewesen zu sein. So versucht etwa ein Lindauer Schiffsknecht, bei einem Schiffsuntergang jede Verwahrlosung allein schon deshalb auszuschließen, weil *ihrer keiner truncken gewesen*<sup>117</sup>.

Bekanntlich war es ein altes Recht der Schiffsleute, beim Weintransport aus den Fässern zu trinken<sup>118</sup>. Oft wurde dieses Recht über Gebühr beansprucht, und halb geleerte Fässer wurden mit Bodenseewasser aufgefüllt. Die Schiffsleute führten dazu auf dem Schiff verborgene kleine

109 ZINZENDORF, Schweizerreise, S. 187.

110 SCHEFOLD, Bodenseelandschaft, S. 78.

111 WALDVOGEL, Heinrich, Inventar des Stadtarchivs Stein am Rhein. 1967, S. 178.

112 Chronik des Ulrich Tränkle, S. 28.

113 Johannes Kesslers Sabbaten, hg. v. Ernst Goetzinger. 2. St. Gallen 1868, S. 40.

114 STADELMANN, Harder Schifffahrt, S. 139f.

115 Stadtarchiv Konstanz, Unglücksfall aus dem Jahre 1706.

116 Stadtarchiv Konstanz, Unglücksfall aus dem Jahre 1655, viele weitere Beispiele aus dem 18. Jh.

117 Stadtarchiv Lindau, Untersuchung des Schiffsunglückes des Jahres 1637 an den Halden von Kesswil (Reichsstädtische Akten 103/9).

118 BRÜLISAUER, Freitrunck, S. 169ff.

Fässer und Flaschen mit, um sich auch für die Rückfahrt mit Wein einzudecken. Seit Beginn des 16. Jahrhunderts war deshalb das Trinken aus den Fässern strikt verboten worden. Die ständigen Wiederholungen des Verbotes zeigen aber, daß man sich wenig darum gekümmert hat. Interessant ist, daß dieses Verbot wohl in erster Linie aus Sicherheitsgründen erfolgt ist, weniger wegen der Qualitätsminderung des Weines. Denn dem ebenfalls weithin üblichen Salzverkauf durch die Schiffsleute hat man weit weniger Beachtung geschenkt<sup>119</sup>.

Wir haben schon gesehen, daß strenge Strafen gegen das Überladen angedroht wurden, was ebenfalls dem Sicherheitsbedürfnis diene. Seit Beginn des 18. Jahrhunderts wurde ein regelrechter technischer Überwachungsdienst durchgeführt. In Lindau müssen sämtliche Schiffe regelmäßig vorgeführt werden<sup>120</sup>. In einem Protokoll werden Alter und Zustand der Schiffe beschrieben, etwaige Mängel festgestellt und deren Beseitigung verlangt, wofür eine Nachschau angeordnet wird. Es werden Einschränkungen bezüglich der Ladung auferlegt. Es wird festgehalten, wieviel Jahre das Schiff voraussichtlich noch brauchbar ist. Unter Umständen wird die Abwrackung befohlen. Auch die Ausrüstung wird untersucht und ersetzt, soweit sie unbrauchbar ist.

Die noch vorhandenen Protokolle zeigen, daß kein Schiff älter als acht Jahre ist, wobei den achtjährigen Schiffen noch eine Brauchbarkeit von zwei Jahren zugestanden wird. Das stimmt mit einer Feststellung aus dem 18. Jahrhundert überein, die Haltbarkeit der Bodenseeschiffe betrage neun bis zehn Jahre<sup>121</sup>. Es ist eine Ausnahme, wenn ein Segmer einmal ein Alter von 13 Jahren erreicht, dann aber auch für die Lastschiffahrt gesperrt wird<sup>122</sup>. Diese geringe Lebensdauer erklärt uns auch die Einfachheit und Schmucklosigkeit der Schiffe. Das Schiff ist ein Gebrauchsartikel, der vom Schiffmann alle zehn Jahre ersetzt wird. Es fehlt ihm daher die engere Bindung zu seinem Schiff, das deswegen auch namenlos bleibt.

Jede Fahrlässigkeit hatte der Schiffmann zu verantworten. Er mußte deswegen vor Antritt der Fahrt für die Ladung Sicherheiten oder Bürgen stellen. In Lindau mußte der Schiffmann 200 Gulden (seit 1683 sogar 300 Gulden) in bar beim Rat hinterlegen<sup>123</sup>.

Wurden bei Gefahr Güter über Bord geworfen, um das Schiff zu retten, so wurde entsprechend der römisch-rechtlichen *Lex Rhodia* der Schaden von den Beteiligten gleichmäßig getragen. Die Gültigkeit der *Lex Rhodia* läßt sich auf dem Bodensee mindestens seit 1340, also vor der eigentlichen Rezeption des römischen Rechts nachweisen. Man hat daraus den Schluß ziehen wollen, daß darin ein Stück Kontinuität aus der Römerzeit liege<sup>124</sup>. Dagegen ist jedoch einzuwenden, daß die *Lex Rhodia* in Hamburg bereits im 13. Jahrhundert gilt, wobei es sich eindeutig um eine Frührezeption handelt<sup>125</sup>. Gleiches dürfte auch für den Bodensee gelten, wo es auf Grund der engen Beziehungen zu Oberitalien leicht zu einer solchen Frührezeption kommen konnte.

119 Stadarchiv Lindau, älteste Schiffsleuteordnung von ca. 1500. Der dort festgelegte Eid der Schiffsleute, unterwegs kein Salz zu verkaufen, fehlt in der späteren Ordnung.

120 LEIDENFROST, Lastsegelschiffe, S. 70, § 6 (1746).

121 ZINZENDORF, Schweizerreise, S. 113.

122 LEIDENFROST, Lastsegelschiffe, S. 37.

123 Stadarchiv Lindau: Schiffsleuteordnung von 1598; Schiffsleuteordnung von 1683, § 1.

124 BILGERI, Geschichte Vorarlbergs. 2., S. 535f.

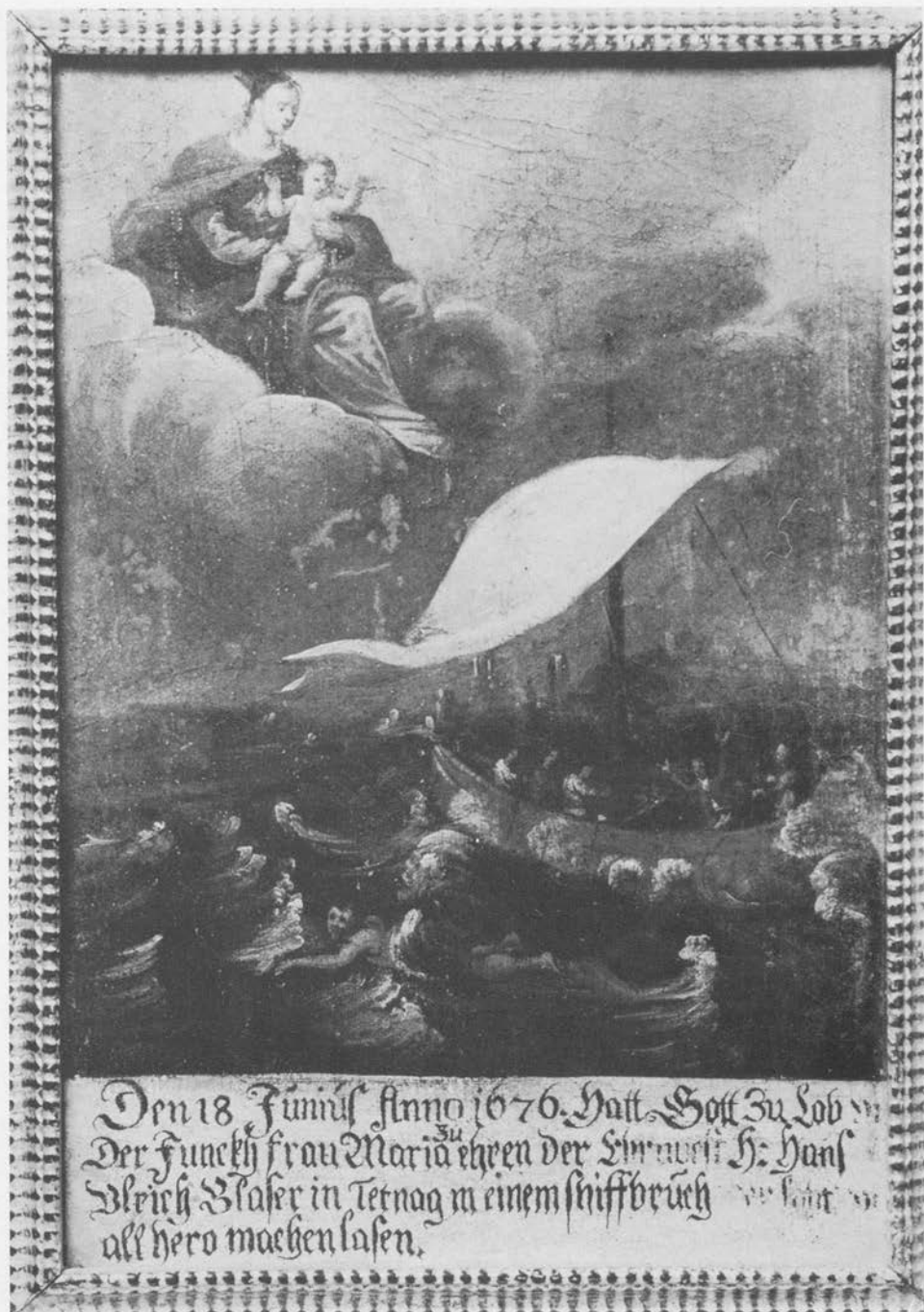
125 WIEACKER, Franz, Privatrechtsgeschichte der Neuzeit. 2. Aufl. 1967, S. 119, Anm. 66 (mit weiteren Hinweisen).

Der Seeraub und Strandraub standen zu allen Zeiten in Blüte; nicht selten wurden sie von den Territorialherren gefördert. Oft kamen die Bauern von weit her, um von einem gestrandeten Schiff etwas Salz heimtragen zu können<sup>126</sup>. Ganz besonders blühte der Strandraub zu Kriegszeiten. Als 1648 das Küchenschiff der schwedischen Flotte strandete, erbeuteten die Harder nicht nur vergoldete Degen und silberne Teller und Becher, sondern sie ließen sich auch das Wildbret und den Wein gut schmecken<sup>127</sup>.

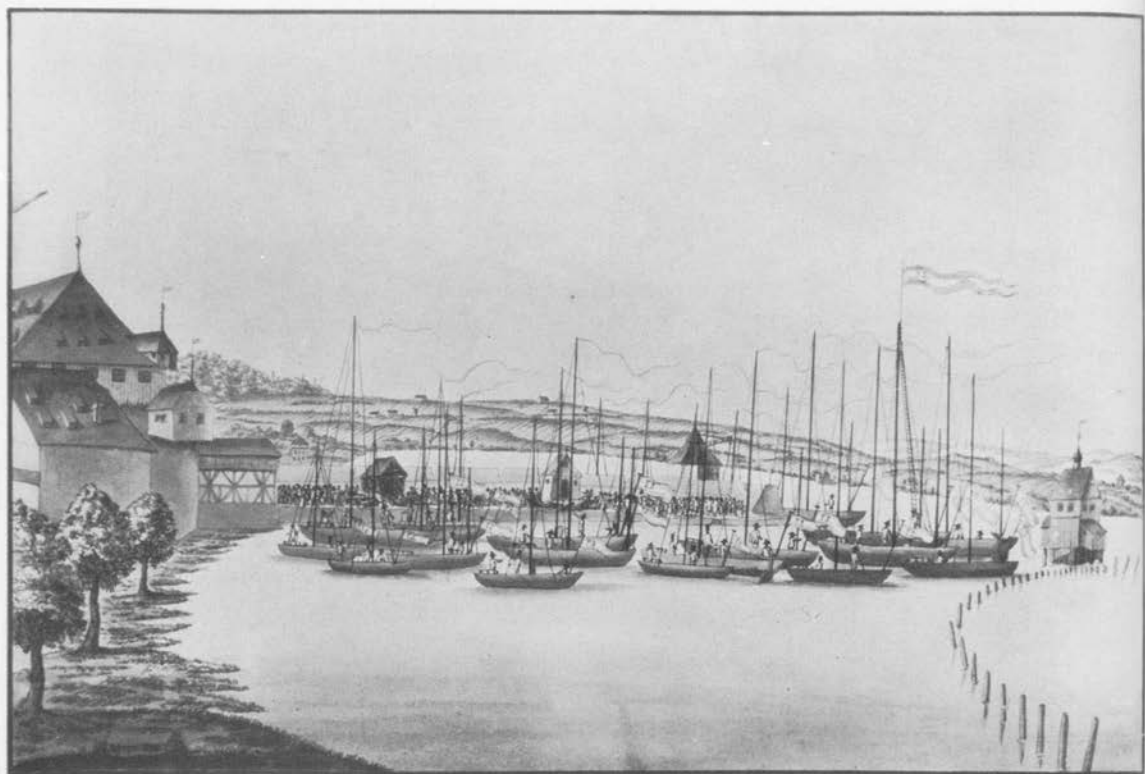
Als im 19. Jahrhundert das dynamische Zeitalter der Industrialisierung anhebt, beginnt für die traditionelle Bodenseeschifffahrt der Kampf um das Überleben. Das Dampfschiff »Wilhelm« leitet 1824 in Friedrichshafen ein neues Zeitalter ein. Fast gleichzeitig läuft in Lindau ein Handmaschinenschiff vom Stapel, das mit zwei Schaufelrädern mit Kurbelantrieb von Hand fortbewegt wird. In der Folge des Eisenbahnbaus gewinnt der Trajektverkehr einige Bedeutung. Die Schiffe nehmen an Größe, Tragfähigkeit, Schnelligkeit und Dauerhaftigkeit beständig zu. Aber ungeachtet der technischen Fortschritte vermag sich die Handelsschifffahrt nicht zu halten. Heute ist das lärmende und regsame Treiben, das jahrhundertlang die Häfen rings um den See erfüllt hat, nahezu gänzlich verstummt. Der Bodensee, dessen gegenwärtiges Gesicht von Touristik und Sportschifffahrt bestimmt wird, erscheint in den Herbst- und Wintermonaten als eine tote Verkehrsfläche.

126 Vgl. den Bericht über das Schiffsunglück vom 19. Dezember 1684 im Stadtarchiv Lindau.

127 KÜNG, Vorarlberg, S. 486, Anm. 1. Vgl. auch WELTI, Piratenfahrten, S. 317–321.



1 Votivtafel des Hans Ulrich Blaser, Kirchenpfleger zu Tettngang, für die Errettung vom Schiffbruch am 18. Juni 1676. Original im Montfort-Museum in Tettngang.



2 Die österreichische Kriegsflottille im Hafen von Konstanz 1799. Original im Rosgartenmuseum Konstanz.

3 Trinkbecher um 1740.  
Ausschnitt mit Ruderknechten im Vorschiff.  
Rosgartenmuseum Konstanz.



4 Lindau um 1800. Aquarell mit Salz-Läden.  
Städtisches Museum Lindau.



16.  
 Vorstellung der auf vorbergehendem und nachstehendem Mat



A. Wie/das Schiff unter der Rhein-Brück komend/ Sie um Hilf geruffen. B. Wie ihnen  
 sicher um Hilf ruffen. D. Wie bey den Leuten das Schiff über einen Hauffen geworffen worden  
 Gestell vermittelst eines Brettes sich selbst und andere hat

5 Schiffsunglück bei Schaffhausen am 7. Juni 1739.

Kolorierte Zeichnung in der Württembergischen Landesbibliothek in Stuttgart, Cod. hist. fol. 894, 16r.

Lebener unglücklichen Schiffahrt auf dem Rhein Strohm



Schiff zu Hülf kommet / aber vergebens. C. Wie bey dem Schmieden-Thorlein Eis ermit  
Die Schiffer den Rurschners Gesell bey dem Schopff auß dem Wasser gezogen. F. Wie der Schrei

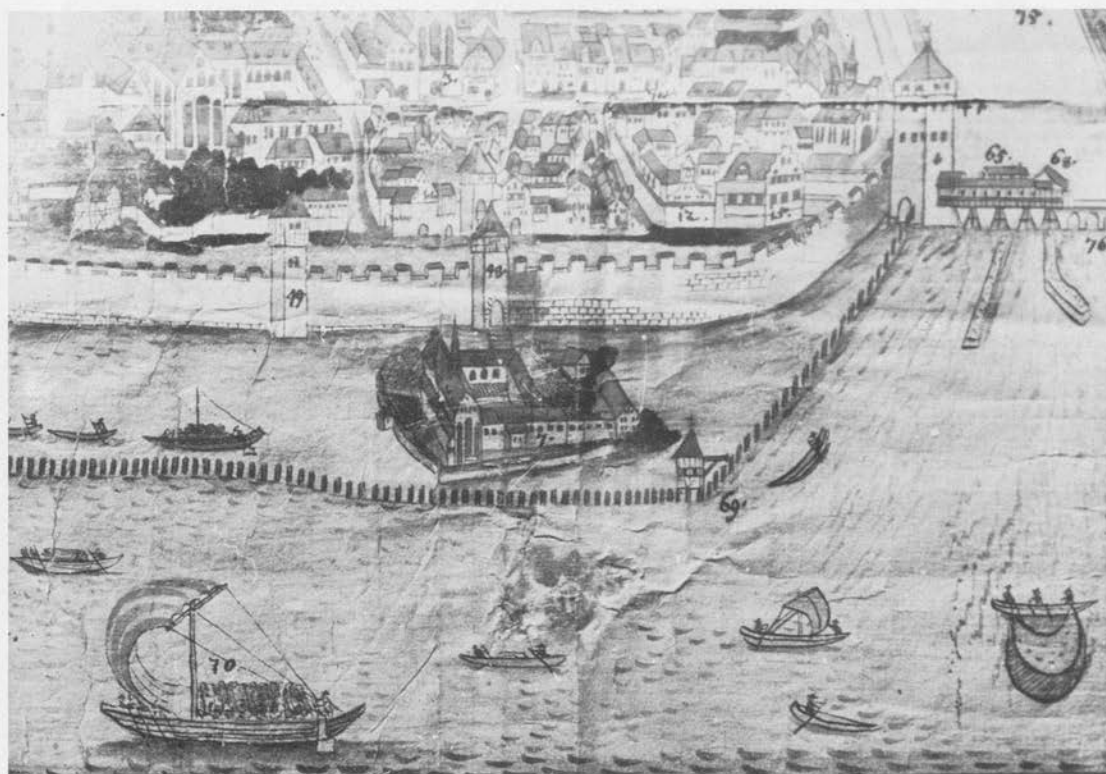




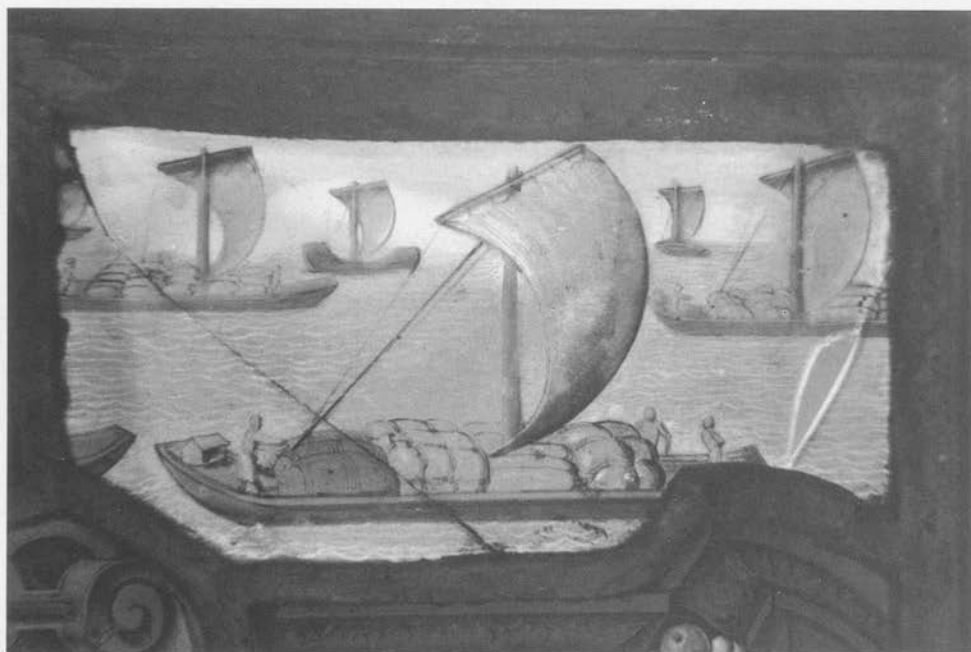
6 Lastsegelschiff auf dem Bodensee, um 1875.  
Originalfoto im Besitz von Prof. Karl Nothelfer (†) in Überlingen.



7 Überlingen um 1826. Lastsegelschiffe und Dampfschiff. Aquarell von Sebastian Dirr. Heimatmuseum Überlingen.



8 Konstanz um 1600. Aquarellierte Federzeichnung von Nikolaus Kalt. Rosgartenmuseum.



9 + 10 Schiffsdarstellungen auf einer Konstanzer Wappenscheibe um 1599. Original im Museum am Burghof in Lörrach.

## LITERATUR

- AMMANN, Josef, Die Schifffahrt auf dem Bodensee. In: Vorarlberger Volkskalender 1887, S. 28–36.
- BARTSCH, Ein Seekrieg in Schwaben. In: Archiv für Geschichte und Landeskunde Vorarlbergs 3 (1906), S. 1–4, 9–13, 18–20, 25–31, 35–37.
- Bericht des Grafen Karl von Zinzendorf über seine handelspolitische Studienreise durch die Schweiz 1764, hg. v. Otto Erich Deutsch. In: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 35 (1936), S. 151–354.
- BILGERI, Benedikt, Geschichte Vorarlbergs. 1–3. Wien/Köln/Graz 1971–1977.
- BILGERI, Benedikt, Bregenz, Geschichte der Stadt, Politik-Verfassung-Wirtschaft. Wien/München 1980.
- BLOESCH, Paul, The Bernese Navy 1660–1690. In: The Mariner's Mirror 63 (1977), S. 9–23.
- BLOESCH, Paul, Die vom »Schiffmacher« Johannes Strasser aus Gottlieben für die Republik Bern 1665/66 erbauten Kriegsschiffe. In: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees 97 (1979), S. 29–52.
- BRÜLISAUER, Josef, Der Freitrunck, ein altes Recht beim Weintransport am Bodensee und im Bernertal. In: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees 92 (1974), S. 169–182.
- CORANZ, Gérard, Les barques du Léman. 2. Aufl., Grenoble 1977.
- DUFT, Johannes, Der Bodensee in Sankt-Galler Handschriften. Texte und Miniaturen aus der Stiftsbibliothek St. Gallen. 3. Aufl., St. Gallen/Sigmaringen 1979.
- DUMKE, Walther, Das Lindauer »Handmaschinenschiff«. In: Bodenseehefte 1958, S. 100–104.
- ELLMERS, Detlev, Keltischer Schiffbau. In: Jahrbuch des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz (1971), S. 73–122.
- ELLMERS, Detlev, Rheinschiffe der Römerzeit. In: Beiträge zur Rheinkunde 25 (1973), S. 25–41.
- FRÖHLICH, H., Die Schifffahrt auf dem Bodensee. In: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees 13 (1884), S. 189–192.
- Geschichte der Stadt Lindau im Bodensee, hrsg. von Karl Wolfart. 1–3. Lindau 1909.
- GESSWEILER-MOOSER, Die alte Segelschifffahrt auf dem Bodensee, Rorschach, Neujahrsblatt 1944.
- GÖNNENWEIN, Otto, Die Rechtsgeschichte des Bodensees bis zum Dreißigjährigen Krieg. In: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees 69 (1949/50), S. 27–61.
- GRAF-SCHELLING, Claudius, Die Hoheitsverhältnisse am Bodensee unter besonderer Berücksichtigung der Schifffahrt. Jur. Diss. Zürich 1978.
- GRUBE, August Wilhelm, Aus der Geschichte der Schifffahrt auf dem Bodensee. In: Bodenseebuch 1929, S. 18–20.
- GRÜNBERGER, Richard, Bilder aus der Rorschacher Hafengeschichte des 19. Jahrhunderts. In: Rorschacher Neujahrsblatt 1929+1931.
- GRÜNBERGER, Richard, Rheinschifffahrt und Flößerei Bünden-Bodensee und der Transitplatz Rheineck. In: Rorschacher Neujahrsblatt 1933.
- HEER, Albert, Die Kriegsflotte auf dem Zürichsee. Zürich 1914.
- HÜNLIN, David, Beschreibung des Bodensees nach seinem verschiedenen Zustande in den älteren und neuen Zeiten. Ulm/Lindau 1783.
- KECKEIS, Georg, Zur Geschichte der Schifffahrt auf dem Bodensee. In: Archiv für Geschichte und Landeskunde Vorarlbergs 2 (1905), S. 25–28, S. 33–37 und S. 88–91; 5 (1909), S. 92–99.
- KLEINER, Victor, Die Beschreibung der vorarlbergischen Herrschaften aus dem Jahre 1740. In: Alemannia 9 (1935), S. 129–160.
- KRAFF, Philipp, Geschichte des Rheins zwischen dem Bodensee und Ragaz. In: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees 30 (1901), S. 119–222.
- KÜNG, Heribert, Vorarlberg im 30jährigen Krieg. Diss. phil. Innsbruck 1968.
- LEIDENFROST, Johannes, Die Lastsegelschiffe des Bodensees, Ein Beitrag zur Schifffahrtsgeschichte. Sigmaringen 1975.
- LOCHNER VON HÜTTENBACH, Max, Kriegerische Ereignisse auf dem Bodensee. In: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees 15 (1886), S. 27–40.
- LÖPER, Carl, Die Rheinschifffahrt Straßburgs in früherer Zeit und die Straßburger Schifflaut-Zunft. Straßburg 1877.

- MÖKING, Bernhard, Die Sprache des Reichenauer Fischers. In: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees 61 (1934), S. 131–240.
- NAEF, André, La flotille de guerre de Chillon aux XIII<sup>e</sup> et XIV<sup>e</sup> siècles. Lausanne 1904.
- NIEDERER, Gebhard, Die einstige Rheinschiffahrt oberhalb des Bodensees. In: Montfort 11 (1959), S. 50–85.
- NIEDERER, Gebhard, Entstehung und Geschichte der Gemeinde Rheineck. 1–2. Rheineck 1975.
- ROTH VON SCHRECKENSTEIN, Die sogenannte See-Allianz im 17. und 18. Jh. In: Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins 26 (1874), S. 312–330.
- SCHEFOLD, Max, Die Bodenseelandschaft, Alte Ansichten und Schilderungen. 2. Aufl. Sigmaringen 1970.
- SEUTTER VON LOETZEN, Dissertatio inauguralis de jure navali nec mercatoribus nec aliis civibus, sed nautis et opificibus Lib. et Imp. Civ. Lindaugiae in mari Suevico seu lacu Bodamico iuxta statuta privative et solitarie competente. Lindau 1764.
- STADELMANN, Eugen, Geschichte der Harder Schifffahrt. In: 50 Jahre Marktgemeinde Hard. Hard 1955. S. 124–149.
- STAEHELIN, Felix, Die Schweiz in römischer Zeit. 3. Aufl. Basel 1948.
- STOLZ, Otto, Die Gewässer in der Geschichte des Landes Vorarlberg. In: Montfort 2 (1947), S. 1–47.
- VONBANK, Elmar, Die römischen Hafenuauern am Bregenzer Leutbühel. In: Montfort 24 (1972), S. 256–259.
- WEGELIN, Johann Christoph, Dissertatio inauguralis de domino maris Svevici vulgo Lacus Bodamici. Jena 1742.
- WELTI, Ludwig, Schwedische Piratenfahrten im Dreißigjährigen Krieg. In: Bodenseehfte 5 (1954), S. 317–321.
- WIEDEMANN, M., Bodenseeschiffe einst und jetzt. In: Das schöne Allgäu 3 (1935), S. 176–178.
- WILLI, F., Geschichte der Stadt Rorschach und des Rorschacher Amtes. Rorschach 1947.

Anschrift des Verfassers:  
Privat-Dozent Dr. Dr. Karl Heinz Burmeister, Archivdirektor,  
Vorarlberger Landesarchiv  
A-6900 Bregenz, Kirchstraße 28

# Geschichte des Weinbaus im Bodenseeraum

VON GEBHARD SPAHR

Reiseschriftsteller der Barock- und Biedermeierzeit priesen den Bodensee ob seiner landschaftlichen Reize. Dabei wurde immer wieder vermerkt, die Ufer des Schwäbischen Meeres seien von einem Gürtel prächtiger Reben umgeben gewesen.

## *Herkunft der Rebe*

Es kann wohl möglich sein, daß unsere Kulturreben sich aus der Wildtraube entwickelten. Verschiedene Traubenfunde bei Wangen und Öhningen auf der Höri, aus der Umgebung von Ermatingen, Steckborn und Eriskirch vom Tertiär und von der postglazialen Zeit bekunden, daß die Wildrebe vorhanden war. Ohne Zweifel hat die Kulturrebe am Bodensee schon vor den Römern Eingang gefunden.

Für die Einführung des Weinbaus durch die Römer sprechen der Name und das Vorhandensein des Elblings, der von *Alba Longa*, *vitis Albuensis*, *vitis Albani* abgeleitet wird, die Technik des Weinbaus, die enge Pflanzweise, das Vorhandensein römischer Städte, wie z. B. Konstanz, Arbon und Bregenz. In der heutigen Vorarlberger Landeshauptstadt entdeckte man wohl Amphorenstempel aus Gallien und Spanien, aber direkte Hinweise für das Vorhandensein römischen Weines brachten Bodenfunde nicht. Doch waren die Verbindungsstraßen nach Italien gut, es sei nur auf die Strecke Mailand–Julier–Augsburg verwiesen.

Im übrigen wünschten die römischen Herrscher, den Export im Aufwind zu sehen. Deshalb habe auch Kaiser Domitian (81–96) den Weinbau jenseits der Alpen verboten wissen wollen, diesem Zweck hätte das Ausreißen von Reben gedient.

## *Weinbau*

Doch römische Legionäre und Veteranen dürften sicherlich den Rebbau weiter gepflegt haben. Die gesamten, in der alten Winzersprache gebrauchten Ausdrücke weisen ebenfalls auf römische Übernahme hin, z. B. wimmeln, *wimblen* (Kreuzlingen), *Wimmelt* (Isny), das sich von *vindemiare* ableiten läßt. Allerdings stimmt es nicht, daß dieses Wort im ganzen Bodenseegebiet benutzt wurde, so sprechen Weinakten in St. Katharinenthal bei Diessenhofen eher von *Weinlässe*. Die Benennung vieler Produkte, Arbeiten und Werkzeuge zeigen römischen Einfluß, wenn nicht sogar Ursprung, z. B. Most (*mustum*), Läger (*lugena*), Eimer

(*amphora*), Faß (*vas*), Kelter (*calcatorium*), Wein (*vinum*), Torkel = Drehpresse (*torculum = torquere = drehen*), das in unserem Zeitwort torkeln = schwanken, wiederklingt, Winzer (*vinetor*), Kelter (*calcatura*), Saft (*sapa*), Ohm (*ama*), Trichter (*traiectarius*).

Diese Wortschöpfungen bekunden, daß vermutlich die Alemannen nach der Landnahme und Unterwanderung von der römischen Bevölkerung den Weinbau und die damit verbundenen entsprechenden Ausdrücke übernommen haben. Man braucht nicht einmal die Mönche dabei ins Feld zu führen, die das Latein benutzten, um eine Sache besser als in der damaligen Volkssprache auszudrücken.

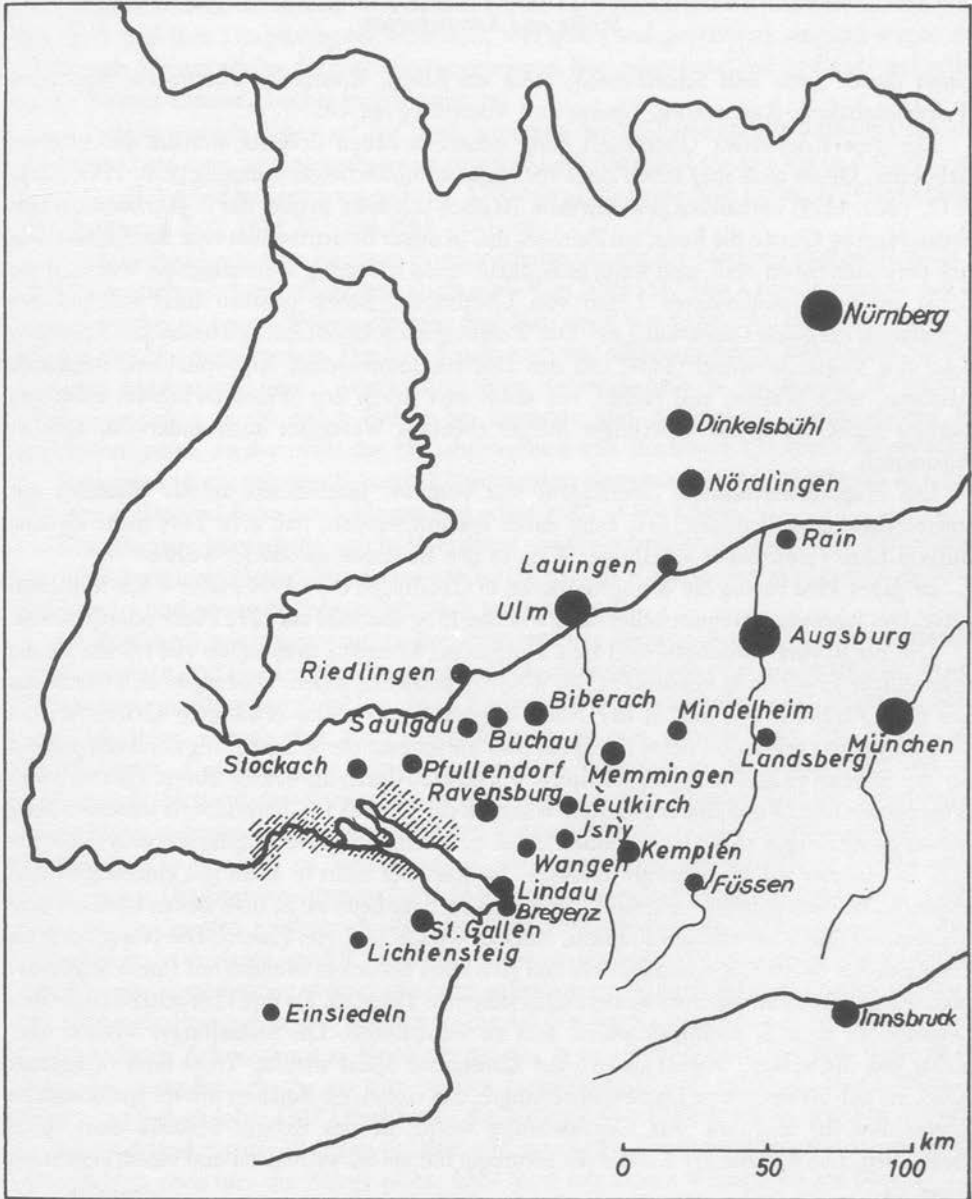
#### *Ausweitung des Weinbaus*

Am Anfang der Mönchsgeschichte steht aber nicht die Traubenkultur, sondern das Bier. Denn der iro-schottische Mönch Kolumban erlebte anfangs des 7. Jahrhunderts in Bregenz ein Bierfest sondergleichen, von dem man noch lange sprach. Dort stand eine mächtige Kufe von 20 Modien, ein Behälter von etwa 160, 400, wenn nicht sogar von 1000 Litern, je nachdem man römisches, rätisches oder alemannisches Maß nimmt. Römische und alemannische Einwohner begingen eine religiöse Trinkfeierlichkeit.

Das Bier dominierte auch noch im nächsten Jahrhundert. Das 779 erwähnte Bermatingen hatte dem Kloster St. Gallen 30 Seidel Bier zu übereignen, ebenfalls gaben Goldach um 789 noch viele Seidel und um 813 Manzell 30 Seidel Bier, während um 779 der Breisgau, das Markgräflerland und das Elsaß schon reichlich Wein nach St. Gallen lieferten. Doch auch im Bodenseegebiet werden schon zuvor, in der Merowinger- und Karolingerzeit, Ortschaften genannt, an denen Weinbau getrieben wurde. Sie sind als Kristallisationspunkte anzusehen, von denen aus sich die Rebe weiter ausdehnte und teils bis heute noch Heimatrecht behalten hat. So findet man im Jahre 670 den Weinbau im heutigen Kanton Thurgau bezeugt, im 7. Jahrhundert soll er schon in Lindau begonnen haben wie in Bottighofen, unfern von Konstanz am Ausgang der gleichnamigen Bucht auf der Schweizerseite. 724 kommt auf einem Gut Karl Martells in Ermatingen der Rebstock vor, und es ist nicht ausgeschlossen, daß im selben Jahr Rebleute auf der Reichenau tätig waren, wenn auch diese Angabe nicht in allem als sicher zu gelten hat. 762 werden Weinberge im Arbongau erwähnt, 773 in Bohlingen auf der Höri und bei Romanshorn, 812 in Friedrichshafen-Manzell, zwischen 820 und 830 in Vorarlberg und der Schweiz, z. B. in Kesswil, um 850 sicher auf der Reichenau, 865 in Landschlacht unweit von Konstanz, 885 zu Bodman und Lustenau, 892 in Berneck/St. Galler Rheintal, aber urkundlich gleich an erster Stelle von allen Ländereien; in Bermatingen dagegen geschieht dies gewöhnlich zweitrangig, denn hier werden zunächst u. a. Waldungen, Äcker, Wiesen oder eingezäunte Gärten und dann erst Reben genannt. 897 läßt sich in Goldach bei Rorschach, 909 in Mammern am Untersee, 972 in Eschenz und 974 in Lefis bei Feldkirch, in Allensbach urkundlich erst 1040 Wein nachweisen.

#### *Träger mittelalterlicher Weinkultur*

Hauptförderer des Weinbaus waren Städte, Klöster, adelige Herrschaften, entweder einzeln oder daß alle drei Institutionen gemeinsam wirkten. Die Ausweitung kann nicht zuletzt auch an den Flurnamen ersehen werden. So lassen sich in der Reichenauer Stadt Allensbach 106 von 336 Flurnamen nachweisen, die sich irgendwie auf den Weinbau beziehen.



1 Absatzorte des Seeweines im Mittelalter.



*Städte und Landschaften*

Unter diesen taten sich Schaffhausen, Stein am Rhein, Konstanz, Überlingen, Buchhorn (Friedrichshafen), Ravensburg, Lindau und Vorarlberg hervor.

Die freie Reichsstadt Überlingen hatte sicherlich neben Bregenz weitaus den größten Rebbesitz. Dieser muß aber schon lange vor seiner urkundlichen Erwähnung (z. B. 1155, 1211, 1217, 1220, 1259) vorhanden gewesen sein. Ist doch schon zu Beginn des 7. Jahrhunderts von einem Herzog Gunzo die Rede, ein Zeichen, daß in dieser Bodenseestadt eine alte Kulturstätte sich befunden haben muß, und wenn in Bodman schon frühzeitig Wein angebaut wurde, dann sicher in den bedeutenderen Lagen von Überlingen. Reben nahmen hier während des Mittelalters die ganze Gemarkung ein. Der Weinbaubezirk erweiterte sich besonders durch den Kauf der Vogtei Ittendorf (1434) mit den Dörfern Immenstaad, Kippenhausen, Ittendorf, Ahausen, zehn Weilern und Höfen, vor allem aber durch den Weinort Hagnau. Aber das genügte nicht. So hatten Überlinger Bürger ebenfalls Weingüter auch anderswo, z. B. in Allensbach.

Die Haupterwerbsquelle Überlingens war vom 14. Jahrhundert an der Weinbau mit außerordentlichen Erträgen. Das kann daran erkannt werden, daß z. B. 1484 mehr als eine Million Liter verdorbener vorjähriger Wein in den Bodensee geschüttet wurde.

Im Jahre 1552 betrug die Weinproduktion in Überlingen etwa 4900 Fuder = 5,6 Millionen Liter. Der Jahresdurchschnitt belief sich zwischen 1550 und 1620 auf 2292 Fuder oder 26 404 hl.

Die alte Römer-, Bischofs- und freie Reichsstadt Konstanz muß schon viel früher, als die urkundliche Erwähnung bezeugt (1157), Weinbau betrieben haben. Dies ergibt sich wiederum aus dem Vergleich mit den in der Nähe liegenden und schon erwähnten Orten. Wie in Überlingen war und ist bis heute das Spital oder die sogenannte Spitalstiftung noch maßgebend für den Rebbau tätig. Das Heiliggeistspital wurde 1220 durch die beiden Bürger Heinrich von Bitzenhofen und Ulrich Blarer gestiftet. Während des 13. und 14. Jahrhunderts werden immer wieder Schenkungen an die Institutionen erwähnt; die einträglichste Stiftung war aber sicher die 1272 in Halttau auf Meersburger Gelände. Sie war aber nicht in allem mit eindeutigen und angenehmen Bedingungen verknüpft, denn nach der Sage heißt es: in alten Zeiten lebte auf dem Maiergut Halttau ein adeliges Fräulein, namens Wendelgard von Halten. Die Natur hatte sie unglücklicher Weise mit einem Höcker und statt eines lieblichen Mundes mit einem Schweinsrüsselein ausgestattet, mit dem sie aus einem silbernen Troge aß. Da ihre Häßlichkeit sogar ihre Dienstboten abstieß, dachte sie daran, sich zu verpfänden. Die Meersburger wollten aber nichts von ihr wissen, worauf sie sich ans Konstanzer Spital wandte. Trotz ihrer Mißgestalt fühlte sie sich als vornehme Dame und verlangte, daß täglich ein Ratsherr mit ihr speise und im Wagen mit ihr ausführe. Als Gegenleistung wollte sie das Rebgut Halttau dem Spital vermachen. Die Konstanzer Ratsherren stimmten mit einem weinenden und einem lachenden Auge zu.

Bistum und Stadt Konstanz und Konstanzer Bürger besaßen zahlreiche Rebhalden oder Grundstücke in über 150 Dörfern des Linzgaus, Hegaus und Thurgaus und an den Rheinufern nach Osten und Westen. Konstanz selbst war von Reben umkränzt beim Eichhornwald, bei und auf der Staader Höhe, beim Salz- und Raiteberg, bis hin nach Wollmatingen. Um 1425 lebten die Bürger von ihrem Rebbesitz. 1634 wurde für Konstanz ausgedehnter Weinbau erwähnt.

Rebkaufverträge lassen sich in Markdorf bis ins 12. Jahrhundert zurückführen. 1578 wird die Stadt und ihre Umgebung als weinreich, was gold- und geldeswert sei, und wegen des allerbesten Weines infolge der guten Sonne gepriesen. Besonders besaßen hier die oberschwäbischen Klöster Häuser, Torkel und Weinberge.

In Lindau wurden Reben auf der Insel, wo heute das 1422 erbaute alte Rathaus steht, der ganze Platz auf dem umfangreichen derzeitigen Bahnhofsgelände ebenso wie in Äschach, auf dem Hoyerberg und in Reutin angepflanzt. 1700 betrug die Ernte 3000 Fuder, 1774 trotz Hagel am 17. August 600, 1811 777 und 1865 257 Fuder.

Auch in Buchhorn, dem heutigen Friedrichshafen, spielte der Weinbau eine große Rolle in der landwirtschaftlichen Produktion. Die Stadt ließ im Jahre 1547 dem Kaiser vortragen, daß sie kein Gewerbe, nur einen Weinwachs habe und dazu einen Wochenmarkt, mit dessen Hilfe die Bürger ihre Weine vertrieben. Die freie Reichsstadt war allerdings wegen finanzieller Schwierigkeiten gezwungen, im 17. Jahrhundert ihren Rebbesitz teils an das Kloster Weingarten abzutreten, so z. B. 36 Stück Reben bei Seemoos und das Rebgut Hermannsberg bei Schnetzenhausen. In der Mitte des 18. Jahrhunderts wies Buchhorn 122 Stück Reben auf.

Ravensburg hatte seit dem 11. und 12. Jahrhundert einen ausgedehnten Rebbesitz an seinen Hängen rechts und links der Schussen und selbst noch in der Ebene.

Der Weinbau entwickelte sich in Vorarlberg zur wirtschaftlich überragenden Intensivkultur. Viele verstreute Nachrichten lassen den Schluß zu, daß er sich in allen geeigneten Gegenden des Landes und seiner Nachbarschaft stark ausgeweitet hat.

Im klimatisch wenig bevorzugten Bregenzerland mit Bregenz, Rieden, Wolfurt, Schwarzach, Lauterach und Hard wuchs das Rebengelände nicht mehr wie einst in den Hofstätten und Baumgärten, sondern hauptsächlich durch Rodung am Außenrand der Fluren gegen die Berg- und Talwälder, ebenso aber auch durch Einzäunung von Randgebieten des Acker- und Wiesenlandes. Das bedeutete immer wieder einen Einbruch in das Feldsystem und rief stärkeren Widerstand der Markgenossen hervor. Im unteren Rheintal, auf der bevorzugten linken Seite, insbesondere seinem wichtigsten Weinort Berneck hielt die Ausbreitung bis ins 15. Jahrhundert an. Es kam zu Einzäunungen, die das markgenossenschaftliche System selbst gefährdeten. Die Entscheidung im Jahre 1432 war bezeichnend: Während die Häuser wieder abgebrochen werden mußten, durften die Weingärten bleiben. Ja, es wurde erlaubt, auch fernerhin im beweideten Land Weingärten anzulegen, doch mit der Bedingung, daß jedermann nur Weingärten und nichts anderes einzäune; außerdem ein Neuntel des gewonnenen Weines an die Frühmeßstiftung abliefern. Ähnlich wuchs das Weinland zur gleichen Zeit in Altstätten an Stelle früherer Äcker. Auch in Dornbirn weitete es sich beträchtlich, dichtauf lagen so die Weingärten am Steinebach, wo eine größere Einzäunung (Bitze) entstand. Man pflegte die Kultur, so daß im Jahre 1347 Obstbäume, die Weingärten schädlich waren, weichen mußten.

Im Oberland, wo der Weinbau viel älter war, machte die Zunahme relativ wohl weniger aus, doch fehlen auch hier die Belege nicht. 1322 wird von einem Weingarten am Berg zu Zitz gesprochen, der vormals gemeine Weide derer von Zitz, Bludesch und Thüringen gewesen war. Im Streit um den Bezug des Neubruchzehnten in Thüringen wurden im Jahre 1409 die Aussagen mehrerer 60- bis 90jähriger Männer niedergelegt. Sie berichteten, daß in Thüringen 21 neue Weingärten entstanden waren, davon drei vor ihrer Zeit, die übrigen im Laufe ihres Lebens. Alle Rebanlagen hatten einst zur allgemeinen Weide gehört. In Triesen waren vor 1407 so viele neue Weingärten entstanden, daß es zum Streit um den Weinzehnt kam. Die Ausdehnung der

Rebkultur brachte zwar allen Weingegenden des Landes durch die Intensivierung neue Lebensmöglichkeiten bei höchstem Fleiß. Der größte Anteil am wirtschaftlichen Erfolg fiel jedoch den beiden Städten Feldkirch und Bregenz zu.

In erstaunlicher Zielstrebigkeit hatten die Bürger von Feldkirch, von ihrem Ardetzenberg ausgehend, ziemlich rasch das ganze Oberland in weitem Umkreis teils mit eigenen Weinbergen durchsetzt, teils die dortigen Weinbauern in Abhängigkeit gebracht. Der Weinhandel war die wesentliche Einnahmequelle der Feldkircher Patrizier geworden. Nach dem Feldkircher Stadtrecht umfaßte das Gebiet des eigenen Weines das Vorderland bis Klaus und Koblach, unterhalb vom Schaanwald einschließlich des Eschnerberges, außerdem den Walgau. In diesem Bereich erinnern heute noch zahlreiche Flurnamen an die einstige Feldkircher Vorherrschaft. Einzelne namhafte Besitzungen finden sich aber im 14. Jahrhundert selbst in Vaduz, Fläsch oder Maiefeld.

In Bregenz gehörten Weinbau und Weinhandel ebenfalls zu den einträglichen Erwerbszweigen der kleinen Patrizierschicht.

Nach der Tradition zählte das Reb Gelände von der Leiblach bis zur Schwarzach zum eigenen Wein. Die Umgebung der Stadt und besonders Hofsteig waren von Bregenzer Grundbesitz durchdrungen. Wiederum erinnern zahlreiche, heute meist verschollene Flurnamen in Wolfurt, Lauterach und Hard an diese Zeit. Urkundlich belegt ist Weingutbesitz von Bregenzer Bürgern des 14. Jahrhunderts in einem weiteren Bereich, besonders im Wannental und sonst in der Gegend von Lindau sowie in Balgach im Schweizer Rheintal.

Dagegen hatte Bregenz im benachbarten Dornbirn keinen nennenswerten Einfluß. Der dortige Weinbau orientierte sich nach dem Schweizer Rheintal, nach Berneck. Zudem hießen in Dornbirn die Abteilungen im Weinberg seit den ältesten urkundlich erhellen Zeiten (14. Jahrhundert) bis zum Untergang des Rebbaus *Kammer*: Das ist ein häufig gebrauchtes Wort in der Urkundensprache des Züricher Seegebietes, es war aber auch im rätischen Oberland bekannt. Das Schweizer Idiotikon führt das Wort auf die Bedeutung Gewölbe, nach einer Form des Rebbaus, zurück. In Berneck war nach den Urkunden dafür das Wort *Jahn* gebräuchlich. Es scheint, daß Dornbirn gegenüber dem Schweizer Rheintal vielleicht unter rätischem Einfluß eine Sonderentwicklung durchgemacht hat. Das war offenbar später, als der Rheingau bereits in einen st. gallischen und in einen bregenzischen Teil zerfallen war, als Dornbirn auch seine besondere Grundherrschaft – die Welfen – besaß.

In Bregenz bildete das Grafenhaus der Ulriche, dem fränkischen Hochadel angehörig, spätestens seit Ende des 8. Jahrhunderts die beherrschende Macht, welcher sich mit der Klostergründung von 1094 in Mehrerau so wie um 1200 durch die Gründung der Stadt zwei weitere Kraftzentren beigesellten.

Um 1200 war eine Zeit der Blüte des gräflichen Rebbaus, der von den Montfortern ausgedehnt wurde. Hofbeamte, wie die Marschälle von Montfort, erhielten von ihren Herren auch Rebärten, die dann ihrer Familie verblieben. Oder im Jahre 1321 stiftete Graf Hugo von Bregenz einen Jahrtag für alle seine Angehörigen und Verwandten und getreuen Gefolgsleute und vergabte zu diesem Zweck seinen Hof zu Hard an die Mehrerau, vier Juchart umfassend, heute noch Herrengarten genannt. In den Flurnamen wirken teils die Stiftungen noch weiter. Die Fluren waren meist Lehen für treue Dienste, die dann nach den Empfängern benannt wurden, z. B. Kaisermann (Ammannsfamilie), Hohenegger (Ritter von Hohenegg), Spielmann und Narrenberg (von Hofnarr), Rutzenberg (Ruozo) und Schöbisgart (Familie Schöbi). Diese

Rebgärten sind zu verschiedenen Zeiten vorübergehend in die Hände der namengebenden Personen gekommen und nach Jahren wieder an den Grafen zurückgefallen. Ein paar Güter verließ der Graf allerdings niemals, sie konnten daher auch keinen Besitzernamen annehmen.

Da Dornbirn von 1338 an in der Herrschaft Feldkirch lag, war offenbar in dieser Zeit in diesem blühenden Weinort der Bregenzer Einfluß zu gering.

Auch Mehreraus wirtschaftliche Kraft stieg in diesen Zeiten immer weiter an, wie ein Blick in die Besitzgeschichte deutlich macht. Es breitete sich ebenfalls in der Nähe und dort aus, wo seine alten Höfe ohnehin das Land durchsetzten, in der Bitze bei Dornbirn. Wie groß der Weinertrag war, ergibt sich aus einer Angabe aus dem Jahre 1353 des *liber taxationis* der Diözese Konstanz. Damals veranschlagten die beiden Inhaber der Pfarre Bregenz und ihres Zehents, die Klöster Mehrerau und Weissenau (Ravensburg), den Ertrag an Wein mit neun Fuder (ein Fuder = 30 Eimer = 900 Liter, ein Som = 90 Liter) die bischöfliche Zehentquart eingeschlossen.

Die Rebgüter der kirchlichen Stiftungen sowie die Besitzungen der Grafen gaben keinen Zehent. Die Landbevölkerung verdiente auf Grund der Zunahme des Güterbesitzes durch Rodung und Wiesenverbesserung im Rebbau wie der Städter, dem er in der Winzerarbeit und im Transport unentbehrlich war. Alte Fesseln der Leibeigenschaft oder anderer Verpflichtungen lockerten sich. 1509 erntete man im Bregenzer Gebiet 629 Fuder.

### *Kirchliche Institutionen*

Die Klöster besaßen die meisten Reben im Seegebiet, angefangen von St. Gallen, Reichenau, Petershausen, Weingarten-Hofen, das schon genannte Mehrerau, Fischingen, Ochsenhausen, Ottobeuren, Irsee, Isny, Kempten, Allerheiligen zu Schaffhausen, St. Georgen in Stein am Rhein, Einsiedeln, die sämtlich Benediktinerabteien waren.

Von Prämonstratensern seien stellvertretend genannt Rot an der Rot, Schussenried, Weissenau, von Kartäusern Ittingen und Buxheim bei Memmingen; von Augustinern Konstanz, Beuron und Waldsee; Antoniter lebten in Langnau; in Altshausen und Mainau war der Deutsche Orden ansässig; Franziskanerinnen weilten in Ravensburg, Altdorf-Weingarten, Buchhorn, Dominikanerinnen in Sießen-Saulgau, Löwenthal-Friedrichshafen, Bregenz-Thalbach, Konstanz und Katharinenthal u. a.; Jesuiten in Konstanz; Zisterzienser und Zisterzienserinnen in Salem, Heggbach, Heiligkreuztal, Baidt und Gutenzell; dazu kamen Weltgeistliche.

Salem ist vor allen anderen der Beachtung wert. Das Weingebiet des Klosters erstreckte sich am ganzen Nordwestufer des Bodensees hin von westlich Überlingen bis gegen Buchhorn in erheblicher Dichte und ohne wesentlichen Unterbruch. Eine lockere Zone reichte ziemlich über Salem nach Norden ins Land hinein, Streubesitz noch weiter hinaus. Demgemäß verfügte Salem über sehr erhebliche Weineinkünfte.

1489 besaß das Kloster einen Vorrat von 237 Fuder Wein und erhielt neu rund 250 Fuder. 1498 war der Vorrat auf 128 Fuder gesunken, der Jahresertrag nicht viel geringer als 1489. Wenn man das Fuder zu rund 1100 Litern rechnet (vgl. Vorarlberg 900 Liter), so verfügte also Salem über Weineinkünfte von manchmal gegen 3000 hl., die freilich starken Schwankungen unterworfen waren.

Salem besaß Rebgüter, Weinbesitz oder Häuser in Markdorf, Stockach, Überlingen, Pfullendorf, Saulgau, Biberach, Ulm, Weildorf, Maurach, Sipplingen und Nußdorf u. a.

Es soll hier nur Bermatingen etwas genauer unter die Lupe genommen werden. Dabei

erkennt man, daß Salem ganz zielstrebig hier seinen Besitz behauptete und ihn ausweitete, so daß nicht bloß im gewissen Sinn die Abtei politisch und kirchlich, sondern auch im Weinbau das Zepter schwang.

Zunächst gab es in Bermatingen Rebbesitzer in Fülle. Sie entstammten der Ministerialität Markdorfs, Raderachs, Ittendorfs, dem Bürgertum von Konstanz, Pfullendorf, Heiligenberg und Obermarchtal u. a., aber besonders der Geistlichkeit mit den Bischöfen von Konstanz (1317, 1403, 1746) an der Spitze, mit Pfarrern oder Dekanen von Urnau, Ostrach, Leutkirch und Bermatingen, Kanonikern von St. Stephan und St. Johann und Pfründnern am Münster von Konstanz, Klöstern zu Heggbach, Pfäfers, Zofingen (Konstanz), Münsterlingen, Klosterwald, Weingarten, Munderkingen, Bad Waldsee, Baidt, Ravensburg und Überlingen (Johanniter). Aber von all den Genannten kaufte Salem Besitz und Rechte ab oder ließ sie sich schenken.

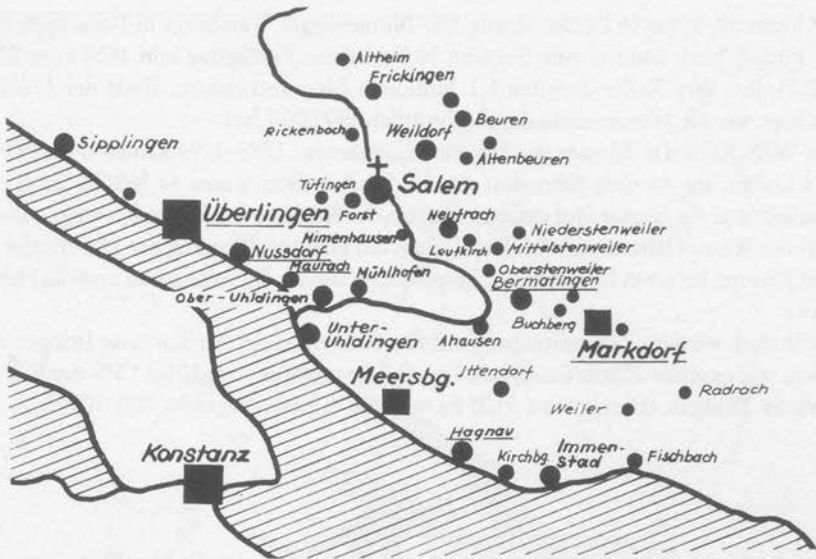
Von welcher Ausdehnung die Weinberge Bermatingens waren, erkennt man aus dem Vergleich mit dem Gesamtanbauggebiet Salems. Dieses betrieb systematisch den Rebbau, indem es Lagen, die sich nicht rentierten, aufgab.

So waren nach dem Dreißigjährigen Krieg in Markdorf 1657 wohl sämtliche 14 Stücke Salemer Reben wieder angebaut, in Immenstaad 47 von 48, in Kirchberg alle 51 Stück, in Hagnau 82½ von 106½, in Bermatingen 150 von 222, in Mimmenhausen 63 von 66, in Konstanz alle 16 Juchart, in Oberuhldingen 33 von 41, zu Nußdorf 78½, aber in Salem selbst nur zehn von 151. Daraus ersieht man, daß Salem in Bermatingen das größte Anbauggebiet besaß, daß sich dieses aber nicht in allem gut angelassen hatte, sonst hätte die Abtei sicherlich darauf gedrungen, wieder alles zu bestücken. Doch in manchen guten Jahren soll der Ertrag 150, 500, ja sogar 900 Fuder (ein Fuder = 1200 Liter!) betragen haben.

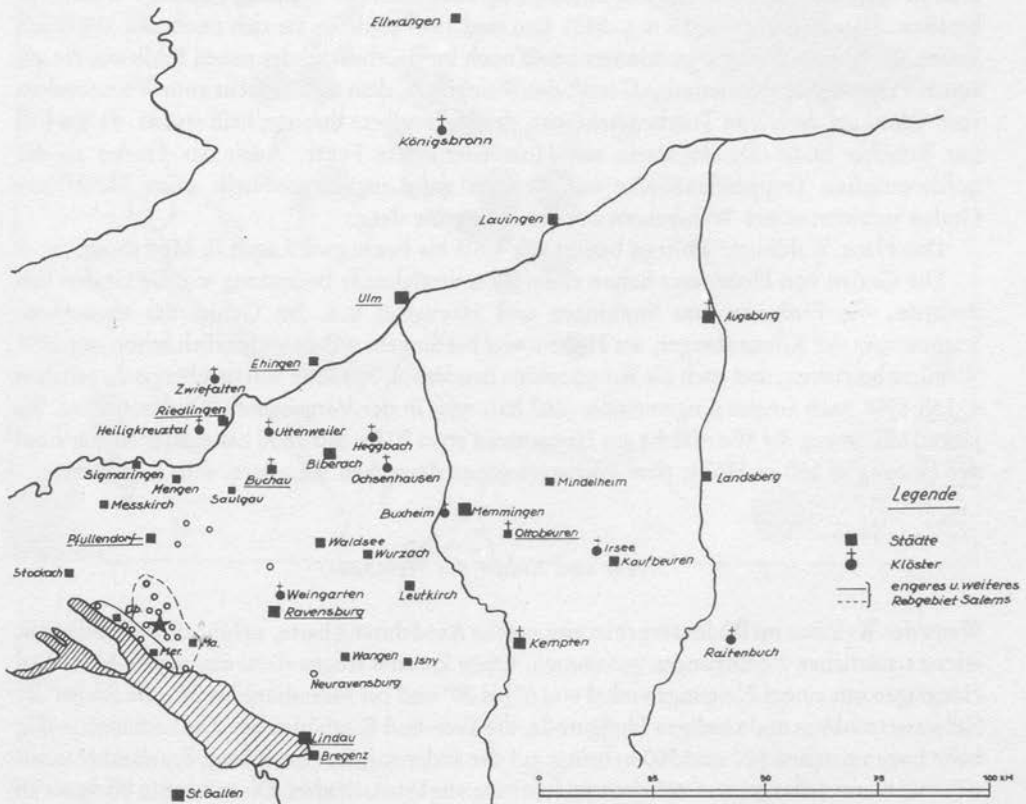
In Maurach vereinnahmte man 1710 bis 1721 232, 1734 bis 1739 281, 1741 bis 1750 488 Fuder Wein. Man staunt, daß in dieser Zeit von Maurach aus der Vorschlag gemacht wurde, wegen schlechten Bodens den Weinbau aufzugeben. Der Hofmeister in Kirchberg hatte u. a. die Aufsicht über die Weinerträge in Kirchberg, Hagnau und Immenstaad. Der Ertrag belief sich 1750 auf 104, 1755 auf 222, 1760 auf 252 Fuder. Der Hofmeister in Konstanz verwaltete die Reben am Hard und im Sierenmoos. Salems Anteil betrug bis zu 29 Fuder im Jahre 1739. Man versteht nun leicht, daß bei diesem großen Umfang des Salemer Weinbesitzes Trauben auf Öfen, an Stuckdecken, am Sakramentshaus des Münsters, an Faßzierat und als Bacchuskopf mit Reblaub als gotischer Schlußstein im südlichen Seitenschiff des Münsters begeben.

Die im Untersee gelegene Insel Reichenau soll nach der Chronik von Gallus Öhem am Ende des 15. Jahrhunderts mit Reben bedeckt gewesen sein. Von 400 ha Fläche gab es ungefähr 200 ha Weinland. Gewöhnlich erntete man im Jahr 100, 1802 sogar 1150 Fuder; in diesem Jahr ließen sich auch 6500 Flurparzellen nachweisen, die bisweilen nur 120 qm betrug. Das Augustinerchorherrenkloster Kreuzlingen bildete keine Konkurrenz für die Benediktinerabtei auf der Insel.

Weingarten, das seinen Namen von den Weinbergen erhalten hat, die einst den Martinsberg zur Zeit der Klostergründung durch Welf IV. (1056) umkränzten, muß aber schon in den Tagen des bekannten Paters Gabriel Bucelin (1599–1681), den Malereien dieses Mönches nach zu schließen, nicht mehr direkt von Weinbergen umgeben gewesen sein. Es war aber noch ein großes Gebiet von Rebärten auf dem Blasius- oder Bläsiberg wie im Stadtgebiet von Ravensburg, in Hofen (Friedrichshafen) seinem Priorat, Meersburg, Konstanz, Staad und in Vorarlberg vorhanden, während die Abtei am Ende des 17. Jahrhunderts ihre Südtiroler Reben



2 Rebbesitz des Klosters Salem.



3 Absatz von Seewein der Abtei Salem.

an das Kloster St. Mang in Füssen abgab. Die Blumenegger Weinberge in Vorarlberg lieferten 1636 31 Fuder, 1631 standen vom Seewein 50 Fuder zur Verfügung und 1630 vom Bläsiberg allein 22 Fuder. Ihre Keller konnten 1,1 Millionen Liter aufnehmen. Ende der 1780er Jahre lagerten hier um die Jahreswende durchschnittlich 587000 Liter.

Vom Wein hatte das Kloster gut  $\frac{1}{2}$  seiner Einnahmen. 1785–1794 kamen durchschnittlich 270000 l herein. Im zweiten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts waren es 368000 gewesen. Das Weingeschäft war ein starker und aus dem Ganzen der Klosterwirtschaft nicht wegzudenkender Zweig.  $\frac{2}{3}$  des Weines kamen von den Rebflächen um Hagnau,  $\frac{1}{3}$  betrug der Markdorfer Zehnt, kleinere Quanten lieferten Immenstaad, Heppach, Halttau, Kippenhausen und die Herrschaft Liebenau.

Gewöhnlich wird im Zusammenhang mit den Seeweißen der der Kartause Ittingen nicht so gewürdigt, wie es seiner Fläche entsprach. Das Gebiet umfaßte etwa 10 bis 15 % der Rebanlagen des Kantons Thurgau. Dieser etwa 2100 ha und das Kloster ungefähr 200–300 ha.

### *Der Adel*

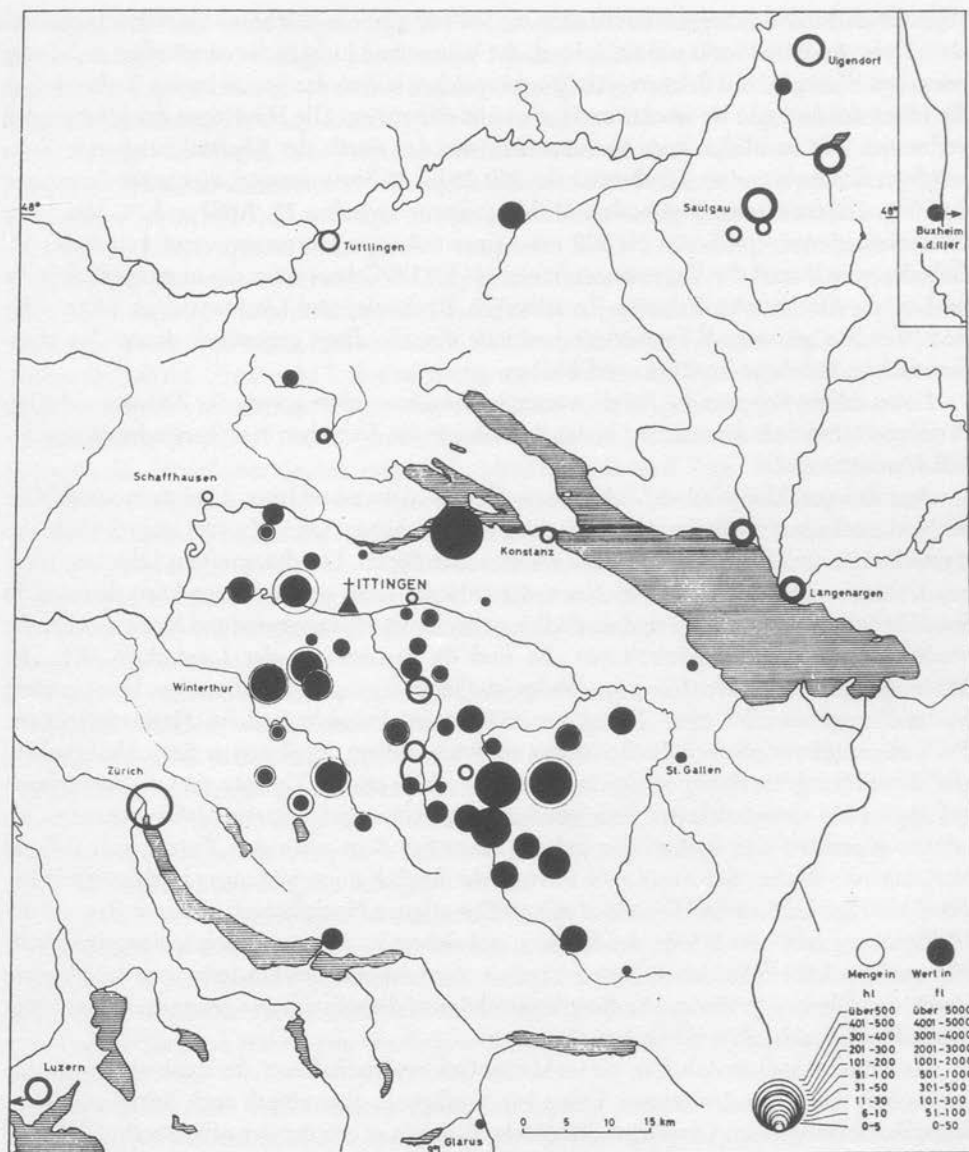
Auch der Adel betrieb eifrig Rebbau. An erster Stelle seien wieder die Montforter genannt, die z. B. in Werdenberg, im Liechtensteinischen und besonders in Tettwang ergiebige Weinberge besaßen. Hier hatten sie 1588 u. a. 54½ Bau und 1743 eigneten sie sich nochmals 198 Stück Reben an. An die Weinpflege erinnert heute noch im Bacchussaal des neuen Schlosses die auf einem Faß sitzende schwammige Gestalt des Weingottes, dem es aber nicht vom Wein sondern vom Ofen, auf dem, von Trauben bekränzt, der Vielverehrte thronte, heiß wurde, da das Faß nur Behälter bildet für das darin mit Holz entzündete Feuer. Auch das Fresko an der nordwestlichen Treppenhausdecke von Brugger aus Langenargen stellt einen Montforter Grafen inmitten seiner Weinbauern bei der Weinernte dar.

Das Haus Waldburg-Wolfegg besitzt seit 1503 bis heute gute Lagen in Meersburg.

Die Grafen von Hohenems hatten ebenfalls weitreichende Bedeutung wie die Grafen von Bodman, die Freiherrn von Stotzingen und Hornstein u. a. Im Gebiet des ehemaligen Stammsitzes der Klingenberg, am Hohentwiel bei Singen, wurde vermutlich schon seit 1005 Weinbau betrieben, und auch die Krondomäne Bruderhof, seit 1538 württembergisch, seit dem 4. Juli 1966 nach Singen umgemeindet (267 ha), wies in der Vergangenheit Rebberge auf. Im Jahre 1661 betrug die Weinfläche am Hohentwiel etwa 20 ha. Bis 1800 hatte jeder Invalide auf der Festung in 550 m Höhe, dem höchstgelegenen deutschen Weinberg, sein Rebstück.

### *Natur und Kultur des Weinbaus*

Wenn der Weinbau im Bodenseegebiet eine solche Ausdehnung hatte, so hing dies zunächst mit seinen natürlichen Bedingungen zusammen. Ohne Zweifel trugen dazu die idealen Steil- und Hanglagen mit einem Neigungswinkel von 6° bis 20° und bei Meersburg bis 28°, die Böden der Süßwassermolasse und sandigen Flußgerölle, die Ton- und Kiesböden bei. Die verhältnismäßig hohe Lage zwischen 300 und 500 m bringt auf der anderen Seite eine spätere Traubenblüte mit sich und bietet daher im wesentlichen auch Schutz vor Frostschäden. Diese werden übrigens im



4 Der Weinhandel der Kartause Ittingen TG  
Fernhandelsverkauf 1. 4. 1839 bis 31. 3. 1841.



allgemeinen durch den See gemildert, denn die 540 km<sup>2</sup> große Seefläche mit einer durchschnittlichen Tiefe von 150 m wirkt wie ein Spiegel, der Wärme und Licht in die unmittelbar am Seeufer gelegenen Weingärten reflektiert. Als Wärmespeicher nimmt der See an heißen Sommertagen die Hitze auf und gibt sie wieder im Herbst und Winter ab. Die Häufigkeit der Herbstnebel verbunden mit nachfolgendem Sonnenschein wie der durch das Rheintal brausende Föhn erweisen sich meistens als Traubenmäster. Mit 25 bis 40 Sommertagen, 80 bis 100 Frosttagen und über 180 frostfreien Tagen, dem Frühlingseinzug zwischen 25. April und 10. Mai, einer Niederschlagsmenge von 800 bis 900 mm, einer mittleren Jahrestemperatur von 8° bis 10° Celsius und während der Vegetationszeit von 15° bis 17° Celsius weist das ufernahe Bodenseebecken, die Markdorfer, Salemer, Vorarlberger, Rheintaler und Liechtensteiner Talzone für den Weinbau günstige Klimaverhältnisse auf, die allerdings gegenüber denen der oberrheinischen Tiefebene im Rückstand bleiben.

Dabei erhebt sich nun die Frage, warum im Bodenseegebiet gerade der Thurgau sich zum Weinland entwickeln konnte und in der Produktion der deutschen Nachbarländer offensichtlich überlegen war.

Aus den großklimatischen Verhältnissen ist dies nicht zu erklären. Und dennoch dürften wohl klimatische Verhältnisse den Ausschlag gegeben haben. Ohne Zweifel ist in Seenähe das deutsche Ufer im Vorteil. Seine Hänge schauen nach Süden. Das thurgauische Ufer, vor allem am Untersee, mit nördlicher Exposition der teilweise recht steilen Hänge kann damit nicht konkurrieren. Im Hinterland sind die Südhänge der hohen Molasseberge und Moränenwälle die wichtigsten Träger der Rebkulturen. Es sind die Spalierlagen der Landschaft, d. h. der Wärmegewinn bei Einstrahlung ist infolge südlicher Exposition und starker Hangneigung optimal; zugleich sind diese Hänge vor Frösten im Frühjahr und im Herbst geschützt. Spalierlagen gibt es nördlich des Bodensees am Schiener Berg, Sipplinger Berg, Heiligenberg und Gehrenberg. Im Raum des Schussenbeckens fehlen sie. Im Thurgau sind die Spalierlagen infolge der ost-west gerichteten Reliefgliederung in weit ausgedehnterem Maße vorhanden. Sie weisen gegenüber den Spalierlagen auf der deutschen Seite noch den Vorzug auf, daß die vorgelagerten Becken tiefer sind. Die Frostgefahr durch Kälteseebildungen ist daher geringer. Die Rebhänge haben kein Hinterland mit großen offenen Hochflächen, wie zum Beispiel der Heiligenberg oder die Hänge des Hegaus, auf denen in Ausstrahlungsnächten gefährliche Mengen von Kaltluft entstehen. Von der rauhen oberschwäbischen Hochebene ist der Thurgau durch den Obersee getrennt. Die Bergflanken können deshalb mit nur geringem Risiko bis in große Höhen rebbaulich genutzt werden.

Gewöhnlich stellten Arbeiter, die ein kleines Gut bewirtschafteten, der Rebbesitzer oder die Herrschaft wie deren Untertanen Dung zur Verfügung, aber es gab auch Schwierigkeiten. Einzelheiten mögen das Dargelegte illustrieren. So heißt es von der Benediktinerabtei Isny: *In der Mayer halden ist zu Marken, wo sich dann zeigen wird, daß bey der Scheiben und dem Fußweg nach Enzensweiler (Enzisweiler) ein ziemliches Stück Graßwachs an des Hansjörg Haags Reben stoßend, dem Gottshaus zufällt. Dieser Grasboden sollte abgestochen und in die Reben statt eines Thungs getragen werden. Der daraufgehende Kosten wird hinreichend bezahlt, da mit dem nothwendigen Thung ohnehin nicht aufzukommen ist.* Auch Kreuzlingen scheint in gleicher Weise darauf geschaut zu haben: *ist zu wissen, daß dem Reebmann nicht mehr Graß als 1 und ½ schuweit von denen Reeben gehör, welcher demnach weiters oder vom jenem fürs Gotteshaus aufgestellte etwa nimmt, wird zur Strafe gezogen werden.*

Schon 1557 hieß es im Bregenzergebiet, heute bekäme man öfters statt Mist nasse Streu auf kleinen Wagen. Die Hofsteiger, vor allem die Harder, verkauften den Mist den Fremden und führten ihn über den See, bevor sie ihre eigenen Güter gedüngt hätten. Ein Wagen Dung kostete nach Aufzeichnung des Augustinerklosters Kreuzlingen 1792 vier fl. Man brauchte aber für einen Juchart vier Wagen. Der Trägerlohn belief sich für die vier Juchart auf 16 Kreuzer. Die Bregenzer beklagten sich über die Hofsteiger nochmals 1557. Früher habe ein gutes Fuder Mist, auf einen ordentlichen Tal-Landwagen in vorgeschriebener Größe geladen und niedergetreten, wie es in die Rebärten und Güter geführt worden sei, zuerst  $\frac{1}{2}$  Schilling, dann lange Zeit  $3\frac{1}{2}$  Schilling und jetzt etliche Jahre vier Schilling gekostet. Ihre Vorfahren hätten diesem allmählichen Aufschlag zugesehen, in Anbetracht, daß die Hofsteiger Roß, Stahl und Eisen und anderes auch in höherem Preis hätten kaufen müssen, sie hätten Hoffnung auf einen endlichen Stillstand der Preise gehabt. Preis- und Lohnsteigerung und Geldentwertung hingen mit dem neuentdeckten Amerika zusammen. Zuvor scheint es keine Schwierigkeiten gegeben haben.

So werden im Jahre 1392 die gewöhnlichen Lasten eines Hauses in der Stadt Bregenz zu Gunsten der Montforter Grafen aufgezählt, nämlich nicht bloß Zins, Wächterlohn sondern auch Mist. Die Belastung von Hofstätten mit Mistlieferung galt auch für das benachbarte Land im Hof zu Rieden (Hofrieden), für Hofsteig und vor allem für das montfortische Feldkirch, das seinen Mistrodel aus der Zeit um 1320 besitzt. Es muß ebenfalls der Schluß gezogen werden, daß die Grafen die um 1200 gegründete Stadt Bregenz nach dem Muster ihrer alten Besitzungen mit der Mistlieferung belegten. 1688 lieferten Owinger Bauern je 12 Wagen Dung in die Salemer Klosterreben zu Sipplingen.

An Rebstecken mangelte es im allgemeinen auch nicht. Allerdings benötigte man eine erkleckliche Anzahl, wurden doch auf einem Hektar 12000 bis 18000 Reben angepflanzt. So versteht man, daß z. B. Salem 1705 87175, 1706 34950, 1707 70675 Rebstecken hauen ließ. Wegen seiner großangelegten Rodung vor allem stieg Bregenz und sein Hinterland auch in dieses Geschäft ein. Die Bregenzer Holzleutegenossenschaft läßt sich schon 1363 urkundlich nachweisen. Sie belieferte weite Teile des Bodenseeraumes mit Rebstecken. 1834 noch wurden 400000 Rebpfähle von Bregenz bezogen.

Den Untersee belieferte man aus den nördlichen Bezirken der Landgrafschaft Nellenburg, hauptsächlich aus dem Madach, und den angrenzenden württembergischen Wäldern. Noch am Ende des 19. Jahrhunderts gehörten zum Radolfzeller Fastenmarkt die hochbepackten und würzigen, Harzduft verbreitenden Rebsteckenwagen. Diese langen Wagenzüge hielten ebenfalls vor der Sonne in Stahringen, wo die blaublusigen Fuhrleute Vorspann zur Fahrt über den Brandbühl holten.

Nach Konstanz Zollbüchern wurden anscheinend auch aus der Schweiz Rebstecken eingeführt, so kosteten 26000 Stecken 1 fl. 18 Kr. Zoll (1722 Januar). Die Abtei Kreuzlingen berechnete anlässlich der Kosten-Aufstellung vom 14. August 1792 für 33225 Stecken die stattliche Summe von 431 fl. 55 $\frac{1}{2}$  Kreuzer. Man versteht dann die Anordnung von Isny und Kreuzlingen: *Bei den Reben zu Kümmertschweiler ist nachzusehen, ob solche mit guten Rebstecken versehen seyen, weil die lebenleute die Rebstecken unentgeltlich beschaffen müssen.*

*Das andere Fruehlingswerck ist das Steckenstossen, dadurch die Reebleuthe einen Bauherrn in den Stecken Schaden und Nuzzen bringen können, dann, so Sie einen, neuen, aber etwas schwachen Stecken, selben mit Fleiß entzweybrechen, und ausschätzen, damit Sie in ihre Haushaltung Holz bekommen möchten, welches auch bey andere Stecken so 1 oder 2 Jahr schon*

*in den Reeben gestanden, zu diesem End ausgeschossen werden. Zu wissen aber, daß die abgehende Stecken den Reebleuthen nur aus gnaden gelassen werden: sollte Sie ihnen nun hierinnen desto mehr favorisiren, können selbe jährlich in das gottshaus genommen werden, wie es auch mehrere Bauherrn zu thun pflegen. de anno 1792 werden demnach die abgängige Stecken nur jenen erlassen, welche die gruben sogleich aufbuzzen, und sodann nachdem der Thung in die gruben getragen worden.*

Aber es gab für die Reebesitzer noch größere Ausfälle mit den Rebstecken. So hatte Gallus Zembrodt in Allensbach fürs Jahr 1640 etwa 20000 Rebstecken zurichten lassen, die ihm dann das zuchtlose Kriegsvolk allesamt verbrannte, nachdem es ihm zuvor drei Fuder Wein (3375 Liter) weggetrunken hatte. Seltsam mutet der folgende Fall an: 1665 warfen Buchhorner Bürger 10000 Rebstecken des Klosters Löwenthal, das den Bewohnern der freien Reichsstadt das angestammte Fastnachtsküchlein nicht reichen wollte, in die stinkende Sekreta und in den See, nachdem die Buchhorner die Stecken aus dem Gredhaus, wo sie lagerten, herausgeholt hatten. Die Russen der Suworow-Armee suchten sich bei Lindau vom 16. Oktober bis 4. November 1798 Heizmaterial in Form von 200000 Rebstecken aus den Weinbergen.

Es ist bei Schiffsfahrten auch öfters die Rede von Strohlieferungen. Solches bezog Kreuzlingen von Buchhorn, denn man benötigte viel Stroh zum Haften der Reben.

Die Tendenz, möglichst viel Wein zu ernten, machte sich im allgemeinen während des Mittelalters bis in die Neuzeit hinein bemerkbar. Deshalb dominierten Elbling, Weißelbling, Burgauer, grüner Sylvaner und weißer Lindauer. Aber es läßt sich umgekehrt auch das Bestreben feststellen, bessere Sorten zu pflegen. So soll der Königsweingarten in Bodman schon 884 mit Blauburgunder bepflanzt gewesen sein. Adelige und Angehörige von Klöstern und der großen Ravensburger wie Konstanzer Handelsgesellschaften trachteten nach Veredelung des eigenen Weinbaus. In Salem pflanzte man 1318 Blauburgunder an. Und hier dürfte auch ein Mann des 18. Jahrhunderts von anderer Seite zum rechten geschaut haben, nämlich der bekannte Orgelbauer von Ottobeuren und Salem, Karl Joseph Riepp. Dieser besaß in bevorzugter Lage Burgunds eigene Weinberge, von hier aus besorgte er Salem Burgunder-Reben. Und es ist nicht ausgeschlossen, daß ein Verwandter Riepps, nämlich der letzte Abt des Zisterzienser-Stammklosters Citeaux, Dom François Trouvé, wohin Riepp auch eine Orgel geliefert hatte, ebenfalls für den Salemer Weinbau von Bedeutung wurde.

Auf der Reichenau führten die Erbschenken der Äbte des Klosters, die Keller von Schleithem, Johannisberger aus der Rheingegend ein. Weingarten trachtete in seiner Herrschaft Blumenegg mitten im Dreißigjährigen Krieg unter Abt Dominicus Laymann (1637–1673), edle Sorten in Weiß oder Rot anzupflanzen. An sich war von Blumenegg über Feldkirch, Rötis, Klaus bis Hohenems die blaue Traube vorherrschend.

Auch die Benediktinerabtei Mehrerau verstand sich auf die Verbesserung der Kulturen. An sonnigen Halden vermochte die Abtei vorzügliche Weine zu ernten, wie dies ein Prälat am Liebenstein tat, als er dort Burgunderreben pflanzte und einen Wein bekam, der den Namen Magnificat trug.

Der Kartause Ittingen gelang es besonders, aus den Klosterreben nur Rotwein zu ernten, diesen lange lagern zu lassen und damit einen beträchtlichen finanziellen Gewinn neben der Bekömmlichkeit zu erzielen.

Schon 1705 suchte eine Rebbauordnung von Meersburg, den Blauburgunder zu fördern, vergebens! Es gelang erst dem Bischof von Konstanz, Karl Theodor von Dalberg, durch neue

Initiative, Prämie und Strafandrohung, wenn irgendwie möglich, die weiße Rebe auszustocken und roten Burgunder zu pflanzen (6. XI. 1801). Isny hingegen wünschte in Enzisweiler weiße statt rote Trauben, da diese sich nicht gut entwickelten. Um den Rebsatz zu verbessern, legte der Geistliche Rat Vicari in einem 2½ Morgen großen Rebgeleände bei Konstanz einen Versuchsweinberg an. Er bepflanzte ihn mit 214 verschiedenen Sorten, um die im Seeklima am besten gedeihlichen Reben herauszufinden.

Die Spitalverwaltung Konstanz, die markgräfliche Gutsverwaltung in Salem und die großherzogliche Hofdomänenkammer in Meersburg, die nach der Säkularisierung des Hochstifts Konstanz (1802) 1812 den Namen Domänenverwaltung erhalten hatte, pflanzten vor allem Riesling, roten Traminer, Bodenseeburgunder und Gutedel an.

Gleichzeitig erfolgte Verkauf oder Ausstockung von Rebanlagen in minderwertigen Lagen wie in Ittendorf, Markdorf, Kippenhausen und Immenstaad; dagegen errichtete der Markgraf von Baden in Meersburg, Kirchberg und Birnau Musteranlagen.

### *Rebleute und Rebherren*

Die Rebleute, die gewöhnlich selbst auch einen kleinen Weinberg besaßen, erhielten als Lehen von einem Herrn dessen Rebgeleände zur Bebauung. In der Regel mußten sie dann die Hälfte des Ertrages abgeben. Man nannte diese Art der Arbeit Halbbau oder z. B. in Ittingen Halbscheid. Bisweilen waren aber diese Männer gezwungen, von der Herrschaft Getreide oder sonstige Lebensmittel im voraus, z. B. im Frühjahr, zu erbitten, um dann im Herbst von ihrem Weinanteil Begleichung vorzunehmen.

Es gab aber auch Rebarbeiter, die sich im Taglohn verdingten. In Lindau erhielten sie 1579 einen Schilling Pfennig; Gehilfen, Frauen wie Kinder 14 bzw. neun Pfennig und teils Gras zwischen den Reben. Das Benediktinerinnenstift Münsterlingen bezahlte 1761 einen Rebmann im Lohnbau jährlich mit 45 Gulden.

Bisweilen, wie z. B. in Katharinenthal, gab der Rebmann die Größe des bearbeiteten Gebietes an, doch Hofmeister und Schulmeister kamen zu einem anderen Resultat. Interessant sind die Angaben über den Rebbau zu Kreuzlingen. Für den Juchart (etwa 43 Ar) bezahlte das Kloster als Bauschilling 13 fl., 20 Kr., für einen Juchart Reben, über den Winter zu decken, 1 fl., 48 Kr.; dieselbe Arbeit wurde bei den Kreuzlinger Reben auf der Reichenau mit 2 fl. beglichen. Da in jeden Juchart jährlich beiläufig 90 Gruben gemacht wurden, so bezahlte man dem Baumann extra noch 3 fl. Wenn man diese und andere Ausgaben, die der Arbeiter während des Jahres zu bewältigen hatte, zusammenzählt, beliefen sich die Kosten für einen Juchart auf 44 fl., 17 Kr. Alle Kosten für die Kreuzlinger 55 und die Reichenauer acht Jucharte beliefen sich mit allem drum und dran auf 2390 fl., 27½ Kr. Ein Juchart Reben galt 1540 100 Pfund oder 2000 Schilling.

Die Rebleute waren in der Rebleutezunft, die sich z. B. in Ravensburg im 14. Jahrhundert nachweisen läßt, zusammengefaßt, in Lindau war sie die älteste, auch in Buchhorn existierte sie, in Konstanz mußten sich die Baumänner bei der Fischerzunft einfinden, sicherlich seit ungefähr 1600. Die Herrschaften erließen Rebbau- und Rebschauordnungen, z. B. Konstanz 1527, 1537, 1540, Ravensburg 1385, 1543, 1731, Salem 1606 und im 18. Jahrhundert, Kreuzlingen 1792. Dieses Kloster führte die Arbeiten nach einzelnen Monaten und auch in zwölf Punkten auf. Die Abtei gab differenzierte Angaben.

Im allgemeinen ließen sich Leute nachweisen, die Gruben für die Rebschößlinge auswarfen, Rebstöcke zuspitzten, anfangs Februar die Reben mit Erlaubnis ihres Bauherrn oder Stadtrats schnitten, Gruben zwischen den Rebstöcken anlegten, Dung trugen, überschüssige Triebe abbrechen, die Erde im Mai und August umgruben, die Wege herrichteten. Die Reben sollten zu trockener Zeit, wann es nicht duftet, regnet oder schneit, geschnitten werden. Auch das Stoßen wie das Falgen im Mai und August und die Frauenarbeiten, nämlich das Binden, Erbrechen und Heften sollten bei gutem Wetter vorgenommen werden. Das Hacken und Umkehren hatten aber starke Knechte zu besorgen wie die tiefe Umgrabung und das Furchenziehen in den Boden.

Das waren Ordnungen. Aber wie wurden sie durchgeführt? Ein treffliches Beispiel hierfür besitzen wir aus Konstanz: *Joseph Merck hat junge Reben geraihet, ist strafbar vom 4. Juli 1774 1 fl. 40 Kr., 26. August 1775 hat nicht überheftet, Holz... liegen lassen 1 fl. 20 Kr. absenß vom 20. Juni 1775 laut Ratsschluß 2 fl. Franz Weißhaar vom 5. Februar 1775, hat die Gruben nicht niedergelegt, nichts überheftet 40 Kr., laut Ratsschluß nicht erschienen 2 fl. 3 d. Joseph Mayer vom 5. Februar 1775 hat die Reben nicht niedergelegt 40 kr., vom 4. Juli 1774 hat nicht gefalget, kein Auswurf gemacht 1 fl. 40 Kr. ... Johann Georg Messmer hat unfleissig gegraben, nicht gefalget, nicht überheftet und nicht verzwickth 2 fl. 40 Kr., Ausbleibungsschuld 2 fl. ... Michel Beer hat unfleissig gegraben in 2½ J. 1 fl. 40 Kr. Konrad Baumann vom 4. Juli 1774 hat flache und liederliche Gruben gemacht 1 fl. 40 Kr., die Gruben nicht niedergelegt, lange Stecken ausgeworfen, das Holz in den Reben herumliegen lassen.* Ohne Zweifel haben die Rebschauer diese Strafen veranlaßt. Darum heißt es auch von Konrad Baumann: *den Rebschauern zugerufen, der Teufel habe einen Schauer geholt, er werde bald wieder einen hohlen.* Ein anderer warf einem Rebschauer Parteilichkeit vor. Zugleich betonte er, die anderen Baumänner seien der gleichen Meinung. Diese drehten jedoch zurück und gaben vor, sie seien mit dem Mann zufrieden. Nun aß man die Suppe nicht so heiß, wie sie gekocht wurde. Zunächst hielten die Gemaßregelten entgegen, sie seien härter bestraft worden als die Rebornung es angebe. Zudem wurde dem wahrscheinlich aus dem Bregenzerwald stammenden Beer bedeutet, wenn er gleich einen fl. gebe, dann würde ihm das andere nachgelassen werden, allen würden gleich 40 Kr. geschenkt, wenn sie gleich bezahlten. Die Rebleute beriefen sich auf die schriftlich ausgestellten Zeugnisse ihrer Bauherren, die mit ihnen zufrieden wären und betonten, die Rebschauer würden stets etwas finden, es scheine, man wolle sie, die Bauleute, mit Gewalt aus den Reben vertreiben. Es sei nicht möglich, alle Jahre fast die Hälfte des Baulohnes für Strafen ausgeben zu müssen. Manche beriefen sich auf ihre Bauherren, die wollten, daß die Reben stehen blieben. Zudem sei man früher nur zweimal auf der Zunft zusammengekommen, wo einem an einem Sonntag um ein Uhr die Rebornung verlesen wurde. Nun ist es wiederum für Konstanz seltsam zu wissen, daß nicht bloß Stadtbürger, sondern z. B. auch Untertanen von Mainau und solche des Thurgau mit Gutheißung des Komturs oder des Landvogtes von Frauenfeld erschienen. Diese gaben auch bisweilen zusammen die Rebbau- oder Rebschauordnungen heraus oder bestätigten sie wie 1645 oder 1653.

#### *Zeit der Ernte*

Die Rebschauer – bisweilen waren es vier – hatten nicht bloß die Funktion von Kontrolleuren, sondern mußten auch schauen, ob die Torkel in Ordnung waren, den Obrigkeiten den Beginn der Weinlese und Verbesserungspläne hinsichtlich der Bebauung vorschlagen.

### Traubenhut

Um jeglichen Schaden in den Reben durch Diebe und menschliche Unachtsamkeit zu vermeiden, wurde die sogenannte Traubenhut aufgestellt, in größeren Arealen waren es bisweilen vier oder sechs Personen, die als besondere Aufsichtsorgane in den Rebhalden funktionierten. Sie hatten alljährlich ihre Pflichten unter Eidesaussage zu geloben, bei Tag und Nacht scharf zu wachen, daß vor Beginn der eigentlichen Weinernte niemand in den Weinbergen Zweige abbreche, Laub abstreife, Schnecken sammle und die Baumänner nur während befristeter Zeit Gras holten. Bei Ergreifung von Unbotmäßigen dürften sie sich nicht bestechen lassen, sondern müßten die Missetäter anzeigen. Sie dürften sich selbst nicht erpresserisch zeigen und Obst oder Trauben aus den Reben wegschleppen, ebenso sei es ihnen verboten, andere Arbeit in dieser Zeit zu verrichten, z. B. im Torkel oder auf Feldern. Manche Traubenhüter waren mit Vorderladern versehen, die Bammert, die den Staren zu Leibe rückten. Die Traubenhüter erhielten für 24 Stunden Aufsicht 12 oder 30 Kreuzer. Die Benediktinerabtei Isny bezahlte am Ende des 18. Jahrhunderts dem Traubenhüter als Hüterlohn in der *Mayerhalden* 52 Kr., dem in *Baierberg* 40 Kr. Auch gab man ihnen, wenn sie sich während des Wimmeln bei den Abgeordneten von Isny am Bodensee meldeten, ein Trinkgeld, jedem etwa 12 Kr. Dem Traubenhüter zu *Bechtenschweiler* bezahlte man 1 fl. 32 Kr. 4 H. nebst Douceur. Zu *Kümmertschweiler* hatte die Abtei seit einigen Jahren keinen ordentlichen Hüter aufgestellt, *sondern der Zeinzel hat als Anstößer durch die Seimigen wachen lassen*. Ihnen wurde sodann ein Trinkgeld je nach Notwendigkeit und Spanne der Wachzeit gegeben. Der Traubenhüter in St. Katharinenthal empfing jährlich 1 fl. 12 Kr. (1740).

Die Augustiner von Kreuzlingen nannten ihren Hüter Traubenhirt, es war bisweilen ein Schulmeister, dem es oblag, *wann sich die Trauben zu entfärben anfangen, und schon halbzeitige anzutrefen seynd, die Reben zu verwachen*, zusammen mit dem Konstanzer Traubenhüter. Der Hirte mußte ein getreuer und emsiger Mann sein für das ganze Rebgelände, hatte drei bis vier Wochen hindurch seinen Pflichten nachzukommen durch fleißiges Hin- und Hergehen die Reben vor allem Angriff bestmöglich zu verwahren. Der Hirt empfing neben dem Handwerkstisch täglich acht Kreuzer Geld, das Mittag- und Abendessen, das aber immer zu anderer Zeit eingenommen werden mußte, z. B. um 11, 12 oder 1 Uhr, *damit das arglistige verstohlene Volk niemals seiner sicher sein möge*.

Die Bestrafung der Missetäter war sehr streng. Sie bestand in einer gesalzenen Geldbuße und Stadtverbot, das bisweilen auf zehn Jahre ausgedehnt wurde. Im Heimatmuseum Ravensburg ist der Schandmantel, die Lasterkufe, heute noch zu sehen. In diesem wurden Trunkenbolde, Flucher, Kartenspieler, Obst- und Traubendiebe auf dem Pranger zur Schau gestellt. Dabei zwängte man den Kopf des Missetäters zwischen zwei quer über die Kufe verlaufende Stäbe ein. Auf dem Schandmantel ist dargestellt, wie ein Traubendieb in den Reben von einem Traubenhüter gestellt wird. Ein schreckliches Los mußte 1517 Johann Bäuerlin, Rebmann von St. Christina bei Ravensburg, über sich ergehen lassen. Weil er den Leuten die Reben ausgegraben und diese teils in seine Reben gesetzt, teils andern verkauft hatte, stellte man ihn auf den Pranger, stach ihm beide Augen aus und vertrieb ihn aus der Stadt. Damit sollten andere Diebe abgeschreckt werden, und man sah bei dieser Strafe mehr auf das Gemeinwohl als auf den einzelnen und seine Besserungswilligkeit.

*Wimmeln*

Zur Erzielung des bestmöglichen Weines sollte der höchste Reifegrad der Trauben abgewartet werden. Die Behörden sollten nicht zur Rebschau gedrängt werden. Das ganze Geschäft war mit Imponderabilien verbunden. So erfroren in den Weinbergen des Dominikanerinnenklosters St. Katharinenthal 1741 14 Tage vor der Lese die Trauben. 1746 begann der Herbst früh, am 26. September, 1751 jedoch ziemlich spät, am 19. Oktober, 1752 am 17. Oktober, 1753 und 1760 am 2. Oktober; von Mai bis Mitte September regnete es nicht, dennoch gab es vielen und guten Wein, 1761 am 30. September. In der Oktav von Corporis Christi, abends, hatte ein Hochgewitter dies- und jenseits des Rebenfeldes einen Großteil verschlagen, doch mußte man keine Reben abhauen, weil die Stöcke wieder trieben, 1769 begann man am 10. Oktober. 1772 fing man am 15. Oktober an; der Herbst fiel qualitäts- und quantitätsmäßig gut aus, die Qualität wäre noch besser geworden, wenn man noch länger zugewartet hätte, weil noch über drei Wochen schönstes Wetter herrschte.

Kreuzlingen vermag zu dem Dargelegten noch einen besseren Kommentar zu geben. 1792 heißt es: Der Tag der Weinlese oder des Wimmeln kann für jeden Jahrgang eigentlich niemals bestimmt werden, er hängt nämlich vom ganzen Sommerwetter ab und davon, wie die Trauben beschaffen sind. Deshalb war es altes Herkommen, daß von seiten der Konstanzischen Vogtei Eggen mit Beziehung des hiesigen Gotteshauses und der Gemeinden Egelshofen und Rickenbach, etwa vier oder fünf Tage vor dem anrückenden Herbst eine General Reben- und Traubenbeschau vorgenommen wurde, nach welcher man dann bei dem Sandbreithe Torkel, wie es vormals gewöhnlich und üblich war, nun aber abgestellt worden ist, eines jeden Meinung und Gutachten angehört hat und am folgenden Tag vom Rat zu Konstanz ein gewisser Tag zum Anfang bestimmt wurde; diesem Ratsbeschuß hatte sich jedermann zu beugen. Das Gotteshaus Kreuzlingen hingegen besaß ein altes Recht, kraft dessen ein eingeschlagenes Gut und die in den eigenen Gerichten liegenden Rebärten zwei, drei oder auch mehrere Tage vorher abgewimmelt werden durften. Wenn das Gotteshaus in dem oberen Bussen vor dem Rickenbacher Herbst wollte zu wimmeln anfangen, so erforderte es die Billigkeit von seiten des Kastners (Klosterbeamten), daß er vorher den Bürgermeister zu Rickenbach um Erlaubnis fragte, die Höflichkeit aber von diesem, daß er es erlaubte. Gewöhnlich gewährte man auch den Torkelmeistern mit Rücksicht auf ihre Tätigkeit die Erlaubnis, einen Tag vorher mit dem Wimmeln zu beginnen. Auch durchbrach man die Reihenfolge, z. B. begann Isny mit einem Gelände, dessen Trauben sehr zur Fäulnis neigten, oder daß man das Areal zuerst erntete, das am meisten dem Raub ausgesetzt war. Das Wimmeln wurde mit einem Amt oder dem Glockengeläute morgens um sechs oder sieben gewöhnlich eröffnet. Die Trauben wurden von den Stöcken geschnitten, in Körbe gelegt, in Butten geschüttet und von da in einen der sechs Bottiche, die auf einer Art Leiterwagen standen, zum Torkel geführt. Den letzten Traubenwagen einer Ernte bekränzte man, und der Bammert schoß voll Freude mit seinem Vorderlader, wie es zuletzt noch 1959 auf dem Weg von der Halttau zur Spitalkellerei Konstanz der Fall war.

Wiederum bietet aber Kreuzlingen ein differenzierteres Bild, wenn es von den Wimmeln bestimmte Eigenschaften und Wohlverhalten fordert. Das Kloster wünschte fleißige und geschulte, mit gut schneidenden Wimmeler-, aber ja nicht Sackmessern und rechten Kübeln oder kleinen Gelten versehene Leute, schied dabei Alte und Kinder aus, weil jene anderen nicht nachkommen könnten, diese aber ihre Trauben dem Buttenträger nicht selbst einzuschütten

vermöchten. Jeder Wimpler hatte sich zwischen zwei Rebreihen zu stellen, in seinem Gang beständig zu verbleiben, rechts und links den ganzen Rebstock sauber abzuwimmeln; der Kübel hatte nahe an den Reben unter dem Bogen zu stehen, mit der linken Hand hatte der Rebmann die Trauben zu fassen, mit der Rechten aber den Stil nah an den Beeren abzuschneiden. Weil auf diese Weise die Traube selbst in den Kübel fällt, geht die Arbeit schnell vonstatten, und fallen nicht so viele Beeren auf die Erde. Ein guter Wimpler wird auch gute Beeren von der Erde aufheben, das in den Kübel fallende Laub hinauswerfen, nur gesunde Beeren aufklauben, halbfäule oder verdorrte am Rebstock stehen lassen oder sie wegwerfen und die grünen hängen lassen, denn diese verderben den Wein sehr. Während des Wimmeln war es verboten, Brot zu essen, denn die in den Kübel fallenden Brosamen würden dem Wein eine abgeschmackte Säure verleihen. Die Wimpler konnten zwischen 11 und 12 Uhr Brot und Wein zu sich nehmen, um  $\frac{1}{2}$  4 Uhr erhielten sie beim Ende der Arbeit Suppe, Voressen, Blutwurst, Rind- und Rauchfleisch und Gemüse sowie Wein. Auf neun oder zehn Wimpler kam ein fleißiger Buttenträger, welcher unterdessen im Laufen und in der Einnehmung der Trauben die Ordnung beobachten, auch bei jedem Einschütter sich rückwärts stellen sollte. Fünf rechte Kübel füllten eine Butte. Wenn der Buttenträger vollbeladen zum Zuber kam, legte er seinen Stecken ab, *ergriff oben mit beiden Händen den Sturm und gämpfet auf einmal seine Bürde über den Kopf in Zuber ein.*

Auf 20 oder 30 Wimpler wurde ein guter Aufseher verlangt, der die Wimpler zur Beobachtung der oben genannten Punkte aneifern sollte, nur allein bei den Wimplern zu stehen und mit ihnen zu sprechen, vermindere deren Fleiß und Ehrfurcht, gleich wie es auch nicht genug sei, während des ganzen Tages drei- oder viermal den gleichen Ruf auszustoßen: *Haut brav zu; nehmt saubere und lest die Beeren auf.* Das sind leere Worte, deren man spottet. Ein nützlicher Aufseher soll immer hin- und hergehen und den Wimpler daran erinnern, daß er des Tags wenigstens einen ganzen gestoßenen Zuber anzufüllen habe. Im Herbst brauchte man zu jedem Traubenwagen, von denen gewöhnlich drei oder vier bereit standen, drei Mann, nämlich den Fuhrmann selbst, seinen Handknecht und einen fremden, geschulten Mann, damit sie einander die Zuber auf- und abzuladen, auch je nach dem Jahrgang anzuheben, helfen würden, damit der schwer und hochgeladene Wagen auf keine Seite schlagen oder gar umfallen könnte. Denn das würde großen Schaden verursachen. Ein Karrenheber empfing als Lohn täglich 14 Kr. nebst der gewöhnlichen Kost in der Knechtestube. Diese Fuhrleute durften sich nicht selbst Trauben nehmen, sondern nur mit Wissen und Willen des Traubenhüters sollte man ihnen zu einem Kram ein Krätel voll oder einige geben (Isny).

### Weinpressen

Zur eigentlichen Weingewinnung konnten drei Methoden angewendet werden: das Stampfen, Treten oder Pressen. Wiederum vermag Kreuzlingen hierüber anschauliches Material zu bieten: Auf vier oder fünf Buttenträger ist allzeit ein Stößer und der Traubeneintreter zu zählen. Diese Arbeit können mittelmäßige, doch starke und fleißige Buben versehen. *Diese müssen mit einem Stössel und einem hohen Antritt versehen sein, damit sie auf selbigem stehend, ringerer und mit grösserer Gewalt von oben herab die Trauben stossen mögen. Ihnen liegt ferner ob, jede Butten voll Trauben so lang zu stossen, bis die Brühe oben auf schwimmt, item das Laub auszuklauben, was neben den Zuber fällt, sauber aufzuheben und nachzusuchen ob der Zuber nit rinne.*



Das Treten der Trauben mit Füßen hatte Karl der Große zwar im *capitulare de villis* gesetzlich verboten. Petrus de Crescensis, ein agronomischer Schriftsteller des 13. Jahrhunderts, gestattete dies jedoch, nur forderte er zunächst das Waschen der Füße und nicht öfteres Heraussteigen aus dem Bottich, entsprechende Bekleidung und Gürtung, damit der Schweiß nicht in die Trauben tiefe und verbot das Essen und Trinken während der eigentlichen Arbeit. In Überlingen lassen sich solche Treter im Jahre 1364 nachweisen. Sie erhielten einen Taglohn von je sechs Pfennigen. Noch bis ins 19. Jahrhundert, ja an manchen Orten noch bis ins 20. Jahrhundert hinein, wurden die Trauben getreten, weil dabei die bitteren Kerne nicht zerquetscht wurden. Mit dem Qualitätsweingebau verschwand der Treter.

Die verbreitetste Form der Weingewinnung bildete das Pressen oder Keltern durch den Torkel, der sich aus riesigen Eichenstämmen, dem Torkelbaum, der Hinterdocke, Zangen, Schuppen, dem Bett, Esel, Bug, der Vorderdocke, Schragengrube, Spindel und dem Schragen zusammensetzte. Zahlen geben Aufschluß über den Bestand. Überlingen besaß um 1600 110, Markdorf 60, Ravensburg 1641 17, Wolfurt bei Bregenz 14, das schweizerische Rheintal 1739 400.

Über den Transport von solchen Torkeln erfahren wir z. B. 1745 von Rumenschwanden unterhalb von St. Margrethen; die Kosten für die Herstellung betragen 68 Gulden. Von Riggensbach nach Höchst brachte man die Presse an einem Tag mit 70 Pferden und 90 Mann, sie wurde auf ein Schiff verfrachtet, über den Rhein in die Schweiz gebracht; 336 Männer nahmen den Torkel in Empfang und zogen ihn während eines halben Tages ins Wirtshaus zu Romenschwanden, dafür erhielt jeder Mann sechs Batzen. 1773 führten 63 Menschen und 16 schwere Pferde einen Torkelbaum von Amtzell im Allgäu nach Altenstadt bei Feldkirch.

### *Torkelleute*

Kreuzlingen vermag von neuem ein anschauliches Bild über den Torkelbetrieb zu bieten. Etliche Tage vor dem Herbst hatten sämtliche Torkelmeister in der Kanzlei des Klosters zu erscheinen. Ihnen wurde der Torkel, Zuknecht und der Fuhrmann zugewiesen, Amt und Pflichten schuldigkeit klar und ernst vorgelesen, dann hatten sie einen Eid zu schwören, all dem nachzukommen, besonders das Geschirr bestmöglich zu besorgen, dieses zu schmieren, wozu sich nach einem Weissenauer Rezept von 1640 eine Mischung von Rinder- und Schafunsschlitt am besten eignete. Zudem sollte das notwendige Holz, wie Riegel, Bretter und Schublen herbeigeschafft werden. Ein Schmiedemeister mußte das Gerät für den Torkel bereitstellen und die Rinnen, Rinneisen und Achsen reinigen und schleifen. Die Küfer hatten Standen, Gelten und Fässer gut zu binden und auszubessern, und das Geschirr richtig zu eichen oder dem *Bayler* (Weinmesser) Eimer, Maß und Stab zu geben zum Vergleich.

Kreuzlingen drang darauf, daß als Torkelmeister nur beste, verständige und gewissenhafte Männer auszuwählen seien. Das Gotteshaus bestellte 16 Mann, jeder erhielt drei große oder dreipfündige Laibe Brot nebst zwei Maß Speisewein oder alle insgesamt einen Eimer. Zugleich hatten sie Anspruch auf das Wässerungsgeld von 30 Kr., auf einen Druck oder Torkel acht Kr. Stockgeld; die Lichter hingegen mußten die Kunden stellen, die den Stock innehatten, und sie mußten sowohl dem Meister wie dem Zuknecht gegeben werden. Isny gab seinem Torkelmeister Essen, Trinken in Form von Most oder neuem Wein, Käse, Fleisch und Brot.

Vom Torkelstübchen aus, das als besonderer Anbau dem eigentlichen Torkelraum angefügt oder in der oberen Hälfte des Einraums aufgehängt war, wodurch wegen der geringen Raumhöhe die Beheizung in den oft rauen Herbstnächten erleichtert wurde, waltete der Torkelmeister. Kreuzlingen besetzte seine drei eigenen Torkel mit eigenen Handwerksleuten, z. B. mit Schmied, Wagner, Gärtner, Hausknechten und Ochsner. Vier Mann waren auf jedem Stock tätig, der 24 Stunden dauerte; nebst warmer Kost erhielten sie 12 Maß Speisewein und acht Laible dreipfündiges Brot.

In Kreuzlingen herrschte vor ungefähr 200 Jahren noch nicht der Geist der Ökumene oder Partnerschaft; wohl wählte das Kloster den Zuknecht aus ortsansässigen Rebmännern oder deren erwachsenen Söhnen oder sonst benachbarten Leuten aus, aber weil Männer beider Religionen ansässig waren, mußte in einem Torkel der Meister katholisch und der Zuknecht reformiert sein oder umgekehrt, damit der eine auf den anderen genau aufpassen und weniger Schleichhandel oder gefährliche *Umgäng* praktiziert werden konnten. Das war schon notwendig, diese Vorkehrungen zu treffen, denn es kam Pantschen und Diebstahl vor. Dies suchte man zu unterbinden. So heißt es in einem Urfehdebrief vom 17. November 1543: *Anna Rychin, wohnhaft zu Allensbach, hat im vergangenen Herbst in vier Zuber mit Truben, so nur von Gott geschaffen, Wasser geschütt, den biderben Leuten geben und damit die Geschöpf Gottes gefälscht.*

Die alten vollen Fässer sollten ebenfalls dem Zugriff entzogen werden, kam es doch vor, daß Knechte oder Torkelleute sie hinten oder seitwärts anstachen oder von oben her öffneten. Anfangs, z. B. in Weissenau bis ins 17. Jahrhundert, wurden Gewächse verschiedener Gelände und Sorten, Vorlauf und Nachdruck, Rot- und Weiß-Zehnt- und Baumwein (Obstmost) zusammengeschüttet; so entstanden starke Weine mit häßlichen dunklen Farben. Doch nahm man bald eine Trennung zwischen roten und weißen Reben vor, während der Zehntwein aus beiden Sorten zusammengefügt, ausgedrückt wurde.

Der Torkelmeister konnte für 24 Stunden 40 Liter Wein beanspruchen. Bisweilen mag aber der Torkelmeister mit seiner Entlohnung nicht zufrieden gewesen sein, denn es kam vor, daß man in den Torkelhäusern versteckt kleinere, gefüllte Weinfäßchen fand, weswegen dem zuständigen Aufsichtspersonal Anweisung gegeben wurde, beonders nachts die Torkel zu visitieren.

#### *Fuhrleute*

Kreuzlingen besaß insgesamt 16 Torkel, aber es genügten zehn fremde Fuhrmänner, um den Wein abzuführen, weil mancher Wein aus den nahe gelegenen Torkeln in die nahen Keller getragen wurde. Das Kloster nahm Lehensleute als Fuhrleute; diese mußten jährlich von neuem um diesen Dienst einkommen. Die Bezahlung erfolgte von denen, denen sie den Wein zuführten; zugleich erhielten aber die Fuhrleute den Zehntwein aus dem Torkel. Jenen hatten sie wenigstens als ein Lägelein in die Klosterkeller umsonst abzuführen, und zwar in den Hörnle-Keller.

Isny schärfte seinen Fuhrleuten ein, gemeinsam zu fahren, sich auf dem Weg nicht zu trennen, keinen geladenen Weinwagen während der Nacht nach Hause zu bringen, bei gutem Herbst den Zehntwein von Zeit zu Zeit abzuholen, solange er noch rein wäre, während er gegen Ende viel trüber aussehe, auch Unrat enthielte und manchmal schon *sanset*, im Gegensatz zum übrigen, der gleich in Fässer abgefüllt, sich sehr gut führen ließe.

### Weinkeller

Welche Quantität der Rebbau erbrachte, kann an den noch erhaltenen Kellern in Überlingen, Konstanz, Hagnau, Salem, Lindau und St. Gallen und an den mit Reliefs und Plastiken geschmückten Fässern wie sie z. B. im Weinmuseum zu Meersburg oder im Thurgauischen Museum in Frauenfeld sich befinden, ersehen werden.

Um stets auf Qualität zu achten, sollte jeglichem Pantschen der Boden entzogen werden. Deshalb forderten manche Herrschaften, nie einen Küfer allein zu lassen. Zugleich ahndete man das Verwässern der Gottesgabe des Weins sehr streng. So wurde in Überlingen ein Hans Schwertweg 1471 eingemauert, weil er im vergangenen Herbst unter ein Fuder Wein elf Eimer voll Wasser getan, und das nun schon seit sechs oder sieben Jahren. In Ravensburg ließ der Rat 1486 einen Martin Gässler wegen Weinfälschung enthaupten.

Außenstehende, die den Keller besuchten, mußten sich ebenso an eine bestimmte Ordnung halten. Gewöhnlich befand sich am Eingang eine Tafel mit dem Kellerrecht. Demnach war es verboten, an die Fässer zu klopfen, da dem Kellerbesucher kein Einblick in die vorhandenen Weinvorräte gewährt werden sollte, ebenso lag Strafe auf Schreien, Singen, Johlen und Fluchen, da man sich vor dem Wein als Gottes Gabe ehrfürchtig zu benehmen hatte, überdies sollte das Getränk vor unnötigen Unruhen und Schwingungen bewahrt werden.

Umgekehrt sollte auch auf den Mißbrauch des Weingenusses hingewiesen werden, wie z. B. durch den Kopf einer Faßspange mit erschrecktem Gesichtsausdruck samt Teufel über dem Haupt, durch eine Schnitzerei aus der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts zu Salem, die vielleicht auf die Werkstatt Joseph Anton Feuchtmayers zurückgeht.

Man war nie gesonnen, jemandem, dessen Verstand und Sinne umnebelt waren, die Verantwortung für sein strafbares Tun und Lassen abzunehmen. So wurde 1532 ein betrunkenen Bürger, der am heiligen Ostertag das heilige Sakrament empfangen wollte, ins Gefängnis gebracht, und als er rückfällig wurde, hat man ihn aus Allensbach verwiesen. Er durfte innerhalb des übrigen reichenauischen Herrschaftsgebietes keine Waffen tragen, keine Trinkstube besuchen, auch nicht spielen, weder um Heller noch um Pfennig. Im Jahre 1545 kam ein Müllerbursche, der am Osterfest im Rausch den Leuten ihre Zäune zerhauen, ins Gefängnis nach Reichenau und wurde erst entlassen, nachdem sein Bruder für ihn sich verbürgt hatte.

In Konstanz ahndete man Verstöße gegen das Kellerrecht sehr drastisch. Der Schuldige mußte sich über ein Faß legen, das nicht nach außen, sondern nach innen gebogen war. Je nach der Größe und Schwere seines Vergehens bekam er mit dem Kellermesser, dem Bandmesser, das zum Antreiben der Faßbänder benutzt wurde und in seiner äußeren Form einer Fastnachtspritsche ähnelte, vom Kellermeister die entsprechenden Hiebe. Dieses Straffaß aus dem Jahre 1767 steht im Rosgartenmuseum.

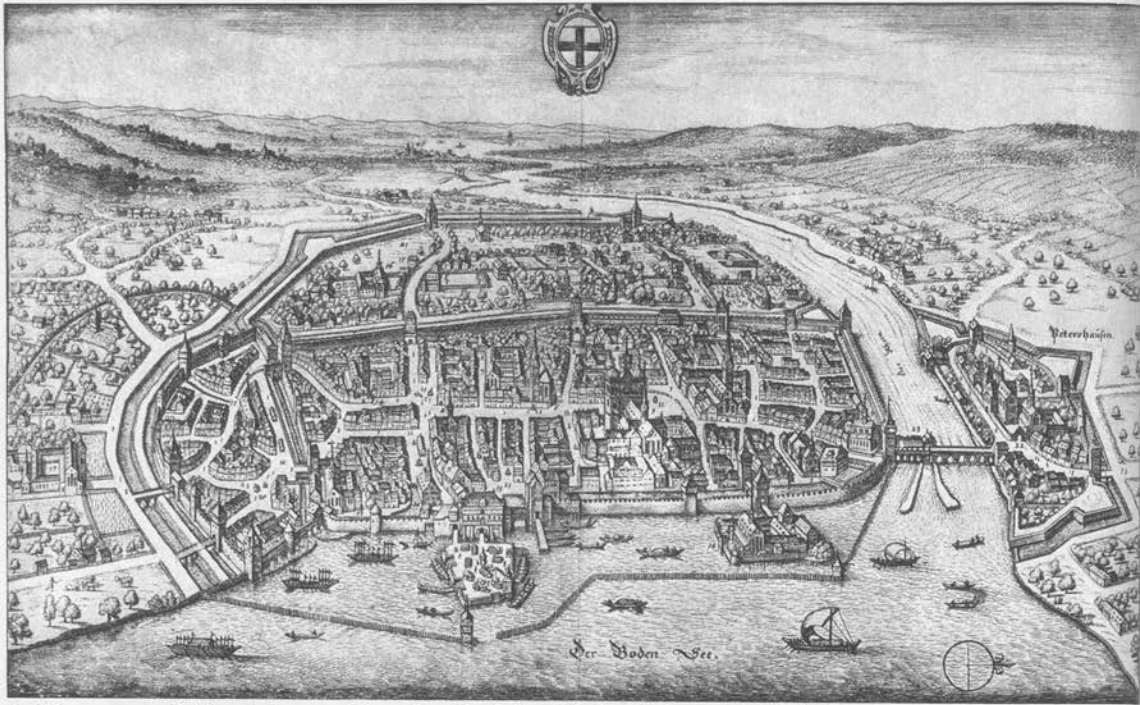
### Weintransporte

Import- und Export-, Zehnt- und Lehenweine und solche des Eigenbaus wurden auf und über den See wie auf Landstraßen und Feldwegen geführt.

Im allgemeinen bestand die Tendenz, den Import zu drosseln. Dies galt vor allem für Zeiten, als der Rebbau immer mehr zunahm, und so genügend Wein aus der Eigenproduktion der Landschaft vorhanden war. Doch bildete Bregenz 1509 eine Ausnahme. Trotz hervorragender



5 Der einzige noch erhaltene Torkel in Hagnau steht im Pressgebäude des Winzervereins. Seine Spindel trägt die Jahreszahl 1744.



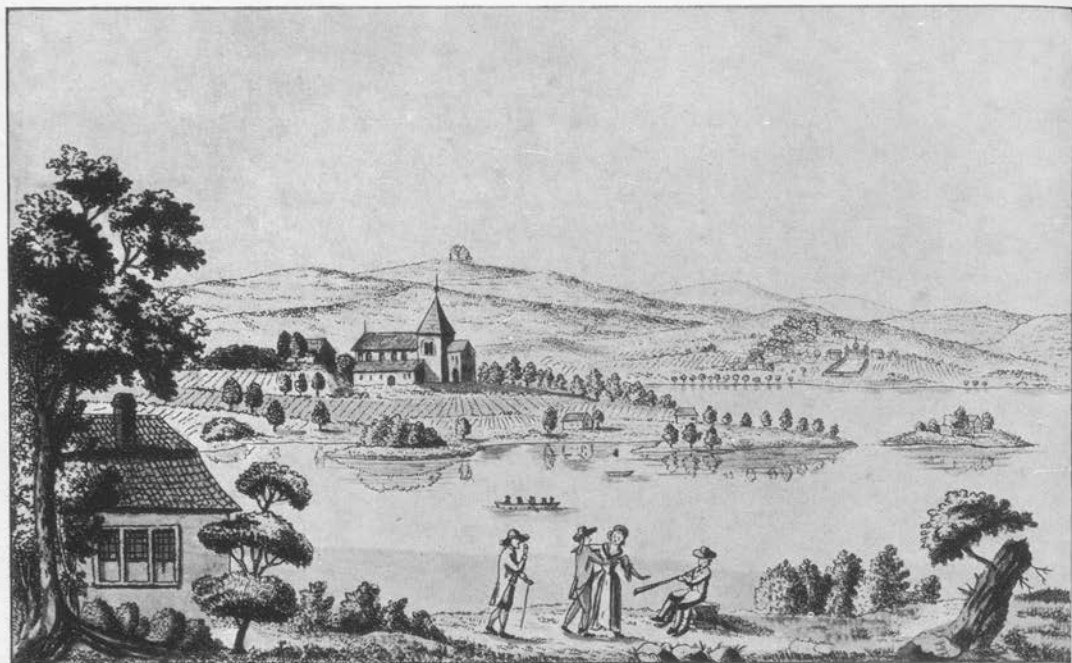
6 Konstanz aus der Vogelschau von Osten. Kupferstich aus Merians Topographia Sueviae 1643.



7 Kloster Kreuzlingen. Radierung von C. Burckhardt nach Emanuel Labhart 1837.



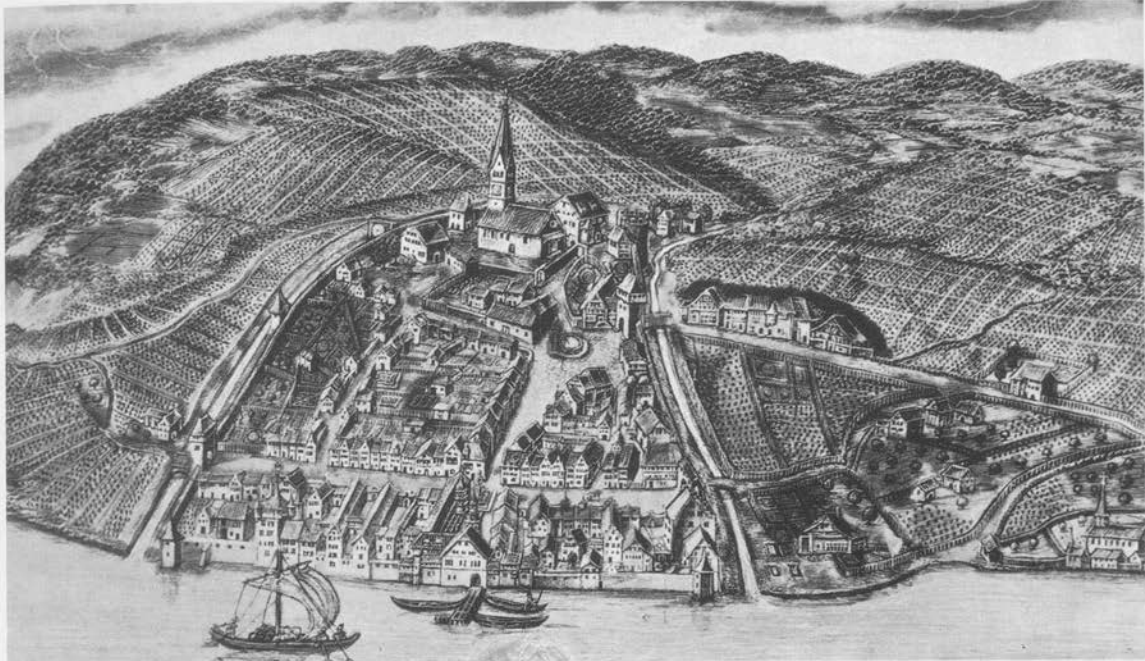
8 Konstanz von Kreuzlingen aus. Kolorierter Kupferstich nach Samuel Frey, 1810.



9 Oberzell von Süden. Stich von Johann Thomas Hauer nach F. Speth, um 1790.



10 Pfarrkirche in Ermatingen. Stich von Johann Thomas Hauer nach Felix Speth, um 1790.

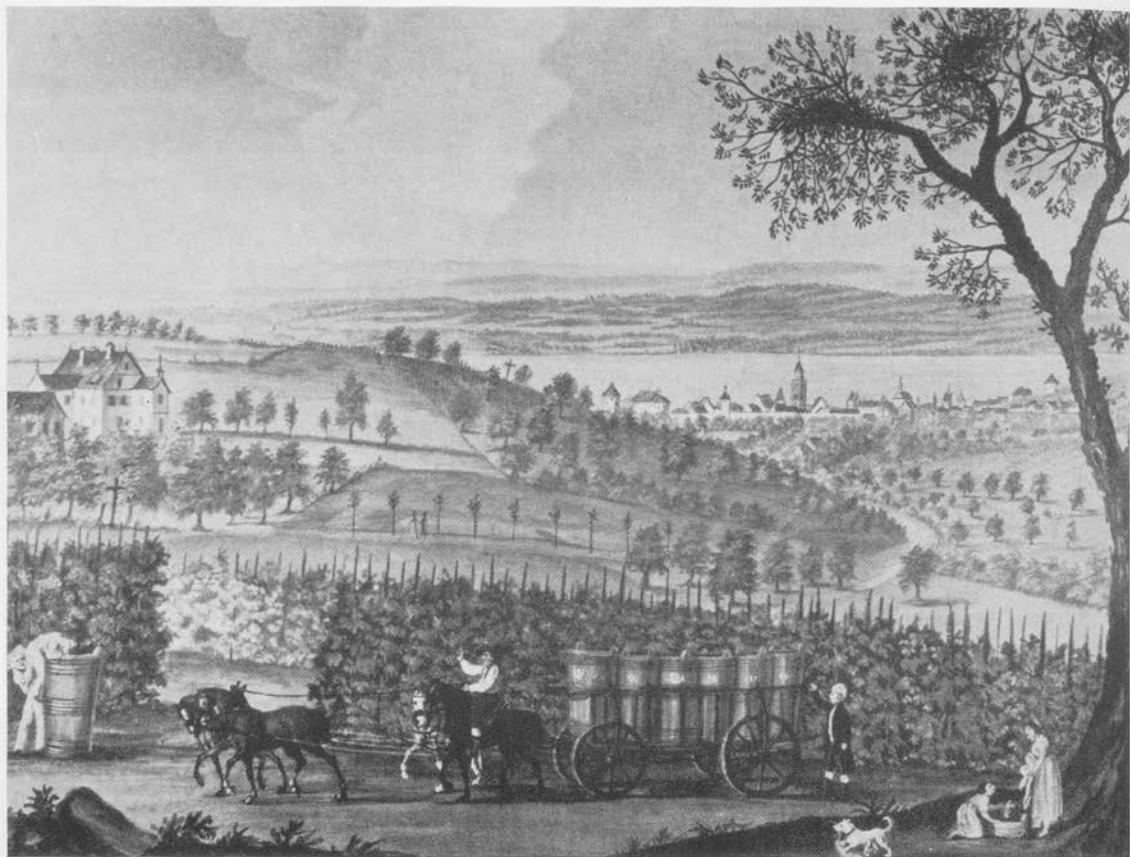


11 Steckborn aus der Vogelschau. Glasbild von Wolfgang Spengler, 1667. Bürgergemeinde Steckborn.



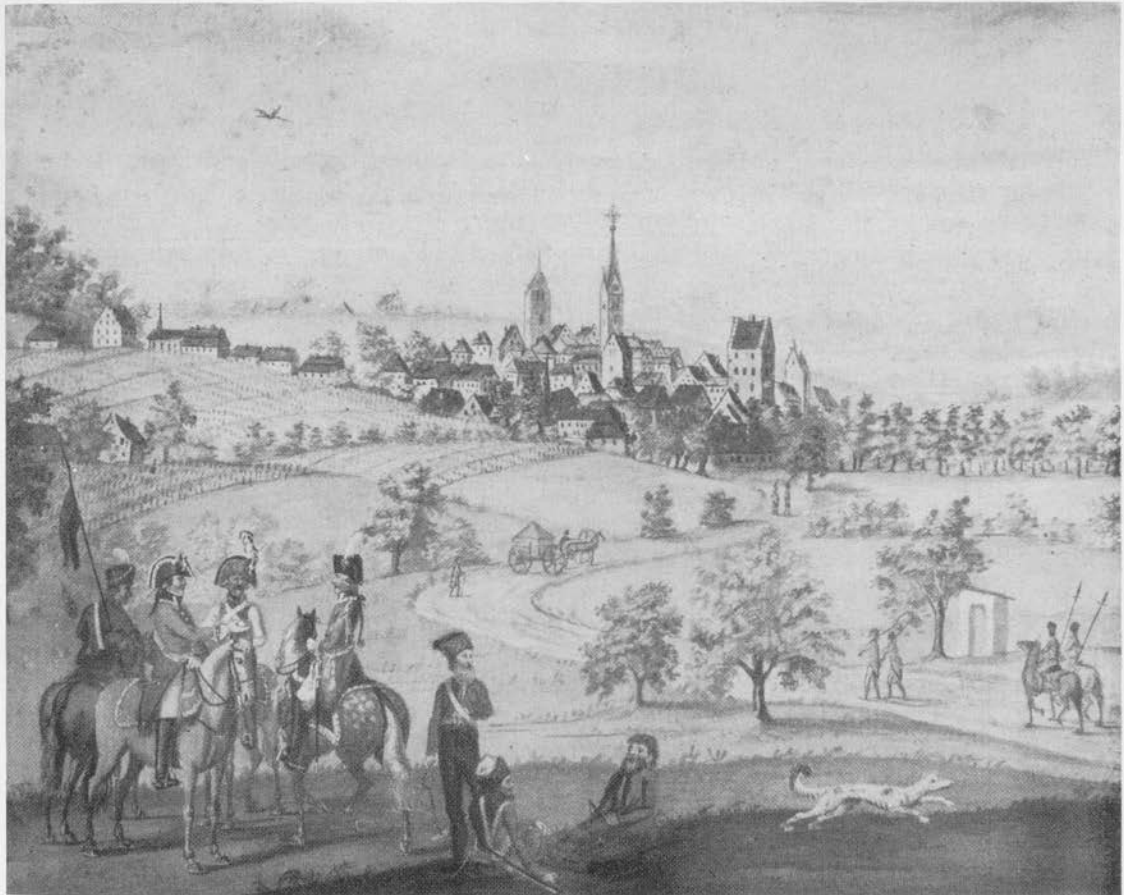
12 Stein am Rhein, Kloster St. Georgen. Stich von David Herrliberger, 1741.





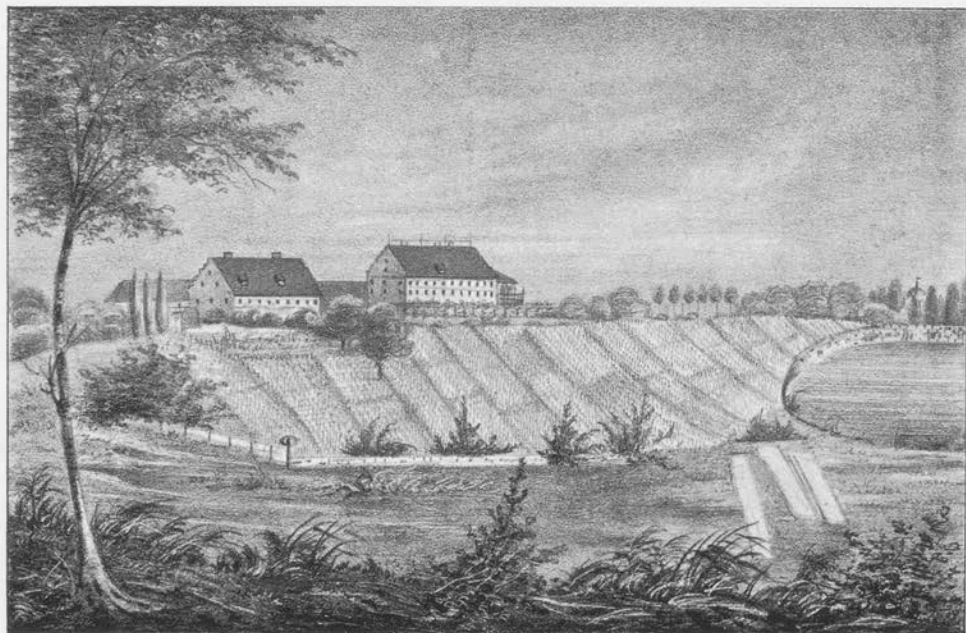
13 Wimmeln und Traubentransport. Überlingen von der Höhe. Aquarell wohl von Franz Joseph Walz. Museum Überlingen.

14 Markdorf. Aquarell von Joh. Seb. Dürer, 1810. Privatbesitz Markdorf.

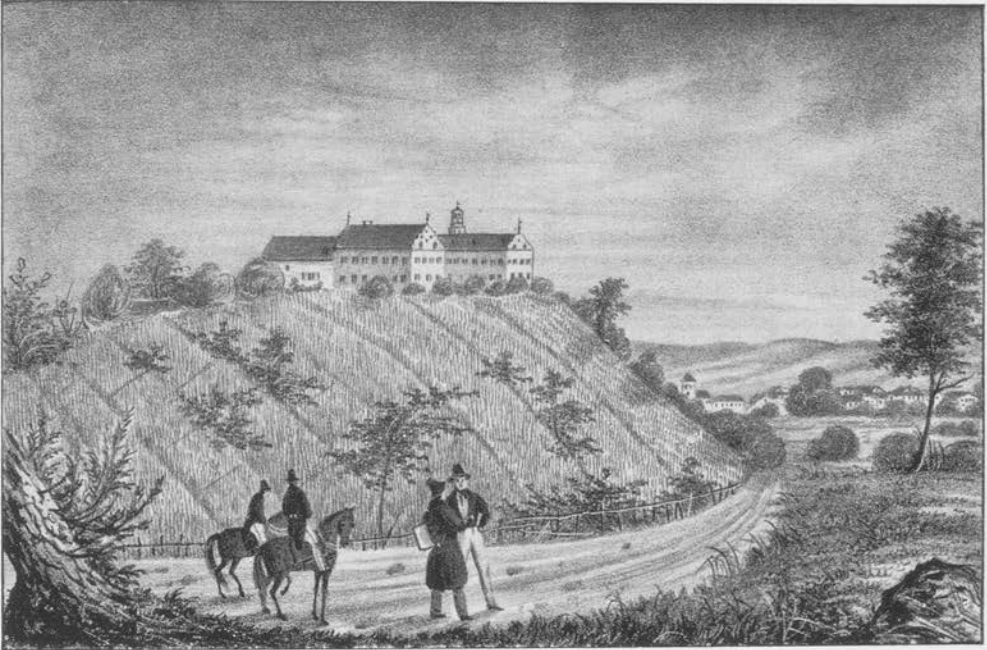




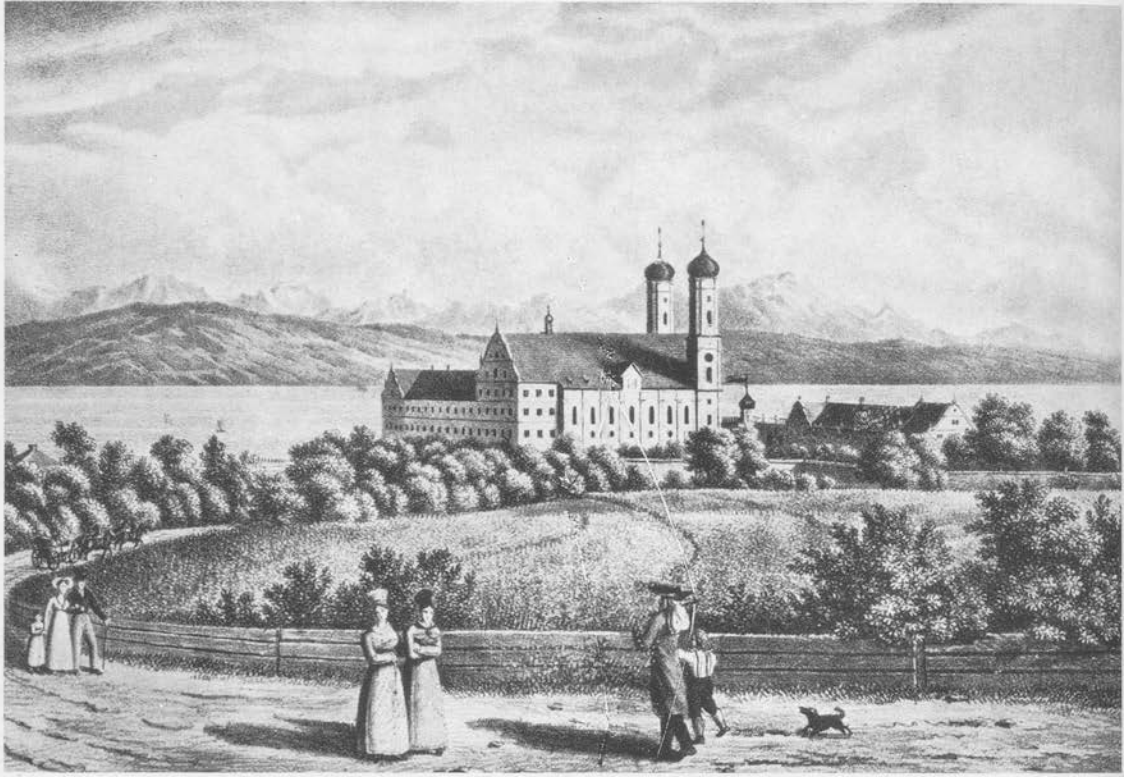
15 Hagnau. Lithographie um 1850, erschienen bei J. N. Bommer, Überlingen.



16 Schloß Kirchberg. Lithographie um 1850, erschienen bei J. N. Bommer, Überlingen.



17 Schloß Hersberg. Lithographie um 1850, erschienen bei J. N. Bommer, Überlingen.



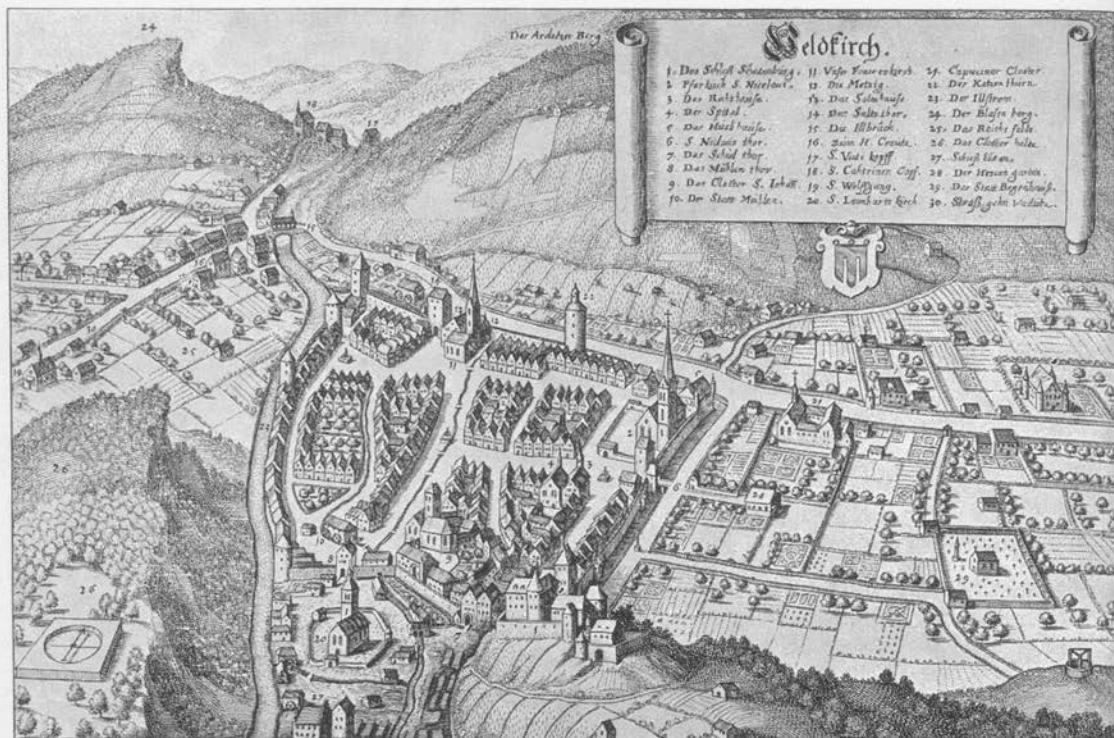
18 Schloß Friedrichshafen. Lithographie von Eberhard Emminger, um 1825.



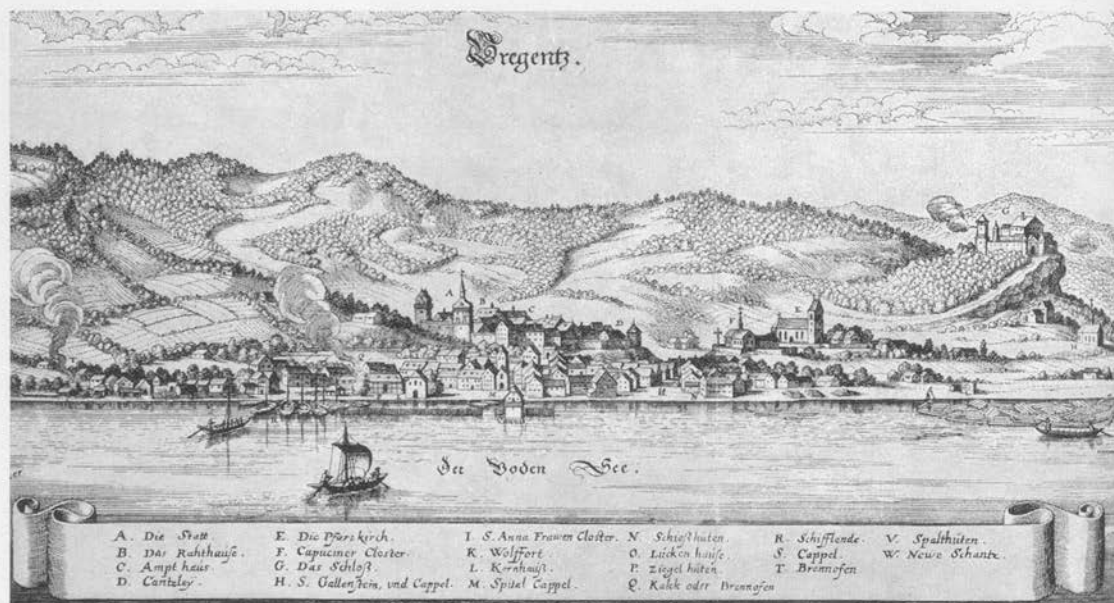
19 Ravensburg. Radierung von Wenzel Hollar, 1657. Bei Janssonius in Amsterdam erschienen.



20 Weintransport auf dem See bei Buchhorn (Friedrichshafen).  
Stich aus »Europae Ornamentum et Munumenta...« Augsburg, 18. Jahrhundert.



21 Feldkirch. Kupferstich aus Merians Topographia Sueviae, 1643.



22 Bregenz. Kupferstich aus Merians Topographia Sueviae, 1643.

Ernte wurden noch 89 Fuder fremder Wein eingeführt. Doch 1540 verbot der Rat jegliche Einfuhr.

Von Weineinfuhr ins Bodenseegebiet vernimmt man schon verhältnismäßig früh Kunde. Tiroler Wein gelangte über die Bündnerpässe zum Bodensee. Außerdem bot man in Konstanz Breisgauer, Elsässer und Neckarwein an. Der hl. Ulrich, Schüler von St. Gallen und Bischof von Augsburg, schickte um das Jahr 966 dem Kloster im Steinachtal ganze Ladungen von Tiroler Weinen. Neckarwein führte Maurach 1514 für seine Dienerschaft ein.

Auch über den Export sind wir verhältnismäßig gut orientiert. 1378 ist z. B. erstmalig der Transport von Schaffhauser Weinen nach Memmingen belegt und 1391 eine Sendung von Meersburg nach Landsberg am Lech. Um 1425 wurden weinarne Landschaften bis nach Nürnberg mit Seewein versorgt. So lieferten 1477 Markdorf und 1486/87 Konstanz Weine hauptsächlich nach Nürnberg. Salem tat es allen anderen zuvor. Es ließ seine in Konstanz angebauten und geernteten Weine zum Verkauf an Wirte nach Lindau, Bregenz, Andelsbuch, Wangen im Allgäu, Kempten, Memmingen, Isny, Ochsenhausen, Saulgau, Ostrach und Bischofszell führen. Die Kirchberger Weine Salems fanden Absatz in der Umgebung, aber auch in Waldsee, Babenhausen, Aulendorf, Biberach, Sigmaringen und Buchhorn.

St. Katharinenthal fand Abnehmer beim Salemer Obervogt in Stockach, in Sigmaringen, Lauchenthal, Meßkirch, Villingen, Singen, Pfullendorf, Mengen, in der vornehmsten Gaststätte der Zeit zu Konstanz, im Adler, und im Löwen zu Meersburg, beim Pfarrer in Buchhorn, der ihn auch zur »Guten Betha« nach Schwaben, nach Reute, vermittelte. Dabei handelte es sich wie bei Ittingen um exquisite, teure Tropfen. Von Konstanz aus fuhr bisweilen zweimal während der Woche ein Schiff voll beladen nach Lindau. Oder es wurde Wein von Steißlingen nach Bodman transportiert, um dann von hier aus wiederum nach Lindau verfrachtet zu werden. Es war keineswegs so, daß überhaupt fremden Wein an einen Weinort einzuführen verboten wurde.

Auf der anderen Seite verbot aber bisweilen der Rat der heutigen Landeshauptstadt Bregenz strikt die Einfuhr. Besonders wandte man sich dabei gegen die Holzhändler, die vom Hochrhein oder Untersee z. B. in St. Katharinenthal, manchmal im Tausch, bessere Sorten eingehandelt hatten (1758), während in Konstanz oft von Einfuhr aus Steckborn, Ermatingen und Schaffhausen die Rede ist. Jährlich verschenkten vor allem Klöster und Adelige Wein an Franziskaner in Lenzfried und Saulgau oder an Kapuziner, an Franziskanerinnen, z. B. in Bad Wurzach, und an Schulmeister. In Reichenau erhielt der Meßner der St. Johann-Pfarrkirche von Kreuzlingen eine besondere Spende wegen des Wetterläutens. Weingarten hatte 1630 Überfluß zu verzeichnen; so vermachte es seinen Wein Benediktinerklöstern wie z. B. Wiblingen, Blaubeuren und Pfäfers, aber auch Jesuiten in Dillingen oder dem Bischof von Augsburg.

Der Transport auf dem See war mit manchen Gefahren für den Wein verbunden. Nicht bloß Unwetter oder Stürme ließen um die kostbare Gabe zittern, sondern vor allem machten sich verbotenerweise Schiffsleute an die Fässer und gossen hernach Wasser zu. Schlimm war, daß dabei auch Fischer zu dem Trinkgelage eingeladen wurden, daß jene Gelten und Kannen mitbrachten und daß sie bei Trunkenheit in den See fielen und ertranken. Dem suchten der Fürstbischof und Kardinal von Konstanz Mark Sittich von Hohenems, geistliche und adelige Herrschaften wie Städte am 14. November 1580 anlässlich einer Zusammenkunft den Garaus zu machen. Trotz harter Strafandrohung fruchtete dies nicht viel. Der Fürststab von St. Gallen



glaubte 1697 jedoch, dem Übel beizukommen, indem er die Schiffsleute teils mit Wein und teils mit Geld entlohnte, wenn sich auch nur widerwillig die Schiffsknechte dem fügten. 1790 jedoch ordnete das Kloster an, mit einem *Winröhrlein* einen anständigen Schluck zu sich zu nehmen, solange die Lägeln auf dem Wasser wären, aber dennoch so, daß die Schiffsleute ihren Dienst ohne Klagen verrichten könnten.

### *Weintrinker*

Jeder Rebenbesitzer und Rebarbeiter war befugt, in seinem Haus Wein auszuschenken, aber dabei mußte man sich an die vom Rat erlassenen Bedingungen halten. Als Zeichen des Ausschanks galt ein Reifen, ein Strauß oder ein Reisigbesen, mit bunten Bändern geschmückt, der vor dem Haus hing. Es handelte sich um die Besenwirtschaft. Es durfte kein Wein verkauft werden, außer die Eichmeister hätten den Rauminhalt der Fässer wegen des zu bezahlenden Umgeldes festgestellt. Auch die Trinkgefäße mußten mit Eichzeichen versehen sein nach Anordnung der Obrigkeit. Daß es damit in Konstanz nicht klappte, ersieht man aus den dabei verhängten Strafen. Bei Abgabe oder Ausschank in Besenwirtschaften gab der einzelne Rebbesitzer den Preis bekannt, während im Herbst die Obrigkeit den Preis bestimmte, nachdem sie sich durch weinverständige Bürger zuvor in Breisgau, Markgräflerland, Elsaß und Neckarland erkundigt hatte. Man durfte nicht zwei verschiedene Weine gleicher Farbe verkaufen, und in Lindau bestimmte der Rat, daß an manchen Tagen die Bürger nicht dem Getränk zusprechen durften in der Öffentlichkeit, außer es wäre Besuch eingetroffen.

Das Quantum, das die Bevölkerung zu Hause oder in Trinkstuben zu sich nahm, muß viel größer gewesen sein als heutzutage. Der um 1600 errechnete Konsum betrug ungefähr 150 bis 200 Liter pro Kopf, während er heute auf ungefähr 60 Liter geschätzt wird. Während eines Jahres floß viel Wein in die Gläser und Gurgeln von Freund und Feind eines Klosters. Wallfahrer und Arme, Ritter und Rentner, Soldaten und Kranke, Pfründner und Bürger tranken Wein teils aus Affen, Mönchen, Nonnen, Löwen, Bären, Straußen, Teufeln, Hüten, Häfen und Stiefeln.

Bisher wies man wohl darauf hin, was in einem Kloster von seiten der Konventualen, Fratres und Brüder an Wein zu jeder Mahlzeit oder von Spitalbewohnern zu sich genommen wurde, ließ auch die Gäste nicht außer acht; aber es wäre auch einmal der Mühe wert, die Angestellten, Knechte und Arbeiter unter die Lupe zu nehmen. So wurde den Kreuzlinger Rebleuten  $1\frac{1}{2}$  Eimer oder 48 Maß Gesindewein für das Graben spendiert, nach dem Einlegen ebensoviel, sodann den Haft-, Stroh- oder Schaubmachern zu Mittag und Abend bisweilen auch ein ganzes oder  $\frac{1}{2}$  Maß Gesindewein, den Rebmeistern und Rebschauern nach der Rebschau jedem ein Maß. Den Dienstboten des Abtes wurde an den Prälatenfesten, an Weihnachten, Neujahr, Ostern, Pfingsten, Fronleichnam, Maria Himmelfahrt, Kirchweihe, Namenstag des Abtes, noch ein weiteres halbes Maß zum üblichen Quantum gegeben; das galt auch für die Knechte. Die Buben erhielten einen Schoppen; den Turmbläsern und Musikanten von Konstanz verabreichte man an Neujahr jedem eine halbe Maß Fraterwein, den gedingten Musikanten bei jedem Essen und nach jeder Vesper  $\frac{1}{2}$  Maß, einem Nachwächter für Nachtwachen täglich  $\frac{1}{2}$  Maß, einem Mitwächter anlässlich der Konstanzer Jahrmärkte oder anderer Ursachen wegen ebensoviel. Auch die in Kreuzlingen tätigen Maler, Bildhauer, Stukkateure, Künstler u. a. wurden nicht übersehen. In Reichenau erhielten die beiden Kreuzlinger Rebmänner für das

Graben acht Maß Gesindewein, und für das Einlegen ebensoviel, für das Schaubmachen sechs Maß Wein. Die Studenten waren auch keine Kostverächter. Als Diskantisten, Altisten und Kostgänger empfingen sie einen Schoppen Fraterwein. Beim Torkelmahl gab man den 33 Fronern zu Mittag je eine halbe Maß Gesindewein, zum Essen nach drei Uhr jedem ein Maß, den Dienstleuten mittags  $\frac{1}{2}$  Maß Wein, den Buben einen Schoppen, den Karrern, Hausknechten, Ochsnern auf den Abend jedem ein Maß, den Handwerksleuten zu ihrem gewöhnlichen Trunk noch ein Maß, den hiesigen Weibsbildern jedem  $\frac{1}{2}$  Maß ihres gewöhnlichen Weins. Es wurde bisher auch nur selten hervorgehoben, wie sozial sich das Kloster beim Tod eines Kapitularen zeigte. Es war wohl bekannt, daß – wie es auch heute noch teilweise geschieht – an Stelle des Toten ein Armer vier Wochen hindurch Speise und Trank zu allen Mahlzeiten erhielt; daß aber von Kreuzlingen aus die vier Mendikantenklöster zu Konstanz mit je 32 Maß Herrenwein und die Marianische Kongregation mit einem Eimer Fraterwein bedacht wurden, das dürfte ebenso neu sein wie die Abstufung in Herren-, Frater- und Gesindewein und die engen Beziehungen über die Grenzen hinweg. Ergänzung hierzu bildet das Jahreslohnbuch von 1797 aus St. Katharinenthal: *dem Müller täglich ein Maß Wein oder Bier, Johannes Miller von Fischingen, Zieglerknecht, Öhler und seiner Frau, dem Schmied Forstner, Fischer, Schuhmacher, Bierbrauer täglich je  $\frac{1}{2}$  Maß Wein, der Klostermagd, täglich einen Schoppen Wein.*

Der Wein gehörte einst wohl zur Besoldung geistlicher oder weltlicher Würdenträger, aber auch zu den Bezügen des Fergen oder Fährmanns von Allensbach, der jährlich sechs Eimer und acht Quart erhielt, und zu den dürftigen Einnahmen des Ratsdieners, der die Spedition sämtlicher Briefschaften besorgte. Die Insassen des Siechen- oder Leprosenhauses durften sogar Wein betteln und ihn daheim trinken. Bevor ein zum Tod Verurteilter in der Reichenau das Schiff bestieg, das ihn zum Allensbacher Hochgericht führte, bot ihm ein Winzer im Auftrag des Abtes den letzten Labetrunk, und wer sich ins Bürgerrecht aufnehmen lassen wollte, mußte teils mit Wein den Obrigkeiten sich erkenntlich zeigen. Flucher und Ehebrecher wurden umgekehrt mit Weinstrafen bedacht.

### *Niedergang und Aufstieg*

Zahlen zeigen den Rückgang des Rebbaus deutlich. Die Fläche des heutigen Kreises Konstanz hatte 1809 um 1170 ha, 1873 um 1030 ha Rebland, 1904 jedoch betrug sie 606, 1927 369, 1948 73 und 1965 nur noch 25 ha. In Vorarlberg wurden um das Jahr 1880 Weinbauflächen im Ausmaß von 245,18 ha festgestellt. Gegenwärtig sind es nur noch 1,77 ha. Das Heilig-Geist-Spital Überlingen bebaut noch 20 ha. In Ravensburg werden derzeit noch 350 Liter Weißherbst und 700 bis 800 Liter Müller-Thurgau in Taldorf (Schulberg) geerntet. Welches waren nun die Gründe für den Rückgang? In Bregenz und Vorarlberg trat an Stelle des Reb- der Getreidebau, besonders das Türkenkorn und die Viehzucht, seit etwa 1700. Der Kornmarkt kam auf. In Salem wurden zur gleichen Zeit 1000 »Hofstätt« in ungünstigen Lagen ausgehauen. Der Ertrag der Weinernte hing ja sehr vom Wetter und dem Klima ab; Überschwemmungen, Hagel, Frost, Blitz und Donner, Rebkrankheiten, Mäuse- und Würmerplage machten den Rebleuten schwer zu schaffen, bisweilen erhielt der Abt von Mehrerau als Zehntwein nur eine Flasche oder nicht einmal das (1573). Der Rebbau war mit vielen Ungewisheiten verbunden. Auf ein gutes Weinjahr kamen dann wieder zehn oder zwölf schlechte.

Gewinn war nur auf lange Sicht zu erwarten, die Preise schwankten über Gebühr. Zudem schädeten Kriegsergebnisse sehr. Bier- und Mostkonsum, aber auch Branntwein traten an Stelle des Weins. Besonders die Schweiz mußte durch Anordnungen von seiten Württembergs 1807 spüren, daß bei 50 % Zoll vom Ankaufspreis der Absatz in diese Gebiete total gedrosselt wurde. Durch die Säkularisation verlangten die neuen Herrschaften, z. B. Salem, auch bei Verkauf oder Verpachtung von Rebgeleude, daß es zu einem bestimmten Zeitpunkt ausgestockt werden mußte. Neckar- und Rheinwein überfluteten jetzt die alten Weingegenden. Die Aufhebung des Einfuhrzolls für fremden Wein, die mit der Gründung des Zollvereins 1834 gegeben war, ließ viele Schranken innerhalb des deutschen Bundes fallen, brachte die Städte um nicht geringe Einnahmen und machte an manchen Orten den Absatz des eigenen Weines unmöglich.

Aufkommen neuer Verkehrswege und Verkehrsmittel, Aufschwung anderer Handwerke sowie Industrialisierung ließen Vorarlberg aus einem Weinland zu einem Webland werden. Und da aus einem Rebarbeiter ein Fabrikarbeiter wurde, die Industrie viele Menschen anzog, wurde aus einem Weinland ein Wohn- und Bauland, was sich am besten bei Baidt, Ravensburg, Liebenau, an den Hängen des Schussentals und in Friedrichshafen ablesen läßt.

Aber trotz der äußeren Abnahme des Weinbaugebietes konsolidierte sich die Rebkultur durch den Weinbau fördernde Maßnahmen. Hierzu gehören 1819 die Gründung des badischen landwirtschaftlichen Vereins, 1827 des württembergischen Weinbauvereins, 1888 die Züchtung von Edelreben in der Weinbaudomäne Meersburg, 1881 die Gründung des Winzervereins Hagnau und in den folgenden Jahren zu Meersburg (1884), auf der Reichenau (1896) und 1897 in Immenstaad.

Das 1921 entstandene badische Weinbauinstitut in Freiburg i. Br. wirkte sich auch fördernd auf den Bodenseeweinbau aus. Nach dem Frost von 1956 begann ein neuzeitlicher Weinanbau. 1967 wurden in Meersburg 54,6 % Blauburgunder, 10,9 % Ruländer und 29,1 % Müller-Thurgau angepflanzt. Dieser hatte auf deutschem Gebiet 1925 in Kirchberg Eingang gefunden. Hermann Müller stammte aus dem Thurgau, nämlich aus Tägerwilen, darum der Name des Weines, Müller-Thurgau. Derzeit weitet sich der Rebbau aus in Birnau, Hersberg, Bermatingen (18,8 ha) und am Untersee durch neue Bewirtschaftungsmethoden, durch Einsatz von Maschinen, Bearbeitung und Verbesserung des Bodens mit Spezialschleppern, pneumatischen Scheren und Erntemaschinen. Absatzschwierigkeiten gibt es nicht.

Um so mehr gilt die Bitte, die 1738 in St. Katharinenthal ausgesprochen wurde: *Gott wolle uns auch inskünftig mit mehrem Segen begegnen.*

## QUELLEN

## a) handschriftliche Quellen

*Arenenberg*, Kant. Zentralstelle für Obst- und Rebbau

Thurg. Rebbestand Sommer 1975 bis Sommer 1977

Weinlesekontrolle 1978 im Kanton Thurgau. 6. XII. 1978

1. Blauburgunder 5887 hl

2. Riesling × Silvaner 2974 hl

*Biberach a. d. Riß*, Stadtarchiv

Markdorf A 868–923 1474–1804

besonders: A 897–902: Prozeß der Stadt Biberach und der Klöster Salem, Schussenried, Ochsenhausen und Weingarten mit Markdorf wegen des Weinzehnten. – Darin: Gutachten der Städte Augsburg, Ulm, Überlingen, der Universität Freiburg und Altdorf...

A 918 Spitalische Weingüter

A 922 – Darin: Verzeichnis sämtl. spitalischer Rebgrüter in Markdorf und Bermatingen (o. J. 18. Jh.)

*Bregenz*, Stadtarchiv

BILGERI, BENEDIKT: Aufstieg und Niedergang des Bregenzer Weinbaues (ca. 1957)

*Frauenfeld*, Staatsarchiv des Kantons Thurgau

St. Katharinenthal

Nr. 74497 Rebleuterodel 1571–1617

Nr. 744100 Rebleute, Weinfuhren, Dienstenrodel

Nr. 744101 Rebleute, Weinfuhren, Dienstenrodel, Rebleuteabrechnung, Reblohnordnung, Weinrodel 1693–1711

Nr. 744169 Weinrechnungsbuch über verkauften Wein 1753–1773

Nr. 744304, 1834–1854

Nr. 77498, 1656–1698

Kreuzlingen, Augustiner-Chorherrenstift

Nr. 34130 Handbuch vor einen jeweiligen kreuzlingischen Kuchen-, Keller- und Proviantmeister, in welchem zu versehen tägliche Ausgabe des Herren-, Frater- und Gesendtswein samt dem Brot

Nr. 73234 Trottsachen. Weinzehntenmandat für das löbliche Gotteshaus Kreuzlingen 1678

Nr. 73413 Kreuzlingen, gewöhnliche Brot- und Weinabgabe sowohl auf hiesige Dienst- als auch auswärtige Personen... 1. 1. 1760

Nr. 732204 Manuale Vindemiale, geometrischer Entwurf der Reben des hochlöblichen Gotteshauses Kreuzlingen, Beschreibung der Reben... S. 83–106: Anmerkungen über den Rebbau zu Kreuzlingen und Reichenau

Nr. 732213 Weinzehnten der Gotteshäuser Kreuzlingen und Münsterlingen Urbar 1757

Nr. 732214 Urbar Torckelhof 1756

Nr. 734134 Artikel, worüber jährlich zur Herbstzeit des Gotteshauses Kreuzlingen Torkelmeister beeidigt werden. 1783–1842.

*Isny*, Fürst, Quadt-Isny'sches Archiv

Isny, Bestand Klosterarchiv

Isny, Büschel 288. Notata über den Herbst oder Wimmelt

Eigene Rebgrärten:

142 Rebbeet zu Bechtersweiler/Unterreitnu

43 Rebbeet zu Kümmertsweiler/Kreßbronn

20 Rebbeet zu Enzisweiler/Bodolz

20 Rebbeet zu Hoyerberg/Bodolz

Zehntwein der inkorporierten Pfarrei Unterreitnu

*Karlsruhe*, Badisches Generallandesarchiv

Karlsruhe G. L. A. 98 No 1752

Salem, Rebbauordnung, Entwurf von Joh. Hager o. D. 18. Jh.

*Konstanz, Stadtarchiv*

- D I Fasz. 16 Regal II Fach 21  
 Weinordnung, Weineichen uw. 1767–1812  
 D I Fasz. 39 Regal II. Fach 24/2 Zunft zum Weingarten  
 D I Fasz. 51 Rebschau, Rebleuteordnung 1572–1815  
 D I Fasz. 105 Jahresrechnungen der Becken und Weinschenken 1549  
 D I Fasz. 175 Rechnungsbuch über Weinzolleistungen der Küfermeister 1629–1659  
 D I Fasz. 176 Schleiffen oder Handwerksgewöhnheit der Bindergesellen 1660  
 D I Fasz. 177 Verzeichnis der Meisterstuckschauer des erhabenen Küferhandwerks 1669–1682  
 D I Fasz. 178 Ordnungsbuch des erhabenen Küferhandwerks, Meisterstückordnungen und Zunftbeschlüsse 1741–1827  
 D I Fasz. 196 Rebleute-Ordnung 1544  
 D I Fasz. 37 u. 38 Gastwirtsbuch, Einnahmen, Ausgaben, Schuldbuch zum roten Ochsen 1601–1610. 1610/12  
 D II Fasz. 62 Zoll und Frachtbuch des Weinhandels 1691–1708  
 D II Fasz. 63 Weineingangsbuch des Weinhandels oder einer Stiftung  
 D III Fasz. 148–165 Verzeichnis des Weins und anderer Waren, die von Konstanzer Schiffsleuten nach Lindau gefahren wurden, 1721–1729

*Ravensburg, Dekanatsarchiv (Liebfrauen)*

Bände 10, S. 38 Wein in Banegg

*Salem, Großherzoglich markgräfliches Rentamt*

Neue Registratur	Lade	Nr. 12	Fas 7
	Lade	Nr. 33	Fas 2,8
	Lade	Nr. 50	Fas 1
	Lade	Nr. 53	Fas 1
	Lade	Nr. 54	Fas 2
	Lade	Nr. 55	Fas 2
	Lade	Nr. 63	Fas 1
	Lade	Nr. 67	Fas 5
	Lade	Nr. 85	Fas 2

Bermatingen, Kippenhausen, Petershausen Hilzingen, Kirchberg

Generalia Seite: 204, 205, 214, 215

Lade: 276–281, 292–297, 394, Jahrgang 1854–1923 Rebbau-Wein, Salem–Hilzingen

Bermatingen Seite: 9 Lade: 12 Fasz. 7, Jahrgang 1833–1838 Reben

Hagnau Seite: 29 Lade: 33 Fasz. 2–8, Jahrgang 1833–1877 Reben

Immenstaad Seite: 46 Lade: 50 Fasz. 1, Jahrgang 1833–1841 Reben

*b) gedruckte Quellen*

- DALBERG, KARL THEODOR VON: Reordnung 6. XI. 1801. In: Birnauer Kalender 1928, S. 132f.  
 Herbstordnung des Großherzoglich badischen Bezirksamtes Meersburg, den 12. September 1811, In: Birnauer Kalender 1928, S. 134–136.  
 Die Sicherung der Weinberge vor Reiffen, Verordnung, Directorium des Seekreises, Konstanz 9. III. 1815, Nr. 3129. In: Birnauer Kalender 1928, S. 133f.

## LITERATUR

- AMMANN, Hektor: Untersuchungen zur Wirtschaftsgeschichte des Oberrheinraumes II. Das Kloster Salem in der Wirtschaft des ausgehenden Mittelalters. In: ZGO, 110. Bd. (1962), S. 371–404.
- BILGERI, Benedikt: Geschichte Vorarlbergs, II und III, 1974 und 1977.
- MOLL, Karl: Traubenreife am Bodensee, In: Birnauer Kalender 1928, S. 130–136.
- SCHLEGEL, Walter: Weinbau und Weinhandel der Kartause Ittingen und die Situation des thurgauischen Weinbaus ums Jahr 1840. In: Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte, Heft 108 (1970), S. 79–113.
- SCHÜTZINGER, Heinrich: Altes und Neues vom Seewein. In: Neujahrsblätter des Museumsvereins Lindau i. B. 6. (1920), S. 17–42.
- SCHULZ, Hans Jürgen: Salem, Weinbau. 1976.
- SCHUPP, Josef: Festschrift zum 80jährigen Bestehen des Winzervereins Hagnau 1881–1961. 1961.
- SPAHR, Gebhard: Wein und Weinbau im Bodenseeraum, Geschichte. Kunst. Kultur. Schriften zur Weingeschichte, hg. von der Gesellschaft für Geschichte des Weines 23. 1970
- SPAHR, Gebhard: Weinbau in Geschichte und Gegenwart. In: Bermatingen, Heimatbuch zur 1200-Jahr-Feier 1979. S. 159–166
- WEBER, Kilian: Wein und Weinbau im alten Allensbach. In: Bodensee-Chronik, Blätter für die Heimat/ Beilage der Deutschen Bodensee-Zeitung, 27. Jg. Nr. 25, Konstanz, d. 18. Oktober 1938

Den Damen und Herren der oben genannten Archive und Institute, vom staatlichen Weingut Meersburg, vom Winzerverein Hagnau und von der markgräfllich badischen Landwirtschaftsverwaltung Salem sei für großzügiges Entgegenkommen herzlicher Dank ausgesprochen.

Anschrift des Verfassers:  
Pater Dr. Gebhard Spahr OSB, Abtei Weingarten,  
D-7987 Weingarten



IV.

Sprachliche und künstlerische Äußerungen  
der Menschen um den See





# Die Orts- und Gewässernamen der Bodenseelandschaft

VON BRUNO BOESCH †

Der Umfang des Materials zwingt zur Beschränkung: ein weitgespannter, gar nach Vollständigkeit strebender Überblick müßte an der Oberfläche haften bleiben. Ich setze den Schwerpunkt auf das frühe Namensgut und behalte eine umfassende Darstellung einer künftigen Publikation vor.

Der einzige, der bisher die Anteile aller Anliegerstaaten in seine Betrachtung einbezog, war Josef Hecht im Bodenseebuch des Jahres 1935, aber auch er konnte nur auswählen, indem er sich auf siedlungsgeschichtliche Aspekte beschränkte, vor allem der alemannischen Landnahme: ein noch immer lesenswerter Aufsatz<sup>1</sup>.

Meine Ausführungen sind in erster Linie namenkundlich und kommen dem allgemeinen Bedürfnis entgegen, zu wissen, was die oft rätselhaften und im täglichen Umgang doch so vertrauten Namen denn eigentlich bedeuten. Auch ein deutscher Name wie der des Bodensees, der so verständlich aussieht, bedarf näherer Klärung, denn was soll »Boden« für einen See denn eigentlich heißen? »Bedeutung« ist allerdings nur ein Aspekt der Namenkunde, die sich noch vor viele weitere Probleme gestellt sieht. Zunächst die sprachlichen Zusammenhänge und Verwandtschaften vieler gleichartiger oder nur scheinbar gleichartiger Namen selbst. Welches sind die Sachen, die sie bezeichnen, in der Naturlandschaft, in vielen Bereichen von Siedlung, Arbeit und Kultur, wie lauten ihre Aussagen für längst vergangene Zustände usw.? Voraussetzung jedoch für jede namenkundliche Aussage ist die Sicherstellung der Quellen, der schriftlichen aus Urkunden, Dokumenten und Karten, des mündlichen Gebrauchs in der Mundart der heutigen Benutzer. Historiker und Germanisten müssen aufs engste zusammenarbeiten und für die angestrebten landeskundlichen Auswertungen die Unterlagen in Namenverzeichnissen zusammentragen. Ich darf hier auf die von mir und vielen Helfern aus allen deutschsprachigen Bereichen Europas betreute Neuarbeitung des Altdeutschen Namenbuches von Ernst Förstemann aus den Jahren 1871 und 1913 hinweisen<sup>1a</sup>, doch müssen regionale detaillierte Sammlungen dazukommen, wie sie für Teile unseres Gebietes schon vorliegen.

Für alle Namen, von denen ich hier spreche und für viele andere, die ich aus Zeitgründen nur beiläufig nennen kann oder übergehen muß, liegen ausführliche Begründungen vor, die hier nicht mit dem ganzen wissenschaftlichen Apparat ausgebreitet werden können.

1 HECHT, S. 1ff.

1a BOESCH, Zur Gestaltung des Neuen Förstemann, in: BNF 6, S. 305ff.

Was den Bodenseeraum und seinen Umfang angeht, so halte ich mich an die herkömmlichen Grenzen: grosso modo sind es auf Schweizer Seite die Kantone St. Gallen (ohne das Oberland), Appenzell und Thurgau (mit dem Zürcher Weinland), Schaffhausen östlich des Randen, auf deutscher Seite der Hegau, der Linzgau, Oberschwaben und das Allgäu, soweit diese Landschaften zu See und Rhein hin entwässern, auf der Seite Österreichs das Vorarlberg bis in den Bereich von Feldkirch, ohne Liechtenstein und Sarganserland. Daß man Grenzen, um sie sichtbar zu machen, immer auch überschreiten muß, versteht sich von selbst.

Können die Namen etwas Besonderes zum Charakter der Bodenseelandschaft beitragen? Sind die genannten Grenzen auch Namensgrenzen? So fließend das Namensbild zur übrigen Alemannia hin ist, es gibt Charakteristika; diese sind zwar, auf das Gesamtgebiet deutscher Namen hin besehen, nur selten Unika, aber das Zusammenwirken mehrerer von ihnen kann doch zur Eigenart dieser Landschaft etwas beitragen. Dabei sind auch die negativen Befunde zu beachten: z. B. das Fehlen bestimmter Typen in der Raetia gegenüber der westlichen Germania in den ältesten Beständen.

Die deutlichste Namengrenze ergibt sich im Süden unseres Raumes, im Rheintal zwischen dem Rheingau im Norden und dem rätischen Unterrätien im Süden mit ihren Zentren Bregenz und Rankweil. Hier, im Bereich der alten Sprachgrenze, wo das frühere, vordeutsche Volkstum das Feld nie so gründlich geräumt hat wie weiter nordwärts, hat sich im Zuge einer schrittweisen alemannischen Übersichtung eine Symbiose romanischer und germanischer Namen erhalten. Der Austauschprozeß ist aber im 9. und 10. Jahrhundert abgeschlossen, während er weiter südwärts sich noch bis ins späte Mittelalter, ja bis in unsere Zeit erstreckt<sup>2</sup>.

## 1. Alteuropäische Gewässernamen

Will man über die Namen in die ältesten ethnischen Verhältnisse unseres Raumes eindringen, so stoßen wir neben Benennbarem mit einem in Umrissen noch erkennbaren völkischen Hintergrund wie Keltisch, Rätoromanisch, auch auf Sprachrelikte zurück, die wir nicht mehr für eine Einzelsprache des Indogermanischen in Anspruch nehmen können; wir wissen nur, daß es ein Indogermanisch auf europäischem Boden ist, verhaftet durch hier bezeugte Gewässernamen, ein durch deren Vergleich erschlossener, gemeinsamer Wortbestand. Es ist erstaunlich, wie dicht dieser Gemeinbesitz im Bodenseeraum gestreut ist und trotz vieler Völkerwanderungen durch die Jahrtausende hindurch nicht mehr auszulöschen war, zäh vererbt durch Namen als den einzigen sprachlichen Zeugen längst erloschener Kulturen<sup>3</sup>.

Erst mit den späteren Zeugnissen aus Einzelsprachen derselben Wurzel können wir bezeugte geschichtliche Völker verbinden, und die Vorstellungen von ihnen werden in steigender Linie immer konkreter: wir reden im Anschluß an das alteuropäische Erbe von keltischen, keltoromanischen, rätoromanischen, lateinischen und endlich von deutschen Ortsnamen, letztere je nach Alter der Überlieferung in althochdeutscher oder mittelhochdeut-

2 SCHORTA, Das Landschaftsbild von Chur. Von rund 300 Flurnamen der Gemarkung Chur waren im 14. Jh. 250 lateinisch/romanisch, nur 50 deutsch. Für die Gegenwart vgl. CAVIGELLI, bes. 7. Kapitel S. 267 ff.

3 Allgemein dazu: KRAHE, Sprache und Vorzeit; DERSELBE, Unsere ältesten Flußnamen.

scher Sprachform. In hohem Maße fraglich und umstritten ist der Ansatz illyrischer und auch rätischer Etyma. Die Möglichkeit, neue Ortsnamen zu schaffen, nimmt auf dem Weg zur Neuzeit immer mehr ab, und eine beachtenswerte Kreativität ist nurmehr in der Personennamengebung zu finden.

Nennen wir zuerst den

*Rhein*, lat. *rhenus*, ahd. *rîn*. Das anlautende h unserer Schreibweise ist ein Erbstück des von den Römern übernommenen griechischen Spiritus asper. Sowohl Germanen wie Kelten haben den Namen des Rheins noch in seiner voreinzelsprachlichen Form kennengelernt: aus historischen Erwägungen wohl in seinem Mündungsraum, also noch vor der Südausbreitung der beiden Völkerschaften. Hätten die Germanen den Namen erst sekundär von den Kelten übernommen, so müßte er nach den Lautgesetzen ahd. *rân* gelautet haben. Ahd. *rîn* entspringt wie keltisch *\*rēnos* einem idg. *\*reinos*, zur Wurzel idg. *\*rei* *\*-roi* »fließen«. Die Bedeutung ist wie bei vielen dieser alten Wurzeln »Fluss« schlechthin<sup>4</sup>. Auch Namen unbedeutenderer Flüsse können mit demselben Etymon gebildet sein, ohne daß eine direkte Ableitung vom großen Vater Rhein vorzuliegen braucht<sup>5</sup>. Ein kleines Flüschen, das heute nur »der Bach« genannt wird, ergießt sich aus dem toggenburgischen *Rin-tal* (ma. *rindəl*) unterhalb von Lütisburg in die Thur, und die Quellenlage erlaubt kaum eine andere Erklärung als eben das Vorliegen des uralten Lehnnamens *rîn*, wobei auch die Thur zur selben Kategorie alteuropäischer Namen gehört<sup>6</sup>.

Die *Thur*, dazu der Gauname der *Thurgau*, hat ihren nahen Verwandten in der *Thur* im Oberelsaß, in einem älteren Namen der *Zusam* (zur Donau), und gehört zu einem idg. *\*dhūra*, ablautend zur Wzl. *\*dheu* »laufen, rinnen«<sup>7</sup>.

Dagegen kann die *Durach*, ein Bach, welcher heute bei Schaffhausen in den Rhein mündet und einfach *Bach*, *Mülibach*, *Gerberbach* genannt wird, wegen des urkundlich mehrfach belegten Anlautes auf *d-* nicht identisch mit der großen Thur sein, da sonst Lautverschiebung von *d-* zu *t-* hätte eintreten müssen in einer schon im 3. Jahrhundert besiedelten Landschaft nördlich des Rheins. Einen Flurnamen *Duren* (1394 *durra*, 1510 *Duren*) gibt es bei Schleitheim. Eine nicht genau zu identifizierende *Durraha* belegt das St. Galler Urkundenbuch für 971, und eine weitere *Durach* gehört in den Landkreis Kempten, heute als *Holzmüllerbach* oder *Holzmühlbach* bekannt<sup>8</sup>.

4 KRAHE, Flußnamen, S. 95 ff.

5 HUBSCHMID, S. 115 ff.

6 Bernhard HERTENSTEIN, Mitarbeiter am St. Galler Namenbuch, kennt nach freundlicher Mitteilung nur die Bezeichnung »Bach«. Nicht völlig auszuschließen wäre *\*rinnend-tal*, d. h. rinnendes Wasser im Sinne von »Tal, durch welches es rinnt«. Man vgl. »rinnende Pfanne« = »Gefäß, aus welchem es rinnt«. (Vgl. Id. 6, 1003). Der erste Beleg im Urkundenbuch der Abtei St. Gallen II S. 314 ist alt: *usque in illum rivum, qui per Rintal fluit* (712). Eine alte Zusammensetzung mit *rîn* ist auch der *Ringowe*: so hieß schon im 8. Jh. das alemannisch besiedelte Gebiet zwischen Bodensee und Hirschsprung, ein Name, der sich vielleicht wegen der größeren Bedeutung der Reichshöfe Lustenau und Kriessern nicht lange halten konnte. Belege bei HAMMER, S. 185. KLÄUI, Alemannisches Jahrbuch, S. 61, Anm. 28.

7 GREULE, Flußnamen, S. 159 f., 192 f. (mit weiterer Literatur). SNYDER, BzN 16, S. 181.

8 DERTSCH, Kempten, S. 36 ff. DERTSCH, Sonthofen, S. 37. LIEB, Der Name Durach, S. 55 f. STEINER, S. 66. GREULE, Flußnamen S. 191 ff.

Auszugehen ist von einer Verbindung mit deutsch *-ach* und dt. »durchhin«, ma. *durð*, wie in Flurnamen *Durlauf* oder *Durlängi*, »Durchhin« bedeutet »hindurchlaufend«, was gut verständlich ist, wenn der Bach eine Mühle treibt. Der Durchlauf ist der Bachtteil, der das Wasser zur Mühle leitet, durch welchen es rasch und ungehindert hindurchläuft. Ich erwähne das Beispiel so ausdrücklich, um zu zeigen, daß gleichlautende Namen es oft nur scheinbar sind, hier was den Anlaut betrifft, und daß sich besondere Bedeutungen oft erst aus jüngeren Umständen ergeben können, vor allem bei kleineren Bächen.

Der *Neckar*, zur Thur bei Lütisburg, ist sprachlich identisch mit dem großen württembergischen Bruder: eine *r*-Ableitung zu idg. *\*-neik*, *\*-nik* »heftig, rasch«, zu vgl. griech. *neikos* »Zank«, lettisch *nikens* »heftig, zornig«. Eine Namensübertragung vom Neckar erst durch alemannische Siedler scheidet aus im Blick auf die Verbreitung des Namentyps auf breiterem Raum und das Flußsystem der Thur, in welchem alle wichtigeren Wasserläufe vordeutsche Namen tragen<sup>9</sup>.

Die *Urnäsch*, in *Urnascam* Ende 9. Jahrhundert, läßt sprachlich zweierlei Erklärungen zu: 1. Zu einem alteuropäischen Flußnamenwort *\*urna* bzw. *\*urnia* »Wasser, Regen«, so etwa die *Ourne* im Dep. Gard.

2. zu lat. *\*ôra*, *ôrana* »Rand, Ufer«, dazu etwa die sprechende Parallele *\*oranasca* (= *Ornavasso*) in Oberitalien.

Besonderes Interesse erweckt das Suffix *-asco*; es ist ligurisch und drückt Zugehörigkeit aus. So ist die *Bondasca* im Bergell das zu *Bondo* gehörige Tal. *Urnasca* wäre das zum »Ufer, Rand, Flußufer« gehörige Tal oder Gebiet, also ursprünglich eine Ortsbezeichnung, sekundär auf den Fluß übertragen. Ligurische Ortsnamen (und zugehöriges *-asca*-suffix) lassen sich nicht nur im heutigen Ligurien um Genua nachweisen als dem alten Stammesgebiet dieser voridg. Bevölkerung, sondern auch in Oberitalien, im Tessin und der Innerschweiz bis hinein ins Vorarlberg mit den Ortsnamen *Ludesch*, an der *Lutz* und *Bludesch*; das Suffix verbindet sich auch mit keltischen und romanischen Namenselementen als ein Lehnsuffix, denn es wäre zu gewagt, allein auf Grund dieses sprachlichen Indiziums mit ligurischer Siedlung soweit in die Alpen hinein zu rechnen<sup>10</sup>.

Falls wir mit der zweiten Interpretation mit Sonderegger den Namen als romanisch mit ligurischem Suffix deuten, müßte er schon relativ früh aus der romanischen Nachbarschaft von Glarus, vgl. Niderurnen, dem Walenseegebiet oder dem Rheintal übertragen sein, damit eine entsprechende vordeutsche Siedlung in diesem Talabschnitt bezeugen oder auch nur auf Nutzung der Weidegebiete am Fuße des Säntis durch romanische Hirten hinweisen.

9 KRAHE, Flußnamen, S. 97f. POKORNY, VR 10, S. 218. GREULE, IF 76, S. 46f. und Flußnamen, S. 141. A. SCHMID, BzN 13, 115ff.

10 GREULE, Flußnamen, S. 167. SONDEREGGER, Appenzell, I, S. 481f. KRAHE, Vorzeit, S. 162. Zu *Bludesch*, *Ludesch* ZEHRER, Vorarlberg II, S. 137f. Zum *-asco*-Suffix RASCH, S. 97: »Ausgangsort und Hauptverbreitungsgebiet der Suffixe *-asco*, *-usco* (später *-osco*) ist sicher das ligurische Gebiet, von wo aus die Suffixe über ihren eigentlichen Raum hinauswucherten und noch bis in die romanische Zeit produktiv blieben, so daß ihr Vorkommen, wenn nicht zugleich auch noch andere Gründe auf die Ligurer als Namengeber weisen, nur allgemein auf romanischen Einfluß schließen läßt. Die Suffixe treten an Appellativa und vor allem an Personennamen an.«

Die erste Interpretation, ausgehend von einem eigentlichem Flußnamen, kann den Namen der *Sitter* vergleichend heranziehen, in welche die Urnäsch fließt. Sie gehören dann beide derselben Sprachschicht an.

Die *Sitter* als alteuropäischer Flußname zur idg. Wurzel \*-sei mit einer *d*-Erweiterung (854 *Sitteruna*) in der Bedeutung »rinnen«, wozu mit *l*-Erweiterung auch die *Sihl* zu stellen ist<sup>11</sup>.

Eine *Jona* ist erhalten im Beleg *Jonenwatt* für den *Wattbach* (zur *Sitter* südlich von St. Gallen) mit Parallelen in der *Jona* zum Zürichsee und der *Jonen* als Zufluß zur Reuss im Aargau. Auch dieser Name hat alteuropäische Verwandte, zu idg. \**jeu* »bewegen«<sup>12</sup>.

Der *Kemmenbach* (mit dem Weiler *Kemen*) fließt von Berg TG über Altenklingen zur Thur und läßt sich kaum direkt an kelt. \**kamb* »krumm« anschließen, da die alten Belege kein -b aufweisen und dieses im Ahd. nicht bereits geschwunden sein könnte. In \**cambiodunum* dt. *Kempton* (Kt. Zürich) hat es sich bis heute erhalten. Ist von einer älteren voreinzelsprachlichen Form idg. \**kam-* auszugehen, an die auch kelt. \**kamb* anzuschließen ist? Dabei ist allerdings ein Suffixtausch von einem \**kamūn* zu \**kamin*, \**chemin* anzunehmen, um den Anschluß an den heutigen *Chemenbach* zu finden. Ich kann mich hier weder Greule noch Bandle anschließen, sondern denke an spätlateinisch *camminus* »Weg«, ein Wort gallischen Ursprungs, das zunächst für den Weiler galt und dann, in Analogie zu ma. *chemi* »Kamin« auf den Bach übertragen wurde, ähnlich wie der *chämigraben* in Unterschlatt (Diessenhofen). Der *Kemmenbach* mündet unweit von *Pfyn* und der *Murg*-mündung in die Thur<sup>13</sup>.

*Arlen*, ein Dorf südlich von Singen an der Radolfzeller Ach, lautet 1005 *Arola*, dann folgen Belege, die auf einen -ingen-Ort deuten: 1092 *Aralingen*, 1102 *Arhilingen*, dann taucht seit 1423 *Arlaw* auf, wobei -*au* sekundär entwickelt sein dürfte. Später heißt der Ort wieder *Arlen* (ma. *ārlō*). Wegen dieser Belege und der modernen Form ist auch der älteste Beleg von 1005 ernst zu nehmen, wenn sich auch die auf 1005 datierte Urkunde als eine Fälschung des 12. Jahrhunderts erweist. Mit den *Aralingen* könnten die Leute »an der Arle« gemeint sein im Sinne eines Insassennamens<sup>14</sup>.

Die Namensform *Arlen* selber kann auf Grund des frühesten Beleges an einen Flußnamen angeknüpft werden vom Typus *Arura-Arula-Arle*, wie der bekannte Flußname *Aare*, zu idg. \*-er, \*-or »in Bewegung setzen«. Der Name des Dorfes ist dann vom Flußnamen übertragen, vielleicht ursprünglich als \**Arl(en)au*, »Aue an der \**Arle*«. Damit hätte in diesem Bereich die heutige *Ach* einen vordeutschen Namen getragen so wie auch im Oberlauf nördlich Singen, wo sie einmal *Murg* hieß (vgl. w. u. S. 245).

11 GREULE, Flußnamen, S. 153. Für venetisch-illyrische Herkunft POKORNY, Zur Urgeschichte, S. 83, SONDEREGGER, Appenzell, S. 525 (illyrisches Suffix -ōna?)

12 JONENWATT, (GREULE, Flußnamen, S. 121). Hier auch zu den übrigen Namen vom Typus *Jona*. In *Jonenholz* (Libingen, Kt. St. Gallen) dürfte der PN *Jon* (*Johannes*) stecken. Vgl. auch *Jonschwil* 796 *Johannisvilare*. Ferner STUCKI, S. 267.

13 Der einzige Beleg *Coman* (Thurgauisches Urkundenbuch zum Jahre 1155) dürfte unzuverlässig sein. GREULE, Flußnamen, S. 123f. setzt sich auch mit BANDLE (Schichtung) auseinander.

14 GEIGER ausführlich in BzN 16, S. 125ff. KRAHE, Flußnamen, S. 47. Im Blick auf die -ingen-Formen sei hier noch auf den verschwundenen Hof *Arlikon* bei Winterthur hingewiesen, der 1180 als *Arlinchoven* überliefert ist. Zu einem PN *Aralo* (*Aro*) Aar? Nicht hierher gehört der Flurname *Orich* (urkundlich öfters *Arach*) am Untersee östlich Stein a. Rh. Er gehört zu mhd. *arch*, *arich* »Verschlag, Einfassung für den Fischfang«.

Unsere Deutung wird unterstützt durch den Namen *Arlach* 5 km westlich von Memmingen für ein Gelände, das an der Iller liegt, heute ein Hof in feuchtem Auengebiet. 1157: *de Arla*, ma. *aadlð*. Der Lautwechsel von *Arura* zu *Arula* findet sich auch bei der *Arl*, Nebenfluß der Salzach südlich Salzburg, 930 *Arla*.

An *Arle* »Zwergführe« zu denken, ist für *Arlen* bei Singen kein Anlaß, eher beim Namen des *Arlbergs*, über den hier nicht mehr zu handeln ist.

Die *Aitrach* ist zweimal zu belegen:

1. Östlich von Blumberg zur Donau: 866 *Eitaraha* mit dem *Eitrahuntal*.
2. Aus dem Raum Leutkirch zur Iller: 788 *Eittraha*.

Zu idg. \**oid* »schwellen«, dazu eine -*ro*-Bildung, vorgerm. \**oidra* »die Schwellende«. Von derselben Wurzel stammt dt. »Eiter« und alem. »Eisse« = Eiterbeule. Wie bei der weiter unten dargestellten *Ablach* ist altes, auslautendes -*ā* der Fem.endung durch dt--*ach* ersetzt, bzw. verdeutlicht worden.

Auf Grund der weiten Verbreitung und alten Bezeugung der *Aitrach* ist von der idg. Wurzel auszugehen, obschon in anderen Fällen auch an dt. »Eiter« gedacht werden kann, mit der Bedeutung »eitriges, bitter schmeckendes Wasser«<sup>15</sup>.

Die *Ablach* entspringt nördlich von Stockach, zur Donau bei Mengen. Zu idg. \**ab-* »Wasser, Fluß«. Zu vgl. eine gallisch-bretonische *Abona*, aber auch litauische und lettische Flußnamen. Mit einem Suffix -*ula* plus -*ach*, ma. *aablð*. Kaufmanns Ansatz -*ach* mit PN muß einen nicht zu belegenden \**Abalo* (statt-*ilo*) voraussetzen<sup>16</sup>.

Die *Argen*, obere und untere, die Hauptflüsse des westlichen Allgäus, zu idg. \**arg* »glänzend, weißlich« verwandt mit lat. *argentum* »Silber«. Dazu der *Argengau*, der *Argensee* bei Kisslegg, und *Langenargen*, Ort an der Mündung in den Bodensee. 839: *ad Argunam*. Die Verbreitung des Typs ist alteuropäisch, z. B. die *Ergolz* (bei Kaiseraugst zum Rhein), eine \**Argantia* mit dem verbreiteten Flußnamensuffix -*antia*<sup>17</sup>.

Zwei weitere *Argen* finden sich noch in unserem Raum: Der *Argenbach*, zur Bregenzerach bei Au, mit Siedlung *Argenau*. 14. Jahrhundert: *de alpa dicti Argun*.

Nur urkundlich ein Bach zwischen Buchs und Grabs: 1050 *ad fluvium Arga*.

*Isny*, der Name der bekannten Stadt, stammt aus einem Flußnamen. Um 1100: *Isinun*, 13. Jahrhundert *Isenina*. Die Mundart hält die ältere Form fest: *d iisnð*, urkundlich später *Isenach*, *Isnyer Ach*. Aus *Isnach* der Stadtname *Isny* (über *Isnech*, *Isnich*).

Zur idg. Wurzel \*-*eis*, \*-*is* »sich heftig bewegen«. Vgl. *Isar*, zur Donau, *Isen*, linker Nebenfluß des Inn bei Mühldorf<sup>18</sup>.

*Ems*, auch *Hohenems*, Ortsname in Vorarlberg, aus einem Flußnamen zur idg. Wzl. \**am* »Flußbett« »Graben«. Dazu \**amia*, die *Emme* im Kt. Bern<sup>19</sup>. Der Ortsname *Ems* von einer Erweiterung *amede* 766, 9. Jahrhundert *Amates*, mit Anfügung des sogenannten »beweglichen« *s* bei deutschen Formen nichtdeutscher, romanischer Ortsnamen, vor allem in Vorarlberg, in

15 GREULE, Flußnamen, S. 49. SNYDER, BNF 1, S. 61.

16 Ich folge SNYDER, BNF 1, S. 61; KAUFMANN, Fluß- und Ortsnamen auf -aha, S. 34f.

17 KRAHE, BzN 14, S. 113, 118. Zum Gaunamen VON POLENZ, Register und Karte 19.

18 GEIGER, BzN 16, S. 128.

19 GREULE, Flußnamen, S. 113f. KRAHE, BzN 8, S. 146.

der Ost- und Innerschweiz verbreitet. Es handelt sich um ein romanisches singularisches, nominativisches *s*, das bei autochthoner romanischer Lautentwicklung geschwunden ist: deutsch *Thusis*, romanisch *Tusaun*<sup>20</sup>.

Auf dem ursprünglichen Etymon *\*am* beruht der *Emmebach*, westlich des Dorfes. Durch das Dorf selbst fließt der *Emsbach*, abgeleitet vom Ortsnamen. Das bündnerische Dorf *Ems* ist anderen Ursprungs: roman. *Domat* aus *ad ambodum* (lat. *ambitus*, »Umgang, Platz«)<sup>21</sup>.

Die *Alfenz*, der Fluß aus dem Klostertal zur Ill, ist eine *\*albantia* zu idg. *\*albhos* »weiß«, vom Gischt des Wassers. In einer Vielzahl europäischer Sprachgebiete zu belegen: die *Aube*, Nebenfluß der Seine, eine *Alfund* in Norwegen, die *Elbe* in Norddeutschland<sup>22</sup>.

Die *Ill*, zum Rhein bei Feldkirch, zur idg. Wzl. *\*-el, \*-ol* »fließen, strömen«, dazu die *Ill* zum Rhein im Elsaß, die *Iller* zur Donau, die *Ilm* zur thüringischen Saale<sup>23</sup>.

*Ilmensee* – mit den Dörfern *Ilmensee* und *Illwangen* sowie den drei Seen am Andelsbach – dürfte eine jüngere Bildung zu dt. *Ilme*, Nebenform zu *Ulme*, sein, *Illwangen* dagegen ist zum PN. *Illo* zu stellen, wie z. B. *Illnau* im Kt. Zürich.

*Vemania* lautet in der Tabula Peutingeriana der Name des römischen Kastells bei Isny, das heute nach dem Flurnamen *Bettmauer* genannt wird. Die Deutung ist unsicher. Pokorny versucht einen Weg zu idg. *\*uŕm*, ahd. *wimi* Pl. »hervorsprudelnde Quellen«. Das Kastell liegt unmittelbar über der unteren Argen<sup>24</sup>.

Der Name *Bettmauer* ist nichts anderes als eine Umbildung aus deutsch *Betbauer*, ahd. *bëtabûr* »Bethaus«. Kapellen, Bildstücke sind oft Fortsetzer heidnischer oder bereits christlicher Kultstätten in römischen Kastellen: auch in *Vitodurum-Oberwinterthur* gibt es ein *Bäppmuur*<sup>25</sup>.

Die Bedeutungen der bisher besprochenen alteuropäischen Flußnamenwörter liegen mehrheitlich bei einem einfach »fließen, rinnen, strömen«, bei »schwelen«, »sich in Bewegung setzen«, zweimal war besonders heftige Bewegung angesprochen, zweimal die helle Farbe, einmal das tiefe Flußbett.

Öfters hängen mehrere vorgerm. Flußnamen miteinander zusammen, wie es bei der Thur der Fall war: man hat, ausgehend von einem Hauptfluß, auch die wichtigen Seitenflüsse benannt und sich im Laufe des Vordringens von der Mündung bis zur Quelle nach den Flüssen im Gelände orientiert.

Man wird fragen, auf welchem Weg die Namen von der Vorbevölkerung zu den nachmaligen Siedlern, den Alemannen, gelangt sind. Zu einem engeren und länger dauernden Kontakt zwischen Alemannen und Kelten bzw. Römern ist es nach allem was wir wissen und aus den dürftigen Quellen schließen, nicht gekommen, er blieb punktuell auf einzelne Kastellorte wie Kaiseraugst, Konstanz, Arbon und Bregenz beschränkt. Das konnte aber genügen, um auch Auskunft über das von der Vorbevölkerung aufgegebene Landesinnere, deren Flüsse und

20 SCHMID, S. 21–81. SONDEREGGER, Die Siedlungsverhältnisse Churrätens, S. 238 f. mit einer Karte des »beweglichen s« für die ganze Schweiz. FINSTERWALDER, S. 91 ff.

21 SCHORTA, Rätisches Namenbuch, S. 676.

22 KRAHE, Vorzeit, S. 49. GEIGER, BzN 16, S. 120 f.

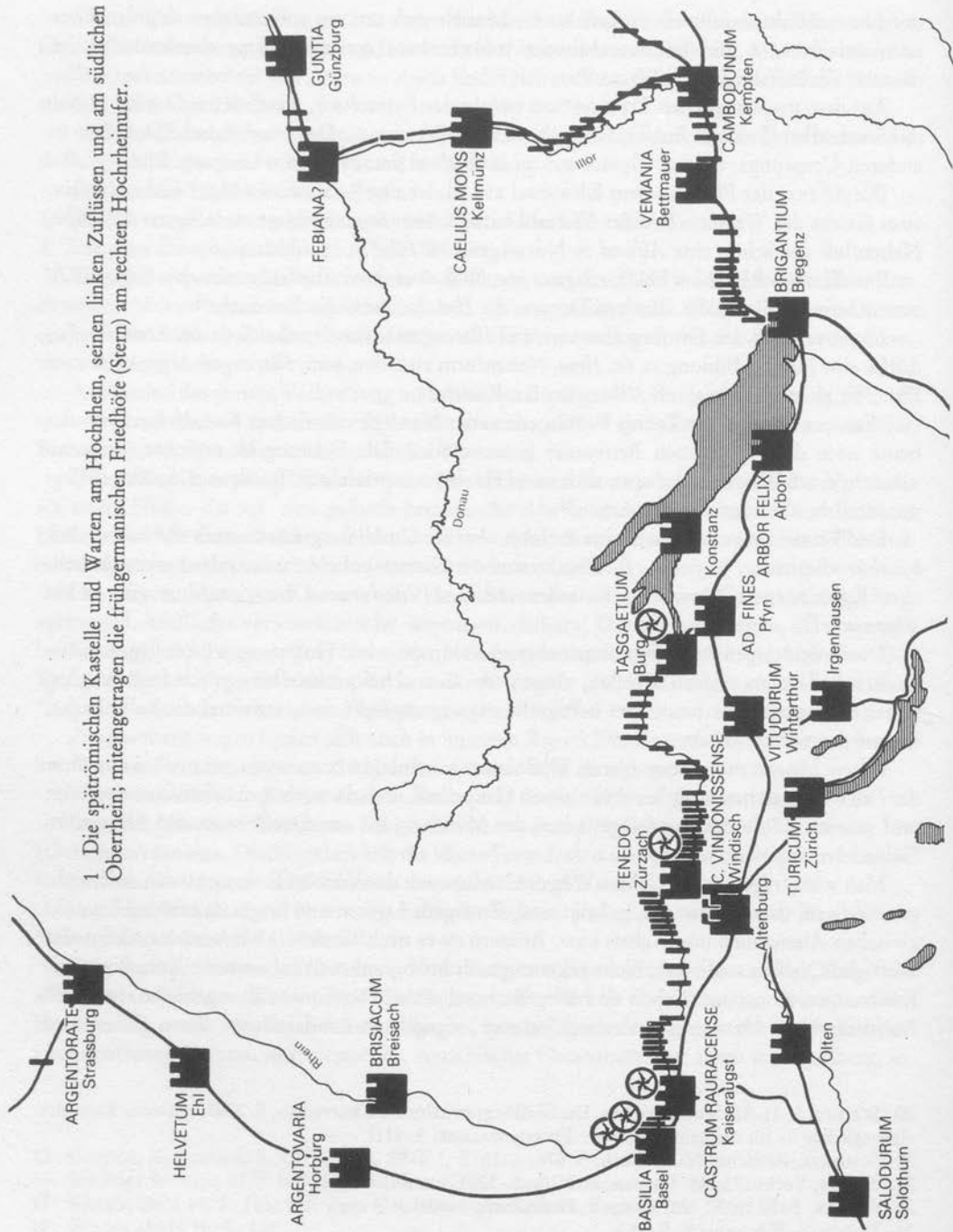
23 GEIGER, BzN 16, S. 121. GREULE, Flußnamen, S. 50 ff.

24 POKORNY, Wörterbuch, S. 263.

25 HANS KLÄUI, Geschichte von Oberwinterthur, S. 35.



1 Die spätromischen Kastelle und Warten am Hochrhein, seinen linken Zuflüssen und am südlichen Oberrhein; miteingetragen die frühgermanischen Friedhöfe (Stern) am rechten Hoahrheinufer.



wichtigste Berge, Auskunft zu erhalten. Auch fanden schon vor der Besetzung der *agri decumates* im 3. Jahrhundert Einfälle bis zum Rhein und darüber hinaus statt, und auch später bildete die Rheingrenze bis ins 5. Jahrhundert keine undurchlässige Schranke. Dazu kommt ein gewisser Grenzverkehr mit Handelsbeziehungen. Die Kelten und Römer haben ihrerseits bereits die älteren, vorkeltischen Namen in Erfahrung gebracht und zum Teil überliefert, soweit sie nicht selber namenschöpferisch wurden. Da Eigennamen für ihre Übermittlung nicht nach dem Wortsinn verstanden zu werden brauchen, da ihre Funktion nicht die des Bedeutens, sondern des Bezeichnens ist, können sie auch ohne Sprachkenntnisse von Volk zu Volk getragen werden.

Die Übernahme von Namen spricht also nicht gegen einen weitgehenden Kulturunterbruch im Frühmittelalter in unserem Raum; um so wichtiger sind die wenigen Kontakte zwischen Galloromanen und Alemannen, von denen uns die Quellen, allen voran die Gallusviten, berichten. Diese fallen überdies, in Arbon und Bregenz, in eine sprachgeschichtlich interessante Zeit, den Vollzug der sogenannten ahd. Lautverschiebung, mit der im 7. und 8. Jahrhundert, teilweise noch im 9. das Konsonantensystem im Sinne von Reihenschritten von mehreren Lauten eine Umwandlung erfuhr, die sich an Ortsnamen abzeichnet, je nachdem ob diese sie erfahren haben oder keine Spuren aufweisen. Damit sind Rückschlüsse auf den Zeitpunkt der Übernahme möglich.

Bei Namen wie der Thur, dem Neckar, der Sitter, um nur diese zu nennen, ist der Lautwandel vollzogen, so daß sie sicher noch vor diesem Zeitpunkt ins Deutsche übergegangen sind: früher beim *d* zum *t* im Namen der Thur, während beim inlautenden *d* zu *t* im Namen der Sitter der Zeitpunkt theoretisch um ein bis zwei Jahrhunderte später hätte liegen können, was aber einen beliebigen früheren nicht ausschließt.

Eine engere Eingrenzung ist beim Namen *Frasnacht* möglich. Der Ort liegt unmittelbar beim Kastell Arbon, wo Gallus und Columban eine christliche Gemeinde mit galloromanischer Sprache angetroffen haben<sup>26</sup>.

*Frasnacht* ist ein lat. *fraxinetum* »Eschengehölz«, in spätromanischer Form mit Erweichung von intervokalem *t* zu *d* lautet der Ausgangspunkt \**fraxinedum*, woraus dt. *t* geworden ist, was noch im 8. Jahrhundert eintreten konnte. 1302: *Fraschnet*, *Frasneit*, 1358: *Frasnacht*, ma. *frasn̄dt*. Noch beweisender für relativ späten Kontakt wäre in der Umgebung von Arbon der *Grestenbühl*, auch *Gristenbühl*, (ohne Verschiebung von anlaut. *k-*) falls sich der Name eindeutig zu lat. *crista* »Kamm, Bergkamm«, rätoromanisch *cresta* stellen ließe<sup>27</sup>.

Ähnliche Schlüsse lassen sich aus dem Bergnamen *Gäbris* ziehen. Die Appenzeller haben das Gebiet im Zuge der Besiedlung erst im 8. oder 9. Jahrhundert erreicht: zu dieser Zeit

26 In Kap. 7 der Gallusvita fordert Columban in Arbon seinen Begleiter Gallus auf, dem Volke zu predigen *quia ille inter alios eminebat lepore latinitatis nec non et Idioma illius gentis*. Gallus sprach also nicht nur Latein, sondern kannte das Idiom jener *Romani ingeniosi* (cap. 42), womit nur ein gallischer Dialekt gemeint sein kann, der Gallus noch von Luxeuil in den Vogesen geläufig war. HECHT, S. 11 weist auf *Rankeweil/Vinonna* hin mit der Marienkirche auf dem Berg und der Peterskirche im Tal, die eine für den Gottesdienst der Alemannen, die andere für den der Romanen bestimmt. Man kann hier bis ins 10. Jh. mit dem Nebeneinander beider Völkerschaften rechnen.

27 PULT, S. 23. MICHEL, S. 20.

übernommen, hätte das keltische \**gabrêta* mit dem inlautenden *-t-* die Verschiebung nicht mehr mitmachen können. Wohl war das aber möglich unten im Rheingau, wo die Glaubensboten schon um 600 Alemannen bei ihrem Bieropfer angetroffen haben. Von Kelten konnten diese Besiedler des Rheingaus den Namen *Gäbris* noch als \**gabreta* gehört haben, von Hirten, denn wir wissen es auch von den weiter südlich gelegenen Alpen des Alpsteins und des Toggenburgs, daß die Alemannen dort noch auf romanische Leute gestoßen sind, von denen sie die vordeutschen Bergnamen übernahmen, und nicht nur Namen, sondern auch Termini der Milch- und Alpwirtschaft, in der die Romanen die Lehrmeister der Alemannen gewesen sind.

## 2. Arbon und der Lacus Venetus

*Arbon*, um 400 schon als *Arbona* überliefert, im 3./4. Jahrhundert umgebildet zu *Arbor felix* »glückbringender, fruchtbringender Baum« als Name des römischen Kastells. Kastellnamen sind öfters blumige Neu- oder Umbildungen, so auch *Robur* »Stärke, Kraft« für das Kastell auf dem Basler Münsterhügel<sup>28</sup>. Ausgangspunkt für die Deutung muß hingegen der alte Beleg *Arbona* sein, der sich auch im dten. *marca Arbuna*, *Arbungouwe* wiederfindet. *Arbona* entspricht im Balkan der Flußname *Raab* aus \**arabona* zu einem Adj. \**arb* »dunkel«<sup>29</sup>. Die Parallele zwingt zu der Annahme, daß auch in *Arbon* ein alter Flußname stecken könnte, und dafür kommt nur die unmittelbar in die Arboner Buch mündende *Ach* in Frage, wieder ein Fall mehr, in welchem die Alemannen einen vordeutschen Flußnamen mit ihrem allgemeinen Wort *Aach* (urverwandt mit lat. *aqua* »Wasser«) bezeichnet haben. Der Flußname *Arbona* war vermutlich bereits auf ein vorrömisches gallisches »oppidum« übertragen worden, und daß die Römer ihn dann nach ihrer Sprache zurechtgebogen haben, entspricht ihrem Selbstbewußtsein.

Daß in unserem Raum auch illyrische Stämme gewohnt haben, läßt sich aus dem Namen *Arbon* nicht schließen, trotz der balkanillyrischen Parallelen<sup>30</sup>. Aber Tatsache ist, daß uns der römische Schriftsteller Pomponius Mela in seiner *Choreographia* den Bodensee als *lacus Venetus* überliefert, und die Veneter gelten als Teilstamm der Illyrer<sup>31</sup>. Pomponius schrieb seine geographischen Werke um 43 n. Chr., stellte also diesen Namen noch fest, als längst rätische, von den Römern unterworfenen Völkerschaften die Seelandschaften bewohnten, untermischt mit keltischen Leuten. Im Gegensatz zu ihm notiert im selben ersten Jahrhundert Plinius der Ältere den Bodensee als *lacus Brigantinus*, benannt nach dem Ort *Brigantium/ Bregenz* oder nach dem keltischen Stamme der *Brigantier*.

*Lacus Venetus* dürfte der ältere Name sein, oder es bestanden die zwei Bezeichnungen

28 BOESCH, Basler Region, S. 180 ff. VON REITZENSTEIN, S. 67 glaubt, im Blick auf andere Stationsnamen, daß ein in der Nähe befindlicher Baum den Anlaß zum Kastellnamen gab. Mir ist jedoch die volksetymologische Umgestaltung durch die Soldatensprache wahrscheinlicher. Zur Verwendung von *arbor* in Ortsnamen der romanischen Epoche GRÖHLER, S. 152.

29 Zum Sprachlichen LOCHNER VON HÜTTENBACH, S. 15 f. MAYER, S. 12 und KRAHE, Die balkanillyrischen Namen, S. 12. Zur historischen Situation MAY, S. 24 ff. Zur Frage vorrömischer Besiedlung vom Standpunkt des Archäologen vgl. Reallexikon der germ. Altertumskunde, 2. Aufl. I, S. 389.

30 Über die Illyrer allgemein vgl. KRAHE, Sprache und Vorzeit, S. 88 ff., 160 ff.

31 SCHWARZ, BzN 4, S. 318; PLOSS, S. 174 ff.

nebeneinander, weil vielleicht die beiden Schriftsteller zwei verschiedene Teile des Sees mit verschiedenen Namen benannten<sup>32</sup>.

Nachfolger der Illyrer in ihren östlichen Sitzen um Weichsel und Elbe waren die Slawen, die in älterer deutscher Sprache als *Winden* bezeichnet werden. Der Name selber aber setzt sprachlich den der Veneter fort und bewahrt, indem er diese mit den Slawen gleichsetzt, vielleicht eine Erinnerung daran, daß die Veneter einst im Osten wohnten. Bei *Waldsee* treffen wir auf den ON *Michelwinnaden*, 1275 einfach als *Wineden* bezeugt<sup>33</sup>. Auf Grund dieses Belegs scheidet Deutsch *Wind* (in *Allenwinden* und dergl.) ebenso aus wie der PN vom Typus *Winid* »der Wende«, z. B. in *Winidheri*<sup>34</sup>, weil der Plural auf einen Insassennamen weist. Solche Windenorte gibt es noch mehrere im Südwesten. Man kann an bewußte Verpflanzung fremder, slawischer oder einfach östlicher Leute denken, Maßnahmen von Landesherren, wie sie uns auch gelegentlich bekannt sind<sup>35</sup>. Das nahe *Waldsee* (älter *Walabsee*) kann ebenfalls auf fremde Volksteile, in diesem Falle *Walchen* d. h. Romanen hinweisen, obwohl die urkundliche Form *Walabsee* sowohl auf einen Singular (*Walabissee*) mit PN wie einen Plural (*Walabosee*) mit einem Volksgruppennamen zurückgehen könnte. Hier müßten uns zusätzliche historische Quellen zu Hilfe kommen.

### 3. Keltische Fluß- und Ortsnamen

*Tasgaetium* lautet der antike Name für den Rheinübergang beim Kastell *Burg* gegenüber dem Städtchen Stein a. Rh. Daraus wurde dt. *Eschenz* (aus *\*Tasgaetium*) eigentlich *\*Zeschenz* (mit z- aus t-), dann mit Abtrennung des anlautenden z-, das als Präposition *ze-* aufgefaßt wurde. Derselbe Vorgang spielte sich beim unmittelbar benachbarten *Etzwilen* ab: urkundlich ein *Zezinwilare*<sup>36</sup>.

In *Tasgaetium* steckt der bei Ptolemäus überlieferte PN *Tasgaetius*, überliefert als Name des Königs der *Carnuten* mit der Hauptstadt *Carnotas-Chartres*<sup>37</sup>. Der Namengeber hier dürfte ein römischer Kriegsherr gewesen sein. Über den Namen als sprachliches Gebilde gehen die Meinungen auseinander. Nach Rasch soll das Grundelement illyrisch sein mit einem Suffix *-etio*, das auch im vordeutschen Namen von *Zurzach* = *Tenedo* vorliegen könnte. Der dte. Name hat damit natürlich nichts zu schaffen und ist aus *ze wurzacha* zu deuten, einem ehemaligen Flußnamen auf *-ach*<sup>38</sup>.

32 Ob *Venetus* wirklich den Völkernamen meint, ist übrigens umstritten. Es kann sprachlich umgebildet sein.

33 *Königreich Württemberg*, S. 595. Hier ist von »wendischer Besiedlung« die Rede. Ahd. *Winida* »Wende« zu vorgerm. *\*Veneto*, wie der Völkernamen der *Veneti* zu idg. *\*uen-* »streben, wünschen, lieben«, dazu lat. *venus* »Liebe, Verlangen« dt. *wini* »Freund«. POKORNY, Wörterbuch S. 1146.

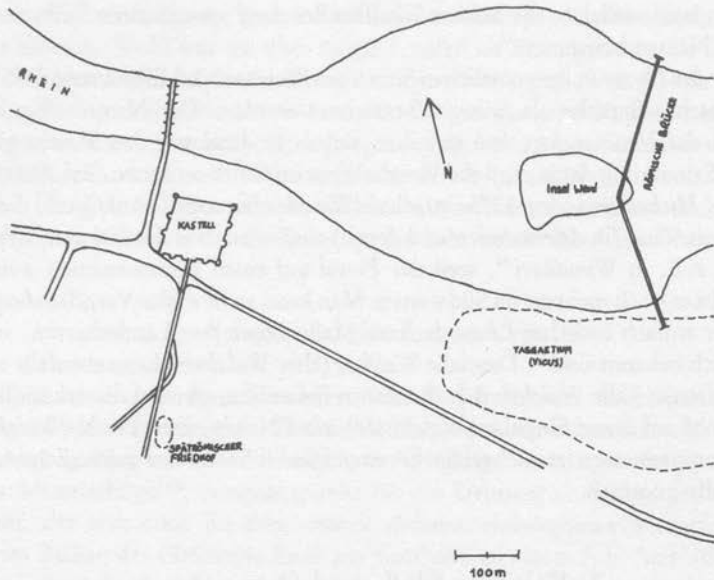
34 Das Namenswort *winid-* (z. B. *Uuinidheri*) kommt in den Gedenkbüchern der Bodenseeklöster mehrfach vor: K. SCHMID, S. 218ff.

35 KEINATH, S. 170. KRIEGER, S. 1466f. Hier *Winden* (*wineden* 1178) bei Waldkirch im Elztal u. a.

36 Für deutsch *Eschenz* ist von einer mit *n* (dem sogenannten irrationalen *n*) erweiterten Form *\*Tasgentium* auszugehen, man vgl. lat. *palatium* › *Palantium* › *Pallanza*. Eine andere Deutung versucht BANDLE, Schichtung, S. 264.

37 STAEBELIN, S. 184f. HOLDER II, S. 1748f.

38 RASCH II, S. 90. *-etio* bildet im albanischen Ethnika: KRAHE, Balkanillyrische Ortsnamen, S. 62f.



2 Die Lage von Kastell und Gräberfeld, wie des frühromischen Vicus Tasgaetium-Eschenz.

*Tasgaetium* dürfte übrigens kaum der Name des Kastells als solches gewesen sein, das die Alemannen *Burg* nannten, sondern er haftete am Kastellbezirk, und ursprünglich wohl an der strategisch wichtigen Stelle von *Eschenz*, dem Dorf, das diesen Namen noch heute trägt, wo die römische Brücke über das Inselchen Werd nach dem nördlichen Rheinufer führte. Ein gallorömischer *vicus* wurde hier ergraben<sup>39</sup>.

Die *Murg* läßt sich als Flußname in unserem Raum in wichtiger Funktion belegen. So heißt der Fluß der sich bei Frauenfeld nahe bei *Pfyn* in die *Thur* ergießt. 797 wird eine *Murchingomarca*, eine Mark der »Murginger«, der »Leute an der Murg« erwähnt<sup>40</sup>. Bei Matzingen fließt die *Lützelmurg* in die *Murg*, die »kleine Murg«<sup>41</sup>.

39 Zur historischen Situation STAEHELIN und TANNER, S. 139ff.

40 GREULE, Flußnamen, S. 139ff. Bildungsmäßig verwandt ist die älteste urkundliche Nennung von *Lutenwil* (Gem. Nesslau, Kt. St. Gallen) als *Luterarobeimaromarcho*, eigentlich die Mark der Lautererheimer. Die Lauterer sind die Anwohner des Baches Lauterach, urk. *Lutrach*, ma. *lunterð*. Das Insassensuffix *-âri*, gebildet zu einem Flußnamen, ist noch durch *-heimer* verstärkt. Der Ortsname *Lutenwil*, heute ein Gebietsname, ist offenbar aus *\*Luteren-wil* gebildet, mit Kürzung und Tilgung der Silbe *-er-*. Wilorte mit Orts- oder Flußbezeichnungen im 1. Glied sind selten.

41 Die *Lützelmurg* entspringt im Gebiet des Bichelsees und der Gegend von *Itaslen*: der Name scheint jeder Deutung zu widerstehen: BANDLE, Schichtung, S. 267. Geht man von Belegen des 13. und 14. Jhs. aus (1283 *Ythasinon*, 1379 *Yttasnen*), könnte man an einen Flußnamen vom Typus *\*Id-isā/\*Id-asā* zu idg. *\*oid-*, *\*id-* »schwellen« denken (KRAHE BzN 1, 50; 7, 112) als dem früheren Namen des Quellflusses der *Lützelmurg*. Zum Suffix *-na* KRAHE, Flußnamen, S. 63. Der älteste Beleg von 912, *Ittenasana* paßt dazu allerdings nicht, es sei denn, man nimmt Kürzung des Mittelgliedes von *-en-* vor: dann kommen wir auch von hier zu einem *Itasana* } *Itasna* } *Itasnen* } *Itaslen*.

Eine zweite *Murg* war identisch mit einem Teilverlauf der Singener bzw. Radolfzeller Ach, nach einem Beleg von 1155: *a villa Eigoltingun usque ad orsum fluminis Murgae*. Von Eigoltingen bis zu ihrem Ursprung im Aachtopf beim heutigen Ach, wo sie unterirdisch aus der Donau entspringt, hieß die Ach also für einen Teilbereich im 12. Jahrhundert (auch) (noch) *Murg*<sup>42</sup>.

Andere Murgten:

*Murg*, Ort und Fluß zum Walensee.

Die *Murg* bei *Murgenthal* zur Aare.

Die *Murg*, die sich beim Orte *Murg* oberhalb von Säckingen in den Rhein ergießt.

Die *Murg* bei Rastatt zum Rhein.

*Murg*, früherer Name der *Lauter* im Unterelsaß, zum Rhein. Aus französischem Sprachgebiet wären die *Morge*, Bach zur Rhone bei Sitten und der ON *Morges* am Genfer See zu nennen<sup>43</sup>.

Es werden zweierlei Deutungen angeboten:

1. Der Name stellt sich zu einem alteuropäischen Grundwort \*-merg, \*-morg »Sumpf«.
2. *Murg* ist keltisch \**morga* »Grenze«, urverwandt mit dt. *mark* derselben Bedeutung<sup>44</sup>.

Die Erklärungen hängen bedeutungsmäßig zusammen: Sümpfe und Flüsse bilden in ältester Zeit häufig Grenzen, die lange nachwirken und immer wieder neue anziehen. Mit deutschem Sprachmaterial sind es die zahlreichen Markbäche, wie *Marbach* im Rheintal, die sich auch auf ganz enge, örtliche Grenzverläufe beziehen können<sup>45</sup>.

Bei der *Murg* am Walensee bewegen wir uns im Bereich einer alten, historischen Provinzgrenze zwischen den keltischen Helvetiern (der römischen Provinz *Maxima Sequanorum*) und der *Raetia*. Es wäre reizvoll, Verlauf und Konstanz dieser Grenze, die hier auch die Bistümer Konstanz und Chur trennt und alte Sprachgrenzzone zwischen Deutsch und Churwälsch war, durch die Jahrhunderte zu verfolgen bis hin zur heutigen Kantonsgrenze zwischen Glarus und St. Gallen. Die römische Grenze zog vom Walensee über den Speer und die westlichen Toggenburger Talschranken über das Hörnli herab zur *Murg*<sup>45a</sup>; dann nordwärts zum Kastell *Pfyn*, (ma. *pfii*) *ad fines*, zur Thur und zum Rhein bei *Tasgaetium*. Von dort folgt der Grenzverlauf der *Ach/Murg* nördlich von Singen in Richtung *Brigobanne/Hüfingen* zur Donau.

Die *Linz* ist der alte Name der Uhdinger Ach zum Bodensee, noch erhalten im Dorfnamen *Linz/Ach* und im *Linzgau*. Der Name ist keltisch, \**linta* oder \**lenta*, urverwandt mit lat. *lentus* und ahd. *lind* »zart, weich« auch ma. *lind*, offenbar für einen biegsamen Flußverlauf<sup>46</sup>.

Der Name der Stadt *Linz* in Oberösterreich gehört zu einem kelt. \**lent* »Linde«, dazu kelt. \**Lentia* } *Linz*<sup>47</sup>.

42 GEIGER, BzN 16, S. 128. SCHREIBER, in: Grenzbeschreibung, S. 129ff.

43 GREULE, Flußnamen, S. 139f. mit Literatur.

44 HUBSCHMIED, S. 139ff. VR, S. 305ff. Gegen *morga* in der Bedeutung »Grenze« POKORNY, VR X, S. 264. Zur Grenzsituation am Walensee und im Raum Gaster NYFFENEGGER, S. 16ff. und Abb. 4, S. 26.

45 HAMMER, S. 59.

45a So angesetzt wird die Grenze im Atlas zur Geschichte des Kt. Zürich von KLÄUI und IMHOF, Tafel 2, »Römische Zeit und frühes Mittelalter«, bearbeitet von Emil VOGT.

46 GEIGER, BzN 16, S. 117.

47 GUTENBRUNNER, S. 394.

Man ist versucht, auch den Flußnamen *Linth*, Fluß des Glarnerlandes zum Zürichsee, der *Linz* gleichzustellen, der dann allerdings ohne Lautverschiebung geblieben wäre<sup>48</sup>, was zum mindesten für den Unterlauf dieses Flusses unannehmbar ist, denn nordwärts von Zürich ist das Ausbleiben der Verschiebung in einer relativ früh besiedelten Gegend ausgeschlossen, und in der Zusammensetzung *Limmat* (aus *Lint* plus *Maag*) wäre eine *Lintzmag* zu erwarten gewesen. Zwischen Walensee und Zürichsee vereinigen sich *Linth* und *Maag* (Ausfluß aus dem Walensee). So gehe ich mit Pokorny und Greule für die *Lintmag/Limmat* (älter ma. noch *limig*) von einem keltischen *u-* oder *s-*Stamm *lind* aus mit der Bedeutung »Flüssigkeit, Wasser«<sup>49</sup>. Das Beispiel zeigt, daß sich nahestehende Namen wie *Linz* und *Linth* aus sprachlichen Gründen etymologisch nicht auf die gleiche Wurzel zurückführen lassen.

*Kanzach*, ein Flurname im Mündungsgebiet der *Ettishofer Ach* zur *Schussen*. Der Name muß ursprünglich dem Fließchen gegolten haben. Im Oberamt Riedlingen gibt es eine Gemeinde *Kanzach* (1171 *Kanczach*), ebenfalls nach einem Flußnamen<sup>50</sup>.

*Kanz* ist ein schwäbisches, auch allgäuisches Mundartwort und heißt »Nacken, Pferderücken«, findet sich in Ortsnamen wie *auf dem Kanz*, *Kanzberg* usw.<sup>51</sup>. *Kanz* ist die oberschwäbische Form für nhd. »Kante«, dieses ein Lehnwort aus lat. *cantus* wie mittelniederländisch *cant* »Ecke«. Lat. *cantus* geht seinerseits auf keltisch \**kanto* zurück<sup>52</sup>. Obdt. *kanz* kann als Lehnwort direkt dem Keltischen entstammen oder über das Niederdeutsche eingewandert sein, beweist aber als ein Lehnwort der lebendigen Sprache nichts für örtlichen Kontakt mit Kelten an der Stelle, wo es als Ortsname auftritt. Das Lehnwort kann schon Jahrhunderte früher entlehnt sein und steht der Namengebung an beliebiger Stelle, zu beliebiger Zeit zur Verfügung. Aus der großen Musterkarte von Lehnwörtern oder, falls sie nur noch in Namen vorkommen, von Lehnnamen, seien für unseren Raum nur ein paar typische Beispiele genannt:

*Balm* (auch *Balb*), keltisches Wort für einen überhängenden Fels, besonders im alpinen Gebiet, aber auch im Schwarzwald vorkommend.

*Kobel*, auch *Kubel*, *Kofel*, *Gufel*, aus lat. *cubulum* »Lagerstätte für Vieh«, zu lat. *cubare* »liegen«, rätoroman. *cuvèl*<sup>53</sup>. Als *cubilja famulorem* (Lagerstätte der Knechte) schon im St. Galler Klosterplan verwendet. Man vgl. den *Kubel* bei St. Gallen, *Kobelwald*, *Kobelwies* (mit Höhlen) und *Koblach* im Rheintal<sup>54</sup>.

*Kar*, Lehnwort aus dem Keltischen für eine Mulde im Gebirge, auch für ausgewaschene Vertiefungen im Fels: der *Karbach* mit dem *Karsee* im Allgäu, das *Charefeld* am Säntis<sup>55</sup>.

Der *Kummaberg* im Vorarlberg, der zusammen mit dem Montlingerbergli und dem Blattenberg am Hirschensprung die Grenzzone zwischen dem Rheingau und Unterrätien markiert, zu keltoromanisch \**cumba* »Mulde, Vertiefung«, auch ohne Lautverschiebung

48 HUBSCHMIED, S. 3, dagegen BOESCH, Ortsnamenbild, S. 254.

49 GREULE, Flußnamen, S. 133f.

50 SNYDER, BNF 1, S. 64.

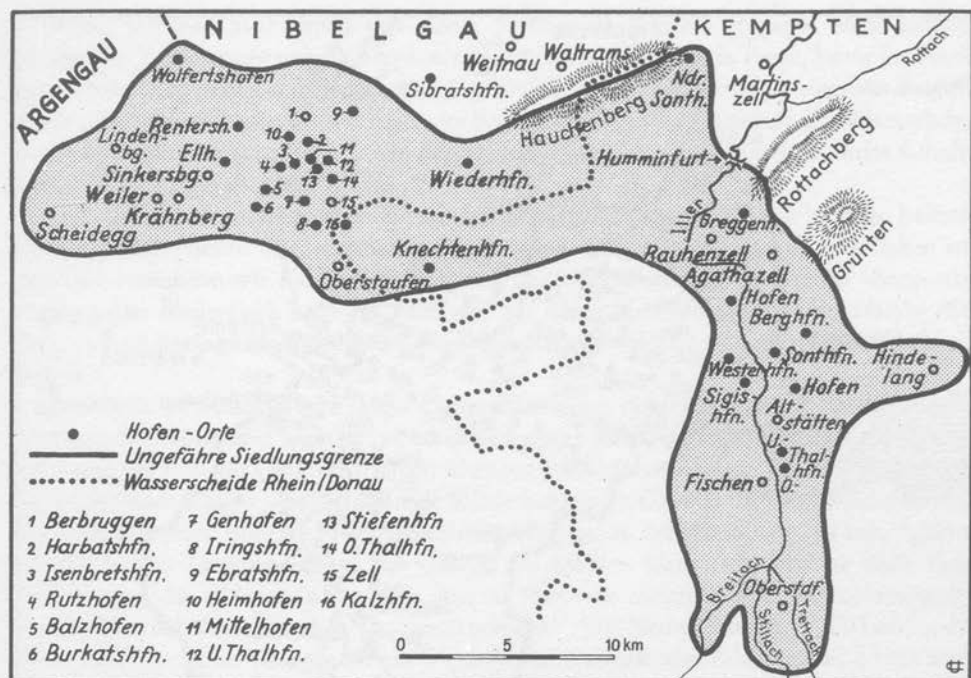
51 Belege bei KÜBLER, S. 72. STEINER, S. 171.

52 FISCHER 4, S. 197f.

53 SCHEUERMEIER, mit Karten I und III (*balm*, *cubulum*).

54 SONDEREGGER, Appenzell, S. 80, 87, 370. STUCKI, S. 281. HAMMER, S. 170. SCHREIBER, Zwischen Schwaben und Schweiz, S. 62, 656.

55 Id. 3, 420, 422. ZINSLI, Grund und Grat S. 325f. SONDEREGGER, Alpstein, S. 65.



3 Das Ur-Allgäu.

(entsprechend der mehrfachen Aufnahme von Lehnwörtern) besonders in der Westschweiz als *gumme* verbreitet. Der *Kummaberg* ist zwar ein Hügel, der sich aber unmittelbar über einer Mulde, der *Kumma*, am nördlichen Dorfrand von *Koblach* erhebt<sup>56</sup>.

Die *Alp* und die *Alpen* gehen nach vorherrschender Meinung ebenfalls auf ein keltoromanisches Lehnwort zurück, zu idg. \**al-* »nähren«, mit keltischem *p*-Suffix. *Alpen* sind also primär Futterweiden und brauchen nicht im Gebirge zu liegen<sup>57</sup>. Sie kommen dutzendfach auch im Unterland vor, eine *Alp* liegt beispielsweise mitten in der Rheinebene bei Diepoldsau.

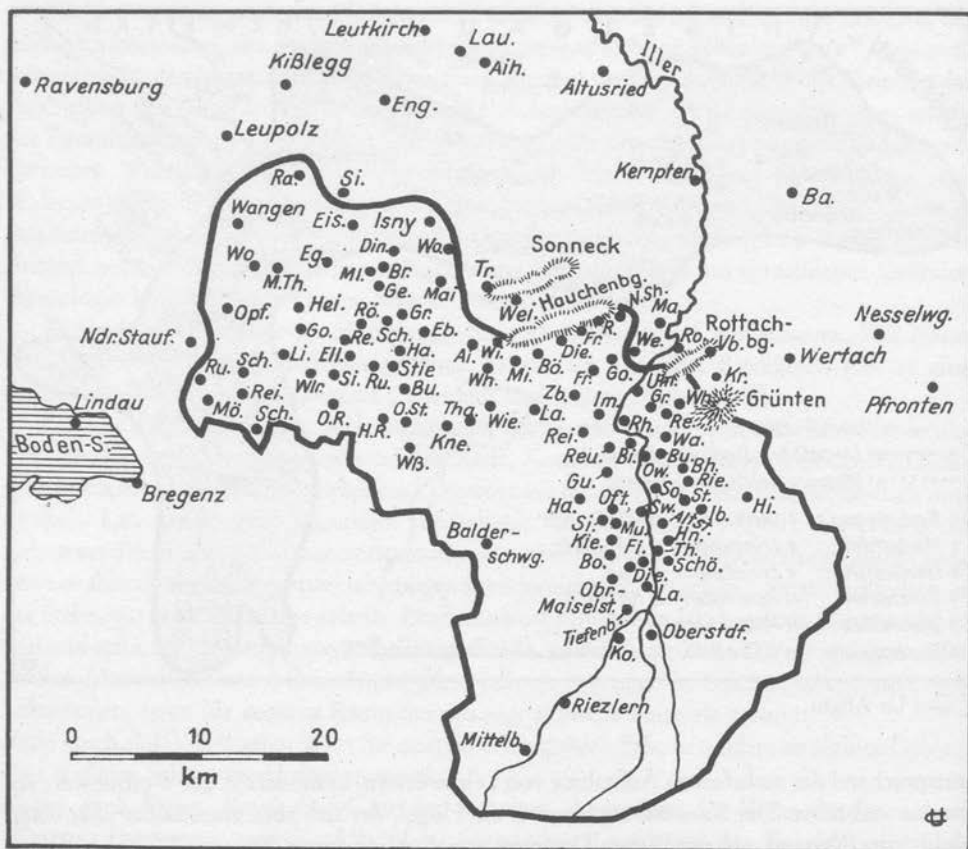
Die Appenzellerberge erscheinen zu frühest als *juga Retiarum*, *juga Retiae*, weil sie noch vor den Alemannen von Rätoromanen genutzt wurden. *Alpstein* ist eine jüngere Kollektivbezeichnung des 16. Jahrhunderts. Auch der *Albis*, Höhenzug westlich des Zürichsees, gehört zum gleichen Etymon.

Der *Allgäu* oder das *Allgäu* (sowohl Mask. wie Neutr. sind sprachgeschichtlich berechtigt) ist eigentlich der *albegouwe*. Das »Urallgäu« liegt im Tal von Oberstdorf; auf Grund von

56 ZINSLI, Ortsnamen, S. 72 ff., 97 und Tafel VII. Nur am Rande außerhalb unseres Raumes befinden sich galloromanische Ortsnamen auf *-dunum* bzw. *-durum*: *Kempton* Kt. Zürich, ehemaliger Name des Kastellbezirks mit Kastell *Bürglen* in Irgenhausen; *Kempton* an der Iller mit Kastell; *Oberwinterthur* mit Kastell *Vitodurum*. Vgl. die Karte bei ZINSLI S. 21. Auffällig die z. T. allerdings unsicheren Belege im rätschen Graubünden.

57 HUBSCHMID, S. 8 ff.





4 Das Allgäu im Mittelalter.

Ortsnamenbelegen, in welchen die betreffenden Orte als *im Albgau* liegend bezeichnet werden, kann man die wachsende Ausdehnung des Namens nach Westen in den Raum Oberstaufen, Lindenberg, Weiler, Leutkirch, Wangen aber auch nach Norden und Osten verfolgen, ja der Landschaftsname gewinnt in der Gegenwart im Zuge von Milchwirtschaft und Fremdenverkehr noch weiter an Raum<sup>58</sup>.

*Bregenz* ist für das Grundwort an verbreitetes kelt. \**briga* anzuschließen, »Berg, hoch, obenliegend«, das auch auf Bergflüsse übertragen wird. *Brigach* und *Breg* *bringed d Donau zweg*<sup>59</sup>. An der *Breg* liegt *Brigobanne/Hüfingen*. Zu *Bregenz* aus kelt. \**brigantia* gibt es viele Parallelen: *Brienz* im Berner Oberland, altengadinisch *Avriaunza* im Vorarlberg, *Briançon* in Südfrankreich usw.

58 CRÄMER, 1954. BRADLER, 1973. Zur gegenwärtigen Entwicklung: KÖNIG, S. 186 ff.

59 Die *Donau*, die ein Sonderproblem darstellt, kann im Vergleich mit kymr. *Donwy* aus dem Keltischen erklärt werden. Aus einem latinisierten *Dānūviā* wird ahd. *Ṭuonouwe-*; *ouwe* ist eine Aufwertung der Endung *-ā*. Im übrigen KRAHE, Flußnamen, S. 93, 103.

Wenn wir den Stadtnamen von einem Flußnamen ableiten, entgegen auch anderen Meinungen<sup>60</sup>, so kommt nur die *Bregenzerache* als frühere *Bregenz* in Frage, bevor ihr Name vom Stadtnamen übernommen und verdrängt wurde, so daß sie heute nun eine von Bregenz abhängige *Ache* geworden ist. Wir finden im Bregenzerwald in der Gemeinde Damüls noch den Bachnamen *Bregenz* (um 1600), heute *Bregenzbach*. In diesem Zuliefererbach dürfte sich der alte Flußname resthaft erhalten haben<sup>61</sup>.

Der *Mellenbach* im Bregenzerwald ist ebenfalls erwähnenswert, der sich leicht zu keltisch \**malina* »Flut« stellen läßt, wozu mittelirisch \**mell* »Hügel, Klumpen« zu vergleichen ist, ebenfalls entstanden wie die *Bregenz* aus einer Bedeutungsassoziation zwischen »Berg« und »Bach«. Der *Mellenbach* hat zwei Parallelen am Rhein: den *Möhlinbach*, bei *Möhlin* (Kt. Aargau) zum Rhein, und die *Möhlin*, die sich westlich von Freiburg i. Br. ebenfalls in den Rhein ergießt<sup>62</sup>.

Die nicht unbeträchtliche Zahl keltischer Namen im rätoromanischen Rheintal und bis hinein nach Graubünden weist auf einen ähnlich engen Kontakt zwischen Rättern und Kelten hin wie später in dieser Gegend zwischen Alemannen und Rätoromanen. Der *Gäbris*, von dem bereits die Rede war, ist eine verblüffende Wiederholung der *Gabrêta silva*<sup>63</sup>, der Bezeichnung des Böhmerwaldes, überliefert durch Ptolemäus, eigentlich der »Geißberg« zu kelt. \**gabros* »Bock«<sup>64</sup>. Der Ortsname *Geiss* am *Gäbris*, geschrieben *Gais*, sieht beinahe nach einer Übersetzung des *Gäbris* ins Deutsche aus, ist aber, wie andere Beispiele es unterstützen, unmittelbar nach dem deutschen Tiernamen gebildet<sup>65</sup>. Der Name *Gabris* (urk. *Geberis*) in der Gem. Heiligkreuz im Thurgau für ein Weidegebiet mit markanter Erhebung wird vom noch markanteren appenzellischen *Gäbris* hierher übertragen sein.

Direkte Übernahme aus keltischem Mund wäre in dieser Ausbaulandschaft wenig wahrscheinlich.

Der *Kadel*, in beherrschender Stelle westlich am *Kummaberg*, erscheint prädestiniert für eine Höhenfestung inmitten des rheintalischen Sumpfbereichs. Prähistorische Funde sind gemacht worden. Man kann mit Zehrer an altririsch *cathir* »Stadt«, kymrisch *cader* »Festung« anknüpfen, zu idg. \**kadh* – »hüten, schützend bedecken« (vgl. ahd. *huot* »Haube, Helm«). Lautgeschichtlich stimmt die Sache allerdings nur, wenn ein keltisches \**kadhel* an Ort und Stelle und vor der ahd. Verschiebung von -d- zu t übernommen worden ist, was sicher in den allgemeinen zeitlichen Befund der Landnahme hineinpaßt<sup>66</sup>.

60 Der Stadtnamen kann auch vom Volksnamen abgeleitet werden: die *Brigantii* sind die »Hohen, Edlen«. Danach auch *Bregenz* die »hochgelegene, erhabene«. So GEIGER, BzN 15, S. 134; ähnlich G. NEUMANN in: Reallexikon d. germ. Altertumskunde 2. Aufl., 3, S. 428f. Für den Flußnamen als Ursprung plädiert KRAHE, Flußnamen, S. 87f. und SCHORTA, Namenbuch, S. 51.

61 VOGT, S. 74, 169, Abb. 19. (ma. bręgets). ZEHREER, Bregenzerwald, S. 32.

62 GEIGER, BzN 16, S. 237. Anders ZEHREER, Bregenzerwald, S. 34.

63 KRAHE, Vorzeit, S. 127. Ein ON *Gabromagos* in Oberösterreich.

64 SONDEREGGER, Appenzell, S. 283.

65 SONDEREGGER, Appenzell, S. 314f.

66 ZEHREER, Frühe Namensschichten, S. 86.

## 4. Keltoromanische Ortsnamen

Die Besonderheit dieser Gruppe besteht in der Eingliederung keltischer Namensglieder in die Namengebung der Römer. Vor allem haben sie die keltischen Grundwörter *-acum* und *-dunum/-durum* übernommen und sie mit eigenen römischen Personennamen verbunden, die rein sprachlich lateinischer, aber auch anderer Herkunft sein können, wie es in der Kaiserzeit nicht anders zu erwarten ist<sup>67</sup>.

Das Suffix *-acum*, mit einem PN verwendet, bezeichnet ein dem Träger dieses Namens gehöriges Grundstück samt villa und Gutsbetrieb. Da *-acum* bei der Übernahme ins Deutsche zu *-ach* verschoben wird, muß es gleichlautend mit *-ach* »Fluß, Bach« werden. Die Zugehörigkeit zum einen oder andern hat gerade neuerdings in der Forschung zu Kontroversen geführt.

Unbestritten ist *Tscherlach* im Seeztal als *-acum*-Ort, ein lat. \**Cereliacum* zu einem PN \**Cerelius*. Nicht so eindeutig ist der Befund im einzigen Ortsnamen, der in unserem Raume dafür in Betracht kommt, bei *Sirnach*. Bei einer Deutung von *Sirinach* (790) *Sirnacha* (882) als *-acum*-Ort ist zu beachten, daß ein lat. PN *Serinius* so nicht belegt ist, andererseits gibt es die frz. Parallele *Sérigny* aus einem breit gestreuten *-acum*-Gebiet<sup>68</sup>. Auf der anderen Seite ist auch der von Kaufmann herangezogene deutsche PN \**Sigirin* nur erschlossen, und von ahd. *sigi* »Sieg« nicht so ohne weiteres abzuleiten. Dabei übersieht Kaufmann, daß *Sirnach* an der *Murg* liegt und wir hier keinen anderen Fluß finden und auch keine Belege dafür haben, daß man die *Murg* einfach als *Ach* bezeichnet hat<sup>69</sup>.

Die Lage an der alten Provinzgrenze wäre einer vordeutschen Siedlung der Römerzeit günstig, wobei es stets auffällig bleibt, daß für das nahe Städtchen *Wil* bisher keine voralemannischen Funde gemacht wurden, trotz dafür prädestinierter Schutzlage.

Wir halten Umschau nach allfällig weiteren vorgermanischen Namen in der Umgebung von *Sirnach*. Ein nahegelegener Hof heißt *Gloten*. J. U. Hubschmied verbindet den Namen mit *Kloten*, dem Dorf mit dem bekannten Flughafen. Er stellt beide Namen zu einem kelt. \**kladono*, Abl. von \**klado* »Graben«<sup>70</sup>. In *Gloten* wäre die Anlautverschiebung unterblieben, Beweis für ein langes Nachleben von Galloromanen bis ins 7./8. Jahrhundert hinein, trotz der Nähe des *-acum*-Ortes *Sirnach* für eine so späte Zeit eher unwahrscheinlich.

Ich erkläre das zürcherische *Kloten* aus einem römischen Stationsnamen: die Bedeutung des Ortes als wichtiger Straßenknoten ist durch zahlreiche Funde belegt, insbesondere im *Aalbüel*, Funde auch von Legionsziegeln der 11. Legion, der *legio Claudia*. Mit dem galloromanischen Grundwort *-dunum* ergibt sich ein \**Claudiodunum*, mit Kürzung des Mittelgliedes ein \**Claudunum*, was lautgerecht *Kloten* (ma. *chlootð*) ergibt.

*Gloten* bei *Sirnach* muß dann natürlich einen anderen Ursprung haben: die Lage für einen römischen Platz ist völlig ungeeignet. Ich stelle es zu deutsch *lôte* (nd. *lôde*) »Schößling an einem

67 Vgl. die Tafel I: Keltorömisch *-acum* bei ZINSLI, Ortsnamen, im Anhang und S. 22f.

68 ÄBISCHER, S. 37, ebenso BANDLE, Schichtung, S. 267.

69 KAUFMANN, S. 43.

70 HUBSCHMIED, S. 85. Man vgl. auch *Claudivium* bei Ptolemäus im Noricum zu einem *Claudium Iuvavum*, MUCH, Zs. f. deutsches Altertum 41, (1897), S. 98. Eine Parallele zu *Klotten* (Mosel) 814 *Clodena* kommt aus lautlichen Gründen nicht in Frage.



5 Die kelto-romanischen -acum-Namen auf dem Gebiet der Schweiz.

Weide- oder Wurzelstrunk«, dazu der *Lothenbach* in Walchwil, wozu andere Belege kommen. *Gloten* (ma. *glootð*) ist dann als Kollektiv (\**gelôte*) zu fassen, ein Gebiet, wo es viele Weiden hat, wozu die Realprobe stimmt: der Hof liegt in einer feuchten Niederung mit einem Weiher<sup>71</sup>.

Über den in dieses Kapitel gehörigen *Kemmenbach* war bereits auf S. 237 die Rede.

## 5. Die Walchenorte

Mit *Walch* (ahd. *walah*) bezeichnete man den Romanen, den Welschen. In der Einzahl bildet das Wort auch Personennamen, wie z. B. *Walah-frid*, der berühmte Reichenauer Mönch, der das Etymon *Walch* im ersten Teil seines zweigliedrigen Namens hat, von dem wir aber mit Sicherheit wissen, daß er kein Romane war. Völkernamen wie *Baier*, *Schwab*, *Frank*, *Sachs*, *Fries*, *Göz* (*Gote*), *Schott*, *Wende* (*Winid*) bilden auch PN bis zum heutigen Tag. Ein Indiz für fremdes Volkstum des Trägers ist in der Regel nicht gegeben; anders wenn eine Personengruppe im Plural angesprochen ist.

Das Wort selber leitet sich ab vom keltischen Stammesnamen der *Volcae* und wurde bereits in einer Zeit übernommen, als diese in Mähren wohnten, rund 400 v. Chr. Keltisches *o* ist damals im Germanischen noch als *a* gelautet worden. Bei der Landnahme im Bodenseeraum gehörte der Name der *Walchen* schon seit Jahrhunderten zum deutschen Wortschatz<sup>72</sup>.

Den Volksnamen wird man beim *Walensee* aus allgemeinen historischen Gegebenheiten annehmen dürfen, obschon die späte Überlieferung von 1259 mit *Walase* dies nicht beweist. Man müßte die ahd. Form \**Walahosêo* haben, um den Gen. Plural zu belegen. Auch *Walenstadt*, als *Walabastad* überliefert, ist nicht ganz eindeutig, falls man die Schreibung – ohne den Schreiberspielraum einzukalkulieren – bis auf ein *a* oder *o* pressen will. Es kann auch sekundäre Lautangleichung mitspielen. Nicht im Zweifel wird man auch beim vorarlbergischen *Walgau* sein. Auf die Grenzsituation des 9. Jahrhunderts könnte die *Walenmahd* südlich von Dornbirn hindeuten, doch läßt sich auf Grund des einen Belegs nicht entscheiden, ob dies die *Mahd des Walchen* oder *der Walchen* war. Ferner der *Walchenbach* (Grabs)<sup>73</sup>.

Waldsee hieß 925 *Walahse*. Der Fugenvokal aus \**Walahosêo* kann geschwunden sein, die Annahme von Welschen scheint mir hier möglich. Dasselbe mag gelten für *Wahlwies* bei Stockach: 915 *Wallawis*, doch ist der Eintrag eines *Walgau* im Raume *Wahlwies* in der Gaukarte von Jänichen des Historischen Atlases von Baden-Württemberg ein Irrtum: der Name bezieht sich auf den vorarlbergischen *Walgau*<sup>74</sup>. Einem Irrtum entspringt auch angebliches *Walenwil* bei St. Gallen-Bruggen, das aus *Ullenberg* entsteht wurde<sup>75</sup>.

71 SALADIN, S. 204ff. Den *Lothenbach*, rechts zur Wutach, stellt GEIGER, BzN 15, S. 42f. nicht überzeugend zu einem PN *Chlodin*. Ein Gelände bei Iseltwald (am Brienersee) heißt ma. *glootð* F. urk. zw. 1524–80 ein *weidly ab der glotten im brand gelägen*: ZINSLI, Berner Oberland, S. 346. Zum Sachlichen TRIER, S. 179ff.

72 DE VRIES, S. 68.

73 Karten zur Verbreitung der Walchennamen in der Nordost- und Zentralschweiz bei SONDEREGGER, Siedlungsverhältnisse Churrätens, S. 241ff. Zu mittelalterlichen Ansiedlungen von Romanen vgl. DANENBAUER, S. 91f. bes. S. 106–07.

74 Feststellung von MAURER, S. 304, Anm. 94.

75 WERNLI, Ortsnamenkunde, S. 113.

*Mahlspüren* im Hegau gehört auf Grund der urkundlichen Form *Walsburron* zum PN *Walch*, während das heute gleichgeschriebene *Mahlspüren* bei Stockach, 1167 als *Madilsburron* überliefert, zu einem PN *Madil* zu stellen ist. *Welschingen* im Hegau, älter *Walahischinga* stellt sich zum Adj. *walhisic/welsch* und damit zu einem PN. *Wallenwil* bei Sirnach endlich, 827 *Wolahwilare*, muß wegen der Verbindung mit dem Grundwort *-wiler*, ahd. *-wilari*, zum PN *Walah-Wolah* in fugenloser Zusammensetzung gestellt werden. Verbindung mit PN ist bei Wil-orten die Regel<sup>76</sup>.

## 6. Rätische bzw. rätoromanische Orts- und Flußnamen

Der Bodenseeraum berührt nach Süden hin die Rätoromania in einem Grenzsaum, der vom 9. bis 14. Jahrhundert mit dem Vordringen des Deutschen sich unablässig rheintalwärts verlagert hat. Schaut man vom See her in den alten Rheingau, erblickt man auf der linken Talflanke als ersten Riegel den *Monstein*. Der vielberufene Felsgrat bei Au hat den Namen vom Mond: *ad manem, manstein* 1413. Eine Urkunde Barbarossas erwähnt den Vorgang einer Grenzziehung, welche Dagobert I. nach 600 zwischen Burgund und Rätien festlegen ließ. Hier verlief auch die Grenze des Bistums Chur gegen Konstanz, und der Rechtsakt war wohl von besonderer Bedeutung, weil damit die Verselbständigung von Konstanz eingeleitet war. Noch um 1534 hören wir vom *Monstein genannt Sychelstein*, und man sollte nicht daran zweifeln, daß hier tatsächlich einmal ein Grenzzeichen in Form einer Mondsichel eingegraben war<sup>77</sup>.

*Vinomna* ist der alte Name des späteren *Rankweil*. Die gelegentlich auch vorkommende Form *Venommia* legt eine Verknüpfung mit dem Volksnamen der *Vennonnes* oder *Vennonetes* nahe. Diese gelten als rätischer Stamm, und der Name dürfte ebenfalls rätisch sein<sup>78</sup>.

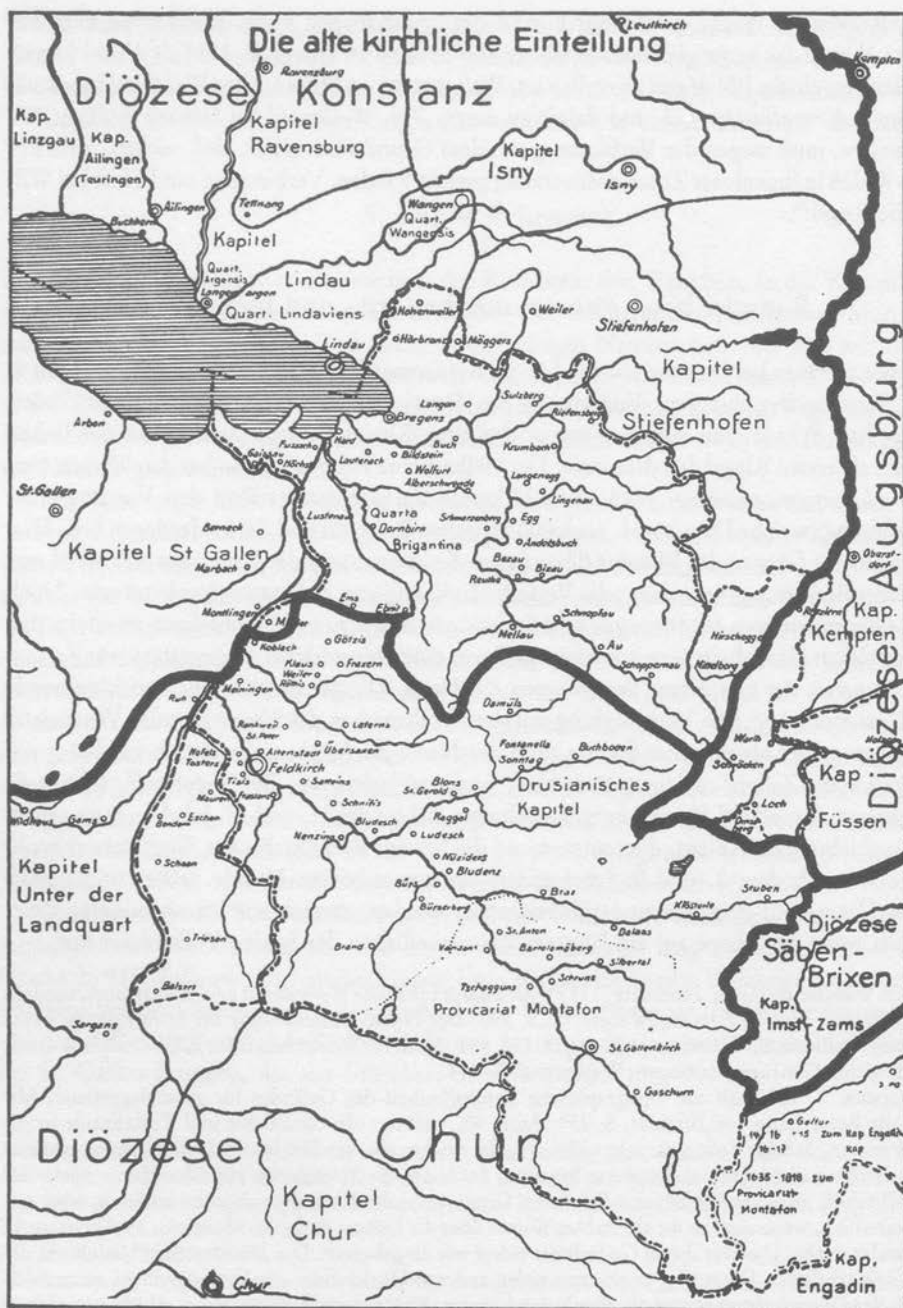
*Götzis* stellt Zehrer zu einem rätischen *\*katjen* »Flechtwerk, Befestigung«<sup>79</sup>. Dies paßt vorzüglich zu *Kadel* und *Kummaberg*. Die ältesten Belege des 11. und 12. Jahrhunderts zeigen Lautverschiebung im Anlaut, die späteren und die heutige Form nicht: das Wort konnte wohl auch noch nach dem 8. und 9. Jahrhundert aus romanischem Munde gehört und gemäß jüngerer Übung mit dem Anlaut *g-* übernommen werden, ähnlich wie bei *chummel/gumme*. Jedenfalls weist der Name auf ein längeres Zusammenleben der beiden Volkstümer hin.

76 Auch *Wahlweiler* (Gem. Homberg) 1213 *Walewilare*, 1383 *villa Walwiler* ist kein Walchenort, sondern gehört zum PN *Walo*: LÖFFLER, Weilerorte, S. 396. Der Name *Wallenbrugge* bei Stahringen ist heute unbekannt: SCHREIBER, Grenzbeschreibung, S. 135, 141. Auch für *Wallenholz* (Fln. in Überlingen a. Ried) läßt sich nichts Genaueres aussagen: SCHNEIDER, S. 114.

77 HAMMER, S. 188, hält die topographische Beschaffenheit des Geländes für ausschlaggebend. Mir scheint die Bemerkung von BILGERI, S. 239, Anm. 69, wichtig: »In Geschichte und Volkskunde ist oft genug erwiesen, daß das Volk zwar sehr vieles vergißt, wo ihm aber ein Denkmal zu Hilfe kommt, genaues Tatsachenwissen über viele Jahrhunderte bewahrt. Auch daß die Vornehmen aus Churrätien, voran der Churer Bischof, im Jahre 891 Zeugnis für diesen Grenzpunkt des Rheingaus abgeben konnten, wird erst recht begreiflich, wenn man an ihr altererbes Wissen über die frühere Rolle des Monsteins als Grenzpunkt ihres Landes denkt. Das war ihrem Gedächtnis sicher wie eingebrennt. Das Mondzeichen blieb bis in die neuere Zeit erhalten.« Dann ging es wie mit vielen anderen Denkmälern der Vergangenheit, sie wurden zerstört, der Felsen gesprengt und als Steinbruch benutzt. Ebenso urteilt VONBANK, S. 43. Allgemein zur Bedeutung der Dagoberturkunde und ihren Quellenwert: MAYER, S. 289ff. Kritisch MAY, S. 38ff.

78 BILGERI, S. 213, Anm. 16. ZEHRER, *Vinomna*, S. 95–98.

79 ZEHRER, Frühe Namensschichten, S. 93. *Cazis* ist nach SCHORTA, Namenbuch, S. 653, fernzuhalten.



6 Bistumsgrenzen im Spätmittelalter. Zeichnung Dr. Elkan.

Dies gilt auch für *Röthis*. 882 noch *Rautena*, seit 885 mit dem »beweglichen« *s*: *Rautinis*, heute *Röthis*, mit Übergang von *au* zu *o* und Umlaut. Ich gehe für den Wortstamm, einer Anregung von Zopfi für die glarnerischen Rauti-namen folgend, von einem allerdings sonst nicht belegten germ. \**raud* aus, einer Ablautform von ahd. *riuti* (Rodung)<sup>80</sup>. Der Übergang von *au* zu *o* ist im 9. Jahrhundert noch möglich, ebenso der von *d* zu *t*. Mit der Endung *-ena*, *-ina* und dem romanischen »beweglichen« *s* geriet das Wort gleichzeitig in den Sog des Romanischen und präsentiert sich so als ein echter Zwitter, als das Resultat einer romanisch-germanischen Symbiose.

Die Flußnamen *Frutz* und *Lutz* (zum Rhein bzw. zur Ill) sind zwar romanischen Ursprungs, verraten aber trotzdem auch Eingriffe des Deutschen.

Grundwort für die *Frutt*, den Fluß des heute walserischen Laternsertales, ist rom. *fruda* »Wildbach«, woraus sich das deutsche Lehnwort *Frutt* gebildet hat, das in den Alpen überaus häufig ist und Felspartien, vielfach mit Wasserfall, bezeichnet. In Flußnamen *Fritz* kann nicht die Lautverschiebung gewirkt haben, die ja schon *fruda* zu *Frutt* gewandelt hatte, sondern das bewegliche *s* ist an das Lehnwort angetreten und hat aus dem Lehnwort den Lehnnamen *Fritz* gebildet<sup>81</sup>.

Während in der Rheintalebene noch romanische Orts- und Flußnamen überleben, ja sogar rätoromanische Flurnamen an den Talhängen vorkommen wie z. B. in *Fraxern*, wo dagegen das Taldorf *Klaus* nur deutsche aufweist, ist die Namengebung im späterschlossenen und wildzerklüfteten Bregenzerwald bis zur Alpenkette von *Kanisfluh* und *Hohem Freschen* fast völlig deutsch. *Damiüls*, ein Walserort, ist der einzige nichtdeutsche Ortsname in diesem Gebiet, zu lat. *tumba*, romanisch *Tumégl* (*Tomüls*)<sup>82</sup>. Den *Freschen* stelle ich zu roman. *fräscha*, Name steiler Berghänge<sup>83</sup>, und die *Kanisfluh* dürfte von einem Alpnamen auf der Südseite des Berges gebildet sein, der *Kanisalp*, urkundlich *Canies*, *Canens* zu roman. *canna* »Ried, Röhrich«<sup>84</sup>.

Die Rodungslandschaft des Waldes mit dem eigenen, vom Taldialekt recht verschiedenen Wälderndialekt, hat ihr Gegenstück im Appenzellerland und dem Toggenburg: die Namen sind fast ausschließlich deutsch und sekundär im Sinne von Rodung und Ausbau, aber der südliche Bergsaum trägt vorgerm. Namen<sup>85</sup>: die Bestoßung dieser Alpen mit Säntis und Churfirten erfolgte noch lange von der Rheintalseite her durch Romanen<sup>86</sup>.

80 ZOPFI, VR, S. 285ff.

81 GEIGER, BzN 15, S. 135f.

82 SCHORTA, Namenbuch, S. 352.

83 SCHORTA, Namenbuch, S. 130, ma. fröša.

84 ZEHRERS Deutung zu einem keltischen (illyrischen?) *can* »Stein, Fels« kann ich nicht zustimmen: Bregenzerwald, S. 36.

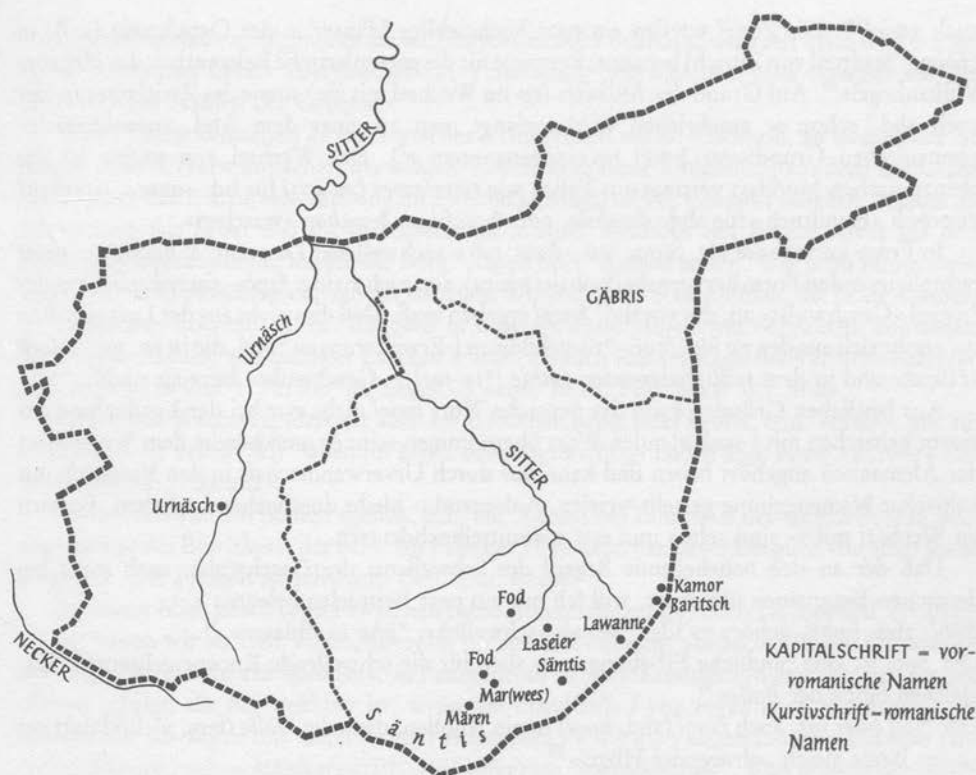
85 In diesen Zusammenhang gehören auch die Lehnwörter aus Alpwirtschaft und Molkerei: FREHNER, 1919.

86 Hier sei noch der allgäuische Name Rauns erwähnt. So heißt ein kleiner Bach zur Eschach nördl. Leutkirch. Ferner: *Rauns*, Ortsname südlich Kempten, ma. rōs (mit Nasalierung). Varianten sind *Ranes*, *Rams*, *Rames*, *Ranse*, *Rāns*. Seit dem 13. Jahrhundert *Rauns*. DERTSCH, Kempten, S. 161. Die Schriftform *Raus* ist aus *rōns* entwickelt. Zum Vergleich bietet sich *Rans*, Gem. Sevelen, im Rheintal an, 842/843 *Rannes*, *Ranne*, 1218 *Rans*, ma. rāns (nasaliert). Valentin Vincenz verdanke ich einen Auszug aus seiner noch ungedruckten Diss. zu den Ortsnamen des Bezirks Buchs (St. Gallen), in welchem *Rans* ausführlich behandelt wird, aber keine überzeugende Deutung vorgeschlagen werden kann. Nichtdeutsch ist der Name in jedem Falle. Dazu sowie zum Flußnamen *Simmi* vgl. BOESCH, Gewässernamen.





7 Die historisch belegten Walserniederlassungen in Vorarlberg.



8 Vordeutsche Sprachschichten in den Ortsnamen des Landes Appenzell.

## 7. Zwei angeblich nichtdeutsche Bergnamen: Hohentwiel und Hohenhewen

Als Abschluß der Betrachtung vor- und frühgeschichtlicher Namen schiebe ich die Namen zweier markanter Berge ein, die gewöhnlich ohne ausführliche Begründung als vordeutsch abgetan werden. Mit der Behandlung in einem besonderen Abschnitt soll zum Ausdruck kommen, daß es sich hier um zwei herausragende und entsprechend wichtige Namen handelt und daß mir daran liegt, die wissenschaftliche Diskussion um diese Namenprobleme in Gang zu bringen.

Der *Hohentwiel*, der geschichtsträchtigeste aller Berge im Bodenseegebiet, ist, was seinen Namen angeht, immer noch nicht sicher erklärt. Ohne auf bisherige Erwägungen einzugehen, hoffe ich doch der Sache etwas näher zu kommen<sup>87</sup>.

Die Überlieferung ist reich, 915 erscheint der Bergname bereits mit dem bis heute typischen *Zwielaut*, als *Twiel*, latinisiert als *Duello* (11. Jh.)<sup>88</sup>. Mundartliche Varianten sind *hobiel*, *wiel*,

<sup>87</sup> Alle alten Belege bei W. SCHREIBER, Schwaben und Schweiz, S. 74ff.

<sup>88</sup> Das in der Literatur öfters erwähnte *Duel*, Bergbefestigung des 5. Jhs. bei Feistritz an der Drau, hat mit unserem *Twiel* nichts zu schaffen, sondern gehört zu slawisch *dól* »Tal« oder *Dólje* »Talbewohner«: KRANZMAYER, S. 57. Zum Fundort EGGER, Reallexikon d. germ. Altertumskunde, 2. Aufl. 4, S. 200–201.

auch *zwiel*<sup>88a</sup>. Als *Zwiel* werden ein paar hochgieblige Häuser in der Ostschweiz (z. B. in Höngg, Stadtteil von Zürich) benannt: Beispiele für die exemplarische Bekanntheit des Hegauer Vulkankegels<sup>89</sup>. Auf Grund des Anlautes (*tw* im Wechsel mit *zw*) sowie des *Zwiel*lautes *ie*, der auch ahd. schon *ie* geschrieben wird, gelangt man zu einer dem Ahd. voranliegenden germanischen Grundform *\*wēl* (mit sogenanntem *e*<sup>2</sup>). Der Wechsel von *tw*/*zw* ist der alemannischen Mundart vertraut aus Fällen wie *twer/zwer* (*zwäris*) für hd. »quer«, *twecheli/zwecheli* »Handtuch« für ahd. *dwahila*, got. *\*wahl* zu *\*wahan* »waschen«.

In Frage kommt die idg. Sippe *\*tū – bzw. tūō –* »schwellen«. Da germ. *e*<sup>2</sup> häufig aus einer reduplizierenden Form hervorgeht (*haihait*/*\*hiez*), setze ich zu idg. *\*tūō –* ein reduplizierendes *\*tuṭel* »Geschwulst« an, das vorahd. *\*wēl* ergeben muß. Daß dies nicht aus der Luft gegriffen ist, ergibt sich aus den zu idg. *\*tūō – \*tū*-gebildeten l-Erweiterungen *\*tuḷ*, die in air. mir. *telach* »Hügel« und in dem reduplizierenden *tuthle* (*\*tu-ṭel-*) »Geschwulst« bezeugt sind<sup>90</sup>.

Aus lautlichen Gründen kann das deutsche Wort *twiel* nicht erst bei der Landnahme aus einem keltischen mit t- anlautenden Wort übernommen sein: es muß bereits dem Wortschatz der Alemannen angehört haben und kann nur durch Urverwandtschaft in den Vergleich mit keltischer Namengebung gestellt werden. Anlautend t- bleibt durchgehend erhalten, Formen im Wechsel mit z- sind selten und erst spätmittelhochdeutsch.

Daß der an sich naheliegende Begriff des Schwellens, der Geschwulst, auch sonst bei deutschen Bergnamen üblich ist, will ich mit ein paar Beispielen belegen:

*Bühl*, ahd. *bubil*, gehört zu idg. *\*bheuk* »schwellen«, *\*bhu* »aufblasen«. <sup>91</sup>

Der *Bool* ist eine rundliche Erhebung, ma. auch für die schwellende Knospe gebraucht. Zur gleichen Sippe der *Bollen*<sup>92</sup>.

Der *Noll* oder ma. auch *Nool* (ahd. *hnol*) ist ein Knollen, dazu die *Nülle* (fem. *jō*-Bildung) ein »einer Beule gleich aufragender Hügel«<sup>93</sup>.

Die *Nellenburg* bei Stockach stellt sich zu ahd. (*h*)*nel* »Spitze, Scheitel«, ebenfalls zur Sippe *Noll*, *Nülle* gehörig. In Appenzell gibt es einen *Nellenchopf*<sup>94</sup>.

Der *Bussen*, berühmter Buckel an der Donau, braucht weder vordeutsch zu sein noch einen PN zu enthalten, sondern ist zu mhd. *būzen* »aufschwellen, hervorragen« zu stellen. Man vgl. ma. *buss*, auch *buuss* »buckelartiger Körper«<sup>95</sup>.

Der *Balg* stellt sich zur germ. Wzl. *\*belgan* »anschwellen«. Einen Bach *Balgach* und einen Weiler *Balgen* gibt es in der Gem. Egnach<sup>96</sup>. Auch für *Balgach* im Rheintal möchte ich an einen Bachnamen denken: auch unbedeutende Bäche können im steilen Hanggebiet bei Gewittern rasch anschwellen<sup>97</sup>.

88a M. R. BUCK, S. 284, erwähnt für das Jahr 1269 *Zwilperc apud Nifin* (Neuffen) ohne Quellenbeleg. Ein *Zwielwäldle* verzeichnet die Karte bei der Ruine Hohenstein nördl. Rottweil.

89 Zu den *Twiel-* bzw. *Zwiel*namen im Kt. Zürich: MEYER, S. 91.

90 POKORNY, Wörterbuch, S. 1081–82. Zu *\*tūō –* »schwellen« auch HOLDER II, S. 2024.

91 KLUGE, S. 109.

92 KLUGE, S. 90. Vgl. *Boll im Madach* 1435, KRIEGER 1, S. 242.

93 Zu ahd. *hnol* »rundliche Erhebung«, auch mhd. *knolle* »Erdscholle«. *Nollen*, Bergname im Thurgau. Vgl. KLUGE, S. 384.

94 Id. 4,715.

95 Id. 4,1746.

96 MICHEL, S. 19, 48. WERNLI, Kontinuität, S. 33.

97 HAMMER, S. 187, welcher Analogie zu andern *-ach*-Orten der Umgebung annimmt.

Der *Hohenhewen*, allgemein als »sicher vordeutsch« beurteilt, wird seit Michael Buck mit einem keltischen *keven* »Bergbuckel« in Verbindung gebracht und man verweist auf den *cebonno*, den Namen der *Cevennen*<sup>98</sup>.

Wenn einem keltischen *k-* ein deutsches *h-* im Anlaut entsprechen soll, so ist dies nur auf Grund einer Urverwandtschaft der beiden Wörter oder einer Entlehnung aus dem Keltischen vor Eintritt der 1. Lautverschiebung im zweiten Jahrtausend vor Christus möglich. Hätten die Alemannen das Wort erst im Bodenseeraum mit der Kenntnis des Berges selbst aus dem Keltischen übernommen, müßte der Berg \**Keben* oder \**Kewen* lauten. Wie beim Hohentwiel kann man nicht ausschließen, daß der deutsche Wortschatz Wörter enthielt, die heute nurmehr in Ortsnamen überlebt haben. Ich gehe in unserem Falle jedoch von vertrautem deutschem Sprachmaterial aus, was auch der Laie tun würde, nämlich von der Sippe des Verbuns »heben«, ahd. *heffen*, 2. und 3. Person des Singulars *hevis*, *hevit*, Prät. *huob* »ich hob«.

Denselben Wechsel finden wir auch beim Nomen *hevo*, oder *hevilō*, nhd. »Hefe«, ma. für dieselbe Sache *hebðl*. Wir haben im Mhd. *hebec* »gewichtig« neben ahd. *hevig* »schwer« und *hevi* »elevatio, Hebung«.

*hevo* »Hefe« ist ein nomen agentis, d. h. ein Nomen mit Einschluß der tätigen Person oder allgemeiner des Bewirkers, der hebt. Im Falle der Hefe kann das Bewirken auch von einer Sache ausgehen. Die Flexion ist schwach: Gen. Dat. *hevin*.

Im Inlaut blieb der Wechsel zwischen *f* und stimmhaftem *b* (*v*) noch bis ins Mhd. erhalten: für *hof* haben wir im Gen. *hoves*, *hoevesch* für späteres *hübesch*, »hübsch«. In den Ortsnamen auf *-inghofen*, heute auf *-kon* (ma. *-ke*) ausgehend, ist eine Kontraktion aus älterem *-hovun*, *-hovon* erfolgt, die nur denkbar ist, wenn das inlautende *f* von *hofen* noch stimmhaft war. Andernfalls ist *-hofen* mit stimmlosem *f* entstanden. Wir haben nebeneinander *Mörikon* (aus \**morinkhovon*) neben *Mörikofen* (PN *Mörikofer*) aus \**morinkhofun*<sup>99</sup>. Man beachte denselben Wechsel im Namen *Bavendorf*, ma. *bōfedorf* oder *bōbedorf*, *Tüfingen* (bei Überlingen) und *Tübingen*, *Ravensburg* neben älterem \**Rabanenburg*, Burg eines Mannes namens *Hraban* »der Rabe«. So überrascht uns auch das Nebeneinander von *Heewen* (*Hewen*) und ma. *heebð* nicht weiter<sup>100</sup>.

Die Schwierigkeit ist nicht lautlicher Natur, sondern liegt in der Frage, was die Bedeutung »der Heber« mit einem Bergnamen zu schaffen hat. Sie liegt auf dem Felde der Wortbildung. Wie gelangt man von der Vorstellung des »Hebers«, des Täters, zu der des »Gehobenen«, des Berges.

Dazu stellt uns die Wortbildung Beispiele. Der Berg, an sich ein Wort unpersönlicher Bedeutung, kann im Akte einer Personifizierung, also im übertragenen Sinne, auch persönlich verstanden werden. So heißt *brinnan* eigentlich »aufwallen« vom Wasser. Ahd. *brunno*, »der Brunnen« im Sinne von Quell ist nicht nur der Aufwaller, das aufwallende Wasser, sondern auch, durch Übertragung der persönlichen Eigenschaften, der Ort, wo das Aufwallen vor sich

98 BUCK, S. 104 und HOLDER I, S. 880. SCHREIBER, Höwen oder Hewen? S. 5ff.

99 Weitere Beispiele bei BOESCH, Gruppenbildung, S. 256f.

100 Der Wechsel von *v* zu *b* ist somit nach seinem Ursprung anders zu beurteilen wie in Fällen *Seewen/Seeben*, wenn auch in phonetischer Hinsicht identisch, da er auf sog. grammatischem Wechsel/altem Akzentwechsel zwischen *f* und *v* beruht.

geht. Der *klobo* »der Kloben« ist der gespaltene Stock zum Vogelfang, nicht der Spalter selbst<sup>101</sup>. So ist der *hevo* nicht bloß der Heber als solcher (wie im Falle der »Hefe«), sondern auch der Ort, wo sich Hebung vollzieht, ein Berg zum Beispiel.

An. *haugr* »Hügel« ist eigentlich »der Sichkrümmende«<sup>102</sup>. Der *Lupfen* (Berge bei Stühlingen und im Oberamt Tuttlingen) ist eigentlich der *lupf*, zunächst die Handlung des *lupfens*, *hebens* (etwa der Hosenlupf); aber auch das, was man lupft, kann ein gehöriger Lupf, eine »gewichtige« Sache sein<sup>103</sup>. Der *Burren*, ebenfalls ein Bergname, gehört zu ahd. *burjan*, *burien* »emporheben«.

Besonders sprechend ist eine Parallele, die nicht auf einem nomen agentis, sondern einer Ablautform beruht, nämlich berndeutsch *Hueb* F. Das Wort hat mit *Hube*, *Hufe* ma. *Hueb* (*mansus*, Flächenmaß) nichts zu schaffen, sondern bedeutet, noch als Appellativ wie als Name, eine kleine Anhöhe<sup>104</sup>.

Mit dem *Hewen* ist auch der oder das *Hegau* (ma. *s hegi*) erklärt aus *Hewengau*, mit Gliedkürzung. (*in pago Egauinse* 787, *Hegaugense* 788)<sup>105</sup>.

## 8. Lateinische Namen

Natürlich hat die jahrhundertelange Oberherrschaft der Römer, aber auch die Latein sprechende Klosterkultur ihre Spuren in der Namengebung hinterlassen.

*Clunia* (Colonia) war der Name des Kastells bei Brederis in der Gegend Altenstadt–Feldkirch. *Chur* möchte man auf den ersten Blick von lat. *curia* »Rathaus« herleiten, doch verlangt die rätoroman. Form *Cuera Cuoira* ein anderes Etymon, nach J. U. Hubschmied kelt. \**korja* »Stamm, Sippe«, urverwandt mit griech. *koiranos* »Heerführer, König« (vgl. ahd. *hari*, *heri* »Heer«)<sup>106</sup>.

*Montlingen* aus *monticulus* »Berglein« (ma. *muntlegō*); zu vgl. *Muntlix* (Vorarlberg) aus \**montigels*, mit angefügtem romanischem *s*<sup>107</sup>.

*Ad Rhenum* an der Stelle des heutigen Rheineck ist auf der Tabula Peutingeriana als römische Straßen- und Brückenstation vermerkt.

*Höchst* sieht ganz nach einer Übersetzung des lat. *alta ripa* aus, das mehrfach am Rhein

101 HENZEN, S. 132.

102 VALTAVUO, S. 39.

103 Id. 3,1354.

104 Id. unter *Hueb* II, 2,956. In der Bildungsweise zutreffend auch *Hueber* oder *Hüeber*: ein *Hüeber* ist ein Flicker auf das Lederwerk des Schuhs, was eine Erhöhung abgibt. (Vgl. auch 963–964.) SZADROWSKY (S. 143–144) erwähnt aus dem Gebiet der Ortsbezeichnungen *Chapf* »Bergkuppe« zu *kapfen* »ragen«; *Jucken* »anspringende Halde« zu *jucken*; *Blaje* F. zu sich *bläjen*, sich stauen, eine Stelle, wo das Wasser keinen Abfluß findet. Auch *Hubel*, *Hübel* (Id. 2,948f.) ist eine Ableitung zu *heben* (und keine Wechselform zu *Hügel*!). *Hubel* ist vor allem in der Zentral- und Westschweiz verbreitet und wird von VALTAVUO (S. 54) als sprachliche Strahlung aus dem fränkischen aufgefaßt. Dem Wort *Hügel* hingegen steht der ganze Südwesten ablehnend gegenüber: es bleibt schriftsprachlich.

105 Die Deutung ist wohl allgemein akzeptiert. KRIEGER 1, S. 883. Zum Gebrauch des Neutrums v. POLENZ, S. 47.

106 HUBSCHMIED, Chur, S. 111f.

107 ZEHRER, 2. Nachtrag, S. 12. Noch immer lesenswert: GÖTZINGER, S. 29.

unterhalb Basel belegt ist: eigentlich *Hobstedi* (980), das hohe Gestade, das Schutz bietet. Hier gab es wohl Fähr- oder Brückenhäuser<sup>108</sup>.

*Confluentes* erscheint als Ortsbezeichnung in spätrömischen Provinzverzeichnissen. Der Name wird sowohl auf die Mündung des Rheins in den Bodensee wie von anderen Forschern auf den Zusammenfluß von Rhein und Untersee bezogen und könnte in diesem Falle Konstanz meinen. Genannt wird der Ort als Standort für eine Bootsflottille<sup>109</sup>.

*Konstanz* erscheint beim Geographen von Ravenna im 7. Jahrhundert als *Constantia*. Eine erste Namendeutung stammt von Notker von St. Gallen, dem Dichter: *Duo lacus Rheno jungente constantes dant nomen a constando*: Zwei Seen, dem Rhein verbunden, unbeweglich verharrend, geben den Namen: von diesem ihrem Stillestehen<sup>110</sup>.

Doch steckt in dem Namen, wie bekannt, ein Personennamen: nicht *Constantin* der Große, sondern *Constantius* II., der 354 am Hochrhein und 355 am Bodensee Feldzüge befehligt hat. Es ist die Zeit auch der Alemanneneinfälle des 4. Jahrhunderts<sup>111</sup>.

Die deutsche Kaiserchronik des 12. Jahrhunderts allerdings sieht in *Constantius Chlorus* (†306) den Namengeber:

*Daz buoch kundet uns daz:  
daz rîche besâz Constantius,  
daz habet ir vernomen ê,  
daz bî dem Bodemsê  
Constanze heizet ein stat,  
diu im ze êren geworht wart.* (V. 7604ff.)

Denselben Namensursprung wie Konstanz hat nebenbei bemerkt *Coutance* in der Normandie.

Der *Sântis* heißt 850 bis 855 *jugum Sambutinum*, 1155 *ad alpem Sambatinam*, nach dem lat. PN *Sambatinus*, »der am Samstag Geborene«, erstmals genannt in einem Brief Ermenrichs von Ellwangen an Abt Grimald von St. Gallen, ein Name, der auch in den Mönchslisten von Pfäfers vorkommt<sup>112</sup>. Dieser *Sambutinus*, wahrscheinlich ein Romane<sup>113</sup>, hatte wohl Alpweiden am

108 Die Identifizierung von *Hostadio* und *Hobstedthe* mit *Höchst* im Vorarlberg ist allerdings nicht über alle Zweifel erhaben: vgl. STAERKLE, S. 68 und Anm. 203. Ferner HAMMER, S. 184. Zu *Altrip* nördlich Speyer RASCH II, S. 7.

109 So STAHELIN, S. 313, HOWALD und MEYER, S. 137, 171. LIEB, Lexikon, S. 34, spricht sich für die Mündung des Rheins in den Bodensee aus.

110 Th. MAYER, S. 295.

111 LIEB, Lexikon, S. 39.

112 SONDEREGGER, Alpstein, S. 9, 17.

113 Nichtdeutsche Personennamen spielen in der Namengebung auch sonst eine Rolle. Ich gebe einige Beispiele hauptsächlich aus dem Umkreis des Klosters St. Gallen: *Espasingen* 902 *Aspesinga* zu *Aspasius*; *Flawil* 907 *Vlacwilare* zu *Flaccus*; *Flurlingen* 895 *Fluorlingin* zu *Florinus*; *Istighofen* 832 *Justineshova* zu *Justinus*; *Jonschwil* 796 *Johanniswilare* zu *Johannes*; *Lenzwil* 838 *Leontivilla*, 882 *Lienzewilare* zu *Leontius*; *Mörschwil* 811 *Maurinisvillare* zu *Maurinus*; *Merishausen* 846 *Morinishusun* zu *Morinus*, *Maurinus*; *Mörten* 858 *Morinesvilare* zu *Maurinus*; *Patolonhusun* nur urk. 827, 830 zu *Pantaleon*; *Romanshorn* 779 *Rumanishorn* zu *Roman*, *Romanus*; *Rumenschwanden* (St. Margrethen) zu *Romanus*; *Stachen* (bei Arbon) zu *Eustachius*; *Züberwangen* 754 *Zibroneswanga* zu *Cyprian*. Fraglich ist *Bampfen*, ein Bach zur Schussen, 1259 *iuxta Banpfen* (GEIGER, Nebenflüsse d. Rheins, S. 12, Königreich Württemberg, S. 377). Vielleicht zu *Pamphilus*. Dazu käme die große Zahl von Heiligennamen mit dem Zusatz *Sankt*-.

Säntis in Besitz; erst nachher ging sein Name auf das Bergmassiv über, denn vorrangig wird stets Nutzbares benannt.

*Pfyn* an der Thur ist lat. *ad fines*. Das Kastell ist durch Ausgrabungen gesichert, der Name selbst erst 1155 belegt. Die Lage an der Provinzgrenze erklärt den Namen<sup>114</sup>.

Ein Hofname *Pfin* liegt in der Gemeinde Muolen im Grenzbereich des alten Arbongaus. Die schon beim Monstein erwähnte, durch Friedrich Barbarossa bestätigte Dagoberturkunde von 1155 sagt folgendes: ... *ad fluvium Steinaha* (ein Bach zwischen Salmsach und Muolen) *inde ad locum Mola, inde ad fluvium Sydranam*... An dieser Grenzlinie liegt *Pfin*<sup>115</sup>.

Frasnacht bei Arbon aus spätlat. \**fraxinedum* wird urkundlich erst im 14. Jahrhundert als *Fraschnet*, *Frasneit* überliefert, während die Endung *-ach(t)* aus Analogie zu *Egnach* und andern *-ach*-Orten antrat: die Mundart bewahrt *frasn̄dt*. Der Übergang von *x* (dt. *ks*) zu *s* ist bereits romanisch, doch gibt es diese Erscheinung auch im Alemannischen: *Dressen* (Kr. Lindau) ist 1605 urkundlich noch *Drechslen*<sup>116</sup>.

Dagegen ist lat. *x* erhalten im erst später germanisierten *Fraxern* (oberhalb Klus im Vorarlberg), mit der lat.-romanischen Endung *-aria*: \**fraxinaria*.

*-aria* ist als Lehnsuffix im Deutschen recht fruchtbar geworden und hat kollektive Bedeutung<sup>117</sup>: so beim öfters belegten Flurnamen *Chalchere* (Kalchrain im Thurgau), ferner *Kalkähren* (bei Kressbronn) ma. *khalkhéera*, mit einer nhd. Schreibung, die Altes wittern läßt und doch nur einen Kalksteinbruch bezeichnet.

Dasselbe Suffix in *Kratzerach* (Oberamt Tettngang), 1468 *Cratzeren*, zu *chratz* »Schramme, Riß im Gelände«: so auch *Chräzeren* (bei Stocken-St. Gallen), *Chratzeren* (Egnach) und *Chrätzerli* (Urnäsch); entspricht rätoroman. *caltgera*, frz. *chaucière*.

Zum Lehnsuffix treten auch hier wieder, wie bei den keltischen Fällen, die Lehnnamen: Die Kernenate, das heizbare Gemach, in *Kernaten* (Gem-Schomburg) 1387 *Kemnatzen*, *Kempnatzen*, aus lat. *caminada* mhd. *kemenâte*. Das Wort *tabulatum* »Vorratsspeicher, aus Balkentafeln gezimmert« findet sich im Gemeinamen *Tablat* bei St. Gallen. In *Taflet*, *Tafleten* ist inlautendes lat. *b* nach romanischer, stimmhafter Aussprache in deutsch *f* übergegangen. Für den Begriff der *taberna* haben wir älteres *Zabern* im Elsaß und jüngeres *Tafers* im Kt. Freiburg<sup>118</sup>.

114 STAEHELIN, S. 186. DICKENMANN, Flurnamen. Weitere Parallelen von REITZENSTEIN, S. 65. ROLF NIERHAUS, in: Jahrbuch d. Schweiz. Ges. f. Ur- und Frühgeschichte 59 (1976), S. 309.

115 MICHEL, S. 46.

116 Vgl. auch *Frenay* (Oberelsaß), *Frenait*, *Franeit* (Mosel), JUNGANDREAS, Zs. f. roman. Philologie 87 (1971), S. 47. Nach KLÄUI ist in *Frasneit* roman. *e* bereits als Diphthong ins Ahd. übernommen, auch der Übergang *ks* zu *s* ist bereits romanisch: Alem. Jahrbuch 62/63, S. 24. Man vgl. *Fröschenei* (Küblis, Graubünden, dazu ZINSLI, Onoma XX,92) und *Freisnecht* (Gem. Nunningen und Bretzwil, Kt. Solothurn).

117 SONDEREGGER, Appenzell, S. 471 ff. und SZADROWSKY, Lat. -aria, S. 31 ff. *Kalkähren* Gem. Hemigkofen entspricht genau *Chalchere* zu *Kalk* (Lehnwort aus lat. Akk. *calcem*) plus roman. Endung *-aria*. Es könnte leicht zu Mißverständnissen führen, wenn Wolfgang Kleiber im Historischen Atlas von Baden-Württemberg, Karte III,5, diesen Namen (und andere mehr) auf einer Ebene mit vorgerm. Flußnamen erscheinen läßt, nur weil beide nicht deutsch sind. Die zeitlich verschiedenen Schichten sind nicht getrennt, was zu einer Projektion späterer Lehnnamen in frühe Fremdnamen verführt.

118 *Tablat* kommt auch auf rätoroman. Gebiet vor: SCHORTA und CAMENISCH, Namenbuch, S. 86 ff. Mit Recht weist er darauf hin, daß die Formen mit erhaltenem inlautendem *b* der Kanzleisprache der Klöster entstammen, in der sich *b* dem Wandel zu *f* entziehen konnte.

Der *Kamelenberg* bei St. Gallen (urk. *Kamerarerberg*) ist das Gut eines klösterlichen Kämmerers.

*Rotmonten* (ma. *romóntð*) bei St. Gallen und in der Gem. Illhart (Thurgau) ist lat. *adrotundum montem*<sup>119</sup>.

Öfters sind es auch nur scheinbar lateinische Namen, weil deutsche Namen von Schreibern entstellt oder aufgewertet werden:

*Landquart*, ein Weiler bei Steinach (St. Gallen) ist urk. *Lanchwatte* (1275), also ein langes Gwatt, zu *watt* »sumpfiges Gelände«. *Landquart* in Graubünden dagegen (Orts- und Flußname) ist zuerst nur Flußname, vermutlich keltischer Herkunft<sup>120</sup>.

*Quint*, ein Flurname in der Gem. Öhningen, ist nach einem *Gwindbach* gebildet, einem Bach mit vielen Windungen und hat mit der lat. Zahl nichts zu schaffen<sup>121</sup>.

Anders natürlich die lateinischen Zahlennamen aus der Kanzlei des Bischofs von Chur für Güterkomplexe am Walensee: *Brüntsch* (Primus), *Gunz* (Secundus), *Terzen*, *Quarten*, *Quinten*.

*Kimpflen* (Gem. Röthenbach), zu ahd. *cumpfli*, *chumpf* »Gefäß, auch als Hohlmaß dienend« zu mittellat. *cimpus*, offenbar nach Abgabe oder Ertrag benannt<sup>122</sup>.

Ich füge noch vier Namen an, die in der Forschung als lateinisch angesprochen werden, bei welchen ich aber Widerspruch anzumelden habe.

Löffler möchte *Hoyren* bei Lindau, ma. *horrð* 1278 *horai* von naheliegender *hoben-rain* (was zur Lage ausgezeichnet paßt) trennen und an lat. *horreum* »Vorratsscheune« anknüpfen: *Horrem* ist gut bezeugt an der Mosel in einer zweifellos von der Romania geprägten Gegend. Es besteht aber auch im Blick auf die römische Kultur und die Handelswege kein Anlaß, in Lindau an Römisches zu denken, das von der Römerstraße, die von Bregenz (mit seinem Hafen) durch das Leiblachtal nach Isny und Kempten führt, überhaupt nicht berührt wird<sup>123</sup>.

Löfflers Deutung von *Gestratz* zu lat. *castris* scheint zunächst von der Lage her denkbar, weil das Dorf zum mindesten in der Nähe der Römerstraße liegt, wenn ihr genauer Verlauf bei den Historikern auch vorläufig noch umstritten ist. Doch ein Kastell Gestratz so nahe bei Isny ist nicht wahrscheinlich<sup>124</sup>.

Entscheidend sind die sprachlichen Bedenken: vor allem die fehlende Lautverschiebung müßte in dieser unwirtlichen Ausbauzone ein unwahrscheinlich langes Nachleben von Vorbevölkerung postulieren; dazu der ungewöhnliche lat. Dat. Plur., von welchem auszugehen wäre, statt *ad* mit dem Akk. *Kästris* in Graubünden ist keine Parallele: es lautet roman, *kištris*

119 Es ist der frühere *Waltramsberg* oder *Simeliberg*, mit dem PN *Waltram*, der auch in der *Waltramshuntare* vorkommt: MAY, S. 46ff. Th. MAYER, S. 298. Die Eintragung der *Waltrammeshuntare* bei SONDEREGGER (Siedlungsverhältnisse Churrätens, S. 245) ist unrichtig: sie befand sich in der Gegend nördlich Romanshorn-Amriswil.

120 GEIGER, BzN 16, S. 116, und SCHORTA, Namenbuch, S. 724.

121 SCHREIBER, Gewässernamen, S. 260. Hier auch der *Nödbach*: wohl kaum zu gallisch \**nauda*, sondern \**ödbach* aus *Nödtobelbach*, S. 255f.

122 LÖFFLER, Lindau, S. 50.

123 LÖFFLER, Sprachliche Zeugen, S. 217ff. Auch Lindau, S. 44, *Horreum* in *horrem* und *Oeren* bei Trier: JUNGANDREAS, S. 774ff.

124 LÖFFLER, Lindau, S. 25ff.



(Schreibform *Castrisch*), was nicht auf einen lat. Dat. Plur., sondern ein rätisch-illyrisches *-iko*-Suffix hinweist<sup>125</sup>.

Ich gehe aus von einem älteren deutschen *Gächstrass*. Eine betonte deutsche Vorsilbe *ga-* lehnt Löffler zu Recht ab: das oft zitierte *Ga-steig* mit erstbetontem *ga-* ist aus *gäch-steig* entstanden und weist auch hier den Weg: *gäch* oder *gäch* ist in Appenzeller Namen gut belegt und paßt ausgezeichnet zur Lage von Gestratz im Tal der oberen Argen: von der Kirche des kleinen Dorfes nimmt die alte Straße nach Isny eine selbst für den Automobilisten beachtliche Steigung an.

Was die Endung *-stratz* betrifft, stimme ich Löfflers Erklärung zu: der zweite Namensteil ist nach einer in der ganzen Gegend verbreiteten genetivischen Endung auf *-atz* umgeprägt, d. h. von Namen wie *Wigratz* (*Wigrathes*), *Eisenharz* (*Isinhartis*) *Burgratz*, *Sandraz*, *Hergatz* (aus *Hergottshofen*), *Christazhofen*, *Ebratshofen* beeinflusst. Die Analogiebildung liegt lautlich bei *-strass* näher als bei einer Endung *-stris* zu *castris*. Die Urkunden zeigen übrigens des öfteren ein *-stras* neben *-stres*, *-strez*. Der älteste Beleg lautet 1275 *Gestråse*<sup>126</sup>.

*Muolen*, 7 km westlich von Arbon, ist erst 1155 als *Möla* überliefert. Ableitung aus lat. *mölae* ist wegen des kurzen *o* schwierig, denn der Diphthong *uo* ist altbelegt und in der Mundart verankert (*muelə*). In der Gem. Liptingen im Hegau gibt es den Flurnamen *Muelen*, den ich an ahd. *wuole* »Wälzlache für Schweine« anschliese mit dem in den Mundarten häufigen Wechsel von *w* mit *m* vor *u* (vgl. *wunzig* »winzig« > *munzig*)<sup>127</sup>.

*Wiechs* kommt nicht weniger als fünfmal vor, zweimal in unserem engeren Raume.

1. *Wiechs* am Randen, 830: *ad Wiesson*, 899: *Wiehssa*, 14. Jahrhundert *Wiechs*.
2. *Wiechs* bei Stockach, 1277 *Wichse*, 1565: *Wiechs*. Ferner eine Wüstung *Wiessa in Glecowve* (Krieger 2, 1451). *Wiechs* bei Schopfheim, 1277: *Wichse*, 1565: *Wiechs*. *Weichs* in Bayern, 807: *Wihse*.

Die Deutung ist schwierig. Schwarz meint, hier sei im Ahd. das *s* der Endung (entsprechend got. *weihs*) im Dativ des Ahd. ausnahmsweise erhalten geblieben (weil nicht im absoluten Auslaut), aber der Fall läßt sich grammatisch nicht anderweitig stützen<sup>128</sup>. Lateinisch *vicus* kommt deshalb kaum in Frage, weil die alemannische Diphthongierung von *i* zu *ie*, die besonders für Notker typisch ist, nur vor germ. *h* gilt, nicht aber bei einem *ch*, das erst durch Lautverschiebung aus *k* entstanden ist<sup>129</sup>.

Ich dachte bisher an direkte Entlehnung aus lat. *vicus* mit einem »beweglichen«, jungen *-s*, da zu *Wiechs* ein *Wiecher Weg* belegt ist, im Einwohnernamen also das *s* fehlt (vgl. *Schänis*, die *Schäner*). Aber in Steißlingen finden wir die Assimilation von *chs* zu *ss* in *Wiesser stig*: für *wiechs* sagte man in Steißlingen also *wiess*: dieser Lautvorgang setzt germ. *hs*, nicht *ks* voraus.

125 SCHORTA, Namenbuch, S. 652. Man vgl. auch *Kästrich*, Stadtteil von Mainz, ehemals ein *castrum*: eine volksetymologische Erweiterung des vulgärlateinischen substantivierten Adj. *castricum* »zum Lager gehörig«: KAUFMANN, Rheinhesische Ortsnamen, S. 119.

126 LÖFFLER, Lindau, § 8, 13, 14 und Karte 3; und Sprachliche Zeugen, S. 220 ff. LANGENBECK; DERTSCH, Genetivische Ortsnamen.

127 Neben *Muelen* auch *Tiermuelen*, *Weibermuelen*: LANG, Die Flurnamen von Neuhausen ob Eck, S. 117 f., und ausführlicher, wenn auch mit anderer Erklärung, LANG, Sprachstudien, S. 61 f.

128 SCHWARZ, S. 52.

129 BOESCH, Basler Region, S. 187. Zum Problem *Wik* vgl. SCHÜTTE, S. 141 f. Dazu Karl KROESCHELL, RheinVjbl 43 (1979), S. 424 f.; KÖBLER, S. 61 ff.; FRINGS, S. 494 ff.

Von zwei Seiten her wird somit im Namen *Wiechs* ein altes germ. *h* vorausgesetzt, und dies führt mich auf einen dritten, bisher noch nicht begangenen Weg. Ahd. *wih-hūs* wird bei Notker für das »allerheiligste des jüdischen Tempels« verwendet, daneben in Glossen auch für irgendeine christliche Kultstätte, beispielsweise ein Bethaus<sup>130</sup>. Wenn das Wort »Kirche« im Orstnamen ausbleibt und *wih-hūs* verwendet wird, hat dies offenbar seinen Grund in geringer Bedeutung des Gotteshauses. Alle Wiechsorte sind relativ unbedeutende Weiler oder Dörfer bis in unsere Zeit, so daß der sachliche Hintergrund stimmen könnte. Im häufigen ON Kappel läge eine Parallele vor.

Auf lautlichem Gebiet ist allerdings die schon sehr frühe Kontraktion von *wih-hūs* zu *wihs*, alem. *wiehs*, zu »verkräften«, wobei der Diphthong bezeichnenderweise im bairischen Beleg fehlt. Für das Alemannische entspricht er der von Notker bezeugten Übung.

## 9. Deutsche Gewässernamen

Die *Lauche* zur Murg, erst 1361 als *Lochnow* überliefert. Während sich die elsässische *Lauch* und die thüringische *Laucha* mit dem Pflanzennamen plus *-ach* deuten lassen, fehlt bei der *Lauche* ein entsprechender Hinweis auf die Endung *-ach*; der Auslaut *-e*, auch in der Mundart erhalten, kann auf eine feminine Bildung auf *-ā* weisen: germ. *\*loukō* »Biegung« zu idg. Wzl. *\*lug-* »biegen«. Im Falle einer *-ach*-Endung käme auch hier der Pflanzename in Frage<sup>131</sup>.

Der *Nibelgau*, Gauname der Landschaft um Leutkirch, nach einem Flößchen *Nibel*, das in seinem Oberlauf *Eschach* und im Unterlauf *Aitrach* heißt. 788: *Nibulgauwe*, später *Nibalgouwe*, *Nibilgauwe*.

Alle Belege haben *i* in der Stammsilbe, was keinen direkten Anschluß an dt. *Nebel* (ahd. *nebul*) erlaubt. Idg. Wzl. ist *\*nebh* »feucht«, lat. *nebula*.

Für *Nibel* ist auszugehen von einem idg. *\*nebhila*, mit *ila*-Suffix. In der Bedeutung macht das keinen Unterschied<sup>132</sup>.

Einen *Nibelgau* gibt es auch in Thüringen. Im Süden ist dieser Name völlig isoliert, so daß neben der Möglichkeit unabhängiger Bildung auch Übernahme und Weitertragen durch Siedler erwogen werden kann, denn der Schwabengau an Wipper und Saale erinnert noch an eine frühere Heimat alemannisch-schwäbischer Stämme.

Die *Schussen*, 816 als *fluvium Scussna* überliefert, gehört zu idg. *\*skudina*, germ. *\*skutina*, ahd. *skuzzuna* und läßt sich aus idg. *\*skeud-* »werfen, dahinschießen«, ableiten. Dazu haben wir die *Schutter*, als Nebenfluß von Donau und Kinzig, aus germ. *\*skutra*. Die Lautgruppe *tr-* bleibt unverschoben<sup>133</sup>.

130 MASSER, S. 116.

131 GREULE, Flußnamen, S. 128. Im übrigen HUBSCHMIED, Späte Zeugen, S. 88, der für keltisch plädiert und BANDLE, Schichtung, S. 266, der HUBSCHMIED mit gall. *\*Loukā* < *\*Leukā* »die Weiße, Glänzende« zustimmt.

132 SNYDER, BNF 2, S. 158. Ein angebliches allgäisches Appellativ *nibel* »Tümpel« ist offenbar nicht nachzuweisen: SNYDER, BzN 16, S. 190.

133 A. SCHMID, BzN 13, S. 103. Ferner GREULE, Flußnamen mit *r*-Suffix, S. 42.

Die *Riß* zur Donau, nurmehr am Rande unseres Gebietes, mit alten Formen *Russaigie*, *Russaiam*, ist von Snyder kaum richtig gedeutet worden, da er den zweiten Teil nicht erkannt hat. Hier liegt *-eye*, Nebenform zu *Au* vor. Im ersten Teil steckt ahd. *riusa* »Reuse« (mit späterer Entrundung), so daß der Name von einem stillen Teil des Flusses ausgeht, wo an Auen Reusen gesetzt wurden. Ähnlich habe ich die schweizerische Reuss gedeutet<sup>134</sup>.

Eines der häufigsten Flußnamenwörter ist *Ach* oder *Aach*, auch *Aha* oder *Aa*, aus germ. \**achwō* mit nächstem Verwandten im lat. *aqua*. Aus einer femininen *jō*-Bildung entsteht \**agwjo*, ahd. *ouwa* »Land am Wasser, feuchte Niederung«. Aus der Umlautform *öwwa* entsteht mit Entrundung *Ei*, eine Form, die ebenfalls verbreitet ist. Hier müssen wenige Beispiele genügen.

Der Umstand, daß *-ach* häufig durch *-bach* ergänzt wird (*Aa-bach*), deutet das ungleiche Alter der beiden in unserer Gegend an. Ihrerseits löst die *Ach*, wie schon bei *Arlen*, *Murg* und *Arbon* zu zeigen war, ältere vordeutsche Namen ab: die *Uhldinger Ach* ist die alte *Linz*<sup>135</sup>. Unterscheidende Zusätze sind häufig: die *Ach* im Raume Amriswil heißt in ihrem Unterlauf *Salmsach*. Südlich von Horn am Bodensee liegt ein Weiler *Aach*: er liegt an der *Goldach*, die wohl einst auch nur so hieß. Mit den Namen *Goldach* und *Steinach* haben sich zwei parallele »Aachen« gegenseitig profiliert. Aus dem Amriswiler Raum entspringt noch eine zweite *Ach* (jetzt *Wilerbach* und *Hegibach*): sie mündet bei Schloß Luxburg in den See. Sie fließt durch die Gemarkung *Egnach*: zusammen mit dem PN *Egi* läßt sich der Name der Gemeinde erklären, wie ja häufig Personen in Erscheinung treten, die an Bächen Besitz oder Fischereirechte besaßen und ihnen nun den Stempel aufdrückten.

Weitere Beispiele dafür sind die *Salmsach*, die *Leiblach* und die *Subersach*<sup>136</sup>.

Die *Salmsach*, 1155 *Salmasa*, mit Ort *Salmsach* hat im ersten Glied möglicherweise den PN *Salman*. Ein *salman* ist ein Vormund oder Schutzherr, zu *sal* stm. Gut, Vermächtnis oder *sala* f. »rechtliche Übergabe«. Für die Behauptung, hinter dem Namen stecke Salomon I., Bischof von Konstanz, fehlen die historischen Belege. Der christliche Name *Salomon* kann allerdings volkssprachlich leicht mit dt. *salman* zusammenfallen.

134 SNYDER, BNF 2, S. 157, sieht in der *Riss* einen weiblichen *jō*-Stamm zum ahd. Verbum *risan* »regnen, tropfen«, trägt aber den alten Belegen zu wenig Rechnung, die auf *-aia* ausgehen. Ich stelle den Namen zu einer fem. *jō*-Bildung \**rusjō* »Röhricht« (vgl. BzN 4, 240 ff.), während GREULE *Rüs-Rüss* als starkes Fem. direkt unter die frühgerm. Flußnamen mit *jō*-Suffix einreicht: Flußnamen, S. 145 ff. Neuerdings zu vgl. KOCH, S. 87 ff.

135 KLEIBER stellt in seinem Aufsatz »Zwischen Antike und Mittelalter«, S. 27 ff., auch das Problem der *-ach*-Namen zur Diskussion und stellt dabei größere Gebiete rein germ. Namengebung fest, in welchen die *-ach*-Flußnamen dominieren. Er sieht darin einen großräumigen Namensgleich und denkt dabei an Fälle wie die von *Murg*, *Linz* und anderen, wo vordeutsche Ortsnamen durch *Ach* ersetzt wurden. Er bezieht in seiner großräumigen Betrachtung dabei auch Räume mit ein, in welchen ein Ersatz durch *Ach* schon deshalb nicht stattgefunden hat, weil keine vorgerm. Flußnamen vorhanden waren, wie z. B. im Schwarzwald, und deshalb nicht einfach aus namengeographischer Sicht postuliert werden dürfen. Hier stellen die *-ach*-Namen keinen Ersatz, sondern einen Neuanfang der Benennung dar. Der Rückschluß vom *Ach*-Namen auf einen fehlenden vorgerm. Namen scheint mir so lange hypothetisch, als er nicht durch andere, historische Indizien gestützt werden kann.

136 Zu den Bestimmungswörtern, die differenzierend den *-ach*- und *-bach*-Namen vorangestellt werden, ist die vergleichende Übersicht bei GEIGER, BzN 14, S. 213 ff., zu beachten. Mit Personennamen als Vorderglied, BzN 15, S. 30 ff. Daß sich PN mit dem Grundwort *-ach* am Hoch- und Oberrhein nicht finden (GEIGER, BzN 14, S. 227), ist im Blick auf Beispiele wie *Salmsach*, *Leiblach* u. a. zu korrigieren.

Eine Deutung als eine alteuropäische \**Salmasa* ist ebenfalls denkbar und wird von Krahe vertreten<sup>137</sup>.

Die *Leiblach*, bei Lochau zum Bodensee, ist urk. eine *Liubilin-aha* oder *Liubil-aha*, dh. der Name kann mit der Genetivendung oder ohne sie in sog. echter Komposition gebildet sein. Der PN gehört zu *liub* »lieb«<sup>138</sup>.

Die *Subersach* im Bregenzerwald ist erst 1477 überliefert: *ze dem Bach sufers*. Zehrer stellt den Namen zu idg. \**bher-* »tragen«, *aquas conferre*, Name eines Zuliefererbaches und erinnert an zwei illyrische Bachnamen, die dem ersten Namensteil verblüffend nahekommen: *Subaras* und *Syberos*. Doch ist eine näherliegende Lösung möglich: eine *Subars-ach* zu einem PN *Subar* oder *Sufar* »sauber«, der im Professbuch des Klosters St. Gallen belegt ist. Neben der Fischerei kommt hier auch die Flößerei in Frage, mit der bestimmte Personen in Verbindung gebracht werden können<sup>139</sup>.

Eine eigene Monographie verlangte der *Irenbach* in St. Gallen, der von den nahen Hügeln durch die Irer-Vorstadt in die Steinach fließt. Schon Ekkehard IV. sagt von St. Mangen, es liege *ultra Iram* (um 1050). Spätere Belege gehen alle auf einen Akk. F. *an die Iren*. In drei Nennungen von PN ist als Beiname von *de Ira*, *de Irach*, *von Irab* die Rede. Es ist höchst wahrscheinlich aus dem Kontext zu schließen, daß damit ebenfalls der Fluß gemeint ist oder ein Besitztum an ihm. Ich gehe aus von einem PN *Iro*, der seinem Wortsinn nach noch unerklärt ist, dazu eine *Irach*, bzw. *Irinach*: Doppelformen, wie wir sie oben bei der *Leiblach* antrafen. Daraus erklärt sich die feminine Form *Irā*, dt. *Ire*, mit *-bach* verdeutlicht als *Irenbach*, *Irabach*. Der PN *Ir-o* läßt sich in Personen- und Ortsnamen nachweisen, die St. Galler Urkunden geben dafür reichlich Beispiele her.

Das größere Problem ergibt sich erst aus der Parallelüberlieferung einer lateinischen *Nigra*, *nigra aqua* schon 898 bezeugt und denselben Bach betreffend, was aus späteren Belegen eindeutig hervorgeht, wo von einem *Iren-* oder *Schwärzebach* die Rede ist. Man hat sich die Sache so zurechtgelegt, daß man den *Irenbach* (entgegen der von mir versuchten Etymologie) als eine Verstümmelung der lateinischen *nigra* aufgefaßt hat. A. Schorta hat diesen Weg sprachlich sichtbar machen wollen, indem er auf rätorom. *nira*, *nera*, *neira* als Fortsetzung von lat. *nigra* hinwies und an die Rätoromanen im Kloster St. Gallen dachte. Das konnten aber immer nur sehr wenige sein, und ob sie die deutsche Entwicklung eines Ortsnamens nachhaltig hätten beeinflussen können, bleibt fraglich. Eher wäre ans Umgekehrte zu denken: an eine *interpretatio latina* der Mönche: von *Irab*, *Iren* mit Agglutination \**Nira*, zu *nigra*, so wie auch in einem noch freizügigeren Verfahren die *Sitter* aus *sint-dria-unum* gedeutet wurde, weil sie aus drei Bächen einen macht<sup>140</sup>.

Die *Biberach*, bei Hemishofen zum Rhein, auch sonst weit verbreitet, 1050 *biberaha*, erinnert natürlich an den Biber, mit dem Ortsnamen *Bibern*, 1166 *Bibera*. Ein gleichnamiges Flößchen bei Basadingen, heute Geisslibach.

137 Ein *Salbach* bei Arbon stellt sich zum Adj. *sal* »dunkelfarbig, schmutzig« oder zu mhd. *salbe* swf. Salweide. Zu *Salamon* vgl. LEISI, S. 20, und HERDI, S. 37. KRAHE, Flußnamen, S. 50.

138 GREULE, BNF 13, S. 119. Ein oberbayerisches Beispiel bei KAUFMANN, Fluß- u. Ortsnamen auf -aha, S. 51.

139 ZEHRER, Ortsnamen Vorarlberg II, S. 170, Bregenzerwald, S. 21. Auch KRAHE, Lukanien, S. 133.

140 Die Ansicht von A. SCHORTA bei POESCHEL, S. 3. Ferner EHRENZELLER.

Die *Bolgenach* zur Rotach und Bregenzerache läßt zwei Deutungen zu:

1. Zu mhd. *bulge* »Welle« zu germ. \**bulgiōn*, idg. \**belg* »schwellen«.
2. Ahd. *bulga* »Ledersack« ma. noch im Vorarlberg belegt. Im *Bolge* heißt eine Mulde im Iller-Lech-Gebiet, *Bulgen* ein Tälchen bei Steckborn<sup>141</sup>.

*Fussach* ist der alte Name der Dornbirner Ach, die in der Nähe des Dorfes Fussach in den Rhein, bzw. See mündet. Die Belege 1099 *Fozzaha*, 1249 *Vuozacha* bezeugen die Vorstellung von dt. »Fuß«, ahd. *fuoz*, als bildliche Bezeichnung einer Flußmündung. Lat. *fossa* scheidet hier aus<sup>142</sup>.

Die *Kickach* bei Baienfurt gehört vielleicht zu *ge-hick* »Wasseraufstoß« zu *hicken* »hüpfen, springen«<sup>143</sup>.

Die *Scherzach* zur Schussen: *Scherze* sind im Schwäbischen »Risse, Schründe«, zum Vb. *scherzen* »springen, fröhlich springen«<sup>144</sup>.

Die *Simelse*, älterer Name für die heutige *Stockacher Ach* und den in sie mündenden *Krebsbach*, lautet 902 *Simelesaha*, dann *Simelse*. Zu einem PN *Simil*, Kurzform *Simo* aus *Sigimar*<sup>145</sup>.

Es folgen einige Beispiele zu Bachnamen<sup>146</sup>.

Ein *Klavbach* zu *chlaffe* »Spalte« oder »*chlaffe*« »Unkraut«<sup>147</sup>.

Der *Murbach*, ma. *muerbach*, zu *muer* »Schlamm, Morast«, gleich nd. *Moor*<sup>148</sup>.

Der *Rickenbach* zu *rick* »steiler Abhang«, auch Absätze bei der Bachverbauung, Faschinen und dergl.<sup>149</sup>.

Der *Urbach* nach dem *Ūr*, dem Auerochsen.

Der *Nonnenbach* bei Kressbronn, Bach und Ortschaft, seit dem 14. Jahrhundert *Ungenbach*.

Entweder zu einem PN *Nunno* (ein Lallname) oder entstellt aus \**undenbach*, zu ahd. *unda* »Welle«<sup>150</sup>.

Von sprachgeschichtlichem und sprachgeographischem Interesse ist der *Baienbach*, Bachname zur Schussen und nicht zu trennen vom Hofnamen *Baien*, ma *boijð*. Ein *Baien* auch im Bregenzerwald und in der Gem. Untersiggigen (Überlingen)<sup>151</sup>.

141 Auch bei KÜBLER, S. 166. Zum Mundartwort vgl. JUTZ, 1,486 und Id. 4,1215.

142 Nach ZEHRER idg. (alteuropäischer) Herkunft: Frühe Namensschichten, S. 98.

143 Der Name ist relativ jung: FISCHER 4, S. 461 und 3, S. 1575.

144 FISCHER 5, S. 795. Scherz »Vergnügen, Spiel« wird auf idg. \*(s)kerd-, d-Erweiterung zu idg. \*sker- »springen« zurückgeführt (KLUGE, S. 644). Unser Beispiel kann aus lautlichen Erwägungen nicht zu naheliegendem »Scharte« gestellt werden (nd. *skard*, ahd. *skart*), sondern muß zu *Scherz* und dessen Bedeutung in ablautend mhd. *scharz* »Sprung«, bair. *scherze* »Brotanschnitt« gehören. Dagegen wird der PN in den Ortsnamen *Scherzingen* und *Scherzlingen* zu ahd. *skart* gehören, dazu mit s-Kosesuffix der PN *Scarzo*, *Scerzo*.

145 Nach KAUFMANN, Fluß- u. Ortsnamen auf -aha, S. 39.

146 KRAHE, Alteuropäische Flußnamen, S. 32 ff.

147 SPRINGER, S. 116 und Id. 3,626.

148 Id. 4,386.

149 Id. 6,818.

150 GREULE, Flußnamen, S. 218, schließt die *Unditz* (links zur Schutter) an ahd. *undea* an (zur Wortsippe lat. *unda*). Damit dürfte der *Undenbach* einen germ. Namen tragen.

151 *baie*, *boie* findet sich in Oberschwaben und da ausschließlich in Wiesennamen: so KRIEGER 1, S. 127, nach BUCK. FISCHER 1, S. 576, gibt als Bedeutung: »Fensteröffnung, auch Graben, Hohlgrasse«. BUCK,

*baie* ist ein schwäbisches Wort für »Schlucht, Wassergraben« und hatte früher eine viel weitere Verbreitung im ganzen alemannischen Raum, der für den geschichtlichen Zeitraum Ernst Erhard Müller nachgegangen ist. *baie* ist ein Lehnwort aus afrz. *bée*, nfrz. *baie*, zu lat. *batare* »offenstehen« mit der Bedeutung »Fenster«<sup>152</sup>. Die Karte 6 auf S. 111 bei Müller zeigt die frühere Verbreitung auf Grund urkundlicher Belege: ein Zusammenhang der Wortinseln im Alemannischen und besonders in Oberschwaben mit dem frz. Ausgangsland muß einmal bestanden haben. Er wurde unterbrochen durch eine Neuerung im Rheingraben, als sich im Deutschen anstelle von *baie* ein neues Fremdwort, nämlich *Fenster* durchgesetzt hat. Altes *baie* konnte sich mundartlich in Teilgebieten noch halten in der Bedeutung »offener Graben«, während sich für die Bedeutung »Öffnung in der Wand« auch in diesen Gebieten »Fenster« durchgesetzt hat.

Auch beim Ortsnamen *Baienfurt* bei Weingarten, ma. *boijð furt* wird man trotz des Beleges von 1278: *Baierfurt*, an eine solche *baie* denken im Sinne von Öffnung, durch welche eine Furt führte.

Die *Gill*, in der Bedeutung »Geländeeinschnitt, flach verlaufender Graben«, ist ein typisches Wort am Thurlauf, wo es rund 40 Belege gibt von der Quelle bis zur Mündung. Daneben kommt das Wort noch vereinzelt in Appenzell, im Rheintal, im Hegau und im Allgäu vor. Fälle, wo *Gill* aus Gülle entrundet ist, sind selten und lassen sich ausscheiden. Eine bairische Glosse *hernia=gil* für den »Bruch« bezeugt, daß das Wort in ahd. Zeit auch als Gattungswort bekannt war, während es heute auf deutschem Sprachgebiet nur noch im Alemannischen als Name vorkommt.

Diesem Restbestand in Oberdeutschland steht im skandinavischen Norden eine lebendige Wortsippe gegenüber, im Westnordischen und Isländischen als *gil*, »enges Tal mit Bach«, im Schwedischen als Fem. *gilja* »Hohlweg, Bergpaß«, dazu ablautend *geil* f. »Geländebruch«. Auch auf den britischen Inseln kommt das Wort durch nordischen Einfluß vor<sup>153</sup>.

*Gill* bezeugt für das Festland eine nordgermanisch-elbgermanische Wortgemeinschaft, an der Alemannen/Baiern auch nach der Völkerwanderung in ihren neuen südlichen Sitzen noch resthaft teilhaben, während Franken und Sachsen das Wort nicht kennen. Es ist nicht der einzige Fall sprachlicher Eigenheiten, die den inzwischen getrennten Norden und Süden verbinden. Eigenartig ist die nur örtliche Wucherung des Wortes im Thurraum. Das Wort berührt sich in der Sache eng mit dem *Giessen*, der einerseits einen Wasserfall, aber im Gegensinn auch einen ruhig verlaufenden Seitenarm eines größeren Flusses bezeichnen kann.

Wir kommen endlich zum *Bodensee* selbst. 1087 taucht der deutsche Name auf, über dessen Vorgänger schon die Rede war: *ad lacum Bodinse*, 1295 *von dem Bodensê*<sup>154</sup>. Zugrunde liegt

S. 17, sagt: *Bai* f. »kleiner Dobel, Schlucht, eig. Bactrog«. Von den *Baien* (Wiesen) heißt es: »Sie liegen in ebenem Riede. Hier muß ein anderer Sinn verborgen liegen, vielleicht abgeleitet von dem alten einheimischen Worte *Baie* (Fenster)«.

152 MÜLLER, S. 105 ff. mit Karte 5. MICHEL, S. 29, verzeichnet für Egnach den Satz: *gang is Bai ai*. Die Erklärung, das heiße »Bach«, ist hier von der Sache her zutreffend.

153 Dazu die erschöpfende Behandlung bei KOLB, S. 61 ff. SCHREIBER, Schwaben und Schweiz, S. 367, bes. S. 469.

154 Man vgl. zunächst die Belegsammlung bei GEIGER, Die rechten Nebenflüsse, S. 12 ff. BANDLE, Bodensee, S. 21 ff. Ferner den Aufsatz von A. BORST im vorliegenden Bande.

ahd. *bodamo* »der Boden«, genau wie für den Ortsnamen *Bodman*, von welchem sich der Seename herleitet: 1167 *de Bodimin*, 1175 *Bodoma*. Auf die Schreibung *Bodungo* des Ravennaten brauche ich nicht einzugehen: sie gibt *Bodumo* nur ungenau wieder<sup>155</sup>.

Mit dem Boden oder den Böden dürften die noch flachen Uferterrassen von *Bodman* bezeichnet sein. Wahrscheinlich wurde der Name des Ortes anfänglich nur auf den Überlinger See übertragen, bevor er zum Namen des ganzen Sees wurde.

Der erste Namendeuter war Walahfrid Strabo von der Reichenau, der in der *Vita Sancti Galli* den See den *lacus Potamicus* nennt, mit dem griechischen Wort *potamos* »Fluß« operierend. Der *potamos* ist der Rhein, der den See durchfließt. Auch Ammianus Marcellinus, der bekannte Alemannenchronist, legt in seiner Schilderung des Bodensees besonderen Nachdruck auf den Rhein:

»Dann . . . befreit, bespült er (der Rhein) hohe, weit von einander getrennte Ufer und tritt ein in einen runden weiten See, den die rätischen Anwohner *Brigantia* nennen, 460 Stadien lang, fast ebenso breit ausgedehnt. Wegen der schauerlichen Urwälder ist er unzugänglich, ausgenommen dort, wo die alte und sachliche römische Tüchtigkeit einen breiten Weg gebahnt hat, trotz des Widerstandes der Barbaren, der Natur der Gegend und des rauhen Klimas.

In dieses Sumpfgebiet also dringt der Strom ein, brausend mit schäumenden Strudeln, zieht durch die träge Ruhe der Wasser, die er mittendurch schneidet mit gerader Trennlinie; und als sei er ein in ewigem Streit abgesondertes Element, trennt er sich wieder mit unverändertem Namen und unveränderter Kraft, ohne daß seine Wasserzufuhr vermehrt oder vermindert wird; – Was besonders merkwürdig ist: weder wird das stehende Gewässer durch den raschen Durchfluß bewegt, noch wird der eilige Fluß durch den schlammigen Grund aufgehalten, und die zusammengeflossene Masse kann sich nicht mischen. Wenn nicht der Anblick selbst diesen Sachverhalt aufzeigte, würde man meinen, man könne sie (die Wassermasse des Sees) mit keiner Gewalt auseinanderhalten.«

Ammianus Marcellinus, von vornehmer griechischer Familie aus Antiocheia in Syrien, war im kaiserlichen Dienst und während der ersten Feldzüge Julians in Gallien. Sein Werk, *rerum gestarum libri*, schrieb er im Winter 392/93. Die erhaltenen Bücher betreffen die Zeit von 353–78, und er schreibt, wie die Stelle zeigt, aus eigener Anschauung<sup>156</sup>.

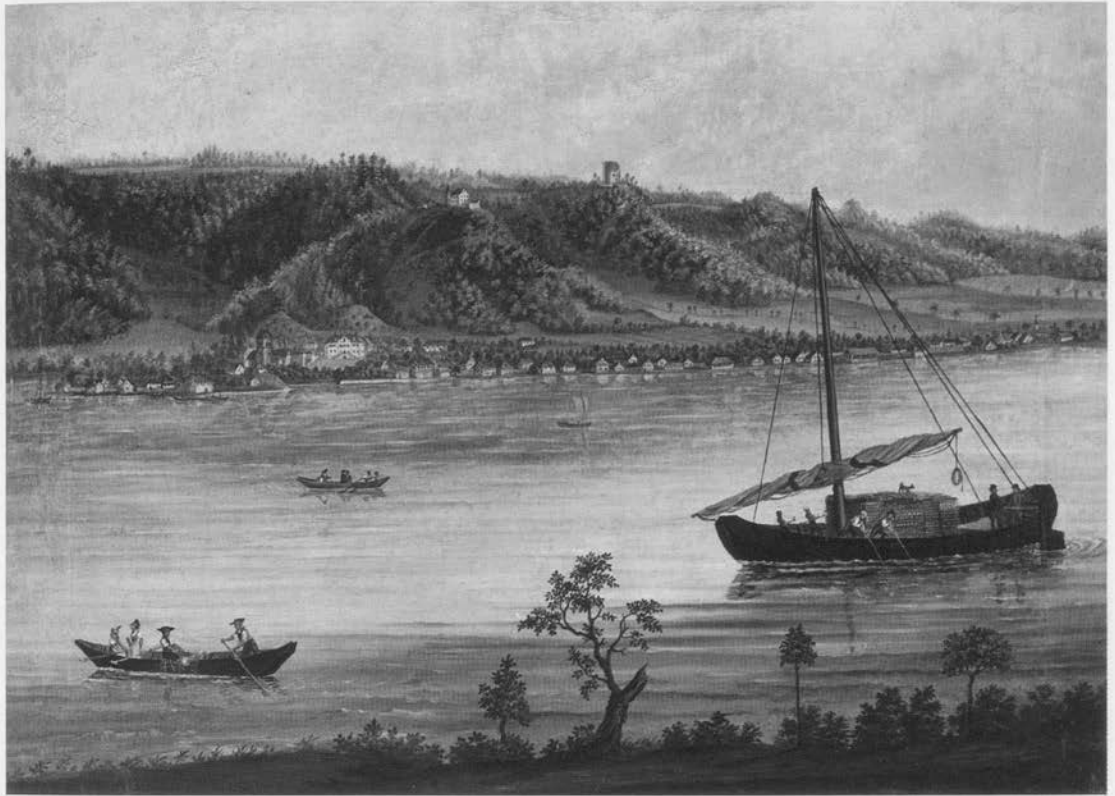
Das Phänomen des fließenden Flusses im See läßt sich unter bestimmten Voraussetzungen (Schmelzwasser) noch heute im oberen Teil beachten<sup>156a</sup>.

Daß das kleine *Bodman* schließlich den Seenamen bestimmte, hat mit der Bedeutung *Bodmans* als Kaiserpfalz zu tun und mit der Rolle, die der Ort damals spielte. Arno Borst meint, Walahfrid sei mit seiner Deutung aus dem Griechischen der an sich naheliegenden Erklärung des Namens Bodensee absichtlich ausgewichen: die Pfalz war ein Symbol fränkischer Gwalt herrschaft, der Fluß aber verband durch den See hindurch die beiden befreundeten

155 Die Belege bei BOESCH, *Bodman*, in: BERNER (Hrsg.), *Bodman*, S. 145ff. Ferner: Reallexikon d. germ. Altertumskunde. 3. 1978, S. 125ff. DUFT, S. 46ff.

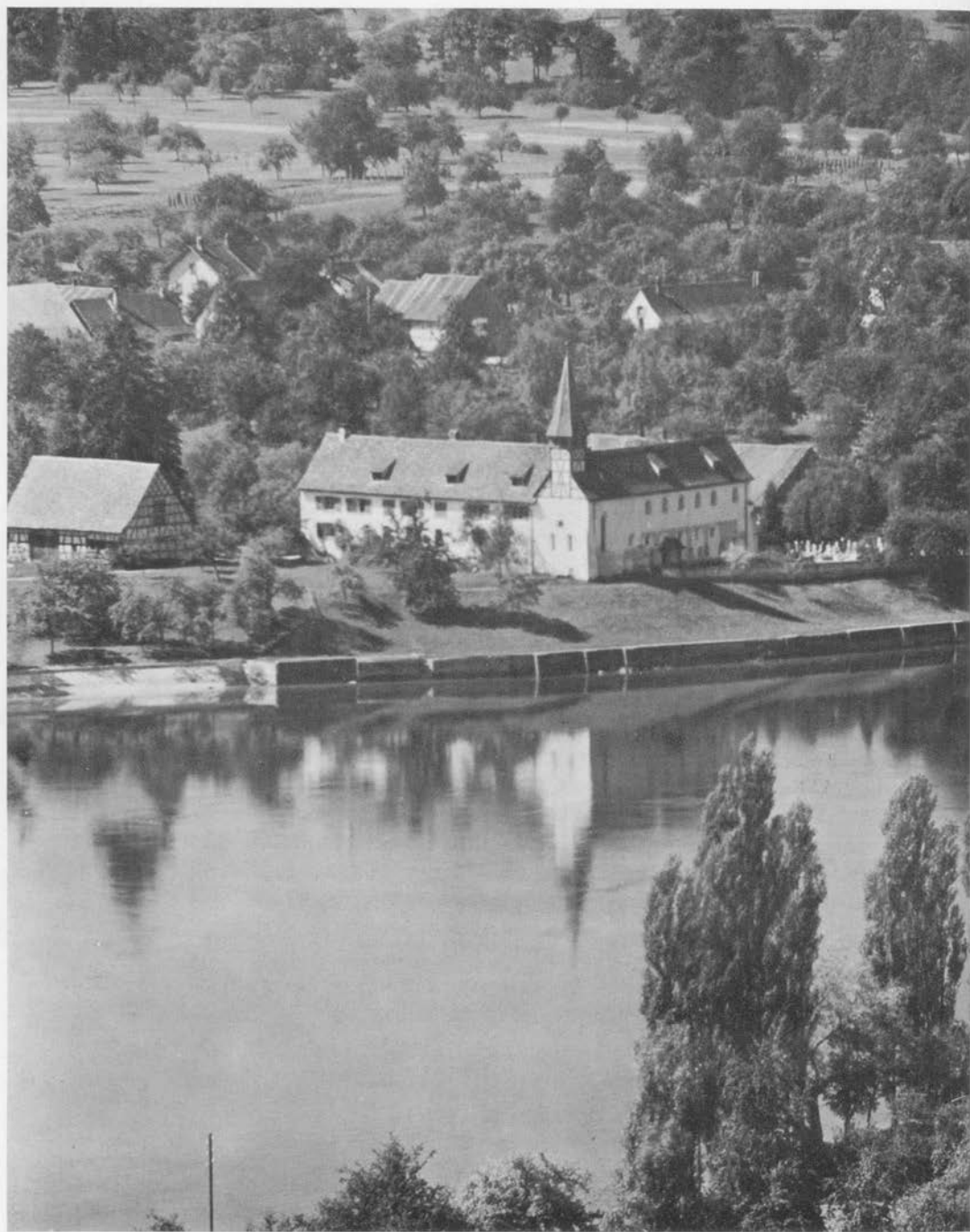
156 Lateinisch und Deutsch bei DIRLMEIER, S. 35ff.

156a KIEFER, Abb. 2.



9 Blick auf Bodman, im Vordergrund ein Lastsegelschiff, eine »Ladine«, und Ruderboote.  
Ölbild von Sebastian Dirr, 1819.





10 Ehemaliges Kloster Wagenhausen um 1960.



11 Bodenseekarte von Gilg Tschudi (Ausschnitt), gezeichnet um 1565.

Klöster St. Gallen und Reichenau<sup>157</sup>. Doch mag den Hofmann auch nur die intellektuelle Lust an unbeschwerter Etymologie gelehrt haben.

Einzelne Namen für Seeteile sind ebenfalls überliefert. Die älteste Erwähnung ist die von Strabo (VII 5, 1), der einfach von einer *limne*, einem stehenden Wasser spricht. Pomponius Mela spricht vom *lacus Acronus* (3, 24) womit er wohl den äußersten Seeteil, den Untersee, meint<sup>158</sup>. Der obere Teil hieß nach einer in der heutigen Form unechten Vorlage von 839 der *Weitsee*<sup>159</sup>. *Untersee* bezeichnet ursprünglich nicht den heutigen Untersee, der in älterer Sprache \**Nidersee* lauten müßte, sondern das Gebiet des sogenannten Bodanrück und dürfte erst von dort auf den See übertragen sein<sup>160</sup>. *unter* heißt nämlich in der älteren Sprache »zwischen«: es war die Landzunge zwischen den Seen, den beiden Armen des Bodensees. Das Städtchen *Unterseen* bei Interlaken (*inter lacus*) liegt zwischen Thurner- und Brienzensee<sup>161</sup>.

Vom *Schwäbischen Meer* spricht man erst seit dem 15. Jahrhundert, aber schon in einem lateinischen Gedicht des 9. Jahrhunderts ist von einem *mare* die Rede<sup>162</sup>. Grundbedeutung von dt. Meer ist »stehendes Gewässer«, ablautend mit *Moor* und *Marsch*. Dabei konnte auch noch der Name *Meersburg* mitwirken, das seit dem 12. Jahrhundert so heißt, älter aber, 1113 als *Merdesburch* überliefert ist, zu einem PN *Merti* (aus *Martin*), wie er bereits 837 vorkommt<sup>163</sup>.

Der *Mindelsee*, 1296 *Miundisse* mit der *Mündishalden* gehört zu einem PN *Mundilo*, *Mündilo*, *Mindilo*<sup>164</sup>. Der *Muttelsee* (Gem. Langnau) stellt sich zum PN *Muotwolf*, *Muotolf*<sup>165</sup> und der *Schleinsee*, ma. *šlise* hat seinen Namen von der Schleie, dem Fisch, mhd. *slie*<sup>166</sup>.

157 BORST, S. 63. F. BEYERLE, in: Hegau 4 (1959), S. 149f., glaubt, daß sich der Name Bodman-see (Bodensee) längst vorher eingebürgert hatte, so daß »der Bezug auf Bodman gar nicht mehr als Symbol des karolingischen Kaisergedankens gelten konnte«.

158 PAULY-WISSOWA, Realencyclopädie I, 285. STAEHELIN, S. 107, hält den Untersee für den *lacus Acronus*, nach der zugespitzten Form. Aegidius Tschudi, auf seiner Bodenseekarte von 1565 (Cod. 664 der Stiftsbibliothek St. Gallen) sieht den *Arcomius* (sic!) *lacus* zwischen Romanshorn, Konstanz und Friedrichshafen; über Romanshorn steht *Arcomij cornu*: griech. *akros* dient also zur Bezeichnung des Horns von Romanshorn, als lat. *arcus* »Bogen« interpretiert, eine bisher unbeachtete Variante. Man vgl. DUFT, Tafel XI bei S. 80. Den *Potamicus lacus* sieht Tschudi im Überlinger See (entsprechend *Bodmen*), der *Venetus lacus* ist der *Undersee* und die *Venetica insula* die *Richenowe*, also eine Art Klein-Venedig. Der *Brigantinus lacus* entspricht dem Obersee. *Lacus venetus* heißt der Untersee noch in einer Federzeichnung um 1560. Ferner *veneti populi die hörý*. SCHEFOLD, S. 136, Abb. 90. Eine Auswertung aller Karten des Bodenses in namenkundlicher Sicht steht noch aus. Man vgl. im übrigen das monumentale Werk von DÜRST und BONASCONSA.

159 Tettngang, S. 322.

160 Konstanz I, S. 288.

161 HUBSCHMIED, Späte Zeugen, S. 52ff.

162 Vgl. Konstanz I, S. 289–290. Die Benennung des Bodensees als *lacus Lemanus* in 2 Urkunden des 12. Jhs. hat mit dem Namen des Genfer Sees nichts zu schaffen und ist einfach eine Kürzung aus *lacus Alemannus*, infolge der Betonung auf der 3. Silbe.

163 KRIEGER 2, S. 162.

164 VON UND ZU BODMAN, Frh., S. 174.

165 *Moutolfesse* zu *Muotwolf*, Königreich Württ., S. 507.

166 Von der Fülle allgäuischer Seen gibt die Liste für das Oberamt Tettngang, die allein 27 Seen aufzählt, einen Eindruck: Tettngang, S. 321.

*Wagenhausen* oberhalb Stein a. Rhein hat weder mit einem *Wagen* noch mit dem PN *Wago* etwas zu schaffen, sondern ist mit seiner Mundartform *wogðhuusð*<sup>167</sup> zu ma. *wogg*, nhd. *Waag* zu stellen, das mhd. *wāc* »Woge« lautet. Im Gegensinn bedeutet es auch stillstehendes Wasser in einem Fluß, auch *Stillwoog* benannt<sup>168</sup>. Solche *Woogen*, etwa die *Salmenwoogen* bei Rheinfelden, sind für den Fischfang besonders geeignet und eingerichtet. In der Tat bildet der Rhein beim Klösterchen *Wagenhausen* einen unsichtbaren Wirbel, so daß das Wasser stillzustehen, ja beinahe aufwärts zu fließen scheint.

167 Die Kürze des *o* ist durch den Nachton auf *-husen* bewirkt. BANDLE, Schichtung, S. 283, müßte Verdampfung von kurzem *a* zu *o* annehmen, was der Mundart widerspricht.

168 HAMMER, S. 77. Weitere Beispiele wären leicht in großer Zahl beizubringen; ich erwähne nur die *Ramschwaag* an der Sitter oder den *Oberwagenbach* ma. *wogðbach*) in der Gem. Bodnegg (Ravensburg), Königreich Württ., S. 381. Eine *Spülewac* bei Leutkirch (um 1100) ist eine spülende, wirbelnde *Waag*, ebenso eine *Spindelwag* (1152 *Spinnelwach*). Zur Erscheinung des Gegensinns in der Sprache die aufschlußreiche, auch sprachpsychologisch interessante Studie von SZADROWSKY, Gegensinn.

## LITERATURVERZEICHNIS

- ÄBISCHER, Paul: Sur les noms de lieu en-acum de la Suisse alémanique, in: *Zs. f. Ortsnamenforschung* 3 (1927/28), S. 37.
- BANDLE, Oskar: Vom Bodensee und seinen Verwandten, in: Dr. Guntram Saladin 1887–1958. Zug 1959.
- BANDLE, Oskar: Zur Schichtung der thurgauischen Ortsnamen, in: *Sprachleben der Schweiz*. 1963.
- BERNER, Herbert: (Hg.) *Bodman, Dorf, Kaiserpfalz, Adel*. I. 1977.
- BILGERI, Benedikt: *Geschichte Vorarlbergs*. I. 1971.
- BOESCH, Bruno: Die Gruppenbildung in altalemanischen Ortsnamen, in: *BZN* (1951/52), S. 256 f.
- BOESCH, Bruno: Das Ortsnamensbild zwischen Zürich und Walensee als Zeugnis für die Sprachgrenze im 7. und 8. Jh., in: *Sprachleben der Schweiz*, 1963, S. 241 ff.
- BOESCH, Bruno: Zur Gestaltung des Neuen Förstemann, in: *BNF NF* 6 (1971), S. 305 ff.
- BOESCH, Bruno: Das Frühmittelalter im Ortsnamensbild der Basler Region, in: *Onoma XX* (1976), S. 180 ff.
- BOESCH, Bruno: Zum Namen Bodman, in: *BERNER* (Hg.), *Bodman*, S. 145 ff.
- BOESCH, Bruno: Die Gewässernamen des Bodenseeraumes, in: *BNF NF* 16 (1981), S. 13 ff.
- BORST, Arno: *Mönche am Bodensee 610–1525*. 1978.
- BRADLER, Günther: *Die Landschaftsnamen Allgäu und Oberschwaben in geographischer und historischer Sicht*. 1973.
- BUCK, Michael Reinhard: *Oberdeutsches Flurnamenbuch*<sup>2</sup>. 1931.
- CAMENISCH, Werner: *Beiträge zur altromanischen Lautlehre auf Grund romanischer Orts- und Flurnamen im Sarganserland*. Diss. Zürich. 1962.
- CARIGELLI, Pieder: *Die Germanisierung von Bonaduz in geschichtlicher und sprachlicher Schau*. 1969.
- CRÄMER, Ulrich: *Das Allgäu, Werden und Wesen eines Landschaftsbegriffs*. 1954.
- DANNENBAUER, Heinrich: *Bevölkerung und Besiedlung Alemanniens in der fränkischen Zeit*, in: *Zur Geschichte der Alemannen*, hg. v. Wolfgang Müller. 1975. S. 91 ff.
- DETSCH, Richard: Die stark flektierten genetivischen Ortsnamen im Allgäu und seiner Umgebung, in: *Blätter f. oberdeutsche Namensforschung* 1 (1958), S. 4 ff.
- DETSCH, Richard: *Historisches Ortsnamenbuch von Bayern, Schwaben, Stadt- und Landkreis Kempten*. 1966.
- DETSCH, Richard: *Historisches Ortsnamenbuch von Bayern, Schwaben, Landkreis Sonthofen*. 1974.
- DICKENMANN, Ernst: Die Flurnamen der Gemeinde Pfyn, in: *BZN* 1 (1949/50), S. 293 ff.
- DIRLMEIER, Camilla: *Quellen zur Geschichte der Alemannen von Cassius Dio bis Ammianus Marcellinus*, (durchgesehen u. mit Anmerkungen versehen von Gunther GOTTLIEB). I. 1976.
- DUFT, Johannes: *Der Bodensee in Sanktgaller Handschriften*. 1979.
- DÜRST, Arthur, und BONACONSA, Ugo: *Der Bodensee mit den angrenzenden Gebieten Deutschlands, Österreichs und der Schweiz in alten Kartendarstellungen*. 1–2. 1976.
- EHRENZELLER, Ernst: *Das Ira – oder Schwärzebach in St. Gallen*, in: *Die Ostschweiz*. 1980.
- FINSTERWALDER, Karl: *Der verschiedenartige Ursprung der Orts- und Flurnamenbildung auf -es, -s in Tirol und Nachbargebieten*, in: *Ammann-Festgabe*. 1954. S. 91 ff.
- FISCHER, Hermann: *Schwäbisches Wörterbuch*. 1904–1936.
- FREHNER, Otto: *Die schweizerdeutsche Älplersprache. Die Molkerei*. 1919.
- FRINGS, Theodor: *Germania romana*. 2. Aufl. 1968.
- GEIGER, Theodora: *Die rechten Nebenflüsse des Rheins von der Quelle bis zur Einmündung des Mains (ohne Neckar) = Hydronymia Germaniae A 2*. 1963.
- GEIGER, Theodora: Die ältesten Gewässernamen-Schichten im Gebiet des Hoch- und Oberrheins, in: *BZN* 14 (1963), S. 213–229; *BZN* 15 (1964), S. 123–141; *BZN* 16 (1965), S. 113–136; 233–263.
- GÖTZINGER, Wilhelm: *Die romanischen Ortsnamen des Kt. St. Gallen*. 1891.
- GREULE, Albrecht: *Vor- und frühgeschichtliche Flußnamen am Oberrhein, ein Beitrag zur Gewässernamengebung des Elsaß, der Nordschweiz und Südbadens = BNF Beiheft* 10. 1973.
- GREULE, Albrecht: *Deutsche Flußnamen mit r-Suffix*, in: *I F* 76 (1971), S. 37 ff.
- GRÖHLER, Hermann: *Über Ursprung und Bedeutung der französischen Ortsnamen*. 2. Teil. 1933.
- GUTENBRUNNER, Siegfried: *Gallisches*, in: *Zs. f. celtische Philologie* 20 (1936).

- HAMMER, Thomas Arnold: Die Orts- und Flurnamen des St. Galler Rheintals, Namenstruktur und Siedlungsgeschichte. 1973.
- HECHT, Josef: Die Ortsnamen des Bodenseegebietes in ihrer Bedeutung für die Siedlungsgeschichte. In: Bodenseebuch 22 (1935), S. 1ff.
- HENZEN, Walter: Deutsche Wortbildung. 3. Aufl. 1965.
- HERDI, Ernst: Geschichte des Thurgaus. 1943.
- HOLDER, Alfred: Altkeltischer Sprachschatz. 1896.
- HOWALD, Ernst, und MAYER, Ernst: Die römische Schweiz. 1940.
- HUBSCHMID, Johannes: Präromanica. 1949.
- HUBSCHMIED, Joh. Ulrich: Sprachliche Zeugen für das späte Aussterben des Gallischen, in: VR 3 (1938), S. 139ff.
- HUBSCHMIED, Joh. Ulrich: Chur und Churwalchen, in: Sache, Ort und Wort. Festschrift Jakob Jud = Romanica Helvetica 20 (1942), S. 111ff.
- JUNGANDREAS, Wolfgang: Historisches Lexikon der Orts- und Flurnamen des Mosellandes. 1952.
- JUTZ, Leo: Vorarlberger Wörterbuch. 1960.
- KAUFMANN, Henning: Rhein Hessische Ortsnamen. 1976.
- KAUFMANN, Henning: Die mit Personennamen zusammengesetzten Fluß- und Ortsnamen auf -aha. 1977, S. 34f.
- KEINATH, Walter: Orts- und Flurnamen in Württemberg. 1951.
- KIEFER, Friedrich: Naturkunde des Bodensees. 2. Aufl. 1972.
- KLÄUI, Hans: Einflüsse der fränkischen Herrschaft auf den alemannischen Siedlungsraum der Nordostschweiz, in: Alemannisches Jahrbuch 1962/63.
- KLÄUI, Hans: Geschichte von Oberwinterthur im Mittelalter, 299. Neujahrsblatt d. Stadtbibliothek Winterthur 1968/69.
- KLÄUI, Paul, und IMHOF, Eduard: Atlas zur Geschichte d. Kt. Zürich. 1951.
- KLEIBER, Wolfgang: Zwischen Antike und Mittelalter, Das Kontinuitätsproblem in Südwestdeutschland im Lichte der Sprachgeschichtsforschung, in: Frühmittelalterliche Studien 7 (1973), S. 27ff.
- KLUGE, Friedrich: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 20. Aufl. 1967.
- KOCH, Christof: Die Reuss im Lichte der Namenforschung, in: Fimfchustim. Festschrift f. St. Sonderegger z. 50. Geburtstag. 1978.
- KÖBLER, Gerhard: Civitas und vicus, burg, stat, dorf und wik, in: Vor- und Frühformen der europäischen Stadt im Mittelalter. I. 1973.
- KOLB, Eduard: Alemannisch-nordgermanisches Wortgut. 1957.
- KÖNIG, Werner: Der Landschaftsname Allgäu. Zur Abhängigkeit seines Bedeutungsumfangs von regionalen, soziologischen und psychologischen Faktoren, in: Alemannisches Jahrbuch 1973/1975 (1976) = Alemannica. Festschrift f. Bruno Boesch z. 65. Geburtstag.
- Das Königreich Württemberg: 4 (Donaukreis). 1907.
- Der Landkreis Konstanz: Amtliche Kreisbeschreibung. 1-3. 1968-1979.
- KRAHE, Hans: Die alten balkanillyrischen geographischen Namen. 1925.
- KRAHE, Hans: Die Ortsnamen des antiken Lukanien und Bruttierlandes, in: Zs. f. Namenforschg. 19 (1943), S. 58ff., 127ff.
- KRAHE, Hans: Alteuropäische Flurnamen, in: BzN 1 (1949/50). S. 24-51, 247-266.
- KRAHE, Hans: Sprache und Vorzeit, Europäische Vorgeschichte nach dem Zeugnis der Sprache. 1954.
- KRAHE, Hans: Bemerkungen zu alten Gewässernamen, in: BzN 8 (1957), S. 144-148.
- KRAHE, Hans: Die Gewässernamen im alten Illyrien, in: BzN 14 (1963), S. 1-19, 113-124.
- KRAHE, Hans: Unsere ältesten Flußnamen. 1964.
- KRANZMAYER, Eberhard: Ortsnamenbuch von Kärnten. 2. Teil. 1958.
- KRIEGER, Albert: Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden 2. Aufl. 1904/05.
- KÜBLER, August: Die deutschen Berg-, Flur- und Ortsnamen des alpinen Iller-Lech-Annengebietes. 1909.
- LANG, Walter: Die Flurnamen von Neuhausen ob Eck. o. J.
- LANG, Walter: Sprachstudien über Flurnamen in Buchheim, Liptingen, Neuhausen und Schwandorf. 1970-1976. 1977.
- LANGENBECK, Fritz: Genetivische Ortsnamen, in: ZS. f. d. Gesch. d. Oberrheins 110 (1962), S. 73-114.

- LEISI, Ernst: Geschichte von Amriswil und Umgebung. 1957.
- LIEB, Hans: Lexikon Topographicum der römischen und frühmittelalterlichen Schweiz. 1. 1967.
- LIEB, Hans: Der Name Durach, in: Das Durachtal. 1968. S. 55f.
- LOCHNER VON HÜTTENBACH, Fritz: Das vorslawische Element in den Ortsnamen der Steiermark, in: Österreichische Namenforschung 1 (1976), S. 15f.
- LÖFFLER, Heinrich: Die Weilerorte in Oberschwaben. 1968.
- LÖFFLER, Heinrich: Sprachliche Zeugen aus römischer Zeit am nördlichen Bodensee, in: Alem. Jahrbuch 1971/72, S. 217ff.
- LÖFFLER, Heinrich: Historisches Ortsnamenbuch von Bayern, Stadt- und Landkreis Lindau. 1973.
- MASSER, Achim: Die Bezeichnungen für das christliche Gotteshaus in der deutschen Sprache des Mittelalters. 1966.
- MAURER, Helmut: Bodman, Wahlwies, der Hohentwiel. . ., in: Bodman, Dorf, Kaiserpfalz, Adel, hg. von Herbert Berner. 1. 1977.
- MAY, Ulrich: Untersuchungen zur frühmittelalterlichen Siedlungs- und Besitzgeschichte anhand der St. Galler Urkunden. 1976.
- MAYER, A.: Die Sprache der alten Illyrier. II. 1959.
- MAYER, Theodor: Konstanz und St. Gallen in der Frühzeit, in: DERS., Mittelalterliche Studien. 1963.
- MEYER, Heinrich: Die Ortsnamen des Kantons Zürich. 1848.
- MICHEL, Alfred: Geschichte der Gemeinde Egnach. 1973.
- MÜLLER, Ernst Erhard: Wortgeschichte und Sprachgegensatz im Alemannischen. 1960.
- NYFFENEGGER, Eugen: Namenkundliche Beiträge zur Sprachgrenzfrage im Raum Gaster-Kerenzen-Anden, in: St. Gallische Ortsnamenforschung = 108. Neujahrsblatt d. Hist. Ver. d. Kt. St. Gallen (1980).
- PLOSS, Emil: Der Venetische See. Über einen alten Namen des Bodensees, in: Bodenseehefte 11 (1960), S. 174ff.
- POKORNY, Julius: Zur Urgeschichte der Kelten und Illyrer, in: Zs. f. keltische Philologie 21 (1938/1940), S. 55-166.
- POKORNY, Julius: Zur keltischen Namenkunde und Etymologie, in: VR X (1951), S. 220ff.
- POKORNY, Julius: Indogermanisches Etymologisches Wörterbuch. 1. 1959.
- POLENZ, Peter von: Landschafts- und Bezirksnamen im frühmittelalterlichen Deutschland. 1. 1961.
- POESCHEL, Erwin: Die Kunstdenkmäler der Stadt St. Gallen II, 1. 1957.
- PULT, Caspar: Über die sprachlichen Verhältnisse der Raetia prima im Mittelalter. 1928.
- RASCH, Gerhard: Die bei antiken Autoren überlieferten geographischen Namen im Raum nördlich der Alpen. Diss. Heidelberg (masch.) 1950.
- REITZENSTEIN, Wolf-Arnim. Frhr. von: Untersuchungen zur römischen Ortsnamengebung. Diss. München 1970.
- SALADIN, Guntram: Zwei merkwürdige Namen (Lotenbach, Wägital) in: Beitr. z. Sprachwissenschaft u. Volkskunde. Festschrift f. Ernst Ochs. 1951.
- SCHEFOLD, Max: Die Bodenseelandschaft. Alte Ansichten und Schilderungen. 2. Aufl. 1970.
- SCHUEERMEIER, Paul: Einige Bezeichnungen für den Begriff Höhle in den romanischen Alpendialekten. Diss. Zürich, Halle. 1920.
- SCHMID, Anneliese: Die ältesten Namensschichten im Stromgebiet des Neckar, in: BzN 12 (1961), S. 225 ff.; BzN 13 (1962), S. 53ff., 97ff., 209ff.
- SCHMID, Heinrich: Zur Geschichte der Rätoromanischen Deklination, in: VR 12 (1953), S. 21-81.
- SCHMID, Karl: Auf dem Wege zur Wiederentdeckung der alten Ordnung des Sankt Galler Verbrüderungsbuches, in: Florilegium Sangallense. Festschrift f. Joh. Duft zum 65. Geburtstag. 1980.
- SCHMID, Wolfgang Paul: Alteuropäisch und Indogermanisch. Abh. d. Akad. d. Wiss. u. Lit., Geistes- u. Sozialwiss. Klasse. Mainz. 1968.
- SCHMID, Wolfgang Paul: Die alteuropäische Hydronymie, Stand und Aufgaben ihrer Erforschung, in: BNF NF 16 (1981), S. 1ff.
- SCHNEIDER, Ernst: Flurnamen der Gemarkungen Radolfzell, Böhringen, Überlingen a.R. Hegau-Flurnamen VII. 1967.
- SCHORTA, Andrea: Rätisches Namenbuch. 2. 1964.
- SCHORTA, Andrea: Das Landschaftsbild von Chur im 14. Jh. Eine Flurnamenstudie. 1942.

- SCHREIBER, Walter: Höwen oder Hewen? in: Hegau 6 (1961), S. 5ff.
- SCHREIBER, Walter: Die Grenzbeschreibung des bischöflich konstanzer Wildbanns in der Hegau-Höri (1155) aus der Sicht heutiger Namenforschung, in: Schriften d. Vereins f. Gesch. d. Bodensees u. seiner Umgebung 87 (1969), S. 139ff.
- SCHREIBER, Walter: Bemerkungen an Gewässernamen der Gemarkung Öhningen und Umgebung, in: Hegau 26 (1969).
- SCHREIBER, Walter: Zwischen Schwaben und Schweiz, Studien anhand einer Geländenamensammlung des Raumes Singen mit anstoßenden Markungen. 1976.
- SCHÜTTE, Leopold: Wik. Eine Siedlungsbezeichnung in historischen und sprachlichen Bezügen. Köln/Wien. 1976.
- SCHWARZ, Ernst: Ahd. wīhs »Dorf« in Ortsnamen, in: Zs. f. Ortsnamenforschung 1 (1925), S. 51ff.
- SNYDER, William H.: Zur ältesten Namensschicht der rechten Nebenflüsse der Donau (von der Quelle bis zur Einmündung des Inns) in: BzN 16, (1965), S. 181ff.; BNF 1 (1966), S. 43ff.
- SONDEREGGER, Stefan: Die Orts- und Flurnamen des Landes Appenzell I. Grammatische Darstellung. 1958.
- SONDEREGGER, Stefan: Der Alpstein im Lichte der Bergnamengebung. 1967.
- SONDEREGGER, Stefan: Die Siedlungsverhältnisse Churrätens im Lichte der Namenforschung, in: Von der Spätantike zum frühen Mittelalter. Vorträge und Forschungen XXV. 1979. S. 238ff.
- Sprachleben der Schweiz: Sprachwissenschaft-Namenforschung-Volkskunde, hg. von Paul Zinsli u. a. (= Festschrift Rudolf Hotzenköcherle). 1963.
- SPRINGER, Otto: Die Flußnamen Württembergs und Badens. 1930.
- STAHELIN, Felix: Die Schweiz in römischer Zeit. 3. Aufl. 1948.
- STAERKLE, Paul: Die Rückvermerke der älteren St. Galler Urkunden. 1966.
- STEINER, Thaddäus: Die Flurnamen der Gemeinde Oberstdorf im Allgäu = Die Flurnamen Bayerns, Heft 6, Teil II, 1973.
- STUCKI, Karl: Zu den Orts- und Flurnamen, in: Die Stadt St. Gallen und ihre Umgebung, hg. von Gottlieb Felder. 1916.
- SZADROWSKY, Manfred: Nomina agentis des Schweizerdeutschen in ihrer Bedeutungsentfaltung. 1918.
- SZADROWSKY, Manfred: Gegensinn im Schweizerdeutschen, in: Zs. f. deutsche Mundarten 19 (1924) (= Festschrift f. A. Bachmann), S. 11ff. und Nachträge, in: Teuthonista Jg. 1 (1924), S. 1ff.
- SZADROWSKY, Manfred: Lateinisch-aria in der alemannischen Schweiz, in: Zs. f. Namenforsch. 14 (1938), S. 31ff.
- TANNER, Alexander: Die römischen Kastelle; Brücken zwischen Kelten und Alemannen. 1978.
- Tettngang – Beschreibung des Oberamts: Zweite Bearbeitung. 1915.
- TRIER, Jost: Venus, Etymologien um das Futterlaub. 1963.
- VALTAVUO, Toivi: Der Wandel der Worträume in der Synonymik für Hügel. Mémoires de la Société Néophilologique de Helsinki XX. 1959.
- VOGT, Werner: Vorarlberger Flurnamenbuch. 4. 1971.
- VONBANK, Elmar: Vor- und Frühgeschichte, in: Landes- und Volkskunde, Geschichte, Wirtschaft und Kunst Vorarlbergs, hg. von Karl Ilg. II. 1968. S. 1–43.
- DE VRIES, Jan: Kelten und Germanen. 1969.
- WERNLI, Fritz: Die Frage der Kontinuität vom Altertum zum Mittelalter und die -aha-Namen in der deutschsprachigen Schweiz und in anderen der Sprachgrenze nahen Gebieten. Degersheim 1977.
- WERNLI, Fritz: Ortsnamenkunde, Siedlungsgeschichte u. Verfassungsgeschichte. Ein Beitrag zur Frage der -heim-Ortsnamen etc. Degersheim 1977.
- ZEHREER, Josef: Ortsnamen von Vorarlberg II, in: Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins 1960.
- ZEHREER, Josef: Zu den vordeutschen Alp-, Berg- und Flußnamen in den hinteren Lagen des Bregenzerwaldes, in: Jahrbuch d. Vorarlberger Landesmuseumsvereins 1965, S. 14ff.
- ZEHREER, Josef: Die Ortsnamen von Vorarlberg, 2. Nachtrag, in: Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins. 1967.
- ZEHREER, Josef: Frühe Namensschichten in Vorarlberg, in: Studien zur Namenkunde und Sprachgeographie. Festschrift f. Karl Finsterwalder z. 70. Geburtstag. 1971.
- ZEHREER, Josef: Der Name Vinomna in neuer Sicht, in: Montfort 25 (1975), S. 95–98.



- ZINSLI, Paul: Grund und Grat. Die Bergwelt im Spiegel der schweizerdeutschen Alpenmundarten. Bern o. J.  
 ZINSLI, Paul: Das Berner Oberland als frühe alemannische Siedlungsstaffel im westschweizerdeutschen Sprachgrenzraum, in: Namenforschg. Festschrift f. Adolf Bach. 1965. S. 330 ff.  
 ZINSLI, Paul: Ortsnamen. Strukturen und Schichten in den Siedlungs- und Flurnamen der deutschen Schweiz. 2. Aufl. 1975.  
 ZOFFI, Fritz: Zeugnisse alter Zweisprachigkeit im Glarnerland, in: VR 12 (1953), S. 305 ff.

#### ABKÜRZUNGEN

ahd	= althochdeutsch
air	= altirisch
BzN	= Beiträge zur Namenforschung Bd. 1–16, 1949–1965
BNF	= Neue Folge der »Beiträge zur Namenforschung«, Bd. 1 von 1966 an
germ.	= germanisch
Id	= Schweizerisches Idiotikon, Wörterbuch der Schweizerdeutschen Sprache, 1881 ff.
idg.	= indogermanisch (indoeuropäisch)
ma.	= mundartlich
mhd.	= mittelhochdeutsch
mir	= mittelirisch
IF	= Indogermanische Forschungen
PN	= Personenname
VR	= Vox Romanica

#### VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

- 1 Die spätrömischen Kastelle und Warten am Hochrhein, aus: Ur- und Frühgeschichtliche Archäologie der Schweiz. 6. Das Frühmittelalter. Basel 1979. Abb. 29, S. 107.
- 2 Die Lage von Kastell, des frühromischen vicus und der römischen Brücke von Tasgaetium-Eschenz, aus: Alexander Tanner, Die römischen Kastelle, Brücken zwischen Kelten und Alemannen, ein Beitrag zur Siedlungskontinuität. Zürich 1978. Abb. 73, S. 164.
- 3 Das Urallgäu, nach Ulrich Crämer, Das Allgäu, Werden und Wesen eines Landschaftsbegriffs. Remagen 1954. Karte 2, S. 16.
- 4 Das Allgäu im Mittelalter, nach Ulrich Crämer, Karte 3, S. 32, wie Abb. 6.
- 5 Die kelto-romanischen -acum-Namen auf dem Gebiet der Schweiz, in: Archäologie der Schweiz (wie Abb. 1) Abb. 7, S. 84.
- 6 Benedikt Bilgeri, Der mittelalterliche Landesausbau von Vorarlberg, Alem. Jahrbuch 1954, S. 194.
- 7 Karl Ilg, Die historisch belegten Walserniederlassungen in Vorarlberg, aus: Die Walser in Vorarlberg. Dornbirn 1949. Karte bei S. 64.
- 8 Vordeutsche Sprachschichten in den Ortsnamen des Landes Appenzell, aus: Stefan Sonderegger, Grundlegung einer Siedlungsgeschichte des Landes Appenzell anhand der Orts- und Flurnamen. Trogen 1958. Karte 2.
- 9 Blick auf Bodman, Ölbild von Sebastian Dirr, 1819, aus: Herbert Berner (Hg), Bodman, Dorf, Kaiserpfalz, Adel. Sigmaringen 1977. Titelbild.
- 10 Ehemaliges Kloster Wagenhausen bei Stein a. Rh. aus: Arno Borst, Mönche am Bodensee 610–1525. Sigmaringen 1978, S. 393.
- 11 Bodenseekarte von Gilg Tschudi, Ausschnitt aus seiner zweiten Schweizerkarte, gezeichnet um 1565, aus: Johannes Duft, Der Bodensee in St. Galler Handschriften. 3. Aufl. St. Gallen/Sigmaringen 1979. Tafel XI bei S. 80.

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. Bruno Boesch, CH-8607 Seegraben, Bei der Kirche

# Die Mundarten des Bodenseeraumes

VON EUGEN GABRIEL

## A. Die Materialgrundlage

Wenn hier von den Mundarten des Bodenseeraumes die Rede sein soll, so ist die historisch gewachsene »Grundmundart« gemeint, wie sie noch von der älteren Generation gesprochen wird<sup>1</sup>. Wenn man sie bei der Materialerhebung von der sogenannten »Umgangssprache« abgrenzen will, so ist das Wörtchen »man« eine große Hilfe: Wenn die Gewährperson angibt, so habe »man« immer schon gesagt, dieses oder jenes Wort bzw. jene Lautung habe »man« immer schon so ausgesprochen, so darf der Mundartforscher relativ sicher sein, daß er die »Grundmundart« festhält. Psychologisch ist dabei wichtig, daß die Gewährperson sich einer »Ortsnorm« verpflichtet fühlt, basierend auf einem »Gruppenbewußtsein«<sup>2</sup>, das jedes Mitglied der Dorfgemeinschaft verbindet und das sich sprachlich in der »Grundmundart« manifestiert. Die kleinste Einheit für dieses »Gruppenbewußtsein« ist auch heute noch das Dorf bzw. die politische Gemeinde. Daneben gibt es auch größere Landschaften ohne feste Grenzen, denen sich Menschen zugehörig fühlen, wie z. B. das Allgäu<sup>3</sup>, oder (ehemals) politisch abgegrenzte Räume, zu denen sich die Bewohner rechnen, wie die »Badener«, »Schwaben« oder die »Schweizer«.

Der Bodenseeraum wird von den Anwohnern weder psychologisch (im Sinne eines »Gruppenbewußtseins«) als Einheit empfunden, abgesehen vielleicht davon, daß die Oberschwaben ihre südlichen, am Bodensee wohnenden Nachbarn »Seehasen« nennen, noch ist er sprachlich eine Einheit. Charakteristisch ist vielmehr eine Vielzahl sehr unterschiedlicher Ortsmundarten, wenn man etwa an die Mundarten des Vorarlberger und St. Galler Rheintales, des Thurgaus oder der Höri denkt. Einige gemeinsame Züge herauszuarbeiten, ist denkbar schwierig, es soll aber nicht unversucht bleiben.

Leider ist auch die Forschungslage unterschiedlich. Die Schweiz ist durch die Aufnahmen zum »Sprachatlas der deutschen Schweiz (= SDS)« in vorbildlicher Weise erforscht worden. Eine, wie ich hoffe, gleichwertige Materialsammlung habe ich in den Jahren 1964 bis 1968 für Vorarlberg und Liechtenstein durchgeführt, die ich für die vorliegende Abhandlung beiziehen

1 Vgl. dazu A. RUOFF, § 23.

2 Dazu H. MOSER, Sprachgrenzen, S. 97ff.

3 Siehe dazu W. KÖNIG, S. 186–200.

konnte. Für Baden-Württemberg ist die Aufnahmearbeit für einen »Südwestdeutschen Sprachatlas (= SSA)« im Jahre 1974 begonnen worden, wobei gerade der für das Bodenseegebiet wichtige Raum Oberschwaben noch weitgehend fehlt. Eine Reihe bereits fertiger Aufnahmen konnte ich ebenfalls beiziehen. Sonst war ich hier auf H. Fischers Schwäbischen Sprachatlas (= Geogr.) und einzelne Monographien angewiesen. Bei den Karten habe ich versucht, so weit wie möglich die gesamtalemannischen Verhältnisse zu berücksichtigen, ohne aber immer im einzelnen darauf einzugehen.

## B. Die Zuordnung der Mundarten des Bodenseeraumes (Karte 1)

Wie W. Kleiber wohl mit Recht sagt<sup>4</sup>, hat sich unter den zahlreichen Vorschlägen zur Binnengliederung des Alemannischen die Dreigliederung Fr. Maurers in »oberrheinisch«, »schwäbisch« und »südalemannisch« allgemein durchgesetzt. Es ist aber ausgesprochen schwierig, die Mundarten des Bodenseeraumes, besonders was Vorarlberg betrifft, einer dieser Gruppen zuzuordnen<sup>5</sup>. Es ist nämlich sicher, daß die Dreigliederung nur für die Zeit vom Spätmittelalter an gelten kann, wo das Südalemannische erst zum Reliktgebiet des Gesamtalemannischen wird und die neuhochdeutsche Diphthongierung das Schwäbische vom Alemannischen trennt<sup>6</sup>. Das Bodenseegebiet ist aber schon im frühen Mittelalter von den Alemannen besiedelt worden.

Für das Alemannische scheint mir der West/Ost-Gegensatz von wesentlicherer Bedeutung zu sein, der schon in der Zeit der Landnahme durch die Alemannen grundgelegt wurde, als sie vom Kraichgau aus einmal die Rheinebene in Richtung Basel, einmal das Neckar-Donau-Gebiet zum Bodensee hin besiedelten und so das Gebiet der heutigen Schweiz von zwei Seiten erreichten. Ich würde hier E. E. Müller zustimmen, wenn er sagt: »Dann wären in dieser frühen Zeit der Besiedlung schon die Anfänge einer sprachlichen Zweiteilung des Gesamtgebietes gelegt, und es ist möglich, daß solche Voraussetzungen auch die frühen politischen Grenzziehungen mitbestimmt haben«<sup>7</sup>.

Auch R. Hotzenköcherle schreibt: »Bachmann hat gemeint, der Gegensatz West/Ost stehe an Gesamtbedeutung dem Nord/Süd-Gegensatz weit zurück; wir glauben heute, das Kartengesamt des SDS werde dereinst das Gegenteil belegen«<sup>8</sup>. Die Skepsis, die R. Hotzenköcherle (S. 220/221) der Konzeption Fr. Maurers, der die Aare-Reuss-Schranke als Fortsetzung der Schwarzwaldschranke sah, entgegenbringt, finde ich von meinem Standpunkt aus nicht

4 W. KLEIBER, S. 357.

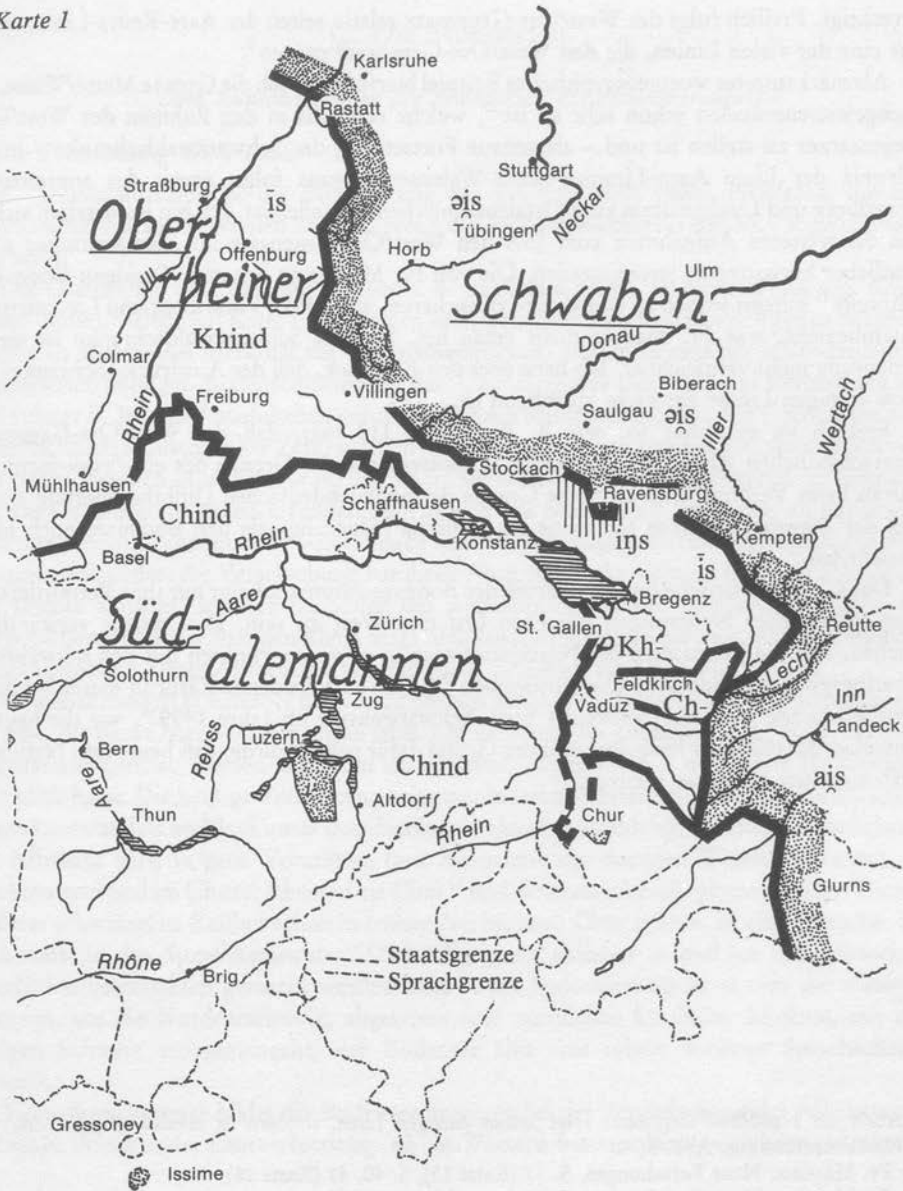
5 Vgl. schon Fr. MAURER, Oberreiner, S. 17: »Eine Zwischenstellung nimmt das Bodenseegebiet ein, das zunächst zum Süden gehört und hier sowohl nach dem Schweizer Mittelland wie nach Vorarlberg hin die Wege öffnet; das sich teils, besonders in seiner späteren geschichtlichen Entwicklung, aber auch zum Norden stellt.«

6 Vgl. B. BOESCH, S. 112/113.

7 E. E. MÜLLER, S. 135.

8 R. HOTZENKÖCHERLE, S. 217 und Abb. 16–19.

Karte 1



Gliederung des Alemannischen (nach Fr. Maurer)

berechtigt. Freilich folgt der West/Ost-Gegensatz relativ selten der Aare-Reuss-Linie; sie ist nur eine der vielen Linien, die den West/Ost-Gegensatz prägen<sup>9</sup>.

Als markantestes wortgeographisches Beispiel hierfür finde ich die Grenze Matte/Wiese, die nachgewiesenermaßen schon sehr alt ist<sup>10</sup>, welche ebenfalls in den Rahmen des West/Ost-Gegensatzes zu stellen ist und – als genaue Fortsetzung der Schwarzwaldschränke – in der Schweiz der Linie Aare–Limmat–Linth–Walensee–Sargans folgt, somit das angrenzende Vorarlberg und Liechtenstein zum Ostalemannischen zu stellen ist. Ich bin inzwischen sicher, daß die weiteren Aufnahmen zum SSA den West/Ost-Gegensatz im Alemannischen noch deutlicher hervortreten lassen werden. Die von Fr. Maurer so benannte Sundgau-Bodensee-Schränke<sup>11</sup> scheint jedoch an »Gewicht« zu verlieren, wenn man Vorarlberg und Liechtenstein miteinbezieht, was Fr. Maurer nicht getan hat. Mit der Schwarzwaldschränke ist sie an Bedeutung nicht vergleichbar. Ich habe eher den Eindruck, daß der Ausdruck »Schränke« für diese wenigen Linien gar nicht zutreffend ist.

Freilich ist es sicher so, wie B. Boesch S. 113 sagt, daß der West/Ost-Gegensatz unterschiedlichen Alters ist. Bestimmte Isoglossen, wie die Grenze des ein-/zwei-formigen Plurals beim Verbum, sind alt<sup>12</sup>, die Grenze der neuhochdeutschen Diphthongierung dürfte eine der jüngsten Grenzen sein, eine schwäbische Neuerung, die den Bodensee noch nicht erreicht hat<sup>13</sup>.

Das Charakteristische der Mundarten des Bodenseeraumes scheint mir ihre Vermittlerstellung sprachlicher Neuerungen zwischen Ost und West zu sein. Dies würde verständlich machen, daß die Mundarten der Nordostschweiz in so vielen Punkten mit den schwäbisch-vorarlbergischen Mundarten übereinstimmen<sup>13a</sup>. Eine entscheidende Zäsur in dieser Vermittlerrolle brachte wohl der Schweizer bzw. Schwabenkrieg im Jahre 1499<sup>14</sup>, wo die heutige Schweizer Staatsgrenze festgelegt und der Grund dafür gelegt wurde, daß heute drei Nationalstaaten an den Bodensee grenzen.

9 Auch der Nord/Süd-Gegensatz folgt keiner einzigen Linie, sondern ist ebenso aufgefächert, vgl. R. HOTZENKÖCHERLE, Abb. 5, 6.

10 Fr. MAURER, *Neue Forschungen*, S. 17 (Karte 13), S. 40, 41 (Karte 26).

11 Fr. MAURER, *Neue Forschungen*, S. 19–21 und Karte 16, 17.

12 Der nordostschweizerische Einheitsplural auf –ad setzt sich weit ins Schwäbische hinein fort, ebenso der zweiformige Pl. –a/-ad/-a ins badische Rheintal, wo er vom fränkischen Einheitsplural auf –a abgelöst wird.

13 Die Diphthongierung ist in der jüngeren Ma. Oberschwabens inzwischen allerdings bis zum Bodensee üblich geworden.

13a Vgl. die bei R. TRÜB, S. 93 angegebene Grenze in der Ostschweiz.

14 Vgl. O. FEGER, 3. Bd., S. 332–349.

## C. Die Mundarten

### 1. Zum Konsonantismus der Mundarten des Bodenseeraumes

#### a) Die Entwicklung der *k*-Laute

Beim Konsonantismus ist die Entwicklung der *k*-Laute noch voller Probleme, die erst abschließend behandelt werden können, wenn die Aufnahmearbeit für den SSA abgeschlossen sein wird.

Die Grenze der Verschiebung von germ. *k*- im Anlaut zu *kx*, *kb* bzw. *x*- (die sog. *Kind/Chind*-Linie), welche auf Karte 1 eingetragen ist<sup>15</sup>, ist in ihrem Verlauf ziemlich genau bekannt. Sie gilt als wichtigstes Merkmal des »Südalemannischen« und stellt eine der Hauptlinien der Maurerschen Sundgau-Bodensee-Schranke dar. Über mögliche Ursachen und Verbreitung hat sich zuletzt B. Boesch<sup>16</sup> ausführlich geäußert. Danach handelt es sich um eine Grenze, die sich »offensichtlich in historischer Zeit räumlich nicht allzu weit verschoben« hat, wenngleich von ihm wahrscheinlich gemacht wurde, daß sie früher etwas weiter nördlich verlief. Er vermutet mit meines Erachtens guten Gründen, daß es sich um eine in sehr frühe Zeit zu datierende Lautveränderung handeln muß: »Zusammen mit der Siedlungsgeschichte ergibt sich aus dem Gesagten folgendes: die Verschiebung hat ihren Ausgangspunkt nicht im Innerschwäbischen, wie Mitzka annahm, sondern im Süden des Alemannischen im 6. Jahrhundert gehabt, im Zeitpunkt der südwärts über den Rhein ausgreifenden Kolonisation und zwar mit Einschluß der Ausgangsgebiete dieses Aufbruchs: von Sundgau, Breisgau, Baar und Hegau.«

Offenbar handelt es sich aber doch nicht um eine gesamtalemannische Erscheinung, sondern um eine, die dem Osten von Anfang an fehlt. Ob sie bereits im Zusammenhang des West/Ost-Gegensatzes gesehen werden kann, bin ich unsicher, obgleich ich es nicht ganz für unwahrscheinlich halte. Die heutige Verbreitung zeigt zumindest zweierlei: im Westen Zurückdrängen dieses Lautwandels im Elsaß unter dem Einfluß fränkischer Strahlung, im Osten Beibehaltung der Affrikata auch in ganz Vorarlberg (mit Ausnahme der dortigen Walsermundarten), in Liechtenstein und im Churer Rheintal bis Chur<sup>17</sup> und dem erst sehr spät germanisierten Thuisis. Daß der schwäbische Einfluß schon in früher Zeit bis nach Chur reichte, ist eine Tatsache, die auch sonst in den Sprachkarten des SDS häufig genug ablesbar ist und aus der politischen Geschichte verständlich gemacht werden kann<sup>18</sup>. Im Bodenseeraum ist es eine der wenigen Grenzen, wo die Nordostschweiz, abgesehen vom nördlichen St. Galler Rheintal, mit der übrigen Schweiz zusammengeht, der Bodensee also eine relativ wichtige Sprachscheide darstellt.

Keine Sprachgrenze bildet der Bodensee hingegen bei der Vereinfachung der Affrikata zur einfachen Fortis in der Lautverbindung *-nk-* in Wörtern wie »trinken«, »stinken«, »denken«,

15 Gezeichnet nach Fr. Maurer, Neue Forschungen, Karte 17, sowie SDS II 94 und eigene Aufnahmen. Zu ergänzen wären die Sprachinsel Emmingen ab Egg, das (walsersche) Triesenberg in Liechtenstein für die Verschiebung zu *x*-, umgekehrt fehlt die Verschiebung in Basel-Stadt.

16 B. BOESCH, S. 117/118.

17 Nach SDS II, 94 ist die *kb*-Lautung im Churer Rheintal nur noch in vier Aufnahmeorten belegt. Es ist aber m. E. anzunehmen, daß die *x*-Lautung unter Einfluß der Nachbarmaa. vorgeückt ist.

18 Vgl. dazu P. MEINHERZ, S. 208–226.

»tränken« etc., welche auf Karte 2 eingetragen ist<sup>19</sup>. Man sagt dort *trinka, štinka, tenka, trenka*, ebenso *kštank* »Gestank«, *bank* »Bank« etc., im Gebiet der Konsonantenschwächung *dringa, šdinga* etc. Dieselbe Vereinfachung gilt auch im Inlaut und unmittelbaren Auslaut, z. B. in *truk(k)a* »drücken«, *ak(k)r* »Acker«, *tek(k)i* »Decke« und *bok* »Bock«, *dik* »dick«, *sak* »Sack«, *štok* »Stock« u. a. m.

Hier ist diese Lautentwicklung auch in der Nordostschweiz üblich geworden, ebenso in dem spät germanisierten Kanton Glarus, im südlichen Teil des Kantons St. Gallen, dem angrenzenden Liechtenstein und dem Churer Rheintal, wobei die Vereinfachung im In- und Auslaut nach SDS II,95 auch im Schanfigg, in Thuisis und Schmitten gültig geworden ist. In Südvorarlberg gilt sie lediglich noch in Nofels (bei Feldkirch), scheint aber auch im nördlich angrenzenden Vorarlberger Rheintal bis zur Höhe von Götzis einmal gegolten zu haben, da ich hier häufig *kh*-Lautung in Wörtern, die auf germ. *g* zurückgehen, z. B. *rukha* »Rücken«, *lekha* »legen«, *likha* »liegen«, *glokha* »Glocke«, notiert habe. Ich kann mir die Entstehung dieser Lautungen nicht anders vorstellen, als daß die Affrikata in jüngster Zeit wieder eingeführt wurde und es deswegen zu diesen etymologisch »unrichtigen« *kh*-Lautungen kam. Denn durch die Vereinfachung des *kh*-Lautes zu *k* in *akr, teki* etc. war kein Unterschied mehr zu der etymologisch »richtigen« *k*-Lautung in *ruka, leka* etc., so daß bei der Wiedereinführung der *kh*-Lautung kein Unterschied gemacht wurde zwischen Wörtern wie *akr* (⟨germ. *k*) und *ruka* (⟨germ. *g*). Solche etymologisch »unrichtigen« *kx*-Lautungen belegt auch W. Wiget für das untere Toggenburg<sup>20</sup>, die zeigen, daß die Vereinfachung zum *k*-Laut einmal weiter nach Süden reichte als heute.

Während in der Nordschweiz die *k*-Lautung ganz sicher vom Norden vorgedrungen ist, könnte im Süden mit A. Bachmann<sup>21</sup> an rätoromanische Substratwirkung gedacht werden. Ich würde heute allerdings mehr daran glauben, daß es sich hier um ein ehemals zusammenhängendes Gebiet gehandelt hat, die *k*-Lautung also unter nördlichem Einfluß bis nach Chur vorgerückt ist, da in anderen Gebieten, die ebenfalls spät germanisiert worden sind, wie z. B. Südvorarlberg südlich von Feldkirch, diese Vereinfachung nicht zu belegen ist.

### b) Die Konsonantenschwächung

Die sogenannte binnendeutsche Konsonantenschwächung<sup>22</sup>, eine der letzten großen Veränderungen im hochdeutschen Konsonantismus, ist eine Lautentwicklung, die die Mundarten des Bodenseeraums nicht erreicht hat bzw. im oberschwäbischen Raum gegenwärtig bis zum Bodensee vorzurücken scheint.

Ich habe die Grenzzone auf Karte 2 nach den einschlägigen Karten im SDS II sowie den bisher gemachten Aufnahmen zum SSA einzutragen versucht<sup>23</sup>. Sie ist, das zeigen unsere Aufnahmen immer deutlicher, in Wirklichkeit viel breiter und auch von der Stellung des Konsonanten innerhalb der Silbe abhängig: die Lenisierung im An- und Auslaut reicht viel

19 Karte gezeichnet nach SDS II 95–103 sowie den Aufnahmen für den SSA und dem »Vorarlberger Sprachatlas«; vgl. auch B. BOESCH, S. 113–116

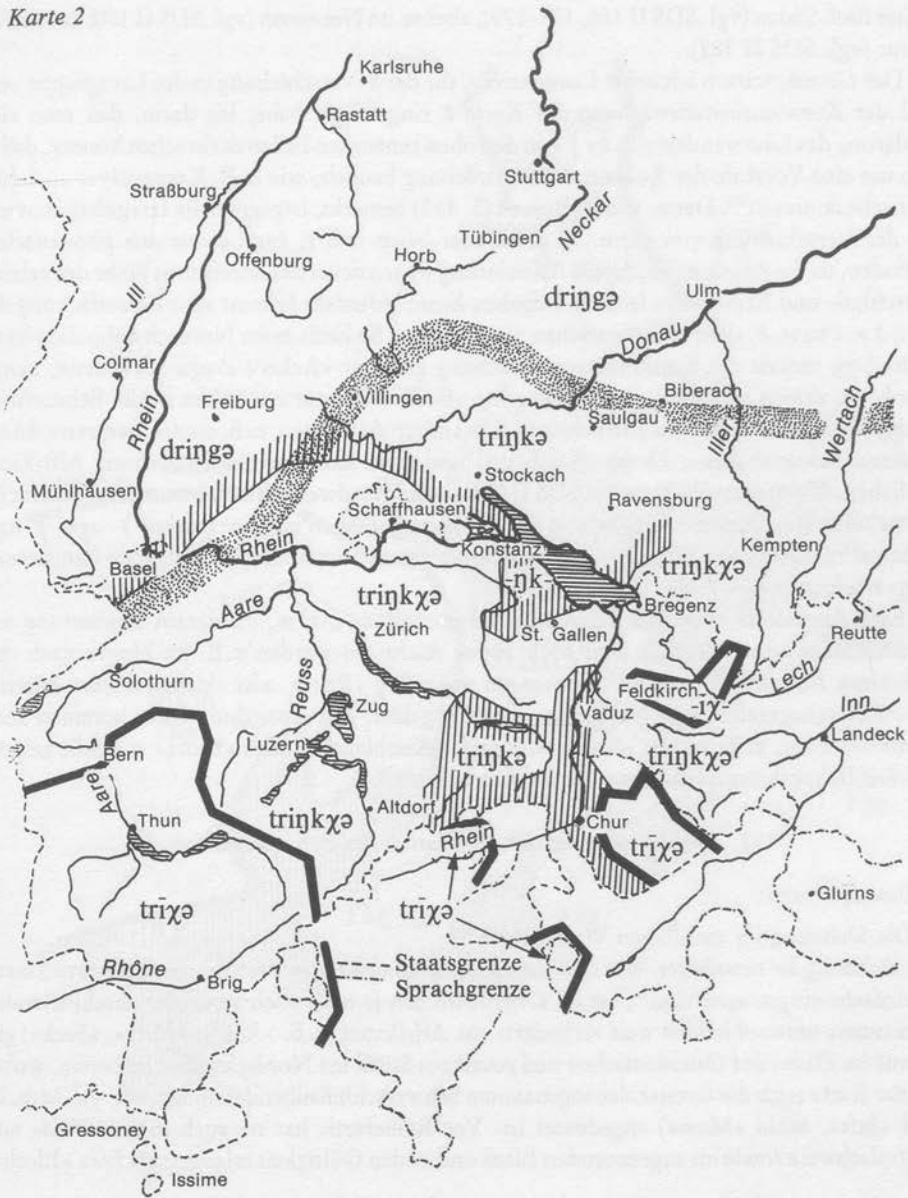
20 W. WIGET, § 85.

21 B. BOESCH, S. 113, 115.


22 Siehe dazu E. SEIDELMANN, S. 374–377.

23 Der Verlauf, den K. BOHNENBERGER Kartenlinie 16 angibt, ist streckenweise unrichtig.

Karte 2



Germ.-ŋk-

 Grenzzone der binnendeutschen  
Konsonantenschwächung (Inlaut)



weiter nach Süden (vgl. SDS II 165, 176–179), ebenso im Nebenton (vgl. SDS II 180, 181) als im Inlaut (vgl. SDS II 182).

Der Grund, warum ich beide Lautgrenzen, die der *k*-Verschiebung in der Lautgruppe *-nk*- und der Konsonantenschwächung auf Karte 2 eingetragen habe, lag darin, daß man eine Erklärung des Lautwandels von *kx* > *k* in den oben genannten Fällen darin sehen könnte, daß es sich um eine Vorstufe der Konsonantenschwächung handelt, wie es E. Kranzmayer auch fürs Bairische annimmt<sup>24</sup>. Denn, wie B. Boesch (S. 113) bemerkt, begegnen die Irregularitäten nur bei der Verschiebung von germ. *k*, nicht aber bei *p* und *t*, ganz sicher aus phonetischen Gründen, da die Affrikata *kx*, *kh* die Affrizierung wegen der artikulatorischen Nähe des velaren Verschuß- und Reibelautes leichter aufgeben kann; jedenfalls kommt eine Vereinfachung des *pf*, *ts* > *p*, *t* bzw. *b*, *d* im Oberdeutschen nirgends vor. So heißt es im Nordschwäbischen bzw. Badischen, soweit die Konsonantenschwächung gilt, *agr* »Acker« *druga* »drücken«, *denga* »denken«, *dringa* »trinken«, *sag* »Sack«, *bog* »Bock« etc.; nur im Anlaut ist die Behauchung (*khind*, *khašda* bzw. *gh-* etc.) beibehalten. Die andern Affrikaten, z. B. *wedsa* »wetzen«, *khads* »Katze«, *lubva* »heben«, *khobv* »Kopf« etc. sind trotz Konsonantenschwächung Affrikaten geblieben. Wenn man die Belege in SDS II 97f. in der Nordwestschweiz heranzieht, scheint im Westen der Weg über die Lenisierung der Affrikata gegangen zu sein: *trinkxa* > *-ngx-* > *-ng-*, während im Osten der Weg über Vereinfachung der Affrikata und nachfolgende Lenisierung ging: *trinkxa* > *-nk-* > *-ng-*.

Eine Ausnahme bildet das vorkonsonantische *k* (vor *l*, *r*, *m*, *n*), dessen Lenisierung mit Behauchungsverlust ziemlich weit nach Süden reicht. So werden z. B. im Hegau nach den bisherigen Aufnahmen zum SSA Lautungen wie *xrūag* »Krug«, *xlai* »klein«, *xneta* »kneten« ohne Übergangsbereich von *gruag*, *glai*, *gneta* abgelöst. Mit Ausnahme vor *r* kommen auch Fortiswerte vor, z. B. *knēaxt* »Knecht«, *knobla* »Knoblauch«, *klots* »Klotz« u. a., die zeigen, daß der Behauchungsverlust vor der Lenisierung lag<sup>25</sup>.

## 2. Zum Vokalismus der Mundarten des Bodenseeraumes

### a) Vokalquantität

#### α) Die Dehnung im einsilbigen Wort (Karte 3)

Die Dehnung im einsilbigen Wort, deren ziemlich komplizierte Verhältnisse auf Karte 3 stark vereinfacht eingetragen sind<sup>26</sup>, ist im Oberdeutschen je nach »Schwere« der abschließenden Konsonanz unterschiedlich weit verbreitet: vor Affrikaten (z. B. »Kopf«, »Netz«, »Sack«) gilt sie nur im Osten des Oberdeutschen und reicht ein Stück ins Nordschwäbische herein, wobei auf der Karte auch die Grenze der sogenannten Schwerschlußsilbendehnung<sup>27</sup> vor *-fd*, *šd* (z. B. *sāfd* »Saft«, *mōšd* »Most«) angedeutet ist. Vor Reibefortis hat sie auch in der West- und Zentralschweiz sowie im angrenzenden Elsaß und Baden Gültigkeit erlangt (z. B. *blāx* »Blech«,

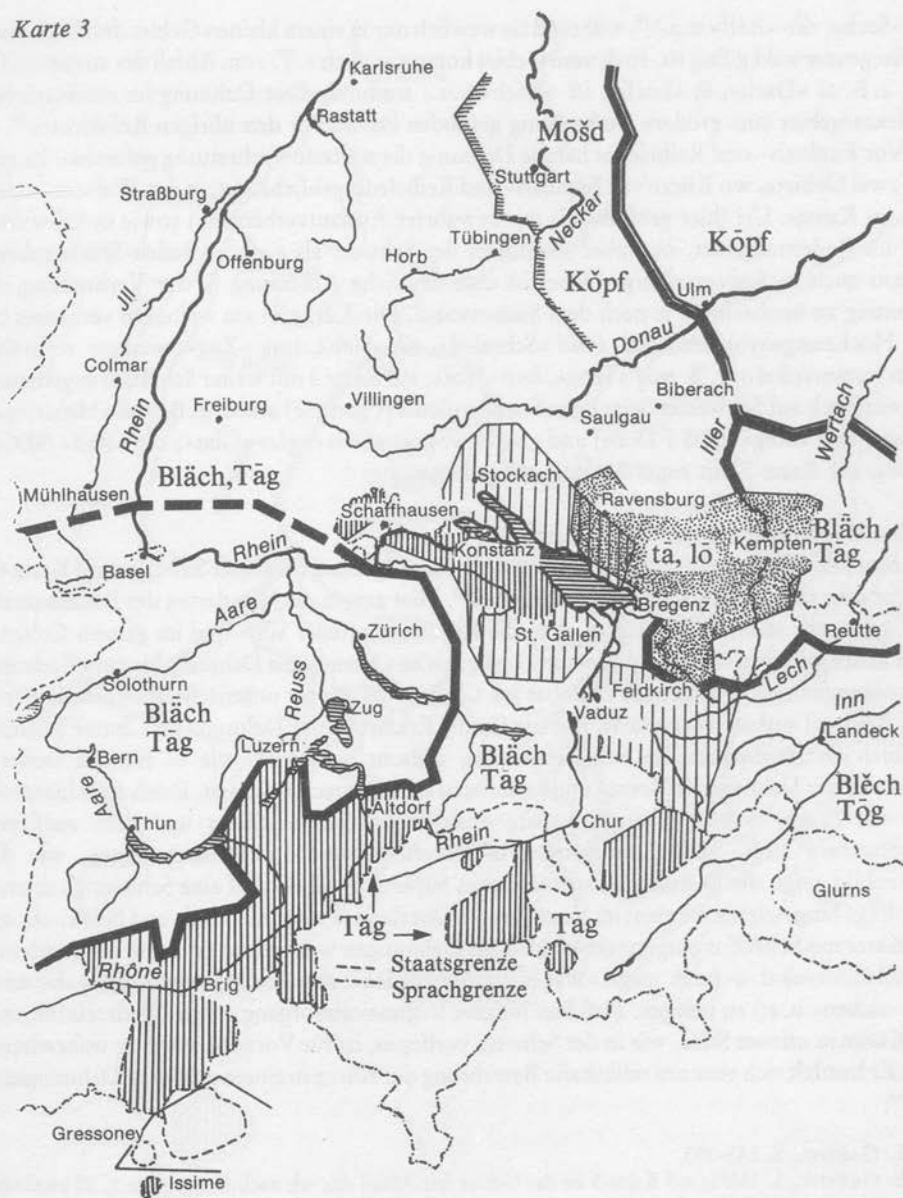
24 E. KRANZMAYER, § 38a 7; im Mitterbairischen ist das Ergebnis der Lenisierung des *kh-*, *kx-* Lautes ebenfalls eine unbehauchte Lenis: *dringa* »trinken«, *šdinga* »stinken«, *bōg* »Bock«, *sōg* »Sack« u. a.

25 Diese Lenisierungen könnten schon sehr alt sein, vgl. J. SCHATZ, § 220, B. BOESCH, S. 117.

26 Die Karte gezeichnet nach: E. GABRIEL, wo auch die Literaturnachweise zu finden sind.

27 E. GABRIEL, S. 167–169.

Karte 3



*Dehnung im einsilbigen Wort*

||||| *Bewahrte Kürze vor  
Explosiv- und Reibelenis*

▬ *Dehnung vor Reibefortis  
(weiteste Verbreitung)*

sāx »Sech«, rāv »Reff« u. a.)<sup>28</sup>, während sie westlich nur in einem kleinen Gebiet des Allgäu und im Bregenzerwald gültig ist. In diesem Gebiet kommt es auch z. T. zum Abfall des auslautenden -ch, z. B. tā »Dach«, lō »Loch«, štī »Stich« u. a., wodurch diese Dehnung im nordöstlichen Bodenseegebiet eine größere Verbreitung gefunden hat als vor den übrigen Reibefortes<sup>29</sup>.

Vor Explosiv- und Reibelenes hat die Dehnung die weiteste Verbreitung gefunden. Es gibt nur zwei Gebiete, wo Kürze vor Explosiv- und Reibelenis geblieben ist: in den Walsermundarten, im Kanton Uri (hier größtenteils mit bewahrter Auslautverhärtung) sowie in Obwalden und im Bodenseegebiet, nun aber sowohl in der Schweiz als auch in Baden-Württemberg, ebenso auch in Südvorarlberg. Dabei ist eine deutliche Abstufung in der Verbreitung der Dehnung zu beobachten, je nach dem Stammvokal. Die Kürze ist am weitesten verbreitet bei den Hochzungenvokalen, z. B. šmid »Schmied«, sib »Sieb«, tsug »Zug«, weniger verbreitet beim Stammvokal o, z. B. trog »Trog«, hov »Hof«, auf Karte 3 mit weiter Schraffur angedeutet, fast nur noch auf Schweizer Seite beim Stammvokal ä (( germ. ē) und a, z. B. mäl »Mehl«, wäg »Weg«, štäg »Steg« (SDS I 25,26) und gras bzw. gräs »Gras«, glas »Glas«, rad »Rad« (SDS II 45,46), auf Karte 3 mit enger Schraffur angedeutet.

#### β) Die Dehnung in offener Silbe (Karte 4)

Die ebenfalls sehr komplizierten Verhältnisse bei der Dehnung in offener Silbe sind auf Karte 4 – wieder sehr stark vereinfacht – wiedergegeben<sup>30</sup>. Hier zeigen die Mundarten des Bodenseeraumes noch sehr stabile Verhältnisse, d. h. die Kürzen in offener Silbe sind im ganzen Gebiet – auch in der jüngeren Mundart – bewahrt. Lediglich im Osten ist die Dehnung bis zum Bodensee vorgedrungen und von hier aus offenbar bis Chur, wohl wieder unter schwäbischem Einfluß, dem Rheintal entlang vorgerückt. Gerade für die Erklärung der Dehnung im Churer Rheintal ist auch an rätoromanische Substratwirkung gedacht worden<sup>31</sup>, wie es für das isolierte Auftreten der Dehnung im Reuss- und Urserental sehr wahrscheinlich ist. Doch auch hier stellt sich die Frage, weswegen sie im späterminierten Südvorarlberg und dem südlichen Liechtenstein fehlt. Meine Aufnahmen in Vorarlberg und Liechtenstein legen, wie das Kartenbild zeigt, die Deutung als schwäbisches Superstrat näher. Auf eine Schwierigkeit muß allerdings hingewiesen werden: im Vorarlberger Oberland (zwischen Götzis und Feldkirch, auf der Karte mit Schraffur eingetragen) fehlen die Dehnungen weitgehend und sind praktisch nur beim Stammvokal -a- (z. B. wāga »Wagen«, vāda »Faden«, aber boda »Boden«, hēba »heben«, siba »sieben« u. a.) zu belegen. Daß hier jüngere Regressionsvorgänge, also Wiedereinführung der Kürze in offener Silbe, wie in der Schweiz vorliegen, ist für Vorarlberg wenig wahrscheinlich. Es handelt sich eher um relikthafte Bewahrung der Kürze in einem größeren Dehnungsgebiet<sup>32</sup>.

28 E. GABRIEL, S. 143–153.

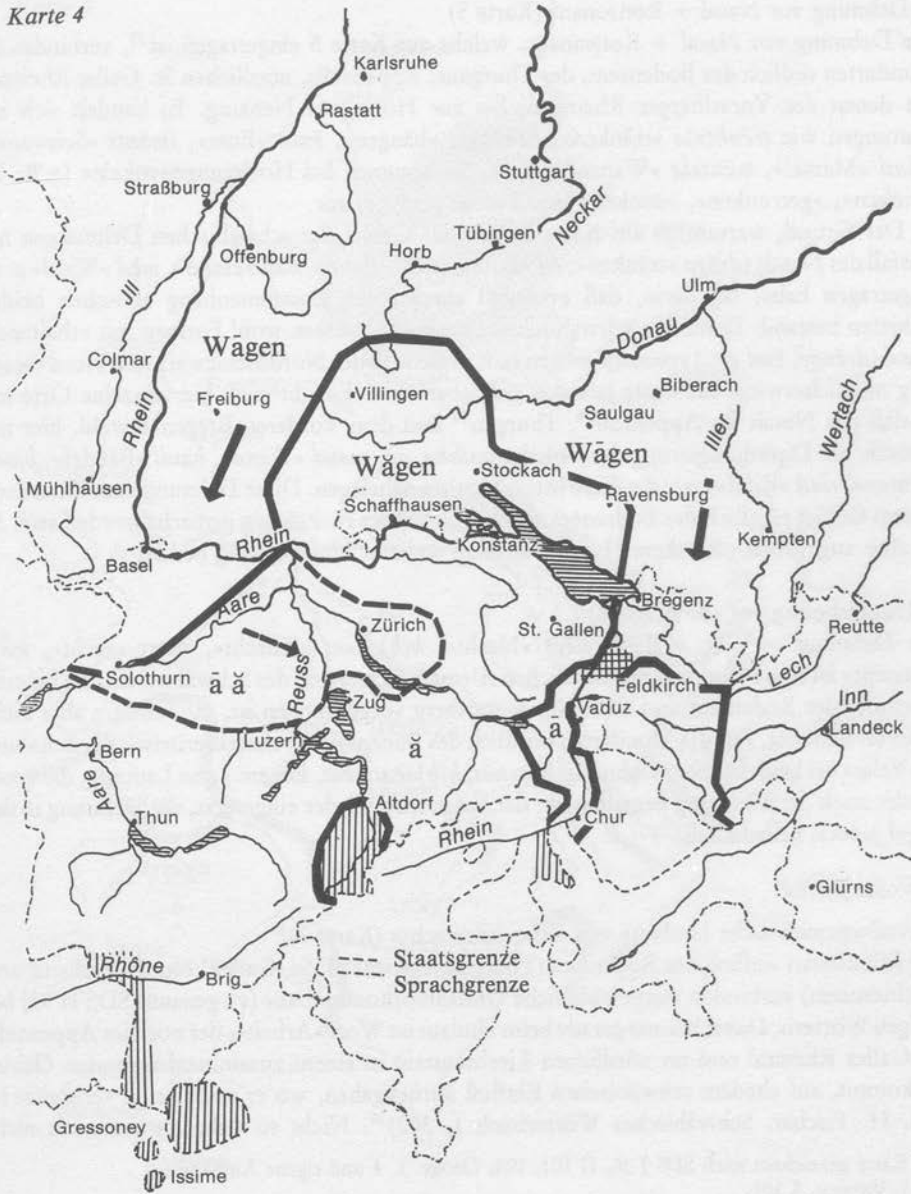
29 E. GABRIEL, S. 153/4; auf Karte 3 ist das Gebiet mit Abfall des -ch nach Geogr. Kte 1, 20 punktiert eingetragen; heute ist diese Lautveränderung stark im Rückgang begriffen.

30 Karte gezeichnet nach SDS II 1–42, Geogr. Kte 1, in Vorarlberg eigene Aufnahmen. Das eingetragene Wort »Wagen, -ā-« steht stellvertretend für alle Dehnungsfälle. Zu den Verhältnissen in den Walsersmaa. s. E. GABRIEL, S. 115–122, zum Reuss- und Urserental ebenda 122, 123; vgl. R. HOTZENKÖCHERLE, S. 222 und Abb. 22, 23.

31 P. MEINHERZ, S. 233.

32 Relikthafte Bewahrung kommt auch in Nordvorarlberg vor, besonders häufig in Hard und Schwarzenberg, seltener in Dornbirn und Lustenau.

Karte 4



*Dehnung in offener Silbe  
(vor Explosiv- und Reibelenis)*

γ) Dehnung vor Nasal + Konsonant (Karte 5)

Die Dehnung vor Nasal + Konsonant, welche auf Karte 5 eingetragen ist<sup>33</sup>, verbindet die Mundarten südlich des Bodensees, des Thurgaus, Appenzells, nördlichen St. Galler Rheintals mit denen des Vorarlberger Rheintales bis zur Höhe von Nenzing. Es handelt sich um Lautungen wie *trēnk(x)a* »tränken«, *hēnk(x)a* »hängen«, *ēnta* »Ente«, *šwānts* »Schwanz«, *māntl* »Mantel«, *wēntala* »Wanze« u. a. m. Sie kommen bei Hochzungenvokalen (z. B. bei »trinken«, »getrunken«, »stinken« usw.) nicht (mehr ?) vor.

Der Grund, warum ich auf Karte 5 auch das Gebiet der schwäbischen Dehnungen mit Ausfall des Nasals (*drēga* »tränken«, *ēd* »Ente«, *wād* »Wand«, *hād* »Hand«, *wēd* »Wind« u. a.) eingetragen habe, lag darin, daß eventuell ehemals ein Zusammenhang zwischen beiden Gebieten bestand. Denn den schwäbischen Lautungen müssen wohl Formen mit erhaltenem Nasal (*drēnga*, *ēnd* etc.) vorausgegangen sein, welche in der Nordostschweiz und Nordvorarlberg möglicherweise bis heute bewahrt geblieben sind. Es gibt auch hier einzelne Orte mit Ausfall des Nasals im Appenzell<sup>34</sup>, Thurgau<sup>35</sup> und dem Vorderen Bregenzerwald, hier mit zusätzlicher Diphthongierung des Vokals: *traikha*, *ait*, *waud* »Wand«, *baidl* »Bündel«, *hiuda* »hinten«, *riud* »Rind« etc., die diese Interpretation nahelegen. Diese Dehnungen müßten dann in dem Gebiet nördlich des Bodensees schon früh wieder rückgängig gemacht worden sein. Es sei aber zugegeben, daß diese Hypothese noch weiterer Überprüfung bedarf.

δ) Die Dehnung vor *-ht* (Karte 6)<sup>36</sup>

Die Dehnung vor *-ht*, z. B. in *nāxt* »Nacht«, *k(h)nēaxt* »Knecht«, *rēaxt* »recht«, *ksīxt* »Gesicht« ist eine Neuerung des nördlichen Alemannischen und des Schwäbischen, die bis zum Nordufer des Bodensees und nach Nordvorarlberg vorgedrungen ist, die Schweiz aber nicht mehr erreicht hat. Für die Mundarten nördlich des Bodensees ist charakteristisch der Schwund des Velars bei beibehaltener Dehnung, also *nāt*, *k(h)nēat*, *rēat*, *ksīt* etc., eine Lautung, die heute wieder stark im Rückgang begriffen ist: der Velar wird wieder eingesetzt, die Dehnung in der Regel jedoch beibehalten.

b) Vokalqualität

α) Außergewöhnliche Umlaute von althochdeutsch *a* (Karte 7)<sup>37</sup>

Die Mundarten südlich des Bodensees (Thurgau, Appenzell, St. Gallen, Nordvorarlberg und Liechtenstein) verbinden »ungewöhnliche Umlautvorkommnisse« (so genannt SDS II 93) bei einigen Wörtern. Dabei könnte gerade beim Umlaut im Wort »Arbeit«, der noch im Appenzell, St. Galler Rheintal und im nördlichen Liechtenstein in einem zusammenhängenden Gebiet vorkommt, auf ehemals schwäbischen Einfluß zurückgehen, wo er noch heute verbreitet ist (vgl. H. Fischer, Schwäbisches Wörterbuch 1, 302)<sup>38</sup>. Nicht so sicher, wenn auch nicht

33 Karte gezeichnet nach SDS I 36, II 101, 103, Geogr. 1, 4 und eigene Aufnahmen.

34 J. VETSCH, § 101.

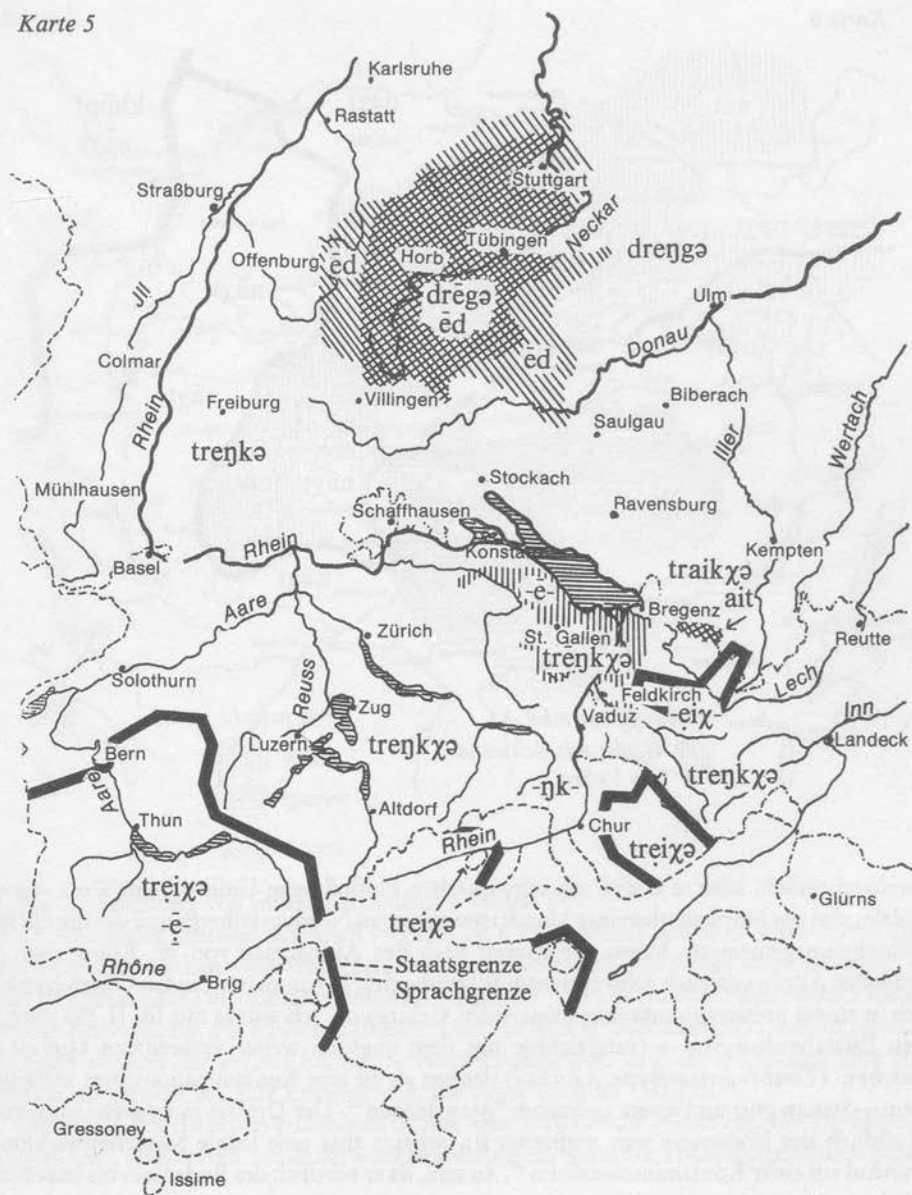
35 F. ENDERLIN, § 59,3 Anm. 2.

36 Karte gezeichnet nach Geogr. Karte 1,20, H. SINGER, Karte 1, nach Aufnahmen für den SSA, in Vorarlberg nach eigenen Aufnahmen.

37 Karte gezeichnet nach SDS II 93, sowie eigene Aufnahmen in Vorarlberg und Liechtenstein, im Allgäu nach Aufnahmen von W. König.

38 Siehe dazu auch H. LÜSSY, S. 30/1, wo nachgewiesen wird, daß der Umlaut in der Schweiz früher »weiter herum gültig gewesen« ist.

Karte 5



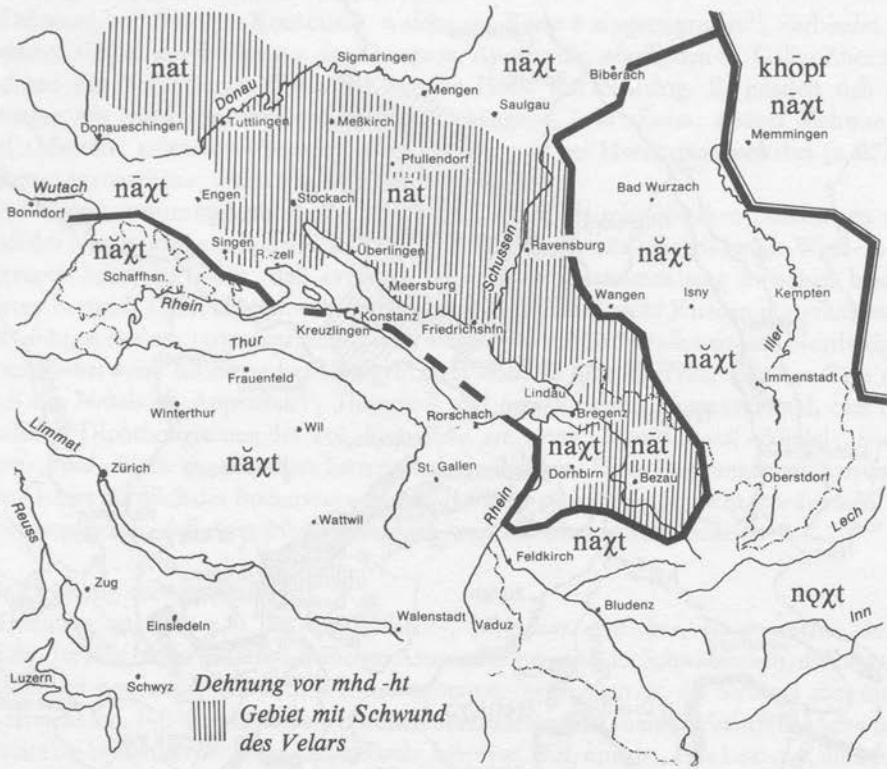
Dehnung vor Nasal und Konsonant

mit

ohne

Ausfall des Nasals

Karte 6

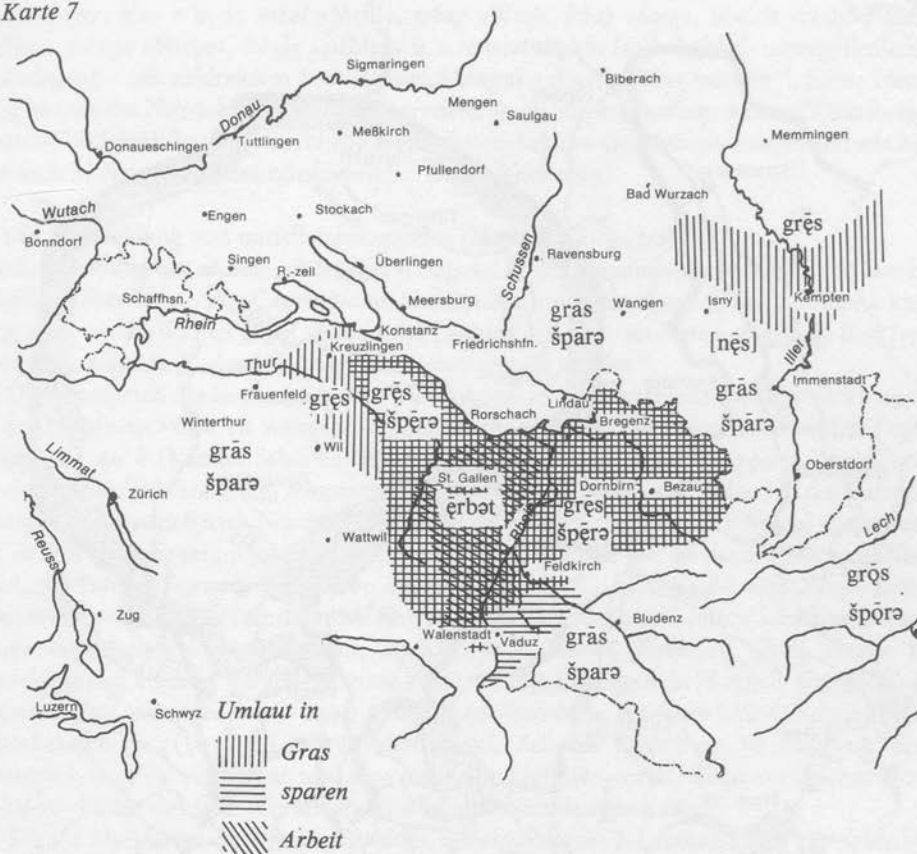


unwahrscheinlich, könnte es sich um schwäbischen Einfluß beim Umlaut beim Wort »Gras« handeln, den die Nordostschweizer Mundarten mit jenen Nordvorarlbergs und des nördlichen Liechtenstein gemeinsam haben. Er kommt nach den Aufnahmen von W. König auch im nördlichen Allgäu und nach Schwäbischem Wörterbuch 3,794 im angrenzenden Oberschwaben noch in einem größeren, zusammenhängenden Gebiet vor. Ich würde mit Id. II,793 eher an einen Palatalumlaut vor *-s* (vergleichbar mit dem ungleich weiter verbreiteten Umlaut in »Flasche«, »Tasche«, »waschen«, »Asche«) denken als an eine Kontaminationsform zwischen einem *a*-Stamm *gras* und einem *ja*-Stamm \**gresi* denken<sup>39</sup>. Der Umlaut in »sparen« hingegen, der südlich des Bodensees weit verbreitet ist, scheint eher eine lokale Sonderentwicklung, beruhend auf einer Kontaminationsform<sup>40</sup>, zu sein, da er nördlich des Bodensees bis jetzt nicht zu belegen ist.

39 Der Umlaut hat überall die Qualität des Sekundärumlautes; anders kann man auch den Umlaut im Wort »Nase«, der im Schwäbischen weit verbreitet ist (s. Schwäbisches Wb. 4, 1959), nicht erklären; vgl. auch H. Lüßy, S. 49.

40 Vgl. H. Lüßy, S. 49–51.

Karte 7



β) Die Entwicklung von mittelhochdeutsch *ē* (Karte 8)<sup>41</sup>

Die Entwicklung mittelhochdeutsch (= germ.) *ē* scheint wieder den alten West-/Ost-Gegensatz im Alemannischen widerzuspiegeln, wobei das Westalemannische den überoffenen *ä*-Laut, das Ostalemannische den einfachen offenen *ɛ*-Laut hat<sup>42</sup>. Die Nordostschweiz, wieder mit dem Churer Rheintal, hat den einfachen offenen Laut. Es ist sehr wahrscheinlich, daß im badischen Rheintal ehemals der *ä*-Laut bis zur Schwarzwaldschanke galt, die *ɛ*-Lautung aber gegen Westen vorgerückt ist, eine Entwicklung, die heute noch im Gang ist<sup>43</sup>.

Innerhalb des östlichen *ɛ*-Gebietes ist nun eine schwäbische Neuerung, die Diphthongierung zu *-ēa-*, eingetreten. Sie ist am weitesten verbreitet, wenn der Vokal lautgesetzlich gedehnt

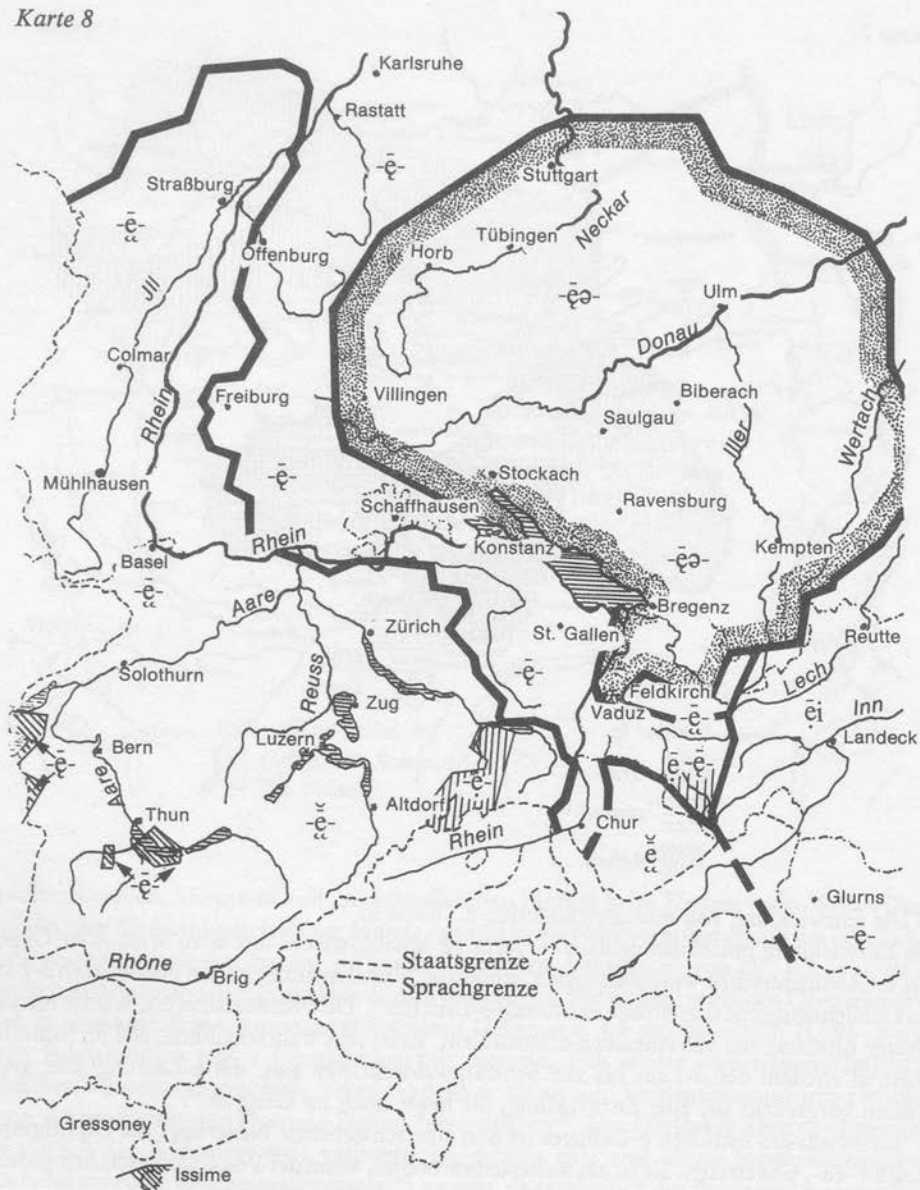
41 Karte gezeichnet nach den einschlägigen Karten in SDS I, ALA, Geogr. 3, nach den Aufnahmen für den SSA im badischen Rheintal, Vorarlberg und Liechtenstein eigene Aufnahmen.

42 In der Glarner Ma. ist Verengung zum geschlossenen *e*-Laut eingetreten, offenbar eine Neuerung, die sich im Falle der Dehnung auch im Montafon wiederfindet. Die *ä*-Lautung haben auch die Walsermaa. im Osten beibehalten. Auf der Karte ist das überoffene *ä* mit einem *e* mit zwei untergesetzten Häkchen wiedergegeben.

43 Auch in der Westschweiz gilt an einzelnen Orten nach SDS I 25 nicht (mehr?) die überoffene Lautung.



Karte 8



*Mhd. ē (bei Dehnung)*

worden war, also z. B. in *mēal* »Mehl«, *wēag* »Weg«, *štēag* »Steg«, *rēa(x)t* »recht«, *lēaba* »leben«, *štēaga* »Stiege«, *štēala* »stehlen« u. a. m., ist aber in landschaftlich unterschiedlicher Ausprägung – mit zahlreichen Sonderentwicklungen – durchgeführt worden<sup>44</sup>. Diese Neuerung hat nur das Nordufer des Bodensees erreicht, ist im Süden allerdings weit ins Vorarlberger Rheintal bis zur Höhe von (einschließlich) Feldkirch–Schlins–Göfis vorgedrungen und von hier aus auch in einige Orte des nördlichen St. Galler Rheintales.

γ) Die Entwicklung von mittelhochdeutsch *ei* (Karte 9, 10)<sup>45</sup>

Die Entwicklung von mittelhochdeutsch *ei* zeigt im Bodenseeraum ein buntes Bild. Ob hier ein ursprünglicher West-/Ost-Gegensatz im Gesamtalemannischen, nämlich unverdampfte Lautung *-ai-*, *-ei-* im Westen gegen verdampfte Lautung *-qi-*, *-qa-* im Osten, zugrunde liegt (vgl. Karte 10), kann m. E. durchaus zur Diskussion gestellt werden<sup>46</sup>.

Die Mundarten des Bodenseeraumes haben Anteil an den verschiedensten Entwicklungen. In der Nordostschweiz ist weitgehend Monophthongierung eines voranzusetzenden Diphthongs *-ai-* zu *ā* (Kanton Schaffhausen, Thurgau) bzw. *-āi-* zu *-ā-* (Appenzell, südliches Liechtenstein, Südvorarlberg) eingetreten<sup>47</sup>. Nördlich des Bodensees finden wir die Entsprechung *ōa*, welche auch nach Nordvorarlberg und südwestlich ins St. Galler Rheintal vorgedrungen ist. Im Bodenseeraum gibt es nun etliche Ortsmundarten, die, an das *ā*-Gebiet anschließend, die Entsprechung *-ō-* haben, wo man also *hōß* »heiß«, *gōß* »Geiß«, *tōg* »Teig«, *lōtara* »Leiter« etc. sagt. Das gilt zunächst für einige Orte des nördlichsten Kantons Schaffhausen und einige angrenzende Orte Südbadens, im Kanton St. Gallen (Rheineck, Thal), ebenso im benachbarten Gaißau in Vorarlberg sowie im nördlichen Liechtenstein (Ruggell, Gamprin). Es liegt nahe zu vermuten, daß dieser räumlichen Staffelung die Entwicklungsschritte zum Diphthongen *ōa* (*ō̄* *ā* *āi*) abzulesen sind, daß der Diphthong *ōa* sich »aus dem Monophthong *ō̄* entwickelt hat, und zwar unter dem Einflusse jener Tendenz zur Brechung von Vokalen, die für das (scil. Vorarlberger) Rheintal charakteristisch ist«<sup>48</sup>.

Für die Mundarten des Bregenzerwaldes, wo ebenfalls die *ō̄*-Lautung gültig geworden ist, würde ich dies allerdings nicht annehmen, da hier vor Nasal der Diphthong erhalten geblieben ist (z. B. *štūa* »Stein«, *lūam* »Lehm«, *mōanna* »meinen«; man sagt auch noch *hōakhle* »heikel«)<sup>49</sup>. Hier liegt m. E. eine sekundäre Weiterentwicklung des *ō̄* *ōa* vor, mit den übrigen *ā*-Mundarten Vorarlbergs (Satteins, Bludenz und Umgebung) besteht kein räumlicher Zusammenhang. Das *ō̄* ist auch im schwäbischen *ōa*-Gebiet verschiedentlich zu *o*, allerdings als Folge einer Kürzung des Diphthongs, vereinfacht worden, so weit verbreitet vor Nasal (*mōnna* »meinen«, *kmōnd* »Gemeinde« u. a.), im Gebiet um Stockach–Markdorf auch vor *-ß*, z. B. *gōß* »Geiß«, *hōß* »heiß«, *mōstr* »Meister«.

44 Genaueres hierzu E. GABRIEL, S. 154–159.

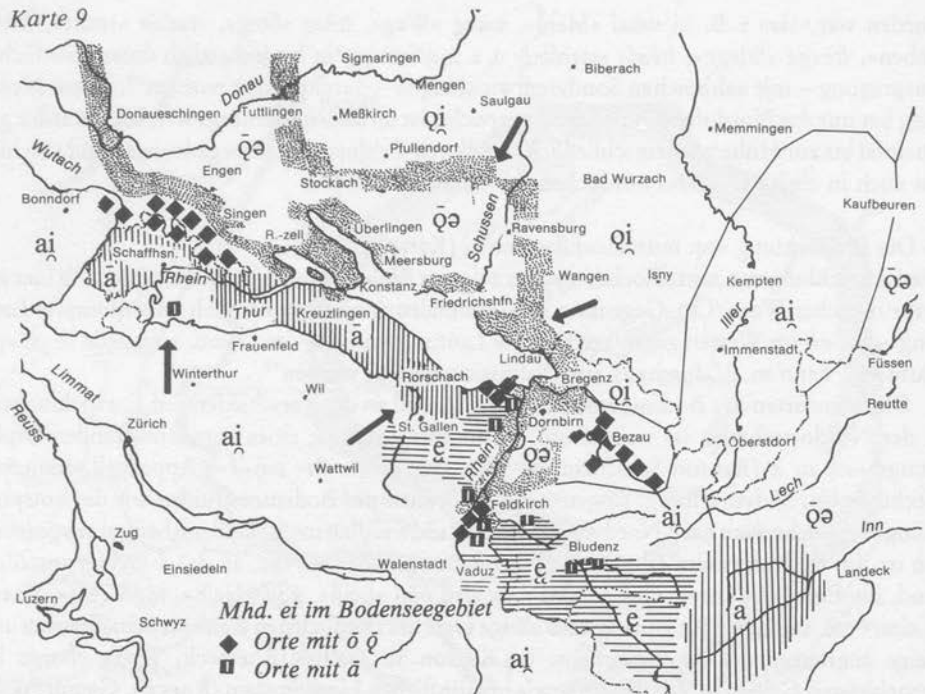
45 Karten gezeichnet nach SDS I 109, 115, Geogr. Kte 15, G. WANNER, § 40, Aufnahmen zum SSA, H. MOSER, Vollschwäbisch, Kte 1, in Vorarlberg und Liechtenstein eigene Aufnahmen.

46 Schwierig zu erklären bleibt dann allerdings die Lautung *-ai-* im Allgäu und dem angrenzenden Bayerisch-Schwaben.

47 Siehe dazu R. TRÜB mit zahlreichen Literaturangaben.

48 L. JUTZ, Südvorarlberg, S. 87/88; vgl. auch DERS., Die alemannischen Mundarten, S. 119/120.

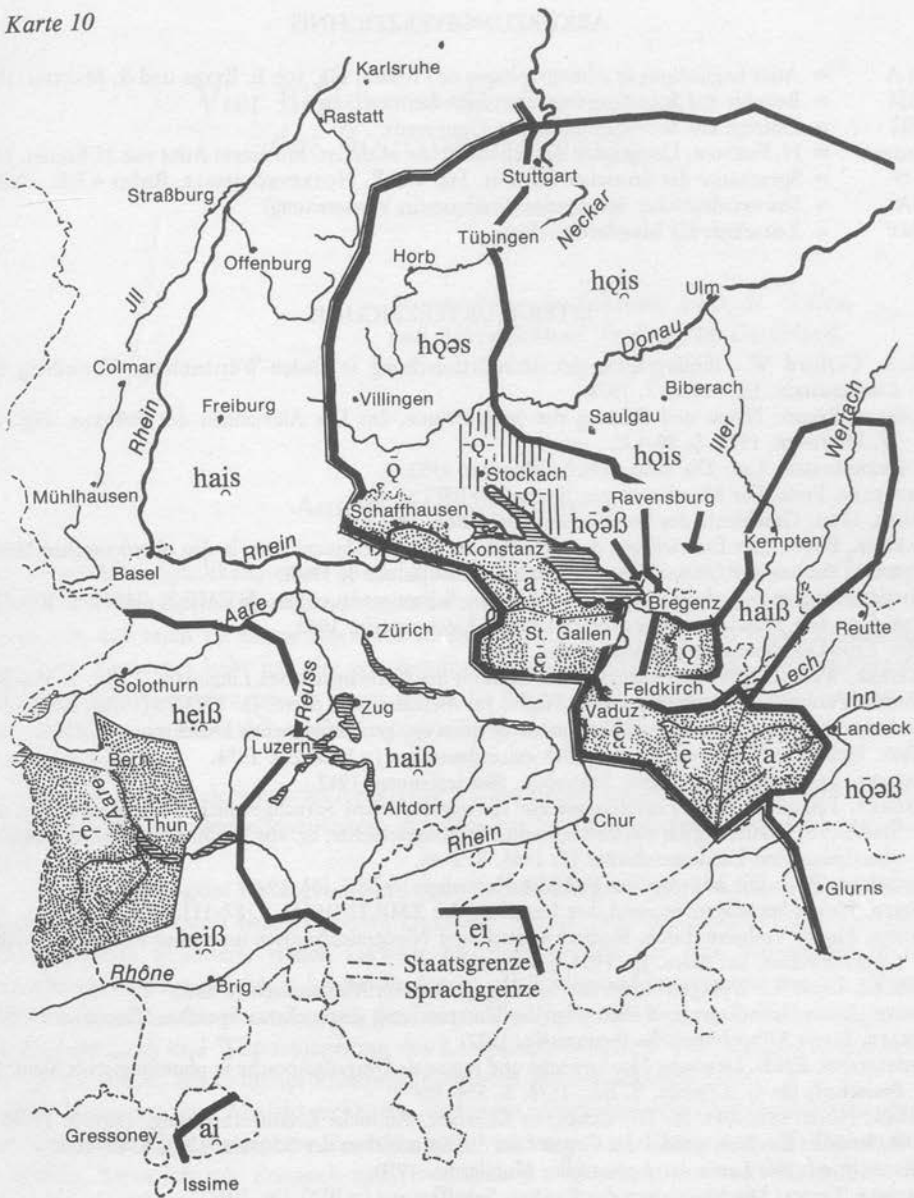
49 Auch im *ai*-Gebiet des Allgäus und Bayerisch-Schwabens (vgl. Fußn. 46) ist vor Nasal die verdampfte Lautung (*štui* »Stein« etc.) geblieben.



Es bleibt noch zu erwähnen, daß nach L. Jutz die Entstehung des Diphthongs  $\bar{a}$  »im allgemeinen als Weiterbildung aus  $\bar{e}$  angesehen«<sup>50</sup> wurde bzw. wird. Diese Erklärung scheint mir aus Gründen, die ich hier nicht weiter ausführen kann, nach wie vor zutreffender zu sein. So fehlen  $\bar{e}$ -Mundarten im ganzen westschwäbischen Raum, so daß durchaus angenommen werden kann, daß auch in den übrigen oben genannten Orten der Monophthong  $\bar{e}$ - durch Monophthongierung eines ursprünglichen  $\bar{e}i$ - bzw.  $\bar{e}i$ - entstanden ist. Der Diphthong  $\bar{e}i$ - selbst scheint mir durch Abschwächung des  $\bar{e}$  im Diphthong  $\bar{e}i$ - zu  $\bar{e}$  entstanden zu sein. Das  $\bar{e}i$ - muß dann zu  $\bar{e}i$ - gedehnt worden sein, denn er ist in der Regel ein Langdiphthong. Im Hiatus ist zumindest in Nordvorarlberg (ebenso im Diepoldsau im St. Galler Rheintal, vgl. SDS I 110) der ursprüngliche Lautwert geblieben, z. B.  $\bar{e}iar$  »Ei(er)«,  $\bar{e}iqa$  »Blume«.


50 L. JUTZ, Die alemannischen Mundarten, S. 119, ebenso fürs Bayerische E. KRANZMAYER, § 20 b, f.

Karte 10



Mhd. *ei*<sup>1</sup> im Alem.

Stichwort 'heiß'

 Vertretung als Monophthong

## ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS

- ALA = Atlas linguistique et ethnographique de l'Alsace, Hg. von E. BEYER und R. MATZEN. 1969  
 BSM = Beiträge zur Schweizerdeutschen Mundartforschung  
 BSG = Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik  
 Geogr. = H. FISCHER, Geographie der Schwäbischen Mundart. Mit einem Atlas von 28 Karten. 1895  
 SDS = Sprachatlas der deutschen Schweiz. Hg. von R. HOTZENKÖCHERLE. Bisher 4 Bde. 1962 ff.  
 SSA = Südwestdeutscher Sprachatlas. Freiburg (in Vorbereitung)  
 ZMF = Zeitschrift für Mundartforschung

## LITERATURVERZEICHNIS

- BAUR, Gerhard W.: Bibliographie der Mundartforschung in Baden-Württemberg, Vorarlberg und Liechtenstein. *Idiomata* 7. 1978.  
 BOESCH, Bruno: Name und Bildung der Sprachräume. In: *Die Alemannen der Frühzeit*. Hg. von W. HÜBENER. 1974. S. 89–120.  
 BOHNENBERGER, Karl: Die alemannische Mundart. 1953.  
 ENDERLIN, Fritz: Die Mundarten von Kesswil (= BSG 5), o. J.  
 FEGER, Otto: Geschichte des Bodenseeraumes. 3 Bde. 1956 ff.  
 GABRIEL, Eugen: Die Entwicklung der althochdeutschen Vokalquantitäten in den oberdeutschen Mundarten. *Studien zur österreichisch-bairischen Dialektkunde* 5. 1969.  
 HOTZENKÖCHERLE, Rudolf: Zur Raumstruktur des Schweizerdeutschen. In *ZMF* 28 (1961), S. 207–227.  
 JUTZ, Leo: Die Mundart von Südvorarlberg und Liechtenstein. 1925.  
 JUTZ, Leo: Die alemannischen Mundarten. 1931.  
 KLEIBER, Wolfgang: Westoberdeutsch. In: *Lexikon der Germanistischen Linguistik*. 2. Bd. S. 355–363.  
 KÖNIG, Werner: Der Landschaftsname Allgäu. In: *Alemannica = Alem. Jb.* 1973/75 (1976), S. 186–200.  
 KRANZMAYER, Eberhard: Historische Lautgeographie des gesamt-bairischen Dialektraumes. 1956.  
 LÜSSY, Heinrich: Umlautprobleme im Schweizerdeutschen (= BSM 20). 1974.  
 MAURER, Friedrich: Oberrheiner, Schwaben, Südalemannen. 1942.  
 MAURER, Friedrich: Neue Forschungen zur südwestdeutschen Sprachgeschichte. In: *Vorarbeiten und Studien zur Vertiefung der südwestdeutschen Sprachgeschichte*, hg. von Fr. MAURER. *Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte* 17. 1965. S. 1–46.  
 MEINHERZ, Paul: Die Mundart der Bündner Herrschaft (= BSG 13). 1920.  
 MOSER, Hugo: Sprachgrenzen und ihre Ursachen. In: *ZMF* 22 (1954), S. 87–111.  
 MOSER, Hugo: Vollschwäbisch, Stadtschwäbisch und Niederalemannisch im seither württembergischen Oberschwaben. In: *Alem. Jb.* 1954, S. 421–437.  
 MÜLLER, Ernst E.: Wortgeschichte und Sprachgegensatz im Alemannischen. 1960.  
 RÜOFF, Arno: Grundlagen und Methoden der Untersuchung gesprochener Sprache. *Idiomata* 1. 1973.  
 SCHATZ, Josef: Althochdeutsche Grammatik. 1927.  
 SEIDELMANN, Erich: Deutsche Hochsprache und regionale Umgangssprache in phonologischer Sicht. In: *Festschrift für G. CORDES*, 2. Bd., 1976. S. 354–388.  
 SINGER, Horst: Mundart. In: *Der Landkreis Konstanz. Amtliche Kreisbeschreibung*. 1969. S. 19–36.  
 TRÜB, Rudolf: Ein Lautwandel der Gegenwart. In: *Sprachleben der Schweiz*. 1963, S. 87–100.  
 VETSCH, Josef: Die Laute der Appenzeller Mundarten. 1910.  
 WANNER, Georg: Die Mundarten des Kantons Schaffhausen (= BSG 20). 1941.  
 WIGET, Wilhelm: Die Laute der Toggenburger Mundarten (= BSG 9). 1916.

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. Eugen Gabriel,

Institut für geschichtliche Landeskunde, Germanistische Abteilung der Universität,  
 D-7800 Freiburg i. Br., Belfortstraße 14

# Vier Bilder zur Kunstgeschichte des Bodensee-Gebietes

VON ALBERT KNOEPFLI

*Meinen Freunden Johannes Duft, St. Gallen,  
und Alfred Schmid, Freiburg im Uechtland,  
auf den Geburtstagstisch gelegt.*

## Anstatt eines Vorspannes

Die schiere Unmöglichkeit, einen aphoristischen Überblick auf Kunstgesicht und Kunstgeschichte von über einem Jahrtausend sinnvoll vom gesprochenen auf das geschriebene Wort zu übertragen, hat mich zu einem Abtausch veranlaßt: statt des damals von vielen Farbbildern begleiteten Vortrages habe ich vier epochenübergreifende »Bilder« zur Kunstgeschichte des Bodensee-Gebietes entworfen. In ihnen sollen die Breite durch vermehrte Tiefe ausgeglichen und neu erforschte Entwicklungslinien eingezeichnet werden. Neue Überlegungen lösen neue Gespräche aus.

Auf meinewegen altväterische Art glaube ich auch einer neuerdings betriebenen »Bodensee-Kunstgeschichte« entgegenzutreten, die allzu bequem eine ausgemolkene Kuh nochmals melkt.

Landschaftsbezogene Kunstgeschichte nach Vorbild Harald Kellers<sup>1</sup> scheint, schon immer umstritten, an Kurswert eher eingebüßt zu haben; Gegner und Befürworter, durch extreme Stellungnahmen blockiert, stehen Gewehr bei Fuß. Gipfelt der eine Standpunkt in der Behauptung, es gebe gleichsam keinen Bodensee, da ihm seine Hauptwasser aus der Fremde zufließen, so missionieren andere mit dem kaum überlegten Glaubenssatz, Kunst sei getreue Widerspiegelung und Widerspiegelung des Landschaftstypischen. Vorsichtige Fantasielosigkeit auf der einen, emotionelles Hineingeheimnissen auf der anderen Seite.

Nun kann es unsere Absicht nicht sein, in diesem »Vorspann« die Problematik auszubreiten, die mit landschaftsbezogener Kunstgeschichte verbunden ist. Einige kurze Gedanken dazu zu äußern, kann ich mir dennoch nicht verkneifen, weil wir in unseren vier Bildern der Versuchung nicht widerstehen konnten, Ansätze zu einem unsere Region eigenständig charakterisierenden Stil aufzuweisen.

1 HARALD KELLER, Die Kunstlandschaften Italiens (1960<sup>1</sup>, 1965<sup>2</sup>); Die Kunstlandschaften Frankreichs (1963).

Wenn Heinrich Wölfflin sagt, »man hat immer so gesehen, wie man sehen wollte«<sup>2</sup>, so läßt sich doch davon ableiten, weniger die optisch-physiologische Wahrnehmung als das geistige Sehen und die eigenschöpferische Leistung würden durch gemeinsame Geschichtlichkeit, verbindenden Volkscharakter und ein zur Heimat verdichtetes Siedelungs- und Landschaftserlebnis mitgelenkt. Wenn dem nicht so wäre, so käme es gar nicht zu jener Identifikation, die ein bestimmtes Volk und eine bestimmte Landschaft von anderen unterscheidet. Selbst die starke Künstlerpersönlichkeit und Gunst oder Ungunst der Stunde vermögen sich kaum je völlig von diesen Hintergründen zu lösen. Ohne das je Anderssein jeder Generation gäbe es keinen Stilwechsel, ohne die Gefälle zwischen den Regionen keine Varianten. Weiter bezeichnet Wölfflin »die nationalen Typen der Fantasie als notwendige Hilfskonstruktion für den Historiker«<sup>3</sup>. Der Mißbrauch solcher Prothesen schließt ihren Gebrauch nicht aus. Und die Wissenschaft vermag schließlich nichts dafür, wenn Kunst- und Literaturjournalismus dazu neigen, jeden Schriftsteller mit Zweitwohnung am Bodensee, jeden hier malenden Künstler und jeden schicksalhaft hier gestrandeten Weltbürger zum angeborenen Kunder seiner Zufallsniederlassung emporzustilisieren. Gleichwohl nehme ich den Einwurf des Literaturhistorikers sehr ernst, es sei die Landschaft eher ein Vorwand, als ein einigendes Band. »Ein Vorwand, einander Abstoßendes und Fremdes durch den zufällig gemeinsamen Lebensraum als relative Einheit zu sehen«<sup>4</sup>. Das spricht noch nicht gegen die gesamte Front einer Bodensee-Kunstlandschaftstheorie und vor allem nicht gegen ihre historischen Dimensionen. Wenn je, so haben die Einwände ihre Richtigkeit in einem heute entwurzelten, durcheinandergewirbelten, atomisierten Kunst- und Literaturbetrieb.

Unsere die Freiheit der Wissenschaft kanalisierende Spezialisierung tut sich ohnehin schwer, über kleinste Zeitabschnitte und engste Sachbezogenheit das für Zeit und Ort Spezifische zu erwägen und zu wägen. Ein Vergleich soll erweisen, wie schwer die Feststellung kleinster Nuancen über kleinste Zeitabschnitte zu erfassen ist. Kontrolliert die Post das Gewicht einer einzelnen Zeitung, so wird kaum je ein minimales Übergewicht bemerkt werden können. Wägbar aber durch die Summierung kleinster Differenzen wird es, wenn man tausend Exemplare wägt. Es bedarf auch die Kunstgeschichte der Raffung über Zeit und Raum, bis sich die Waagschale hebt und senkt.

Der Bodenseeraum ist nicht nur ein hydrologisches, sondern ebenso ein kulturelles Auffang- und Sammelbecken. Es drängt uns immer wieder, den Quellen der Zuflüsse nachzuspüren. Das bringt die Gefahr einer unersättlichen Einflußriecherei mit sich, bis man vor lauter Einflüssen zum Ergebnis gelangt, das Kunstprodukt sei, ohne eigenen Kunstwillen, nur von Faktoren außerhalb seiner Region zusammengemischt worden.

Das Bodenseegebiet stand und steht durch seine kulturgeographischen Vorzüge immer wieder neuen und von verschiedenen Seiten her eindringenden Stilrichtungen offen. Würden diese Importe nur gespeichert, verbraucht und abgebaut, so wäre unsere Region immer nur Behältnis und nie Kern gewesen. Es wurde jedoch das Fremde in einer ihr eigentümlichen Art aufgenommen, eingeschmolzen und neu geprägt als eigene Währung in weiteren Umlauf

2 H. WÖLFFLIN, *Kunstgeschichtliche Grundbegriffe* (1915<sup>1</sup>; bis 1970 erschienen 14 Auflagen). Benützt 1948<sup>10</sup>, S. 279.

3 Ebd., S. 271.

4 Günter SALZMANN. Vgl. »Montfort« 1978/4.

gesetzt. Das Gesamtpanorama der Künste wurde mit unseren Augen gesehen, wir wählten unserer Veranlagung gemäß, wir übersetzten in unsere volksvertraute Mundart, so wie etwa im 13./14. Jahrhundert die führende französische Hochsprache mit alemannischem Munde gesprochen worden ist.

Der Begriff »Kunstlandschaft« tendiert zum Künstlichen, zum Kulturgärtnerischen und bald einmal zu Kulturtourismus. Davon ist nicht viel mehr als von Blut- und Bodenkultur zu halten. Es erschöpft sich die Abhängigkeit der »Kunstlandschaft« nicht im Geographischen, in Erdkunde und Landschaftsstimmung oder gar in Postkartenschönheit. Die Kunstlandschaft bedarf eines ungleich breiteren und tieferen Nährbodens. Zwar kann das Vorhandensein, kann der Mangel von Rohstoffen und Bodenschätzen z. B. zu mancher Eigenheit der Bauweise führen. Damit läßt sich erklären, daß wir Ständerbauten, Fachwerkhäuser, Kiesel- und Bruchsteinmauerwerk, aber in historischer Zeit selten Ziegelbauten antreffen. Man hat aber in der romanischen Zeit Tuffquadern vorgezogen, obschon damals auch Sandstein zur Verfügung stand; man hat aus Lehm Ziegel, aber ungleich seltener Backsteine gebrannt. Kurzschlüsse führen ins Abseits. So sind denn die Bezüge nicht auf das Geographische auszufiltern, sondern auf das Kulturanthropologische überhaupt, das eine Landschaft und ein Siedlungsgebiet anzubieten haben. Dazu gehört ihre Geschichtlichkeit im weitesten Sinne, gehört zum Beispiel die Einheit, welche unser Gebiet bildete, bis es politisch und konfessionell im 15. und 16. Jahrhundert auseinanderbrach, gehört das Wechselspiel von Selbsthaftigkeit und Zuwanderung, von Kunst- und Künstlerwanderung im besonderen. Ich muß wissen, wie sich das Richtungsnetz der Stileinflüsse geknüpft hat, wo die maßgebenden Auftraggeber und die führenden Meister ausgebildet worden sind, wo die Ausstrahlungs- und Schwerpunkte liegen. Oder es lassen sich viele Phänomene im soziologischen Raster deuten, der Bauherrschaft und Handwerksmann und Künstler verbindet<sup>5</sup>.

Der alemannische Charakter gilt als nicht leicht durchschaubar, als – freilich ohne Kopfhängen – zum Introvertierten und Hintergründigen neigend, Lyrischem und Verträumten verwandt. Er läßt sich kaum zu brillanten Präsentationen hinreißen, zur seelischen Auslegeordnung kaum bewegen, aber zuweilen der Kunst des Schalkes und dem Schalk in der Kunst zugetan. Auch in der Kunst bei knapper Aussage auf Vermittlung und Ausgleich bedacht, hat er jeder neuen formalen Herausforderung des Klassischen mit einem Ausdruckswillen geantwortet, der ihm gemäß schien. Über schweren Grundwellen des Zeitstiles bildete sich keck das Krönlein des Genius loci und ermuntert in der Preisfrage »Bodenseekunst« zu vorsichtiger Bilanz.

Die Bilder, die mir vorschwebten, werden sich nicht allzuleicht lesen. Ich wollte nicht mit Informationsfriedhöfen erschrecken, aber auch nicht mit schöngestigem Geklingel einschläfern. Das Bildgefüge soll sich auf Fakten stützen können. Denn Kunstgeschichte ohne die Last der Nachweise, ohne die Bürde des Nachvollzuges ist keine Kunstgeschichte.

5 Der Begriff »Kunstgeographie« wurde 1910 von H. HASSINGER geprägt (Aufgaben der Städtekunde); Wesentliche Beiträge lieferten J. STRZYGOWSKI 1918, K. GERSTENBERG 1918, P. PIEPER 1936 u. a. Einen Überblick auf die Entwicklung des Kunstlandschaftsbegriffes bis auf die damalige Zeit gibt DAGOBERT FREY i. d. Dtsch. Vierteljahresschriften für Literaturwissenschaft u. Geistesgeschichte 16 (1938); A. KNOEPFLI, Probleme des Begriffes »Kunstlandschaft«, aufgezeigt am Beispiel des Bodenseegebietes. Vortrag anlässlich des 13. Dtsch. Kunsthistorikertages in Konstanz. Abgedruckt in »Unsere Kunstdenkmäler« Bern 1972/3, S. 112–122. Résumé in »Kunstchronik« 1972/10, S. 331–333.



## Zur nichtfiguralen Kapitellform; Nachklang, Neubeginn und Ende

Die Formengeschichte des nichtfiguralen Kapitells spiegelt über weite Strecken die Auseinandersetzung mit dem antiken Erbe, mit seiner Einschmelzung, zeigt seine Barbarisierung und Verbindung mit eigener Überlieferung und schließlich den Versuch, sich mit eigenschöpferischen Formen der Romanik und Frühgotik vom Diktat antiker Ordnungen zu lösen. Schon der Name »Renaissance« besagt, daß man die antiken Ordnungen neu entdeckte und auf sie zurückgriff, daß der Prozeß der »Barbarisierung« im Barock neu anlief und erst wieder mit der Rückbesinnung im Klassizismus des 18./19. Jahrhunderts – vorläufig – zum Stillstand kam.

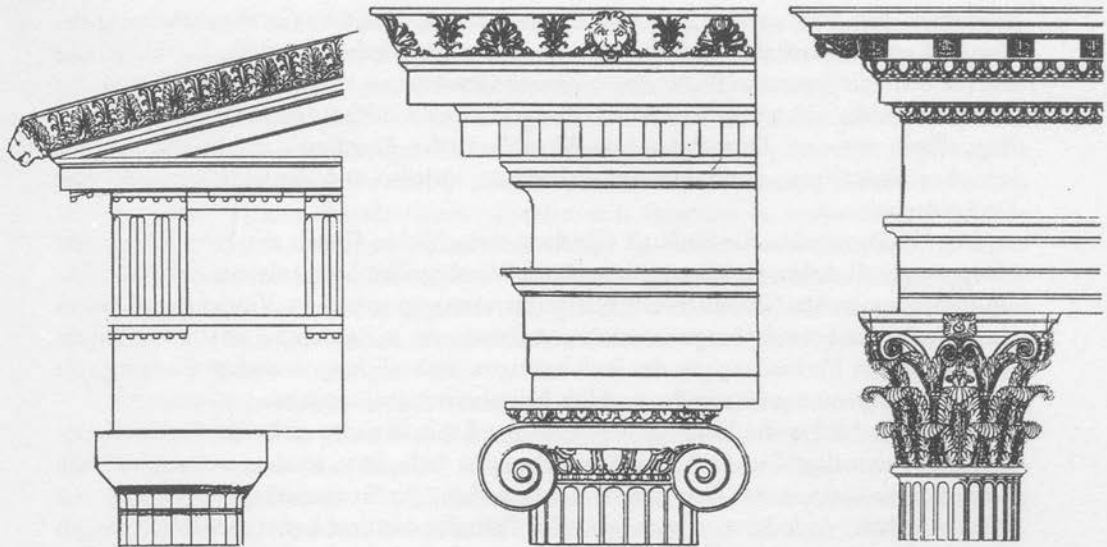
Wir können daher auf einen Rückblick auf die antiken Kapitellformen nicht verzichten. Und eigentlich sollte er sich nicht nur auf das Kapitell beschränken müssen, weil in den griechischen Ordnungen Kopf und Fuß als Glieder *eines* Säulenleibes herrlich aufeinander abgestimmt sind und dort als Einheit gesamthaft zu würdigen wären. Diese Einheit ist aber in nachantiker Zeit bald einmal verlorengegangen, der Zusammenhang zwischen Stützen und Gesamtarchitektur wichtiger geworden als die Bezüge der Säulenteile untereinander. Wir sind uns aber der Künstlichkeit des Einschnittes wohl bewußt, der durch den Blick auf die Kapitelle allein in Kauf genommen werden muß<sup>1</sup>.

Im Kapitell, im plastisch ausladenden Kopf der Säule, des Pfeilers und der Lisene sammeln sich die lastenden und die stützend-aufstrebenden Kräfte zu einer im Idealfall optisch gleichgewichtigen Harmonie. Die vom rein Konstruktiven her erarbeiteten geometrischen, tektonischen Formen stehen sowohl im alten Ägypten<sup>2</sup> wie in Griechenland am Anfang der Entwicklung; im Wortsinne lapidar die Säulen des Amontempels zu Karnak, deren bis sechzehnfach gebrochenen Schaftmäntel mit einer einfachen Deckplatte abschließen und die mit einigem Recht als »protodorisch« bezeichnet werden. Später überwiegen im alten Ägypten die pflanzlichen Vorbildern nachgeformten Lotos-, Papyrus- und Palmenkapitelle<sup>3</sup>. In Griechen-

1 Es mußte daher nicht nur die speziell dem Kapitell gewidmete Literatur berücksichtigt werden. Von den Werken, welche einzelne Stilperioden überschreiten, seien genannt: W. LÜBKE, *Geschichte der Architektur* (1875<sup>5</sup>); DAREMBERG-SAGLIO, *Dictionnaire des antiquités grecques et romaines* (1877); – A. DIESENER, *Die Säulenordnungen*, 2 Teile (1899–1904); G. DEHIO u. G. v. BEZOLD, *Die kirchliche Baukunst des Abendlandes*, I–III (1892–1901); K. GINHART, *Das christliche Kapitel zwischen Antike und Spätgotik* (1923); J. GANTNER, *Kunstgeschichte der Schweiz I* (1936); G. DEHIO, *Hb. d. dtsh. Kunstdenkmäler, Süddeutschland* (1933<sup>4</sup>); H. WEIGERT, *Das Kapitell i. d. Baukunst d. dtsh. M'alters*. In *Ztschr. f. Kunstgeschichte* 5 (1936); R. KAUTZCH, *Kapitellstudien* (1936); E. STRAUSS, *Reallexikon z. dtsh. Kunstgeschichte I* (1937), Art. Akanthus; J. GANTNER, *Kunstgeschichte d. Schweiz II* (1947); H. WEIGERT, *Das Blattkapitell*, in: *Reallexikon z. dtsh. Kunstgeschichte II* (1948); E. LEHMANN, *Der frühe dtsh. Kirchenbau* (1949<sup>2</sup>); E. v. MERCKLIN, *Antike Figurenkapitelle* (1962); A. KNOEPFLI, *Kunstgeschichte des Bodenseeraumes I* (1962), S. 292–318; Bd. II (1969); A. REINLE, (Reinle/Gantner), *Kunstgeschichte der Schweiz*, I<sup>2</sup> (1968); P. MEYER, *Europ. Kunstgeschichte* (1969<sup>3</sup>); F. W. DEICHMANN u. Mitarbeiter (J. KRAMER, U. PLETSCHOW), *Corpus der Kapitelle von San Marco zu Venedig*. In: *Forschungen z. Kunstgesch. u. christl. Archäologie*, Bd. 12 (Wiesbaden 1981).

2 Allg. vgl. I. WOLDERING, *Ägypten. Die Kunst der Pharaonen* (1964<sup>4</sup>); K. LANGE u. M. HIRMER, *Ägypten* (1967<sup>4</sup>); W. WESTENDORF, *Das alte Ägypten* (1976).

3 L. BORCHARDT, *Die ägyptische Pflanzensäule* (1897); U. WILCKEN, *Die ägyptische Pflanzensäule*. In: *Ztschr. f. a. Sprache u. Altertumskde*, 39 (1901) S. 66.



Dorische, ionische und korinthische Ordnung. Apollon Tempel zu Phigalia, um 400 v. Chr.; Athena Tempel zu Priene, gew. 335; Pantheon Rom, erb. 117–138 n. Chr. (Nach P. Meyer, *Europ. KG.* Zürich 1963<sup>3</sup>).

land<sup>4</sup> entwickelt sich, aus mykenischen Säulenabschlüssen hervorgehend, die tektonische Form des nur aus einer unten geschrägten Platte bestehenden dorischen Kapitells, das seit dem Ende des 7. vorchristlichen Jahrhunderts nachzuweisen ist. Ihm folgt erst seit etwa 570 v. Chr. in den frühgriechischen-kleinasiatischen Kolonien das ionische Kapitell<sup>5</sup>, ein Mittelding zwischen abstrakt geometrischen und organisch-pflanzlichen Elementen, zwischen dem streng Starren und dem spielerisch Fließenden. Es ging aus dem äolischen Volutenkapitell hervor, das seinerseits schon in assyrischer und phönizischer Kunst auftritt; erinnert sei an die protoionischen Kapitelle z. B. am Schanasch-Relief, das 1928 v. Chr. entstanden ist. Das Kissen, das in weichen Formen zwischen Säule und Gebälk vermittelt, weist auf das Sattelholz von Holzkonstruktionen, von welchen man die Säulen- und Kapitellformen überhaupt auf den Steinbau übertragen denkt. Die Seiten dieses Kissens oder Polsters rollen sich zu geometrisch zwar korrekten, aber elegant federnden Spiralen oder Schnecken von pflanzlicher Anmut ein. Es

4 F. NOACK, *Studien z. griech. Architektur* (1896/97); E. CURTIUS u. FR. ADLER, *Olympia II* (1892/96); R. BORRMANN u. J. NEUWIRTH, *Baukunst des Altertums* (Gesch. d. Baukunst I, 1904); F. NOACK, *Die Baukunst des Altertums*. In L. JUSTI, *Gesch. d. Kunst* (1910); J. DURM, in *Hdb. d. Architektur II* (1910<sup>3</sup>); G. RODENWALDT, *Griech. Tempel* (1951<sup>2</sup>); G. GRUBEN, *Die Tempel der Griechen* (1966); W. LAWENCE, *Greek Architecture* (1957); W. RAVE, in *Reallexikon z. dtsh. Kunstgeschichte IV* (1958), Art. Echinus; G. M. A. RICHTER, *Hb. d. griech. Kunst* (1966).

5 W. WILBERG, *Die Entw. des dorischen Kapitells*, *ÖJh.* 19/20 (1919), S. 167; O. PUCHSTEIN, *Das ionische Kapitell*. In *Winkelman-Programm* 47 (1887); DERS., *Die ionische Säule als klassisches Bauglied orientalischer Herkunft* (1907); M. v. GROOTE, *Die Entwicklung des ionischen Kapitells*. In *Zur Kunstgeschichte des Auslandes*, Heft 34 (1905); J. BRAUN-VÖGELIN, *Die ionische Säule*. In *Jb. d. dtsh. arch. Institutes* 35 (1920), S. 1ff.; W. ANDRAE, *Die ionische Säule, Bauform oder Symbol?* (1933); F. KRISCHEN, *Werden u. Wesen der ion. Formensprache*. In *Antike u. Abendland* 2, (1946), S. 77; E. AKURGAL, *Vom äolischen zum ionischen Kapitell* (1960).

wiederholt sich hier ein Vorgang, dem die geometrisch-plastische Gesamterscheinung des Tempels unterworfen ist: auch er entzieht sich geometrischer Starrheit durch optische Korrekturen, die ihm etwas Blühendes, organisch Gewachsenes verleihen. Den Schritt auf das Pflanzliche schließlich vollzieht seit etwa 430 v. Chr. das korinthische Kapitell<sup>6</sup>; es umhüllt den Kapitellkern mit einer Doppelreihe von Bärenklau oder Akanthos<sup>7</sup>, aus welcher die vom ionischen Säulenhaupt überkommenen Eckvoluten sprießen und die leicht eingeschweifte Deckplatte stützen.

Die Griechen haben die Säule als Gleichnis menschlicher Gestalt mit Fuß, Körper und Haupt aufgefaßt, haben ihr aus ungemein klaren Formbegriffen heraus einen unverwechselbaren anthropomorphen Charakter verliehen. Selbst wenn man geneigt ist, Vitruvs Zuordnungen als nachträgliche Formdeutungsversuche zu verharmlosen, so ist nicht zu übersehen, daß die Atlanten nur in Verbindung mit der herb-kraftigen, »männlichen« dorischen Ordnung, die Karyatiden nur zusammen mit der weiblich heiter-anmutigen, ionischen vorkommen<sup>7a</sup>.

Die Römer<sup>8</sup> haben der Vollendung griechischer Kapitelle nichts mehr zuzufügen verstanden, deren einmalige Gleichgewichtigkeit nicht mehr verbessern, sondern nur abschwächen können. Ihre toskanische Säule gleicht der dorischen, ihr Kompositkapitell vereinigt das ionische Polster, seine Seitenvoluten und seine Perlstäbe mit dem korinthischen Kragen aus Akanthusblättern. Die frühchristliche Zeit hat sich an den griechisch-römischen Formenvorrat gehalten, aber das römische Kompositkapitell bevorzugt. Oft auch holte man sich antike Originalwerkstücke aus antiken Trümmerstätten in die christlichen Gotteshäuser. Bald aber kam es zu einer Loslösung von den antiken Normen, die dies- und jenseits der Alpen freilich recht verschieden verlief.

In Ostrom, in Byzanz<sup>9</sup>, wendet sich die Kapitellkunst seit dem 5. nachchristlichen Jahrhundert neuen, tektonischen Formen zu. Eine Errungenschaft ist ferner der Kämpfer, ein stark ausladendes Zwischenstück, welches die schlanke Säule und ihr Kapitell mit der breiteren Lastauflage verbindet. Die Gründe für die Entwicklung der tektonischen Kämpferkapitelle

6 J. DURR, Das korinth. Kapitell in Phigaleia. In Archäolog. Jahreshfte 9 (Wien 1906); E. WEIGAND, Vorgeschichte des korinth. Kapitells (1920); M. GÜTSCHOW, Untersuchungen zum korinth. Kapitell. In Hb. d. dtsh. archäolog. Institutes 36 (1921), S. 44ff.; K. RONCZEWSKI, Description des chapiteaux corinthiens et variés du musée d'Alexandrie. In: Annales de l'Université de Lettonie (1927) livre 16.

7 Nach ALOIS RIEGL, Stilfragen (Berlin 1893) läßt sich das Motiv nicht von der Naturform des Bärenklauenblattes ableiten. Vielmehr näherte sich die differenzierter ausgebildete griechische Palmette seit dem 5. Jht. v. Chr. dem Naturvorbild des Akanthus und erhielt dessen Namen übertragen. In der Gotik zog man einheimisches Blattwerk vor. Ob die Bildung der Krabben- und Buckelblätter von der Akanthusform beeinflusst worden sei, läßt sich nicht belegen. Vgl. F. KEMPTER, Akanthus (1934) und den einschlägigen Artikel von E. STRAUSS in Bd. I. des Reallexikons z. dtsh. Kunstgeschichte (1937), Sp. 262.

7a M. BRZÖSKA, Anthropomorphe Auffassung des Gebäudes u. s. Teile (1931); G. BANDMANN, Architektur als Bedeutungsträger (1979<sup>6</sup>), S. 78–82.

8 Vgl. K. RONCZEWSKI, Variantés des chapiteaux Romain. In Extraits de l'Université de Latvie (1923), livre 8; DERS., Römische Kapitelle mit pflanzl. Voluten. In Arch. Anz. d. Jb. d. dtsh. arch. Institutes 46 (1931); H. KÄHLER, Die röm. Kapitelle des Rheingebietes (1939); A. BOËTHIUS u. J. B. WARD-PERKINS, Etruscan and Roman Architecture (1970).

9 W. SALZENBERG, Altchristl. Baudenkmäler v. Konstantinopel vom 5.–12. Jh. (1854); O. WULFF, Altchristl. u. byzantinische Kunst (Hb. d. Kw. 1914), S. 273–278, (1924<sup>2</sup>); C. DIEHL, Manuel de l'art byzantin (1925/26); PH. SCHWEINFURTH, Die byzantinische Form, ihr Wesen und ihre Wirkung (1943 und 1954<sup>2</sup>); A. HAMILTON, Byzantine Architecture and Decoration (1956<sup>2</sup>).

liegen primär wohl im rein Konstruktiven. Das antike Kapitell genügte der geringen Beanspruchung durch den waagrechten Architrav statisch in ausreichendem Maße, nicht aber den Lasten des frühchristlichen Bogen- und Gewölbebaues im östlichen Mittelmeergebiet.

Die stereometrisch einfachste Überleitung vom Säulenrund zum Lastenviereck – vergleichbar dem Rundspitz eines kantigen Bleistiftes – kann durch eine kopfgestellte, abgestumpfte Pyramide und überleitende Bauch-, S- und Kehlprofile zustandekommen. S-Profile, mit dem Fachausdruck Karnies charakterisiert, scheiden sich ihrerseits in steigende und fallende Formen. Der Charakter wechselt, je nachdem, was am Block nach der Abstumpfung von seiner Stehfläche unangetastet übrig ist, wie straff die Oberfläche geschlossen bleibt beziehungsweise im Rahmen des Geometrischen angeritzt oder geöffnet wird, und wie deutlich die einzelnen Teile noch artikulierbar bleiben, wenn sich ihre Grenzen verschieben und die Säulenmasse gleichsam zur Last hochgezogen wird.

Zwischen der scharfen, statisch mitdefinierten geometrischen Begrenzung und einer aus dem Kern entwickelten plastischen Gestaltung besteht ein unlösbarer Zielkonflikt. Deshalb zieht sich beim tektonischen Kapitell, also bei den Trichter-, Trapez-, Korb- oder Kessel-, bei den Falt- und Blockformen, das bildhauerische Leben, wenn überhaupt vorhanden, auf die Oberfläche zurück, wird dem Tiefendunkel des Blockes aufgelegt, umspinnt ihn in geometrisch erstarrten, abstrakten Formen. Reste des Volutenmotives werden unverstanden abgedrängt; so sind sie beim Kämpferkapitell der 527 begonnenen Sergiuskirche in Konstantinopel an den unteren Rand verwiesen, bei der wenig späteren dortigen Sophienkirche (532/37) erscheinen sie, auf kümmerliche Schnecken reduziert, an die Oberkante geklebt, gleichsam ein Antikenbehang eines völlig veränderten Trägers. Von dieser byzantinischen Entwicklung wird ganz Ober- und Mittelitalien miterfaßt. Sie unterliegt seit dem 8. Jahrhundert einer zunehmenden Barbarisierung, die außer dem einheimischen Flechtband Motive des Lebensbaumes und der Palmette aufnimmt.

Der Norden erweist sich zunächst und noch bis ins frühe karolingische 8. Jahrhundert an antiken und römischen Vorbildern geschult, das heißt vornehmlich an korinthisierenden und an Kompositformen, die in großer Freiheit variiert und blockhaft vereinfacht werden<sup>10</sup>. Die karolingische Renaissance<sup>11</sup> knüpfte zunächst ebenfalls daran; die römisch-toscanische

10 Zur spätantiken und frühchristlichen Zeit vgl. ferner: W. VON ALTEN, Das altchristl. Kapitell (1913); A. KINGSLEY-PORTER, Lombard Architecture (1915); P. FRANKL, Die frühm'alterl. u. romanische Baukunst. Hb. d. Kw. 1918; K. GINHART, Das christliche Kapitell zwischen Antike u. Spätgotik (1923); M. HAUTTMANN, Deutsche Kunst des frühen Mittelalters (1929); F. W. DEICHMANN, Säule u. Ordnung i. d. frühchristl. Arch. In Mittg. d. dtsh. arch. Inst., Röm. Abtg. 55, (1940); D. FOSSARD, Les chapiteaux de marbre du VII<sup>e</sup> siècle en Gaule. Style et évolution. Cahiers arch. 2 (1947), S. 69–85; R. KAUTZSCH, Kapitellstudien. Spätantike Kapitele im Osten 4.–7. Jh. In Studien z. spätantiken Kunstgeschichte (1970); H. R. SENNHAUSER, Kirchen u. Klöster. In Ur- und frühgesch. Archäologie der Schweiz, Bd. VI, Frühmittelalter (1979), S. 133–148.

11 C. ENLART, Manuel d'archéologie française I (1924); W. MEYER-BARKHAUSEN, Karoling. Kapitelle (Hersfeld, Höchst a. M., Fulda). In Ztschr. f. bild. Kunst 63 (1929/30); J. HUBERT, L'art préromain (1938); K. J. MINST, Kloster Lorsch. Einheimische Überlieferung i. d. Steinmetzkunst des frühen M'alters (1958); R. MEYER, Vorromanische Bauplastik. In G. FEHRING, Unterregenbach (1972) S. 223–234; W. BRAUNFELS (Hsg.), Karl d. Gr., Lebenswerk und Nachleben, III (1965); A. MANN, Karoling. Kapitellplastik. In Kat. Aachen 1965, Karl d. Gr. Werk u. Wirkung, S. 438–463; E. DOBERER, Die ornamentale Steinskulptur i. d. karoling. Kirchenausstattung. In Karl d. Gr. a. a. O., Bd. III (1965) S. 203–233; – R. MEYER, Karoling. Kapitelle in Deutschland. Hsg. v. Dtsch. Verein f. Kw. Im Erscheinen begriffen.

Ordnung scheint kaum Vorlagenbedeutung erlangt zu haben. Das Antikenverständnis der Hofschule Karls d. Gr. raffte aber an Vorbildern zusammen, was zu erraffen war: die klassischen Originalstücke, die verblockten Kapitelle der vorangegangenen eigenen Zeit, aber auch die tektonischen und Kämpferkapitelle der byzantinischen Baukunst. Freilich in einem zeitlich differenzierten Aufnahme-prozeß. Als Statussymbol beanspruchte man in Aachen zunächst das sichtbar nach Rom Orientierte und behielt in diesem sowohl nachahmenden wie neu zusammenstellenden Stil eine gewisse organisch wirkende Elastizität der Formen bei. Seit etwa 830 wendet sich das Blatt; man blickt nun auch gegen Byzanz mit seiner Abstraktion, Geometrisierung und Flächenhaftigkeit. Die entmaterialisierte Ornamentik<sup>12</sup> wird »glatt und ledern« (A. Mann), sie nähert sich »lebkuchenartig-flachen Bildungen« (J. Hecht).

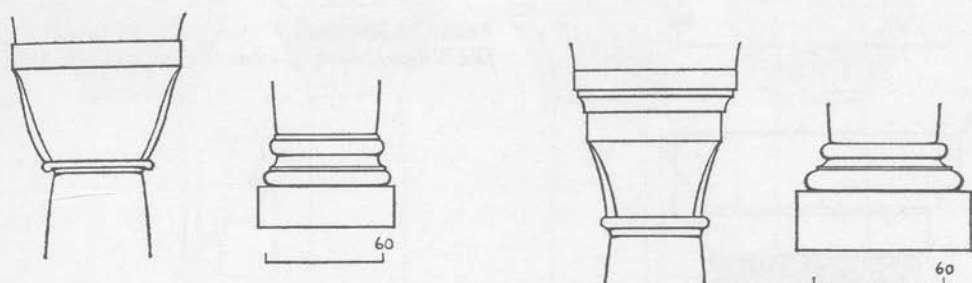
Der Übergangszeit gehören die – trotz ihrer dokumentarischen Bedeutung monographisch noch unpublizierten – karolingischen St. Galler-Kapitelle<sup>13</sup> an. Die 1964/66 von B. Frei, HR. Sennhauser und W. Stöckli ergrabenen Fundamente des Gozbertschen Münsters von 830/37 ergaben als spektakulärste Funde zehn mächtige Sandstein-Kapitelle- und Kapitellfragmente. Ihre Kelche ruhten einst auf Säulen von 68 cm Durchmesser und laden 60 cm hoch zu Kelchen mit einer oberen Lagerfläche von 90 cm im Geviert aus. Sie sind von bald klassisch antikisierendem, bald krautig-krausem, bald flachlappigem, bald spitz hinterschnittenem Akanthus ummantelt. In die Blattwerke mischt sich auf unorganische Weise volkskunsthafte, einheimisches Steinmetzgut, so Flechtwerkornamentik. Bei einem besonders eindrucklichen Werkstück sind hinter den unteren Kranz mit überlappenden Blattspitzen Pilaster gesteckt, die durch Blattwerk arkadenartig verbunden werden. (Abb. 1–4).

In den Scheiteln stehen von Muscheln gekrönte Schnecken gegeneinander, in den Bogenfeldern mehrteilig gelappte, überhängende Blätter. A. Reinle hat vorgeschlagen zu erwägen, ob als Hauptmeister dieser Bauhüttenwerke nicht der 858 verstorbene Mönch Isanrich in Betracht gezogen werden könne; von einem Zeitgenossen ist dessen fleißige Meißelarbeit gerühmt worden. Die St. Galler Kapitelle sind anderer, z. T. wohl auch bedeutenderer Art als das, was man von Aachen, Lorsch, Corvey oder Fulda kennt. E. Poeschel hat ein in St. Gallen schon vor längerer Zeit geborgenes Zwergsäulenkapitell mit Eckblättern als vereinfachten Germigny-des-Prés-Typus möglicherweise ebenfalls karolingischer Herkunft angesprochen<sup>14</sup>, F. Maurer-Kuhn es dem mittleren 11. Jahrhundert zugewiesen.

12 Der Umbildung der Akanthus-Ornamentik in der römischen und byzantinischen Kunst ist A. RIEGL, *Stilfragen, Grundlegung einer Geschichte des Ornamentes* (1893) S. 248 ff. u. 272 ff. und in seinem Werk *Spätromische Kunstindustrie I* (1901) S. 36 nachgegangen. Vgl. auch O. WULFF a. a. O. (Anm. 9); S. 278 und O. M. DALTON, *Byz. art and archaeologie* (1911), S. 684–713. Die Wichtigkeit des römischen bzw. des byzantinischen Einflusses kann hier nicht näher geprüft werden. Zu dieser Streitfrage J. STRZYGOWSKI, *Orient und Rom* (1901); O. WULFF in *Repert. f. Kw.* 1911, S. 281 ff. und 1912, S. 193 ff.; W. v. GRÜNEISEN in *Oriens christ.* N. F. 1912, S. 281. Gegenüber der in diesen Arbeiten vertretenen Dominanz von Byzanz siehe L. v. SYBEL, *Die christliche Antike* (1906/09).

13 Die Spolien fanden sich z. T. wiederverwendet im Mauerwerk des Chores von 1439/83. – Literatur: bis zur Publikation ist man angewiesen auf H. R. SENNHAUSER in *Festschrift Hans Burkard* (1965), S. 109–116 mit Abb. S. 107; A. REINLE, *Kunstgeschichte der Schweiz I*<sup>2</sup> (1968), S. 201; W. HORN and E. BORN, *The Plan of St. Gall* (1979), S. 169 mit Abb. 115. – Die wirre Kompilation eines Teiles der St. Galler Stücke tritt bei Horn und Born insofern deutlich in Erscheinung, als dort das gegenübergestellte Kapitell von Höchst a. M. (ca. 834) direkt klassisch geordnet erscheint.

14 E. POESCHEL, *Kunstdenkmäler St. Gallen III* (1961), Abb. 7 u. 8.; F. Maurer-Kuhn (Anm. 18), S. 47.



Reichenau. Links sog. Witigowo-Säule in Mittelzell, um 816.  
Rechts Oberzell, Langhaus-Säule, um 890/96.

Sichere Zuweisungen an die karolingische Zeit erweisen sich deshalb als so schwierig, weil die Vielfalt der Überlieferung, der Vorbilder, Zufügungen, Kombinationen und Varianten neben regionalen und handwerklichen Bindungen das Zeittypische oft kaum ausmitteln läßt. Und dies veranlaßte Albrecht Mann zur leicht resignierenden Bemerkung, daß es in merkwürdigem Gegensatz zur spezifisch karolingischen Architektur das karolingische Kapitell schlechthin nicht gebe, erst recht nicht als verbindlichen Typus des gesamten Karolingerreiches in Süd, Nord und West. Wenn die Forschung zum Beispiel die sogenannte »Witigowosäule«, die heute den Doppelbogendurchlaß vom Westquerhaus ins südliche Seitenschiff des Münsters Reichenau-Mittelzell<sup>15</sup> stützt, bald als karolingisches, bald als ottonisches Werk erklärt, so liegt dies an den zahlreichen fast wörtlichen Anleihen, welche die ottonische Kunst auch außerhalb von Kirchengrundrißformen und z. B. in der Kapitellplastik bei der karolingischen aufgenommen hat.

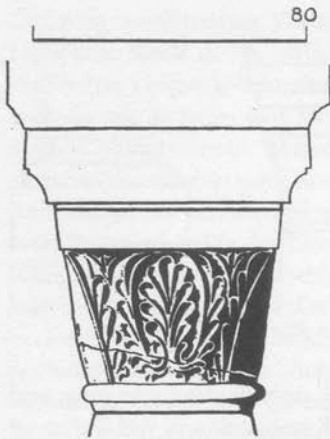
Schon Reisser<sup>16</sup> räumte stilistische Bedenken gegen eine Eingliederung der Witigowosäule ins Baugeschehen des 816 geweihten Heitommünsters mit gewichtigen baugeschichtlichen Gründen aus. Er wie Erdmann und Zettler<sup>17</sup> weisen darauf hin, eine Säule könne einem anderen als diesem Bau mit seinem Wechsel von Säule und Pfeiler gar nicht zugehörig sein, da zu allen anderen Bauperioden und besonders im Witigowomünster nur Pfeiler errichtet worden seien. Zum zweiten Male sei das Stück verwendet worden bei Bauvorgängen unter dem vor Berno wirkenden Abt Immo, bei welcher Gelegenheit die Säule um 16 cm verkürzt wurde und das Kapitell Schaden litt. Einzuwenden wäre höchstens, daß die sonst relativ späte Form eines tektonischen Kapitells mit steilem Kelchprofil – gestürzte abgestumpfte Pyramide mit eingeschweiften Gräten – für die Zeit um 816 etwas früh erscheint.

Die Gräte sind mit palmartig schmalen, starkrippigen Blättern belegt. Dazwischen breitet sich ein palmettenförmiges Mittelblatt aus, welches sich durch hochgebogene Seitentriebe in Halbblattform selbst umschließt. Es ist in Löffelschnittarbeit aus einer Lanzettmulde in der

15 J. HECHT, *Der rom. Kirchenbau des Bodenseegebietes* (1928), S. 117; A. KNOEPFLI, *Kunstgeschichte des Bodenseeraumes I* (1961), S. 190 u. 294 ff.; für den heutigen Stand der Forschung maßgebend siehe die nächsten beiden Anmerkungen.

16 E. REISSER, *Die frühe Baugeschichte des Münsters zu Reichenau* (1960) S. 63–71 und 85 ff.

17 W. ERDMANN u. A. ZETTLER, *Zur karoling. u. ottonischen Baugeschichte des Marienmünsters Mittelzell*. In *Die Abtei Reichenau*, hsg. 1974 von H. MAURER, bes. S. 500 ff. u. 518; DIES., *Zur Archäologie des Konstanzer Münsterhügels*. In *Schr. d. V. für Gesch. d. Bodensees* 95 (1977), S. 118.



Reichenau-Mittelzell.

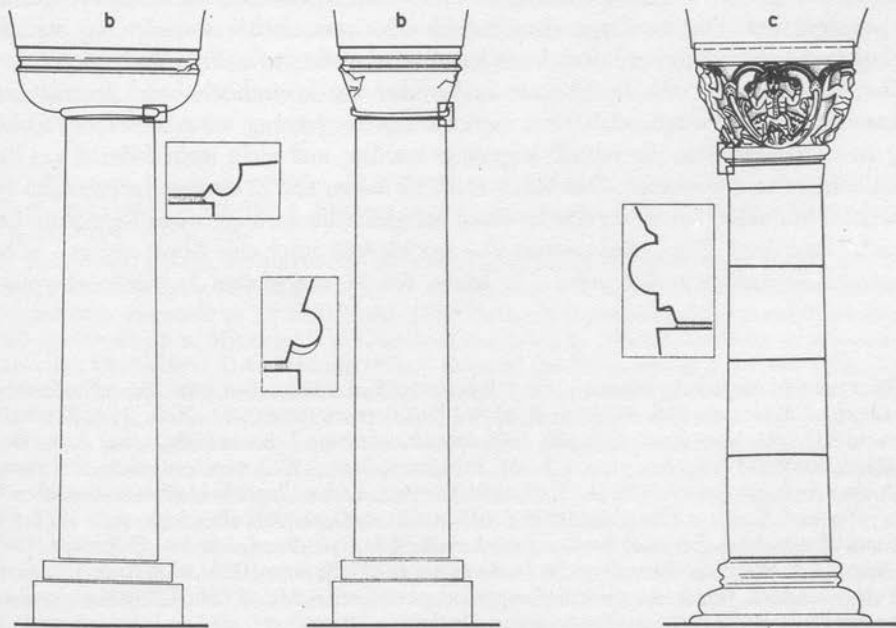
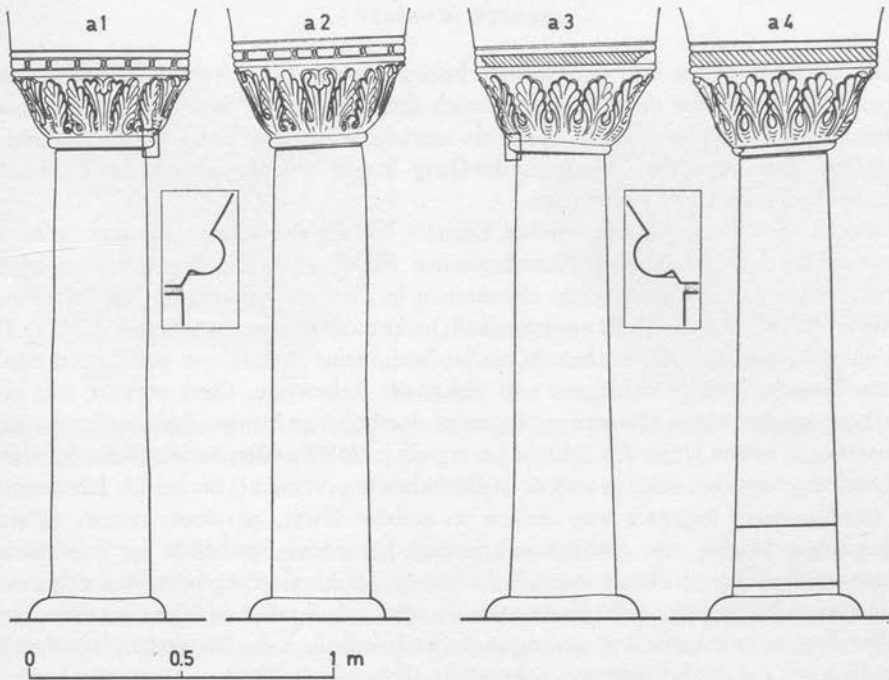
Die Witigowosäule und ihre Ornamentik. Um 816.

Manier griechisch-antiker Palmettenranken herausgehoben; gekerbte Dreiblattmotive füllen die Zwickel. Vorausgesetzt, die Einordnung in karolingische Zeit stimme wirklich, so bietet die um 1000 gemalte Kopie auf den Kehlkapitellen der Langhaussäulen von St. Georg in Oberzell einen Beweis für die Konstanz solcher Formen in spätkarolingischer wie in ottonischer Zeit<sup>17a</sup>.

Nicht in der Großform der Kapitelle, welche das fallende Karniesprofil besitzen, wohl aber in der Art der Blattornamentik sind die zwei östlichen Säulenpaare in der Krypta des Konstanzer Münsters<sup>18</sup> vergleichbar. Während aber auf der Front des Witigowokapitells nur die mittlere Palmette vollständig beziehungsweise ungespalten Platz findet, sind beim östlichsten der Konstanzer Säulenpaare zwischen Eck- und Mittel- und ihren überfallenden Dreilappenzungen zwei weitere Palmetten eingeschoben; sie alle bilden an der Basis eine zusammenhängende Manschette. Noch ausgeprägter und korbartig das Kapitell einhüllend ist dies bei den völlig ungliedert und unbetont aufgereihten Palmetten des anderen Säulenpaares der Fall. In beiden Fällen aber liegen die Blätter dem Kapitellkörper eng und flach an; die Kämpferplatte

17a Zu den bemalten Oberzeller Langhaus-Kapitellen siehe J. HECHT (1928), oben Anm. 15, S. 140, Tafeln 71–73; A. KNOEPFLI (1961), oben Anm. 1, S. 294f. Zur Ornamentik: J. u. K. HECHT, Die frühmittelalterl. Wandmalerei des Bodenseegebietes (1979), S. 74f., Tafelband Abb. 130 u. 132–134.

18 Seit F. ADLER, Kloster- und Stiftskirchen auf der Reichenau (1870) wurden die östlichen Säulenpaare ca. um 1000 datiert: J. HECHT (1928), S. 186ff.; E. LICHT, Ottonische u. frühromanische Kapitelle in Deutschland (1936), S. 68ff., 135f.; H. WEIGERT (1936), oben Anm. 1, S. 16; J. BAUM, i. Ztschr. f. Württemberg. Landesgeschichte 1956/2; A. KNOEPFLI (1961), oben Anm. 1, S. 219ff.; F. MAURER-KUHN, Romanische Kapitellplastik i. d. Schweiz (1971), S. 11ff., u. a. R. KAUTZSCH 1936, Anm. 1, hat angenommen, sie seien »mit einigem Verständnis byzantinischen Vorbildern ... nachgebildet«; H. CHRIST, Württemberg/Franken NF 26/27 (1952), S. 197ff., verglich sie mit den 1033 datierten Unterregenbacher Kryptakapitellen. Vorkarolingische Entstehung (römische Spolien?) nahmen erstmals DEHIO und GALL im Handbuch der dtsh. KDM (1956), S. 152 an; es könnte auf Vorschlag E. REISSERS geschehen sein, dessen Reichenauwerk (1960) erst 10 Jahre nach seiner Fertigstellung gedruckt wurde (oben Anm. 16); ihnen folgte H. REINERS, Das Münster ULF zu Konstanz (1955), S. 25ff. u. 128ff., Abb. 110–115. Seit der Ausgrabung von P. EGGENBERGER u. W. STÖCKLI und den Ausführungen von W. ERDMANN u. A. ZETTLER (Schr. des V. f. G. des Bodensees [1977] S. 7 u. 118f.) drängt sich die Datierung in die karolingische Zeit aus baugeschichtlichen Gründen auf.



Konstanz, Münster Unserer Lieben Frau, Stützen der Krypta-Haupthalle. a<sup>1</sup>-a<sup>4</sup> die zwei östlichsten Paare, wahrsch. 1. H. 9. Jh. b u. c das westliche Paar, eingesetzt bei der Erweiterung 10. oder 12. Jh.? Das Figurenkapitell unsicher, ob karolingisch oder romanisch. [Nach P. Eggenberger u. W. Stöckli, Heft 95 (1977) der Schriften des Bodenseegeschichtsvereins, Abb. 16].



umzieht beim östlichsten Paar ein Eierstab, beim folgenden ein gedrehtes Tau. Die Entstehungszeit läßt sich leider nicht baugeschichtlich absichern, da die Säulen nicht unverändert zusammengesetzt erhalten blieben. Immerhin herrscht heute darin einige Übereinstimmung, sie der ersten karolingischen Erweiterung der Gang- in eine Hallenkrypta und damit der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts zuzuweisen.

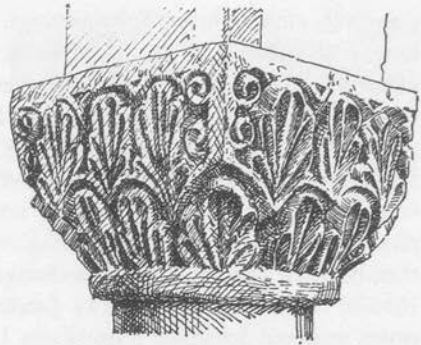
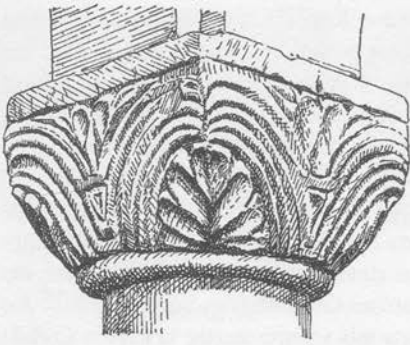
Obwohl wir sonst hier die figürlichen Kapitelle von der Betrachtung ausnehmen, sei der unstete stilistische Charakter der karolingischen Plastik auch dargelegt am Beispiel der südwestlichsten Kryptasäule, welche offenkundig in Zweitverwendung für das Stützenpaar genutzt wurde, als man die Halle um anderthalb Joche nach Westen erweiterte<sup>19</sup> (Abb. 5). Das geheimnisumwitterte Werkstück besteht aus Sandstein; seine Karniesform umziehen dreistriemig zur Arkadenform geschlungene und verknotete Rebzweige. Diese werden, mit einer Ausnahme, von berockten Männern mit abgewinkelt erhobenen Armen gehalten, die unter dem Hufeisenbogen sitzen. Unter den Eckarkaden ergreift je ein stehender, nackter Mann das Geäst. Die Datierungsversuche reichen vom 6. (italienisches Importstück?) bis ins 12. Jahrhundert! Das Arkadenmotiv begegnet uns, freilich in anderer Form, an einem der st. gallisch-karolingischen Stücke, aber architektonisch auch bei einem Fundstück der romanischen St. Dionysiusbasilika von Diessenhofen<sup>20</sup>, die dem 12. Jahrhundert angehört. Weil sicher nicht primär verwendet, so könnte das Konstanzer Figurenkapitell selbst dann in die karolingische Epoche fallen, wenn man die Erweiterung zur Sechssäulenhalle in das 10. Jahrhundert setzt. Ich erwäge jedoch, ob die Erweiterung nicht mit baulichen Eingriffen zusammenhängt, die im frühen 12. Jahrhundert in Zusammenhang mit dem Wiederbegräbnis des hl. Konrad vorgenommen worden sind. Für die Frage »karolingisch oder romanisch?« erwarten wir wichtige Ergebnisse der spezialisierten Erforscherin karolingischer Kapitelle, Frau Ruth Meyer.

Das Schicksal der ionischen Volute findet über das korinthische und das römische Kompositkapitell im Frühmittelalter eine merkwürdige Fortsetzung, wir meinen ihre Verblokkung zu starren Walzen, die seitlich angehängt werden, und nicht mehr federnd aus dem Kapitellkörper hervorwachsen. Das Motiv erscheint schon 820/22 an den Kryptasäulen von St. Michael in Fulda<sup>21</sup> sowie vor 836 an denen der gleichfalls karolingischen Krypta auf dem nahen St. Petersberg. Dann aber tauchen sie – seit 1964/66 durch eine Kopie ersetzt – an den gebauchten Kapitellen in der unter Abt Immo 976/84 ausgetieften St. Otmarskrypta in

19 Für ottonische Entstehung traten u. a. ein: J. HECHT (1928), S. 187ff., oben Anm. 15, und in Ztschr. d. V. f. Gesch. d. Bodensees Heft 74 (1956), S. 83–90; R. KAUTZSCH (1936), oben Anm. 1; A. KNOEPFLI, Bodensee, KG 1961, oben Anm. 1, S. 220, 296f. (mit Vorbehalten); J. BAUM (1956), oben Anm. 18, S. 322–326; A. REINLE (1968), oben Anm. 1, S. 151; F. MAURER-KUHN 1971, oben Anm. 18, S. 13. E. LICHT (1936), oben Anm. 18, datiert ins 12. Jh.: S. 58, 68ff., 98 u. 135. Vorkarolingische Herkunft nahm schon M. EIMER i. Ztschr. f. Gesch. d. Oberrheins 1949, S. 645 an; DEHIO-GALL 1956, oben Anm. 18, S. 152 ließ die Datierung offen, schloß aber nach der Basisform karolingische Entstehung nicht aus. E. REISSER (1960), oben Anm. 16, S. 56 schlug vorkarolingische Herkunft vor und H. REINERS (1955), oben Anm. 18, nahm S. 134ff. ein Stück des 6. Jhs. an, das aus Italien importiert worden sei. R. MEYER (Briefl. Mitteilung) will sich die Zuschreibung an die karoling. Zeit nochmals überlegen.

20 H. R. SENNHAUSER, Zur Baugeschichte der Stadtkirche Diessenhofen. In Unsere Kunstdenkmäler 1969/Hefte 3/4, S. 117.

21 Vgl. die Zeichnung bei W. HORN u. E. BORN, The Plan of St. Gall (1979) I S. XVII. ferner: V. ELBERN (Red.), Das erste Jahrtausend, Kultur u. Kunst... an Rhein u. Ruhr. Tafelband 1962.



Schänis, Kapitelle der Stiftskirche. Links karolingisch, rechts 11. Jh. (Aus F. Maurer-Kuhn, Rom. Kapitellplastik der Schweiz, Bern 1971).

St. Gallen<sup>22</sup> auf (Abb. 8), gleichzeitig aber an den Kapitellen der Seitenemporensäulen in Gernrode. Ihre zähe Lebenskraft dokumentieren sie vor 1120<sup>23</sup> an den Schallarkaden des Südturmes von St. Jakob in Regensburg. Dort treffen wir das Motiv der an den Schmalseiten mit Walzen behängten Kämpferkapitelle im profanen Bereich bis ins dritte Viertel des 12. Jahrhunderts. Es handelt sich also nicht um ein gelegentliches Mißverständnis eines ungeübten Meisters, sondern um einen fortschreitenden Tektonisierungsprozeß, der weit verbreitet war; ich fand ganz ähnliche »Walzenkapitelle« in der byzantinischen Kirche von Kalambaka am Fuße der Meteora-Klöster in Nordgriechenland (12. ? Jahrhundert). Im weiteren erschläft die sprießende Kraft der Volutenblätter von Kompositkapitellen zu spannungslos aufgerollten,

22 J. GANTNER, *Kunstgesch. d. Schweiz I* (1936), S. 51; E. POESCHEL, *KDm d. Kt. St. Gallen III* (1961), S. 155–162 mit Datierung 976–989; A. KNOEFLI, (1961), oben Anm. 1, S. 296; A. REINLE (1968), oben Anm. 1, S. 148 (Abb. 151) u. 209.

23 R. STROBEL, *Katalog der ottonischen und romanischen Säulen in Regensburg u. Umgebung*. In *Jb. f. fränk. Landesforschung* 22 (1962). Allgemein zur ottonischen u. salischen Zeit: H. RUPRICH-ROBERT, *L'architecture normande au XI<sup>e</sup> et XII<sup>e</sup> siècle* (1884ff); R. MÖLLER-RACKE, *Studien zur Bauskulptur um 1100 am Oberrhein u. Mittelrhein*. In *Oberrh. Kunst* 1942; E. LICHT, *Ottonische u. frühromanische Kapitelle i. Deutschland*, Diss. Marburg 1935; F. DÖLGER, *Die Ottonenkaiser u. Byzanz*. In *Karoling. u. ottonische Kunst* (1937); L. SCHÜRENBERG, *Der Anteil der südwestdtsh. Architektur d. Ausbildung des salischen Stils*. In *Ztschr. f. Kunstgesch.* 8 (1939); W. PINDER, *Die Kunst der dtsh. Kaiserzeit* (1940<sup>4</sup>); L. GRODECKI, *L'architecture ottonienne* (1958); H. JANTZEN, *Ottonische Kunst*, Neuausgabe 1959. Allgemein zur romanischen Zeit: E. AHLSTIEHL-ENGEL, *Das romanische Kapitell* (1912); JAN FASTENAU, *Rom. Bauornamentik in S-Dtschl*. In *Studien z. dtsh. Kunstgesch.* 188 (1916); E. AHLSTIEHL-ENGEL, *Die stilist. Entwicklung der Hauptblattform der roman. Kapitellornamentik in Dtschl*. In *Rep. f. Kw.* 42 (1922); J. HECHT, (1928), oben Anm. 15; R. KAUTZSCH, *Der rom. Kirchenbau im Elsaß* (1944<sup>2</sup>); Hs. MAURER, *Die rom. u. frühgot. Kapitelle der Kathedrale Saint-Pierre in Genf*. In *Basler Studien z. Kunstgesch.* 6 (1952); H. E. KUBACH u. A. VERBECK, *Rom. Kirchen an Rhein u. Maas* (1970/72); F. MAURER-KUHN, oben Anm. 18; DIES., *Rom. Baukunst a. Rhein u. Maas*; 3 Bde (1976). E. BOCK, *Schwäb. Romanik* (1976); G. RESSEL, *Schwarzrheindorf (Bonn) u. d. frühstauische Kapitellplastik*. In *13. Veröff. d. Abtg. Architektur d. kunsthist. Institutes d. Univ. Köln*. Diss. 1977; E. ADAM, *Baukunst der Stauferzeit in Baden-Württemberg u. i. Elsaß* (1977); *Die Zeit der Staufer III, Katalog Stuttgart 1977* (H. E. KUBACH u. W. SAUERLÄNDER).

graphisch empfundenen Spiralmotiven. Das tektonische Kapitell erträgt, wie wir bereits festgestellt haben, eine aus einem Block herausgearbeitete plastische Gestaltung schlecht; die Ornamentik wird mehr und mehr dem geschlossenen Kapitellkörper nurmehr aufgelegt, eingekerbt und eingeritzt. Sie greift im 11. Jahrhundert nicht mehr in die Tiefe, sondern erregt gleichsam nur die Haut. Den langen Weg von der Plastik zur Fläche erweisen zwei Kapitelle der Stiftskirche Schänis<sup>24</sup> im St. Galler Oberland. Das eine, aus Kalkstein gemeißelt und noch als vom ersten karolingischen Bau des ersten Viertels des 9. Jahrhunderts stammend, zeigt, plastisch ausgreifend, zur Spirale eingerollte, geschlitzte Eckblätter, die oben von Parallelfurchen begleitet werden. Solche Furchungen sind auch an einem Schäniser Sandsteinkapitell um 1030/40 und an Kapitellen des 12. Jahrhunderts im Zürcher Grossmünster zu erkennen<sup>25</sup>. An einem weiteren Schäniser Kapitell des 11. Jahrhunderts mit schuppenartig verlegten Löffelschnittblättern erscheinen die Helices zu Paaren verkümmelter Spiralen zurückgebildet. Wie bei seinem Gefährten scheint das Ornament nurmehr an der Oberfläche entfaltet. In Zürich kommen neben isolierten Schnecken solche in »richtiger« Ecklage, aber als Ende eines gedrehten Taues vor. Wiederum vereinzelt erscheint das Motiv an einem Doppelfenster des späten 11. Jahrhunderts am Nordturm des Konstanzer Münsters, dreifach dicht übereinander geschichtet an einer Fensterstütze des gegen 1100 gebauten Kreuzganges des Benediktinerklosterchens Wagenhausen<sup>26</sup>. Dagegen läßt sich die Herkunft von den Eckblättern eines Kompositkapitells, wenngleich stark reduziert, von der Doppelfensterstütze in der Westapsisschale von Reichenau-Oberzell<sup>27</sup> erkennen. Es ist gegen 1200 entstanden; über ihm läßt ein mächtiger Kämpfer zum Bogenaufleger aus. Beim Taubenkapitell am Portal von St. Gregor in Petershausen<sup>28</sup>, welches nach 1173 anzusetzen ist, haben sich die Vögel in den Ecken breit gemacht, und nachdem es der Taubenkopf aufgespalten hat, die Reste des Kompositkapitells zwischen ihnen und abstrakt strähnigem Blattwerk förmlich eingeklemmt. Aus dem überhängenden Mittelblatt ist mißverstanden ein eingesatteltes, gefurchtes Gebilde geworden, in dessen Vertiefung ein fünffach gelapptes Blatt eingreift. Genau dasselbe Blatt nimmt die Front eines Fundstückes ein, wo es zusammen mit den beiden begleitenden Volutenblättern einem gestürzten Halbkopf entwächst. Die Volutenblätter treffen sich nach alter Funktionsweise über den bärtigen Eckköpfen. Die Identität des Mittelblattes beider Stücke wirft die Frage auf, ob das Kopfkapitell wirklich von den Langhaussäulen des ersten, 992 geweihten Baues stammt und wenn ja, ob dann nicht die Taubenkapitelle ihrerseits gleich alt und am Portal zum zweiten Male verwendet worden sind.

24 J. R. RAHN, *Anz. f. schweiz. Altertumskd.* (1912) S. 74; E. A. STÜCKELBERG. In: *Ztschr. f. schweiz. Kirchengesch.* 8 (1913), S. 325; A. REINLE, (1968) oben Anm. 1, S. 210; B. ANDERES, *Kunstdenkm. Kt. St. Gallen V* (1970) S. 171 ff.

25 O. HOMBURGER, *Studien über die romanische Plastik u. Bauornamentik am Grossmünster Zürich.* In: *Oberrh. Kunst* 1928, S. 1–19; K. ESCHER, *Die beiden Zürcher Münster* (1928); DERS., *Kunstdenkm. Zürich IV* (1939) S. 118 u. 130 ff. (Abb. 39, 69, 77 f.); A. REINLE, a. a. O. (1968) S. 442 ff.; F. MAURER-KUHN (1971) oben Anm. 18, S. 48 ff., 76 ff., 97 ff. u. 111.

26 Zu Konstanz: J. HECHT (1928) oben Anm. 15, S. 192 f. Tafel 138 b; H. REINERS (1955) oben Anm. 18, S. 114 ff.; A. KNOEPFLI (1961) oben Anm. 1, S. 309, Abb. S. 306. Zu Wagenhausen: J. R. RAHN, *M'alterl. Kunstdenkm. d. Ct. Thurgaus* (1899) S. 407 ff. mit Fig. 211–213; J. HECHT (1928) oben Anm. 15, Tafel 222/23; A. KNOEPFLI in *Ztschr. f. schweiz. Archäologie u. Kunstgesch.* 1952/4, S. 220 ff.; DERS. (1961) oben Anm. 1, S. 204; F. MAURER-KUHN (1971) oben Anm. 18, S. 47.

27 J. HECHT (1928) oben Anm. 15, S. 150, Tafel 89 b+c; A. KNOEPFLI (1961) oben Anm. 1, S. 293.

28 J. HECHT (1928) oben Anm. 15, S. 245, Tafel 166 u. 171; A. KNOEPFLI (1961) oben Anm. 1, S. 327 f.



Obere Reihe: Zürich, Fraumünster. Karolingisch oder um 1100? St. Gallen, Spolie i. d. Stiftsbibliothek, 830/39 oder Mitte 11. Jh.? Reichenau-Oberzell, gegen 1200. Wagenhausen, gegen 1100.

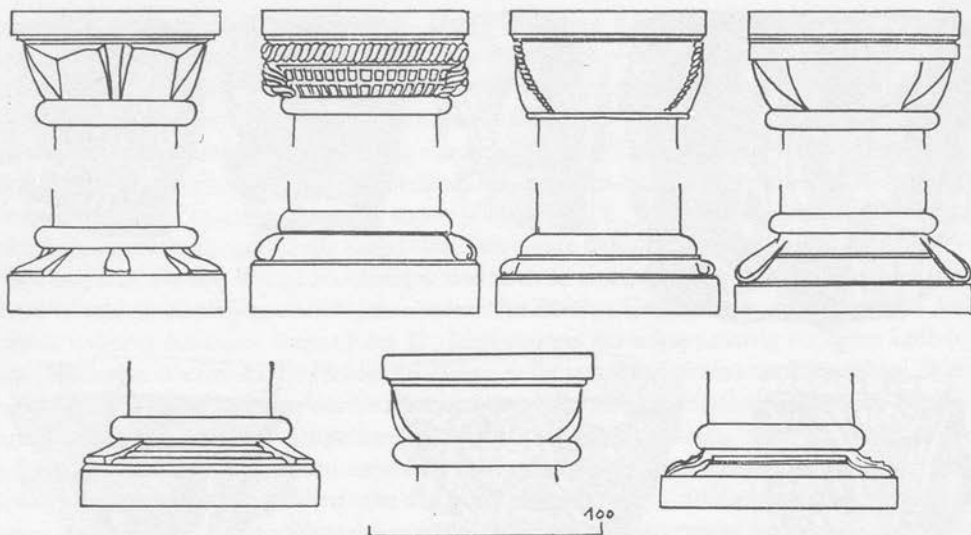
Untere Reihe: Petershausen: 1 u. 2 Langhaus, 992 oder 1162/73; 3 Portal, zweitverwendet? Oder nach 1173. (Nach F. Maurer-Kuhn, 1971).

Die kurz skizzierten Erscheinungen zeigen, daß es die ottonische und die ihr folgende Zeit<sup>29</sup> nicht beim Rückgriff auf karolingisch- beziehungsweise antik-prunkvolle Kompositformen haben bewenden lassen. Immer wieder ist die Hinwendung zum geometrisch Abstrakten, zum Tektonischen zu spüren, besonders deutlich bei den Säulenköpfen von Reichenau-Niederzell<sup>30</sup>, die zum Teil gestürzten attischen Basen nachgebildet sind, zum Teil schon das Motiv des Würfelkapitells abwandeln. Die Basen selbst wurden zu Ende des 11. Jahrhunderts gemeißelt, die Häupter wegen eines Bauunterbruches erst im frühen zwölften Jahrhundert. Wir klammern hier die Deckplatten und Kämpfer von Pfeilern etwa in der Art der Reichenau-Mittelzeller aus. Sie stehen Gesimsen und Friesen näher, und ihre Ornamentik (Ranken, Blattwellen, Palmetten, Zickzackband) geht eigene Wege. Dasselbe müßte von der Flechtornamentik lombardischer Steinmetzen gesagt werden<sup>30a</sup>.

29 Allg. Literatur s. Anm. 23.

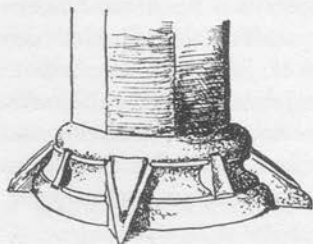
30 Einem dieser Kapitelle entspricht, hier in Zweitverwendung als Basis im 12. Jh. eingesetzt, der Säulenfuß in der Schatzkammer von Reichenau-Mittelzell. E. REISSER (1960) oben Anm. 16, S. 99 u. Abb. 46, 170 u. 181. J. HECHT (1928) oben Anm. 15, S. 164 ff., Tafel 103–105; A. KNOEPLI (1961) oben Anm. 1, S. 298 f.; W. ERDMANN, Die ehemalige Stiftskirche St. Peter und Paul in Reichenau-Niederzell. In Die Abtei Reichenau, Neue Beitr. hsg. v. H. MAURER (1974). In Anm. 1 sind die vorgängigen Ausgrabungsberichte genannt. Erschienen und ergänzt i. d. Festschrift für Georg Scheja (1974) S. 78–97. Zu den Kapitellen besonders ERDMANN i. Röm. Quartalsschrift 68 (1973), S. 918103.

30a J. HECHT (1928) oben Anm. 15, S. 122, T. 31 f.; E. REISSER (1960) oben Anm. 16, T. 39–43; A. KNOEPLI (1961) oben Anm. 1, S. 199 u. 310, Abb. 309.

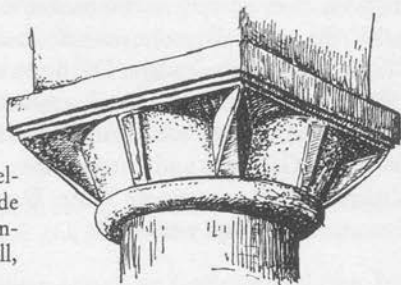


Reichenau-Untercell, Langhaussäulen, Ende 11. u. Anfang 12. Jh.

Es steht zu erwarten, daß sich unter den vielfältigen und auch zufälligen Spielarten des tektonischen Kapitells seine Idealform, das Würfelkapitell<sup>31</sup>, schon früher meldet. Tatsächlich: gedrückte Würfelkapitelle mit Schilden kennt bereits die italienische Baukunst des 8. Jahrhunderts, und um 800 bieten nordwärts der Alpen Viernheim/Lorsch und Lorsch selbst Beispiele. Aber seine Zeit bricht erst nach der Jahrtausendwende an, und zum dann allerdings außerordentlich charakteristischen Bauglied wird es erst in der salischen Architektur. Hier verbindet es auf ideale Weise die ausgedehnte glatte Wand mit der Stütze. An der Basis vermitteln Eckzehen



Reichenau. Links Mittelzell, Schatzkammer. Ende 11. Jh. (Zweitverwendung); rechts Untercell, Langhaus. 11./12. Jh.

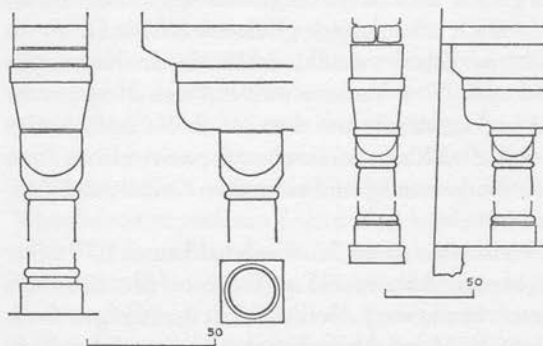


31 M. EIMER, Zur Beurteilung der Hirsauer Säulenkapitelle. In »Aus dem Schwarzwald« 41 (1933); W. HOFFMANN, Hirsau u. d. Hirsauer Bauschule (1950) S. 112f.; R. STROBEL, Rom. Arch. i. Regensburg; Kapitell, Säule, Raum. Diss. Erlangen 1960 (publ. 1965); ALBERT KNOEPFLI (1961) oben Anm. 1, S. 299ff.; R. STROBEL, Katalog der ottonischen u. romanischen Säulen i. Regensburg u. Umgebung. In Jb. f. fränk. Landesforschung 22 (1962); DERS., Die Hirsauer Reform und das Würfelkapitell mit Ecknasen. In Ztschr. für Württemberg. Landesgesch. 30 (1971/1), S. 21–116; Vor- und Frühformen: Gernrode, wahrsch. vor 1000; Kapelle St. Bartholome, Paderborn, 1007; Oberlenningen, frühes 11. Jh.; Limburg a. d. Hardt, Kryptasäulen, 1025; Speyer, um 1030; Beromünster, Stiftskirche, um 1030.

oder Ecksporen zum Säulenrund; von diesem leitet die Durchdringung von Kugel und Würfel zur quadratischen Kämpferplatte beziehungsweise zum vierseitigen Bogenschnitt über. Eine Kapitellform, welche die Kräfte in einer vordem noch nicht gekannten Weise in sich sammelt.

Ausgangspunkt der Entwicklung sind tektonische Kapitelle mit Bauch- oder S-Linien-Profilen. Die Frühformen entstanden stereometrisch durch das Beschneiden eines gestürzten Kegelstumpfes parallel zur Säulennachse. Die Stehfläche wächst dabei schildförmig nach unten, wobei die Bogenlinie noch nicht auf die obere Ecke, sondern segmentartig auf die Seiten aufläuft. Zwischen 947 und 1011 sind die Beispiele im Münster zu Essen, zwischen 1001 und 1033 diejenigen im Bernwardsbau von St. Michael zu Hildesheim anzusetzen. In Hildesheim zeigt sich schon die vollkommene Durchdringung von Würfel und Kugel, so daß die Forschung dazu neigt, unbekannte Vorstufen anzunehmen.

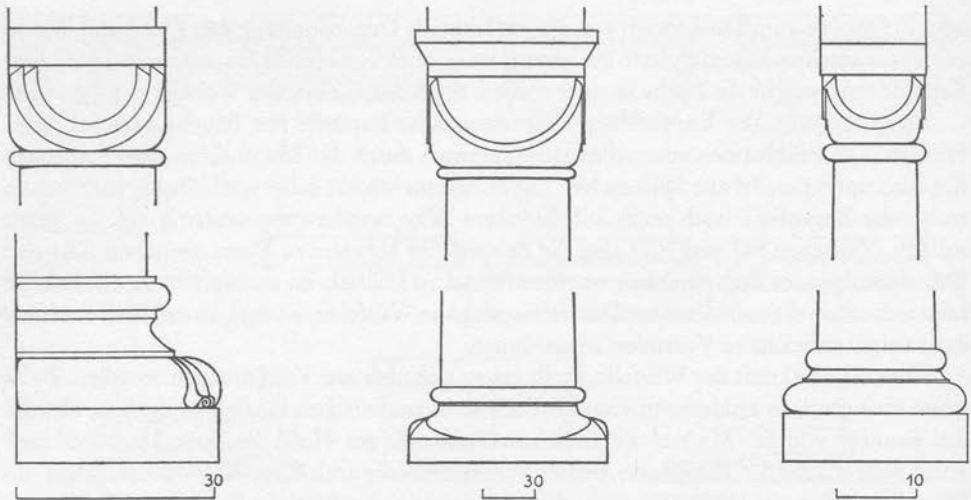
Über die Herkunft des Würfelkapitells lassen sich aber nur Vermutungen anstellen. Es ist kaum zwingend, in Hildesheim ausschließlich an byzantinischen Einfluß zu denken, obwohl der Bauherr von St. Michael als Erzieher Ottos III. am Hofe der ihrer Herkunft nach griechischen Kaiserin Theophano weilte. Verhältnismäßig früh folgt das Bodenseegebiet mit Würfelkapitellen am 1029/48 entstandenen Bernobau des Marienmünsters zu Reichenau-Mittelzell<sup>32</sup>. Man könnte eine Formwanderung von Hildesheim auf die Reichenau erwägen und



Reichenau-Mittelzell, Bernobau.  
1048 geweiht. Links Emporenfenster  
und Arkade des Nordtraktes, rechts  
Arkade des Mittelfensters. (Nach  
E. Reisser, Reichenau, Berlin 1960).

an einen Kapitell-Import wie beim Konstanzer Münster denken, weil um 1000 zum zweiten Mal ein Reichenau-Mönch den Hildesheimer Bischofssitz besetzt. Aber die Rechnung will nicht ganz aufgehen, weil im Gegensatz zu den ausgereiften Hildesheimer Kapitellen auf der Reichenau Früh- und Hochformen nebeneinander vorkommen, was auf eine eigenständigere Art der Übernahme weist. Wir finden dort bei den Fensterarkaden des Emporengeschosses noch die Vorstufe des beschnittenen Kegelstumpfes mit fallendem Karniesprofil vertreten, an der Fensterarkade hingegen, die sich von der hochgelegenen Michaelskapelle auf das Westquerhaus öffnet, die ideale Durchdringung des Würfels und der Kugel.

<sup>32</sup> O. GRUBER, i. Kultur d. Reichenau (1925), Kirchenbauten S. 837, Abb. 9; J. HECHT (1928) oben Anm. 15, Tafel 44 u. 47; E. REISSER (1960) oben Anm. 16, Exkurs über die Entw. des tektonischen Kapitells S. 63 ff. Betr. Würfelkapitellen des Bernobaues S. 91 u. Abb. 255/256; A. KNOEFLI (1961) oben Anm. 1, S. 299.



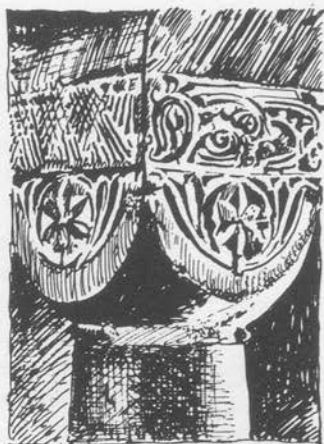
Links Reichenau-Niederzell, Westportal. 11./12. Jh. – Mitte und rechts Schaffhausen, Münster Allerheiligen. Langhaus, geweiht 1003/04, und Kreuzgang 12. Jh. (Nach J. Hecht, Basel 1928).

Sicher beteiligt an der Ausbildung des glatten Würfelkapitells zu den Spielarten ist unser Gebiet mit einem plastisch abgesetztem, einfach oder doppelt gefälztem Schild. Damit die Bogenlinie nicht ungeschützt auf die oberen Ecken auftrifft, erhält sie ein hautdünnes Widerlager in Form einer sogenannten Ecknase. Diese Variante wird in Verbindung mit der attischen Eckzehen- oder Ecksporenbasis und zusammen mit dem Motiv des umlaufenden Sockels zum »Leitfossil« der hirsauisch beeinflussten Klosterkirchenbauten; weit mehr als deren weiterhin von der lokalen oder regionalen Baugesinnung mitbestimmten Grund- und Auf-rissen.

Das Würfelkapitell mit gefälzten Schilden ist erstmals am Bau von Schaffhausen III<sup>33</sup> sicher festzustellen, der 1103/04 geweiht werden konnte (Abb. 9). Ein angeblich aus dem Bauschutt von Schaffhausen I geborgenes Säulenfragment wurde von J. Hecht der Zeit des 1064 geweihten ersten Münsters zugewiesen; ich bin ihm mit der Mehrzahl der Forscher hierin gefolgt. Es ist aber Strobel zuzustimmen, wenn er die Spolie als weder zeitlich noch örtlich fixierbar bezeichnet. Auch das gefälzte Würfelkapitell am Portal der St. Johann-Frontkapelle sichert dem Motiv kein höheres Alter, weil dieses Portal nicht dem Anfangsbestand von 1064, sondern einer späteren Erweiterung zugehört. Und das ebenfalls nicht lokalisierbare Fundstück von St. Peter und Paul in Hirsau selbst scheidet aus; gesichert tritt das Motiv dort am »Eulenturm« ebenfalls erst zu Anfang des 12. Jahrhunderts auf. Wie dem auch sei: Vor der Zeit Abt Wilhelms ist der Schildfalz nicht zu belegen. Zunächst erscheint das Schildfalzkapitell nur an Hirsauer Reform-

33 Zur Baugeschichte des 1. Münsters W. U. GUYAN in Zeitschr. f. schweiz. Archäologie u. Kunstgesch. 36 (1979/3), S. 151–204. Literatur bis 1951 bzw. 1960 in R. FRAUENFELDER, Kunstdenkm. Schaffhausen 1 und 3. Vgl. I (1951) S. 90; Ergänzung A. KNOEPFLI (1961) oben Anm. 1, S. 301 (irrt. Zuweisung an Schaffhausen I), S. 488, Anm. 500 Literatur. Ferner: J. HECHT (1928) oben Anm. 15, S. 285, Tafel 198 (nicht von Schaffh. I!), Tafel 208 (Portal St. Johannskapelle); R. STROBEL (1971), oben Anm. 31, S. 25 u. 35 f.

Schaffhausen, ehem. Kloster Allerheiligen.  
Große Loggia, um 1200.



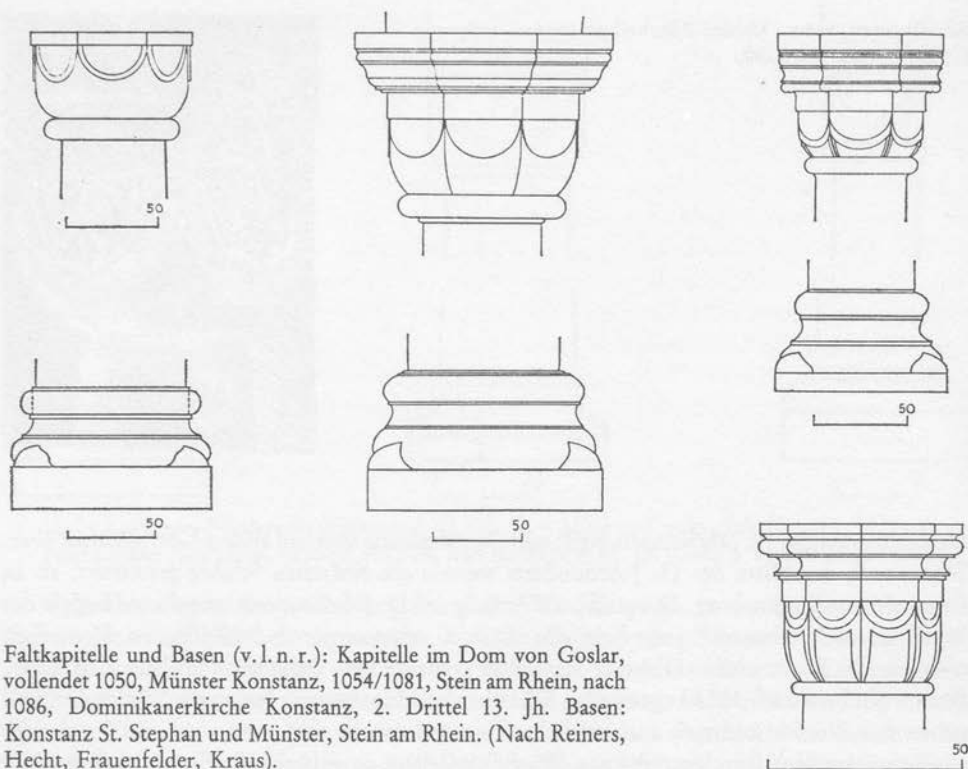
kirchenbauten; im 12. Jahrhundert greift seine Verwendung auch auf andere Gotteshäuser über. Schon nach der Mitte des 11. Jahrhunderts werden die einfachen Schilde gemustert, so an Beispielen aus Regensburg. Die große, zu Anfang des 13. Jahrhunderts umgebaute Loggia des Schaffhauser Abtshauses<sup>34</sup> zeigt Kapitelle mit reich ornamentierten Schildflächen. Die reinen tektonischen Formen des »Hirsauer-Kapitells« verlieren früh ihren verbindlichen Charakter. Beim wohl bald nach 1054 begonnenen Schaffhauser Münsterturm fehlen die Schildfalze, und neben den Würfel- kommen auch schlichte Trichterkapitelle vor.

Verwächst eine Rundumreihe von Würfelkapitellen, so entsteht die Form der Falt- oder Pfeifenkapitelle. Im Konstanzer Münster<sup>35</sup> krönen sie achtteilig die acht, je fünf Meter hohen Monolithsäulenpaare aus Rorschacher Sandstein, die auf attischen Füßen mit Eckzehen stehen (Abb. 7). Die Grate der Stehflächen laufen im Kugelpolster weiter, im Gegensatz zu den Vorbildern in Goslar. Diese Goslarer Langhauskapitelle im zur Jahrhundertmitte vollendeten Dom und gleichartige Stücke am dortigen 1065 errichteten Kaiserhaus gelten als Muster der Konstanzer, welche entweder durch Bischof Rumold oder durch Bischof Otto I., die beide vor ihrer Wahl auf den Konstanzer Bischofsstuhl als Propst in Goslar gewirkt haben, an ihr Münster vermittelt worden sein könnten. Innerhalb der möglichen Zeitspanne von 1054/81 ist einem späteren Ansatz der Vorzug zu geben, weil die Kolonaden erst nach einer Abänderung des ursprünglichen Bauplanes, also später eingestellt worden sind. Daß die Goslarer Kapitelle ursprünglich im Bodenseeraum beheimatet gewesen und gleichsam repatriiert worden sein

34 J. HECHT (1928) oben Anm. 15, Tafel 209; R. FRAUENFELDER a. a. O. S. 130–135, Abb. 103–105; A. KNOEPFLI (1961) oben Anm. 1, Abb. 309 u. Tafel 171, 173. Vgl. auch die Kapitelle des Kreuzganges, HECHT T. 209b u. 210a, des Kapitelsaales, HECHT T. 209a u. 210b sowie die nachträglich zusammengestellte Gruppe im Kräutergarten (vom Novizenhaus oder vom Kl. Kreuzgang?), FRAUENFELDER Abb. 153.

35 Literatur bis 1960 bei A. KNOEPFLI (1961) oben Anm. 1, in Anm. 478; zum Thema S. 222 f. und 301 f. J. HECHT (1928) oben Anm. 15, S. 195 u. 198; H. REINERS (1955), oben Anm. 18, S. 39 f.; K. HECHT, i. Schr. d. V. f. Gesch. des Bodensees 97 (1979), S. 12 ff.





Faltkapitelle und Basen (v. l. n. r.): Kapitelle im Dom von Goslar, vollendet 1050, Münster Konstanz, 1054/1081, Stein am Rhein, nach 1086, Dominikanerkirche Konstanz, 2. Drittel 13. Jh. Basen: Konstanz St. Stephan und Münster, Stein am Rhein. (Nach Reiners, Hecht, Frauenfelder, Kraus).

sollen, dürfte kaum zutreffen, da sie zur Gruppe der englisch-normannischen Faltkapitelle<sup>36</sup> gehören; ebensowenig bestehen Anhaltspunkte dafür, Bischof Rumold von Konstanz habe für den Wiederaufbau seines 1052 eingestürzten Münsters den aus Schwaben stammenden, in Goslars Bauunternehmungen rühmlichst bewährten Benno, späteren Bischof von Osnabrück, gewinnen können.

Die Form des Konstanzer Münsterkapitells ist wortgetreu beim Neubau der Benediktinerkirche St. Georg Stein am Rhein<sup>37</sup> nachgebildet worden. Abt Trutwein war seinem in Hirsau reformistisch geschulten und päpstlich gesinnten Konstanzer Bischof Gebhard III. treu ergeben, wohl auch aus politischer Klugheit, da dessen zähringischem Geschlecht auch die

36 Der Begriff »Faltkapitell« ist noch ungenügend differenziert. Siehe das Faltkapitell in Reichenau-Niederzell und – als Basis verwendet – in der Schatzkammer von Reichenau-Mittelzell oder die u. E. typischere Form in der Oktogonalkapelle der Kathedrale Senlis (11. Jh.), darüber M. AUBERT in: karoling. u. otton. Kunst (1957) S. 167–173. Vgl. WOERMANN, *Gesch. der Kunst III* (1918<sup>2</sup>) S. 256 und H. RUPRICH-ROBERT, oben Anm. 23, S. 184ff.

37 J. HECHT (1928) oben Anm. 15, bes. 256 u. 261f., Tafel 177ff.; R. FRAUENFELDER, *Kunstdenkm. Schaffhausen II* (1958) S. 65–67; A. KNOEPFLI (1961) oben Anm. 1, S. 223; DERS., *Kunstführer* (1979) S. 8f.

Kastvogtei des kleinen Klösterchens zustand. Die Steiner Kirche als vereinfachte Ausgabe des bischöflichen Münsters in den Jahren nach 1086 neu gebaut zu sehen, erstaunt also keineswegs. Die vier noch aus der Bauzeit stammenden westlichen Monolithe – die anderen sind im 16. Jahrhundert mit Trommelschäften erstaunlich genau nachempfunden worden – tragen achtteilige Häupter mit gegenüber Konstanz tiefer und breit gefälzt hinabgezogenen Schilden. Angesichts der wesentlich geringeren Ausmaße der Säulen und Kapitelle überrascht die Schwere des reich profilierten Kämpfers.

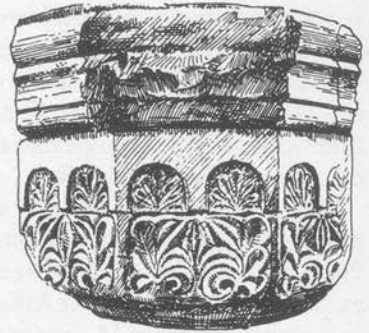
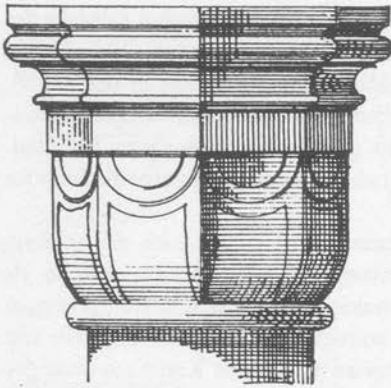
Sieht man von den Schilden ab, so ist der Konstanz/Stein-Gruppe auch das schöne, gleichfalls achtseitige Säulenkapitell und das Kämpferfragment zuzurechnen, welche als Fundstücke von den Arkaden der romanischen St. Dionyskirche in Diessenhofen<sup>38</sup> geborgen worden sind (Abb. 6). Da die Arkaden später eingesetzt wurden, entstanden die Kapitelle erst im fortgeschritteneren 12. Jahrhundert. Ihre Stehfläche wird von einem Kranz rundbogiger Blenden umgeben – auf einer Seite trifft es deren zwei –, in welchen siebenteilige Palmetten stehen. Darunter umfassen zwei krautige Blätter ein dreiteilig floristisches Motiv. Die ganze Arbeit ist in sauberem Löffel- und Kerbschnitt ausgeführt.

Obwohl sich im Innern des Konstanzer Münsters Stilschichten späterer Jahrhunderte reichlich niedergeschlagen haben, vermag sich die würdige Sprache der salischen Architektur vor allem dank der Säulen wohl zu behaupten, die unangetastet ernst und feierlich und doch in schmiegsamen Formen den Raum durchschreiten, so daß dieser einen heiter aufgeräumten Eindruck macht. Ein ähnliches Spiel »ausgeglichen-schwebender Kräfte« (Hans Jantzen) vermittelt das Innere von Schaffhausens Münster (Abb. 9). Auch hier vertrauen die von Würfelkapitellen abgeschlossenen monolithischen Säulen einzig dem Rhythmus ihrer Stellung und dem Wohlklang ihrer Maßverhältnisse. Während aber die Würfelkapitelle ihre hohe Zeit zur Romanik nicht überleben, haben die Konstanzer Faltkapitelle Ableger bis weit in die Gotik hinein hinterlassen. Eine ihrer Spielarten trägt die spitzbogigen Arkaden in der benachbarten Dominikanerkirche<sup>39</sup>, die wohl bald nach 1235 zu bauen begonnen worden ist. Der Geist, der sie prägt, ist aber ein anderer geworden: die doppelt gefälzten Schilde hängen hoch am Kapitellkörper, und weit unterhalb ihrer Scheitelhöhe erst biegen die ebenfalls gesäumten Polster zum Halsring ein, was zusammen mit dem übereck gestellten, hoch gotisch gekehnten Abakus den Häuptern einen nach Höhe strebenden Charakter und anstelle romanischer Unverrückbarkeit einen frischen Auftrieb verleiht. Bei stetig stärkerem Überwiegen des variiert attisch profilierten Kämpfers oder Abakus' bescheidet sich das Kapitell schließlich mit einer schlichten Kehlung. In dieser abgeschliffenen Ausbildung erreichten die Abkömmlinge noch die Frühzeit des 15. Jahrhunderts, so in Konstanzer und Ravensburger Gotteshäusern oder in der St. Pelagius Stiftskirche zu Bischofszell und in der st. gallischen Stadtkirche St. Laurenzen, wo der Salemer Michel Savoy tätig war<sup>40</sup>.

38 Siehe Anm. 20.

39 F. X. KRAUS, *Kunstdenkm.* (1887) S. 245 f. mit Fig. 65; A. KNOEPFLI (1961) oben Anm. 1, S. 164, 302 u. 316.

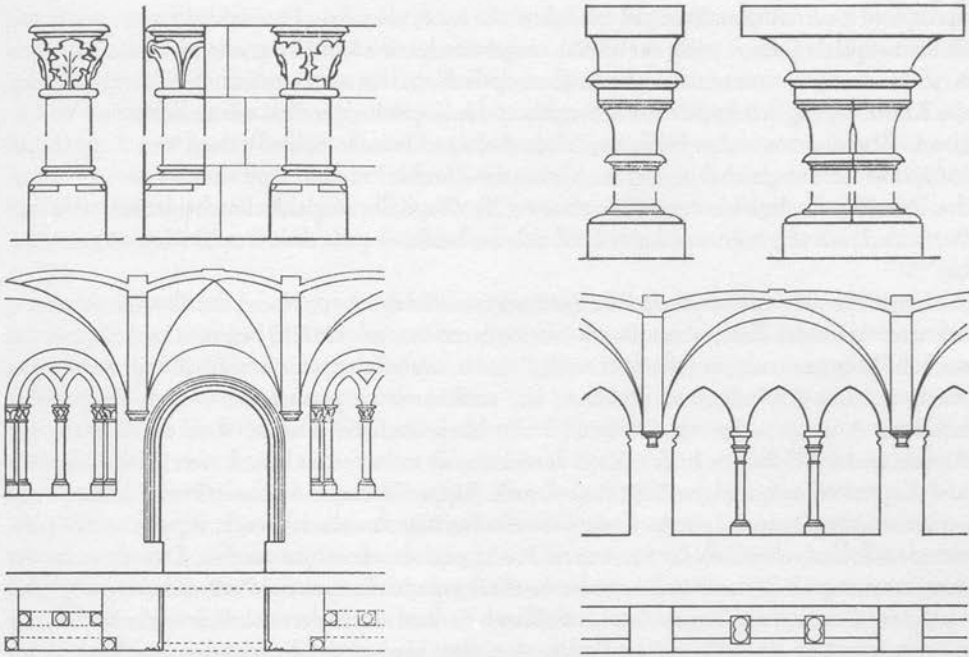
40 E. POESCHEL, *KDm St. Gallen* (1957) S. 108 f., Abb. 93–99; A. KNOEPFLI, *Kunstgesch. des Bodenseeraumes II* (1969) S. 120 f.; hier auch betr. der übrigen Kirchen S. 150 f., dazu Band I (1961) S. 223; DERS., *Die Kirche St. Laurenzen in St. Gallen* (1979) S. 78 ff.



Konstanz, Dominikanerkirche (nach X. Kraus, 1887) und Diessenhofen, St. Dionys. 12. Jh. (nach F. Maurer-Kuhn, 1971).

Bevor wir uns den wenigen wesentlichen frühen Kapitellformen der Gotik<sup>40a</sup> in unserem Bereiche zuwenden, sei an ihre veränderte Funktion innerhalb dieses Stiles erinnert. Die Aufteilung der Tragfunktionen eines gotischen Gewölberippenbaues bringt die Aufteilung auch der Stützen mit sich: sie erhalten Vorlagen, vorgestellte Dienste, werden gebündelt; auch die Wand wird differenziert, besteht aus Schichten verschiedener Tragfunktion. Bis ins 15. Jahrhundert blieb dies im Bodenseegebiet, wenn wir vielleicht von Zisterzienserbauten absehen, von geringer, wenn überhaupt von Bedeutung. Denn allgemein war bei uns wenig Bereitschaft zu spüren, die volle Mauerscheibe durchgängig zu gliedern, aufzuspalten und zu öffnen. Zudem: erst als in den Zentren des Gewölbebaues und der Rippenfigurationen sich in chronologischer Abfolge ein vielfältiger Vorrat an Möglichkeiten angesammelt hatte, überwinden bei uns alle mehr oder weniger gleichzeitig den Stauraum, als ihre Genese kaum mehr erkennbar war. Oder es fielen Frühformen aus, wie wir es für das früheste Beispiel der Gotikrezeption im Bodenseegebiet, beim bald nach 1260 anzusetzenden Heiligen Grab in der Mauritius-Rotunde des Konstanzer Münsters feststellen: übernommen wurde nicht der

40a E. VIOLLET-LE-DUC, Dictionnaire raisonné de l'architecture française du XI<sup>e</sup> au XVI<sup>e</sup> siècle, 10 Bände 1854–66; H. F. SECKER, Die frühen Bauformen der Gotik i. Schwaben. In Studien z. dtsh. Kunstgesch. 138 (1911); E. ALP, Das Kapitell i. Entstehungsgebiet der Gotik (1928); H. CLASEN, Got. Baukunst, Hb. d. Kunstw. (1930/31); R. KÖMSTEDT, Art. Got. Baukunst in Wasmuths Lexikon der Baukunst II (1930); D. JALABERT, La première flore gothique aux chapiteaux de Notre-Dame de Paris. In Gaz. d. beaux arts 1931, S. 283–304; DIES., La flore gothique, ses origines, son évolution du 12<sup>e</sup> au 15<sup>e</sup> siècle. In Bulletin monumentale 91 (1932) S. 181–246; H. SEDLMAYR, Die Entstehung der Kathedrale (1950 und 1976<sup>2</sup>) zum Pflanzenornament, S. 281–284; H. MAURER (1952) oben Anm. 23; E. GALL, Die got. Baukunst in Frankreich u. Deutschland (1955<sup>2</sup>); H. KOEPF, Schwäb. Kunstgesch. II (1956); H. JANTZEN, Die Gotik des Abendlandes (Neuausgabe 1962); P. FRANKL, Gothic architecture in England (1962); A. KNOEPFLI (1961 und 69) oben Anm. 1 u. 40; F. BOND, Gothic architecture in England (1905 bzw. 1966) bes. S. 416f. und 441; O. VON SIMSON, Die goth. Kathedrale (1968) bes. S. 87, 288, 303. Für den Bedeutungsschwund und die Substanzentleerung des got. Kapitells und seine Ersetzung durch Konsolen und Gesimse spricht auch, daß Sedlmayr es nur beiläufig erwähnt (z. B. S. 174, 282f.) und ihm im Register kein Stichwort zuteilt.



Konstanz, Dominikanerkloster. Links Eingang zum Refektorium, rechts Kreuzgangjoch mit Fenster, 2. Drittel 13. Jh. (Nach X. Kraus, 1887).

Initialstil des Rayonnant, sondern der diesem folgende des ausgebildeten Flamboyant (Abb. 28/29). Beispiele des Knospenkapitells fehlen fast ganz oder erscheinen in beträchtlich reduzierten Formen. So etwa bei den Fenstern des Dominikanerkreuzganges in Konstanz, wo gelapte, etwas plumpe Blätter oder wenige, eingerollte Zungen den Kapitellblock nur notdürftig umhüllen<sup>41</sup>. Erst wenn wir die Ringe weiter ziehen, begegnen uns in der zürcherischen Zisterzienserkirche Kappel Knospenkapitelle, welche diesen Namen auch verdienen. Sowohl die Portale des Querhauses wie die steinernen Presbyterien im Chor zeigen sie in Formen aus dem dritten Viertel des 13. Jahrhunderts. Das Beispiel ist insofern nicht allzuweit hergeholt, weil Kappel mit Konstanz durch die herrlichen Glasgemälde des frühen 14. Jahrhunderts verbunden war<sup>42</sup>.

Die Form des Knospenkapitells reicht auf normannische Architektur des 11. Jahrhunderts zurück, wurde zuerst von den Zisterziensern und erst hernach von der französischen Kathedralgotik in Chartres und St. Denis aufgegriffen; es ist das Kapitell jung aufstrebender gotischer Kräfte, das Kapitell der Lanzetten, die frisch dem Halsring entsprossen und sich an

41 F. X. KRAUS (1887) oben Anm. 39, S. 249ff., Fig. 67 u. 70; A. KNOEPFLI (1961) oben Anm. 1, S. 265ff., 311ff., T. 172, Abb. 267.

42 H. FIETZ, *Kunstdenkm. Zürich-Land I* (1938) S. 53f., 60ff., Abb. 43; A. KNOEPFLI (1961) oben Anm. 1, S. 272, 312 u. 317f. Siehe ferner in diesem Bande S. 409, Anm. 114.

der Spitze zu knolligen Knospen einrollen. Es leitet aber eine Entwicklung ein, in der das Säulenhaupt als Gelenk nicht mehr klar ausgeschieden wird, die tragenden und die lastenden Kräfte nicht mehr von unten und von oben optisch spürbar auf es zulaufen. Vielmehr werden die Kräfte durchgeleitet; ihrem Fließen leistet das Kapitell eigentlich nur unliebsamen Widerstand. Betrachten wir den bildhauerischen Aufwand bei den Schlußsteinen von Kappel (um 1300) oder bei den gleichzeitigen Blattköpfen des Zürcher Fraumünsters und den etwas späteren der Zürcher Predigerkirche, so erscheinen die Kapitelle ungleich bescheidener, weil ihre Funktion stark abgebaut worden ist und sich das Interesse ganz dem Gewölbebau zugewendet hat<sup>42a</sup>.

Ungeachtet der zisterziensischen Vermittlerrolle in der Ausbreitung des Knospenkapitells, erwartet uns in der Zisterzienserkirche Salem, deren Bau um 1297/99 begonnen worden ist und auch die Münsterbauhütte Konstanz maßgebend beeinflusst hat, eine Enttäuschung: was dort an Kämpfen und Kapitellen zu erblicken ist, sind meist eingeschobene und davor geklebte hölzerne Attrappen des 18. Jahrhunderts<sup>43</sup>. Ursprüngliche Absicht war, die Dienste von Rippen und Scheidbögen an der Wand zerrinnen, sie totlaufen zu lassen, statt sie in Kämpfern und Kapitellen aufzufangen. Die Gelenkstelle Rippe/Dienst und Dienst/Pfeiler bedarf nicht mehr unbedingt eines Kapitells. Konsolen versehen hier denselben Zweck. Rippen und Dienste münden direkt in den Leib der Säulen und Pfeiler und verschmelzen mit ihm. Das entsprach der Baugesinnung der Zisterzienser, welche das Kräftespiel z. B. auch der Außenstreben möglichst wenig in Erscheinung treten lassen wollten. Es kam auch der sichtlichen Zurückhaltung entgegen, welche die Baukunst des Bodenseegebietes gegenüber Gliederungen und Auskragungen auch hierin auszeichnet und direkten, »umwegelosen« Formverläufen den Vorzug gibt.

Die »kapitellos«-gotische Zeit läßt die Gewölberippen in dem um 1300 gebauten Vorraum der Konradikapelle im Konstanzer Münster ohne Zwischenglied entwachsen. Gleiches kann man im gleichaltrigen Südflügel des Kreuzganges feststellen, während die etwas späteren Rippen des Ostflügels und die der Mauritius-Rotunde sich auf profilierte Konsolen abstützen<sup>44</sup>. Es ist bei dem um 1300 auch zeittypischen Verzicht auf Kapitelle für die Nebenbauten

42a Zu den Schlußsteinen von Kappel (um 1300) siehe FIETZ (1938) die Abb. 52–55 u. A. KNOEPFLI (1961) S. 313, zu denen der Predigerkirche Zürich (14. Jh.) K. ESCHER, *Kunstdenkm. Zürich IV* (1930) Abb. 147–149 und I. FUTTERER, *Got. Bildwerke d. Schweiz* (1930) S. 18 u. 109, hier ebenfalls die Blattkopf-Schlußsteine des Zürcher Fraumünsters, S. 189 und Abb. 223, 224 u. 227.

43 O. HAUSER, *Das Münster zu Salem*. Diss. Stuttgart 1920; H. GINTER, *Beitr. z. Salemer Kunstgesch.* In *Freib. Diözesan-Archiv*, NF 35 (1934) S. 215 ff.; I. BICKEL, *Die Bedeutung der süddeutsch. Zisterzienserbauten für den Stilwandel im 12./13. Jh.*; Diss. Zürich 1949, publ. 1956; G. WEISE, *Das Münster zu Salem*. *Führer z. d. Gr. dtsh. Kunstdenkm.* (1952); DEHIO-GALL, *Hb. d. dtsh. KDM* (1956) S. 65–67; A. SCHAHL, *Kunstbrevier f. d. Bodenseegebiet* (1959) S. 65 ff.; W. GRAF KALNEIN, *Große KDM* (1960) Heft 152; A. KNOEPFLI (1961) oben Anm. 1, S. 272–280.

44 Zur Gotisierung des Konstanzer Münsters siehe A. KNOEPFLI (1969) oben Anm. 40, S. 90 ff., 197. Vgl. dazu H. REINERS (1955) oben Anm. 18; P. KURMANN, *Zur Grabfigur des hl. Konrad u. z. d. hochgot. Nebenbauten d. Konstanzer Münsters*. In *Der hl. Konrad* (1975) S. 334–339. Zur Konradikapelle: REINERS, S. 201 u. 204; zum Kreuzgang: REINERS, S. 49 f., 203 u. 215 f.; KNOEPFLI, S. 90, 197, 266; P. KURMANN, S. 335–344. Zur Mauritiusrotunde: REINERS, S. 201 ff. u. 206–2; KNOEPFLI (1961) oben Anm. 1, S. 267 f.; R. BECKSMANN i. *Jb. der Staatlichen Kunstslg. in Baden-Württemberg* 5 (1968); P. KURMANN in *Unsere Kunstdenkm.* 1969 Heft 3/4, S. 145–155, ferner KURMANN 1975, S. 343 u. 346 f. Zu den Schlußsteinen siehe ebenda S. 339 u. 344 mit Abb. 21–23. – Arkadengeläufe und Rippenansätze ohne Zwischenglieder auch beim Münster Radolfzell 1431–1520.

des Konstanzer Münsters ebenfalls charakteristisch, daß der Blattschmuck sich auch hier auf die reich und dicht gestalteten Schlußsteine zurückzieht (Abb. 11). Man benötigte dieses Säulenglied ausgerechnet in einer Phase nicht, die in ihrer Qualität und klassischen Ausformung in Salem und Konstanz zu hervorragenden und kapitellgerechten Lösungen fähig gewesen wäre. Das Charakteristikum des kapitellosen Eingleitens der Rippen verlor sich auch in der Spätgotik nicht, die ja sonst umschweifereichere Dekorationen bevorzugte. So finden wir es im 1480 unter Matthäus Ensinger vollendeten Kapitelsaal des Konstanzer Münsters und in der von Hans Sturn erbauten Hallenkirche St. Ulrich in Feldkirch, deren Wölbung 1478 vollendet war (s. Anm. 44 u. 53).

Auch die in dichte Laubteppiche gehüllten Nachfolger der Knospenkapitelle, welche in den achtziger Jahren des 13. Jahrhunderts mit zuchtvoll naturalistischen Gebilden einheimischer Flora in die Cathedralwelt Frankreichs einziehen, haben die Bodenseekunst nur gleichsam am Rande berührt. Schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts hat jedoch die damals außerordentlich hochstehende Goldschmiedekunst<sup>45</sup> diese Schmuckweise übernommen und abstrakt-flächig wurde sie auch in der Glasmalerei<sup>46</sup> heimisch. Recht bald aber sind diese Blüten- und Laubtapisserien abgebaut und auf einzelne aufgepreßte Zweige reduziert worden, für welche Stilstufe eigentlich charakteristische Beispiele bei uns auch mangeln. Immerhin sei auf einzelne der Statuenkonsolen am »Schnegg« des Konstanzer Münsters hingewiesen, dessen Bau im Jahre 1438 von Meister Anthony begonnen worden ist<sup>47</sup>. Aber auch dort regiert in neu erwachter Schmuckfreude vornehmlich schon das Buckelblatt, das sich zunächst flach von einer knolligen Erhöhung aus entwickelt, bald aber an den Rändern sich aufbäumt und kräuselt. Wir fanden es auch an den Konsolen im Ostteil des südlichen Seitenschiffes und in der Sakristei, welche in der ersten Hälfte bzw. in der Mitte des 15. Jahrhunderts eingewölbt worden sind<sup>48</sup> (Abb. 10). Ebenfalls auf Buckelblattkonsolen stützen sich die Dienste des Überlinger Münsters<sup>49</sup> im zwischen 1424 und 1436 errichteten Mittelschiff. Sie haben sich aber zum Teil bereits auf schmales Riemenwerk zurückgebildet, von wo aus der Weg zu bloßem wirrem Wurzelwerk nicht mehr weit war.

Zwei Beispiele von »klassischen« Buckelblättern hat Hans Böblinger 1435 in Konstanz gezeichnet: »Das beriment han ich zuo Kostentz gerissen«, heißt es auf einem der dem Bayerischen Nationalmuseum München gehörigen Blätter<sup>50</sup>. Noch nicht deformierte Buckelblätter in Form von Giebelkrabben sind auch in die Goldschmiedekunst aufgenommen worden.

45 Vgl. H. J. HEUSER, *Oberrheinische Goldschmiedekunst im Hochm'alter* (1974) mit zahlreichen Abb. von Werken mit Laubtapisserien.

46 Siehe die Bände des *Corpus vitrearum medii aevi*: E. J. BEER, *Schweiz I u. II* (1956 u. 1965) und R. BECKSMANN, *Baden u. Pfalz, Deutschland I/1* (1979).

47 H. REINERS (1955) oben Anm. 44, S. 158–164; A. KNOEFLI (1969) oben Anm. 40, S. 92f. mit Abb. 36, 38, 48f. u. 53. Lit. in Anm. 193.

48 Die Wölbung des südlichen S-Schiffes begann 1438, die des nördlichen erfolgte 1446–1453, die Untere Sakristei ist etwa gleichzeitig anzusetzen. H. REINERS (1955) oben Anm. 44, S. 48f., Abb. 48f.; A. KNOEFLI (1969) oben Anm. 40, S. 91.

49 J. HECHT in *Bad. Heimat* 1936, S. 68–97 und *Das St. Nikolaus Münster in Überlingen* (1938), S. 37 mit Abb. 25a–c; A. KNOEFLI (1969) oben Anm. 40, S. 112ff.

50 A. KNOEFLI (1969) oben Anm. 40, S. 86, Abb. 37 u. 40.

Ein vorzügliches, wengleich importiertes Werk besitzt das Thurgauische Museum in Frauenfeld; dort zieren Buckelkrabben die Grate der Mitra des Kreuzlinger Abtes Eberhard, ein Geschenk von Papst Johannes XXIII. zur Infulierung im Jahre 1417<sup>51</sup>.

Die baldige Verkümmernng des Motives läßt sich an einem Säulenkapitell des 1513 gebauten Refektoriums in Rorschach/Marienberg<sup>52</sup> ersehen, wo sich die Vernachlässigung des Blattwerkes wunderlich genug ausnimmt neben der hohen Qualität des übrigen Steinmetzenwerkes, sonderlich der Kapitelle. Ähnliches kann man an der 1515/18 geschaffenen Orgelbühne im Konstanzer Münster beobachten oder bei den Chorwanddiensten des St. Nikolaus Gotteshauses Feldkirch<sup>53</sup>, die gegen 1520 anzusetzen sind. Der Versteifungs- und Verdorrungsprozeß ist gegenüber den lebensvollen Frühformen mit spürbaren Qualitätseinbußen verbunden; die hohen Zeiten des Kapitells, die zur Romanik einen Schwerpunkt der Bau- und Gestaltungsaufgaben bildeten, sind längst überschritten, das Interesse an ihnen erlahmt, der Formenfluß erstarrt.

Selbst die Renaissance vermochte, die klassisch-antiken Ordnungen zurückrufend, den Kapitellen die einstige Bedeutung nicht mehr zurückzugeben. Besonders nicht in den Landen um den Bodensee, welche die Wiedergeburt der Antike und ihrer Bauordnungen in der Augsburger Formensprache übermittelte erhielt, Sprache, welche auf dem Gebiet von Graphik und Malerei einem weit größeren Interesse begegnete, als in der Architektur. In weitem Ausmaße war es mehr Ornamentkitzel einer Episode, als eine epochale Umstellung. Und was sich an reinen Formen niederschlagen konnte, geriet rasch genug in den Bann eines Manierismus, welcher die kaum erreichte Einheit wieder zerpfückte und neu kombinierte. Aber auch dies hat sich mehr im Kleinformat und im Kunstgewerbe als in monumentalen Leistungen niedergeschlagen. Die Bedeutung der Freisäule, die Mauern zu tragen hat, geht gegen das 18. Jahrhundert zugunsten des Pfeilers zurück; im Rauminnern verdrängte zudem der Stuck den Stein. Der Steinsäule verblieb zur Entfaltung bald einmal nur noch das Portal, der geschnitzten Holz- und der schiffmarmorummantelten Säule die Domäne des Altarbaues. Dem Spachtel des Stukkateurs waren die gestalterischen Grenzen weiter gezogen, als dem Meißel des Steinmetzen; der geschmeidige Gips zeigte sich der ausschweifenden Fantasie willfähriger, als der ungefüge Stein. Mit vorgegossenen Einzelteilen ließ sich ein Kapitell zusammenstecken wie ein Blumenstrauß. Daß sich das Kompositkapitell – der Name sagt es ja schon – hierfür besser eignete, als die klassischen Grundformen, muß kaum begründet werden. Es kam barockem Wesen ohnehin am besten entgegen und erlangte bald eine kaum bestrittene Dominanz<sup>54</sup>.

Im 17. Jahrhundert noch wagte kaum jemand, das tektonische Grundgerüst des Baues und seiner Glieder anzutasten. Krieg und Pest – vor allem in der ersten Jahrhunderthälfte – sowie das

51 Desgl. S. 264, Abb. 170. Lit. Anm. 486.

52 Desgl. S. 139 ff., Abb. 65. Literatur Anm. 295a. Festschrift Marienberg/Rorschach (1978) mit baugesch. u. kunsthist. Beiträgen von B. ANDERES, J. RECK und A. KNOEPFLI. Literatur S. 79, Anm. 1.

53 D. FREY, Kunstdenkm. Feldkirch (1958) bes. S. 139; A. KNOEPFLI (1969) oben Anm. 40, S. 121–125.

54 Auffällig, wie in der Literatur zur Stuckdekoration dem Stuckkapitell wenig oder keine Aufmerksamkeit geschenkt wird. Vgl. dazu E. FORSSMANN, Dorisch, ionisch, korinthisch. Studien über den Gebrauch der Säule in der Architektur des 16.–18. Jh. In: Acta universitatis Stockholmiensis 5 (Uppsala 1961); P. ZUBECK, Die Entwicklung des Kapitells im dtsh. Spätbarock. Diss. Kiel 1966; aufschlußreich auch L. BRANDIS, Die Genesis des süddtsch. Muschelwerks (1943); H. BAUER, Rocaille, zur Herkunft eines

intensive Nachleben der Gotik mögen mit Schuld daran tragen, daß man gleichsam von antikischem Renaissancekapital und seinen manieristischen Zinsen lebte. Und die Kompositformen ertrugen einiges an Verbalhornung und schwulstigem Gedränge. Bevor sich jedoch das Rokoko daran machte, das Tektonische auch des Kapitells zu verneinen und aufzulösen, schöpfte die Baukunst sozusagen nochmals Atem, um im Régence, sich vom Prallvollen des fortgeschrittenen 17. Jahrhunderts lösend, nochmals eine klassische Unterströmung hochkommen zu lassen und ein in sich ruhendes Gleichgewicht von Ornament und Ornamentträger anzustreben. In den Turbulenzen des Rokoko aber wurde das Selbsttragende, die optische Statik grundsätzlich in Frage gestellt. Und so sehr sich das Kapitell in dieser Entwicklung lange als der traditionsgebundenste und konservativste Ornamentteil erwies, so sehr schmolz dann eben doch der Respekt vor seiner Klassizität. Ein Blick auf die 1750 geweihte Wallfahrtskirche Birnau am Überlinger See möge genügen<sup>55</sup>. Josef Anton Feuchtmayer hat diese *elegantissima ecclesia* auf das Blühendste instrumentiert: unterhalb der umlaufenden Galerie haben sich die Voluten, Reste eines Kompositkapitells, zu Medaillonrahmen verwandelt, die Abschlüsse der oberen Pilaster wirken, als hätte man sie demontiert und unter Beizug der Rocaille neu zusammengesetzt. Wie im Verlaufe aller Verwandlungsprozesse ist die Eckschnecke des Kapitells, wie sie die antiken Ordnungen verstanden haben, zum Opfer des dekorativen Freisinns geworden. Ein ähnliches Bild vermitteln die kapitellartigen Pilasterenden mit Jahrzeitköpfen am Portal des Rathauses von Bischofszell; Lorenz Wieser aus Tittmoning hat sie 1749 im Auftrag des Architekten K. Bagnato geschaffen. Man zögert, überhaupt an eine Verbindung mit jonischen Eckvoluten zu denken<sup>56</sup> (Abb. 12 und 13).

So sehr wir diese künstlerische Freiheit und ihre hervorragenden Lösungen bewundern, für das Kapitell als klassisch verstandenes Bauglied ist nichts Neues, sondern das Ende signalisiert. Was an Gleichwertigkeit des naturhaft Sinnlichen und begrifflich Abstrakten (Peter Meyer) zu erreichen und zu sagen war, hat die griechische Kunst in der Gestalt ihres Kapitells erreicht und gesagt. Nur die Romanik setzte dem Zerfall im großartig-abstrakten tektonischen Kapitell eine Eigenleistung entgegen, welche selbst die Bedenklichkeiten der Barbarisierung auffing. Die Versprechen, welche die Früh-Gotik mit den knospenbestandenen Kelchkapitellen gegeben hat, konnten von ihr nicht eingelöst werden. Ihr Bauorganismus nahm Formen an, die dem Kapitell, wenn überhaupt, nur einen Nebenplatz einräumten, welcher weder schwellende Kraft noch einen großen Atem erlaubte. Die auf knappe Formverläufe bedachte Baukunst des Bodenseegebietes hat ohnehin die Herausforderung des Ornamentes nur bedingt angenommen. Bezeichnend, daß sie nur einmal in die Entwicklung der Kapitellkunst eingriff und daß dies im Bereich des gefälzten Würfelkapitells geschah.

Ornament-Motives (1962). Allgemein nützlich zur Renaissance A. ORTWEIN u. A. SCHEFFERS, Dtsch. Renaissance (1871–1888); P. KLOPFER u. J. HOFFMANN, Baukunst u. dekorat. Skulptur der Renaissance in Dtschl. (1909). Zum Barock: C. GURLITT, Gesch. d. Barockstils u. d. Rococo in Dtschl. (1889); G. DEHIO, Gesch. d. dtsh. Kunst III (1931); W. HAGER, Die Bauten des dtsh. Barock (1942). Die Literatur zur barocken Baukunst im Bodenseegebiet auswahlweise in Abschnitt 4, zur Stuckornamentik in Abschnitt 7. 55 Zu Birnau allg. H. M. GUBLER, Der Vorarlberger Barockbaumeister Peter Thumb (1972); Zur Dekoration W. BOECK, Jos. Anton Feuchtmayer (1948) S. 161 ff., Abb. 251–253, 379–381. Instrukтив die Kapitellentwürfe für St. Gallen, Abb. 220 und Rimpach, Abb. 396.

56 Kunstdenkmäler Thurgau III (1962), S. 263; – Das Rathaus in Bischofszell (Hsg. Stadt B. und H. P. MATHIS, 1981); Beiträge von REINLE, GANZ, KNOEPFLI, GUBLER u. FRÜH.



## Geometrische Bindung und freie Improvisation im ornamentalen Gestalten. Stukkaturen des 17./18. Jahrhunderts

### *Zum Problem*

Das ornamentale Gestalten bewegt sich zwischen abstrakter Geometrie und sinnlicher Naturhaftigkeit, zwischen Kristallhaftem und organisch Gewachsenem. Im mittleren Feld zwischen diesen Polen wären die geometrisch gezähmten Naturformen anzusiedeln beziehungsweise Geometrisches, das organische Züge angenommen hat. Das rational Geordnete des zurechtgestutzten französischen Barockgartens oder das gleichsam irrational Wuchernde des englischen naturhaften Gartens, der in freie Landschaft ausläuft, sind zu bekannt, als daß auf dieses Gegensatzpaar noch nachhaltig hingewiesen werden müßte. Weniger bedenkt man vielleicht, daß die pralle Fülle des Rankenspiels, das in den Stukkaturen des späten 17. und frühen 18. Jahrhunderts, also ungefähr zur Zeit Bachs, durch das geometrische Rahmenwerk in Schach gehalten wird, seine Entsprechung in der Musik findet, deren reiche Figurationen sich stets zwischen rhythmischen Pfeilern ausbreiten. Das Verhältnis zwischen Freiheit und Bindung, das heißt das Gleichgewicht oder Ungleichgewicht zwischen frei entwickeltem Ornament und tektonischem Gerüst bildet ein wesentliches Stilmerkmal überhaupt. Es hängt zusammen mit den Gegensatzpaaren offene oder geschlossene Form, rhythmische Bindung oder sie überspielende freie Kadenz.

Das klassische Ornament respektiert stets das tektonische Grundgerüst; seine Schmuckweise ordnet sich diesem unter, stellt es um ihrer selbst willen nie in Frage. Die Entwicklung verlief aber nicht in dem Sinne, daß an ihrem Anfange das Ungebundene, organisch Wuchernde und Irrationale stünde und von diesem Ansatz aus eine rational-geometrische Ordnung angestrebt worden wäre. Die einfachen geometrischen Schmuckformen stehen vielmehr voran. Das belegt die Ornamentik der prähistorischen und der frühen Kulturen, das erweist die Reihenfolge, in welcher die griechischen Kapitellformen auftreten, oder zeigt die griechische Vasenmalerei, in deren streng geometrischen Stil erst später vom Orient her vegetabile Formen eindringen, deren gleichgewichtige Einschmelzung erst der hohen Klassik gelingt.

Wenn wir verdeutlichend von »rational« und »irrational« gesprochen haben, so wohl wissend, daß sich diese Begriffe nicht einfach mit »geometrisch-abstrakt« und »naturhaft«, mit frei und ungebunden decken. Man irrte sich beträchtlich, in der Entwicklung der Kunst nordwärts der Alpen die Elemente des Geordneten und Gleichgewichtigen dem Erbe mediterraner Antike, das ungeordnet Wuchernde und Dumpfe der einheimischen ur- und frühgeschichtlichen Überlieferung zuzuweisen. »Klassisch« ist hingegen ihre Läuterung und jene gleichgewichtige Verbindung, welche eben die antiken Kulturen auszeichnet.

### *Buchmalerei als Beispiel*

Johannes Duft hat unermüdlich der populären Meinung entgegenwirken müssen, die großartig ausgemalten Initialseiten der *Libri scottice scripti* seiner Stiftsbibliothek St. Gallen seien Werke von irischen Mönchen im Steinachkloster selbst oder von Angehörigen eines dortigen Skriptoriums, das den irischen Stil weitergepflegt habe. Dabei sind es aber Gastgeschenke von irischen Gallus-Pilgern, Gelehrten oder Flüchtlingen, vielleicht auch Manuskripte, welche das

Galluskloster von solchen erworben hat. Erst um die Mitte des 9. Jahrhunderts fanden – nach dem Katalog handelte es sich ursprünglich um die dreißig Bände – diese Bücher ihre st. gallische Bibliotheksheimat<sup>1</sup>.

Unter ihnen interessiert uns besonders Cod. 51, ein um 750/60 geschriebenes Evangelienbuch (Abb. 15). Das Johannesbild erscheint hier einem geometrisch aufgeteilten Grunde einverleibt. Die Felder seiner Rahmung sind mit teppichartigen Mustern belegt, die an koptische Kreuztafeln und Textilien aber auch in der Art der Aufteilung an Kassetten und schwere Stückdecken des 16./17. Jahrhunderts erinnern. In den Zellen, den Füllflächen, aber brodeln wir ein wirres Tier-, Faden- und Bandgeschlinge; richtungswillkürlich, dämonisch. Nur selten unterwirft es sich einer Symmetrie oder einem rapportgemäßen Denken. Dann, wenn Spiralmotive, Trümmer von Mäandern oder wiederum von Geweben inspirierte Treppmuster auftreten. Die menschliche Gestalt wiederum erscheint ornamental gebunden und in die Fläche gepreßt. In völlig unantiker Weise wird aber der Rahmen aufgesprengt, so zum Beispiel beim Initial zum Evangelisten Matthäus, was der Ordnung und Gewohnheit im Rahmen/Füllungssystem zuwiderläuft (Abb. 17). Solche Grenzüberschreitung begegnet uns auf irischen Monogrammseiten häufig; so im Evangelienfragment Durham II. Unsere sogenannte Inkarnations-Initiale mit den griechischen Lettern des *Nomen sacrum* – XPI – zu Beginn der Genealogie Christi findet Entsprechendes im weltberühmten Meisterwerk des wohl noch im 7. Jahrhunderts entstandenen Book of Lindisfarne, im Book of Kells oder dem aus der ersten Hälfte des 8. Jahrhundert stammenden Book of St. Chad<sup>2a</sup>.

1 Der Bescheidenheit des die Buchmalerei St. Gallens betreffenden »Vorspannes« wäre ein ausgedehnter Apparat nicht angemessen. Wir beschränken uns auf auswahlweise Ergänzungen zur Literaturzusammenstellung bis 1961 in Anm. 14a bei KNOEPFLI, Kunstgesch. des Bodenseeraumes (Text S. 26–37) u. auf Wiederholung der wesentlichsten Werke:

*Zu den irischen Handschriften:* J. DUFT u. P. MEYER, Die irischen Miniaturen der Stiftsbibliothek St. Gallen (Olten, Bern u. Lausanne 1953), Lit. S. 143–154 (Dasselbe englisch 1954); J. DUFT, Iromanie-Irophobie. Fragen um die früh'alterliche Irenmission, exemplifiziert an St. Gallen und Alemannien. In: Ztschr. f. schweiz. Kirchengesch. 1956/3, S. 241–262; J. DUFT, Über Irland u. d. ir. Einfluß auf das Festland. Ebenda 1957/2, S. 147–150; J. DUFT, Irische Handschriften i. d. Stiftsbibliothek St. Ga. In: »Du«, Zürich Januar 1970, S. 28–31; J. DUFT, Irische Einflüsse auf St. Gallen u. Alemannien. In: Mönchtum, Episkopat u. Adel zur Gründungszeit des Klosters Reichenau. Vorträge u. Forschungen hsg. v. A. Borst, Bd. XX (Sigmaringen 1974) S. 9–35.

*Zur st. gallisch-karoling. Buchmalerei:* J. R. RAHN, Das Psalterium aureum von St. G. (St. Gallen 1878); F. LANDSBERGER, Der St. Galler Folchart Psalter (St. Gallen 1912); A. MERTON, Die Buchmalerei in St. G. (Leipzig 1912); M. KRUMMENAU, Die Stilentw. in der st. g. Ornamentik des IX. u. frühen X. Jhs. Diss. München 1951; A. REINLE, Kunstgesch. d. Schweiz I<sup>2</sup> (Frauenfeld 1968) S. 274–287; K. HOLTER, Der Buchschmuck in Süddeutschland. In: Karl d. Gr., Werk u. Wirken, Bd. III (Düsseldorf 1965); ELLEN J. BEER, Überlegungen zu Stil u. Herkunft des Berner Prudentius Cod. 264. In: Florilegium Sangallense, Festschrift J. Duft (St. G./Sigmaringen 1980), S. 15–70.

*Allgemein:* W. KOEHLER, Die karoling. Miniaturen (Berlin 1930ff.); A. BOECKLER, in Reallex. z. dtsch. Kunstgesch., Bd. II (Stuttgart 1948), Sp. 1432–37 (ir. Hdschr.) und 1437–1446; Karl d. Große. Ausstg. Kat. Aachen 1965, Einführung von C. NORDENFALK, S. 224–230; Katalog bis S. 308; W. BRAUNFELS, Die Welt der Karolinger u. i. Kunst (München 1968); F. MÜTHERICH, Die Buchmalerei am Hofe Karls d. Gr. In: Karl d. Gr., Werk u. Wirken, Bd. III (Düsseldorf 1965); DIES., in Katalog Suevia sacra (Augsburg 1973), S. 47–50; W. MESSERER, Karoling. Kunst (Köln 1973); F. MÜTHERICH u. J. E. GAEHDE, Karolingische Buchmalerei (München 1976).

2a Faksimile Ausgabe des Book of Kells: P. MEYER, E. H. ALTON u. a., Olten/Lausanne 1950/51. Faks. Ausgabe des Book of Lindisfarne: T. D. KENDRICK u. a. Olten/Lausanne 1956/60. Zum Book of St. Chad siehe C. NORDENFALK, Insulare Buchmalerei (München 1977) S. 76–83.

Auf einen ersten, oberflächlichen Blick empfindet man auch jenen Buchdeckel als insulares Werk des 8. Jahrhunderts, mit welchem nachträglich ein St. Galler Evangeliar eingebunden worden ist. Diese Goldschmiedearbeit aus dem Lindauer Damenstift wanderte leider in die New Yorker Sammlung Morgan ab (Abb. 16). Das empfindet man als um so bedauerlicher, als Viktor Elbern es als »sicherlich im süddeutschen Raum entstanden«<sup>2b</sup> bezeichnet und die Möglichkeit nahe liegt, in ihm ein Werk der quellenmäßig wohl, aber mit keinem Werk belegbaren klösterlich-st. gallischen Werkstätte zu erkennen. Die Welt des geometrisch Geordneten vertritt auf besagtem Deckel das heilbringende Tatzenkreuz, auf dem viermal die Gestalt Christi wiederholt erscheint und das Chaotische bannt, das in den Kreuzwinkeln in Gestalt eines Drachenschlangengeflechtes – vergeblich – sein bössartiges Wesen treiben möchte.

Das Antithetische des heilbringend Geordneten, geometrisch Ausgedrückten und des ungeordnet Dämonischen verliert bald seine heilsgeschichtliche Bindung. Die Gotik hat die Zweiheit auf die Spitze getrieben, wenn sie das Geometrische im Maß-Werk kristallhaft konzentriert und ihm das pflanzliche Wesen bald naturhafter, bald zu Buckelblättern stilisierter Laubteppiche und Filigrane gegenüberstellt, wie es auf Buchdeckeln und Kreuzen auch des Bodenseegebietes im 13./14. Jahrhundert Übung wird. Kehren wir zur frühen St. Galler Buchmalerei zurück.

Die irischen Manuskripte wurden von der St. Galler Bibliothek zu einer Zeit aufgenommen, als sich der Stil des einheimischen Skriptoriums gefestigt hatte und Einflüsse weder gewollt noch gesucht waren. Für die Anfänge aber hielt man sich an einen eher kleinlichen kontinentalmerowingischen Formenvorrat anspruchsloser Natur, der im 8. Jahrhundert durch churrätische Kanäle nach St. Gallen gelangte<sup>2c</sup>. Dessen Skriptorium fand sich zunächst in der Scheidung von Grund und Ornament nicht gleich zurecht, und wenn es überhaupt kolorierte, dann in einem Dreiklang trüber, matter Farben. Die Palette weitet und läutert sich unter Abt Gozbert (816–837); gleichzeitig wird auch – wiederum über churrätische Einflüsse – ein schmalriemiges Flechtwerk dem einheimischen Formenschatz zugesellt<sup>2d</sup>. Im Figürlichen der Wolfcozgruppe klingt Verwandtes zur zülig schweren Art der karolingischen Fresken von Müstair auf, aber nichts, was sich den beiden Hauptrichtungen karolingischer Renaissance mit der Aachener Palastschule bzw. Reims oder der höfischen Adagruppe zuordnen ließe. Die Entwicklung bereitet gleichwohl den Weg zur Zeit des Folchard-Psalters<sup>2e</sup> vor, der um 855/72 eine Übersichtlichkeit, Beruhigung und Ausgewogenheit erreicht, die zwar aus der heimischen Tradition harmonisch herauswächst, aber nunmehr den Anschluß findet an die Antiken-Rückschau der Karolinger, die heftig und ohne großes Erwägen an sich zieht, was die

2b Lit. in Anm. 783 bei A. KNOEPFLI (oben Anm. 1) Text S. 348–350, Abb. 187. Zu ergänzen: M. HARRSEN, *Central European Manuscripts in the P. Morgan Library* (New York 1958) S. 6ff., mit Lit. (vgl. die Besprechung von T. BUDDENSIEG in *Kunstchronik* 1959/12, S. 238); V. H. ELBERN, in *Madrider Mitteilungen* II (1961), S. 186; DERS., in *Katalog der Aachener Ausstellung Karl d. Gr.*, 1965, S. 363, u. Nr. 552 auf S. 371; F. STEENBOCK, *Der kirchl. Prachtseinband im frühen Mittelalter* (Berlin 1966).

2c A. BRUCKNER, *Scriptoria medii aevi helvetica*, Bd. II/III, Genf 1936 u. 1938.

2d G. KAUFMANN, *Der karol. Psalter u. s. Verhältnis zu einigen Problemen byz. Psalter Illustr.* In: *Ztschr. f. schweiz. Archäologie u. Kunstgesch.* 1956/2, S. 65–74; F. MÜTHERICH, in *Kat. Suevia sacra*, Augsburg 1973, S. 150f.; zusammenfassend KNOEPFLI (oben Anm. 1) S. 17f. mit Anm. 15.

2e F. LANDSBERGER, *Der St. Galler Folchard Psalter* (St. Gallen 1912. Siehe auch oben Anm. 1).

Gelegenheit zur Kompilation anbietet. Mit Salzburg und Fulda übernimmt nun St. Gallen die Führung im ostfränkischen Bereiche, und sein Name verdient, nunmehr neben Reims, Tours, Corbie (St. Denis) und Metz genannt zu werden. Die Entkrampfung der Form, das Eindringen antiker Blattmotive, der Hang zu Symmetrie und Kontrapunkt, vor allem im Flechtband alle Ziellosigkeit und Nervosität abstreifend, die ornamentale Verharmlosung der nunmehr stark stilisierten Tiermotive, das kompakt klare Hervortreten des Buchstabenkörpers, alle diese Vorzüge vereinigen sich in den seitengroßen, purpurunterlegten Prachtinitialen. Unter ihnen besonders in die Augen fallend das berühmte »Q« zum Beginn des 52. Psalmes *Quid gloriaris in malitia*, eine der schönsten Initialseiten der Zeit überhaupt. Der Purpurgrund wird hier von Palmetten gesäumt, der goldene Buchstabe liegt vor blau/grün geteiltem Kreuze (Abb. 14).

Nicht in den Initialteppichen, sondern im Figürlichen findet das zweite st. gallische Hauptwerk seinen Schwerpunkt, der Goldene Psalter<sup>2f</sup>. Alles karolingisch-Schwerfällige ist in Form und Farbe gewichen, die grazile Art der frei aufs Pergament gebrachten, wenngleich in den Köpfen z. B. noch formelhaften Darstellungen, erinnern an die Leichtigkeit griechischer Vasenmalerei und sind ohne spätantikes Vorbild in byzantinischer Übermittlung nicht denkbar. In den Initialfeldern ist der klassische Höhepunkt überschritten; die Spätphase äußert sich in lockeren Bindungen und offenen Formen. Das Ranken- und Blattwerk der Initiale I treibt frei in den Pergamentgrund hinaus, die Umrisse scheinen sich weniger um die Komposition zu kümmern; die klare Scheidung von Grund, Rahmen und Buchstabenkörper wird aufgehoben. Dieser kleine Ausschnitt aus der Geschichte der Buchornamentik zeigt immerhin in Umrisen das Grundmuster im ornamentalen Verhalten der Zeit und ihrer künstlerischen Persönlichkeiten. Die Richtung, welche die Resultante der Kräfte einschlägt, die sich aus der Eigenart einer Persönlichkeit und der Willensrichtung ihrer Epoche im Verhältnis von geometrischer Bindung und improvisatorischer Freiheit ergibt, scheint sich im Rhythmus von Epochen zu wiederholen. Aber Ähnliches ist nicht Gleiches. Und wenn wir den abenteuerlichen Sprung vom 9. ins 17. Jahrhundert wagen, so im Wissen darum, daß wir Strömungsgleiches, aber nicht Identisches aufzeigen können. Neu gesetzte Akzente machen das Unwiederholbare dessen aus, was sich dem Auge auf den ersten Blick als deckungsgleich darzubieten scheint.

### *Die Formentwicklung der Stukkaturen vom Hochbarock zum Rokoko*

Der Titel verheißt zunächst wenig Gutes. Die plastische Form, losgelöst von Licht und Farbe, getrennt von der Architektur, herausgeschnitten aus der organischen Erscheinung des Gesamtwerkwerkes! Das alles sieht nach Demontage aus.

Bindung oder Freiheit im Ornament: dieses Problem ist bei den Stukkaturen in erster Linie aber doch ein plastisches; zumindest insoweit, als die plastische Erscheinung genügt, es pars pro toto abzuwandeln. Die Stukkaturen sind selbst ein Spiegelbild der Architekturentwicklung; ihre Stellung zu ihrer gebauten Umwelt oder zur Großmalerei jedoch miteinzufangen, ließe unser Kapitel in einem nicht mehr zu bewältigenden Maße ausufern.

<sup>2f</sup> J. R. RAHN, Das Psalterium aureum von Sanct Gallen, hsg. vom Hist. Verein des Kt. S. G.; J. DUFT, Der Schlüssel zu den Miniaturen des Gold. Psalters i. S. G., und A. REINLE, Zur Deutung einer Miniatur des Gold. Psalters in S. G., beide in »Unsere Kunstdenkmäler« 1969/3 u. 4 (Festschrift Knoepfli) S. 10–20 (mit weiterer Literatur) bzw. S. 5–10.

Das Licht, das in einer von ihnen abhängigen Weise durch die Räume flutet, das Farbe und vor allem die Form bestreicht und austastet, das dem Raum im Wechsel des Tages wechselndes Leben gibt, das wäre, wenn überhaupt, auch nur im Rahmen des Gesamtkunstwerkes zu erfassen und zu beschreiben.

Die Farben schließlich: die Scheidung beziehungsweise die Vermählung plastischer und gemalter Elemente wird uns in einem besonderen Abschnitt beschäftigen: für sich, aber nicht »an und für sich«. Denn Farbwerte und Farbstufen, Farbgefälle und Farbklima entwickeln sich hautnah zum Charakter des stukkieren Ornamentes. Seine Geschlossenheit beziehungsweise seine sich öffnende Form finden ihren Niederschlag auch im Farbprogramm. Und dieses wiederum ist abhängig davon, ob Ornament und Architektur, Farbe und plastische Form, das Malerische und das Tektonische ein erträgliches Gleichgewicht finden, oder ob das Eine als der Widersacher des Anderen auftritt. In unserem besonderen Fall kurz, ob Farbe die Form verdeutlicht, rhythmisch ordnet, klärt – oder abschwächt, durcheinanderbringt, sie um ihre Wirkung prellt.

Vorausgängig möchten wir hinweisen auf das Material und die Art der Herstellung von Stuck, da sie für Verwendung und Wirkung mitverantwortlich sind. Stark wechseln die Anteile der Stuckmasse; Kalk, Gips und Sand. Von gezogenem Stuck spricht man, wenn man für das »Ziehen« von Leisten- und Rahmenprofilen Schablonen verwendet, von Guß- oder Applikationsstuck, wenn die einzelnen Motive vorgegossen und dann kombiniert befestigt werden. Die künstlerisch und handwerklich anspruchsvollste Art ist der von Hand frei modellierende Auftrag.

Im großen und ganzen bleiben die Tendenzen der Stilentwicklung<sup>3</sup> dieselben, die wir bei den Beispielen aus der Initialkunst der st. gallischen Buchmalerei festgehalten haben. Zunächst

3 In der folgenden Literatur-Auswahl sind vor allem auch jene Werke aufgeführt, die im Verlaufe der Arbeit mehrfach zitiert werden: 1. G. HAGER, Die wessobrunnische Stukkatorschule. In: Allg. Münchener Ztg. vom 27., 28., 30. Jan. 1893; 2. G. HAGER, Die Bautätigkeit u. Kunstpflege im Kloster Wessobrunn u. die Wessobrunner Stukkatoren. In: Oberbayer. Archiv des Hist. Vereins München, Bd. 48 (1894); 3. G. HAGER, Die Wessobrunner Stukkatorschule. In: »Heimatkunst« 1909, S. 14f.; 4. J. STAMM, Schaffhauser Deckenplastik. In: 17.–19. Njbl. d. Kunstvereins Schaffhausen (1911–1914); 5. H. SCHMELZ, Systemat. Entwicklungsgesch. der oberbayer. Stukkaturen (bes. Renaissance), Diss. München 1921; 6. A. M. ZENDRALLI, Graubündner Baumeister und Stukkatoren in dtsh. Landen zur Barock- und Rokokozeit (Zürich 1930); 7. L. SIMONA, Artista della Svizzera italiana. In: Anz. f. Schweiz. Altertumskunde 1932, S. 136f.; 8. F. HERMANIN, Il genio italiano all'estero. Gli artisti in Germania II (Roma 1935); 9. L. SIMONA, L'Arte dello stucco nel Cantone Ticino (Bellinzona 1938); 10. H. SCHNELLI, Die Wessobrunner Stukkatoren. In: Dtsch. Kultur im Leben der Völker. Mitteilungen der Dtsch. Akademie 1940/41; 11. M. VON KLEBELSBERG, Stuckarbeiten des 16. u. 17. Jhs. in Nordtirol. In: Veröffentl. des Ferdinandeums, Bd. 20/25 (Innsbruck 1943); 12. W. BOECK, J. A. Feuchtmayer (Tübingen 1948). Bes. wichtig Kap. XI, Das Ornament i. Schaffen F., S. 238ff.; 13. H. HOFMANN, Barockstukkatur in Zürich. In: Schweiz. Ztschr. für Archäologie u. Kunstgesch. 10, 1948/49, S. 155ff. (vgl. auch Hofmanns Zürcher Diss. »Der Stuckplastiker G. B. Barbarini; Augsburg 1928); 14. R. FRAUENFELDER, Notizen über Sam. Höscheller. In: Schaffh. Beitr. z. vaterl. Gesch. 27 (1950), S. 260ff.; 15. a DERS., ebd. 33 (1956) S. 47ff., über J. U. Schnetzler; 15. b DERS., J. U. Schnetzler. In: Schaffh. Biographien des 18. u. 19. Jhts. (Thayngen 1956); 16. E. GULDEN, Die jochverschleifende Gewölbekonstruktion von Michelangelo bis Pozzo i. d. bayer.-österr. Sakralarchitektur. Diss. Göttingen 1954; 17. E. SCHALKHAUSSER, Die Münchener Schule i. d. Stuckdekoration. In: Oberbayer. Archiv f. vaterl. Gesch. 61/62 (1957); 18. A. M. ZENDRALLI, I magistri grigioni... dal 16° al 18° secolo (Poschiavo 1958); 19. N. LIEB u. F. DIETH, Die Vorarlberger Barockmeister (München/Zürich 1960). Z. d. Stukkatoren S. 126–131 (Meisterverzeichnis), Lit. S. 7 u. 69–72; 20. Ausstellungskatalog

folgt, in grosso modo im 17. Jahrhundert, die Stuckdekoration dem Verlaufe der Architektur. Das Ornament wird streng in die Bahnen und Rahmen gewiesen, welche ihm Bau und geometrische Einteilung vorschreiben. Dann beginnt es sich im 18. Jahrhundert solcher Autorität zu entziehen; das frei Wuchernde triumphiert zur Zeit des Rokoko. Die Spannung zwischen Natur und Abstraktion nähert sich einer Zerreißprobe. Die Rocaille, die abstrakten Muschelwerkbögen und Federn, in welche als naturhafte Gegenstücke Ranken, Blattwerk, Früchte und Figürliches eingeflochten werden, spottet des Diktats der Symmetrie, welche lediglich im Früh- und im Spätrokoko, z. B. innerhalb einer Kartusche, Beachtung findet. Im Hochrokoko nur durch Pendantstellungen, wie etwa bei den in sich asymmetrischen Seitenaltären Feuchtmayers in der Wallfahrtskirche Birnau (um 1750 geweiht), die erst zusammen ein Symmetriepaar bilden. Erst der Klassizismus bringt die Rückkehr zur Symmetrie und drängt das über seine tektonischen Grenzen hinwegschäumende Stuckornament in sein gerahmtes Spielfeld zurück.

Barock a. Bodensee; Plastik, Bregenz 1964; 21. A. KNOEPFLI, Stuckauftrag u. Stuckpolychromie i. d. barocken Baukunst. In: Festschr. H. Burkard (Gossau 1965) S. 37–82; 22. N. LIEB, Vorarlberg, Kunstgesch. 1500–1800. In: K. ILG (Hsg.), Landes- und Volkskunde, Gesch. Wirtschaft u. Kunst, Bd. IV (Innsbruck 1967) S. 166–170 Die Kunst der Stukkatur; 23. K. KOSEL, Die Stukkateure der Schmuzergruppe 1695–1725. Diss. München 1961, gedruckt 1969 in Ztschr. d. Hist. Vereins v. Schwaben, Bd. 59/60; 24. P. VIERL, Der Stuck. Aufbau u. Werdegang (München 1969); 24. a N. LIEB, Stuck-Notizen. In: Unserer KDM 1969/3 u. 4, S. 197–201; FRIEDRICH WOLF, Katalog der Slg. des F. W. (München 1969); 25. A. MOREL, Zur Gesch. der Stuckdekoration i. d. Schweiz. Versuch einer Übersicht. In: Ztschr. f. schweiz. Archäologie u. Kunstgesch. 29 (1972) S. 176–197; 26. DERS., Andreas u. Peter Moosbrugger. Beiträge zur Kunstgesch. d. Schweiz (Bern 1973); 27. W. OECHSLIN (Hsg.), Die Vorarlberger Barockbaumeister. Ausstg. z. 250. Todestag von Br. C. Moosbrugger 1973. Kat. m. Beitr. von H.-M. GUBLER, F. NAAB, W. OECHSLIN, O. SANDNER u. H. J. SAUERMOST (Einsiedeln 1973); 28. K. MEDICI-MALL, Lorenz Schmid. In: Bodensee-Bibl., Bd. 21 (Sigmaringen 1975); 29. N. LIEB, Die Vorarlberger Barockbaumeister (München/Zürich 1976); 30. G. DISCHINGER, Der Wessobrunner Baumeister Joseph Schmuzer (Diss. Heidelberg 1972, gedr. Sigmaringen 1977); 31. CHR. THON, J. B. Zimmermann als Stukkator (Diss. Mainz 1965, gedr. München/Zürich 1977); 32. E. CH. VOLLMER, Stukkator Franz Xaver Schmuzer (Sigmaringen 1979); 33. H. SCHNELL, Zur Erforschung u. Charakteristik der Wessobrunner Bau- u. Stukkatorenschule. In: Das Münster, 1980/3, S. 253–255. Viele der Schnell'schen Forschungen sind in die Kunstführer Schnell und Steiner in München/Zürich eingeflossen; 34. CHR. STOCKHAMMER, Die Stukkatoren Johann Georg Dirrs in Salem. Ein Beitrag zur Erforschung des Ornamentes am Ausgang des Rokoko. Diss. Innsbruck 1981 (Mscr.); 35. Ohne Datum: G. FERARI, Lo stucco nell'arte italiana (Milano, s. d.); 36. N. LIEB, HUGO SCHNELL, Wessobrunn, Bd. 13, Der Gr. Kunstführer Schnell und Steiner (München, s. d.). – Zur *stilgeschichtlichen Situation*: P. JESSEN, Das Ornament des Rokoko u. s. Vorstufen (Leipzig 1894); R. BERLINER, Ornamentale Vorlagenblätter des 15. bis 18. Jhs. (Berlin 1926); E. STRAUB, in Reallex. Dtsch. Kunstgesch. I (Stuttgart 1937) Sp. 261–273; F. ROTHEN, Das dtsh. Akanthusornament d. 17. Jhs. In: Forschungen z. dtsh. Kunstgesch. 29 (Berlin 1938); I. BRANDIS, Die Genesis des süddtsch. Muschelwerkes (Frankfurt a. M. 1943); PETER MEYER, Schweiz. Stilgesch. (Zürich 1944); DERS., Das Ornament i. d. Kunstgesch. (Zürich 1944); B. HEDERGOTT, Die Kartusche. Ungedr. Göttinger Diss. 1955. Siehe dazu auch A. MOREL 1973; H. SEDLMAYR, Das Gesamtkunstwerk des Régence u. d. Rokoko. In: Epochen und Werke, Gesammelte Schriften z. Kunstgesch. II (Wien u. München 1960) S. 188 ff.; DERS., Manierismo, Barocco, Rococo. Probleme attuali di scienza e di cultura (Roma 1962) Nr. 52, S. 343 ff.; H. BAUER, Rocaille. Zur Herkunft u. zum Wesen eines Ornamentmotives. In: Neue Beiträge zur Kunstgesch. (Berlin 1967). – Eine gute Übersicht auf die im Bodenseegebiet und der Schweiz tätigen Schulen vermittelt A. REINLE, Kunstgesch. d. Schweiz III (Frauenfeld 1956) S. 337–347. – Zum Verhältnis Bildhauer/Stukkateur siehe E. ZIMMERMANN, »Kunst – berühmte bildhauer und Stuccadors«. In: Ausstellungskatalog Bruchsal 1981, Barock in Baden-Württemberg, S. 25–35.

Die Beschränkung auf gezogene Leisten- und Rahmenwerke ist eine Eigenheit der frühen »Kalkschneiderdecken«, eine Stuckbeschichtung, mit welcher man Balken-, Holzleisten- oder getischlerte Kassettendecken überzog oder imitierte<sup>4</sup>. Ein vortreffliches Beispiel des frühen 17. Jahrhunderts, das Erwin Poeschel noch 1957 im Hause zum »Greifen« an der Rosenbergrstraße in St. Gallen angetroffen hat, ist inzwischen dem Unverstand zum Opfer gefallen<sup>5</sup>. Eine hölzerne Kassettendecke ahmten 1619/20 die Misoixer Meister Hans »Altern« und Andreas Toscano im Gotteshaus der Franziskanerinnen zu Santa Maria der Engel in Appenzell nach<sup>6</sup>. Solche Kassetten römischen Schemas in Mauerwerk nachbildender Arbeit mit Mittelrosette und Zapfen scheint wenig Gegenstücke zu finden. Eine ähnliche Stilstufe vertritt das Netz aus gerahmten Vielecken, welches das Altarhausgewölbe der Kapuzinerkirche von Bregenz überzieht (1639). Die Nachahmung vom Tischlerwerk ist deutlich spürbar in der kräftig stukkierten Leistendecke im Gang des Obergeschosses, der den Ostbau des Klosters Altstadt/Feldkirch durchläuft. Sie entstand 1680/85 und weist noch die Merkmale einer Holzkassettenierung auf, nämlich die Verbindungsstege zwischen Milieu und Randfries. Diese Stege entfallen bei den isolierten Vierpaß-Spiegeln der Maria-Hilf-Kapelle von Unterbaschuns (Feldkirch) aus dem Jahre 1654. Die freien, nicht mehr versteiften Deckenspiegel werden im 17. und frühen 18. Jahrhundert aus geraden, verkröpften und zu Halb- und Viertelskreisen ein- und ausbuchtenden Leisten zusammengesetzt. Die einzelnen aufeinanderfolgenden Zirkeleinsteiche wechseln dabei je von einer auf die andere Seite. Im 18. Jahrhundert jedoch bestehen die Spiegelrahmen aus flacheren und komplizierteren Schwüngen und Gegenschwüngen, die sich aus Kurven bilden, deren Zirkeleinsteiche oft mehrmals hintereinander auf ein und derselben Seite sich befinden. Stuck hat schon früh, wie Keramik auch, Steinmetzarbeit ersetzt. An solche denkt man unwillkürlich bei Betrachtung der Schlußplaketten und Gratrippen, die im Winterchor des Klosters Altstadt/Feldkirch das Gewölbe in Stuck besetzen<sup>7</sup>. Schon bald werden Rahmen und Füllungen von Kassettenwerk, gleich denen der geschnitzten Holzdecke, mit pflanzlichem und figürlichem Zierat versehen. So die 1688 von Hans Jörg Haggenmiller in der Hofkapelle des Abtes von St. Gallen geschaffene reiche Stukkaturenarbeit<sup>8</sup>. Würde eine Holzdecke derselben Zeit weiß gekalkt, so sähe sie einer Stukkaturenarbeit täuschend ähnlich. Aber nicht nur »Risse« solcher Holz- und Stuckdecken vermitteln verwandte Eindrücke, sondern auch Pläne barocker Gartenanlagen<sup>9</sup> und, wie wir zu zeigen versuchten, die Teppich-

4 A. GEBESSLER, *Der profane Saal im 16. Jh. in Süddeutschland und den Alpenländern*. Diss. München 1957. Daß die Stuckdecken als weniger feuergefährlich die Holzdecken verdrängten, hat sicher auch seine praktische Seite. Wie eng sich aber die Stuckdecken der Vorlage, nämlich der kassettierten Holzdecke, anschlossen, zeigt ein erster Blick auf Tischlerwerke des 17./18. Jhs.

5 E. POESCHEL, *Kunstdenkmäler St. Gallen II* (Basel 1957) S. 386–388 m. Abb. 412–417.

6 P. R. FISCHER, *Kunstf. durch d. Schweiz I* (Bern 1976<sup>6</sup>) S. 109. Vom selben Autor in Druck *Kunstdenkmälerband Appenzell I R.*

7 Zu Bregenz: N. LIEB 1967 (Lit. Nr. 22), S. 167; zu Altstadt ebd., S. 168, ferner D. FREY, *Die Kunstdenkmäler des Polit. Bezirkes Feldkirch* (Bd. 32 der Österr. Kunst-Topographie, Wien 1958) S. 282 u. 287 und Abb. 257. Zu Unterbaschuns LIEB a. a. O., S. 168, u. D. FREY, S. 557.

8 E. POESCHEL, *KDm St. Gallen* (Basel 1961) S. 288–290 mit Abb. 238.

9 Die Anlagen der Schloßgärten und ihre Pläne dazu sind zu bekannt, als daß hier für die »großen« Beispiele Namen genannt werden müßten. Auch in kleinen Verhältnissen läßt sich die Parallelität von Tischler-, Garten- und Stukkaturwerk erkennen, so bei den Beeteinteilungen mit Buchsrahmungen. Vgl. H. R. HEYER, *Hist. Gärten der Schweiz* (Bern 1980) etwa Abb. S. 72 oder 118/19.

und Initialseiten irischer Buchmalerei. Die Stege, Felder und Friese erhielten meist fortlaufende oder rapportierende Begleitmuster: Blattschnüre, Eierstäbe, Lorbeerbinde usw., die sich leicht abgießen und dann montieren lassen. Oft erfüllen solche gegossenen ornamentalen Leisten die Funktion von Gewölbegraten und -rippen, so in einigen Räumen des 1665/68 errichteten Abteiflügels im Komplex des Augustinerstiftes Kreuzlingen. Aber noch 1708/10 kombinierte die Franz-Schmüzer-Werkstatt am Gewölbe der Benediktinerkirche Rheinau die einzelnen Gußmotive mit frei modelliertem Auftrag<sup>10</sup>. Wo es sich machen ließ, wurde Gußstück auch weiterhin beibehalten; z. B. für die verschiedenen, sich wiederholenden Kapitellformen der Pfeiler und Lisenen, für Akanthusmanschetten, für Friesornamentik, Rosetten, Vasen, Blüten, ja selbst für freiplastische Putten- und Engelsköpfe.

Die Gehänge der Gebrüder Gigl'schen Stukkaturen in der heutigen Kathedrale St. Gallen sind mit 56 verschiedenen gegossenen Einzelblumen bestückt worden<sup>11</sup>. Die vorgegossenen Puttenköpfe setzte man den Körpern verschiedenster Stellung und Blickrichtung auf und nahm eine Art »Schlußkosmetik« vor, die, Ort und Verwendungsweise berücksichtigend, Wangenrübchen, Augensterne, Brauen, Haargelocke individuell dazumodellierte. Solche Formen pflegten nicht nur mit der Werkstatt zu wandern, sondern von Gesellen und Lehrlingen gekauft oder auch nur »behändigt« zu werden, wie wir dies ja von den Modellen zu Reliefkacheln der Hafner auch kennen. So begegnen wir denselben Puttenformen bei den Gebrüdern Gigl, welche zur Zeit, als sie in St. Gallen 1757/60 Schiff und Rotunde nach Chr. Wenzingers Disposition und 1764/65 selbständig den Chor der Stiftskirche stukkieren, 1763 in der Kartäuserkirche Ittingen ebenfalls am Werke waren. Aber wir treffen sie, »wörtlich« übereinstimmend, noch an der Puttgruppe im Scheitel des Schilfmarmor-Priestersitzes in der Pelagikirche Bischofszell an, einem Werke wahrscheinlich des H. G. Graf aus Konstanz<sup>12</sup>. Zur Zeit des Klassizismus eigneten sich die versteiften, präzise geometrischen Elemente durch ihre Rapporte und scharfen Abgrenzungen für Vorguß vortrefflich. Zum Beispiel setzte Lorenz Schmid identische Exemplare seiner Jahrzeitkartuschen 1780/83 in der »Rosenegg« Kreuzlingen, 1783/84 im Rathaussaal Winterthur und 1790/92 schließlich in einem Erdgeschoßraum des Schlosses Hauptwil ein<sup>13</sup>.

10 Betr. Kreuzlingen: A. KNOEPFLI 1965 (Lit. Nr. 21), S. 38. Betr. Rheinau: H. FIETZ, KDm Zürich-Land I (1938) S. 253 ff.; K. KOSEL 1969 (Lit. Nr. 23), S. 136–146. Weitere Literatur siehe Anm. 18).

11 Zu St. Gallen: E. POESCHEL, KDm St. Gallen III (Basel 1961) S. 166–179. Hier auch ältere Literatur. Poeschel glaubt die Gigl erst am Chorbau beteiligt. Ihre Mitwirkung am Schiffbau ist aber gesichert, wo sie sich den Wenzingerschen Vorlagen anzupassen hatten. Sie vermochten es derart glänzend, daß sie, auf sich allein gestellt, beim Chorbau ohne jeden Stilbruch die Wenzingersche Formensprache beibehalten konnten. P. H. BOERLIN, Die Stiftskirche St. G. (Bern 1964) betr. Stuck, S. 72 f. A. KNOEPFLI 1965 (Lit. Nr. 21), S. 38 f. u. 69–74. DERS., Die Kathedrale St. G. und ihre Innenrestaurierung. In: »Montfort« 1966/2, S. 156–183. J. GRÜNENFELDER u. A. KNOEPFLI, Schweizer Kunstführer (Basel 1972<sup>3</sup>). Johann Georg Gigl, vor St. Gallen schon in St. Peter im Schwarzwald beschäftigt, soll 1749/51 die Stifts- und Pfarrkirche Lindau stukkieren haben. Vgl. H. SCHNELL, Kunstf. Schnell und Steiner 1939<sup>1</sup>, S. 5.

12 Zu Ittingen: A. KNOEPFLI, KDm Thurgau I (Basel 1950) S. 230 u. 242–248; die Zuschreibung an die Gigl erst in KNOEPFLI 1965 (Lit. Nr. 21), S. 39. Zu Bischofszell: A. KNOEPFLI, KDm Thurgau III (Basel 1962) S. 185 f. und 202 mit Abb. 125 u. 142.

13 Zur Rosenegg Kreuzlingen: A. KNOEPFLI u. H. STRAUSS in Heft VI der Beitr. zur Kreuzlinger Ortsgesch. (Kreuzlingen 1952) S. 46–55, bes. S. 52 ff. (Pläne in Das Bürgerhaus der Schweiz, Bd. 19, Thurgau [Zürich u. Leipzig 1928] S. 56–58). Zu Winterthur: E. DEJUNG u. R. ZÜRCHER, KDm Zürich VI (1952) S. 80 f. Zu Hauptwil: A. KNOEPFLI, KDm Thurgau III (1962) S. 405 f., Abb. 359–362.



Kehren wir nochmals zu den Stukkaturen des 17. Jahrhunderts zurück. Zunächst noch in respektablen Abständen zu den Profilen, erhalten die Felder ihre stark plastischen Milieus: Blatt, Blumen- und Fruchtbündel, geflügelte Engelsköpfe und dergleichen mehr. Diese Stilstufe vertreten z. B. die Decken im Flur des Schlosses Hauptwil, das 1664 für die Leinwandherren Gonzenbach errichtet worden ist. Ihr Stuckschmuck ist der Höscheller-Schule Schaffhausen zuzurechnen<sup>14</sup> (Abb. 20). Samuel Höscheller, bis 1702 u. a. auch mit Werken in Zürich nachweisbar, verwendet 1680 ähnliche Motive, aber fantasievoll ausschweifend und überladend, im Saal des Sonnenburghauses seiner Vaterstadt. Er läßt seine Gebilde, die zu Knorpeln hoch aufschwellen, in geradezu beängstigender Dichte auf die Rahmen zubranden<sup>15</sup>.

Gleichartig dicht gedrängt stukkiert Michael Schmuzer, ein Wessobrunner, im selben Jahre das Antoniuschörlein der Luzerner Franziskanerkirche, wofür ihm Risse des Jesuitenpaters und Architekten Heinrich Mayer vorliegen. Mayer hatte schon 1672/73 die Vorlagen für die in einigen Seitenkapellen noch erhaltene Auszierung der Luzerner Jesuitenkirche geliefert. Bei aller Massigkeit scheint der Auftrag nun etwas weniger schwer und geordneter, Charakteristika, welche wir auch dem 1682 geschaffenen Stuck der Konstanzer Jesuitenkirche zubilligen, der wiederum nach Entwürfen Mayers ausgeführt worden ist. Derselbe Mayer stellte 1679 auch die Risse für die gleichzeitig erfolgte Überwölbung des Mittelschiffes im Konstanzer Münster zur Verfügung, die aber nur Rippenwerk gotischer Baugesinnung zeigt<sup>16</sup>.

Eher wieder enger und krustiger wirkt der Stukkaturengarten an der Decke des Festsaaes im Reichlin-Meldeggschen Hause zu Überlingen und am Gewölbe der ehemaligen Prioratskirche Hofen/Friedrichshafen; in beiden Fällen waren um 1700 Leute der Johann-Schmuzer-Werkstätte beteiligt, ebenso um 1700 bei der ähnlichen Stukkierung der Engelskapelle im Friedolinsmünster Säkingen (Abb. 21 und 24). In Hofen blieben unter den Galerien noch originale Teile erhalten: reichlich Akanthus, Lorbeerstäbe, Weinranken, Blumengehänge, Vasen und Muscheln. Von fast triefender Schwere sodann die 1699/1710 entstandene Decke des Salemer Sommer-Refektoriums (Abb. 25); etwas mehr »Pausen« ins Concerto der Formen fügt Franz Schmuzer 1707 beim Stuck des Bernardusganges im selben Zisterzienserkloster ein<sup>17</sup>.

14 Das Bürgerhaus der Schweiz, Bd. 19, Thurgau (Zürich/Leipzig 1928) S. 40–43; A. KNOEPFLI, KDM Thurgau III (1962) S. 399f. mit Abb. 357f.

15 Zum Sonnenburghaus in Schaffhausen siehe R. FRAUENFELDER, KDM Schaffhausen I (Basel 1951) S. 452–457 mit Abb. Zu Höscheller R. FRAUENFELDER 1950 (Lit. Nr. 14), J. STAMM 1911/14 (Lit. Nr. 4), H. HOFMANN 1948 (Lit. Nr. 13), S. 158–161.

16 Zu Luzern: A. REINLE, KDM Luzern II (Basel 1953) S. 322 u. 333 mit Abb. 253, ferner S. 249f. mit Abb. 189. Zur Konstanzer Jesuiten(heute Christus-)kirche: F. THÖNE, Vom Bodensee zum Rheinfluss (Sigmaringen 1975<sup>3</sup>) S. 14; DERS., Der Landkreis Konstanz, Amtl. Kreisbeschreibung I (1968) Kapitel Kunst, S. 454; CHR. OEYEN, in Gedenkschr. zum 100jg. Bestehen der Alt-Kath. Kirchengemeinde 1873–1973 (Konstanz 1973) S. 71–76. Gleichfalls nach Anordnung Mayers wurde 1686 die Kirche Schönenberg durch einen Ellwanger Trupp stukkiert. LIEB 1976 (Lit. 29), S. 55.

17 Zu Überlingen: F. X. KRAUS, KDM des Kreises Konstanz (Freiburg i. Br. 1887) S. 645ff., bes. 647. Kraus vergleicht den Stuck mit demjenigen des nahen Schloßchens Burgberg, ebd. S. 492; DEHIO/GALL, Handbuch dtsch. Kunstdenkmäler, Westl. Schwaben (Berlin 1956) S. 179.

Zu Hofen: W. v. MATTHEY, A. SCHAHL, KDM des Kr. Tettang (Stuttgart/Berlin 1937) S. 69f.; DEHIO/GALL a. a. O., S. 137; A. SCHAHL, Kunstbrevier f. d. Bodenseegebiet (Stuttgart 1959) S. 123; K. KOSEL 1969 (Lit. Nr. 23).

Unter dem Einfluß des eleganten französischen Régence kommen Licht und Luft in die prall und zuweilen gar krautig gefüllten Felder: das üppige Blattwerk bildet sich rasch auf knappe Ansätze überschlagenden Laubes an den zu Bändern verbreiterten Rippen zurück, Bandelwerk, auch als selbständige abstrakt geometrische Form, das sich zierlich kreuzt, abknickt und verschlingt. Alles tritt diskret in die Fläche zurück (Abb. 22 und 26). Diese Entwicklung scheint sich schon im ausgehenden 17. Jahrhundert anzubahnen in den G-Bändern und C-Bögen, die Samuel Höscheller in sein Werk einzuflechten beginnt. Sehr schön läßt sich der Übergang in der ehemaligen Klosterkirche Rheinau verfolgen<sup>18</sup>. Im Gegensatz zum Salemer Sommerrefektorium, wo der Stuck lückenlos das zentrale Deckengemälde umkreist, finden sich in Rheinau die Deckengemälde Giorgiolis manierlich begleitet von übersichtlich angeordneter Ornamentik, die Franz Schmuze und seine Leute hier angebracht haben. Die gleichwohl beibehaltene Strenge von lapidar-geometrischen Spiegel-Grundformen lockert sich in der Vierung zu blütenhaft lockerem Umriß. Und die hier eingeschlagene fortschrittliche Richtung wird fortgesetzt durch Gesellen der Schmuze-Gruppe: in der geräumigen Sakristei ist der Wechsel zum feingliedrigen, zarten Régence in raschem Gange. Die frei atmende Deckenplastik, die von Pontian Gigl und (?) Michael Schnell angetragen worden ist, erinnert höchstens noch in Muscheln und Rahmen an die Schwere der Vergangenheit.

In voller Entfaltung finden wir sodann den neuen Stil an den Bogenleibungen der Benediktinerkirche Weingarten, wo Schmuzes Werkstattleute 1715–1725 nachweisbar sind<sup>19</sup>. Ein unbekannter Wessobrunner stukkiert 1719 Franz Beers Kirchenbau zu Münsterlingen in ausgewogener Weise, und dasselbe Gleichgewicht von architektonischer und ornamentaler Sprache zeichnet auch die 1732/35 vom Sohne Michael Beer von Bleichten gebaute Dominikanerinnenkirche St. Katharinenthal aus, wo wahrscheinlich Nikolaus Schütz aus Landsberg tätig war<sup>20</sup> (Abb. 22 und 26). Zu feiner und dichter Broderie schließen sich die Régencezierden an der Flachdecke der vorarlbergischen Kirche Röthis. Sie können aber, wie Norbert Lieb zu Recht korrigiert, nicht von der Hand Jakob Schwarzmanns stammen, dem sie zugeschrieben werden. Die Rechnung ginge weder zeitlich noch stilistisch auf<sup>21</sup>.

Zu Salem: H. GINTER, Beitr. z. Salemer Kunstgesch. des Barock. In: Freiburger Diözesanarchiv 62, NF 35 (1934) S. 215–263; W. BOECK 1948 (Lit. Nr. 12); D. AST, Die Bauten des Stiftes Salem im 17./18. Jh. Diss. München 1976 (ungedruckt); H. J. SCHULZ, Salem, Bd. 74 d. Großen Kunstführers Schnell u. Steiner (München/Zürich 1977). Mit Lit., S. 53–56, und Übersicht auf die beteiligten Handwerker v. HUGO SCHNELL, S. 26–53; R. v. OHEIMB, Führer zu dtsh. KDM (München o. J.).

18 Zu Rheinau: E. ROTHENHÄUSLER, Baugesch. des Klosters Rh. (Freiburg i. Br. 1902); H. FIETZ, Der Bau der Klosterkirche Rh., Diss. Zürich 1942; DERS., KDM Zürich I (Basel 1938) S. 253 ff.; K. KOSEL 1969 (Lit. Nr. 23), bes. S. 136–146; N. LIEB 1976 (Lit. Nr. 29); A. KNOEPFLI, Zum barocken Gesamtkunstwerk der Rheinauer Stiftskirche. In: Katalog z. Ausstellung 1200 Jahre Rheinau, hg. v. d. Direktion der öffentl. Bauten des Kt. Zürich (Stäfa 1978) S. 19–29.

19 K. KOSEL 1969 (Lit. Nr. 23); P. G. SPAHR, Die Basilika Weingarten (Sigmaringen 1974) S. 71–78. 20 Zu Münsterlingen: A. KNOEPFLI 1965 (Lit. Nr. 21), S. 55; J. GANZ, Münsterlingen, Schweiz. Kunstführer (Basel 1977) S. 8; zu St. Katharinenthal: K. FREY, Baugesch. von St. K. In: Thg. Beitr. zur vaterl. Gesch. 66 (Frauenfeld 1929) S. 1–176; H. P. LANDOLT u. T. SEEGER, Schweizer Barockkirchen (Frauenfeld 1948) u. a., S. 71 ff.; A. KNOEPFLI, Die Wesener Planmappe u. die Projektierung von Kirchen- und Klosterbauten zu St. K. im 18. Jh. In: Festschrift N. Lieb, Ztschr. f. bayer. Landesgesch. 55/1 (München 1972) bes. S. 245; DERS., Schweizer Kunstführer (Basel 1974<sup>3</sup>).

21 D. FREY, Die KDM des polit. Bez. Feldkirch (Österr. Kunst-Topographie 32, Wien 1958, betr. Röthis), S. 505, Abb. 557. N. LIEB, 1976 (Lit. Nr. 29), S. 169.

Wenn sich auch, wie in der vom Wessobrunner Joseph Resch 1707/08 in der Iddakapelle Fischingen breit ausmodellierten, etwas ausgewalkt wirkenden Decken- und Wandplastik, die Ornamente vorwiegend in die Fläche vorwagen, die durch die Aufteilung der Gewölbe gegeben ist, so doch immer noch wohlhabend von der Sprache der Architektur<sup>22</sup>. Das ändert sich mit dem Durchbruch des aus Frankreich importierten Rokoko, eines Stils, der nach den bedeutenden Zentren auch die kleineren und die Provinz erreicht. Jetzt beginnen in den vierziger Jahren Bau- und Dekorationskunst sich zu verschleifen. Die Schweifungen der Spiegelrahmen werden vielfältiger und komplizierter. Sie scheinen zuweilen aufgebrochen und dann mit neuen ornamentalen Gelenken wieder zusammengeschnitten. Aber sie vermögen nicht zu verhindern, daß die neuen Motive, die Rocaille vor allem, die Profile überklettern, sich in Schwung und Gegenschwung ausbreiten. Die ornamentale Welle überspielt baulich gegebene Strukturen, gefährdet deren optische Erscheinung und scheint neckisch in Gischt auszuebben (Abb. 23 und 27).

Diese Entwicklung belegen die Namen der großen Drei: Feuchtmayer, Gigl und Moosbrugger. Für Joseph Anton Feuchtmayer ist die Zuweisung an Wessobrunn auf Weitherzigkeit angewiesen; man wird sie in erster Linie nach ursprünglicher Herkunft und Geschlecht tolerieren müssen: Vater und Großvater stammen aus dem oberbayerischen Stukkatorendorf. Wahrscheinlich aber hat sich schon der Großvater in Schongau niedergelassen, und der Vater war, die günstige Arbeitsgelegenheit beim Wiederaufbau von Salem nutzend, um 1697 nach dem dem Kloster benachbarten Mimmenhausen gezogen. Bauvorgänge im Zusammenhang mit vorausgegangenen Brandkatastrophen haben oft die Wanderstationen von Bau- und Stukkatorentrupps bestimmt und Zentren neuer Ausstrahlung geschaffen. So in Salem, 1729 in Engelberg oder 1743 im Zusammenhang mit dem Wiederaufbau von Bischofszell<sup>23</sup>. Der junge Joseph Anton Feuchtmayer knüpft weder bei den Durchschnitten-Wessobrunnern noch beim Stil der Werke an, die sein Vater 1708 im Salemer Münzkabinett oder ein Jahr später, »mehr überladen als schwungvoll« – so Wilhelm Boeck –, im Kaisersaal und gleichfalls dicht und schwer in Prälätengang und Abtskapelle geschaffen hatte<sup>24</sup>. Die stilistische Brücke verbindet nicht mit ihnen, sondern mit Werken von Joseph Antons Lehrmeister Diego Francesco Carlone. Die rund vierzig Jahre, welche der Bildhauer, Altarbauer und Stukkateur J. A. Feuchtmayer in Seenähe, in Mimmenhausen, verbrachte, wo er, seine Gattin und alle seine sieben Kinder überlebend, 1770 starb, sie haben seine künstlerische Entwicklung zu einem der begabtesten und unverwechselbaren Rokokomeister gelenkt. Noch lassen die zwar fantasievol-len, aber doch zierlich wohlgesitteten Bandelwerke an den Decken des Kreuzganges und der

22 Fischingen, Iddakapelle: A. KNOEPFLI, KDm Thurgau II (Basel 1955) S. 134 (vor Restaurierung); P. B. SCHILDKNECHT, Schweizer Kunstführer (Basel 1969) (nach Restaurierung, S. 16. Farbiges Titelbild in der Tönung verändert).

23 Zu Feuchtmayer: W. BOECK, 1948 (Lit. Nr. 12) und die dort verzeichneten Titel, vor allem HORST SAUER, Diss. Leipzig 1932, weitere Literaturangaben bei H. SCHNELL in H. J. Schulz, Salem (München/Zürich 1977). Zu den Gigl, etwa hundert an der Zahl, wovon H. Schnell etwa 40 erfassen konnte, siehe Verzeichnis der Wessobrunner Literatur Anm. 34. Zu St. Gallen Anm. 10; zu den Schmuzern siehe K. KOSEL, 1969 (Lit. Nr. 23), zu den Moosbrugger A. MOREL 1973 (Lit. Nr. 26) und N. LIEB 1976 (Lit. Nr. 29).

24 Außer der in Anm. 17 genannten Literatur auch W. BOECK 1948 (Lit. Nr. 12), S. 61–73.

Taufkapelle von Salem – 1721 – das eigenwillige Temperament erst vorausahnen, das in der Folge sich durchsetzt und, den Wechsel mit der Rocaille-Kartusche des Portalscheitels an der Deutschordensritterkapelle auf der Mainau 1739 einleitend, zehn Jahre später in der Birnau seinen ersten Höhepunkt erklimmt<sup>25</sup>. Eine Zwischenstufe vertritt 1741 die Schloßkapelle Meersburg, wo das Bandelwerk schon ganz zurücktritt gegenüber den neuen prickelnden und nahtlos verschmelzenden Formen<sup>26</sup>. Den vorangegangenen Wechsel vom Hochbarock zum Régence hat seinerseits Feuchtmayer unter dem Einfluß Diego Carlones vollzogen. Das Weingartner Chorgestühl von 1720/21 legt davon lebhaftes Zeugnis ab. Um wieviel flächiger, zugleich weiträumiger, im Dekor lockerer, eleganter wirkt es doch gegenüber dem zwanzig Jahre zuvor nach dem Buxheimer Muster Ignaz Weibels durch Chrysostomus Fröhli und Söhnen geschnitzten Chorgestühl der Kartause Ittingen, wo üppigstes Akanthuswerk den schweren Taktschlag der Stallen begleitet. Und wie in noch geringerem Maße kümmern sich die Feuchtmayerschen Dorsale in St. Gallen – 1763–1770 – um die Einteilung der Sitze, die nicht aufzuheben ist<sup>27</sup>!

Nach St. Gallen war 1757 zur Ausführung der vom »Generalunternehmer«, Maler und Bildhauer Christian Wenzinger konzipierten Stuckdekoration der Trupp des Wessobrunners Gigl berufen worden<sup>28</sup>, welcher den ihm neuen Stil anschließend in der Bibliothek und 1764/65 im Chorheil beibehielt, wo er auf eigene Rechnung weiterwerken durfte. Ob er Wenzingers Stil so messerscharf traf, nur weil es um äußere Angleichung ging? Der Baumeister St. Gallens, Thumb, dürfte Hans Georg Gigl von seinem Bau in Hilzingen 1747–1753 in guter Erinnerung gehabt haben. In der 1763 stukkierten Kartäuserkirche Ittingen<sup>29</sup> trafen Joh. Georg und Mathias Gigl auf Meister, die ihnen von St. Peter im Schwarzwald her wohlbekannt waren: den »Hergottsschnitzer« Mathias Faller und den konstanzer Hofmaler Franz Ludwig Herrmann. Der Stukkateur könnte durch Vermittlung Herrmanns oder Fallers zum Ittinger Auftrag gekommen sein (Abb. 23 und 27). Gigl und seine Leute schwärmten dann in die st. gallische Landschaft aus, wo sie ihren Stil in zahlreiche Kirchen-Neubauten trugen<sup>30</sup>.

25 Um die Erforschung Birnaus haben sich u. a. H. GINTER, H. SCHNELL, W. BOECK und H.-M. GUBLER verdient gemacht. Die Literatur bei GUBLER, Peter Thumb (Bodenseebibliothek 16, Sigmaringen 1972) S. 230 ff.; W. BOECK 1948 (Lit. Nr. 12), S. 161 ff., 171 u. 349; H. SCHNELL, Gr. Kunstführer Schnell u. Steiner (1971) u. i. Montfort 18 (1966) S. 390 ff.

26 W. BOECK 1948 (Lit. Nr. 12), bes. das Kapitel XI, »Das Ornament im Schaffen Feuchtmayers« zu Mainau (siehe auch Anm. 33a) S. 242 mit Abb. des Portals (346); zur Schloßkapelle Meersburg S. 104, 241 sowie Anhang S. 357–360. Allgemein zu Meersburg (Hofkapelle): K. OBSER, Zur Baugesch. der Hofkapelle zu M. In: Schr. d. Vereins f. Gesch. d. Bodensees, Heft 42 (1913) S. 49–52. A. KASTNER, Das Neue Schloß in M.; ebenda Heft 73 (1955) mit Farbtafel; M. HESSELBACHER in »Bad. Heimat« 1963, H. 3/4; A. KNOEPFLI 1965 (Lit. Nr. 21), S. 54 mit Anm. 61.

27 Zum Chorgestühl v. Weingarten: P. G. SPAHR 1974 (Anm. 19) S. 138–141 mit Abb. 94, vgl. auch W. BOECK 1948 (Lit. Nr. 12) bes. S. 42–52; Zu Ittingen: A. KNOEPFLI, KDM Thurgau I (1950) S. 228 u. 256–260; M. FRÜH, Die Chorgestühle i. d. Kartause I.; In: Ztschr. f. schweiz. Archäologie u. Kunstgesch. 38 (1981) H. 1, S. 59–74; Vgl. außer dem Buxheimer Gestühl v. Ignaz Waibel auch dasjenige Martin Höfles, um 1700, in der Propsteikirche Hofen/Friedrichshafen. Zu Ignaz Waibel siehe ALFONS KASPER in »Das Münster« 1951, Heft 3/4.

28 Zu St. Gallen s. Anm. 11.

29 Zu Ittingen (Stuck), s. Anm. 12.

30 J. GRÜNENFELDER, Beitr. z. Bau der St. Galler Landkirchen unter dem Offizial P. Iso Walser 1759–85. In: Schr. d. Vereins f. Gesch. d. Bodensees 85 (1967).

Im vorgerückten 18. Jahrhundert war aber den Wessobrunnern in den Vorarlbergern Konkurrenz erwachsen, deren Ernsthaftigkeit z. B. im Wirken des Moosbrugger Trupps zum Ausdruck kommt. Die von ihm erreichte Qualitätsstufe sei etwa am Stuck abgelesen, den er 1765 im Pfarr- und Gemeindehaus in Trogen ausführte<sup>31</sup>. Dies wirft nun nochmals die Frage nach den Hauptschulen und Einflußbahnen der Stukkatorenkunst im Bodenseegebiet auf. Die Lombarden, die Tessiner und Graubündner brachten die fremde Kunstübung als erste in unsere nördlichen Breiten. Die italienisch, niederländisch und französisch geschulten oberbayerischen Wessobrunner übten ihr Handwerk in der Bodenseegegend über ein Jahrhundert beinahe monopolhaft aus; immerhin wußten sich kleinere einheimische Werkstätten zu behaupten, wie die der hervorragenden Schaffhauser Stukkateure. Erst gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts holten die Vorarlberger und ihre Feldkircher Kollegen so weit auf, daß sie in ihren besten Vertretern gleichbedeutend neben sie treten konnten. Eine kleine Gruppe läßt sich auch in Konstanz nachweisen. Handfeste Existenzgründe, Beziehungen der Klöster untereinander, adelige und fürstliche Allianzen, Werkstattgemeinschaften, Architektenerfahrungen, Moden und Stile, Gunst oder Ungunst der Zeit, dies alles hat auch den stilistischen Austausch dauernd im Gange gehalten.

Die seit der Antike verlorengegangene Stukkatorenkunst ist von den *Italienern* schon zu Beginn des 16. Jahrhunderts wieder entdeckt und von ihnen seit dem zweiten Jahrhundertviertel nach Frankreich, Deutschland und Österreich sowie noch weiter nach Norden getragen worden. Von den teils nur dokumentierten, teils noch erhaltenen frühen Belegen sei eine flotte Renaissance-ornamentik vorangestellt, die eine Fensternische im 1577 errichteten Teil des Altbaues im Benediktinerkloster Fischingen schmückt (Abb. 19). Nur aus Bildmaterial kennen wir die Stukkaturen der 1593 ausgestatteten Schloßkapelle Hegne, welche 1884 zerstört wurden, und die man überzeugender mit dem Überlinger Virgil Moll als mit dem Konstanzer Hans Morinck zusammenbringen könnte (Abb. 18). Auf eine Bildhauerwerkstatt zu schließen, ist nicht abwegig, weil das Beiwerk – Muschelnischen, Beschlägornamentik und Gehänge – hinter dem Reichtum an Figürlichem stark zurücktritt. Gegenüber dieser reinen deutschen Renaissance vertritt die Stukkaturenzier am Fächergewölbe der 1605 erbauten Schloßkapelle von Gachnang einen ausgesprochenen Mischstil: den Rippen, den Schildbogen und einigen Querstegen folgen aus gefiederten Spitzkonsolen steigende Eierstabschnüre und umfassen die unorganischen Maßwerkplaketten der Felder (Abb. 49). Wie Ordensbeziehungen Wegbereiter sein können, erweisen verlorene Stuckreliefs in der Zisterzienserinnenkirche Tänikon bei Aadorf.

Durch seine Visitatoren und Spirituale stand der Konvent in Verbindung mit dem Kloster Wettingen im Aargau. Dort waren 1606–1610 die Tessiner Pietro und Antonio Castelli tätig gewesen, Stukkateure, die ihren Ruf bei der Ausstattung von St. Michael in München begründet haben. Die Tänikoner Reliefs, die ein verständnisloser Pfarrer 1930 zertrümmern ließ, scheinen, nach den Schilderungen zu schließen, mit der Castelli-Werkstatt verbunden gewesen

31 A. MOREL, oben Anm. 23. Zu Trogen u. a. E. STEINMANN, KDm Appenzell A. Rh. II (1950) S. 95–100. Die Werke der Moosbrugger bei MOREL 1973 (Lit. Nr. 26), Zusammenstellung (Karte) vor S. 97, Katalog S. 97–116, ferner N. LIEB 1976 (Lit. Nr. 29), S. 130–133.

zu sein<sup>32</sup>. Ein dort tätiger Geselle käme in Frage, wie der nach Wettingen in der Zürcher Predigerkirche 1611–14 arbeitende einheimische Ulrich Oeri. Die Beziehung zu den Castelli tritt, ohne daß sie urkundlich nachgewiesen werden könnte, auch hier zutage<sup>33</sup>.

Die Italiener behaupteten sich das ganze 17. Jahrhundert hindurch, erhielten aber in der zweiten Jahrhunderthälfte die Konkurrenz der Wessobrunner und der Schaffhauser. Sie selbst traten in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts auffällig stark zurück. Aber es bedurfte nur nochmals einer festumrissenen Künstlerpersönlichkeit wie der des Francesco Pozzi und seiner Söhne, um sich im Gefolge des eingedeutschten Kaspar Bagnato 1737 in der Mainauer Schloßkapelle, in der Kreuzkapelle Oberdorf (1747), im Rathaus Bischofszell (1750), anschließend im Neuen Schloß Meersburg und schließlich für Kaspar Bagnatos Sohn Franz Anton 1766 die Kapelle des dortigen Priesterseminars recht eindrücklich als auf der Höhe der Zeit in Erinnerung zu rufen. Einer der Pozzisöhne, Carlo, ist noch 1775 bei der Louis-seize-Ausstattung des Konstanzer Münsterchores tätig<sup>33a</sup>.

Die überaus zahlreichen künstlerischen Spuren der *Wessobrunner* Stukkateure sind von etwa 1620 bis ungefähr 1775 in Altbayern, Schwaben und der Schweiz, aber auch in Frankreich und Österreich zu verfolgen<sup>34</sup>. Schon zu Ende des 16. Jahrhunderts wohl waren Wessobrunner

32 Zu Hegne: F. X. KRAUS, KDM Badens, Kreis Konstanz (Freiburg 1887) S. 71, Fig. 27; A. GEIGGES, in »Bodensechronik«, Beilage z. d. Konstanzer Nachrichten 1914, Nr. 17–29; H. RICKE, Hans Morinck, Bodenseebibliothek 18 (Sigmaringen 1973) S. 123; Zu Fischingen: J. R. RAHN, Die m'alterl. Arch.- u. Kunstdenk. d. Ct. Thurgau (Frauenfeld 1899) S. 130; A. KNOEPFLI, KDM Thurgau II (1955) S. 178, Abb. 161. Zu Wettingen u. den Castelli aus dem tessinischen Melide: Vertrag Wettingen im Wortlaut in Anz. f. Schweiz. Altertumskde 1882, S. 283f.; C. BRUN, Künstler Lexikon II (Frauenfeld 1908) S. 493f.; A. REINLE, Kunstgesch. d. Schweiz III (Frauenfeld 1956) S. 338 u. 340; E. SCHALKHAUSER 1957 (Lit. Nr. 17); F. FELDER u. E. MAURER, Kt. Aargau i. Kunstf. durch d. Schweiz (Bern 1975<sup>6</sup>) S. 85. Zu Tänikon: J. R. RAHN a. a. O., SA. S. 12; A. KNOEPFLI, KDM Thurgau I. (1950) S. 363. In Wettingen 1606 arbeitete Antonio Castell zus. mit Pietro u. mit F. Martiano, im Saal des Schlosses Spiez 1614 er allein. Werk der Castelli auch die Marienkapelle der Franziskanerkirche Luzern 1626. Schon in den 1590er Jahren ist Michele C. in München nachweisbar.

33 Zur Predigerkirche: K. ESCHER, KDM Zürich IV (Basel 1939) S. 222; H. HOFFMANN, 1948 (Lit. 13), S. 155f. mit Abb. 1, 2 u. Tafel 73; H. M. GUBLER u. H. P. REBSAMEN, Stadt Zürich in Kunstf. durch d. Schweiz (Bern 1975<sup>6</sup>) S. 760.

33a Zu den Pozzi: M. MEDICI, Pozzi, artisti di Castel S. Pietro. In: Boletino storico della Svizzera italiana. Fasc. 2/4 (1946); H. R. HEYER, Francesco Pozzi, der Stukkateur der Domkirche von Arlesheim und der St. Ursenkirche in Solothurn. In: Ztschr. f. Schweiz. Archäologie u. Kunstgesch. 10 (1966) mit weiterer Literatur. Zur Schloßkapelle Mainau, wo F. Pozzi mit J. A. Feuchtmayer und dem Maler F. J. Spiegler in Kontakt trat: W. BOECK 1948 (Lit. Nr. 12) S. 94ff. u. 242; A. SCHAHL, Kunstbrevier f. d. Bodensee (Stuttgart 1959) S. 97f. F. THÖNE, Aml. Landkreisbeschr. Konstanz I (Sigmaringen 1968) S. 456f.; H. BROMMER, Kunstf. Schnell u. Steiner (München/Zürich 1980) S. 10. Zu Oberdorf A. SCHAHL, a. a. O. S. 95, THÖNE a. a. O. S. 457 u. 475. Zu Bischofszell: A. KNOEPFLI, KDM Thurgau III (1962) S. 269ff.; H. P. MATHIS (Hsg.) Das Rathaus in B. Beiträge von REINLE, GANZ, KNOEPFLI, GUBLER, FRÜH, DIEM (Bischofszell 1981). Zu Meersburg s. Anm. S. 26, dazu A. SCHAHL, a. a. O. S. 102f. u. J. HOLZ, Das Barockschloß zu M. (Weissenhorn o. J.) S. 18ff. Zu Konstanz: H. REINERS, Das Münster ULFr. Konstanz (Konstanz 1955) S. 73 u. 316.

34 H. SCHNELL, 1972 (s. unten) S. 195, Anm. 24, kommt bei vorsichtiger Schätzung auf 600–650 Zunftangehörige. vgl. zu den Wessobrunnern (in Klammern die Nummer der Lit. Zusammenstellung von Anm. 3): G. HAGER 1892, 1893 u. 1909 (1–3), H. SCHNELL 1940/41 (10), K. KOSEL 1969 (23), A. KNOEPFLI 1965 (21), H. SCHNELL, Die Bedeutung von Wessobrunn. In: »Zwischen Donau u. Alpen«, Festschrift f. N. Lieb. in Ztschr. f. bayer. Landesgesch. 55/1 (München 1972) S. 186–201; G. DISCHINGER, 1977 (30); C. THON 1977 (31); C. VOLLMER, 1979 (32); H. SCHNELL 1980 (33).

Maurer und Steinmetzen auf bayerischen Großbauplätzen mit italienischen und niederländischen Stukkatoren zusammengetroffen: Sie erwiesen sich als ebenso lernbegierig wie lernbegeistert. Im Rückblick umfaßt ihre »Stokkadorer Zunft« über 600 Personen: allein 60 des Namens Feuchtmayer, 30 des Namens Schmuzer und über 100 des Namens Gigl. In der auftragsarmen Winterzeit ließen sie sich durch italienische Meister instruieren und tauschten zur Anregung gegenseitig weiterbildend ihre Erfahrungen und vor allem auch französische Ornamentstiche etwa eines Bérain und Marot aus; Blätter, die sie z. B. von ihrem Arbeitsplatz Versailles nach Hause trugen. Von bedeutendem und verfeinerndem Einfluß war auch die von Cuvilliers elegant angeführte Hofkunst der Residenz München. Die Üblherr konnte ich bisher im Bodenseegebiet nicht nachweisen, und von den Zimmermann ist einzig der berühmte Dominik bei der Dekoration der Iddakapelle in Fischingen mit freilich hervorragenden Jugendwerken an Altarwerk und Scagliolaarbeiten vertreten (1708). Aus dem Wessobrunner Kreis stammt auch der nach St. Katharinenthal berufene Niklaus Schütz (Abb. 22 und 26). Meist im Zusammenwirken mit Vorarlberger Baumeistern sicherten sich die Schmuzer und Gigl den Löwenanteil der Aufträge. Der Vielfältigste war, außer Zimmermann, der Bildhauer, Altarbauer, Schnitzer und Stukkateur J. A. Feuchtmayer; er ist, fast ein Leben in Mimmenshausen wohnhaft, auch zu einem »Seehasen« geworden. Ein Mitglied seiner Werkstatt, Georg Graf, verselbständigte sich in Konstanz, wo das Handwerk anscheinend nur wenige und meist bescheidene Angehörige zählte: so begegnen wir in St. Paul 1719 einem Johannes Schmidt, und 1749 wurde für die Stukkierung des Bischofszeller Rathauses ein Verding mit Lorenz Wieser und dem Konstanzer Bildhauer Ferdinand Schratt abgeschlossen, den Wieser offenbar allein begann. In Bischofszells Pelagiuskirche wirkte 1756 und 1770 der eben genannte Hans Georg Graf. Die Putten am Zelebrantensitz von 1770 stimmen mit den für den Gigl'schen Stuck in Ittingen vollkommen überein. Ob Graf über die Gigl oder über Feuchtmayer in den Besitz von Formen gekommen ist, läßt sich nicht sagen; Kontakte ergaben sich möglicherweise in der Klosterkirche St. Gallen, wo die Gigl 1757–1768 und J. A. Feuchtmayer von 1761 an mitgewirkt haben. Wahrscheinlich von Grafs Hand blieben Werke in Erlen (1764), Steckborn (1767) sowie gesichert im Rathaus von Diessenhofen (1762) erhalten<sup>35</sup>.

35 Zu Dominik Zimmermann: H. SCHNELL, Die Scagliola-Arbeiten D. Z. i. Ztschr. d. Dtsch. Vereines f. Kunstwissenschaft 10, 1945. H. 1/2, S. 105–128; H. R. HITCHCOCK, The Z. brothers (London 1968); CHR. THON, 1977 (Lit. 31) und die zahlreichen Ausgaben von HUGO SCHNELLS Führern durch die »Wies«. Zu Fischingen: A. KNOEPFLI, KDM Thurgau II (1955) S. 90–92 u. 132–137. Zu St. Katharinental siehe Anm. 20. Zu J. A. Feuchtmayer s. Anm. 23. Zu Konstanz (St. Paul): Nachrichtenblatt der Denkmalpflege i. Baden-Württemberg 1962/1; Zum Rathaus Bischofszell siehe Anm. 33a und bei KDM Thurgau III (1962) zu Wieser (Schratt?) S. 270f.; Zur Pelagiuskirche B. ebenda S. 185 mit Abb. 125 und S. 202 mit Abb. 112 und 142; Zur Kirche Erlen ebenda S. 371 (nur Reste erhalten); Zur Kirche F. A. Bagnatos in Steckborn: A. KNOEPFLI, Zu Wurzel u. Wesen von Bagnatos Gotteshaus i. Steckborn. In: Bote vom Untersee Nr. 49 v. 19. 6. 1970; H. WALDVOGEL, Das Rathaus zu Diessenhofen. In: Thurg. Jahrbuch 1951, S. 48f. Durch die Stukkatorenarbeit von H. G. Graf in St. Jakob Pfullendorf (J. SCHUPP, Künstler u. Kunsthandwerker der Reichsstadt Pf. [1952], S. 31, Nr. 10) sind auch die Namen zweier Konstanzer Stukkatorengesellen bekanntgeworden: Anton Röm und Innozenz Beck, der uns wieder begegnet bei Arbeiten in der Ölbergkapelle der St. Ulrichskirche Kreuzlingen 1761. Vgl. A. KNOEPFLI, Kunstf. Schnell u. Steiner (München 1972<sup>2</sup>) S. 6 u. 14. Als Reichenauer wird Dominikus Würz ausgegeben, welcher 1757 die Kirche Niedertzell ausstukkerte. I. SCHROTH, Reichenau (Konstanz 1963<sup>2</sup>) S. 38.

Die erste Schulung der *Vorarlberger* erfolgte ebenfalls durch italienische, vielleicht auch graubündnerische Meister, sind doch solche nachgewiesen oder stilistisch zu vermuten für die Laubwerkgebilde in der Frauenkirche Rankweil – 1678 –, die Johann und Albert Regozzi geschaffen haben, für den Deckenstück der Antoniuskapelle Tisis 1685/86 oder Schlins/Feldkirch aus dem Jahre 1699. Als Lehrmeister kommen dennoch vornehmlich die Wessobrunner in Betracht. Es bleibt aber ein Einzelfall, wenn ein Vorarlberger schon im 17. Jahrhundert als Stukkateur hervortritt, wie der aus Au ausgewanderte und in Landsberg niedergelassene Michael Nater, der zusammen mit seinen Gesellen 1687/88 in der bayerischen Wallfahrtskirche Drössling die Deckendekoration anfertigt<sup>36</sup>.

In Vorarlberg selbst wurde das Stukkatorengewerbe nicht vor dem ersten Drittel des 18. Jahrhunderts heimisch. Älteste Beispiele ihrer Werke sind in der Innerschweiz zu entdecken: Franz Wilhelm aus Au arbeitet 1731/32 in St. Verena Kt. Zug, im folgenden Jahre bis 1737 mit seinem Onkel Diethelm in Engelberg, ein Franz Moosbrugger zur selben Zeit in Einsiedeln<sup>37</sup>. Noch aber haben sie sich nicht sonderlich ausgewiesen, weswegen ihnen Großaufträge in ihrer Heimat entgingen, so 1746 die Stukkierung der Bregenzer Pfarrkirche und, nicht erhalten, der Klosterkirche Mehrerau 1742–1744; beide Werke führte der in der Gegend des Fürststiftes Kempten bewährte Wessobrunner Abraham Bader aus<sup>38</sup>. Nach Andreas Morels Forschungen griffen die Vorarlberger nicht vor der Jahrhundertmitte ins stilistische Geschehen ein, nämlich nicht vor ihrer Stukkierung des Festsaales von St. Urban unter Führung Joseph Meusbergers in den Jahren 1749/51. In den folgenden Jahrzehnten aber erwachsen sie den Italienern und Wessobrunnern zu ebenbürtigen Konkurrenten. Mehr im Raume von Basel war der Trupp um Johann Martin Fröwis tätig, in den Aargau, nach Laufenburg, wanderte der tüchtige Luzius Gambs aus, gräflich-hohenzollerischer Hofstukkateur wurde der aus Schnifis stammende Jakob Schwarzmann, welcher zum *Feldkircher* Kreis zählte, während die gleichfalls hervorragenden Moosbrugger ihre Arbeitsplätze vorwiegend in der Ostschweiz fanden<sup>39</sup>.

36 D. FREY, Österr. Kunsttopogr. 32 (Wien 1958) Die Kdm des polit. Bezirkes Feldkirch und N. LIEB 1976 (Lit. 22). Zu Rankweil LIEB 1967 (Lit. 22) S. 168, FREY S. 262 u. 264, ferner H. SCHNELL, Kunstf. Schnell und Steiner (1938). Zu Tisis: LIEB S. 168, FREY S. 321 f.; Zu Schlins, LIEB S. 168, FREY S. 521. Zu Drössling/Bayern, LIEB 1976 (Lit. 29), S. 55. Die »Regozzi« stammen nach D. Frey aus dem ital. Veral, nach Lieb sind sie Bündner. Zur Schreibweise siehe aber A. M. ZENDRALI 1958 (Lit. Nr. 18), S. 23: Die Riguzio, Rigaccio, Rigisio gehören zu den ältesten Familien von Roveredo.

37 Zug/St. Verena L. BIRCHLER: KDM Zug 1 (Basel 1934) S. 343–346; LIEB-DIETH 1960 (Lit. 19) S. 119, 123 u. 130, desgl. zu Engelberg, dazu auch R. DURRER, KDM Unterwalden (unveränd. Nachdruck Basel 1973). In Engelberg waren nach dem Tode D. Wilhelms (1737) der schon vorher nachweisbare Jakob Bär und 1735/45 Joseph Meyer aus Schwarzenberg (Vorarlberg) tätig, LIEB/DIETH a. a. O. S. 126 u. 127. Siehe auch A. MOREL 1973 (Lit. 26), S. 119, Anm. 16. Zu Einsiedeln: L. BIRCHLER, Einsiedeln (sic!) u. s. Architekt Br. C. Moosbrugger (Augsburg 1924); DERS. KDM Schwyz I (Basel 1927) S. 26, 43–52; P. R. HENGgeler i. Ztschr. f. schweiz. Archäologie und Kunstgesch. 10 (1948/49) S. 194 ff.; H. J. SAUERMOST, i. Festschrift N. Lieb (ihr Titel in Anm. 34) bes. S. 219 ff. (München 1972); W. OECHSLIN (Hsg.) Kat. 1973 (Lit. Nr. 27). Lit. zu Br. C. Moosbrugger s. auch LIEB 1976 (Lit. Nr. 29), S. 72.

38 A. ULMER u. M. TIEFENTHALER, Kunstf. Schnell u. Steiner (München 1961<sup>2</sup>) S. 5; LIEB 1967 (Lit. Nr. 22). S. 169; LIEB 1976 (Lit. Nr. 29), S. 54 ff.; MOREL 1973 (Lit. Nr. 26) S. 13.

39 Zu St. Urban: A. REINLE, KDM Luzern V (1959) S. 321; zu Fröwis und Gambs LIEB 1976 (Lit. Nr. 29) S. 129, zu den Moosbrugger ebenda S. 130–133 und vor allem A. MOREL 1973 (Lit. Nr. 26).



Der Anteil der Stukkateure ist kaum von dem der Baumeister zu trennen. Oft übte ein Vorarlberger beide Berufe aus oder die Meister traten gemeinsam auf. Immerhin bleibt zu bemerken, daß die Stukkateure im Gegensatz zu allen Baumeistern der Auer Zunft im Bregenzerwald nicht angehörten. Ihre Tätigkeit strahlte jedoch wie die der Baumeister in die Ost- und Innerschweiz aus, desweiteren an den Oberrhein, nach Schwaben und in das obere Donaugebiet. Württemberg scheint ihnen fast völlig verschlossen geblieben zu sein. In Bayern vermochten sie gegen die Konkurrenz der Italiener, Bündner und der Einheimischen nicht aufzukommen. Auch auf österreichischen Baustellen sind sie eher selten anzutreffen. Die »weißen Flecke« auf der Karte ihrer Tätigkeitsbereiche müssen jedoch noch weiter geklärt werden. Vereinzelt Ausleger reichen bis nach Frankreich, nach Böhmen und Ungarn, ja sogar bis nach Rußland. Insgesamt sind Vorarlberger Stukkateure mindestens an 400 verschiedenen Orten tätig gewesen. Allein der Trupp der Andreas und Peter Moosbrugger arbeitete in zwanzig katholischen und elf protestantischen Gotteshäusern.

Die kleine, aber hervorragende Schule der *Schaffhauser* Stukkateure wurde gleich von einem Meister hervorragenden Ranges, von Samuel Höscheller eröffnet. Höscheller hatte zuerst den Goldschmiedebetrieb seines Vaters ergriffen und ihn auch in Straßburg und Schaffhausen ausgeübt. Seine spätestens 1672 einsetzende Tätigkeit als Stukkateur gründet wohl eher im wessobrunnischen als im italienischen Stil, was nicht besagen will, daß Lehrmeister aus dem Süden nicht in Frage kommen. Seine Werke zeichnen sich aus durch formenreiche, ja zuweilen ungestüme Behandlung der Ornamente. Sein Schüler Hans J. Schärer gelangte durch Kontakte mit Kollegen in München und mit Werkstätten, welche den neulombardischen Stil pflegten, zu stilistisch geordneterer, ausgewogenerer Art. Schärers Schüler wiederum, Ulrich Schnetzler, öffnete sich zur Zeit der Übergänge zum Rokoko ebenso französischen Einflüssen, wie dem Stil der Wiener Akademie, die er besuchte<sup>40</sup>.

Quantitativ nicht sehr ausgreifend, aber qualitativ hochstehend muß auch die um das vorarlbergische *Feldkirch* zu gruppierende Stukkateurenschar gearbeitet haben. Allen voran der eben erwähnte Jakob Schwarzmann. Ihm kann u. a. die Deckenplastik der Hauskapelle an der Lichtensteinstraße 7 in Feldkirch mit großer Wahrscheinlichkeit zugeschrieben werden, da er, auch als Hofstukkateur, in Feldkirch weiterhin eine Werkstatt unterhalten hatte. Hingegen muß aus zeitlichen und stilistischen Gründen die 1740 anzusetzende Stukkierung der Kirche Röthis aus seiner Werkliste gestrichen und ihm auch eine Mitwirkung bei der Stukkierung des Schlosses Tettngang abgesprochen werden. Lucius Gambs wird uns im Zusammenhang mit der Stuckpolychromie in Knonau und Zurzach nochmals begegnen. Unbekannt bleibt der vermutliche Feldkircher Meister, der zur Zeit des Überganges vom Rokoko zum Louis XVI. im Wohlwendhaus in Lewis in noch schwungvoller, nur vereinzelt leicht erstarrender Manier gearbeitet hat<sup>40a</sup>.

40 Zum Wirkungsbereich der Vorarlberger siehe MOREL a. a. O. sowie LIEB a. a. O. Zu den Schaffhauser Stukkateuren STAMM 1911 ff. (Lit. Nr. 4), FRAUENFELDER 1950 und 1956 (14 u. 15a u. b.); Hoffmann 1948/49 (13); H. U. WIPF, Beitr. zur Biographie... Samuel Höschellers. In: Schaffh. Beitr. 56 (1979) S. 143–187.

40a DAGOBERT FREY, KDM Feldkirch (Titel Anm. 36): zu Feldkirch, Lichtensteinstr. S. 236 ff., Abb. 141, zu Röthis ebenda S. 505, Abb. 447, zu Lewis S. 310 ff. Beitr. Tettngang s. Anm. 41, betr. Knonau und Zurzach Anm. 73.

Der Stil- und Erfahrungsaustausch entwickelte sich natürlich besonders rege, wo sich verschiedene Werkstätten auf einem Arbeitsplatz zu einem Trupp zusammenfanden, wie nach 1706 im St. Peter Zürich. Hier wetteiferte der Einheimische Salomo Bürkli mit den Italienern und Wessobrunnern; zudem übte der Schaffhauser Höscheller, einst Meister des Bürkli, eine Begutachtertätigkeit aus. In der Stadtkirche Winterthur wirkten 1712 Bürkli und Johann Jakob Schärer aus Schaffhausen zusammen. Im Schloß Tettngang lassen sich zwischen 1755 und 1771 Josef Anton Feuchtmayer, Georg Dirr, Johann Caspar Gigl und Andreas II Moosbrugger nachweisen. In eigentlichen Sternstunden barocker Kunstübung trafen sich sodann die Vorarlberger Bauleute und Stukkatoren in Einsiedeln (Caspar Moosbrugger) mit den Asam aus München, in Birnau (P. Thumb) mit Feuchtmayer oder in St. Gallen (P. Thumb, J. M. Beer) mit Wenzinger, den Gigl und Feuchtmayer<sup>41</sup>.

Was wir für die Sparten der Bau- und Stukkaturenkunst zur Darstellung brachten, wiederholt sich über alle Bereiche der Kleinkünste, von den Werken der Goldschmiede zu denen des Ofen- und des Möbelbaues. Die Rahmendisposition von Stukkaturdecken stimmt optisch oft nicht allein z.B. mit Grundrissen barocker Gärten überein, sondern auch mit architektonischen Plänen, wo sich die zunehmende Lockerung und Öffnung der Umrisse, der klaren geometrischen Bindungen graphisch ebenso niederschlägt, wie der Ausfall klassischer Ausgewogenheit und elementaren Metrums. Schließlich hat sich auch die Farbe in den Dienst dieser Entwicklung gestellt.

#### *Stuckfärbung: Stuckpolychromie*

Die Farbigekeit des Stucks ist noch wenig erforscht<sup>42</sup>, vieles zerstört oder durch falsche Renovationen dauernd unkenntlich geworden<sup>43</sup>. Zudem fehlt es in diesem immer noch vernachlässigten Forschungsbereich an Übersichten und genügenden Grundlagen, um etwa genau zu erkennen, ob, wann und wie die Stuckpolychromie des Bodenseegebietes sich regional ausgeprägt hat und trotz der Internationalität der Schulen und Meister sich von der süddeutschen, österreichischen und schweizerischen Nachbarschaft abhebt. Immerhin darf man sagen, daß sie weder an die robuste Buntheit der bayerischen noch an die Vielfalt der österreichischen

41 Zu St. Peter Zürich: K. ESCHER, KDM Zürich IV (1939) S. 282 und 290 ff.; H. HOFFMANN 1948/1949 (Lit. 13), S. 166; H. WICKER, St. Peter in Zürich, Diss. Zürich 1955; B. ZEHMISCH, Schw. Kunstf. 1979. Zur Stadtkirche Winterthur: E. DEJUNG u. R. ZÜRCHER, KDM Zürich VI (1952) S. 50f. Zu Tettngang: W. v. MATTHEY u. A. SCH AHL, KDM Kreis Tettngang (Stuttgart/Berlin 1937); W. BOECK, 1948 (Lit. 12), S. 35, 256–264; A. MOREL 1973 (Lit. 26), n. Reg., bes. S. 98. Zu Einsiedeln s. Anm. 37, zu Birnau Anm. 25, zu St. Gallen Anm. 11.

42 Aus der Literatur: TH. HOPPE, Polychr. Stuckdecken des Salzburger Barocks, Mscr. Rundfunksendung 9.8.1963; A. KNOEPFLI 1965 (Lit. Nr. 21) S. 37–82; F. KOBLER u. M. KOHLER. Farbigekeit der Architektur. In: Reallex. z. dtsh. Kunstgesch. VII (1975) Sp. 274–428; A. KNOEPFLI u. Mitarbeiter, Verallgemeinerungen technolog. Untersuchungen bes. an gefaßtem Stuck. In: Festschr. W. Drack (Stäfa 1977); M. KOLLER, Zur Typologie u. Entwicklungsgesch. der Farbe i. d. Stukkatur des 16.–17. Jhs. am Beispiel Österreichs. In: Von Farbe und Farben (Festschr. Knoepfli). Veröffentlichungen d. Inst. f. Dpfl. a. d. ETH Zürich Bd. 4 (1980).

43 Zum Untersuchungs- und technolog. Problem siehe A. KNOEPFLI 1965 (Lit. Nr. 21) und oben, Anm. 42, 1977.

heranreicht. Wie in der Architektur läßt das Streben nach Maß und Ausgleich das Pendel nicht zu heftig ausschlagen. Reiche fürstliche Zentren fehlen weitgehend; die Großklöster aber scheinen sich mit Ausnahme der Gotteshäuser eher einige Zurückhaltung auferlegt zu haben. Vielleicht übte die auf Schweizerseite konfessionell gemischte Bevölkerung und demokratische Gesinnung ihren dämpfenden Einfluß mit aus.

Wenn wir absehen von der in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts allgemeinen Beschränkung auf Weiß, Steingrau, Schwarz und dem von düsteren Zeitläuften mitbedingten, freilich durch Goldakzent aufgehellten Ernst der Skala, so folgen vor allem in der zweiten Jahrhunderthälfte die bunten, großstufig abgesetzten Farbauszeichnungen deutlich dem Charakter der hochbarocken Architektur, welche die Bauteile noch hart aneinanderstoßen oder durchdringen läßt. Auf einen fast klassischen Ausgleich richten sich die Baukunst des Régence und ihre disziplinierte, im ganzen schon mildere Farbgebung aus. Mit zunehmendem »Ineinanderschlüpfen« und Verschmelzen der Kompartimente zur Zeit des Rokoko werden immer mehr kleinstufige Zwischentöne eingeschaltet, die frühlinghaft heiteren Farben gleiten vermehrt chromatisch ineinander. Es sind Klänge, wie sie ähnlich uns auch in der Buchmalerei der ottonischen Reichenau oder wieder z. B. im St. Katharinenthaler Graduale des frühen 14. Jahrhunderts begegnen. Erst der Klassizismus, der ja auch den Stuck von seinen Eskapaden und Improvisationen zur geometrischen Ordnung zurückbefiehlt, bereitet dem vielstimmigen Farbenfeste ein frostiges Ende.

Die großstufige Polychromie des Hochbarocks diente dazu, Einzelheiten zu trennen und herauszuheben, so die ohne Rücksicht auf ihre architektonisch unmögliche Lage an Decken und Gewölben in Art von »Tafel«- und Leinwandbildern projizierten Großmalereien. Seit dem scheinperspektivischen Einbinden der Deckenbilder fällt auch dem Stuck die Funktion eines Gelenkes, einer Integrierungshilfe zu, einer Einbindung in die vergesellschafteten Formen und Farben des Ganzen. Die Färbelungen von Bild, Hinterlagen und plastischen Teilen bilden eine im Gesamtfarbklima des Raumes aufgehende Einheit. Das farbliche Betonen des Einzelnen, Trennenden charakterisiert erst wieder die Stuckdekorationen des Klassizismus.

Es gibt keine Zeit, in der es keine durchlaufenden weißen Gründe und keinen weiß gelassenen plastischen Auftrag gibt. Die Farbgebung kann wiederum die gesamte Grundfläche oder nur einzelne Intervalle und Hinterlagen und kann in einzelnen farbigen Akzenten oder vollständiger Polychromie auch die erhabenen Teile erfassen. Mit anderen Worten: der Stuckauftrag kann weiß, in den Tiefen schattiert, teilausgezeichnet oder gesamthaft bunt auf weißem, grauem oder buntem Grund stehen, wobei die Tönung wieder nur Teilflächen betrifft oder ununterbrochen durchläuft. Das ergibt im Gesamten schon beinahe ein halbes Hundert an Kombinationen, ohne daß wir durchgefärbten Stuck oder Metall- und Spiegelaufgaben miteinbezogen hätten<sup>44</sup>. Nach Manfred Koller laufen die einzelnen Gattungen im 16. Jahrhundert noch getrennt nebeneinander her, vermischen sich aber zusehends im 17. Jahrhundert, um im 18. eine kaum mehr registrierbare Vielfalt zu erreichen. Um für das Bodenseegebiet eine vollständige typische Auswahl vorweisen zu können, fehlen die Voraussetzungen: das 16. Jahrhundert fällt für Farbstick, soweit ich den Bestand kenne, völlig, das 17. fast ganz aus; genügend dokumentiert ist erst das 18. Jahrhundert.

44 Über die Farbsystematik siehe M. KOLLER 1980 (oben Anm. 42).

*Opus albarium*, das heißt Weiß auf Weiß, finden wir in beiden Jahrhunderten. Den festlichen Eindruck solcher Stukkaturen vermittelt zum Beispiel der Gang des 1664 erbauten Schlosses Hauptwil, deren stilistische Fäden zur Werkstatt des Schaffhausers Höscheller führen<sup>45</sup> (Abb. 20). Im Festsaal des Reichlin-Meldeggschen Hauses in Überlingen<sup>46</sup> sowie in der ehemaligen Prioratskirche Hofen/Friedrichshafen, Werke der Johann-Schmuzer-Werkstatt gegen 1700, drängen sich die Formen in so dichtem Bewuchs, daß der Grund überhaupt nicht mehr zum Spielen kommt; etwas lichter erscheint er in der etwa gleichzeitigen Bibliothek in Salem, die nach dem Brandunglück von 1697 neu gebaut und durch Wessobrunner ausgeziert worden ist<sup>47</sup>. Aber auch die Deckenplastik des Régence und Rokoko verzichtete, vormalis in den Bürgerhäusern, auf farbige Auszeichnung, wie dies z. B. auch in den Rathäusern von Bischofszell (L. Wieser, F. Schratt sowie Francesco Pozzi und Söhne, 1949/50) und Diessenhofen (H. G. Graf 1760/62) der Fall ist<sup>48</sup>.

Das Weiß konnte durch einen oder mehrere Anstriche differenziert werden. Weitere Möglichkeit besserer Einbindung von Gemälden bot die leichte Brechung in der Stuckmasse oder im Überzug. Elfenbein- und Eierschalenweiß beließ Franz Schmuzer 1707 die Gewölbe von Rheinau<sup>49</sup>. Ob der Ton vom Wein und Nußöl herrührt, die er dem Anmachwasser beimischte? Um Grund und erhabene Teile nicht gleichermaßen in ein »Meer von Weiß« (Ad. Schahl) versinken zu lassen, bediente man sich zur Vertiefung der Reliefwirkung auch des sogenannten Schattierens, d. h. eines dunkelfarbigem Ausfüllens der Höhlungen. Solches geschah beim 1610 datierten Stuck der Predigerkirche Zürich in Blauschwarz und Rot. Obwohl nur die Signaturen der Einheimischen Ulrich, Hans-Ulrich und Friedrich Oeri sowie Hans Heinrich Zehnder und Conrad Bauer zum Vorschein gekommen sind, läßt sich der stilistische Zusammenhang mit den Tessinern Antonio und Pietro Castelli belegen, weil diese zusammen mit Francesco Martiano und Ulrich Oeri 1606 die Stukkatur- und Bildhauerarbeit in der Klosterkirche Wettingen ausgeführt haben. Wir verweisen nochmals auf diese Verknüpfung, weil sie typisch ist für die Entstehung stilistischer Abhängigkeiten und für den oft bunt gemischten Truppcharakter der Ausführenden<sup>50</sup>.

Mit schattierenden Wirkungen scheint auch Franz Schmuzer etwa beim Grund der Akanthusgewinde um die Rippen des Bernhardskreuzganges in Salem 1707 gearbeitet zu haben; ähnlich sein Stuck im Sommer-Refektorium und im Kapitelsaal desselben Klosters<sup>51</sup> (Abb. 25). Gegenüber der im Verhältnis von Relief und freier Fläche wohlausgewogenen Arbeit in der Predigerkirche Zürich kommen die Johann Josef und Franz Schmuzerschen Formen in ihren Feldern kaum zum Atmen. Schon in Rheinau und vollends 1718 in der Benediktinerkirche Weingarten verfügt aber der Stukkateur nicht mehr allein über die Gewölbeflächen; die Deckenbilder drängen ihn zunehmend zu Rand- und Rahmenwerk. Franz Schmuzer gibt die ihm eigene Farbscheu auch in Weingarten nicht auf – vorausgesetzt, er, und nicht die Asam, sei

45 Siehe Anm. 14, 15 und 40.

46 Siehe Anm. 17 (zu Überlingen und Hofen).

47 Siehe Anm. 17 (zu Salem).

48 Siehe Anm. 35 (Bischofszell und Diessenhofen).

49 Siehe Anm. 18.

50 Siehe Anm. 32 u. 33.

51 Siehe Anm. 17 (zu Salem).

dafür verantwortlich gewesen. Das den weißen Ranken hinterlegte lichte Taubengrau gemahnt an eine in die Fläche gewachsene leichte Schummerung<sup>52</sup>.

Die maßgeblichen erhabenen Teile können auch durch einzelne Farbauszeichnungen aus dem quirligen, prickelnden Weiß hervorgehoben werden. Teilfassungen kommen aber, sonderlich bei den Wessobrunnern, fast immer mit Farbhinter- und Zwischenlagen vor; wir werden die Beispiele dort einreihen. Meist handelt es sich um pflanzliche Motive, Heraldik und Figürliches. So zeigen die Engelsköpfe in Münsterlingen, 1719, nachgezogene dunkelgraue Brauenbögen und Augensterne sowie rote und gelbe Rosen im Gelocke<sup>53</sup>.

Da bei der schönen Renaissanceranke im Fensterbogenzwickel des Abt Brunner-Altbaues von 1577 in Fischingen ein Fragment vorliegt (Abb. 19), kann nicht gesagt werden, ob die zudem später übergangene Hinterlage isoliert vorgekommen ist<sup>54</sup>. Zu eigentlichen Farbteppichen schließen sich oft die Farbfutter der tessinischen Castellischule; die erhabenen Teile bleiben meist weiß oder erhielten eine Teilfassung. Als frühe Beispiele dieser 1616 auch in St. Michael in München arbeitenden Gruppe gilt die ungefähr gleichaltrige Stukkierung der Schloßkapelle Böttstein im Kanton Aargau, die schon erwähnte Ausstattung der Klosterkirche Wettingen von 1606, die Marienkapelle in der Franziskanerkirche Luzern von 1626 und andere<sup>55</sup>, wo bereits auch mit Gold staffiert wird. Auf Elfenbein, Gelb, Gold und Inkarnatton stimmte Franz Josef Feuchtmayer 1707 das Salemer Münzkabinett der Konventsgebäude, im folgenden Jahre gab er dem »Kaisersaal« ein ähnliches Farbklima; dort stammt das derbe Großfigurenwerk von Feuchtmayers Stiefvater Johannes Pölandt<sup>56</sup>. Mit frischem bayerischem Frohmut stukkerte Joseph Resch 1705/08 die Iddakapelle des Klosters Fischingen: die blauen und grauen plastischen Teile liegen auf eisgrünen Futtern, die Freiflächen sind weiß gehöhlt<sup>57</sup>.

Das flache Gehaben des Régencestückes bedurfte sinngemäß keiner Austiefung von Reliefschluchten mehr; die Unterlagen, Zwischenfelder und Kartuschengründe wurden nun in sanften Tönen und als ebenes Gelände behandelt. Auf ein Caput mortuum rosé beschränkt sich der zarte Stuck Josef Anton Feuchtmayers im Salemer Kreuzgang von 1721, die Saal-Decke im gleichaltrigen »Goldenen Adler« in Bischofszell und die wessobrunnischen Deckenzierden von 1747 im Winterhaus der einsiedlerischen Statthalterei im Schloß Freudenfels am Untersee<sup>58</sup>. Um Gelb und Grün bereichert sind die Stukkaturen-Intervalle zu St. Paul in Konstanz, deren Deckenplastik 1719 Johannes Schmidt antrug<sup>59</sup>, um ein zusätzliches Blau im Treppenhaus am

52 Siehe Anm. 33 (Predigerkirche Zürich), Rheinau Anm. 18 und Weingarten Anm. 19.

53 Siehe Anm. 20 (zu Münsterlingen).

54 Siehe Anm. 32 (zu Fischingen).

55 Zu Böttstein: A. REINLE, *Kunstgesch. d. Schweiz III* (Frauenfeld 1956) S. 340; E. MURBACH, »Roche«-Ztg. Basel 1965/1, S. 24 f.; A. KNOEPFLI 1965 (Lit. Nr. 21), S. 53. Als Stukkatoren werden Tessiner oder Lombarden vermutet. Zu Luzern: J. ZEMP, *Anz. f. Schweiz. Altertumskde* 1894, S. 379; A. REINLE, *KDm. Luzern II* (Basel 1953) S. 248.

56 Siehe Anm. 17.

57 Siehe Anm. 22.

58 Siehe Anm. 17 (Salem). Zu Bischofszell: A. KNOEPFLI, *KDm Thurgau III* (1962) S. 324–326; die Grundrisse in: *Das Bürgerhaus d. Schweiz Bd. Thurgau* (Zürich/Leipzig 1928), Tafel 30. Zu Freudenfels: A. KNOEPFLI in *Kunstf. durch die Schweiz I* (Bern 1975<sup>6</sup>) S. 677. Ähnlich die Polychromie in reicherer Ausführung in der Schloßkapelle Mainau 1737 (Fr. Pozzi; Putten von J. A. Feuchtmayer) siehe Anm. 33a.

59 Siehe Anm. 35.

Kreuzgang in Salem, ein Werk J. A. Feuchtmayers aus den mittleren vierziger Jahren<sup>60</sup>. Beliebte scheinen auch durchlaufende blasse Gründe gewesen zu sein, die als Ableger des französischen Frührokoko in München Mode geworden waren. Von einem durchlaufenden Graugrund hoben sich aber schon in den Räumen des 1665/68 erbauten Abtsflügels von Kreuzlingen die rippenbegleitenden Leisten und Lorbeerschnüre ab<sup>61</sup>. Dem weißen Stuck dient Rosa als Grund in der Sakristei der Klosterkirche Pfäfers, deren Stukkaturen 1693 durch Giovanni Bettino und Antonio Peri geschaffen worden sind, ferner in der Dominikanerinnenkirche St. Katharinenthal (Niklaus Schütz 1734, Abb. 22 und 26) oder in der Nonnenkirche von Münsterlingen 1719, wo es sich auf den Kuppelraum beschränkt<sup>62</sup>. Weiß auf Gelb mit Rosakartuschen finden wir in der Wallfahrtskapelle Dreibrunnen bei Wil, einem Werk Melchior Modlers von 1762<sup>63</sup>.

Zur Zeit des Rokoko erst springt bei uns, abgesehen von einzelnen Markierungen, die Färbung des Stuckes von den Gründen und Zwischenflächen auf die erhabenen Teile über<sup>64</sup>. Neben Weiß in Weiß haben bei uns zwei Polychromiegruppen fast ausschließliche Verbreitung gefunden, nämlich vorherrschend grüntönige Rocaille und vorherrschend grau- und graublautöniges Muschelwerk, je zusammen mit pflanzlichem und figürlichem Beiwerk teils in naturhaften, teils in ockerfarbenen oder rotvioletteten Tinkturen. Dem Illusionismus der Zeit<sup>65</sup> kam diese chromatisch-schillernde Wandlungsfähigkeit sehr entgegen, und einer Kunst, die Sein gegen Schein eintauschte und die nicht müde wurde, selbst die Raumgrenzen der Architektur im Irrationalen aufzuheben<sup>66</sup>.

Schon in der 1745 umgestalteten Hausherrenkapelle der Stadtkirche Radolfzell tritt, mit offenkundiger Verspätung auf die Bauzeit, kalt grünblauer Stuck auf<sup>67</sup>. Besonders bekanntgeworden ist die Malachitfarbe des Wenzinger-Giglschen Stuckes in der Kathedrale St. Gallen<sup>68</sup>, der in den Jahren 1757–65 um die Helldunkelmalerei Wenzinger/Wannenmachers angeordnet worden ist. Obschon auch vom Gigl-Trupp zur selben Zeit – 1764 – geschaffen, unterscheidet sich die Fassung der in den Formen entsprechenden Deckenplastik der Kartäuserkirche Ittingen stark vom St. Galler Farbklima. Sie arbeitet innerhalb von hellem Blaugrau zwar auch mit kaltem Blaugrün, d. h. mit Kupferfarben, wendet es aber ungleich differenzierter an mit Schattengebungen und Lichthöhungen in anderen Tönen und mit Damaszierungen. Offenkun-

60 Siehe Anm. 17.

61 Siehe Anm. 10.

62 Zu Pfäfers: E. ROTHENHÄUSLER, KDM St. Gallen I (Basel 1951) S. 170 u. 172, Anm. 1, dazu A. KNOEPFLI, 1965 (Lit. Nr. 21), S. 80 mit Anm. 64 und A. KNOEPFLI 1977 (siehe Anm. 43).

63 Zu Dreibrunnen: J. GRÜNENFELDER, 1967 (Titel Anm. 30), S. 118–123.

64 In Gegensatz zu Österreich (siehe M. KOLLER, Lit. in Anm. 42/4) kenne ich bis jetzt keine Beispiele von durchgehender Färbung der erhabenen Teile von Régencestuck.

65 A. KNOEPFLI, *Farbillusionistische Werkstoffe*. In: »palette« (Text in 5 Sprachen) 34 (Basel 1970) S. 1–51; DERS.: *Das organische Gesamtkunstwerk des Barock und die Gefahr des »Auseinanderrestaurierens«*. In: *Der Altar des 18. Jhs. Das Kunstwerk in s. Bedeutung u. als denkmalpfl. Aufgabe*. Hsg. v. Landesdenkmalamt Baden-Württemberg (Berlin 1978), bes. S. 25–33; DERS.: *Die Farbe in der Denkmalpflege; nach Maß, mit Maß*. SA aus »applica« Nr. 11, Zürich 1981.

66 Belege dazu die Farabbildungen der in Anm. 65 gen. Literatur sowie bei M. KOLLER (Titel Anm. 42).

67 W. BRAUNFELS, *Kunstf. Schnell u. Steiner* (München 1953<sup>2</sup>); F. THÖNE in der amtl. Kreisbeschreibung Konstanz I (Sigmaringen 1968) S. 458 mit Farbtafel 52; DERSELBE: *Das Münster ULFr. zu Radolfzell* (1972) S. 8 ff.

68 St. Galler Literatur s. Anm. 11.

dig hat hier der Freskant Franz Ludwig Hermann, der mit dem Stukkateur Hans Georg Gigl schon 1749 in Hilzingen – nicht aber mit Mathias Faller – zusammengearbeitet hatte, selbst zum Pinsel gegriffen<sup>69</sup> (Abb. 23 und 27). Man täuschte sich aber gründlich, wollte man in der gleichzeitig ausstuckierten St. Ulrichskirche Kreuzlingen, zu deren Umgestaltung derselbe Maler die Deckenbilder beige steuert hat, eine ähnliche Fassung der rahmenden Stukkaturen erwarten. Hier wurde mit der wärmer und dunkler wirkenden Grünen Erde, mit Ocker und *Caput mortuum* eine ganz andere Wirkung erzielt<sup>70</sup>.

Das Vorbild der St. Galler Klosterkirche hat sich zusammen mit ausschwärmenden Leuten der Gigl-Gruppe auch auf die Ausstattung st. gallischer Landkirchen der Zeit ausgewirkt<sup>71</sup>. Aber es wäre unrichtig, Spangrünfassungen nur als Eigentümlichkeit der st. gallischen Gigl-Gruppe anzusehen; ich habe 1965 in der Publikation über Stuckauftrag und Stuckpolychromie einige Beispiele aufgeführt, so daß ich sie hier nur kurz nennen darf<sup>72</sup>: im Kanton Aargau Fischbach-Gölikon (bald nach 1757?), Zurzach, Obere Kirche (L. Gambs 1763), Rheinfelden (M. Fröwis 1769/70), im Kanton Zürich Knonau (L. Gambs 1769)<sup>73</sup>, in der Innerschweiz Beromünster (M. Fröwis u. L. Schmid 1774/75), Menznau 1783, Ruswil (Rehn, Purtschert, Zobel) 1784/89. In Süddeutschland scheinen, bis jetzt, die Beispiele zufällig und sehr weit gestreut<sup>74</sup>; nach Österreich haben sie wahrscheinlich überhaupt nicht übergegriffen. Dort sind hingegen, im Unterschied zu unserem Gebiet, im Rokoko Weißstukkaturen auf durchlaufend blaßblauem oder blaßgrünem Grund anzutreffen<sup>75</sup>.

Als von den späteren vierziger Jahren an die Rokokodekoration sich durchsetzte, blieb zu ihrer Entfaltung in entsprechenden Rokokoräumen verhältnismäßig wenig Zeit. Wie die Architektur längst nicht mehr die Stufe der Scheinarchitekturen in Poggis Art bewahrt hatte, als diese im 18. Jahrhundert zu uns drangen, so lief die Baukunst in Richtung Klassizismus gleichsam davon, als die Ornamentik höchstens die Stufe des symmetrischen Spätrokoko erreicht hatte. Die Rolle der Stuckdekoration war aber eine andere geworden; sie beherrschte nicht mehr ganze Wände, Decken und Gewölbe, wie etwa im späten 17. und frühen 18. Jahrhundert, sondern war weitgehend von der Großillusionismalerei verdrängt worden, die ihren ersten Platz zu behaupten mußte, auch als die Scheinarchitekturen lichten Himmelsräumen den vorderen Rang überlassen mußten. Die dem Stuck zukommende reine Rahmenfunktion bestand nicht mehr so sehr im Verschleifen als in neuem Trennen und Absetzen, was bestimmtere, härtere Töne bedingte. In der Stiftskirche St. Gallen, wo der Versuch, Längs- und Zentralbau zu einer Einheit zu formen, resignierend zugunsten eines Aneinanderfügens aufgegeben wird und die Helldunkelmalerei Wenzinger/Wannenmachers eine neue Selbständigkeit beansprucht, sind die Stukkaturen aufgerufen, die schweren Gemäldeflächen zu halten,

69 Zu Ittingen s. Anm. 11; Abbildungen der Freilegungsfenster siehe KNOEPFLI 1981 (Anm. 65).

70 Zu Kreuzlingen siehe Anm. 35.

71 J. GRÜNENFELDER 1967 (Titel Anm. 30).

72 A. KNOEPFLI 1965 (Titel, Anm. 3, Nr. 21). Im Jahrzehnt zwischen 1770 u. 1780 entstanden die stukkieren Landkirchen von Steinach, Mörschwil, St. Fiden/St. Gallen, Häggenschwil, Untereggen, Notkersegg/St. Gallen, Waldkirch, Kirchberg.

73 Zu Knonau W. DRACK, Bericht d. Zürcher Denkmalpflege 1960/61, S. 61.

74 A. KNOEPFLI 1965 (Anm. 3, Nr. 21), S. 82, Anm. 113.

75 M. KOLLER, (Titel Anm. 42) S. 98.

ansonsten sie, mit leichten Tönen, förmlich aus dem Rahmen fallen müßten<sup>76</sup>! Auch bei fehlender Großmalerei forderten fortan die weitgespannt und leicht gewordenen Kirchenhallen eine entwirrte, weit und übersichtlich ausgebreitete Ornamentik von stabiler farbiger Haltung.

Von der Gruppe der Grau- und Graublaufassungen auf weißem Grund seien wenigstens drei untersuchte schweizerische Beispiele angeführt; leider fehlen Untersuchungen für andere Gebiete fast ganz. Melchior Modlers Stukkaturen im Oberen Chor der Benediktinerkirche Fischingen rahmen das riesige, in perlmutterfarbenen Tönen gehaltene Fresko, das Zeiller 1767 gemalt hat; sie sind auf Weiß/Gelb/Blaugrau gestimmt<sup>77</sup>. Wie ganz anders ist aber das Grau hier eingesetzt als 1705/08 bei der bereits genannten, von Joseph Resch stukkierten Iddakapelle und ihrer vielleicht nicht von ihm (D. Zimmermann?) konzipierten Fassung. Zurückhaltend dann die Graublau-Färbung der H. G. Graf-Stukkaturen in des jüngeren Bagnato Steckborner Gotteshaus<sup>78</sup>. Eine Meisterleistung vollbrachte 1782 der Voralberger Andreas Moosbrugger in der Verbindung des spätgotischen Rippengewölbes in der Kirche Herisau mit einem Geschling von grauen Rocaillen und honigfarbenen, pflanzlichen Zierden<sup>79</sup>. Gerade im Rokoko sind Grautöne nicht als optische Pause, sondern in derselben farbigen Aktivität verstanden, wie sie etwa Renoir eingesetzt hat, um sein Rosa und sein Resedagrün zum schimmernden Klingen zu bringen.

Die vielen Farbtupfer und Zwischentöne lassen oft nur schwer erkennen, welches die eigentlich dominierende Farbe sei. In dieser Beziehung gehört das Gewölbe der Kartäuserkirche Ittingen nur bedingt zur Blaugrüngruppe; es verdankt ja auch die Fassung dem differenzierenden Können Franz Ludwig Herrmanns<sup>80</sup>. Und man fragt sich denn auch, ob Herrmann, der schon 1762 in Niederbüren ebenfalls Deckengemälde geschaffen, nicht auch dort die Farbfassung der Stukkaturen der Giglgruppe beeinflusst oder bestimmt hat: gelbstich-graues Muschelwerk mit gelben Federn, Futter und Kartuschen blau, blaugrün, gelblichgrün und englischrot<sup>81</sup>.

Der schon 1948 von W. Boeck und H. Schnell dankenswert gewagte Versuch, der Farbigkeit von Birnau – 1747–1750 – in Worten habhaft zu werden<sup>82</sup>, kann nur der Annäherung dienen. Die meisten Beschreibungen schrecken auch hier vor der Frage zurück, welcher Ton eigentlich der Tonangebende sei in diesem »rosig-goldenen Schein« (W. Boeck), welcher in dem Raum zu mildem Leuchten kommt. Die einzelnen Farben, welche um die Akzente von Altären und Bildern wirbeln, scheinen sich zu verflüchtigen, abgesehen davon, daß der Stuck sich vor den großen Freskospiegeln an die Ränder und die Wände zurückziehen muß. Aber sie wirken, rosa-

76 Siehe Anm. 11.

77 Zum oberen Chor in Fischingen: A. KNOEPFLI, KDm. Thurgau II (1955) S. 106; zu Iddakapelle siehe Anm. 57.

78 Siehe Anm. 35.

79 E. STEINMANN, KDm Appenzell A. Rh. I (1973) S. 70f., 77 u. 79; A. MOREL, 1973 (Anm. 3 Nr. 26) S. 42, 67 u. 103.

80 Siehe Anm. 12 und 69.

81 J. GRÜNENFELDER 1967 (Titel Anm. 30); A. KNOEPFLI, in »Fürstenländer« (Gossau) Nr. 253 vom 29.10.1960 und »Ostschweiz« (St. Gallen) Nr. 542 u. 544 vom 21./22.11.1960; DERS., 1965 (Anm. 3 Nr. 21) S. 82, Anm. 103.

82 Siehe Anm. 12 u. 69, bes. W. BOECK, 1948 (Anm. 3 Nr. 12) S. 171 und H. SCHNELL, Kunstf. 1952, S. 10–14.



gelblich überhaucht, gar nicht für sich, sie kommen erst im Gesamtbild mit den blauen, flaschengrünen und roten Betonungen und den verschiedenen Graustufen zu wahrhaftem Vibrieren. Nach den Meersburger Erlebnissen dürfte Götz als Maler den bestimmenden Einfluß auf das Farbklima ausgeübt haben; Boeck hält mehr den Bildhauer und Stukkateur für verantwortlich, verschweigt aber den von Lieb erhobenen Einwand nicht<sup>83</sup>. In der Ausstattung der Meersburger Schloßkapelle 1741 waren J. A. Feuchtmayer und G. B. Götz nämlich gar nicht eines Sinnes<sup>84</sup>. Der Entwurf Feuchtmayers, als Farbtafel bei Kastner 1955, bescheidet sich mit hellem Rosa und Weiß, was Götz offenbar mißfiel. Der vor den Kardinalbischof Damian Hugo von Schönborn getragene Streit endete damit, daß der Bauherr den Stukkatoren anbefahl, sich nach Punkt zwei des Akkordes zu richten, in dem diesen auferlegt war, des Malers Gutachten einzufordern und sich danach zu richten. Wie später in Birnau sah man die Kompetenzen des Malers entsprechend der das ganze Gewölbe überspannenden Freskofläche! In Meersburg ordnete Damian Hugo auch an, statt Gold ein (provisorisches?) Honiggelb zu verwenden.

Ganz- oder auch nur Teilvergoldungen<sup>85</sup> überließ man am Bodensee auch sonst den großen Fürstenhöfen. Dagegen beteiligte man sich im Altarbau und bei der Plastikfassung an der Mode des Metallisierens und setzte zur Erhöhung der opalisierenden, gleitenden Wirkung auch Glas, Glimmer und Spiegel ein, die Licht und Farbe versprühen, gleißen und perlmutterfarben fluktuieren sollen. Aber auch hier befließ man sich großer Zurückhaltung. Außer Glimmereinlagen bei den Seitenaltären von St. Katharinenthal und im Bergwerk des Innozenz Beck in der Augustinerkirche St. Ulrich zu Kreuzlingen sind an vielen Stellen des Birnauer Hochaltars sowie in anderen Werken J. A. Feuchtmayers Glasflüsse und Spiegel angebracht, so im Grünen Kabinett des Schlosses Tettngang. Aber auch dem Bürger schienen solche Effekte zu gefallen: Spiegeleinsätze zeigt eine nach der Jahrhundertmitte entstandene Stuckdecke im Unterhof an der Stadthausgasse in Schaffhausen<sup>86</sup>.

Was die offenen Rahmen des Rokoko in die ornamentale Freiheit entlassen hatten, kehrte, vom Klassizismus zu neuer Gesetzlichkeit gerufen, wieder in die geometrische Bindung zurück. Damit jedoch schloß sich nicht einfach ein Kreislauf, der vom spätmanieristischen und hochbarocken Ornament zu seiner Auflösung im Rokoko geführt hatte und sich im dritten Jahrhundertviertel wieder zu sammeln und zu festigen begann. Denn auch in der Kunstgeschichte steigt man nicht zweimal in denselben Fluß. Dennoch, bei allen Neuanfängen und Rückgriffen läßt sich die Erinnerung an die stilistische Laufbahn nicht einfach wegwischen. Als geheimer Teilhaber wirkt sie an der Stilbildung des Nachfolgenden weiter mit.

83 W. BOECK a. a. O. S. 349, 353 mit Anm. 97. Ob die Zusammenarbeit von Feuchtmayer und Goetz nach den Meersburger Vorkommnissen vollkommen und ideal war, wie W. Boeck meint, ist fraglich.

84 Siehe Anm. 26.

85 A. KNOEPFLI, 1965 (Anm. 3 Nr. 21) S. 61 und M. KOLLER 1980 (Titel Anm. 42) S. 94.

86 Zu St. Katharinenthal die Lit. in Anm. 20, zu Kreuzlingen in Anm. 35. Die Verwendung von Glas und Spiegeln in Birnau und Tettngang siehe W. BOECK 1948 (Anm. 3 Nr. 12) S. 171 und 256 ff. Zu Schaffhausen R. FRAUENFELDER, KDM Schaffhausen I (Basel 1951) S. 426.

## Vom vorgotischen basilikalischen Großbau

Man fragt sich, worin der Sinn liege, über kirchliche Großbauten der vorgotischen Zeit im Bodenseegebiet lange Worte zu verlieren, wo doch so vieles nur archäologisch zu erschließen und von dem Erdboden verschwunden ist. Erhaltenes aber tritt oft in veränderter Gestalt vor uns: ohne das wesentliche Farbgewand der Glas- und der Wandmalerei, der farbigen Plastik, ohne Schranken, Baldachine, Altäre und Teppiche oder begraben unter der Last und Lust der folgenden Bauperioden, das künstlerische Wirkungsfeld eingeschränkt durch Alter und schicksalshaften Eingriff. Und vielfach verbleibt uns nur ein kaum leserliches Fragment oder gar nur das mehr oder minder mitbestimmend planimetrische des Grundrisses.

Wenn wir es trotzdem wagen, den Entwicklungslinien des basilikalischen Kirchenbaues<sup>1</sup> in unserem Gebiet nachzuspüren, so deshalb, weil diese Bauform, im Bilde ihrer äußeren Erscheinung schon stark festgelegt, auch im Abstraktum, im Architekturstenogramm eine

1 Einige allg. Literaturhinweise: G. DEHIO, Die Genesis der christl. Basilika. SA. Sitzungsberichte hist. Cl. der königl. baier. Akademie d. Wissenschaften 1882/II,3 (1883); F. X. KRAUS, Gesch. d. christl. Baukunst (1895) I, S. 265 (Herkunftsthesen); H. HOLTZINGER, Die altchristl. Architektur in systemat. Darstellung (1899); F. WITTING, Die Anfänge christl. Architektur (1902); G. LEROUX, Les origines de l'édifice hypostyle (1913); G. WEISE, Studien z. Entwicklungsgesch. des abendl. Basilikengrundrisses. In: Sitzungsber. der Heidelberger Akademie d. W... phil. hist. Kl., 21. Abh. (1919); J. STRZYGOWSKI, E. KLEBEL u. F. WINNER, Der Norden i. d. bildenden Kunst Westeuropas (1926); H. GLÜCK, Die Herkunft d. Querschiffes i. d. röm. Basilika u. d. Trikonchos. In: Festschr. P. Clemen (1926) S. 200; P. FRANKL, Die frühm'alterl. u. romanische Baukunst. Hb. d. Kw. 1926; R. SCHULTZE in Römisch-germanische Forschungen 2 (1928) und in Röm. Quartalsschrift 43 (1935); S. GUYER, Grundlagen m'alterl. Baukunst (1930) Literatur S. 9f.; E. SCHMIDT, Kirchl. Bauten des frühen M'alters (1932); E. WEIGAND, in Forschungen und Fortschritte IX (1933). Betrifft Frage hellenist. oder röm. Ursprungs; E. KIRSCHBAUM, Der Raumcharakter d. altchristl. Basilika. In: Rivista di Arch. christ. Tom. XIII (1936); O. WULFF, Entwicklungsläufe der Basilika. In: Byz. neugr. Jahrbuch 12 (1936); W. WEISBACH, Gesch. Voraussetzungen der Entst. einer christl. Kunst (1937); J. HECHT, in Reallex. d. dtsh. KG. I (1937) Sp. 1480-1488; R. KRAUTHEIMER, Corpus Basilicarum christ. (1937ff.); TH. KLAUSER, Das Querschiff der röm. Prachtbasilika des 4. Jh. In: Forschungen u. Fortschritte 13 (1937) S. 57ff.; L. KITSCHELT, Die frühchristl. Basilika als Darstellung des himml. Jerusalem (1938); J. P. KIRSCH, Das Querschiff i. d. stadtröm. christl. Basilika. In: Pisciculi, Studien... (1939) S. 148ff.; TH. KLAUSER, Vom Heroon zur Märtyrerbasilika (1942); TH. KLAUSER i. Corp. basilic. christ. I (1943) S. 1225ff.; H. PAULUS, Der Gesinnungscharakter des merow.-westf. Basilikabaues. Diss. Erlangen 1944; M. EIMER, Der schwäb.-konstanz. Kirchenbau am Ende des 11. u. im 12. Jht. Mskr. UB. Tübingen (1944); S. GUYER, Beitr. z. Frage n. d. Ursprung des kreuzfg.-basilikalischen Kirchenbaues des Abendlandes. In: Ztschr. f. schweiz. Archäologie u. Kunstgeschichte 1945, S. 73ff.; F. W. DEICHMANN, Frühchristl. Kirchen i. Rom (1948); G. BANDMANN, Die Bauformen des M'alters (1949) S. 37ff., 50ff.; A. STANGE, Das frühchristl. Kirchengebäude als Abbild des Himmels (1950); E. LANGLOTZ, Der architekt. Ursprung der christl. Basilika. In: Festschrift H. Jantzen (1951), S. 30ff.; E. LANGLOTZ u. F. W. DEICHMANN. In: Reallex. f. Antike u. Christentum I (1950) Sp. 1249ff.; W. BOECKELMANN, Grundformen im frühkaroling. Kirchenbau. In: Wallraf-Richartz Jb. 1956, S. 27-69; G. EGGER, Röm. Kaiserkult u. Konstantin. Kirchenbau, Jh. des österr.-arch. Inst. 43, 1956-58, S. 120-132; E. LEHMANN, Sakralraum u. Basilika i. fr. M'alter (1958), in: Festschrift J. Gantner, S. 131ff.; A. v. GERKAU, in: Von antiker Architektur u. Topographie (1959); G. FUCHS, in: Bonner Jb. 161 (1961); A. KNOEPFLI, Kunstgesch. des Bodenseeraumes (1961) S. 175ff., Lit. in Anm. 384; P. MEYER, Europ. Kunstgesch. (1969) S. 118-127; E. LANGLOTZ, Der architekturgesch. Ursprung der christl. Basilika. In: Rhein.-westfäl. Akademie d. W., Vorträge G 172 (1972); G. BANDMANN, M'alterl. Architektur als Bedeutungsträger (1979<sup>6</sup>).

erstaunliche Aussagekraft behält. Der Querschnitt kündigt ihr Wesen: ein dreiteiliger Längsbau mit überhöhtem Mittelschiff, der sein Licht durch die Reihen von Fenstern erhält, die über den Seitenschiffdächern liegen. Ähnliches in der Organisation altägyptischer Tempel; sie stehen der Basilika näher als die griechischen. Aber Drei-Kultbild-Zellen – die Trias – der italischen und etruskischen Tempel wiederum entsprechen den Dreizellensanktuarien der christlichen »Normalbasilika«, deren Grundriß und Gliederung von römischen Palast- und Heeresgebäuden, von den Thron- und Gerichtssälen, von den Markt- und Börsengebäuden übernommen worden sind. Dort stand dem monumentalen Kultbau ein voll ausgebildetes Instrument zur Verfügung, als Kaiser Konstantin das Christentum zur Staatsreligion erhob: Dreischiffigkeit, Säulen und Pfeiler zur Stützung der trennenden Mauern, Apside und Rechteckraum zur Aufnahme der Thronnische, welche sich meist auf ein eingeschobenes Querhaus öffnete, so daß die Grundrißform eines Tau-Kreuzes, der *crux commissa* zustandekam, welche die Erweiterung der liturgischen Zone erlaubte<sup>1a</sup>.

Der Entscheid zu dieser Form beruhte weder auf langer Entwicklung noch auf einem Volkswillen, sondern auf dem Machtwort des Kaisers. Und die christliche Kirche rebellierte nicht; sie übernahm die Basilika als Ort der Kaiserverehrung bereitwillig, weil sie Konstantin als *vicarius Christi* anerkannte und vom Gedanken ausging, Christus gebühre der Thronsaal und der Purpur des Kaisers. Rom rückte zum Orte des christlichen Heilplanes auf<sup>2</sup>: Um 313 entstand S. Giovanni in Laterano, 324 Alt-St. Peter: fünfschiffige Anlagen mit Querhaus und mittlerer Apsis, westlich Vorhalle (Narthex) und Vorhof. Dem anspruchslosen, eher nüchternen Äußeren stand – ganz in Umkehrung der Verhältnisse beim antiken Tempel – ein reicher, gestalteter Innenraum gegenüber, dessen Schmuck besonders auf die kleine liturgisch aktive Zone konzentriert war, während der große, der passiveren Gemeinde zugewiesene Teil in der architektonischen Ausprägung weniger reich behandelt war. Das veranlaßte Peter Meyer von einer Umkehrung von Raum-Gewichtigkeit und Raum-Größe zu schreiben<sup>3</sup>, eine Problematik, welche den christlichen Kultbau durch alle Jahrhunderte begleitet. Ihr architektonisch gerecht zu werden, die Teile zu einem Ganzen zu vereinigen und den Ort der hl. Handlung und der Priesterschaft als Prozessionsziel gestalterisch in den Blick- und Höhepunkt zu rücken, bildet fortan die Kernaufgabe der Sakralarchitektur.

Der aufwendige Typus dieser römischen Stadtbasiliken von T-Form räumte seine anfängliche Vorzugstellung bald einfacheren, querschifflosen Bauten. In merowingischer Zeit setzte sich in erster Linie die kleingliedrige provinzialrömische Baugesinnung durch. Unter die zahlreichen Varianten mischten sich aber schon Grundrisse von Kreuzform, welche dem

1a Zum Kultproblem: K. LIESENBERG, Der Einfluß der Liturgie auf die frühchristl. Basilika. Diss. Freiburg 1928; E. DYGGVE, Probleme des altchristl. Kultbaues. In: Ztschr. f. Kirchengesch. 59 (1940); P. MEYER (1969) (oben Anm. 1) S. 119 u. 123; G. BANDMANN (1979) (oben Anm. 1) S. 167ff., 172ff. Zur Querhausfrage: H. GLÜCK (1926) (oben Anm. 1); FR. WACHTSMUTH, Der Ursprung des Querschiffes. In Ztschr. f. Bauwesen 1930, 80/3 S. 53ff.; TH. KLAUSER (1937) (oben Anm. 1); J. P. KIRSCH (1939) (oben Anm. 1).

2 F. SCHNEIDER, Rom und Romgedanke im M'alter (1926); W. S. HECKSCHER, Die Romruinen. Die geistigen Voraussetzungen ihrer Wertungen im M'alter u. in d. Renaissance. Diss. Straßburg 1936; J. A. STRAUB, Konstantins christl. Sendungsbewußtsein. In: Das neue Bild der Antike, II (1942); G. BANDMANN (1979) (oben Anm. 1) S. 172.

3 P. MEYER (1969), a. a. O. S. 118 u. 122; G. BANDMANN (1979) a. a. O. S. 165.

Einfluß der oströmischen Kreuzkuppelbasiliken zuzuschreiben sind. Nach Günther Bandmann<sup>4</sup> sind merowingische Basiliken über der Grundform der *crux immissa* literarisch bezeugt; ob der Anstoß zu diesem Typus in Gallien selbst erfolgte oder in der Nachfolge der einschiffigen, ambrosianischen Kreuzkirche des 4. Jahrhunderts in Mailand entstand, ist ungewiß. Im Gesamten blieb es bei Kleinbauten; die Merowinger weisen wenig monumentale Formen aus; sie »brauchten und suchten sie nicht«<sup>5</sup>.

Das änderte sich um die Mitte des 8. Jahrhunderts unter den Karolingern. Und wieder war es der Willensakt eines Herrschers, welcher die basilikale Wende herbeiführte, indem er als Statussymbol auf den antiken stadtrömischen T-Typus Konstantins zurückgriff, ein sichtbares Zeichen der gegenseitigen Abhängigkeit und Stützung päpstlicher und kaiserlicher Macht, in das die Summe der Funktionen eingeschmolzen werden sollte. Von dieser kirchenpolitischen Demonstration konnte man nicht abweichen, ohne die Berechtigung der Rezeption zu schwächen. So dominierten Anlagen in der Art von St. Denis, unter deren Mittelapsis eine Ringkrypta angelegt war, ein Bau, den Pippin 754 begonnen und Karl 775 vollendet hatte. Oder der Typus von Fulda, der 802 nach dem Vorbild von Alt-St. Peter in Rom begonnen wurde.

Diese Situation blockierte das Vordringen der östlichen Kreuzkuppelbasilika, das Abendland hatte sich in politischer Wahl für den Längsbau mit Querschiff entschieden. Das hat Samuel Guyer zu den »unberechenbaren, ja fast tragischen Launen der Architekturgeschichte« gerechnet; seine Liebe gilt den Zentralbauten Kappadokiens<sup>6</sup>. Günther Bandmann betont demgegenüber, die westlichen Längsbauten seien alles andere denn »verhinderte« Kreuzkirchen<sup>7</sup>, und Albrecht Mann würdigte die karolingische Übernahme und Umformung der Basilika durch den Musterbau von St. Denis als die architektonisch folgenreichste Tat der Karolinger; durch sie sei die »äußerliche Vielfalt zu innerer Einheit zusammengewachsen«<sup>8</sup>.

Die T-Form-Basilika ist aber sehr rasch von der Kreuzbasilika konkurrenziert worden. Einen der möglichen Umwandlungsprozesse verdeutlicht die Baugeschichte des Zürcher Fraumünsters. Der Gründungsbau von 853 zeigt die T-Form, aber schon nach etwa zwei Jahrzehnten entstand eine Kreuz- und Staffelbasilika, indem die Mittelapsis durch ein eingeschobenes Altarhausvorjoch weiter nach Osten rückte, ein Vorgang, der sich übrigens ebenfalls mit zeitlicher Distanz in Schaffhausen I nach 1054 wiederholen sollte. Das engere Bodenseegebiet kennt keine römisch-karolingischen Basilika-Typen. Sie scheinen im deutschsprachigen Gebiet überhaupt sehr dünn gestreut; für das 8. und 9. Jh. sind keine zwanzig Beispiele bekannt; die wichtigeren mit Dreiapsidenbeschluß sind Hersfeld 770-775, Steinbach 815-827, Herdecke um 820, Höchst bei Frankfurt am Main 2. Viertel 9. Jh., Zürich Fraumünster um 853, Heiligenberg bei Heidelberg 863-875 und Wetzlar 897?<sup>9</sup> Da aber auch die

4 G. BANDMANN a. a. O. S. 188 ff. u. 196.

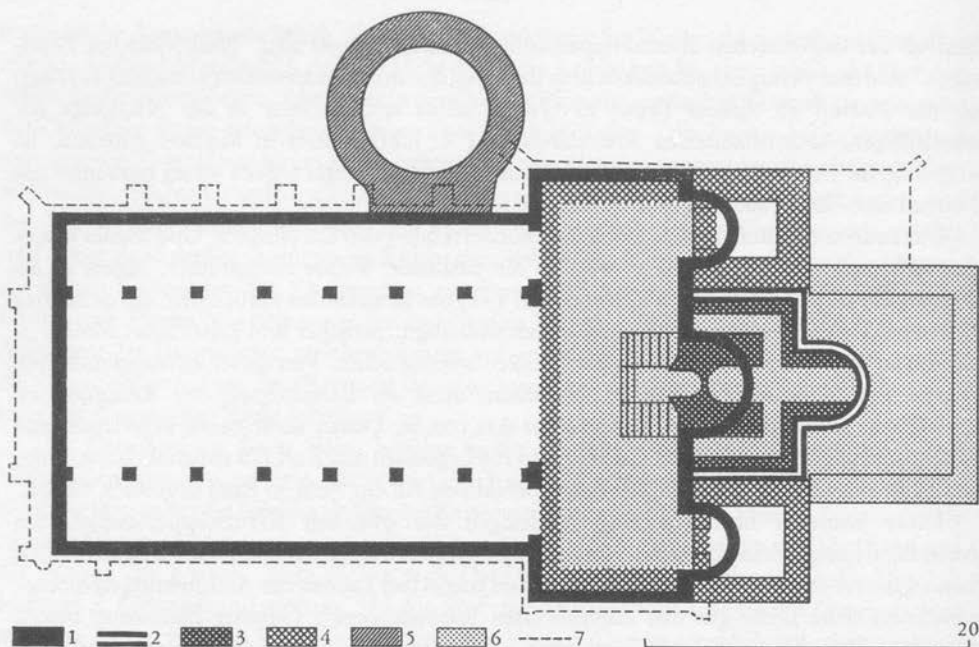
5 A. MANN, Karl d. Gr., Werk u. Wirken. Katalog Aachen 1965 S. 390.

6 S. GUYER (1930) (oben Anm. 1) S. 111; vgl. auch GUYER, Die Bedeutung der christl. Baukunst des Inneren Kleinasiens f. d. allg. Kunst. In: Byzant. Ztschr. 336 (1933) S. 78-104 u. 313-330.

7 S. GUYER a. a. O., S. 91 ff.; G. BANDMANN (1979) (oben Anm. 1) S. 189. Vgl. R. KRAUTHEIMER, The carolingian revival of early christian architecture. In: Journal of Wartburg and Courtauld Institute V (1942).

8 A. MANN (1965) (oben Anm. 5) S. 394.

9 J. OSWALD, L. SCHAEFER u. H. R. Sennhauser, Vorromanische Kirchenbauten, 3 Bde. 1966-1971: zu Heiligenberg/Heidelberg I, S. 109; zu Herdecke I, S. 112; zu Hersfeld I, S. 114; zu Höchst I, S. 114; zu Steinbach III, S. 320; zu Wetzlar III, S. 374.



Zürich, Fraumünster. Bautappenplan nach J. Zemp und E. Vogt.

1: Erste Bauzeit, Gründungsbau um 853. – 2: Zweite Bauzeit, Außenkrypta kurz nach 853 oder um 874. – 3: Umbau der Außenkrypta zur Innenkrypta, um oder nach 874. Neues Altarhaus. – 4: Vierte und fünfte Bauzeit, Südturm gegen 1170, Nordturm 1220–30. Gleichzeitig Umbau des Querhauses. – 5: St. Jakobs-Rotunde, vor 1000. – 6: Neues Altarhaus, 1250–70. Neues Querschiff, 1270–1300. – 7: Langhaus und Querschiffumbau, 14.–15. Jh.

Kreuzbasiliken nicht dicht auftreten, dürfen daraus keine Schlüsse in der Richtung gezogen werden, das habe mit antizentralistischer Bau-Gesinnung zu schaffen.

Über die Herkunft des Kreuzbasilika-Typus hat sich die Forschung noch nicht einigen können. Vor allem vergißt sie immer wieder, wie, ähnlich den biologischen Entwicklungen, bei derselben funktionellen Zielsetzung und unter ähnlichen Voraussetzungen bei gleicher Veranlagung ähnliche oder entsprechende Formengruppen entstehen können. So ist ein »Sowohl als auch« durchaus denkbar, ferner daß oft die Verbindung von vorderasiatischem Zentral- und Grabbau mit dem abendländisch-weströmischen Längsbau sich aus Kreuzkirchen entwickelt hat, deren Schiff mit den Nebenräumen im nachhinein durch Arkaden verbunden worden ist. Für die Entstehung aus T-Basiliken, deren Mittelapsis durch ein Vorjoch vorgestaffelt wurde, sprechen die Baugeschichte des karolingischen Fraumünsters in Zürich oder zu ottonischer Zeit die des ersten Münsters von Allerheiligen Schaffhausen<sup>10</sup>. Vielleicht handelt es sich in einzelnen Fällen auch nur um ein Überleben der merowingischen Kreuzbasiliken.

Das Motiv der Nebenapsiden und Chor-Nebenräume scheint östlichen Ursprungs. Dort haben sich Annexe von Krypten, Grabkammern, Martyrien und Beträumen schließlich zu

10 S. GUYER (1930) (oben Anm. 1); G. BANDMANN (1979) (oben Anm. 1) S. 188. Zu Schaffhausen: A. KNOEPFLI (1961) (oben Anm. 1) S. 230ff.; zuletzt W. U. GUYAN in Ztschr. f. schweiz. Archäologie und Kunstgesch. 36 (1979) S. 151–204. Vgl. S. 372, Anm. 33. Zu Zürich: KNOEPFLI a. a. O. S. 258 ff.

Nebenräumen zur Aufbewahrung der hl. Speise (Pastophorien) und von Büchern (Diakoniken) gewandelt. Wir finden sie wieder in den konstanzerischen und st. gallischen »Chorkammern« und in den clunyazensisch-hirsauischen Nebenräumen. Herkunftsmäßig nicht aus den Augen zu verlieren, daß auch das römische Tribunal von zwei Seitenräumen begleitet war.

Mittelpunkt der räumlichen Organisation einer Kreuzbasilika ist die Kreuzungsstelle von Mittel- und Querschiff, die quadratische Vierung. Ihre Fläche bzw. ihre Seitenlänge beginnt nun das Metrum des Baues zu bilden, Angelpunkt des quadratischen Schematismus und des gebundenen Systems. Das klassische Beispiel dafür gibt der weltberühmte St. Galler Klosterplan, eine auf der Reichenau entstandene Durchpauskopie eines verlorenen Originals, welche Heito, Abt des Inselklosters und Bischof von Basel, um 820/30 dem Abt Gozbert von St. Gallen übersandte, damit dieser »daran seine Findigkeit üben könne«<sup>11</sup>. Die halb schematische Art der Darstellung und die 341 erläuternden Inschriften weisen auf eine Exemplata, auf die Idealvorstellung einer karolingischen Klosterbauorganisation. Das Seitenmaß der Vierung wiederholt sich dabei ganz, als Teil oder als Mehrfaches über den gesamten Kirchenbau bis zu Einzelheiten, wie den Bettstellen der Mönche oder die Lager der Weinfässer. Dieses straffe System, in nachkarolingischer Zeit erschläfft, wurde in ottonischer Zeit erneut aufgenommen: das ergrabene Münster I in Schaffhausen etwa, das Liutpald erbaut hatte und 1054 geweiht worden war, belegt es im Grundriß; die Filiale Wagenhausen, eine 1083–87 erbaute querschifflose, gestaffelte Dreiapsidenkirche, außerdem im Aufriß (siehe Anm. 10 u. S. 314, Anm. 26).

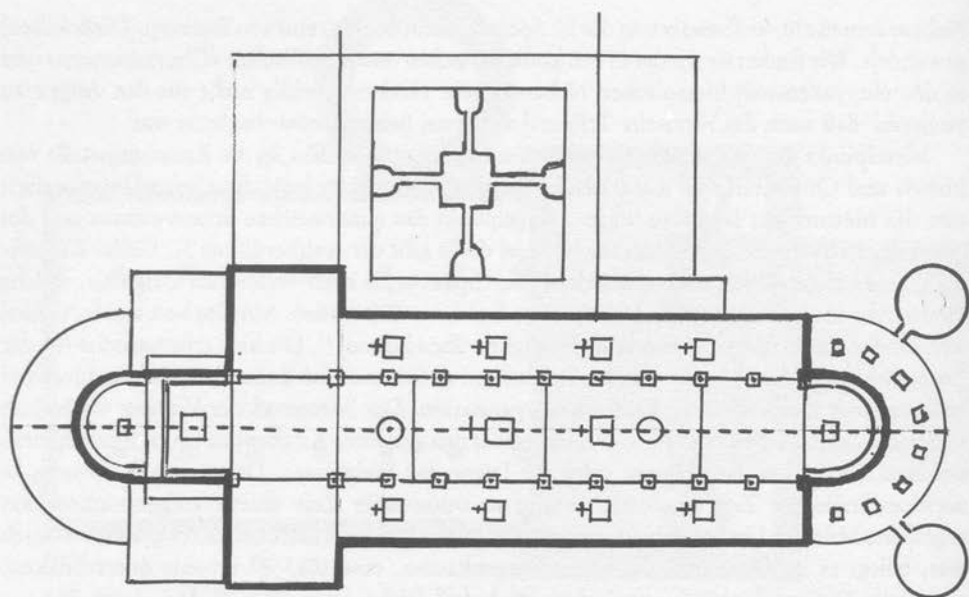
Die architektonisch legitimste Annäherung des basilikalischen Längsbaus an die Zentralbauweise kam in der sogenannten ausgeschiedenen, oft von einem Turm überhöhten Vierung zustande. In karolingischer Zeit durch Mauerzungen eingeschnürt und durch weite Bogen geöffnet, in ottonischer Zeit durch Transversalbogen auf knappen Vorlagen ausgezeichnet. Zu solch zentralisierender Lösung tasten sich zwar schon Bauten wie Centula 790–99 oder St. Alban in Mainz 796–805 vor, doch dürfte das 816 (?) geweihte Heitommünster auf Reichenau eines der frühesten erhaltenen ausgereiften Beispiele, wenn nicht überhaupt das erste sein. Dieselbe Disposition finden wir auf dem St. Galler Klosterplan<sup>12</sup>. Das erwähnte Centula<sup>13</sup> bildet jedoch das Vorbild für die sogenannten Westwerke. Ob man sie als Verschmelzung eines Westquerhauses mit der Turmanlage oder im Sinne einer Doppelkirche als rein gottesdienstlichen Ort mit einem der Eingangssituation halber hochgehobenen Gegenchor auffassen soll, bleibt heftig umstritten<sup>14</sup>. Architektonisch scheint es, als seien die Westwerke als Vorkirchen und selbständige Baukörper dazugefügt und nicht im Kubus der Basilika auskristallisiert

11 W. HORN and E. BORN, *New Theses about the Plan of St. Gall*. In: *Die Abtei Reichenau, Neue Beiträge z. Gesch. u. Kultur*. 1974 hsg. v. H. Maurer S. 408–480. DIESELBEN: *The Plan of St. Gall* (1979). Bespr. W. Jacobsen, in *Kunstchronik* März 1982, S. 89–96. Vgl. Jacobsens Marburger Diss. 1981.

12 W. ERDMANN u. A. ZETTLER, *Zur karoling. u. otton. Baugesch. des Marienmünsters zu Reichenau Mittelzell*. In: *Die Abtei R. (Sigmaringen 1974)* S. 481–522, betr. Vierung S. 508 mit Lit. in Anm. 226f. Vgl. G. NOTH, *Frühformen der Vierung im östl. Frankenreich*. Diss. Göttingen 1967, S. 19ff.

13 W. EFFMANN, *Centula* (1942); A. SCHMIDT, *Westwerke u. Doppelchöre*. In: *Westf. Ztschr.* 100 (1956); A. FUCHS, *Zum Problem der Westwerke*. In: *Karoling. u. otton. Kunst* (1957); F. Möbius, *Westwerkstudien* (1958); G. Bandmann (1979) (oben Anm. 1) S. 215. Zur Literatur auch A. KNOEPFEL, *Kunstgesch. des Bodenseeraumes* (1961) S. 434, Anm. 453.

14 L. SPENEDER in *Strzygowski-Festschr.* (1932) S. 152f. Siehe auch PAULUS (1944) (oben Anm. 1) und FUCHS (1957) (oben Anm. 13). Nur generell sei verwiesen auf Forschungen von Carol Heitz, Paris.



St. Gallen, Stiftsbibliothek. Klosterplan 820/830. Schema von Kirche und Kreuzgang.

worden. Ihre vielfachen Funktionen haben je nach deren örtlicher Bündelung ebenso verschiedene Gewichtung erfahren, weshalb man vor allem bei Reduktionsformen über Sinn und Zweck der Westwerke auch zu uneinheitlichen Ergebnissen kommen mußte. U. a. wegen der Privatmessen der Mönche sind die Westwerke allmählich ihres hohen liturgischen Sinnes entleert worden; das kultische Leben konzentrierte sich im Altarhaus des Ostens. Der Westanlage verblieb oft nur noch eine Reihe nicht kultischer Zwecke. Zu ihrer Blütezeit aber war sie Ort für Laiengottesdienst und Taufe, auch Abtsoratorium und Raum, von wo aus der Kaiser anlässlich von Besuchen der heiligen Handlung folgen konnte, also ad hoc eine *capella regia*, ständig jedoch Sängerknabempore und zumeist Michaelsheiligtum, eine Stätte, wo die Kirche dem Ansturm des Bösen standzuhalten hatte. Die burgschildartige Ausbildung des Westwerkes zwischen zwei flankierenden Türmen kann als baulicher Ausdruck dieser Wehrsituation angesehen werden. Vielleicht aber steht eine handfeste, eigentliche Befestigungsabsicht im Vordergrund, wie denn das Westwerk nicht allein der Vervollständigung einer klösterlichen Kirchenbaufamilie, sondern auch außerkirchlichen Zwecken zu genügen hatte: Empfang hoher Gäste, Sendgerichthalle, Ort für Vollzug von Hoheits- und Rechtsakten, Begräbnisstätte, Ort der Bücherei, Glockengeschoß usf. Es übernahm auch die Rolle des »Paradeiza«, des Atriums als Ort der Läuterung und Sammelplatz für Prozessionen. Formal bildete es eine wichtige Vorstufe zur romanischen Doppelturmfassade. Es diente natürlich immer nur einzelnen und nie der Summe der erwähnten Funktionen, und ob sich diese überhaupt auf eine gemeinsame Wurzel zurückfinden, ist sehr zu bezweifeln. Das in unserem Gebiet eindrucklichste erhaltene Westwerk beschließt das Marienmünster Reichenau-Mittelzell, den 1048 geweihten Bernobau.

Reichenau-Mittelzell schließt sich in dem von Heito erbauten Teil der Gruppe karolingischer Kreuzbasiliken an: Aniane (782–92), Centula (791–99) und Deas (820). Ob sich das Weihedatum 816 auf die Reichenauer Abteikirche oder, da Heito zugleich Bischof von Basel war, auf die dortige Kathedrale bezieht, ist hier nicht auszumachen<sup>15</sup>. Jedenfalls treffen wir hier auf die Tendenz, selbst bei der Kreuzform einen möglichst geschlossenen Umriss zu erzielen: die Schmalseiten des Querhauses, dessen ausgeschiedene Vierung wir bereits erwähnt haben, setzen sich in den Chor-Annexräumen bündig fort, und deren Stirnseiten wiederum verlaufen in einer Flucht mit dem Beschluß des Altarhauses, aus dem die kleine Doppelapside kaum sich auszuschwingen erlaubt. Die sehr gedungenen Schiffe sind in ihrer Gesamtausdehnung breiter als lang, die Seitenschiffe durch je einen Schwibbogen unterteilt, so daß man versucht war, eine geplante Doppelbasilika anzunehmen, deren Baufortgang aus reformistischen Gründen – Abkehr von Monstrebauten – vorerst unterblieben sei. Der Bau verrät aber nichts, was auf einen nur provisorischen Westabschluß deutete. Vielmehr dürfte ein stark zentrierender Einfluß von byzantinischen Gotteshäusern in der Art der Apostelkirche anzunehmen sein, die Heito 811 auf seiner Reise nach Byzanz dort doch wohl gesehen hat<sup>16</sup>. Durch Erlebold 823–838 wurde unter Leitung Einmuots ein Westwerk hofkarolingischen Typus angefügt, ein Bauwerk eigener Gestalt und nicht, wie man vor W. Erdmanns Revision der Baugeschichte glaubte, ein die Ostteile zur Doppelbasilika ergänzendes Westquerhaus.

Im Gegensatz zur Klosterplankirche und dem reichenauischen Heitomünster folgt der unter Abt Gozbert 830–837/39 ausgeführte St. Galler Bau in der Anordnung der Ostteile einem wesentlich einfacheren Grundriß. Dieser teilt ihn mit dem Konstanzer Münster; es ist, wie Grabungen von H. R. Sennhauser ergeben haben, eine längsrechteckige, querschifflose Säulenbasilika mit Vierstützenkrypta und darüberliegendem gerade geschlossenem Dreizellen-Sanktuarium<sup>17</sup>. Ein zweigeschossiger Westbau schuf die Verbindung zur 867 vollendeten Otmarskirche, deren Krypta aber erst als ein Werk Abt Immos (976–984) anzusprechen ist.

Die ottonische Zeit hat außerordentlich verbreitet auf Kirchenbauformen der Karolinger zurückgegriffen. Der Typus der ursprünglich stadtrömischen T-Form, des anfänglichen Statussymbols der Karolinger, scheint mit ihren drei unmittelbar auf das Querschiff geöffneten Apsiden bei uns allerdings nur kurz und nur in Schaffhausen I 1054 auf, ein bezeichnenderweise dynastischer Bau, dessen monastischer Gebrauch nach kaum zwei Jahrzehnten schon nach der raumvergrößernden Staffelung rief<sup>18</sup>. Der Änderung stand also keine architektonische Problemstellung oder eine eilige Anpassung an die Reformkirche von St. Aurelius (geweiht 1071)

15 CHR. WILSDORF, L'évêque Hauto, reconstruteur de la cathédrale de Bâle. Deux textes retrouvés. Dazu: Herimanni Aug. chronicon ad annum 816. MGH SS. V, 102.

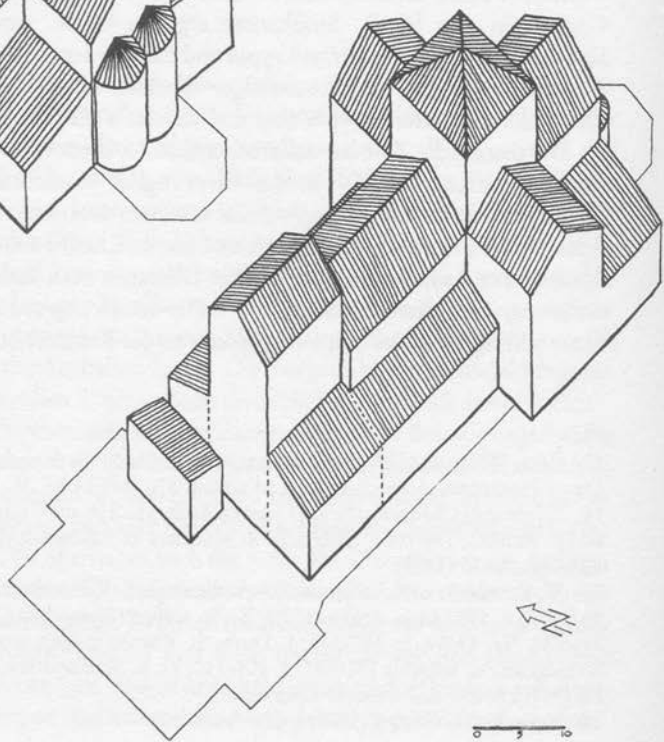
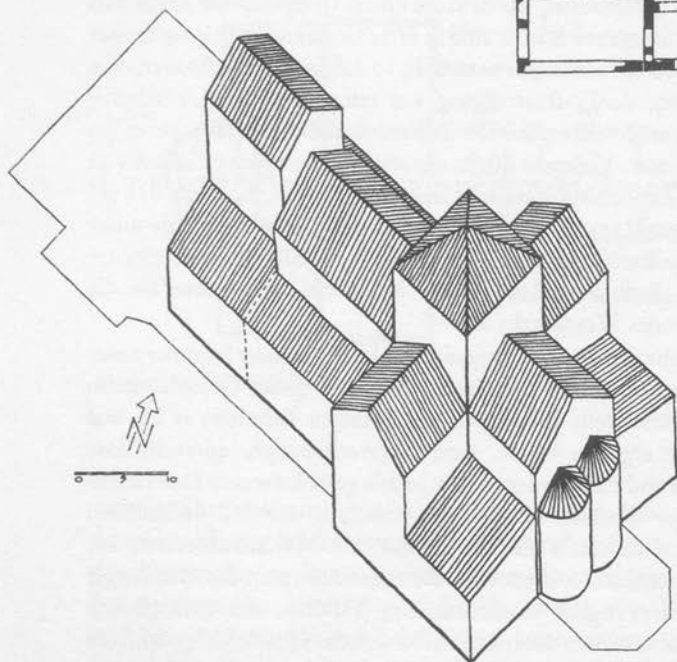
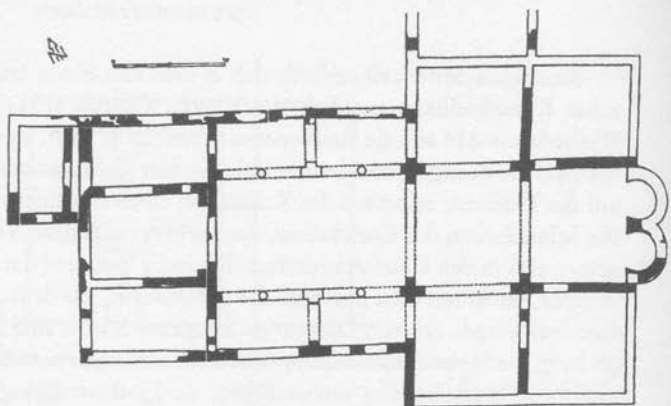
16 Herimanni Chronicon (a. a. O.) (oben Anm. 15). Ein aus Ursache dieser Reise eingetretener Planwechsel (E. REISSER, Die frühe Baugesch. d. Münsters zu Reichenau (1960) S. 37f.; E. LEHMANN, i. Ztschr. f. Kunstgesch. 26 (1923).

17 W. ERDMANN u. A. ZETTLER, Zur Archäologie d. Konst. Münsterhügels. In: Schr. V. G. d. Bodensees 95 (1977) S. 120 (Anm. 494) u. 128ff. Zu St. Gallen (Ausgrabung 1963–1967): B. FREI, in Prähist. Ztschr. 1965/66 Nr. 43/44, S. 337–339; J. DUFT, St. Otmar in Kult und Kunst (1966) S. 13–18; A. REINLE in Kunstgesch. d. Schweiz I (1968<sup>2</sup>) S. 101–110; H. R. SENNHAUSER, in Vorrom. Kirchenbau (oben Anm. 9) III (1971) S. 295 mit weiterer Literatur.

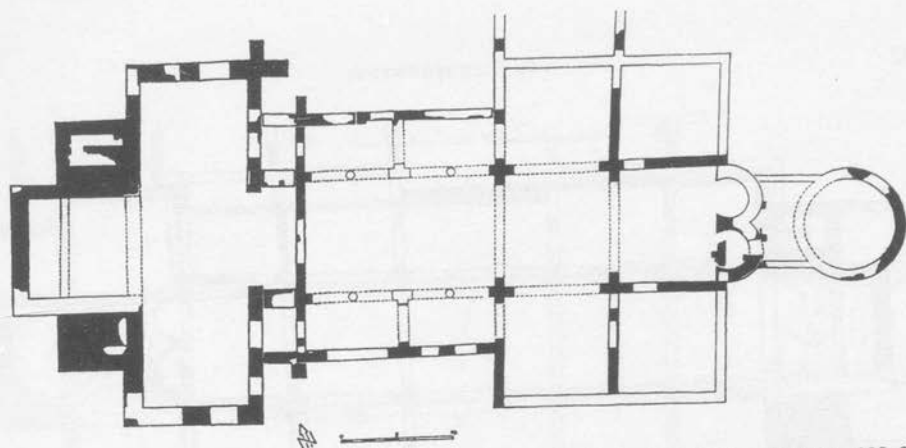
18 Siehe W. U. GUYAN (1979) (oben Anm. 10).



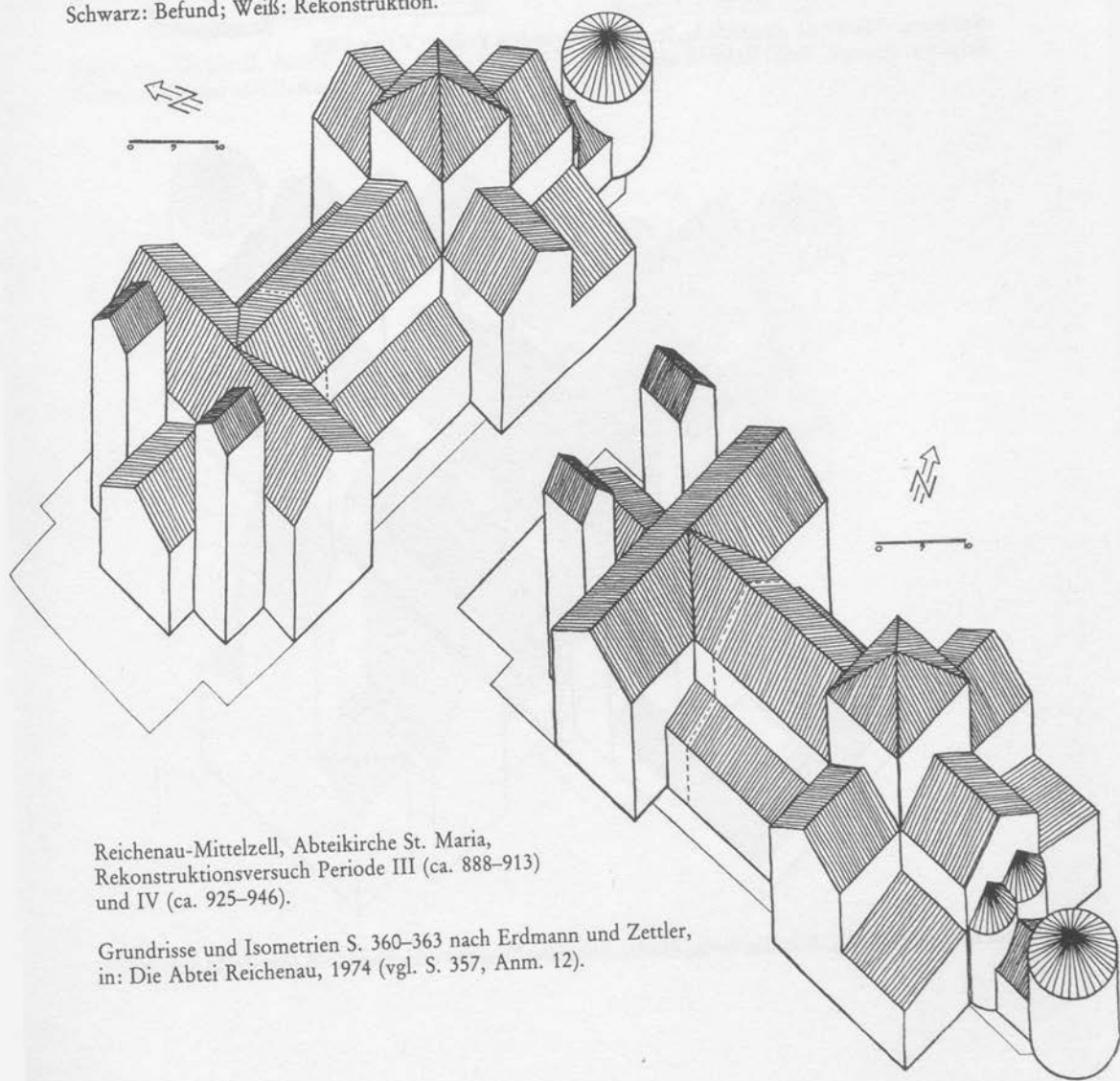
Reichenau-Mittelzell, Abteikirche St. Maria, Grundriß IIa (Weihe 816) und IIb (ca. 823–830). Schwarz: Befund; Weiß: Rekonstruktion.



Reichenau-Mittelzell, Abteikirche St. Maria, Rekonstruktionsversuch Periode IIa (Weihe 816) und IIb (ca. 823–830).

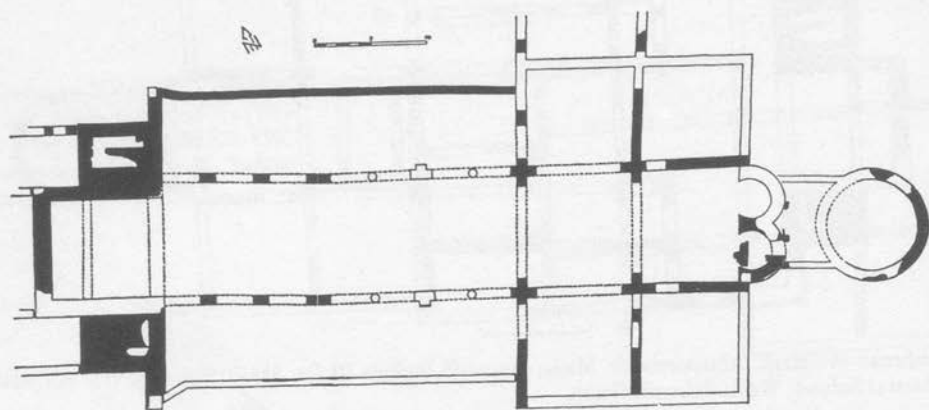


Reichenau-Mittelzell, Abteikirche St. Maria, Grundriß Periode III (ca. 888–913) und IV (ca. 925–946).  
Schwarz: Befund; Weiß: Rekonstruktion.

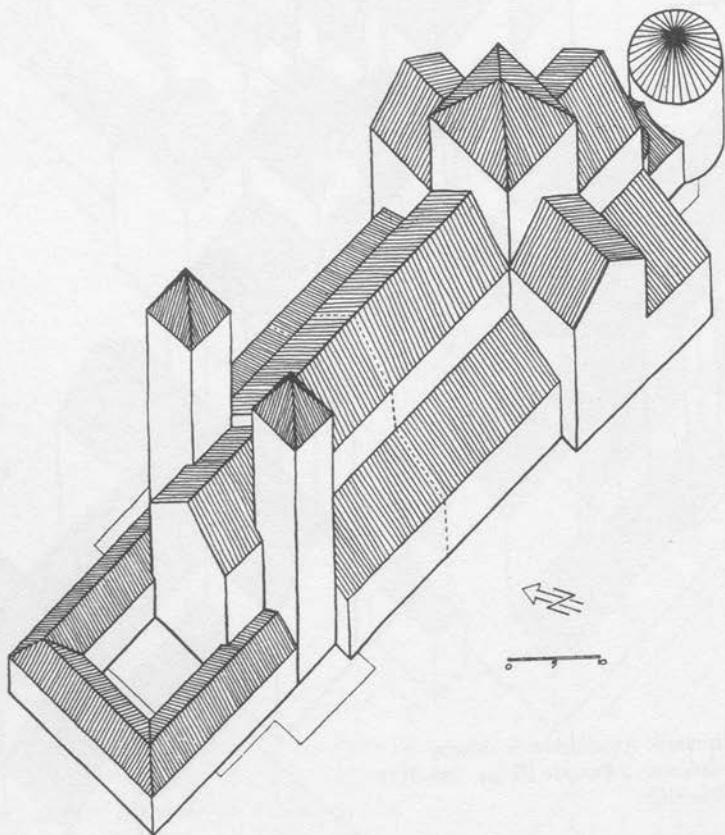


Reichenau-Mittelzell, Abteikirche St. Maria,  
Rekonstruktionsversuch Periode III (ca. 888–913)  
und IV (ca. 925–946).

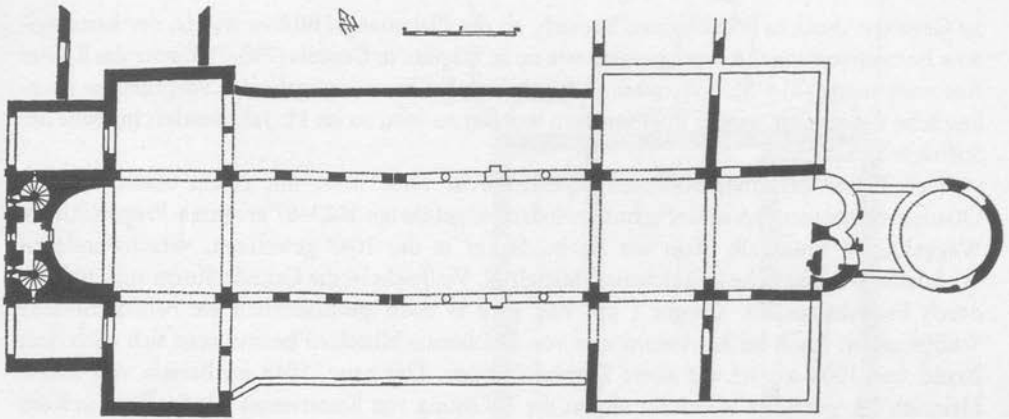
Grundrisse und Isometrien S. 360–363 nach Erdmann und Zettler,  
in: Die Abtei Reichenau, 1974 (vgl. S. 357, Anm. 12).



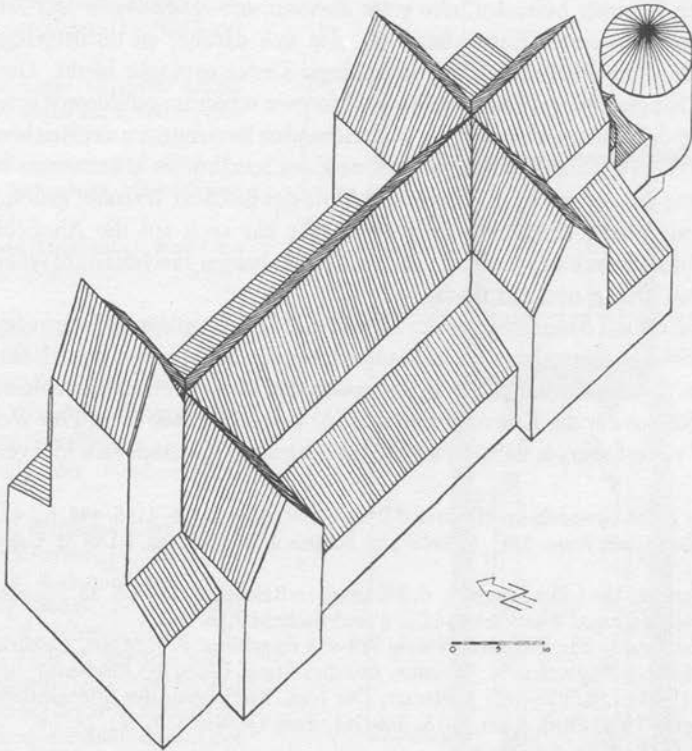
Reichenau-Mittelzell, Abteikirche St. Maria, Grundriß Periode V (um 990).  
Schwarz: Befund; Weiß: Rekonstruktion.



Reichenau-Mittelzell, Abteikirche St. Maria, Rekonstruktionsversuch Periode V (um 990).



Reichenau-Mittelzell, Abteikirche St. Maria, Grundriß Periode VI (Weihe 1048).  
Schwarz: Befund und Bestand; Weiß: Rekonstruktion.



Reichenau-Mittelzell, Abteikirche St. Maria, Rekonstruktionsversuch Periode VI (Weihe 1048).

zu Gevatter. Auch in Schaffhausen bot sich, als der Platzmangel fühlbar wurde, der karolingische Formenvorrat an: Ausprägungen, wie sie St. Riquier in Centula (790–799) oder das Kölner Kornelimünster (814–817) vertreten. Oft scheinen bei Erneuerungsbauten vorgegebene karolingische Grundrisse wieder übernommen worden zu sein, so im 11. Jahrhundert im Falle der Stiftskirche Schänis<sup>19</sup>.

Der Typus der dreigestaffelten Apsidenkirche ohne bzw. mit einem unentwickelten Querhaus begegnet uns in der schon mehrfach angeführten 1083–87 erbauten Propsteikirche Wagenhausen unterhalb Stein am Rhein, ferner in der 1049 geweihten, verschwundenen St. Adalbert-Stiftskirche in Reichenau-Mittelzell. Vielleicht ist die Grundrißform auch tradiert durch Petershausen St. Gregor I um 902, geht es doch ausschließlich um benediktinische Schöpfungen. Auch im Marienmünster von Reichenau-Mittelzell besann man sich nach dem Brand von 1006 wieder auf ältere Formulierungen. Der neue, 1048 im Beisein von Kaiser Heinrich III. geweihte Westtrakt nimmt die T-Lösung von Konstantins Alt-St. Peter in Rom wieder auf, die 324 zu datieren ist. Das Querhaus weitet sich in der Mitte zu einer in den Westblock eingetieften, großen Apsis und öffnet sich in den Seitenarmen durch Doppelarkaden auf die Seitenschiffe des Münsters, wie dies auch im frühchristlichen Dom in Aquilea aus dem 4. Jahrhundert der Fall ist. Die große, rundbogige Nische in der Apsisschale galt lange Zeit als »Kaiserloge«<sup>20</sup>. Sie diente jedoch der Schaustellung der Markusreliquien<sup>21</sup>, die sich in der dahinterliegenden Kammer befanden, also einer *demonstratio reliquiorum*. Der Kaiser folgte dem Gottesdienste von einem Ehrenplatze aus, der sich darüber an höchstgelegener Stelle befand, heute aber dem Blick durch die tiefergelegte Decke entzogen bleibt. Die seitlichen Fensterarkaden (Sängerempore) zeigen neben Frühformen schon ausgebildete Würfelkapitelle. In der Gestaltung des Ganzen kommen die weitreichenden Beziehungen der Reichenauer Äbte zum Ausdruck. Die Verwandtschaft zum Westwerk des Straßburger Münsters ist wohl in der Vertrauensstellung zu suchen, welche Berno am Hofe des Bischofs Wernher genoß, der selbst Reichenauer Konventuale gewesen war. Josef Hecht hat auch auf die Ähnlichkeiten mit St. Michael in Hildesheim hingewiesen<sup>22</sup>; auf dem Hildesheimer Bischofsstuhl saßen Reichenauer Mönche, 960 Otwin und 985 Osdag.

Rückblickend auf die Baugeschichte des Mittelzeller Marienmünsters äußern sich konkurrierende Absichten: Gotteshaus der in Klausur lebenden Mönche und einer Laiengemeinde zugleich zu sein. Schon die westliche Erweiterung des kleinen Pirminskirchleins hatte im 8. Jahrhundert Räume für die Konventualen und für Laien ausgeschieden. Das Weihegedicht zum Heitobau<sup>23</sup> rühmt aber, er habe »erwirkt, daß die ganze Gemeinde sich hier versammeln«

19 Zu St. Riquier s. den Grundriß bei HORN und BORN (1974) (oben Anm. 11) S. 448, fig. 15, zu Köln in Vorrom. Kirchenbau (oben Anm. 9) II, S. 160ff., zu Schänis in B. ANDERES, KDm St. Gallen V (1970), S. 72.

20 So noch E. REISSER, Die frühe Baugesch. d. Münsters zu Reichenau (1960) S. 92. Für die Gliederung der inneren, querschiffseitigen Westwerkwand s. Ansichtsschnitt Abb. 243.

21 Das Martinsfest wurde durch Bischof Noting 919–934 eingeführt. F. J. MONE, Quellenslg. z. bad. Landesgesch. 1848ff.; A. MANSER u. K. BEYERLE, Aus dem liturg. Leben der Reichenau. In: Kultur der Abtei Reichenau (1925) I, S. 356–361; J. HECHT, Der rom. Kirchenbau des Bodenseegebietes (1928) S. 83–85; E. REISSER (1960) (oben Anm. 20) S. 356–361, dazu Quellen S. 7, Nr. 24.

22 J. HECHT a. a. O. S. 118.

23 E. REISSER (1960) (oben Anm. 20) S. 5, Quellen Nr. 7; J. HECHT (1928) (oben Anm. 20) S. 76 nach Mon. Germ. Poeta lat. II, p. 425.

Das Münster der Benediktiner-Abtei  
St. Gallen im 9./10 Jh.

1 Umriß des barocken Neubaus  
(heutige Kathedrale) 1755–1766.

2 Die *Galluskrypta* der Bauzeit. (Ein-  
zug von vier Säulen 1204/1220, er-  
setzt 1642).

3 Die *Abteikirche Gozberts* erbaut  
830/37–39 durch die Konventualen  
Winihart, Isenrich und Ratger.  
Säulenstellungen hypothetisch. –  
Bau des gotischen Hallenchores  
1438–1483.

4 Das *Atrium* (Helmhaus); Weihe der  
Obergeschoß-Kapelle *St. Michael*  
1267.

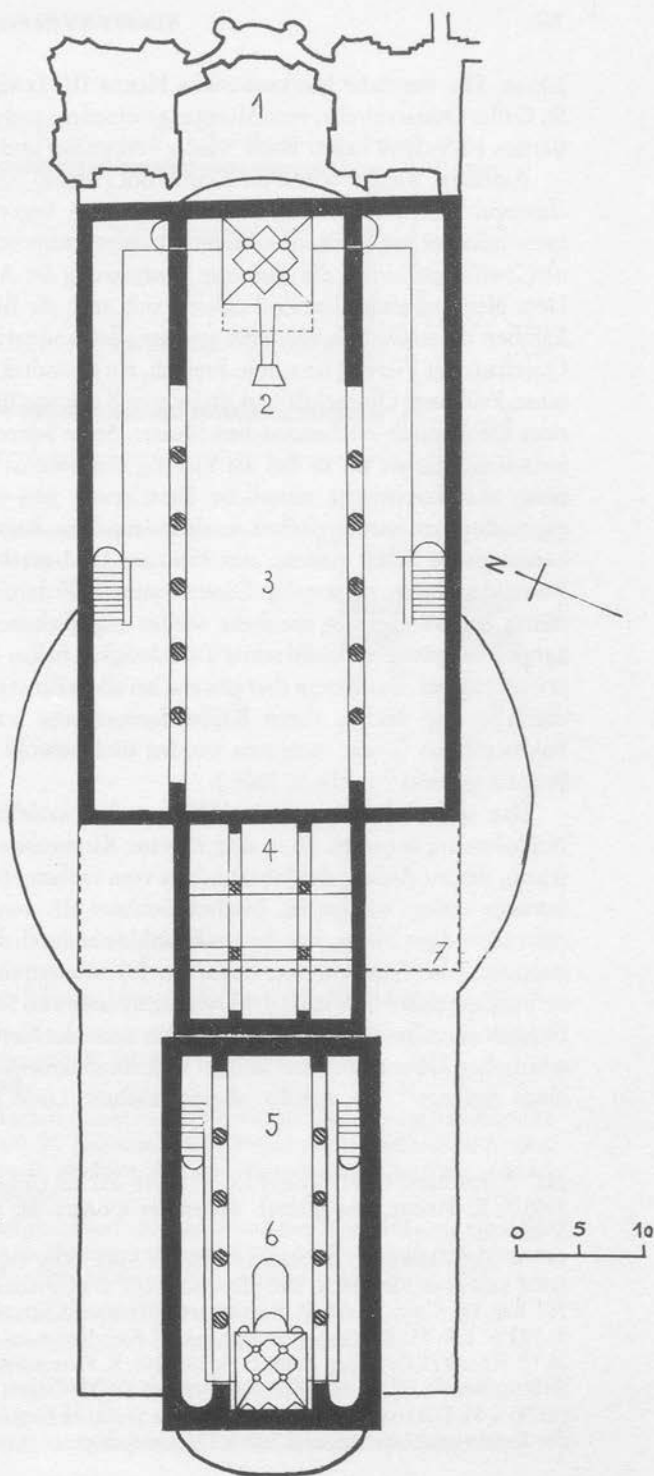
5 *St. Otmarskirche*, Weihe 867. –  
Neubau 1623.

Säulenstellungen hypothetisch.

6 Einbau der *St. Otmarskrypta* unter  
Abt Immo (976–984).

7 Erweiterung des Gozbert-Mün-  
sters 1623.

Grobplan des Verfassers aufgrund der  
Rekonstruktionsversuche nach B.  
Frei 1866, H. R. Sennhauser (Leiter  
der Grabung 1963 ff.) in A. Reines  
Kunstgesch. d. Schweiz (1966), W.  
Erdmann in Heft 95 der Schr.d.Bo-  
denseegeschichtsvereins (1977) und  
unter Benützung der arch. Planein-  
träge von A. K. und Planunterlagen des  
Baubüros H. Burkhard und W. Schre-  
genberger, St. Gallen 1963 ff.



könne. Die westliche Markusbasilika Heitos III. (zwischen 888 und 913) aber war, wie die St. Galler Otmarskirche, vom Münster geschieden, und erst die Bauten Witigowos 988–991 und Bernos 1029–1048 haben beide wieder verbunden und aufeinander bezogen.

Auffällig, wie der schon im Kraftstrom Hirsaus stehende zweite Weingartner Klosterkirchenbau, den die dortigen Benediktiner 1124 begonnen haben, mit dem karolingischen Heitomünster auf Reichenau-Mittelzell übereinstimmt, eingeschlossen die eher seltenen kleinen Zwillingapsiden, die doch zur Vermehrung der Altarplätze wenig beitragen konnten<sup>23a</sup>. Dem Heitomünster-Grundriß näherte sich auch die Bischofskirche in Konstanz, als Bischof Lambert deren Ostteile 995–1005 erneuern ließ und zwischen Altarhaus- und Chorräumen ein Querhaus mit Vierung einschob. Freilich, ein Grundriß allein schafft noch keinen architektonischen Frühling! Querschiff und Vierung in Konstanz unterscheiden sich im Aufriß wesentlich vom karolingisch-reichenauischen Muster. Seine Seitenarme fallen im First auf die Höhe der Seitenschiffdächer ab, so daß die Vierung überhöht ist<sup>24</sup>. Solche für die ottonische Baugesinnung charakteristische räumliche Zentrierung und Steigerung schafft einheitlichen Fluß gegenüber dem karolingischen Aneinandergefüge. Beim Lambertschen Umbau blieb aber das karolingische Schiff stehen; sein Einsturz 1052 machte einen Neubau durch die Bischöfe Rumold und Otto notwendig. Dieser konnte 1089 durch Bischof Gebhard geweiht werden und dürfte bei höhenmäßig nunmehr wieder angeglichenen Quer- und Altarhausteilen, seinem kargen Außenschmuck und seiner Turmlosigkeit halber einen eher streng-nüchternen Eindruck erweckt haben. Das Innere aber gewann bei allem Ernst eine erstaunliche Schmiegsamkeit durch die Allee der Säulen, deren Kapitellformen sehr wahrscheinlich durch die bischöflichen Bauherren aus Goslar vermittelt worden sind; sowohl Rumold als auch Otto hatten dort als Pröpste gewirkt<sup>25</sup> (siehe S. 320f.).

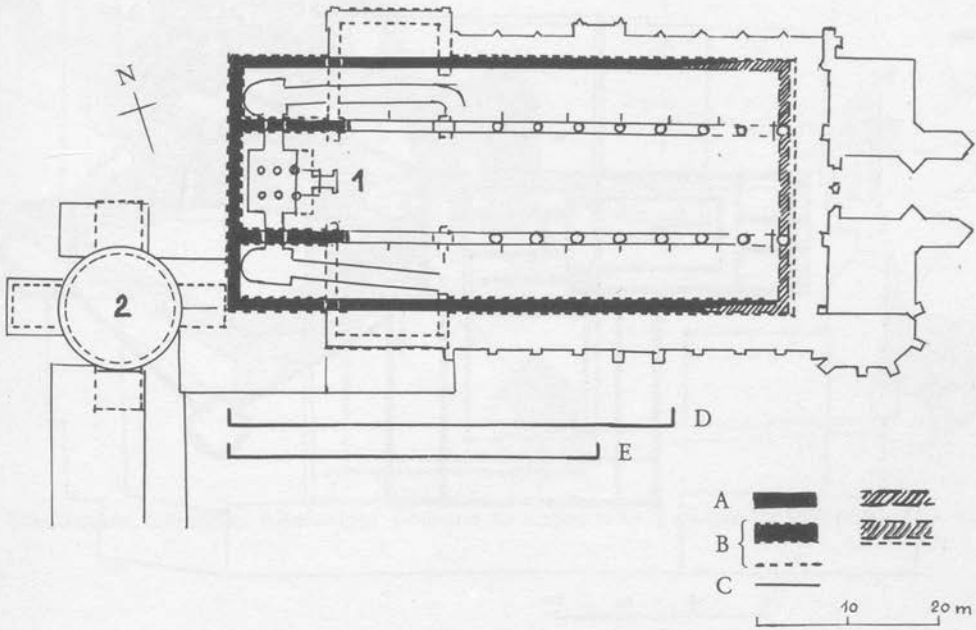
Das ottonische Konstanzer Münster hat natürlich als Bischofskirche seinerseits zur Nachahmung angeregt. So in dem zweiten Kirchenbau des Klosters St. Georgen zu Stein am Rhein, das zu Anfang des Jahrhunderts vom rauhen Hohentwiel an die milderen Gestade des Stromes verlegt worden ist. Bischof Gebhard III. von Zähringen, ein in Hirsau geschulter, reformfreudiger Mann, war diesem Kleinkloster durch die Vogtei verbunden, die seiner Familie zustand. Abt Trutwein von Stein, im Investiturstreit seinem geistlichen Oberhaupte treu verbunden, nahm bald nach der Diözesansynode von 1086 unter Belassung des Südturmes den Neubau einer Basilika in Angriff, welcher zwar das Konstanzer Schema reduziert, aber mit der wörtlichen Übernahme der Säulen- und Kapitellform seine Verbundenheit auch architektonisch bezeugt<sup>26</sup>. In ständig abgeschwächter Linie pflanzt sie diese Kapitellart bis ins

23a A. KNOEPFLI (1961) (oben Anm. 1) S. 248–252 mit Grundriß S. 249 nach F. DIETH, in: Das Münster 1950/3; K. HECHT, Die m'alterl. Bauten des Klosters. In: Festschrift Kloster Weingarten 1056–1956. S. 254–327.

24 W. ERDMANN u. A. ZETTLER (1977) (oben Anm. 17) S. 132; E. LEHMANN Der frühe dtsh. Kirchenbau (1938 und 1949<sup>2</sup>) S. 26f. u. 34f.; L. GRODECKI, L'architecture ottonienne (1958) S. 45–79.

25 Reg. Ep. Const. S. 465; A. KNOEPFLI (1961) (oben Anm. 1) S. 222. Vgl. J. Hecht (1928) (oben Anm. 21) S. 195 u. 198; H. REINERS, Das Münster ULF zu Konstanz (1955) S. 39f.

26 J. HECHT (1928) (oben Anm. 21) S. 252–266; R. FRAUENFELDER, KDM Schaffhausen II (1958) S. 43–82; A. KNOEPFLI, S. 223 u. 302, Lit. Anm. 491 auf S. 438; DERSELBE, Kunstführer St. Georgen Stein a. Rhein (1979) S. 8f. Die erstaunlich genaue Kopie der Säulen im Bauvorgang von 1583/84 ist ein denkwürdiger Akt des Konformitätsstrebens und früher Denkmalpflege.



Entwicklung der Konstanzer Münster-Anlage bis zum Einsturz des karolingischen Langhauses 1052

A *Das karolingische Münster*, 2. V. 9. Jh. Rekonstruierter Grundriß nach W. Erdmann und A. Zettler (1977), für die Krypta nach P. Eggenberger und W. Stöckli 1978 und 1977.

Schraffiert der hypothetische Westbeschluß.

B *Das Münster um ca. 1000*. Der Umbau Bischof Lamberts erfaßte nur die Ostteile; das karolingische Langhaus blieb unangetastet. Grundriß nach W. Erdmann (1977). Strichierte Begleitlinien zu A: alter bzw. identisch geführter Grundriß, doppelt strichiert das neu eingeschobene Querhaus, einfach strichiert die um 940 gebaute Mauritiusrotunde.

C *Umriß der heutigen Münsterbauten* mit den gotischen Seitenbauten und den Türmen (13.–16. Jh.). Die östliche Front der Türme markiert zugleich die Westbegrenzung des 1089 geweihten, nach dem Einsturz von 1052 zum Teil neu errichteten sog. Rumolds-Münster. Planunterlagen nach Reiners 1955.

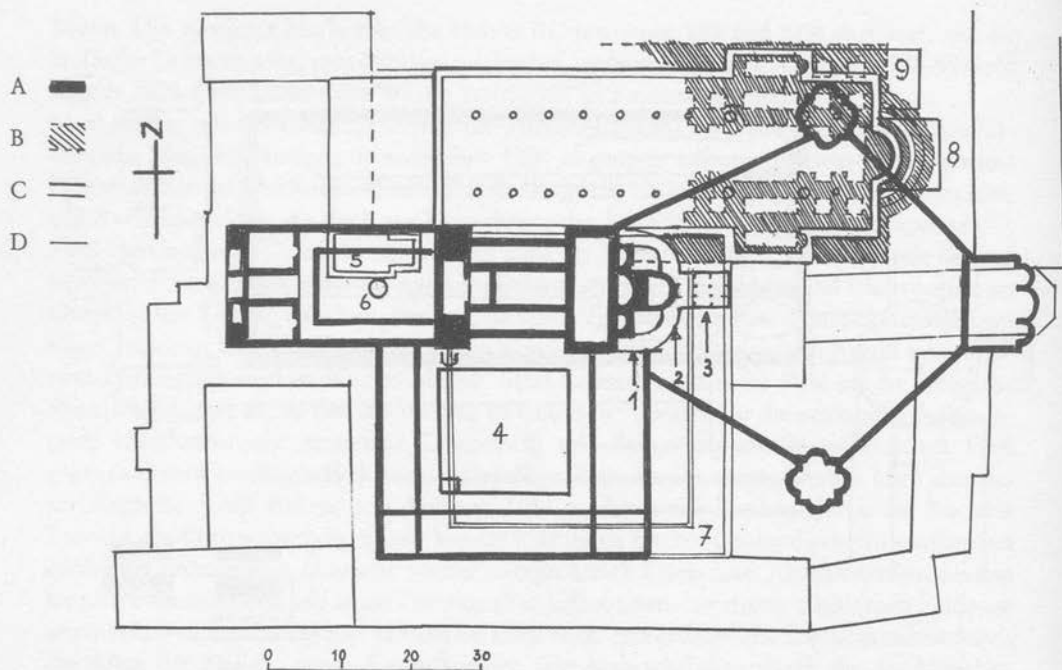
D Zum Vergleich: Länge des 830/37–39 erbauten Gozbert-Münsters in St. Gallen.

E Vermutete Länge der im 7./8. Jahrhundert vom Münster beanspruchten Bodenfläche.

1 *Krypta*, im zweiten Viertel(?) des 9. Jhs. zur Halle erweiterte Gangkrypta des 8. Jhs. Strichiert die Erweiterung zur Sechssäulenhalle im 10. ? oder 12. Jh.?

2 *Mauritius-Rotunde* mit Hl. Grab, vermutlich um 940 errichtet, Erhöhung und Umbau um 1300.

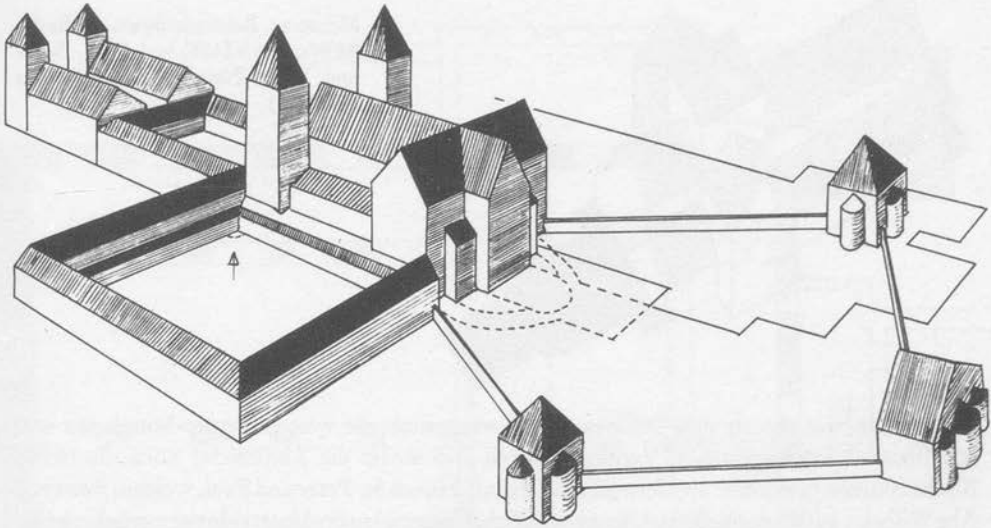




### Die drei Münster zu Allerheiligen in Schaffhausen

Sowohl der kombinierende Grundriß wie die Perspektive von Schaffhausen I sind vom Verfasser gezeichnet nach W. Drack 1953 und 1957 (Ztschr.f.schweiz. Arch.u.Kunstgeschichte) sowie i.d.Festschrift Bringolf 1960, ferner nach W. U. Guyan 1979 (Ztschr.f.schweiz.Arch.u.Kunstgeschichte).

- A Schaffhausen I mit dem Salvatorkloster und der Memorialanlage 1050/78.  
 B Schaffhausen II Mauerwerk der aufgelassenen Fundation eines fünfschiffigen Münsters 1072/78 (?). Die doppelschalige Apsis weist auf einen geplanten Umgang mit Radialkapellen.  
 C Schaffhausen III 1087 – Weihe 1103/04.  
 D Die Umrisse der heutigen Anlage von Allerheiligen.
- 1 Das Altarhaus mit drei ungestaffelten, hintermauerten Apsiden, gebaut 1050–1064.
  - 2 Ausbau der Mittelapsis zur Staffelanlage 1064/78.
  - 3 Außenkrypta, gebaut entweder vor Planung des fünfsch. Münsters oder nach dessen Preisgabe: vor 1072? bzw. kurz vor oder kurz nach 1078.
  - 4 Der Kreuzgang des Salvatorklosters (Schaffhausen I).
  - 5 Die Frontkapelle von Schaffhausen III, die Eberhardskapelle aus dem frühen 12. Jahrhundert.
  - 6 Zisterne des Atriums von Schaffhausen I.
  - 7 Kreuzgang von Schaffhausen III.
  - 8 Anstelle des apsidialen Beschlusses von Schaffhausen III tritt – noch in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts? – ein erweitertes, gerade geschlossenes Altarhaus.
  - 9 Turmbau, um die Mitte des 12. Jahrhunderts begonnen.
- U Standort der vermutlich von Graf Eberhard von Nellenburg um 1047(?) errichteten »Urständkapelle«, in welcher Papst Leo IX. im Jahre 1049 eine Altarweihe vornahm.



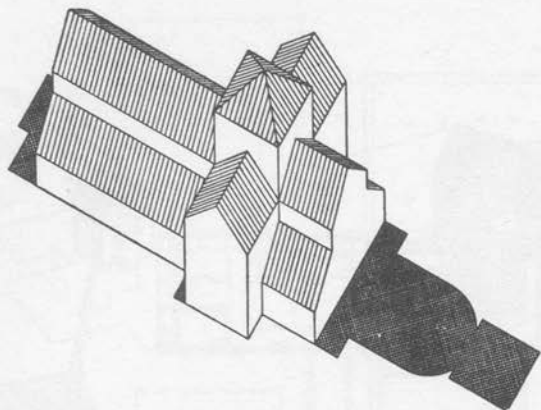
Schaffhausen, Münster zu Allerheiligen. Isometrie der Anlage 1050/78 (Skizze des Verfassers).

15. Jahrhundert fort; als Stationen seien genannt das romanische St. Dionys in Diessenhofen (12. Jahrhundert), die gotische Dominikanerkirche auf der Insel in Konstanz (13. Jahrhundert) und, bei kelchartiger Umbildung und vielleicht in Zweitverwendung, St. Pelagi Bischofszell im frühen 15. Jahrhundert. Noch weiter entfernt die Kapitelle der Hallenkirche St. Laurenzen in St. Gallen, St. Johann in Konstanz sowie der Liebfrauen- und der St. Jodokkirche in Ravensburg<sup>27</sup>.

Das jetzige Münster von Allerheiligen zu Schaffhausen wird allgemein als Kopie von St. Peter und Paul in Hirsau betrachtet, welcher Reformkirchenbau, 1082–1096 erstellt, dem 1103 geweihten Schaffhauser vorausgeht<sup>28</sup>. Wichtiger als der auch bei den Zisterziensern geltende Verzicht auf die Krypta und die Bevorzugung der Flachdecke, welche mit allen Basiliken des Bodenseegebietes geteilt wird, ist die Übereinstimmung in bezug auf den »Benediktinerchor, die Öffnung der Seitenkapellen aufs Altarhaus durch hohe Bogenstellungen, die Konchen der Querschiffarme, die Markierung des in der Vierung angelegten und im Gegensatz zu Cluny auch architektonisch betonten *Chorus maior*, das ins Schiff verlegte querrechteckige Joch des *Chorus minor*, welcher den nicht oder nicht mehr Sangeskundigen

27 H. R. SENNHAUSER in »Unsere Kunstdenkmäler« 1969, Heft 3/4 Festschr. Knoepfli, S. 117, Abb. 3; A. KNOEPFLI, Kunstgesch. des Bodenseeraumes Bd. II (1969) S. 109–127; DERSELBE, KDM Thurgau, Bez. Bischofszell (1962) S. 172ff.; E. POESCHEL, KDM St. Gallen Stadt I (1957) S. 108ff., Abb. 112f.; A. KNOEPFLI in Festschrift St. Laurenzen St. G. (1979) S. 79. Siehe das Kapitel Nichtfigurale Kapitellformen S. 321 mit den Anmerkungen 39 und 40.

28 So J. HECHT (1928) (oben Anm. 21). Betr. Schaffhausen s. oben Anm. 10 und KNOEPFLI (1961) (oben Anm. 1) S. 234ff. Zu Hirsau allg.: W. HOFFMANN, Hirsau u. d. Hirsauer Bauschule (1950) S. 16–25; W. IRTENKAUF, Hirsau, Gesch. u. Kultur (1979<sup>2</sup>); Literatur auch bei KNOEPFLI a. a. O. Anm. 521.



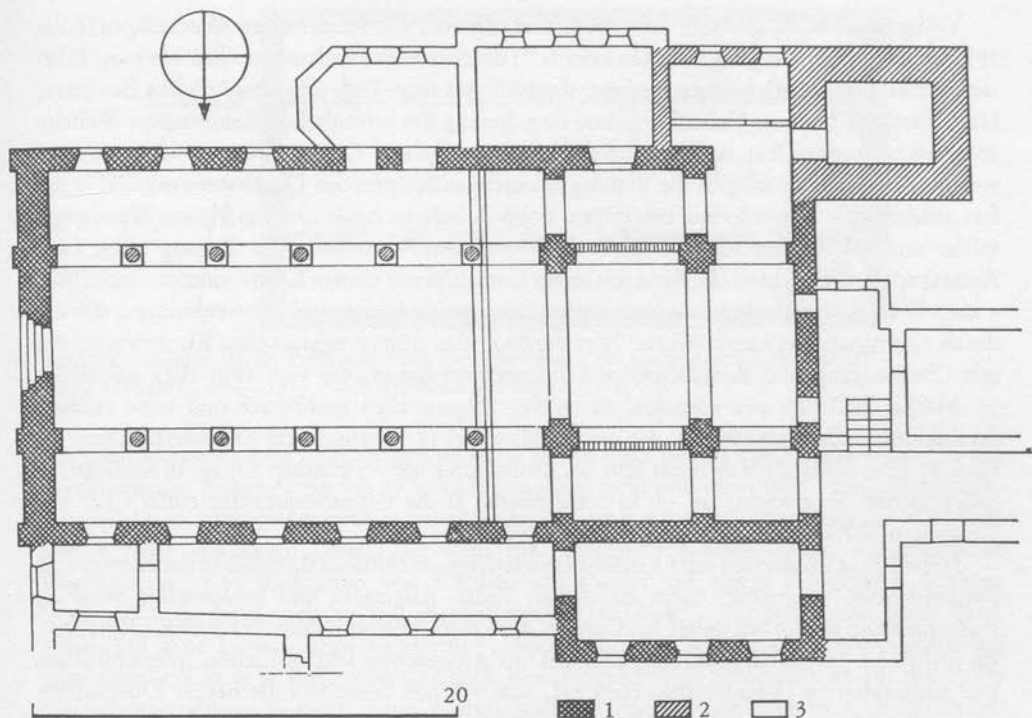
Mehrerau. Rekonstruktion der Basilika von 1097/1125, von P. C. Spahr und Hans Purin 1973 (vgl. unten Anm. 30).

vorbehalten war. Unter den Differenzen sei wenigstens die weit gezogene Mittelapsis von Schaffhausen hervorgehoben. Verbindlich sind also weder die Konstanzer noch die Basler Bischofskirche geworden, sondern (abgesehen von Hirsau St. Peter und Paul, welches Bauwerk Abt Wilhelm ausführen ließ, nachdem er von Schaffhausen in sein Mutterkloster zurückgekehrt war) Anlagen in der Art von Limburg an der Hardt, obschon die nellenburgische Verwandtschaft mit Kaiser Konrad II. kaum mehr wirksam gewesen sein dürfte. Was das »Hirsauer«-Instrumentarium betrifft, so scheint es, es sei in Schaffhausen III das Motiv der Würfelkapitelle mit Doppelfalzschild und Nase zum ersten Mal angewandt worden<sup>29</sup>. Hirsauisches Gepräge trug auch die nur durch Ausgrabung erschlossene romanische Basilika des Klosters Mehrerau bei Bregenz<sup>30</sup>. Die Gründung war von Petershausen vorangetrieben worden, das seinerseits in Bischof Gebhard II. einen Bregenzer Grafensohn zum spiritus rector hatte. Der Mehrerauer Grundriß entspricht dem von Hirsau und Schaffhausen III mit dem Unterschied, daß die Querhausarm-Konchen fehlen und das Altarhaus weder, wie in Hirsau St. Peter und Paul, mit geradem Beschluß gegenüber den Seitenkapellen vorspringt noch durch eine Apsis beendet, sondern in einer Flucht mit den Nebenkammern geradegeschlossen ist. Genügt dies, um von einer »Konstanzer Kopie« zu sprechen? Im Unterschied zu Konstanz war das Sanktuarium nach Hirsauer Art durch eine Doppelarkade auf die Nebenräume geöffnet, aber nicht konform durch Pfeiler, sondern durch Säulen gestützt, die den je sechs Monolithen des Schiffes entsprachen. Eine einfachere Organisation wählte das Mutterkloster Petershausen, als es nach einem Brande den Neubau 1152–1180 ohne vorspringendes Querschiff und verkürztem Altarhaus aufführen ließ. Die sogenannte »Hirsauer Bauschule«<sup>31</sup> kann nicht als die Reformkonvente allgemein verpflichtendes, starres Bauschema begriffen werden. Die Bindung bestand darin, daß sich das Gotteshaus zum reformistischen Kult eignen mußte. Tradition und regionale Baugesinnung konnten durchaus zum Zuge kommen, sobald sie den gestellten liturgischen Forderungen nicht zuwiderliefen. Je schwächer lokale Bauepflogenheiten sich äußerten, desto stärker setzte sich natürlich das »Schema« durch. Allgemein wurden Einzelmotive übernommen, wenn sie sich bereits zum hirsauischen Reformmerkmal entwickelt hatten.

29 Siehe das Kapitel »Nichtfigurale Kapitellformen...« Seite 318. R. STROBEL, Die Hirsauer Reform u. d. Würfelkapitell m. Ecknase. In: Ztschr. f. Württemberg. Landesgesch. 30 (1971/1) S. 21–116.

30 P. COLUMBAN SPAHR in »Montfort« 1973/3 u. 4, S. 343–362 mit Hinweisen auf vorgängige Berichte.

31 Siehe oben Anm. 28 u. 29.



Petershausen, St. Gregor, zweite Abteikirche, Rekonstruktion des Grundrisses von J. Hecht.  
1: 1162–1180. – 2: 12./13. Jh. – 3: Spätere Anbauten.

Strenger wurden die Bindungen durch die Zisterzienser gehandhabt und in eigenen Bauhütten durch wandernde Ordensbaumeister durchgesetzt. Für den ersten Salemer Kirchenbau ist die Disposition Bernhards von Clairvaux um so mehr anzunehmen, als der erste Salemer Abt in persönlicher Beziehung zum Ordensgründer gestanden haben soll und vom Kloster Lützel an den Bodensee zog. Lützel (1123/24) aber stand über Bellevaux (1119/20) und Morimond (1115) in direkter Filiation zum Bau von Cîteaux (1098): Beim dreischiffigen Bau mit Querhaus, wohl ohne ausgeschiedene Vierung, öffnete sich dieses mittseits auf das geradegeschlossene Altarhaus; die Seitenarme waren mit den etwas zurückliegenden, aber ebenfalls geradegeschlossenen Nebenaltarräumen verbunden<sup>32</sup>. Aus diesem gestrafft in eine einfache Großform eingebundenen Grundriß mit geradegeschlossenen Sanctuarien darf man keine Abhängigkeit vom so nah verwandten Konstanzer Münstergrundriß konstruieren; man könnte höchstens von einer *attractio electiva*, von Wahlverwandschaft sprechen.

32 F. BUCHER, Notre-Dame-de Bonmont (1917); J. GANTNER, Kunstgesch. d. Schweiz II (1947) S. 15–36; H. P. EYDOUX, L'architecture des Eglises cist. d'Allemagne (1952); J. BICKEL, Die Bedeutung der süddtsch. Zisterzienserbauten f. d. Stilwandel im 12. u. 13. Jh. (1956); W. HAHN, Die frühe Kirchenbaukunst d. Zisterzienser (1957); W. KÖNIG, Altenberg u. d. Baukunst der Zisterzienser (1973); G. DUBY, St. Bernhard, Die Kunst d. Zisterzienser (1976).

Völlig landesfremd gibt sich dann die Grundrißgestalt von Schaffhausen Allerheiligen II, die 1955 archäologisch freigelegt werden konnte<sup>33</sup>: die östlichen Fundamente einer nie ausgeführten aufwendigen fünfschiffigen Anlage, die 1078 mit dem Tode des vermutlichen Bauherrn, Graf Eberhard III. von Nellenburg, und dem Einzug des hirsauischen Reformabtes Wilhelm aufgelassen wurde. Ein noch von wahrhaft dynastischem Geist getragenes Unternehmen westfränkischen Einschlages: die Vierung des nicht auskröpfenden Querhauses mündet in das fast quadratische Vorjoch einer mächtigen, doppelschaligen Apsis von drei Metern Wandungsstärke und ausfundamentiertem Kern. Die Seitenarme vermitteln den Zugang zu je zwei Annexkapellen. Eberhard III. hatte mit seiner Gemahlin vor seinem Klostereintritt – wohl 1072 – eine Wallfahrt nach dem nordspanischen Santiago de Compostela unternommen, die ihn durch auvergnatische Lande führte. Hier dürfte er den frühauvergnatischen Kirchenbautypus mit Chorumgang und Radialkapellen kennengelernt haben, der sich vom 1015 geweihten St. Martin in Tours aus vornehmlich an den Pilgerstraßen ausbreitete und seine reichste Ausbildung in der Riesenkirche des um die Mitte des 12. Jahrhunderts vollendeten Cluny III fand. In Eberhards Wallfahrtsjahr fällt der Baubeginn einer verwandten Anlage in Santiago, so daß ernsthaft zu erwägen ist, ob in Schaffhausen II die Grundmauern für einen Chor mit Umgang und Radialkapellen gelegt worden sind.

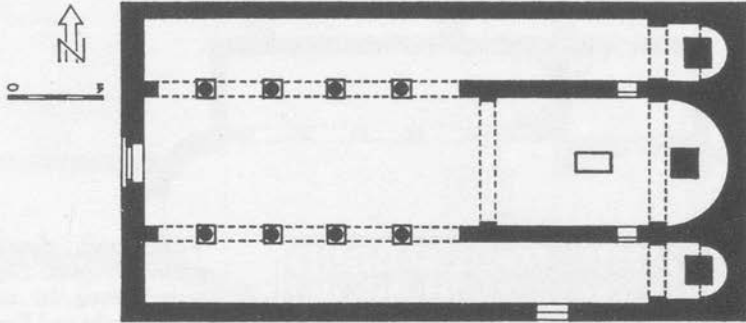
Neben den Großbauten mit Querschiff spielt der querschifflose Basilikabau der Klöster eine bescheidenere, wenngleich nicht einfalllose Rolle. Allgemein und zahlenmäßig wird im Bodenseeraum und in Schwaben häufiger auf das Querschiff verzichtet als etwa am Oberrhein. Im frühen 12. Jahrhundert tauchen auch bei uns Ableger von lombardischen, querschifflosen und ungestaffelten Dreiapsidenkirchen auf, von welchen besonders die Berner Oberländergruppe<sup>34</sup> bekannt geworden ist, für die allgemein S. Ambrogio in Mailand (824/59) oder S. Pietro Agliate nördlich Monza als Vorbilder angenommen werden. Versprengt begegnen wir dem Typus auch in Moutier, Schönenwerd und Glarus. Die Kolonie im Bodenseegebiet ist nach heutiger Kenntnis beschränkt auf Reichenau-Niederzell, Rheinau und Kreuzlingen. Auf der Reichenau vertritt diesen Grundriß die aus der »Eginozelle« hervorgegangene, aber zu Ende des 11. Jahrhunderts bis 1134 in zwei Perioden neu gebaute Stiftskirche St. Peter und Paul, deren östliche Doppeltürme erst in gotischer Zeit über vorhandenen Stümpfen erhöht worden sind<sup>35</sup>. Vom 1114 geweihten zweiten Rheinauer Münster hat P. Basilius von Greuth genaue Pläne aufgenommen<sup>36</sup>, bevor der barocke Neubau 1704 das alte Gotteshaus verdrängte. Die

33 Zu Schaffhausen s. Anm. 10. Zu den Grabungen 1951/58: W. DRACK in Ztschr. f. schweiz. Archäologie u. Kunstgesch. 17 (1957) S. 19–24; R. FRAUENFELDER in KDM Schaffhausen III (1960) S. 319–322; W. DRACK u. A. KNOEPFLI, Überlegungen z. Baugesch. d. Münsters. In Festschrift Bringolf (1960) S. 55–94. Überblick auf auvergnatischen Kirchenbau bei P. MEYER Europ. Kunstgesch. (1969<sup>2</sup>) S. 176 f. u. 189 ff.

34 A. REINLE, Kunstgesch. d. Schweiz I (1968<sup>2</sup>) S. 159–165; H. R. SENNHAUSER in Vorroman. Kirchenbauten (1966) (oben Anm. 9) I, 23 f.

35 W. ERDMANN, Reichenau-Niederzell (1974) (oben Anm. 11) S. 523–539 mit Verzeichnis der Vorberichte i. Anm. 2 u. 4, ferner W. ERDMANN i. Festschrift G. Scheja (1975) S. 78–97.

36 Vgl. Idea antiquae Ecclesiae Rhenoviensis. Stiftsarch. Einsiedeln Cod. R 46. J. R. RAHN, in Anz. f. schweiz. Altertumskde, 1901, S. 252–269; H. FIETZ in KDM Zürich I (1938) S. 288 f. mit Abb. 209; A. REINLE, Kunstgesch. d. Schweiz I (1968<sup>2</sup>) S. 166 f. mit Abb. 157; DERS. in »Kloster Rheinau«. Zur 1200-Jahrfeier s. Grdg. (1978) S. 11 ff.



Reichenau-Niederzell, St. Peter und Paul, Grundrißskizze des Idealplans zur Periode III (Ende 11. Jahrh. – ca. 1134). Nach Erdmann und Zettler 1974.

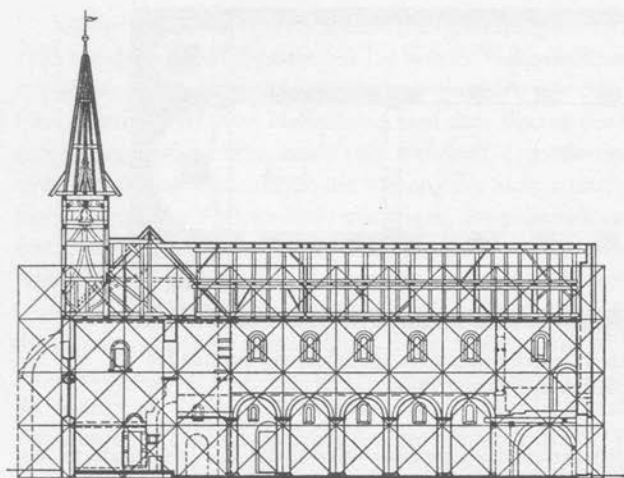
Augustinerklosterkirche Kreuzlingen entstand im zweiten Viertel des 12. Jahrhunderts: die Ergebnisse der Ausgrabung von 1971/72 liegen noch nicht publiziert vor<sup>37</sup>. Die gestaffelten, querhauslosen Dreiapsidenkirchen gehen ebenfalls auf lombardisch-karolingische Vorbilder zurück. Wir erwähnten bereits die 1083–1087 errichtete benediktinische Propsteikirche Wagenhausen, eine Reduktion von Schaffhausen I<sup>a</sup> und mit einem »unechten«, latenten Querhaus ausgerüstet, eine bei uns eher seltenere Ausbildung<sup>38</sup>. Zur selben Zeit baute Basel 1082–1118 seine Leonhardskirche gleicher Disposition. Eine Staffelung der Ost-Sanctuarien zeigt auch St. Georg in Reichenau-Oberzell, eine doppelhörige Säulenbasilika mit Westapsis und später angefügter Vorhalle, deren Kultraum sich im Obergeschoß befindet. Östlich läßt der zu Ende des 9. Jahrhunderts aufgeführte Bau die Seitenschiffe vorjochlos auf hintermauerte Apsidiolen treffen; das Mittelschiff mündet zunächst in ein quadratisches, ursprünglich auf die Seitenräume geöffnetes Vorjoch, dem sich das gleichfalls quadratische Altarhaus ohne Nebenbauten anschließt. Verwandte Züge wies die 1049 geweihte, verschwundene reichenauische Propsteikirche St. Adalbert auf; freilich fehlen hier die Seitenschiff-Apsidiolen, und das Altarhaus endet in Halbrundbeschuß<sup>39</sup>.

Das Vorjoch der dreischiffigen, querhauslosen Pfeiler-Basilika des vom Konstanzer Bischof Salomo I. oder III. gegründeten Chorherrenstiftes St. Pelagi in Bischofszell wird von geradegeschlossenen, abgeschrankten Seitenkapellen begleitet; es ist einzig die Mittelapsis, welche von der Grundrißdisposition des karolingischen Konstanzer Münsters abweicht. Die St. Martinsbasilika der ursprünglichen Pfarrei Altdorf, ein zu rekonstruierender Miniaturbau

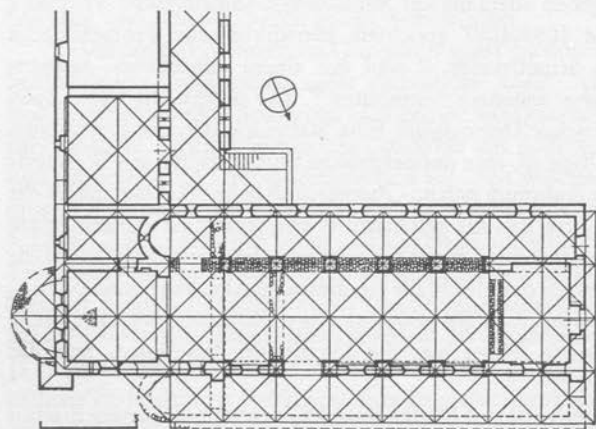
37 Kreuzlingen, Unpublizierte Ergebnisse der Ausgrabung (H. R. SENNHAUSER u. Mitarbeiter) 1971/72. Abb. des Planes der Ostteile in A. KNOEPFLI, Schweiz. Denkmalpflege, Gesch. u. Doktrin. Jb. des Schweiz. Inst. f. Kw. 1972, S. 188.

38 A. KNOEPFLI, in Ztschr. f. schweiz. Archäologie und Kunstgesch. 1952, S. 193–236; DERSELBE (1961) (oben Anm. 1) S. 236–239 mit Lit. in Anm. 224; vgl. auch B. MEYER i. Thg. Beiträge 101 (1964) S. 50–75; A. BORST, Mönche am Bodensee (1978) S. 130–132 u. 135. Dazu die Literatur Kapitel »Nichtfigurale Kapitellformen« S. 314 Anm. 26 und S. 318.

39 Zur Georgskirche Reichenau-Oberzell: J. HECHT (1928) (oben Anm. 21) S. 132–156; A. KNOEPFLI (1961) (oben Anm. 1) S. 200–205; F. OSWALD (1971) in Vorrom. Kirchenbau (1971) S. 582f.; W. ERDMANN, Neue Befunde... In: Die Abtei Reichenau (1974) (oben Anm. 12) S. 577–590 mit Lit. in Anm. 2. Zu Reichenau St. Adalbert: J. HECHT (1928) S. 129–131.

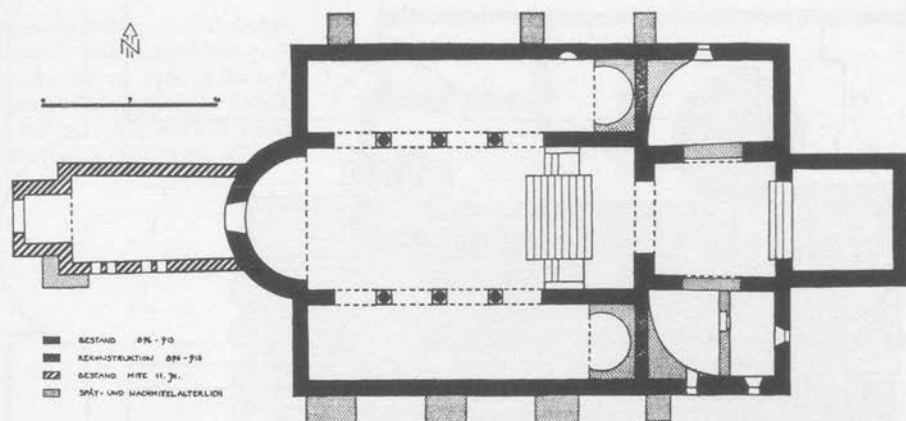


Wagenhausen, ehemalige Benediktiner-Propstei, 1083–87. Wiederherstellung der brandgeschädigten Kirche und Bau von Kapitelsaal und Kreuzgang im frühen 11. Jh. Verlust von Mittelapsis und Nordseitenschiff Ende 16. Jh. Grundriß und Schnitt aufgenommen von O. Schaub. Das Quadratraster ist zur besseren Markierung diagonal verstärkt.



mit annexlosem Chorturm und diesem einbeschriebener Apsis, wurde mit dem Einzug von Nonnen auf dem Welfen-Palatium in eine Saalkirche umgestaltet und als Marienkapelle dem Neubau der Benediktinerklosterkirche Weingarten einbezogen. Außer der Basilika Altdorf sind die Pfarreikirchen geradegeschlossen: die genannten apsidialen Beschlüsse gehören alle zu Gotteshäusern von Stiften und Klöstern. Die einfacheren Typen der Stadt- und Pfarreikirchen bescheiden sich mit einem an das Mittelschiff angeschlossenen, freien Altarhaus, so das 1741 eingestürzte, nur sehr unsicher der Zeit vor 1000 zuzuweisende Gotteshaus von Allensbach oder die auffällig gedrungene Säulenbasilika St. Maria in Engen, welche durch alle spätgotischen und barocken Veränderungen hindurch die Architektur des mittleren 13. Jahrhunderts spüren läßt<sup>40</sup>.

40 Zu Bischofszell: A. KNOEPFLI, *KDm Thurgau III, Bezirk Bischofszell* (1962) S. 169–177; DERSELBE, *Kunstführer hsg. v. d. GSK (1956 u. 1975<sup>2</sup>)*, S. 7f. ferner i. *Kunstf. d. die Schweiz* (1971) S. 641. Zu Altdorf/Weingarten siehe oben Anm. 23a. Zu Allensbach: H. GINTER in *Nachr. 'blatt d. öffentl. Natur-*



Reichenau-Oberzell, St. Georg. Hauptbau 896-913, Vorhalle Mitte 11. Jh. (Nach W. Erdmann 1974, F. Oswald 1971 und J. Hechts Maßaufnahmen 1928. In: Die Abtei Reichenau, 1974 (siehe S. 357, Anm. 12).

Untereinander verwandte Anlage zeigen die Dionysbasilika von Diessenhofen sowie die St. Arbogastkirche in Oberwinterthur. Beide gehören dem 12. Jahrhundert an, entstanden aber baugeschichtlich auf sehr verschiedene Weise. Während Diessenhofen<sup>41</sup> als Basilika neu geplant worden ist, kam in Oberwinterthur<sup>42</sup> ein basilikaler Typus dadurch zustande, daß vom mittleren Teil einer mit abgeschiedenen Seitenräumen versehenen Kirche Pfeiler-Arkaden auf diese durchgebrochen worden sind. Gleichzeitig wurde der Bau verlängert und das nunmehrige Mittelschiff erhöht. Das geradegeschlossene Altarhaus war nördlich von einem Turm, südlich entweder von einem ebensolchen oder von einer Sakristei begleitet.

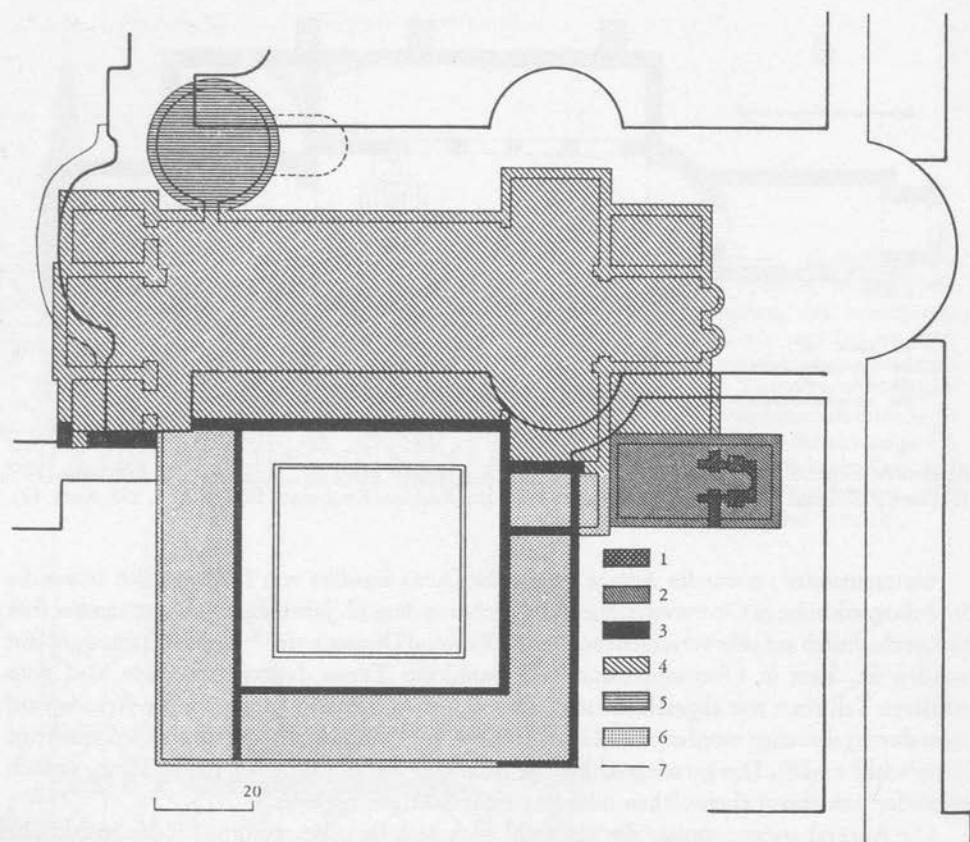
Die Ausgrabungsergebnisse werden wohl auch nach ihrer Bearbeitung für die Stadtkirche Winterthur ergeben, daß auch sie ihre basilikale Anlage erst durch nachträglichen Ausbruch der Arkaden gewonnen hat; zu erwägen ist die Zeit noch vor dem großen Stadtbrand von 1244. Der

und Heimatpflege 1957/1; K. HECHT i. Freiburger Diözesan-Archiv III/5 (1953) S. 5-58; F. THÖNE, Der Landkreis Konstanz I (1968) S. 432. Zu Engen: X. KRAUS, KDM Konstanz (1887) S. 18-21; G. DEHIO, Hb. d. dtsh. KDM IV (1920) S. 71; J. HECHT (1928) (oben Anm. 21) S. 352-354; DEHIO-GALL, Hb. dtsh. KDM (1956) S. 174; A. KNOEPFLI (1961) (oben Anm. 1) S. 320 u. 403 mit Lit. Anm. 704; F. THÖNE, Der Landkreis Konstanz I (1968) S. 473 f.

41 HCH. WALDVOGEL i. Thg. Beitr. 80), S. 3-34; A. KNOEPFLI (1961) (oben Anm. 1) Lit. S. 402f.; H. R. SENHAUSER (1969) (oben Anm. 27).

42 Zu Oberwinterthur: R. ZÜRCHER u. E. DEJUNG, KDM Zürich VI (1952) S. 289ff.; A. KNOEPFLI (1961) (oben Anm. 1) S. 401f. mit Lit.; W. DRACK u. K. KELLER Festschrift zur Restaurierung (1981). Zu Winterthur vorläufig: ZÜRCHER u. DEJUNG a. a. O. (1952) S. 45-50, T. 26; A. KNOEPFLI, Kunstgesch. d. Bodenseeraumes II (1969) S. 151. Über die laufende Ausgrabung berichtet u. a. die Neue Zürich-Zeitung Nr. 75 vom 31.3.1981. Zu Pfyn: J. R. RAHN, Die m'alterl. Kunstdenkmäler des Ct. Thurgau (1899) S. 313-317; DERSELBE in Anz. f. schweiz. Altertumskde 34 (1901) S. 36-41; A. KNOEPFLI (1961) (oben Anm. 1) S. 256f.; F. MAIER, Bericht über die Ausgrabung 1980/81, hsg. v. d. Thurg. Kantonsarchäologie; mit Literaturliste, zusammenfassend in Thg. Ztg. Nr. 223 vom 26.9.81. Vgl. die Akten der Eidg. Denkmalpflege i. ihrem Berner Archiv, der Thg. Denkmalpflege in Frauenfeld und der Kantonsarchäologie in F'feld. Zu Radolfzell: A. KNOEPFLI (1969) a. a. O. S. 152; F. THÖNE, Landkreis Konstanz (1968) S. 447.



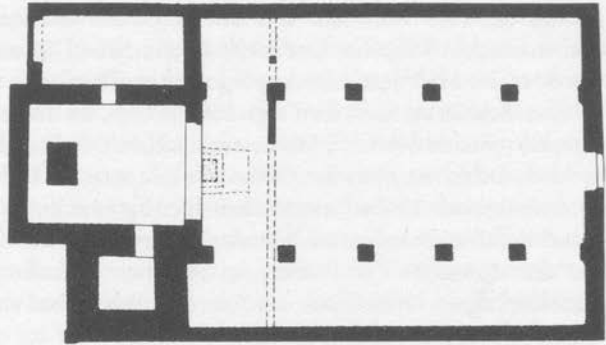


Weingarten. Grundriß der Gesamtanlage mit Bauetappen, z. T. nach K. Hecht.

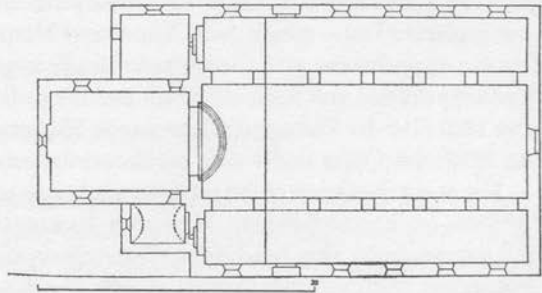
1: Erste Kirche (St.-Martins-Pfarrkirche?), 10.–11. Jh. – 2: Umbau der ersten basilikalen Anlage in eine Saalkirche, 1054 oder 1056. – 3: Konventsgebäude, 12. Jh. – 4: Zweites Münster, 1124 begonnen, 1182 geweiht; Nordturm erst 1188–1200. Abbruch 1715. – 5: Heilig-Blut-Rotunde, 1124 geweiht. – 6: Umbau der Konventsgebäude, 15.–16. Jh. – Barockes Münster, 1715–1724.

»basilikale Werdegang«, wie ihn die beiden Winterthurer Gotteshäuser und angeblich auch die Kirche von Schienen aufzuweisen haben, ist bei der Kirche Pfyn im Bauverlaufe stecken geblieben. Der Umbau erfaßte nur je zwei östliche Bogenstellungen, und auch die Seitenschiff-Außenmauern wurden darüber hinaus nicht weitergeführt, was vor den Ausgrabungen von 1980/81 den Verdacht erwecken mußte, es liege ein kreuzförmiger Grundriß vor. Übrigens ließ sich weder in Pfyn noch in Oberwinterthur ein zum mittelalterlichen Gotteshaus geschlagenes römisches Mauerwerk feststellen, obwohl beide in einem ehemaligen römischen Kastell liegen. Dieselbe Situation ergab sich bei der einschiffigen mittelalterlichen Kirche St. Johann/Burg gegenüber Stein am Rhein; auch sie erwuchs nicht in direkter Abfolge aus der zu vermutenden römischen Kastellkirche. In Pfyn darf man den ins 14. Jahrhundert zu setzenden »Abbruch der Übung« kaum mit dem Erschlaffen basilikaler Baugesinnung zusammenbringen; vielmehr mögen die Ursachen im Finanziellen, in Planlosigkeit und Uneinigkeit liegen oder von anderen,

Oberwinterthur, St. Arbogast.  
Bestand nach Überführung der  
Anlage von ca. 1180 in die spät-  
romanische/frühgotische Basilika  
(2. Hälfte 13. Jh.). Nach W. Drack  
1981 (vgl. S. 375, Anm. 42).



unbekannten Ereignissen herrühren. Die letzte dreischiffige Basilika des Bodenseegebietes ist der 1436 begonnene Neubau des Münsters von Radolfzell, der sich über die achtziger Jahre hinauszog, ja erst im 16. Jahrhundert zum Stillstand kam. Während aber Radolfzell, wie die wenig früher zu datierende Kirche von St. Stephan in Konstanz, dreiseitigen Beschluß zeigt, enden auch die basilikalen Anlagen von Winterthur, Oberwinterthur und Pfyn in geraden Stirnmauern und waren bzw. sind flachgedeckt; die kaum je durchbrochene Gepflogenheit, größere Räume unüberwölbt zu belassen, hat man erst im 15. Jahrhundert bei uns preisgegeben. Vgl. Anm. 42.



Schienen, Grundriß der Klosterbasilika,  
11. Jh. Nach J. Hecht.

Wiederum geradegezogene, aber gestaffelte Stirnmauern wies der dritte Bau des Überlinger Münsters St. Nikolaus auf<sup>43</sup>. Von etlichen Gotteshäusern konnte nur das basilikale Schiff, nicht aber die Organisation des Sanktuariums erschlossen werden; es bleibt bei schwankenden Hypothesen bei der Klosterkirche St. Genesis<sup>44</sup> in Schienen (11. Jahrhundert?), bei St. Martin

43 J. HECHT (1928) (oben Anm. 21) S. 360–363; DERSELBE, Das St. Nikolausmünster in Überlingen (1938); A. KNOEPFLI (1961) (oben Anm. 1) S. 397f. (mit Lit. auch in Anm. 459) und (1969) (oben Anm. 42) S. 112–118.

44 J. Hecht (1928) (oben Anm. 21) S. 360–363; A. KNOEPFLI (1961) (oben Anm. 1) S. 407; F. THÖNE, Landkreis Konstanz (1968) S. 431f.

Arbon, St. Paul Konstanz und St. Pancratius Gachnang südwestlich Frauenfeld, einer reichenauischen Villicatio. Der Schiff-Grundriß ist 1707 aufgezeichnet worden, das Altarhaus wurde schon 1495 durch einen spätgotischen Chor ersetzt<sup>45</sup>.

Zum Schluß sei noch die Frage aufgeworfen, ob der gerade Beschluß des Altarhauses ein regionaltypisches Merkmal Südwestdeutschlands und sonderlich der Bodenseegegend sei, wie es schon Dehio vermutet hat. Wenn wir uns auch der Unsicherheit statistischer Erwägungen durchaus bewußt bleiben, so sprechen doch die errechneten Verhältniszahlen eine so deutliche Sprache, daß auch massivere Korrekturen sie kaum über den Haufen zu werfen vermöchten. Für die ottonische Zeit kommt im gesamten deutschen Sprachbereich bei etwa hundert berücksichtigten Grundrissen auf vier Apsidialschlüsse ein geradegeschlossener; in unserem Raum aber sind es sieben auf sechs.

Typisch ist auch – mit Ausnahme von Kryptaräumen – der oben schon erwähnte, bis in die Gotik durchgehaltene Verzicht auf überwölbte Basiliken; gewölbt werden nur kleine Bauten und vor allem die spätgotischen Chorlaternen. Ein Spezialfall allerdings bildet die Großkirche des zisterziensischen Salem. Alles in allem erhärtet sich unser Hinweis, unsere Gegend habe straff und eng gezogene Umrissformen bevorzugt, das schlicht Geradegezogene, das möglichst Einfache. Das äußert sich auch in der Vorliebe für klar begrenztes, schweres Mauerwerk und zurückhaltende Gliederung. Noch in der Gotik glaubt man eine bestimmte Scheu feststellen zu können, die Mauerscheiben zu sehr mit Lichtöffnungen zu durchbrechen und ihre Geschlossenheit zu gefährden. Schließlich fällt die äußere Anspruchslosigkeit der meisten Bauten gegenüber dem reicher gestalteten und ausgestatteten Innern auf. In diesen Zusammenhang gehört auch die Zurückhaltung in den Turmbauten. In Schaffhausen III wurde nur ein Turm des einst geplanten Paares gebaut, beim Konstanzer Münster erst nachträglich und in zeitlich großer Distanz etappenweise eine Doppelturmfassade angestrebt. In Etappen entstanden auch die Westdoppeltürme von Stein am Rhein und die östlichen von Reichenau-Niederzell. Der um etwa 1200 über der Vierung des Konstanzer Münsters errichtete Vierungsturm fiel dem Brand von 1299 zum Opfer und wurde bezeichnenderweise nicht erneuert.

Wo es die Funktionstüchtigkeit der »Fabrica« und allenfalls Ordensgebote und kultische Forderungen nicht nahelegten, blieb auch das kontrapunktische Verhältnis der Raumteile zu- und untereinander eher bescheiden. Die Anläufe zur Raumvereinheitlichung und Raumkonzentrierung widersprechen freilich an sich dem hierarchischen und raumgespaltenen Wesen basilikaler Bauorganisation – auch sie ein Spiegel der damaligen kirchlichen – und allgemein politischen Schichtung. Erst die Verbürgerlichung und Demokratisierung vor allem des 15. Jahrhunderts hat eine Änderung bewirkt. Eingeleitet wurde sie durch die Predigträume der in den Städten missionierenden Bettelorden – Minoriten und Dominikaner – deren auf einfachste Aussage bedachte Bauten sich zur Verbreiterung zu Gemeinderäumen trefflich eignen. Chor und Altarhaus sind im Sinne einer Raumkonzentration zugunsten des Gemeinde-

45 Zu St. Martin/Arbon: J. R. RAHN, M'alterl. Kunstdenkm. des Ct. Thurgau (1899) S. 36 ff.; J. HECHT (1928) (oben Anm. 21) S. 384–388. Siehe Akten der Denkmalpflege und Kunstdenkm.-Inv. F'feld. Zu St. Paul, Konstanz: P. MOTZ, in Festschr. des Arch. u. Ing.-Vereins Konstanz; J. HECHT (1928) (oben Anm. 21) S. 211–212; F. THÖNE, a. a. O., S. 431; zu Gachnang: A. KNOEPFLI, KDm des Kt. Thurgau I (1950) S. 190.

teiles gekürzt und anstelle weitläufiger Aufreihung vereinheitlicht worden. Häufig gewannen die Seitenschiffe an Höhe und Breite. In der Übergangsform der Staffelhalle und in der Hallenkirche, wo die Scheitel aller drei Schiffe gleiche Höhe erreichen, ist dieser Trend zur Bürgerkirche weiter vorangetrieben worden. Die Staffelhallen und Hallenkirchen von Feldkirch, von St. Gallen-Kloster und St. Gallen St. Laurenzen, von Diessenhofen, St. Johann-Schaffhausen oder von Ravensburg U. L. Frauen dürften als Beispiele genügen. Diesem Streben nach Vereinheitlichung folgte im Barock der in der Architekturgeschichte kaum je unterbrochene Versuch, die Vorteile der Längsbauweise mit denen des Zentralbaus zu vereinen, den Längsbau zu zentralisieren. Das hat im Bodenseegebiet zu großartigen Raumsteigerungen in überkuppelten Bauten geführt. Am hartnäckigsten verfolgten die Meister der Vorarlberger Zunft das Problem und brachten es im Verein mit der Ausstattung zu wunderbar fließenden Lösungen. Der Raumverschmelzung waren aber doch unüberwindbare Grenzen gesteckt, auf das Miteinander von Birnau folgt im ausgehenden Rokoko doch wieder das resignierende Nebeneinander des ins Klassizistische mündenden Baues der Kathedrale St. Gallen.

Bewußt weggelassen haben wir in unserer Betrachtung die abbildhafte Bedeutung der Basilika, welche die christliche Vorstellung nach den Visionen der Geheimen Offenbarung des Johannes geprägt hat. Seit dem vierten Jahrhundert erscheint, weit über das bloß Allegorische hinaus, die »Urbs Hierusalem beata« umgedeutet auf die Abbeviatur einer spätantiken Stadt, Gottesstadt, Himmelsburg und Thronsaal in einem umfassend. Aber diese Vorstellung ist mit dem christlichen Kirchengebäude überhaupt verbunden und der regionalen Ausfächerung entzogen.

## Immerwährende Gotik

### *Die Anfänge der Gotik im Bodenseegebiet*

Unser Bodenseegebiet ist reich an kunstgeschichtlicher Literatur zum 13. und 14. Jahrhundert – und doch war es, um ein einigermaßen geschlossenes Bild von der Rezeption der Gotik zu gewinnen, mühsam, das in den Kabinetten der Spezialwissenschaften gelagerte Material zusammenzutragen oder in den Inventarbänden verstreut aufzufinden<sup>1</sup>. Das in den Gesamtdarstellungen, wie etwa J. Gantners und A. Reinles Kunstgeschichte der Schweiz oder des Verfassers Kunstgeschichte des Bodenseeraumes, in vier bzw. zwei Bänden erarbeitete Bild dient weiterhin der großen Linie, ist aber immer wieder neu auf die fortschreitende Erschlie-

1 Die Inventarbände sind je nach der Zielsetzung und Möglichkeit ihrer Zeit – sie führen von 1887 bis in die Gegenwart – von außerordentlich verschiedener Ausführlichkeit und Qualität. Genannt seien für die rechtsrheinischen Gebiete Feldkirch (D. FREY 1958), Lindau (A. HORN, W. MEYER 1954), Ravensburg (R. SCHMIDT u. H. BUCHHEIT 1931), Tettngang (W. v. MATTHEY, A. SCHAHL 1937), Wangen (A. SCHAHL, W. v. MATTHEY u. STRIEDER 1954), Konstanz (F. X. KRAUS 1887 u. H. REINERS 1955), Schaffhausen 1–3 (1951, 1958, 1960, alle R. FRAUENFELDER); Linksrheinisch: Lichtenstein (E. POESCHEL 1950), Appenzell A. Rh. 1–3 (E. STEINMANN 1973, 1980, 1981), St. Gallen-Stadt 1 u. 2 (E. POESCHEL 1957, 1961), in Bearbeitung St. Gallen nördl. Kanton und Appenzell IRh., Thurgau 1–3 (A. KNOEFLI 1950, 1955, 1962), Zürich Land 1 u. 2 (H. FIETZ 1938, 1943), Zürich Stadt 4 u. 5 (K. ESCHER 1948, H. HOFFMANN und P. KLÄUI 1949), Winterthur (E. DEJUNG u. R. ZÜRCHER 1952).

ßung des Einzelnen abzustimmen. Das wird deutlich, wenn wir zum Beispiel die zweite Auflage von Band I von Gantner/Reinle mit der ersten vergleichen<sup>2</sup>.

Eine in den letzten Jahren oft geradezu stürmische archäologische Tätigkeit vermochte manchen wertvollen Zug zur Baugeschichte zutage zu fördern. Dank der Forschungen von Peter Kurmann konnte ferner die Leistung der Konstanzer Münsterbauhütte besser erkannt und aufgewertet werden. Gerade ihre Zeit rund um 1300 hatte man bislang zu marginal und gegenüber den Bauten der Dominikaner und Zisterzienser in Konstanz und Salem zu ungleichgewichtig behandelt<sup>3</sup>.

Der Kleinarchitektur- und Figurenkunst der Goldschmiede hat sich, nach W. Noack, Inge Schroth (1947) und Anneliese Ohm (1952), in einer monumentalen Monographie H.-J. Heuser angenommen<sup>4</sup>; der Plastik neben Ilse Futterer (1930) auch Julius Baum<sup>5</sup>. Als eines der am besten durchgeackerten Gebiete darf die Glasmalerei gelten. Pionierdienste haben dabei die Arbeiten von Hans Wentzel<sup>6</sup> und Rüdiger Becksmann geleistet, der mit Band II von Deutschlands Corpus Vitrearum (1979) auch eine für unsere Probleme äußerst ertragreiche Zusammenfassung vorlegt<sup>7</sup>. Das Gegenstück steuerte Ellen J. Beer bei mit den entsprechenden Bänden Schweiz I und II (1959 und 1965). Dieselbe Autorin hat im Rahmen der gotischen Buchmalerei die kunstgeschichtlich-publizistische Führung übernommen<sup>8</sup>.

Die Manesse-Liederhandschrift fand u. a. durch A. Stange 1909 und 1934, durch Haseloff 1929 sowie durch Jammers 1965, K. Martin 1972, E. M. Vetter 1981 u. a. ihre neuen Bearbeiter,

2 J. GANTNER u. A. REINLE, *Kunstgeschichte der Schweiz*, Bd. I (Romanik) Frauenfeld 1936<sup>1</sup> u. 1968<sup>2</sup>, II (Gotik) 1947, III (Barock) 1956, IV (19. Jh.) 1962; A. KNOEPFLI, *Kunstgesch. des Bodenseeraumes* Bd. I u. II (Konstanz 1961 und Sigmaringen 1969); bis Anm. 11 abgekürzt KGB betr. Anm. mit Bibliographie.

3 P. KURMANN, *Zur Architektur des Konstanzer Hl. Grabes*. In: *Unsere KDM* 1969/3 u. 4, S. 145–155 (Festschrift Knoepfli); DERS., *Das Konstanzer Hl. Grab. Sein stilist. u. zeitl. Verhältnis zu frz. Vorbildern*. In: *Kunstchronik* 25 (1973) S. 333 f.; DERS., in *Neue Zürich Zeitung* Nr. 601 v. 24. Dez. 1972; DERS., *Zur Grabfigur des hl. Konrad u. zu den hochgotischen Nebenbauten des Konstanzer Münsters*. In: *Der hl. Konrad, Bischof von Konstanz*, hsg. v. H. MAURER, W. MÜLLER, H. OTT (Freiburg i. Br. 1975) S. 322–351.

4 I. SCHROTH u. W. NOACK, *Goldschmiedekunst am Oberrhein* (Freiburg i. Br. 1948 zur Ausstellung 1947); H.-J. HEUSER, *Oberrheinische Goldschmiedekunst im Hochmittelalter* (Berlin 1974). Dazu die Besprechung von I. KRUMMER-SCHROTH in *Ztschr. f. Kunstgesch.* 1977, S. 66–78. A. OHM, *Hochgot. Goldschmiedekunst in Südschwaben*. Mskr. Diss. Freiburg i. Br. 1952. Beizuziehen etwa K. GUTH-DREYFUS, *Transluzides Email i. d. ersten Hälfte des 14. Jhs. am Ober-, Mittel- und Unterrhein* (Basel 1954) und die zahlreichen Kirchenschatz-Inventare, die D. F. RITTMAYER publiziert hat. KGB S. 355–368.

5 J. FUTTERER, *Got. Bildwerke der dtsh. Schweiz 1220–1440* (Augsburg 1930); J. BAUM z. B. *Got. Bildwerke Schwabens* (1921) u. *Altschwäb. Kunst* (1923) u. a.; KGB I, S. 333–340, 372–382, 386–394.

6 HANS WENTZEL, *Meisterwerke der Glasmalerei* (Berlin 1954<sup>2</sup>); DERS., *Corp. Vitr. Deutschland I*, Die Glasmalereien v. Schwaben 1200–1350 (Berlin 1958); wichtig auch die Arbeit in der *Ztschr. f. schweiz. Archäologie und Kunstgesch.* 1953/3 u. 4 und eine Zusammenfassung in *Unsere KDM* 1969/3 u. 4 (Festschrift Knoepfli) S. 156–167 (Glasmalerei am Bodensee). KGB I, S. 149–157.

7 R. BECKSMANN, *Die architekt. Rahmung der hochgot. Bildfenster*. In: *Forschungen z. Gesch. d. Kunst a. Oberrhein* 9/10 (Berlin 1967). DERS.: *Corpus Vitrearum Deutschland II, Mittelalt. Glasmalereien in Baden u. d. Pfalz* (Berlin 1979). Dazu: Die ehemalige Farbverglasung der Mauritius-Rotunde des Konstanzer Münsters. In: *Jb. der Staatl. Kunstsammlungen in Baden-Württemberg* 5 (1968).

8 ELLEN J. BEER, *Corp. Vitr. Schweiz I u. II* (Basel 1956 u. 1965). *Zur Buchmalerei: Beitr. z. oberrh. Buchmalerei* (Basel/Stuttgart 1959) sowie, im Erscheinen begriffen, die kunsthist. Bearbeitung in den Kommentaren der Faksimile-Ausgaben des Graduale von St. Katharinenthal 1312 und der St. Galler Weltchronik des Rudolf von Ems kurz nach 1300.

die Weingartner durch K. Löffler 1927 und 1930, dann durch P. Gebhard Spahr 1968 sowie zuletzt durch W. Irtenkauf, K. H. Halbach und R. Kroos 1969. Eine Reihe von Forschern nahm sich auch der Miniaturen zur Weltchronik des Rudolf von Ems an<sup>9</sup>. Die Eigenständigkeit der Wandmalerei des Konstanzer Kreises gelang Hertha Wienecke schon 1912 zu skizzieren; ihr folgte 1934 A. Stange in Band I seiner *Deutschen Malerei der Gotik*<sup>10</sup>. Mit diesen knappen Hinweisen kann und will, ungeachtet ergänzender Anmerkungen, weder eine umfassende Bibliographie noch ein Forschungsbericht gemeint sein<sup>11</sup>. Wir wollen lediglich darlegen, was alles sich in der Forschung schon getan hat.

Es wäre einer besonderen Untersuchung würdig, welche Förderungen und Hemmungen bei der Ausbreitung einer Stilrichtung eine Rolle gespielt haben<sup>12</sup>; da muß an die West/Ost-Wanderungen etwa der Zisterzienser und Dominikaner gedacht werden, an deren Schulungszentren, besonders Paris, an das Umherziehen der Meister wie der Gesellen, an die Werkstattableger, an die persönlichen Beziehungen der Auftraggeber, an die Mobilität der Kleinkunst. Auch die junge Gotik hat sich nicht in gleichmäßigem breitfrontigem Vormarsch ihr jungfräuliches Siedlungsgebiet erobert. Oft läßt die Entwicklung ein ruckweises Vordringen und schwer erklärbare und unvermittelte Sprünge erkennen. Man weist richtigerweise auf die Vermittlungsrolle des kunstfreudigen und kunstfreundlichen Konstanzer Bischofs Heinrich von Klingenberg (1293–1306) hin, der in Pavia und Bologna studiert hatte und als ehemaliger Kanzler König Rudolfs von Habsburg über weitgespannte Beziehungen gebot. Die beiden

9 Zur Manesse-Liederhandschrift: KGB I, S. 119–124, Anm. 255, weitere Lit. Kat. Konstanz, ein Mittelpunkt der Kunst um 1300, Ausstellung 1972 = KK 1972, S. 40, bes. A. STANGE, Diss. Königsberg 1909, A. HASELHOFF i. Kommentarband zur Faksimile-Ausg. 1929, E. JAMMERS, Das königliche Liederbuch (Heidelberg 1965). Zur Weingartner Liederhandschrift siehe KGB S. 124ff. mit Anm. 264 und KK 1972 S. 39. Dazu P. G. SPAHR, W. Liederhandschr., ihre Geschichte u. ihre Miniaturen (Weissenhorn 1968). Zu den Weltchroniken KGB S. 114–119 mit Anm. 246ff., ferner KK 1972 S. 46f. Zum Graduale von St. Katharinenthal 1312 siehe KGB S. 141–145 mit Anm. 293, ferner KK 1972, S. 34. Dazu A. A. SCHMID im Bericht der Gottfried-Keller-Stiftung 1958 und 59, S. 20. Vgl. Anm. 8.

10 H. WIENECKE, Konstanzer Malereien des 14. Jhs., Diss. Halle 1912; A. STANGE, Dtsch. Malerei der Gotik I (München/Berlin 1934); KGB S. 126–137 u. 157–172 und KK 1972. Dazu A. KNOEFLI und H. WIENECKE in den Konstanzer Blättern für Hochschulfragen 3, 1965/9, S. 65ff.; E. SCHULZE-BATTMANN in *Unsere KDM* 1969/3 u. 4, S. 87–93; M. VON CLAPARÈDE-CROLA, Profane Wandmalerei des 14. Jhs. zwischen Zürich u. Bodensee. Diss. Basel 1969 (München 1973); A. KNOEFLI in »St. Arbogast in Oberwinterthur« (Winterthur 1981) S. 76–97 (Würdigung der Wandmalerei von 1310/20).

11 Auswahl allg. Literatur zum Thema: G. DEHIO, Die Anfänge des gotischen Stils. In: *Repert. f. Kunstw.* 19 (1896) S. 169ff.; E. GALL, Neue Beitr. z. Geschichte vom Werden der Gotik. In: *Monatshefte f. Kunstw.* IV (1911) S. 309–322; P. FRANKL, Meinungen über Wesen und Herkunft der Gotik. In: W. TIMMLING, *Kunstgesch. u. Kunstw.* (1923); DERS., Beginn der Gotik u. das allg. Problem des Stilbeginns. In: *Festschrift Hch. Wölfflin* (1924) S. 107ff.; R. KAUTZSCH, Die ältesten dtsh. Rippengewölbe. In: *Festschrift f. P. Clemen* 1926, S. 304ff.; W. WORRINGER, *Griechentum u. Gotik* (1928<sup>3</sup>); J. BAUM, Die Anfänge der got. Plastik. »Panthéon« 6 (1933); M. AUBERT, *L'art gothique, ses origines françaises*. In: *Actes du XIII<sup>e</sup> congrès internat. d'hist. de l'art* 1933, S. 14f. u. S. 35–47; K. BAUCH, Über die Herkunft der Gotik. In: *Veröffentlichungen der Freiburger wissenschaft. Ges.* 27 (1939). Selbstverständlich beschäftigt sich jede kunsthistorische Darstellung des Phänomens »Gotik« mit Wurzeln und Frühentwicklung, ich erwähne u. a. nur H. JANTZEN, *Die Gotik des Abendlandes* (Köln 1962), PETER MEYER, *Europ. Kunstgesch. I* (Zürich 1969<sup>3</sup>), H. SEDLMAYR, *Die Entstehung der Kathedrale* (Zürich 1950, Graz 1976<sup>2</sup>), O. v. SIMSON, *Die got. Kathedrale* (Darmstadt 1968).

12 A. KNOEFLI, *Kunstgesch. des Bodenseeraumes I* (1961) S. 105–114, bes. S. 107.

Konstanzer Patres, wohl Dominikaner, die ihn 1299 nach Paris begleiteten, hielten ebenso die Augen offen, wie der Bauherr und Zisterzienser von Salem, Abt Ulrich von Seelfingen (1282–1311), der an der Universität der Seinestadt seine höhere Ausbildung empfangen hatte. Der Nachfolger Bischof Heinrichs war ein Franzose, Gerhard IV. von Bevar. Auch die Kaufleute dürften zur internationalen Weiterung des kulturellen Gesichtsfeldes beigetragen haben<sup>13</sup>. Wir werden darlegen, daß Vorboten des neuen Stils den Bodenseeraum jedoch nicht erst am Ende, sondern schon bald nach der Mitte des 13. Jahrhunderts erreichen konnten.

Im Falle gerade des ersten Vorkommens protogotischer Formen im weiteren Bodenseegebiet dürften die persönlichen Verhältnisse zu einem sprunghaften Import von Spitzbogen- und Kreuzrippengewölbeformen beigetragen haben; wir meinen die Kapelle in der Mörsburg nordöstlich von Oberwinterthur<sup>14</sup>. Ihr Bau steht höchstwahrscheinlich in Zusammenhang mit Margaretha von Savoyen, der frischgebackenen Gattin des Grafen Hartmann II. von Kiburg. Urkundlich erscheint der kleine Kultbau schon 1259. Seine überhöhten Kreuzgewölbekonstruktionen, die Durchdringung zweier Tonnen und deren Belegung mit einer Rippe, sind zwar keine Pioniertat; dergleichen gibt es im deutschen Sprachraum schon ein Jahrhundert früher. Außerordentlich ist ihre Verbindung mit Spitzbogen und der in Stuck angetragene plastische Schmuck: den Kapitellen der Ecksäulen entsteigen je zwei schlanke, gekehlte, von Blattsäumen begleitete Schildbogenrippen und eine Diagonalrippe. Diese ist im Vorraum ebenfalls gekehlt, im kleinen Altarhaus als drei parallel gelegte Wulste ausgebildet. Das Programm der figuralen Kapitelle bleibt der Romanik verhaftet – Blattwerk, Paradiesvögel, Fratzen und Engelsköpfe. Die stilistische Beurteilung wird durch weitgehende Ergänzungen von 1931 stark behindert, aber es reicht doch zur Aussage, daß ihre Verwandten in der Schar frühgotisch-burgundischer Kapitelle des 13. Jahrhunderts zu finden sind, wobei ich diese Beziehung nicht, wie im Inventarband, auf Saint-Pierre Genf kanalisieren möchte. Vor allem die Lanzetten des Kelchkapitells, die beinahe klassisch ausgerichteten Engelsköpfe oder das Agnus Dei des Schlußsteines sind schon gotischen Geistes.

Die Mörsburger Kapelle ist in Material und Formen ohne Nachfolge geblieben. Von einem weiteren frühgotischen Werk, dem 1266 offenbar noch im Bau befindlichen, 1636 abgetragenen Lettner des Konstanzer Münsters künden nur noch Architekturdarstellungen begrenzten Wertes<sup>15</sup>. Die dünnen Säulen einer fünfteiligen Arkadenbrücke trugen Rundbogen; die Untersicht – das läßt sich aus den Bilddokumenten des 15. und 17. Jahrhunderts wohl am eindeutigsten herauslesen – besaß Kreuzrippen. Die Brüstung war, kaum mehr definierbar, aus Maßwerk gefügt<sup>16</sup>. Ob der Ersatz der Rund- durch Spitzbogen und die Krönung mit

13 H. MAURER in »Konstanz, ein Mittelpunkt der Kunst um 1300« (Katalog Ausstellung 1972) S. 20. Allgemein, O. FEGER, *Gesch. des Bodenseeraumes II* (Konstanz/Lindau 1958) S. 275 ff.

14 E. DEJUNG u. R. ZÜRCHER, *KDm Zürich*, Bd. Winterthur (Basel 1952) mit weiteren Lit. Angaben S. 271–282 u. Abb. 206–216; J. GANTNER (oben Anm. 2) und auch A. REINLE (ebenda) sprechen noch von einem spätromanischen, Anf. des 13. Jhs. zu datierenden Bau. Der Vergleich mit den frühgotischen Kapitellen der Kathedrale St. Pierre in Genf hätte das Material Stuck besser zu berücksichtigen, als es im *KDm*-Band geschieht; über die allgemeine Lokalisation der Region dürfte man kaum hinauskommen.

15 H. REINERS, *KDm Münster Konstanz* (1952) S. 281–283; A. KNOEPFLI, *Kunstgesch. des Bodenseeraumes Bd. II* (1969) bes. s. 91, ferner 79, 90, 150, 185.

16 Die Prager Fassung der den Lettner darstellenden Richental'schen Konzilschronik ist abgebildet bei K. GRÖBER, *Konstanzer Münster* (Konstanz 1909) Nr. 18, die Konstanzer bei REINERS Abb. 269, ebenda Abb. 266 nach dem Stich von Nikolaus Kalt 1611.

Wimpergen der Fantasie des Zeichners von 1611 oder inzwischen stattgefundenen Umbauten entspricht, ist nicht zu entscheiden<sup>17</sup>. Übereinstimmung herrscht im ikonographischen Programm des Figurenwerkes; es waren der Zug und die Anbetung der Hl. Dreikönige dargestellt.

Solideren Boden betreten wir mit der Würdigung des glücklichlicherweise erhalten gebliebenen Heiliggrabes in der Mauritiusrotunde am Scheitel des Konstanzer Münsters (Abb. 28, 29 und 39). Die zwölfseitige Zentralarchitektur der Zeit um 1260 steht zwar nicht mehr in ursprünglicher Umgebung: die um 940 gebaute Mauritiuskapelle und ihr Hl. Grab sind im 13. Jahrhundert, vielleicht aus Anlaß des dreihundertjährigen Jubiläums, ersetzt worden. Um 1300 aber wurde der Boden auf das Niveau der neuen Konradikapelle gebracht und der Bau auf erhöhter Krone überwölbt. Bei diesen Bauvorgängen hat man das Hl. Grab abgetragen und neu zusammengefügt<sup>18</sup>. Sein Bau ist gegliedert in Sockelzone, Hauptgeschoß und halb so hohes, durch einen Kranz von Wimpergen und Figuren gekröntes Obergeschoß; ein Kegeldach schließt ihn ab. Die Kanten werden von dreigebündelten Säulen markiert; auf ihnen stehen die jeweils aus dem Hintergrundblock herausgemeißelten Figuren. Die unteren Zwischenfelder sind durch schlitzzartig schmale, die oberen durch breitspurigere, beidmal zweibahnige, säulenabgestützte, unter einem Sammelbogen stehende Spitzbogenfenster und der darüber angebrachten Rundfensterchen geöffnet. Die Wimperge zeigen in den Feldern ausgestanzte Dreipässe, auf der kräftig profilierten Giebellinie klettern spiralförmige »Krabben« hoch, den Scheitel besetzt ein Knauf aus Eichen- oder aus Palmenblättern. Unterhalb des Kegeldachansatzes stehen auf kantigen Postamenten die Gestalten der Apostel. Die untere Figurenreihe schließt sich ikonographisch zur Darstellung der Verkündigung Mariae, der Heimsuchung (Maria und Elisabeth), der Geburt Christi, der Hirten auf dem Felde und der Hl. Dreikönige. Im Inneren der Capella mit dem Leichnam Jesu begegnen wir dem Zug der Frauen, die mit ihren Salbefäßen den Apotheker aufsuchen, den drei Grabeswächtern und dem Engel, dem die Auferstehungsbotschaft zu verkünden aufgetragen ist. Die in ihren stillen Gebärden nie ausfahrenden, gedrungen festen Gestalten stecken meist in Überwürfen aus dick-molligen Stoffen, die teils in großzügigen Bahnen fallen oder sich träge in Taschen und Kuppen stauen; leichter kräuseln sich die Untergewänder. Im Gesamten fällt, besonders bei den Aposteln, der starke Bezug zur Architektur auf, aber auch die tektonische Fülle der unteren Figuren scheint zugunsten des Gesamtzusammenhanges, des Herausformens aus der Masse des Ganzen eingesetzt. Sie wenden sich zum Teil allerdings gegenseitig zu, aber die Distanzen ermöglichen nur knapp, den ikonographischen Zusammenhang deutlich zu artikulieren.

Daß man auf die Idee verfallen könnte, in dieser Inkunabel gotischer Monumentalkunst im Bodenseegebiet und darüber hinaus in ganz Südschwaben an die Übernahme französischer Frühgotik zu denken, hängt wohl damit zusammen, daß sie durch die ihnen zugefallene Aufgabe, sich von der Spätromanik der Region zu lösen, einer Art »Premierenhemmung« unterlagen und sich möglicherweise etwas rückläufig verfremdet haben. Dazu kommen das behutsam Versonnene, das ungeachtet aller Ungelenkigkeit volkstonhaft Liebliche: alle diese

17 Die Art, wie 1611 die Langhaussäulen wiedergegeben sind, untergräbt freilich das Vertrauen in die Zuverlässigkeit von Einzelheiten.

18 H. REINERS (o. Anm. 15) S. 499–516; A. KNOEPFLI a. a. O. (1961) S. 267f. u. S. 333–336. Außer der in Anm. 603 und 744 zusammengestellten Literatur die oben in Anm. 3 erwähnten Publikationen von PETER KURMANN.



Merkzeichen seeschwäbischen Eigengewächses fördern die Stimmung und den Eindruck des eben erst Erwachten. Daß aber hier nicht eine ältere Stilstufe, sondern der ausgebildete Stil rayonnant zu Gevatter gestanden hat, liegt durchaus im Verlaufe der Gesamtentwicklung. Ich habe in Band II der Kunstgeschichte des Bodenseeraumes<sup>19</sup> auf das Aufkommen und die Aufeinanderfolge der Gewölbeformen, der Rippen und Maßwerkformen hingewiesen: ihr gegenüber Frankreich und den westdeutschen Grenzgebieten späteres Auftreten, gleich, welche Gründe dafür haftbar gewesen sein mögen, ist nicht so zu verstehen, als habe sich die Entwicklung im Bodenseeraum mit gebührendem Zeitabstand von den Starthölzern weg einfach nochmals wiederholt. Die Formen scheinen sich hintereinander gleichsam in einem Stauraum versammelt zu haben, aus dem sie dann miteinander ins Vakuum hervorbrachen, wenn ihre Zeit für die Region stilistisch gekommen war. So konnten die Formen in bunter Mannigfaltigkeit oder auch, jeder Lehrbuchordnung spottend, in veränderter Reihenfolge auftreten. Während der ganzen Gotik bis ins 16. Jahrhundert hinein hat sich z. B. das Kreuzrippengewölbe großer Beliebtheit erfreut – erwähnen wir nach der Mörsburg (Mitte 13. Jahrhundert) die Stadtkirche Winterthur um 1300, Salem Anfang 14. Jahrhundert, das Münster Überlingen um 1350/70 usf. Auch in dörflichen Verhältnissen, vorab in den Turmchören (Tägerwilen, Märstetten usw.), tritt es immer wieder auf.

Dies bedenkend wird man die Form der Rippenprofile keinesfalls als untrügliches chronologisches Indiz heranziehen können, wie dies für die im 13./14. Jahrhundert entstandenen Nebenbauten des Konstanzer Münsters geschehen ist, deren Einwölbung Reiners und z. T. ich selbst erst im 15. Jahrhundert für möglich erachteten. Vielmehr sind der Kreuzgang, die Konradikapelle samt ihrem Vorraum (Abb. 30 und 32) und die Erhöhung und Wölbung der Mauritiusrotunde relativ kurze Zeit vor und nach 1300 in einheitlichem Zuge entstanden. Bevor wir aber zusammenfassend darauf eingehen, ist zuvor auf die Bautätigkeit der Dominikaner in Konstanz einzugehen, die in Architektur und Malerei zu den vorerst wichtigsten und bis weit ins 14. Jahrhundert hinein maßgeblichen Mittlern des neuen Stils geworden sind.

Das Konstanzer Predigerkloster ist 1235 ff. von Zürich aus gegründet und wohl auch baulich mitgelenkt worden. Dies äußert sich in den Bauten des dritten Jahrhundertviertels – Becksmann datiert den Kirchenbau etwas spät in die siebziger und achtziger Jahre. E. J. Beer hält ihn gegen 1270/75 für vollendet, wohl mit Bezug auf das 1276 in Konstanz abgehaltene Generalkapitel des Ordens. Deutlich wird der Einfluß besonders in der Kreuzganganlage<sup>20</sup>. In Zürich hat die zwischen 1230 und 1240 errichtete basilikale Anlage ihren Chor erst in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts erhalten<sup>21</sup>, ebenso die einschiffige, 1269 geweihte Kirche der Dominikanerinnen von St. Katharinenthal, deren Altarhaus 1305 gebaut wurde; Zeichen dafür, daß sich die ersetzten ersten Gebäude noch in vorwiegend spätromanischen Formen gehalten

19 A. KNOEPFLI a. a. O. Bd. II (1969) S. 179f., 197 u. 221.

20 F. X. KRAUS, KDM Konstanz (1887) S. 249f. mit Fig. 65–70; Graf EBERHARD ZEPPELIN, i. Schr. d. V. für Gesch. des Bodensees 6 (1875) S. 14ff.; M. B. HILBERLING, OP, Das Dominikanerkloster... Konstanz... (Sigmaringen 1969). Vgl. A. KNOEPFLI a. a. O. (1961) S. 264–267 mit Abb. 172, ferner R. KRAUTHEIMER, Die Kirchen der Bettelorden in Deutschland (Köln 1925) S. 60f., Abb. 103; H. KONOW, Die Baukunst der Bettelorden am Oberrhein. In: Forsch. z. Gesch. d. Kunst am Oberrhein VI (Berlin 1914) S. 5f. u. Abb. 10–21; R. BECKSMANN 1979 (oben Anm. 7) bes. S. 133 mit Plan Fig. 84. Die von Tafel gez. Pläne im Staatl. Hochbauamt Konstanz.

haben, weswegen man sie wohl auch, außer aus praktischen Gründen, modernisieren wollte. Von der Konstanzer Predigerkirche sind in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts vom Stuttgarter Architekten Tafel Pläne aufgenommen worden, bevor er sie zum »interessantesten Gasthof Deutschlands« umfunktionierte. Aus diesen Aufnahmen ist zu ersehen, daß die Sakristei und die Südabseite Rundbogenfenster, der Obergaden des Schiffes und der Chor aber spitzbogige Lichtöffnungen besaßen. In Konstanz wechselte man also die Fensterart während des Baues, ähnlich wie zuvor in Zürich bei der Errichtung des Kreuzganges, im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts<sup>21</sup>. In Konstanz übernahm man für den Kreuzgang (Abb. 31 und S. 321 ff.) nur die fortgeschrittenere der beiden Fensterformen: bei den dreiteiligen Gruppen lasten die profillos tief ins Gefüge geschnittenen Spitzbogen auf hintereinandergestellten, aneinander fast berührenden Doppelsäulen. Diese besitzen attische, an der Peripherie verschmelzende Tellerbasen und zwischen Schaft und Kämpfer über profiliertem Ring glatte Kelche. Wie sein Zürcher Vorbild war der Konstanzer Kreuzgang ursprünglich flachgedeckt; die Gewölbe sind jüngeren Datums. Die Dreiergliederung mit Säulen unterscheidet sich nur in den Einzelformen vom System romanischer Kreuzgänge; das macht auch ein Vergleich mit den spätgotischen, pfostengetrennten, fortlaufenden »Fensterwaagen« deutlich, wie ihn die Kreuzgänge des Zürcher Barfüßer- und des Tösser Dominikanerinnenklosters aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts bzw. aus den Jahren 1468–1491 aufweisen<sup>22</sup>.

Ein Werk des Übergangsstils war auch das Nordostportal der Lindauer Stiftskirche Santa Maria<sup>23</sup>. Der Ruf der gestochenen Abbildung in Wegelins 1760 erschienenem Thesaurus rer. Suev. IV ist unverdient schlecht, hat doch ihr Autor, wie er berichtet, das Portal noch vor dem Brand von 1727 nach der Natur und nicht bloß nach der Erinnerung abgezeichnet: *pauloque antea delineatum incium exhibit tabula adjecta*. Daß er genau vorgegangen ist, beweist die Übereinstimmung mit einer von J. Soom nach dem Brand hergestellten, vertrauenswürdigen Ansicht. Das Lindauer Portal kann man als Umsetzung eines romanischen Stufenportals, wie wir es vom berühmten Exempel des kurz nach 1173 anzusetzenden Petershauser Portals her kennen, in gotische Proportion und Sprache bezeichnen. Über dem gotischen Spitzbogen erhebt sich nun statt des waagrechten Beschlusses ein Steilgiebel. Bei der geringeren Breite des Bauwerkes finden die flankierenden Säulen kaum Platz, weil sich zudem zwischen das äußere Paar je ein Cherub schiebt. Daher werden die in Petershausen noch etagenförmig übereinandergerümrten Nischen ins Giebelfeld versetzt, wo sie treppenförmig ansteigen. Leider erlaubt die auf dem Stich naïv wiedergegebene Plastik wenig stilistische Schlüsse, doch dürften die Gesamtformen ins mittlere 13. Jahrhundert weisen.

In ein und demselben großartigen Schwung, dessen Kenntnis wir heute Peter Kurmann verdanken<sup>24</sup>, sind um 1300 der Süd- und Ostflügel des Konstanzer Münster-Kreuzganges, die

21 K. ESCHER, KDM Zürich IV (Basel 1939) S. 237, Abb. 156–158.

22 K. ESCHER, a. a. O. S. 240ff. mit Abb. 164. Zu Töss E. DEJUNG u. R. ZÜRCHER, KDM Winterthur (Basel 1952), S. 320ff.

23 A. HORN und W. MAYER, KDM Schwaben IV, Stadt u. Landkreis Lindau (München 1954) S. 38, Abb. 22 u. 26; A. KNOEPFLI, a. a. O. (1961) S. 239–333.

24 Die Titel sind in Anm. 3 oben aufgelistet. Die Darstellung bei Reiners und z. T. auch in meiner Kunstgesch. des Bodenseeraumes sind danach zu revidieren und zum Teil zu präzisieren. Vgl. auch F. SECKER, Die frühen Bauformen der Gotik in Schwaben. In: Studien z. dtsh. Kunstgesch. 138 (Straßburg 1910).

Konradikapelle und ihr Vorraum gebaut sowie die Mauritiusrotunde umgestaltet und überwölbt worden. Der zum Teil zweischiffige Südflügel des Kreuzganges (Abb. 30) birgt weder romanisches Mauerwerk noch Reste von um 1200 entstandenen Fenstern; er ist auch nicht in mehreren zeitlich auseinanderliegenden und von der Epoche des Ostflügelbaues wesentlich abweichenden Bauabschnitten zustande gekommen. Man hat ihn vor 1300 begonnen und bald darauf vollendet. Freilich, seine Maßwerkfenster sind altertümlicher als die des Ostflügels, und die Überwölbung mag sich zeitlich etwas verschoben haben. Die Stilstufe der Fenster steht im großen ganzen der mauerverhafteten von Chartres noch nahe, die Maßwerkstege haben noch nicht jene Selbständigkeit erreicht, die in Reims einen neuen Abschnitt der Gotik einleitete. Es scheint erst so etwas wie ein Versprechen zu sein, wenn die Zwillingfensterpaare und ihre darüber geöffnete Vierpaßrondelle zwar unter sich von einem Sammelbogen zusammengefaßt werden, das übergeordnete Vierpaß-Rundfenster aber sich gleichsam noch abseits hält und den Anschluß – fast schüchtern – durch sphärische Drei- und Viereckblendens des Zwickelfeldes zu bewerkstelligen sucht<sup>25</sup>.

Einen Übergang zu den wohl 1310/20 entstandenen Fenstern des Ostflügels bildet dort die Lichtöffnung des südlichsten Joches, deren dickere Mittelstrebe noch einen letzten Anschein von Mauerhaftigkeit erweckt. In den nach Norden folgenden Fenstern aber scheint das Maßwerk nunmehr, von der Mauerplatte getrennt, selbständige Wege einzuschlagen. Nur noch vier gleiche dünne Streben stützen das in den Teilbögen reich unterteilte Spitzenwerk, eine aus dem Ganzen auskristallisierte Ornamentik von »eisblumenhaften, starren Strahlen«<sup>26</sup>. Aber wir werden weiter unten doch schon Spuren einer Lockerung zu signalisieren haben.

Was die Wölbung betrifft, so glaubte sie Reiners zur selben Zeit entstanden, wie die des zwischen 1453/80 von Ensinger darüber gebauten Kongregationssaales und wie die Gewölbe des Konradikapellen-Vorraumes (Abb. 32), der Mauritius-Rotunde und ihrer Kapellen, also im 15. Jahrhundert. Bei dieser Datierung ging er offensichtlich von der Lehrmeinung aus, die kantigen Profile müßten jünger sein als die in Birnstabformen endigenden, wie solche den südlichen Kreuzgang und die Konradikapelle selbst auszeichnen. Bestätigt mochte er sich in diesen Ansätzen fühlen durch die annähernde Übereinstimmung »seiner« kantigen und mit flacher Stirn schließenden Rippen-Profilgruppe mit den Rippen der Alten St. Nikolauskapelle, deren Gewölbe in die Wandmalerei einschneiden, die ihrerseits im ersten Drittel des 15. Jahrhunderts entstanden ist. Bestätigt auch durch die »spätgotische« Art, mit der ein Teil dieser Rippen ohne Konsolen oder Kapitelle in die Rundpfeiler bzw. die glatten Wände einlaufen. Die Bauvorgänge jedoch drängen sich in Wirklichkeit auf Jahrzehnte vor und nach 1300 zusammen.

Die Rippenprofile sind im südlichen Kreuzgang, dem südlichen und nördlichen Anschlußjoch des Ostflügels und in der Konradikapelle dieselben; ihre Stirnen enden in einem kleinen »Birnstabtropfen«. Dasselbe Rippenprofil läßt sich auch für den abgebrochenen Nordflügel erschließen; dafür spricht das entsprechende nördliche Anschlußjoch des Ostflügels. Einerseits stimmen der zweischiffige Teil des Südkreuzgangs und der Vorraum zur Konradikapelle in Sockel und Basenprofil der Rundsäulen und in der Verschneidung der Rippen mit deren Schaft

25 Die Rondellen sind nicht, wie Reiners und ich ihm folgend annahmen (S. 214–228), später ausgebildet worden, was Kurmann (1975) S. 341 f. klar beweist.

26 P. MEYER, *Das Ornament in der Kunstgeschichte* (Zürich 1944).

völlig überein<sup>27</sup>; dieselbe Rippenverschmelzung ist übrigens auch im 1299 begonnenen Chor der Zisterzienserkirche Salem zu beobachten. Andererseits sind die 1313 geweihte Konradikapelle und der Südkreuzgang darin verwandt, daß ihre Rippen fast bodentief auf dem niedrigen Wandsockel ansetzen und ungehemmten Laufes zum Gewölbescheitel gehen. Ihre Profile, erwähnten wir bereits, enden alle beide in kleiner Birnstabform.

Die steilgekehrten, kantigen, weil mit schmaler gerader Stirn endigenden Rippenprofile wiederum erscheinen im Vorraum der Konradikapelle, im östlichen Kreuzgangflügel, mit Ausnahme des südlichsten und nördlichsten Joches – sie stützen sich hier auf Konsolen in Kämpferhöhe ab –, sowie am Gewölbe der Mauritiusrotunde, die R. Becksmann sicher in die Zeit zwischen 1283 und 1313 verlegen kann<sup>28</sup>. Kantige Profile verwendete man zu Anfang des 14. Jahrhunderts auch in Salem sowie in Maulbronn und Bebenhausen. Die 1320/30 bzw. 1335 entstandenen Kapitelsäle der beiden zuletztgenannten Orte besitzen aber nicht nur dieselben Profile wie unser Vorraum zur Konradikapelle, sondern bilden auch eine entsprechende frühe Stern-Figuration<sup>29</sup> und zeigen verwandten Schlußsteinschmuck: zu Wirbeln geordnete Buckelblätter. Diese Schlußsteinornamentik (vgl. Abb. 11), im Vorraum zur Konradikapelle klar gegliedert und präzise ausgeführt, findet sich außerdem wieder in der Konradikapelle selbst, wenngleich derber und verwaschen, sowie im Ostflügel des Kreuzganges, wo die Blattform zwar wieder gut ziseliert worden ist, jedoch die Wirbelform krautig überspielt<sup>30</sup>.

Nach all dem Gesagten darf der Konstanzer Münsterbauhütte für die Jahrzehnte vor und nach 1300 eine »kaum zu überbietende Sicherheit im Umgehen mit den Architekturformen des style rayonnant« zuerkannt werden, eine mühelose Bewältigung der »hochkomplizierten Formensprache hochgotischer Architektur«<sup>31</sup>. Dies befähigte sie, in den Maßwerken des östlichen Kreuzgangflügels von 1310/20 in erstaunlichem Maße schon fischblasenähnliche Formen, ein »Protoflamboyant«, in ihr Repertoire aufzunehmen, wie Gleiches R. Becksmann bei den Seitenschiffen der Chor-Erdgeschoßzone im Salemer Münster festgestellt hat<sup>32</sup>. Alles in allem eignet dem Wirken der Konstanzer und der Salemer Hütte ein der allgemeinen Entwicklung vorausseilender Zug zur spätgotischen Formenwelt gleichsam *avant la lettre*. Wenn J. A. Schmoll gen. Eisenwerth in dieser Beschleunigung weniger einen progressiven als einen retardierenden Charakter erblickt, der einer aus dem Ordensgeist (der Zisterzienser) erklärbaren Zurückhaltung in der Anwendung des hochgotischen Formenapparates entspringe, so hätte in unseren Verhältnissen die in Salem tatsächlich wahrzunehmende Tendenz, eher

27 Eine Ausnahme bildet einzig der original 1493 datierte, also erst in diesem Jahre eingestellte bzw. ausgewechselte Mittelpfeiler.

28 Entgegen REINERS a. a. O. (oben Anm. 15) S. 203. R. BECKSMANN 1968 (oben Anm. 7) S. 69 u. 80.

29 Dazu vgl. außer KURMANN (oben Anm. 3) K. H. KLASSEN, Deutsche Gewölbe der Spätgotik (Berlin DDR 1961<sup>2</sup>), besprochen von N. PEVNER in Art Bulletin 41 (1959) S. 333.

30 Die allgemeine Verbreitung solcher Blattwirbel-Schlußsteine zu dieser Zeit belegt etwa das Hauptgewölbe von Kappel a. Albis, um 1300 (H. FIETZ, KDM Zürich/Land I – Basel 1938 – Abb. 223), im Fraumünster Zürich gegen 1320 sowie in der Predigerkirche Zürich im 1. Drittel des 14. Jhs. (K. ESCHER, KDM Zürich IV (Basel 1939) Abb. 108f. bzw. 147 u. 149. Betr. Fraumünster auch I. FUTTERER, Got. Bildwerke i. d. dtsh. Schweiz (Augsburg 1930) Ka. Nr. 223.

31 KURMANN 1975 (oben Anm. 3) S. 344f. u. 348.

32 BECKSMANN 1968 (oben Anm. 7) S. 162, Anm. 352.

wegzunehmen als hinzuzufügen, die Konstanzer Münsterbauhütte in diesem Sinne beeinflussen müssen. Aber sicher ist dies bei der praktischen Gleichzeitigkeit beiderseitiger Tätigkeiten keineswegs<sup>33</sup>.

Die gegen 1300 weitgehend abgeschlossene Rezeption gotischer Formalelemente französischer Herkunft hat Architektur, Plastik einschließlich die Goldschmiedekunst sowie Wand-, Buch- und Glasmalerei gleichermaßen erfaßt. Nach neuer Wertung der Architektur stehen die Künste des Konstanzer Kreises allesamt auf der Höhe ihrer nur wenig älteren französischen Vorbilder. Wenn wir, die Architektur abschließend, uns noch den zisterziensischen Bauten zuwenden, so müssen wir uns hier mit wenigen Ausblicken auf Salem begnügen<sup>34</sup>.

Salems erstes Gotteshaus, 1179 in beträchtlichem Abstand zum Gründungsjahr 1137 geweiht, mußte durch einen neuen Stiftsbau ersetzt werden; mit ihm wurde 1299 begonnen (Abb. 33). Der Konsekration von sieben Altären in den Jahren 1307 (oder 1309?) kann entnommen werden, daß damals der Chor schon weitgehend vollendet war. Schwerfällig schritt dagegen der Bau des Langhauses voran; er kam erst 1414 zu seinem Ende. Nur die Straffheit der damals noch durchgehaltenen Ordensbauvorschriften haben auffällige Naht- und stilistische Knickstellen vermeiden können; noch wirkte das bernhardinische Exemplum nach. Der Bau ist kubisch streng und plattenhaft geschlossen, er steht an der Grenze zum Spröden. Die ornamentlosen Glieder sind, wie sich Dehio<sup>35</sup> über die zisterziensische Baukunst ausgedrückt hat, »von hagerer Schärfe«; das Straffe geht dem Komplizierten aus dem Wege. Der einfachste Rechteckgrundriß, den ein umlaufender Sockel unerbittlich zusammenfaßt, entfaltet erst in der Obergadenzzone die Absicht seiner Kreuzesstruktur. Auch von der Binnenorganisation des Raumes ist außen wenig zu spüren: an das dreischiffige Langhaus fügen sich wohlverpackt Querhaus und Vierung, die sich in einem im Kern polygonal geschragten Altarhaus und einem hufeisenförmig darum gebauten, die Chorschräge aufhebenden Kapellenkranz fortsetzen, so daß der Chor nach außen wiederum eine gerade Stirn darbietet.

Der gleichmäßige Taktschlag der Joche wird freilich nach außen getragen, der Gewölbeschub jedoch nicht durch sichtbare, sondern durch im Dachraum versteckte freie Bogen nach Kathedralenart auf die Strebpfeiler gelenkt, also wiederum mit einem Mindestmaß an sichtbarem, konstruktivem Aufwand. Die Mauerplatten werden nur in den Giebelfeldern durch außen vorgestellte steinerne Harfen tiefer geschichtet; sonst vermag das vorgeblendete Stabwerk die glatte Fläche kaum zur zarten Kräuselung zu bringen. Zwischen den genannten Außenstrebpfeilern öffnen sich hohe, maßwerkverschleierte Spitzbogenfenster, die sich zumeist mit Drei- und Vierpässen bescheiden, an den acht Bahnen des nördlichen Querhausfensters aber zu einer strahlenden Rose erblühen und bei näherem Zusehen, z. B. bei den Chorfenstern, schon Flamboyantmotive verwenden.

33 J. A. SCHMOLL, gen. EISENWERTH in »Formositas románica« (Festschrift J. Gantner, Frauenfeld 1958) S. 177. Dazu auch W. GROSS, Die abendländische Architektur um 1300 (Stuttgart 1947).

34 Die genauen Titel der Literatur zu Salem in Anm. 612 in KNOEPFLI 1961 (oben Anm. 2). Vgl. den Text S. 269 ff., bes. S. 275–280, 317 f. Allg. Lit. zur Zisterzienser-Romanik Anm. 604–606: F. X. KRAUS 1887, H. LEHMANN 1916/17, O. HAMMER 1917 (Diss. Stuttgart) u. 1920, J. KLEIN 1925 und 1928, H. GINTER 1934, L. SCHÜRENBERG 1938, G. WEISE 1952 u. GRAF KALNEIN 1956 u. 1958. Zu Kappel s. KNOEPFLI a. a. O. S. 279 f.

35 G. DEHIO, Hb. d. dtsh. KDM. III, Süd-Deutschland (Berlin 1908) S. 451.

Im Inneren entbehren die Mauerplatten der Tiefgliederung und einer plastischen Durchbildung; jedes Zuviel wäre als Luxus empfunden worden. Die kantig gekehlten Rippen des Hauptgewölbes gleiten, ursprünglich ohne Kapitelle und Konsolen – die jetzigen Holzattrappen sind Zufügungen des 18. Jahrhunderts – dreiegebündelt die Wand hinab, bis sie über den Arkaden vom Gesimse aufgehalten werden. Ein Rundstab allein durchdringt das Hindernis und rinnt als fadendünnem Sendling des Baldachinsystems bis auf die Höhe der Arkadenbogenansätze, um dort, zugespitzt, in die Wand einzulaufen. Daß die »Dienste« den Boden nicht erreichen, sondern einheitlich von den Deckplatten der Rundpfeiler aufgehalten werden, entspricht der »vorklassischen« Stufe der Kathedrale bis 1200, so den alten Teilen von Notre-Dame-de-Paris und im Bau von Laon. In Chartres, Reims, Amiens u. a. wird mindestens einer der Gewölbeträger ganz bis zum Boden geführt; die übrigen »zerfasern« von oben nach unten. Das gliederungsscheue Salem bewahrt also eine Zwischenstufe, die an die zweifache Herkunft der Dienste erinnert: Element der Wandgliederung wie des luftwurzelnähnlichen Auffangens der Gewölbe zu sein. Möglichst rasch die Fläche zurückzugewinnen, entspricht zisterziensischer Kargheit, genügt aber, um den Eindruck eines Übergreifens von unten nach oben und von oben nach unten, eines Steigens und Fallens zugleich und damit von Schwebendem zu erwecken<sup>36</sup>. Mit den getroffenen konstruktiven Maßnahmen war der Gewölbeschub nicht sicher aufzufangen. Deshalb ragen die Arkadenpfeiler wellenbrecherartig verstärkt ins Seitenschiff, womit eine Zwischenzone geschaffen ist, welche eine Fünfschiffigkeit des Raumes vortäuscht. Damit, und ohne daß wir das Thema in Richtung Lichtmystik, Skulpturenschmuck usf. weiter verfolgt haben, dürfte dargelegt sein, daß sich Salems Architektur nicht nur auf der Höhe der Zeit hält, sondern wie die der Konstanzer Bauhütte in Einzelzügen über sie hinausweist.

Was dem Steinmetzen beim Heiligen Grab von ca. 1260, das wir bereits kurz gewürdigt haben, angesichts der Größe und des Widerstandes seines Steines noch etwas vorsichtig und ungelenkt geraten sein mochte, ist keinesfalls ein einsames vorzeitiges Bekenntnis zur gotischen Plastik der Zeit. Denn wenig später geben die Typare und Petschaften zu erkennen, daß die Konstanzer Siegelschneider, Goldschmiede und Kleinplastiker starke Impulse der Pariser Monumentalbildhauerei – vielleicht direkt, wahrscheinlich auch über Straßburg – empfangen und weiter verarbeitet haben. Ein Urteil darüber läßt sich um so eher verantworten, als erhaltene Petschaften weit besser über die Qualität Auskunft geben, als die von Zufälligkeiten mitgeprägten Wachsabformungen. Dies ist bei den Siegeln für das Pelagistift in Bischofszell und für das Dominikanerinnenkloster St. Katharinenthal glücklicherweise der Fall (Abb. 34–37) und berechtigte H.-J. Heuser zu betonen, das St. Katharinenthaler Petschaft dürfe »als eines der schönsten gelten, das uns der Oberrhein jener Zeit geschenkt« habe<sup>37</sup>. Bischofszell ist sicher für 1269 belegt, St. Katharinenthal steht vielleicht schon 1264 in Gebrauch, wenn man das Siegel an der fraglichen Urkunde nicht später angebracht hat; mit Gewißheit läßt sich die Verwendung für 1277 nachweisen.

36 H. SEDLMAYR, Die Entstehung der Kathedrale (Zürich 1950), S. 47ff., 59, 195, 208–220, 247. Zu vergleichen JANTZEN, SIMSON u. a. (oben Anm. 11).

37 Zu Bischofszell: KDm Thurgau III (Basel 1962) S. 27; H.-J. HEUSER 1974 (oben Anm. 4) S. 47–51 u. S. 208 (Siegelkat. Nr. 34); Kat. »Konstanz, ein Mittelpunkt der Kunst um 1300«. Rosgartenmuseum Konstanz 1972, Nr. 54. Zu St. Katharinenthal: I. FUTTERER (oben Anm. 5) S. 194; H. WENTZEL i. Ztschr. f. Kunstwissensch. 13 (1959) S. 174; A. KNOEPFLI 1961 (oben Anm. 2) S. 356; H.-J. HEUSER a. a. O. S. 207, Siegelkatalog Nr. 31; Kat. Konstanz 1972 Nr. 47.

Die gertenschlanken gelängten Gestalten von sanfter S-Form werden teils von lang fallenden, teils von übereinander getürmten Schüsselfalten umhüllt und erinnern an die Apostel des gleichfalls für konstanzisch gehaltenen Churer Reliquienschreines aus dem letzten Viertel des 13. Jahrhunderts<sup>38</sup>, die ihrerseits den Aposteln der Sainte-Chapelle in Paris nahestehen. Das St. Katharinenthaler Siegelbild stimmt fast wörtlich mit jenem eines 1278 bezeugten Typars des Prämonstratenserklosters Knechtsteden bei Köln überein, was wieder einmal die Internationalität des hochgotischen Stils jener Zeit belegt<sup>39</sup>. Die französische beziehungsweise rheinische Art äußert sich in einer Weise, daß Hans Wentzel des fertig ausgebildeten Stiles halber an eine Straßburger Arbeit und H.-J. Heuser an direkten reimsischen Einfluß gedacht haben. Der Vergleich dieser Konstanzer Arbeit mit altertümlichen Werken, welchen noch alle Merkmale eines Stilüberganges anhaften, bestätigt den außergewöhnlichen Rang. Den Stilwechsel bekundete zum Beispiel jener Kelch im Kloster Weingarten, der nur durch den sehr genau wirkenden Kupferstich bekannt geworden ist, welchen Abt Gerbert von St. Blasien einer Veröffentlichung von 1778 beigab. Der gravierte Kelchtext teilt auch mit, daß ein Konstanzer Meister Konrad von Hausen der Schöpfer gewesen ist. Von diesem um 1250 anzusetzenden Werk aus bzw. von den übereinstimmenden Tondi (Geburt Christi) hat Heuser auf denselben Meister geschlossen, welcher die Burse im Konstanzer Münsterschatz geschaffen haben muß<sup>40</sup>. Die alttestamentlichen Medaillons des Weingartner Kelches entsprechen denen am 1235 zu datierenden Kelch aus St. Trudpert, der nach New York abwanderte und als Werk eines Freiburger Goldschmiedes angesprochen wird. Das weist auf Beziehungen Konrads von Hausen zum dortigen Kreis. Die Burse im Münsterschatz von Konstanz fällt zunächst durch Reste romanischen Wesens und durch die byzantinisch anmutende Unruhe von Motiven zackigen Stils auf. Das Eichenlaub aber und ganz besonders der Typus des Kruzifixus mit den aufgebohenen Armen zeigen intensive Berührung mit Gotik. Da die Tätigkeit Konrads mit den Jahren 1246 und 1281 umgrenzt werden kann, ist einer Datierung in die sechziger Jahre nichts entgegenzuhalten; dem irrtümlich als konstanzische Besonderheit betrachteten Kruzifixtypus begegnen wir schon um 1250/60 am Kreuz im Freiburger Münsterschatz<sup>41</sup>.

Noch vor wenigen Jahren hat die Forschung mehrheitlich der Annahme einer großen, weit herum führenden Goldschmiedewerkstatt in Freiburg i. Br. zugestimmt, deren Erzeugnisse sich um die Persönlichkeit eines Meister Johannes zu gruppieren schienen. Diese Hypothese ist weitgehend zerfallen, weil gerade die besten der Werke wieder haben aus diesem Zusammenhang herausgelöst werden müssen, nämlich der berühmte, 1250/60 entstandene Buchdeckel aus St. Blasien in St. Paul im Lavanttal, dessen Evangelisten-Rondellen denen eines Einbandes aus der Sainte Chapelle in Paris entsprechen, der in der Pariser Nationalbibliothek Nat. lat. 17326 aufbewahrt wird. Ferner das St. Trudpert Kreuz in Leningrad, dem man Beziehungen zur

38 H.-J. HEUSER a. a. O. Werkverz. 50, Abb. 262–266; A. KNOEPFLI a. a. O. S. 351 u. 362f. Dazu Anm. 811.

39 W. EWALD, Rheinische Siegel IV, T. 44, Nr. 3 (Bonn 1933/42 u. 1972); vgl. W. SAUERLÄNDER, Got. Skulpturen Frankreichs 1140–1270 (München 1970) Nr. 275 (Madonna v. S. Jacques in Compiègne).

40 Zu Konstanz: H. REINERS, Das Münster ULF zu Konstanz (1955) S. 433f.; A. KNOEPFLI (oben Anm. 2) S. 362; H.-J. HEUSER a. a. O. S. 147f., Werkverz. 45, ebenda, zu Weingarten S. 146f., Werkverz. 44, Texte S. 44–46 mit Abb. 235–238, ferner J. KRUMMER-SCHROTH, 1977 (oben Anm. 4) S. 74.

41 H.-J. HEUSER a. a. O. S. 25ff., Werkverz. S. 126f., Nr. 11, Abb. 91–96.

Straßburger Westfassade, zu Paris und Saint Denis nachrühmt<sup>42</sup>. Damit lockert sich auch die enge Verbindung der bisher mit Freiburg in einem Atemzug genannten Kreuze aus Haslach (Kreis Tettngang) um 1270, Ittingen (Mus. Frauenfeld) um 1280, im Badischen Landesmuseum Karlsruhe um 1290 und aus dem 14. Jahrhundert die Kreuze von Bodman und Saulgau, ferner der Johannes- und Paul-Schrein auf der Reichenau. Ob Straßburg an die Stelle von Freiburg treten kann, ist allerdings für die in der zuletzt genannten Gruppe<sup>43</sup> erwähnten Werke zum Teil fraglich, so für das Ittinger Kreuz, welches zuvor wahrscheinlich den Kartäusern von Freiburg gehörte<sup>44</sup>. Andererseits ergibt ein Vergleich etwa der Evangelistenstanzten für die Johannes-Werkstatt in Freiburg eine trockenere und steifere Auffassung, und angesichts der Bedeutung Straßburgs als Umschlagplatz gotischer Formen darf man auch an eine Wanderschaft straßburgischer Model denken. Der genannte Reichenauer Schrein wiederum entspricht dem Stil der vor 1312 entstandenen Konstanzer Glasmalereien<sup>45</sup> derart, daß er ebenso wie der von Heuser nach Zürich verwiesene Wettinger Stifterkelch – um 1290/1300 in der Werkstattnachfolge des Ziboriumsmeisters geschaffen? – für Konstanz reklamiert werden darf<sup>46</sup>, ebenso die älteren Teile des Großen Reliquiars der Radolfzeller Hausherrn, der hll. Theopontius und Senesius<sup>47</sup>; ihn läßt Heuser hingegen im Freiburger Kreis beheimatet. Das um 1330 geschaffene Stück erhielt 1412 ein neues Dach, 1540 neue Seitenwände. Schwach sind andererseits die Indizien für konstanzische Herkunft des sogenannten Fürstenbergkelchs im Villinger Münsterschatz. Wir finden an diesem Kelch von 1250/60 ein flach angepreßtes Rankenwerk, das als Vorstufe zu den tieferen Laubtapisserien gelten darf, die später z. B. am Ittingerkreuz vorkommen<sup>48</sup>.

Neue Einsichten in die hohe Qualität der Konstanzer Goldschmiedekunst um 1300 haben sich ergeben, seitdem Heuser, einem vorsichtigen Vorschlag von K. Guth-Dreyfus mit Bestimmtheit folgend, die bisher von Otto von Falke in Wien angesiedelte Werkgruppe schmelzverzierter Werke nicht nur einem Konstanzer Ableger, sondern der Bodensee-

42 Katalog L'Europe Gothique (Paris 1968) S. 410, Abb. 110f.; K. GINHART, KDM St. Paul, Benediktinerstift, Österr. Kunsttopogr. 37 (Wien 1969); R. SUKALE, Studien zur Stilbildung u. z. Stilwandel der Madonnenstatuen der Ile-de-France zw. 1230 u. 1300. Diss. München 1971; D. LÜDKE, Statuetten der got. Goldschmiede... 1230–1530. Diss. Tübingen 1973; H.-J. HEUSER a. a. O. S. 128–131, Werkverz. 13 u. S. 202, Werkverz. 232; J. KRUMMER-SCHROTH 1977 (oben Anm. 4).

43 H.-J. HEUSER a. a. O. Werkverz. Nr. 14, 31, 33, 29, 48, 35; J. KRUMMER-SCHROTH a. a. O. S. 71. Das Kolmarer Kreuz wird auch von Heuser Konstanz zugewiesen.

44 A. KNOEPFLI in Ztschr. f. schweiz. Archäologie u. Kunstgesch. 10 (1948) S. 43–56 mit Abb. T. 25–32; H.-J. HEUSER a. a. O. Werkverz. Nr. 35, Abb. 193–228.

45 F. X. KRAUS und H. WIENECKE halten ihn für franz. Arbeit, K. GRÖBER i. d. »Kultur der Reichenau« 1925 setzt ihn um 1310/30, H.-J. HEUSER a. a. O. (1974) um 1330 an, wobei er ihn in einer Freiburger Werkstatt entstanden denkt. A. STANGE (1932) datiert »um 1340«, I. FUTTERER (1930, oben Anm. 5) um 1310/20, I. KRUMMER-SCHROTH (1977, oben Anm. 4) kurz nach 1310. Ich folgte in der Kunstgesch. des Bodenseeraumes 1961 S. 363–365 H. WENTZEL (1952, oben Anm. 6), der 1300–1310 vorschlägt.

46 P. COLUMBAN SPAHR, Der sog. Wettinger Stifterkelch. In: Jahresbericht des Gymnasiums Mehrerau (zugl. Nr. der Mehrerauer Grüße) 1957/58, S. 1–16; A. KNOEPFLI a. a. O. S. 356–360 mit Lit. Anm. 826; G. AMMANN, Die bild. Kunst der Gotik; in Bd. IV von K. ILGS Landes- und Volkskunde Vorarlbergs (Innsbruck/München 1967) S. 96; H.-J. HEUSER a. a. O. Werkverz. Nr. 126, S. 195f. Abb. 674–685.

47 A. KNOEPFLI a. a. O. S. 364 mit Lit. in Anm. 840; H.-J. HEUSER a. a. O. Werkverz. Nr. 41, Abb. 231–233.

48 H. MÜLLER in Katalog »Suevia sacra« (Augsburg 1973) Nr. 145, Abb. 131; H.-J. HEUSER a. a. O. Werkverz. Nr. 131, Abb. 720–723.



Metropole selbst zuweist<sup>49</sup>. Auszugehen ist dabei vom Ziborium in Klosterneuburg bei Wien, welches von den Habsburgern gestiftet worden sein könnte und eine ganz hervorragende Arbeit darstellt: der gotisch-kantige Gefäßkörper nimmt eine Folge von opaken Grubenemailbildern auf, die Heuser schon um 1270/80, I. Krummer-Schroth, wohl zutreffender, erst im frühen 14. Jahrhundert entstanden denkt. Im einen Fall wird die flackrig erregte Art der Darstellungen rückläufig mit dem zackigen Stil, im anderen mit ähnlichen Bildungen späterer französischer Buchmalerei in Bezug gesetzt. Man müßte auch einmal die technischen Bedingungen des »Schnittes« mitberücksichtigen. Stimmt die spätere Datierung, so wären die Zeitanätze der von Heuser der »Ziboriumswerkstatt« zugewiesenen Werke entweder neu zu überdenken oder eine neue Ausscheidung vorzunehmen; es gilt dies für das Kreuz aus der Mehrerau im Museum von Cleveland, für die Kreuze von Engen und in Brixen sowie im Musée de Cluny Paris, ferner für das Bursenreliquiar in Baltimore. Unhaltbar wird bei einer Spätdatierung des Ziboriums die Zuschreibung an seinen Werkstattkreis für eine Reihe zeitfixierter Siegel: Münsterlingen 1280, etliche Konstanzer Bischofssiegel sowie für Petschaften der Abteien von St. Gallen und Fisingen oder der Stadt Frauenfeld. Ihr Stil ist uneinheitlich, teils herrscht dumpfe Körperlichkeit vor, teils bringt eine grätige Faltengebung die Formen wieder in Fluß<sup>50</sup>.

Wie streng man auch die Zuschreibungen zur Konstanzer Goldschmiedeschule besagter Jahre unter die Lupe nimmt, es verbleibt noch hinreichend Material, um ihren ungemein hohen Stand zu erweisen und zu erkennen, wie sie in den damals modernen Techniken des Niello, der opaken Emaillierung, des sogenannten versenkten Reliefs bis zu deren Synthese im durchsichtigen Auftrag wohl bewandert war. In diesem Zusammenhang soll noch einmal auf die engen Beziehungen der Habsburger mit der Bischofsstadt hingewiesen und an die direkten damaligen Kontakte mit dem Zentrum Paris erinnert werden<sup>51</sup>.

Vor allem mit der Technik des versenkten Reliefs und der Emaillierung erreicht nun die Goldschmiedekunst eine ähnliche Tiefenwirkung wie durch aufgelegte Laubteppiche. Die Zerlegung der metallenen Fläche in optisch verschiedene Zonen entspricht der Wandschichtung im Kathedralbau, mit der, als Antipode des Maßwerkes, die unermessliche Ferne herangeholt bzw. die Raumgrenzen aufgehoben werden sollen. Eine Aufgabe, welche in architektonisch bescheidensten Fällen und bei größeren Mauerflächen auch die Wandmalerei übernommen hat.

49 O. v. FALKE i. Ztschr. f. christl. Kunst 19 (1906) S. 321–336, ferner in »Pantheon« 8 (1931); C. R. AF UGGLAS, Bidrag till den gedeltida guldsmedskonsten historia Bd. II (Stockholm 1948) S. 291. Vgl. ferner H. SWARZENSKI, Recent Literature, Chiefly Periodical, on Mediaeval Minor Arts. In: Art Bulletin 24 (1942) S. 303; A. OHM 1951 (oben Anm. 4) S. 69–72; K. GUTH-DREYFUS (1954 oben Anm. 4), S. 59f.; E. STEINGRÄBER, Artikel Email in Reallexikon z. dtsh. Kunstgesch. V (Stuttgart 1967) Sp. 37f.; H.-J. HEUSER a. a. O. S. 52–58, Werkverz. 53, Abb. 278–291, 293–312; J. KRUMMER-SCHROTH (1977, oben Anm. 4) S. 76.

50 Beizuziehen etwa die Siegel Katalog HEUSER (1974, oben Anm. 4) Nr. 51 (Fisingen 1279), 43 (Münsterlingen 1280), 27 (Bischof Rudolf II. v. Habsburg-Laufenburg 1282/86), 52 (Stadt Frauenfeld 1286), 45 u. 54/55 (Bischof Hch. v. Klingenberg, 1293, 96, 99), 44 (St. Galler Konvent 1294). Zu den vorgängigen Werken, die Heuser der »Ziboriumswerkstatt« zuweist, siehe das Werkverz. 53–58 u. die Abb. 313–332.

51 Zu diesen Beziehungen außer O. FEGER, Gesch. d. Bodenseeraumes II (Lindau u. Konstanz 1958) u. a. S. 275f. etwa P. GEBHARD SPAHR, Die Weingartner Liederhandschrift (Weissenhorn 1968), HEUSER a. a. O. S. 67, Lit. in Anm. 182. Acta Imperii Angliae et Franciae ab anno 1267 ad anno 1313, ed. F. KERN, Nr. 279 (S. 221). Vgl. Anm. 13.

Mit Hinweisen auf zwei Werke anderer Art soll unsere Übersicht auf die weitverzweigte, komplizierte Kunstgattung der Goldschmiedewerke abgeschlossen werden. Der Markusschrein auf der Reichenau ist, als eine Stiftung König Albrechts von Österreich und seiner Gemahlin Elisabeth ausgewiesen, durch Bischof Heinrich II. von Klingenberg in Auftrag gegeben worden (Abb. 40 und 41). Er entstand demnach in den Jahren 1303–1305<sup>52</sup>. Das zweite Werk, der Buchdeckel von Beromünster von 1300/1320, läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit mit dem Namen des urkundlich gut belegten Konstanzers Rudolf Nordwin verknüpfen, weil einer seiner klerikalen Brüder bald nach 1319 Chorherr und Official im Stift Beromünster geworden war<sup>53</sup>.

F. X. Kraus hat den Schrein des hl. Markus auf der Reichenau als Schöpfung eines französischen Ateliers bezeichnet, und auch Heuser glaubt in diesem hervorragenden Werk direkte Einflüsse der Kunstzentrale Paris wirksam. Wenn er ihn aber in der Werkstatt-Tradition des Ziboriumsmeisters sieht, so ergeben sich für die Datierung des nach Krummer-Schroth ungefähr gleichzeitigen Ziboriums wiederum Datierungsschwierigkeiten. Wie sein »Zeitgenosse«, der Reichenauer Johannes- und Paulus-Schrein, unterscheidet er sich von den ober-rheinischen Schreinen derselben Zeit: Diese – die oberrheinischen Schreine – gleichen den schattenreich zerklüfteten Cathedralmodellen mit vollplastischen Figuren in tiefen Arkaden, jene bilden in ihrer kristallhaft-flächigen Geschlossenheit einen Silberspiegel, der ähnlich spannungsvoll wirkt, wie einst die weiten Goldgründe ottonisch-reichenauischer Miniaturen. In den durch Bänder markierten Feldern des Johannes- und Paulus-Schreines sitzen flache Reliefplaketten; ein Kreuz gliedert die Giebelseiten, unter diesem stehen je zwei Gestalten. Beim Markusschrein scheint die gleichförmige Unterteilung der Flanken durch wein- und eichenlaubgezierte Bänder den Lauf der Erzählung und der Blendarkadenbrücken kaum aufzuhalten; sechs getriebene Medaillons besetzen die Dachschräge. Die zur Jugend Jesu zählenden Szenen mit ihren zarten, weichgewandeten und überschlanken Gestalten und ihren liebreizend gestalteten Gesichtern sind in der Gebärde verhalten, im Ausdruck besinnlich. Der Meister der Passionsszenen gestaltet strenger, dramatischer und zeigt Verwandtschaft mit den Bildern der Kelche in der Mehrerau und in der Pfarrkirche Sigmaringen<sup>54</sup>. Dem Meister der Jugend Jesus möchte Heuser auch das Bartholomäus-Büstenreliquiar auf der Reichenau zuschreiben, dem Meister der Passion den nach Baltimore veräußerten Kelch, der im 17. Jahrhundert dem Bischof Franz Johannes von Praßberg gehört hatte und vielleicht aus dem Konstanzer Stift St. Johann ans Domstift gelangte<sup>55</sup>. Die Meisterhände äußern sich auch in den Dreipaß-Schmelzen mit Prophetenbüsten, sanft die einen, schärfer individuell ausgeprägt und eigentliche Charakterköpfe die andern.

Der Einklang durchschimmernder Schmelze und der Lichtspiele von Gold und Silber macht den Beromünster Buchdeckel zu einem besonders harmonischen Werk. Er wurde zu einem um 1300 geschriebenen Evangelistar geschaffen und steht am Ende einer Typenreihe, welche die

52 H.-J. HEUSER a. a. O. S. 67, Werkverz. Nr. 61, S. 162–164; A. KNOEFLI a. a. O. S. 363. Vgl. die vom Bischof und Gubernator Heinrich II. v. Klingenberg am 16. Juni 1303 ausgestellte Urkunde.

53 Die urkundlichen Belege bei HEUSER a. a. O. S. 225 f. Zum Werk ebenda Werkverz. Nr. 66, S. 167–169, Abb. 452–460; A. KNOEFLI a. a. O. S. 358; Katalog Konstanz 1972 Nr. 43; J. KRUMMER-SCHROTH (1977, oben Anm. 4) S. 76.

54 H.-J. HEUSER a. a. O. Werkverz. Nr. 64 S. 164 f., Abb. 403–413 und Nr. 126 S. 195 ff., Abb. 674–685.

55 Ebenda Nr. 62 S. 164 mit Abb. 402 und Nr. 65a S. 165 mit Abb. 414–423.

Vorderseiten als Schauffassaden gotischer Architektur ausgebildet. Besiedeln die Figuren des um 1250/60 entstandenen straßburgischen Buchdeckels von St. Blasien eine vorgegeben scheinende, tiefgreifende Architektur, so ist diese beim konstanzischen Bucheinband zum Donaueschinger Codex 309 schon zur flachen Staffage geworden. Diese Goldschmiedearbeit<sup>56</sup> wurde durch die Grafen von Werdenberg-Sargans in den siebziger Jahren gestiftet; ihr Meister hat sowohl Formengut in der Art der Siegel von Bischofszell und St. Katharinenthal als auch solches des Konrad von Hausen aufgenommen. Beim Beromünster Buchdeckel sind die Figuren *noch* weniger auf die Architektur, als umgekehrt diese auf die Figuren ausgerichtet; im Verein mit den Emails wirkt das Ganze überaus malerisch. Zum Teil schon die Tiefschnittschmelze, bestimmt aber die zentrale Gestalt des Guten Hirten erreichen jenen Grad an Schmiegsamkeit und Beschwingtheit, welcher fugenlos sich dem Stand konstanzischer Malerei um 1310 anschließt. Es verläuft die Entwicklung gleich wie bei Reliquienschreinen und, in bezug auf den Weg vom körperlich Festgebauten zum volumenarm Fließenden, wie bei der Gestaltung des gekreuzigten Heilandes. Man betrachte die Kreuze aus Ittingen in Frauenfeld und aus der Mehrerau in Cleveland, beide um 1280, und ein etwas jüngeres im Badischen Landesmuseum Karlsruhe<sup>57</sup> im Vergleich mit dem Kruzifixus des Reichenauer Markusschreines von 1303/05 oder dem gleichzeitiger Buch- und Glasmalereien. Das spätromanisch Statuarische, Repräsentative des sieghaft österlichen Christus weicht Schritt um Schritt dem Heiland im Zeichen des Karfreitags: der gequälte, schmerzgekrümmte, schmächliche Leib ist tief zwischen den schalenartig aufgebohenen Armen eingesunken, der Kopf sterbend zur Seite geneigt. Verbreitet der um 1300 geschnitzte Kruzifix in der ehemaligen Dominikanerinnenkirche St. Katharinenthal den Frieden überwundener Passion, so gerinnen im kleinen des Liebenfelder Meisters um 1330 Blut und Tränen zum Ausdruck unermesslichen Leides.

Mußte zwischen 1260 und 1300 die Goldschmiedeplastik vielfach in die Lücke treten, so können wir den Faden des Bildhauerwerkes um 1300 neu aufgreifen mit der in Sandstein gemeißelten Grabfigur des hl. Konrad in der ihm geweihten damals gebauten Kapelle des Konstanzer Münsters<sup>58</sup> (Abb. 38). Der Tote, mit den Pontifikalgewändern angetan, ruht geschlossenem Auges auf der Tumba; noch vermeint man die Herkunft von einer Stehfigur zu bemerken. Gegenüber der naiven Unmittelbarkeit der Konstanzer Heiliggrabfiguren (Abb. 39) ist das Werk, im Sinne noch der Kathedralplastik des mittleren 13. Jahrhunderts, doktrinär geworden, im Spannungsfeld stehend zwischen dem Streben nach Wirklichkeitstreue und Individualität und den ideal-unpersönlichen Leitbildern der Zeit. Auch die ungefähr gleichzeitige Verkündigungsgruppe im Überlinger Münster<sup>59</sup> weckt Erinnerungen an die Großplastik von Steinmetzhütten; man denkt an Straßburg, an Freiburg i. Br. Ähnliches läßt sich von der großen Reichenauer Muttergottes sagen: trotz aller klassizistischen Überarbeitung den Adel einer Regina coeli bewahrend, überleitend von der Steh- zur schreitenden Figur, von einem unpersönlichen Präsentieren des Kindes zu mütterlichen Regungen<sup>60</sup>. Noch nicht zum

56 Ebenda Nr. 49 S. 149f. mit Abb. 256–261.

57 Ebenda Nr. 14, 54 u. 29, von Heuser als freiburgisch bezeichnet.

58 P. KURMANN 1975 (oben Anm. 2) S. 321–334.

59 O. v. SIMSON, Dtsch. Plastik. In: Propyläen Kunstgesch. VI (Berlin 1972), S. 249, Dokumentation Nr. 239; A. KNOEPFLI a. a. O. S. 373, Lit. Anm. 863.

60 Ebenda S. 373, Lit. Anm. 862; KURMANN a. a. O. S. 323.

Abschluß gelangt ist diese Entwicklung im Gnadenbild aus der Mehrerau<sup>61</sup>, in der nach dem heutigen Standort benannten Simmersberger Madonna. Streitet sich in dieser Sitzmadonna von etwa 1330 die Pflicht der Repräsentation mit dem Streben nach liebender Gebärde, so läßt sich die innige Zuneigung der Mutter zum Kind durch nichts mehr stören im Bildwerk des Liebenfeler Meisters, der um dieselbe Zeit für das Kloster St. Katharinenthal seine heute in Frauenfeld aufbewahrte Weihnachtskrippe schuf. Hier scheint der Strom der Liebe sogar vom Faltenwurf des Bettlakens aufgenommen und melodios weitergespielt<sup>62</sup>. Der Schritt zum Privaten ist, mit ein Merkmal vollzogener Rezeption gotischer Plastikauffassung, vollzogen.

Die gotische Schnitzkunst setzt zu Ende des 13. Jahrhunderts mit vollgültigen Werken ein, so mit der Großen Muttergottes aus der Silvesterkapelle des Konstanzer Münsters, die im Rosgartenmuseum steht. Wie oft bei Werken des Überganges bekundet man Mühe, ob man sie in einer Phase des »Noch nicht« oder des »Immer noch« unterbringen soll. Das dürfte der Grund sein, weswegen auch kompetente Forscher das Bildwerk erst um die Mitte des 14. Jahrhunderts entstanden denken<sup>63</sup>. Es wird aber ein älterer Typus spürbar, jedoch mit jener Anmut erfüllt und von jener Menschlichkeit durchdrungen, die, nicht allein im Motiv der ineinandergelegten Hände, zur hohen Bildschnitzkunst der wenig späteren Heinrichs-Werkstatt weiterführt. Einen Rest einer älteren Formel für das Kindliche, die merkwürdig unorganische Halbsitz-Halbstehepose des altklug wirkenden Jesusknaben, hat Chr. Benedum als Glied einer Chiffrekette gedeutet, welche bis in die hellenistische Antike zurückreicht.

Zur Heinrichswerkstätte führt uns auch der Stil des St. Katharinenthaler Kreuzes, das noch heute im südlichen Querhaus der Kirche hängt und uns bereits beschäftigt hat<sup>64</sup>. Von Meister Heinrichs Hand selbst stammt ein vielleicht etwas vor 1300 anzusetzendes Frühwerk, der

61 A. KNOEPFLI a. a. O. S. 374, Abb. 193; Lit. in Anm. 867; G. AMMANN Die bild. Kunst der Gotik, in Bd. IV von K. Ilgs Landes- und Volkskunde... Vorarlbergs (Innsbruck/München 1967) S. 75, vgl. ferner desselben Autors Innsbrucker Diss. 1967, Kat. Nr. 1, Abb. 318. Vgl. auch den Inventarband IV, Lindau (1954), S. 464 und Abb. 444f.

62 A. KNOEPFLI a. a. O. S. 380f., Abb. 198. Unter der Steinplastik hervorzuheben ferner ein St. Nikolaus im Überlinger Münster um 1320/30; Der Kopf eines behelmten Ritters im Vorarlberg. LM entstand wohl nur wenig früher und nicht schon »gegen 1300«. E. VONBANK in »Das Münster« 1965/1 u. 2, Abb. 22; G. AMMANN (s. Anm. 61) S. 75; Katalog Konstanz 1972 Nr. 41, S. 100. Der Kopf ist schon sehr individuell wiedergegeben. Stark zerstört die Grabfigur eines Grafen von Montfort in der Stadtkirche Feldkirch, welche nach D. FREY (KDM Feldkirch Österr. KT. 32, Wien 1958) S. 156f. Abb. 92 noch unter Einfluß der Bauhüttenplastik des 13. Jhs. steht, was G. AMMANN S. 75 (s. Anm. 61 oben) wohl veranlaßt, das Werk noch im ausgehenden 13. Jh. anzusiedeln. Wie schwierig es ist, schlecht erhaltene Werke richtig zu datieren, zeigt die Pelagius-Steinfigur, die von Bischofszell (Turm der Stiftskirche) ins Schweiz. LM Zürich gekommen ist. J. R. Rahn hat sie 1894 (Die m'alterl. Architektur- und Kunstdenkmäler des Ct. Thurgau, 1896, S. 61f.) auf Ende 14. Anf. 15. Jh. gesetzt, wobei zu bemerken ist, daß er z. B. auch die Glasgemälde von Frauenfeld-Oberkirch zeitlich gleich spät festsetzt. Ich habe die Statue in KDM Thurgau III (Basel 1962) S. 178f. den Jahren bald nach 1300 zugewiesen, was aber umstritten geblieben ist.

63 Neuerdings eingehend CH. BENEDUM in Jahrbuch der Staatl. Kunstsammlungen Baden-Württemberg 16 (1979) S. 39-46. Vgl. A. KNOEPFLI a. a. O. S. 372, Anm. 860 mit Früh-, Kat. Konstanz 1972, S. 80 mit Spätdatierung.

64 L. FUTTERER (oben Anm. 5), S. 48-50, 119 u. 170; A. KNOEPFLI a. a. O. S. 386, Lit. in Anm. 897; Kat. Konstanz 1972 S. 74, Nr. 28. Daß das Liebenfeler Kreuz S. 76, Nr. 29, St. Katharinenthal um 1330 ebenfalls um 1300 angesetzt ist, dürfte ein Versehen sein.

lebensgroße Johannes Baptist, der von St. Katharinenthal nach Paris abgewandert ist<sup>65</sup>. Es vereinigt schon wesentliche Charakteristika der Werkstatt und ihres Stiles, die zu einem ausstrahlungskräftigen Mittelpunkt konstanzer Kunst nach 1300 werden sollte: für das Wesentliche die knappste, aber formvollendete Formulierung zu finden, die alles Unwesentliche zur Seite schiebt. Diese Eigenschaften vereint besonders das Hauptwerk des Meisters Heinrich in sich, die oft nachgebildete Gruppe des Johannes an der Brust des Herrn, eine aus der erzählenden Darstellung des Abendmahls herausgelöste und zu einem der vornehmsten Andachtsbilder der Mystik gewordene Szene (Abb. 42). Auch sie stammt aus St. Katharinenthal, wo die Nonnen einen intensiven Doppelkult der beiden Johannes pflegten. Heute müssen wir nach Antwerpen wallfahren, um das eindruckliche Werk zu betrachten; der Lieblingsjünger Jesu an der Brust seines Herren gläubig geborgen, liebend in Gott versenkt, ja mit ihm vereint, ein Bild geistlicher Minne, an dem sogar der beide Gestalten verbindende Faltenlauf seinen Anteil zu nehmen scheint<sup>66</sup>. Das Motiv der ineinandergleitenden langen, knöchellosen Hände steht dafür, daß Zweiheit zur Einheit verschmolzen ist. Die Nonnen als Bräute Christi standen solcher Erfüllung der minnenden Seele ganz besonders empfindsam gegenüber (vergl. auch Abb. 43).

Vergleicht man den Kopf des Konradsgrabes in seiner monumental-tektonischen Auffassung mit der Gesichtsbildung in Meister Heinrichs Werken, so wirkt diese ungeachtet der straff zurückfliehenden Wangen, der über weitgespannten Brauenbogen und leicht geschlitzten Augen sich breit wölbenden Stirn sowie des zwischen steilen Nasenflügeln und schmal zulaufendem Kinn gebetteten, vereinfachten Mundes doch unendlich weicher. Die göltige, liedhafte Form mystischer Gefühlswelt ist erreicht. Ob die Jesus/Johannesgruppe Meister Heinrichs als die plastische »Urfassung« des Themas gelten darf oder ob diese Stellung der aus Zwiefalten stammenden Gruppe in Cleveland/Ohio zukommt, lassen wir dahingestellt. Jedenfalls erreicht die gegenseitige innere Zuordnung von Jünger und Herrn nirgends dieselbe Intensität und seelische Tiefe wie sie die Katharinenthaler auszeichnet. Vom Zwiefalter Typus pflegt die Forschung u. a. die Gruppe im Landesmuseum Stuttgart herzuleiten, vom St. Katharinenthaler Bildwerk die Gruppen in der Zisterzienserkirche Heiligkreuztal und, urspränglich in Sigmaringen, in den Staatlichen Museen von Berlin.

Es gehört nicht mehr zu unserem Thema, die St. Katharinenthaler Madonna von 1300/1310, gleichfalls ein Werk Meister Johannes', weiter zu betrachten, oder die auch wieder von den hiesigen Nonnen verehrte Gruppe der beiden schwangeren Frauen, welche ihrem Bildschnitzer den Notnamen »Visitatio-Meister« eingetragen haben und deren kindliche Lieblichkeit in New Yorks Metropolitan Museum zu bewundern ist. Vielmehr wenden wir uns der Malerei zu, deren Hineinwachsen in die Formenwelt der Gotik uns Gelegenheit verschafft, zwei bisher hintangestellte Entwicklungszüge nachzuzeichnen: die Ausbreitung des *dolce stile nuovo* und das neugeborene Ideal des »Beau Dieu«, das im Verehrungszentrum der geistlichen Minne steht.

65 R. VERRÉS in »Pantheon« 9 (1932) S. 188 ff.; H. WENTZEL in Ztschr. für Kunstwissensch. 8 (1959) S. 173; Kat. »L'Europe gothique XII<sup>e</sup>-XIV<sup>e</sup> siècle« (Paris 1968) Nr. 109; Kat. Konstanz 1972 S. 60, Nr. 21.

66 FUTTERER 1930 (oben Anm. 5) S. 66-73; A. KNOEPFLI a. a. O. S. 389-394, bes. 393. Lit. in Anm. 917, Zusammenstellung der Gruppen Anm. 931; R. HAUSHERR, Über die Chr./Joh.-Gruppe. Zum Problem »Andachtsbilder« i. d. dtsh. Mystik. In: Zur Kunst des M'alters, Festschrift H. Wentzel (Berlin 1975) S. 79-103; J. DE COO, Kat. Mus. Mayer v. d. Bergh II (Antwerpen 1969) S. 87 ff.

Der Aufbruch war nur zum Teil ein sanftes Eingleiten in diese Welt, es war auch ein Aufbrechen im wahrsten Sinne des Wortes, bald ein Aufbrechen der romanischen Verblockung, bald ihr stiller Abbau. Der den Übergang regierende sogenannte »Zackige Stil« ist mehr als ein mehr zufälliges Liebäugeln mit Byzantismen; seine splitterigen Formengeschiebe tragen alle Zeichen einer Zertrümmerung und der Nervosität eines Stilwechsels. Aus ihm entpuppt sich dann der linienselige Stil mit dem Gesichtstyp des »Beau Dieu«, wie dies sehr schön etwa im Rheinauer Psalterium Cod. 167 der Zürcher Zentralbibliothek zu verfolgen ist (Abb. 46). Kam dem Gottessohn in der Romanik nach des Propheten Jesaias Worten »weder Gestalt noch Schöne« zu, so orientierte sich nun der Begriff des Göttlichen wörtlich am Lobe des 43. Psalmes: »Du bist der Schönste unter den Menschenkindern.«

Wir verwiesen schon darauf: die Gotik kündigte sich zur Stauferzeit auch sanfter an, mit wirklichkeitsnahen, am antik-Klassischen orientierten Werken, wie bei der wohl sträßburgischen Goldschmiedefassung der antiken (?) Steinschnittarbeit des »Onyx« aus dem thurgauischen Kloster Paradies oberhalb Schaffhausen<sup>67</sup>. Das flach silbergetriebene Falkner-Relief der Rückseite zeigt um 1230/40 die neue Haltung mit dem dünn und eng geriffelt niederfallenden Gewand. Es ist, wie Peter Meyer richtig sah, nicht eine Kunst, die sich der Realität unterwirft, sondern gotischer Naturalismus, der die Kunst zur Natur geführt hat<sup>68</sup>. Einem Vorläufer des »Zackigen Stils« begegnen wir schon im importierten, nach Weingarten geschenkten niedersächsischen Evangeliar von 1065/71, ohne daß seine Formgebung in dieser Beziehung das nachfolgende Weingartner Skriptorium berührt hätte<sup>69</sup>. Das Haupt der Weingartner Buchmalerei, der Bertholdsmeister, modellierte im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts seine pathetisch quellenden, ausdrucks-gewaltigen Gestalten mit einer graphisch weit ausschwingend-rundum laufenden Faltenlandschaft. Wie sich zur selben Zeit Wucht in Zucht zu wandeln beginnt, zeigt dann eine ebenfalls in Weingarten 1200/1217 entstandene Handschrift der Flores von Richard von St. Viktor oder die preziös zierlich und zuweilen leicht unverbindlich flach gewordene Umbildung der Berthold-Stiles durch Heinrich Sacrista<sup>70</sup>.

Als Nachspiel staufischer Hofkunst dürfen auch die leider fast ganz verlorenen Reste von Wandmalereien gelten, die im Altarhaus des Allerheiligen-Münsters zu Schaffhausen m. W. zum erstenmal im Bodenseegebiet mit einer gotischen Architekturräumung auftreten<sup>71</sup>. Sie bildet, zwischen je drei Spitzbogenarkaden, im Zentrum einen überhöhten Flachgiebel; allen ist je ein Kleeblattbogen einbeschrieben. Die Bogenstellungen werden von dünnen Säulen

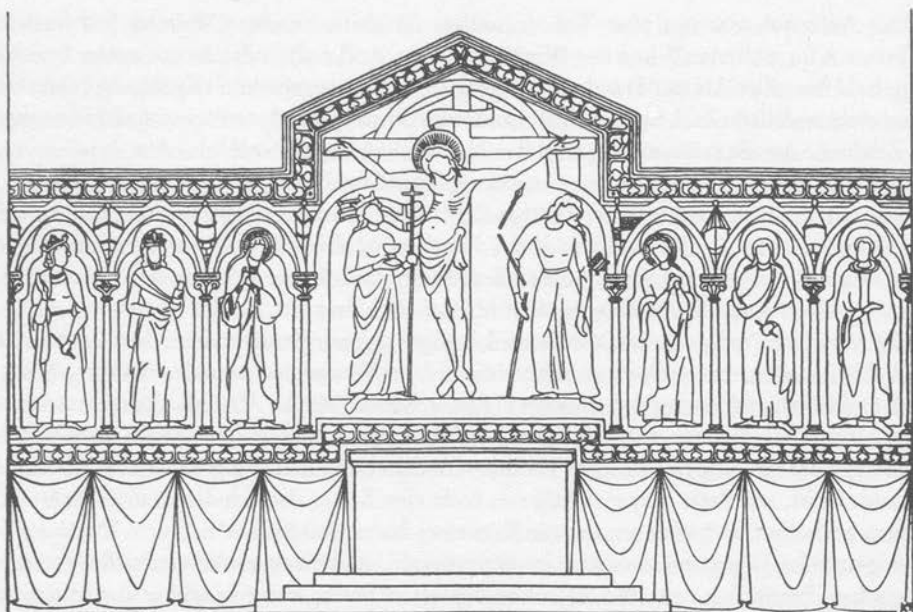
67 A. KNOEPFLI a. a. O. S. 365–368; D. KÖTZSCHE, in Katalog Stuttgart 1977, Die Zeit der Staufer I, Nr. 607 auf S. 481 f.; hier auch die Literatur. Farbabb. Bd. II 424.

68 P. MEYER, Europ. Kunstgeschichte I (Zürich 1947<sup>1</sup>, 1969<sup>3</sup>) S. 260.

69 A. KNOEPFLI a. a. O. S. 99 u. Abb. 76.

70 H. SWARZENSKI, in Festschrift z. 900-Jahr-Feier des Klosters Weingarten (1956) S. 333–340; F. MÜTHERICH in Kat. »Suevia sacra« (Augsburg 1973) Nr. 152 f. S. 192–196; R. KROOS, Kat. »Zeit der Staufer« I (Stuttgart 1977) Nr. 726–729. Ich habe in der Kunstgesch. des Bodenseeraumes I S. 99–102 Heinrich Sacrista noch vor statt nach dem Bertholdsmeister eingereiht.

71 J. u. K. HECHT, Die ... im Kloster Allerheiligen zu Schaffhausen freigelegten Wandmalereien ... In: Schaffh. Beitr. z. vaterl. Gesch. 26 (1949) S. 9–98, bes. S. 12 u. Abb. 1–6; R. FRAUENFELDER, KDM Schaffh. I (Basel 1951) S. 98 ff.; A. KNOEPFLI a. a. O. S. 110 f.



Schaffhausen, Münster zu Allerheiligen. Stirnwand des Altarhauses. Kreuzigung mit Ecclesia und Synagoge, flankiert von Maria und Johannes sowie der Gemeinschaft der Heiligen. Mitte 13. Jh. Rekonstruktion von J. Hecht (Schaffh. Beitr. 49 von 1926) aufgrund der damals noch vorhandenen Reste.

getragen, deren Kelchkapitelle wechselnd mit aus- bzw. eingerolltem einfachem Blattwerk belegt sind. Wie schon zu romanischer Zeit stehen Türme in den Bogenzwickeln, deren Funktion später von Fialen übernommen wird. Gleichartige Gebilde kennt die französische Architektur vor und nach 1250; eine folgende Stilphase schon vertreten dann die Arkaturen in dem zwischen 1253 und 1270 entstandenen Psalter Ludwigs des Heiligen, was uns als Datierungshilfe Hand bietet. Unter dem Mittelgiebel in Schaffhausen ist das Kreuz Christi aufgerichtet, diesem erweisen Ecclesia und Synagoge die Ehre; die Assistenz von Maria und Johannes folgt erst in den anschließenden Arkaden. Die Reihe wird aber nicht, wie eigentlich zu erwarten, durch die Vorfahren Christi fortgesetzt, sondern durch die Gemeinschaft »Omnium sanctorum«, wodurch das Ganze einer Allegorie auf das Münsterpatrozinium entspricht.

Josef und Konrad Hecht haben die Wandmalerei, die sich einst über die Seitenwände fortgesetzt hat, in die ersten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts verlegt, die Darstellung der Christus huldigenden Kirche in der St. Johanneskapelle in die Mitte (1949), neuerdings (1979) aber ebenfalls in die erste Jahrhunderthälfte<sup>72</sup>. Schließlich soll auch die Kreuzigung in der Lünette der Eberhardskapelle und der Triumph Christi und seiner Kirche ebenda im frühen 13. Jahrhundert gemalt worden sein. In unserem Zusammenhang interessiert vor allem die

72 J. u. K. HECHT, Die frühm'alterl. Wandmalerei des Bodenseegebietes I (Sigmaringen 1979) S. 237–344, bes. 237, II, Abb. 494.

Stirnwand des Münster-Altarhauses, weil durch die frühe Datierung die Gotikrezeption in unserer Region um Jahrzehnte früher beginnen müßte. Ich habe diesem Ansatz widersprochen, weil man nicht aufgrund romanischer »Restbestände« und ohne Rücksicht auf die stilistisch fortgeschrittensten Teile datieren kann<sup>73</sup>. Die Münster-Restaurierung hat dem s. Zt. Verbliebenen so übel mitgespielt, daß fast nur noch kärgliche Reste der plastisch aufgetragenen Kronen und Heiligenscheine erkennbar sind. Man bleibt auf die Hecht'sche Aufnahme und Rekonstruktion angewiesen, deren architektonisches Gerüst immerhin unser Vertrauen verdient und jedenfalls das tauglichste Datierungsmittel ist. Der Ansatz »Mitte 13. Jahrhundert« betrifft eine Zeit stilistischer Übergänge, in welcher sowohl Rund- wie Spitzbogenarkaden noch nebeneinander vorkommen<sup>74</sup>, der zugegebenermaßen altertümliche Kruzifixustypus, obwohl im 12. Jahrhundert beheimatet, bis weit in die erste Hälfte des 13. beibehalten wird und schließlich das Kreuz mit Ecclesia und Synagoge in ikonographisch völlig übereinstimmender Weise im Missale von Compiègne vorkommt, einem Werk wiederum des mittleren 13. Jahrhunderts<sup>75</sup>. Mit dieser Datierung gewinnen wir auch Anschluß an die frühesten erhaltenen Beispiele zackigen Stiles unserer Region, die aus Allerheiligen Schaffhausen nach Rheinau abgewanderten Psalterien der Zürcher Zentralbibliothek Cod. 85 und 167 sowie das Altarkreuz aus St. Katharinenthal im Historischen Museum Basel.

Wenn der »Zackige Stil« Ahnen in der thüringisch-sächsischen Malerschule und vornehmlich im niedersächsischen Landgrafen-Psalter findet, so ist damit nur eines der Quellengebiete erfaßt; mitzuerwähnen wäre etwa das 1194 datierte Helmstedter Evangeliar in Wolfenbüttel oder zwischen 1200 und 1220 entstandene Handschriften in der Madrider Nationalbibliothek<sup>76</sup>. Was die genannten Psalterien betrifft, welche in Zürich ihre Bibliotheksheimat gefunden haben, oder das St. Katharinenthaler Altarkreuz, so wird ihr Stil ja nicht durch die heftig ausfahrenden Gewandsäume und das zuckend metallische Faltengedränge allein bestimmt, sondern ebenso durch eine neue, ausdrucksstarke Auffassung des leidenden Heilandes, durch einzelne weichfallende Stoffbahnen und durch einen schönlinigen Gesichtstypus, der uns darauf hinweist, daß wir auf der Schwelle zur Gotik stehen. Der in Tempera auf Pergament gemalte Kruzifixus aus St. Katharinenthal scheint nicht am fast meterhohen Kreuzesstamme zu hängen, sondern eher davor zu schweben. Der reiche Zierat verrät, daß dem Meister die Initiation einer Goldschmiedearbeit vor Augen stand<sup>77</sup>. In dasselbe stilistische Netz gehört die Darstellung der Kreuzigung Christi durch die Tugenden im Psalter der Bibliothèque

73 A. KNOEPFLI a. a. O. S. 110f.

74 Rundbogenarkaden z. B. am freiburgischen Kelch aus St. Trudpert um 1250. Vgl. das Kruzifix des Pariser Psalters Ms. lat. u. a. 1392, um 1230 oder am niedersächs. sog. Katharinenreliquiar in Quedlinburg, ferner die Kreuzigungsgruppe in der Kirche zu Wechselburg, beide 1230/40. In Italien hält sich der Typus noch länger.

75 Bibliothèque Nat. Paris Ms. lat. 17318, fol. 173 vo.

76 MADRID, Bibl. National Ms. 6 u. 9. Vgl. V. PACE in Kat. Stuttgart 1977 Nr. 811 u. 813. Zum Helmstedter Evangeliar siehe R. KROOS, Kat. Stuttgart 1977 a. a. O. Nr. 756 mit Abb. 549.

77 Zur Lit. siehe zuletzt PAUL PIEPER in Kat. Stuttgart 1977 a. a. O. Nr. 433 S. 305f., II, Farbabb. 231. Außer A. KNOEPFLI a. a. O. S. 102 u. 113 F. MAURER in Unsere Kunstdenkmäler 1969/3 u. 4, S. 57–65; R. SCHNEIDER-BERRENBURG, Gemalte Kruzifixe außerhalb Italiens; Kat. Konstanz 1972 Nr. 20 S. 58.



municipale Besançon<sup>78</sup>; sein Gebrauch in der Diözese Konstanz ist allerdings nicht erwiesen. Ob nur Zeit- oder doch nähere Verwandtschaft mit Buchmalereien in Engelberg und Weingarten zu erwägen ist, muß vorderhand offen bleiben. Vom Rheinauer Psalter Cod. 167 mit seinen in der hartkantigen Faltenlandschaft schier erdrückten anmutigen Gesichtern sind enge Fäden zu einem Lektionar der Staatsbibliothek in Berlin gesponnen worden, das E. J. Beer mit Regensburger, R. Kroos mit Salzburger Buchmalerei zusammen sieht<sup>79</sup>. Es muß aber bei diesen mit Schaffhausen und dem nahen St. Katharinenthal verbundenen Importen (?) auch an Skriptoriumsgäste gedacht werden. Von Werken der gotischen Frühzeit läßt sich vielleicht auch der an der Stuttgarter Staufer-Ausstellung gezeigte Altarschrein der Bodensee-Kunst zuweisen<sup>80</sup>. Als fraglos hier lokalisiert galt lange die Münchener Fassung der Weltchronik des Rudolf von Ems<sup>81</sup>. Sie illustriert die auf über 33 000 Verse angeschwollene ritterlich-epische Dichtung in 150 Bildern. Man glaubt sie bald nach dem Tode des rheinlischen gräfllich-montfort'schen Ministerialen entstanden, der wahrscheinlich mit dem letzten Staufer Konradin nach Italien gezogen und dort zwischen 1250 und 1254 gestorben war. Nun hat Chr. Kratzert eine von G. Schmidt schon erkannte enge Beziehung zwischen österreichischen Handschriften und der »Münchener« stilkritisch untersucht und dem Weltchronikmeister nicht nur die Illustrationen zu einer *Historia scholastica* des Petrus Comestor aus Südostdeutschland zugesprochen, sondern auch enge Werkstattbezüge zu einer Bibel aus St. Lamprecht und einem Zisterzienser Psalter in der Stiftsbibliothek St. Florian hergestellt<sup>82</sup>.

78 Besançon Ms. 54; dazu außer Lit. in Anm. 241 bei A. KNOEPFLI a. a. O. auch E. J. BEER, *Corp. vitr. Schweiz I* (1956) S. 76 u. 88; J. CHR. KLAMT in *Propyläen Kunstgesch.* 6 (Berlin 1972) S. 271, T. 270; *Kat. Stuttgart Nr. 723 S. 543–545* (mit unzulänglichen Lit.-Angaben), Bd. II, Farbtafel 514. Vgl. Engelberg Cod. 61 u. 113, Weingarten, Einzelblatt in West-Berlin, Staatl. Museen, Inv. Nr. 4191.

79 E. J. BEER, *Der »Rheinauer Psalter«*, ein Werk des Zackstils in Bayern v. d. Mitte d. 13. Jhs. In: *Festschrift H. Usener* (Marburg a. d. L. 1967). Ferner: F. BUCHER, *Die Zisterzer Abtei Notre Dame in Bonmont* (Bern 1957) S. 81 ff.; A. KNOEPFLI a. a. O. S. 113 f., Anm. 239 mit Lit.; F. MAURER (1969 a. a. O.) S. 57–65; R. KROOS, *Kat. Stuttgart 1977 a. a. O. Nr. 745* und dazu P. KURMANN, in *Kunstchronik 1977/12* S. 516. – Das Lektionar trägt die Nummer *cod. theol. lat. fol. 52*.

80 P. PIEPER, in *Kat. Stuttgart 1977 a. a. O. I, Nr. 432, S. 304 f.*, II. Abb. 232/233.

81 A. STANGE (*Dtsch. Malerei der Gotik I*, Berlin 1934) S. 4 engt auf 1260/70 ein. Lit. zur ganzen Gruppe: E. PETZET in *Germ.-rom. Monatsschr. I* (1909) S. 465–490; H. IRCHEL, *Die Bilder der südwestdt. Weltchroniken des 14. Jhs.* In: *Ztschr. f. Kunstwissenschaft 1939*; K. ESCHER, *Die Bilderhandschrift des R. v. E.* In: *Mittg. der Antiquar Ges. Zürich 31* (1935/4); A. KNOEPFLI a. a. O. S. 114 ff. mit Lit. i. Anm. 246; X. v. ERTZDORFF, R. v. E. (München 1967); H. BRACKERT, R. v. E., in *Germ. Bibl. 3. Reihe* (Heidelberg 1968); M. v. CLAPARÈDE-CROLA, *Profane Wandmalerei des 14. Jhs. zw. Zürich u. Bodensee*. Diss. Basel (München 1973) S. 6 f.; CH. KRATZERT, *Die illustr. Handschr. des R. v. E.*, Diss. Berlin 1974 mit ausführl. Bibliographie S. 8–16; dazu die Besprechung von L. STAMM, in *Ztschr. f. schweiz. Archäologie u. Kunstgesch. 1975 S. 235–239*; U. MONTAG, *Die Haupthandschr. der Weltchronik des R. v. E.* In: »Montfort« 1974/4 S. 568 u. Anm. 22 auf S. 571; EUGEN TURNHER, R. v. E. In: »Montfort« 1976/4 S. 274–281; R. KROOS, in *Kat. Stuttgart 1977 a. a. O. S. 245 f.*, Nr. 342, II, Abb. 186 f.

82 CHR. KRATZERT (oben Anm. 81) S. 25 ff.; G. SCHMIDT, *Die Malerschule von St. Florean*. Beitr. zur süddtsch. Malerei zu Ende des 13. u. i. 14. Jh. (Graz u. Köln 1962). Betr. die Hist. schol. d. P. Comestor siehe KRAUS, *Rare Books NY Catalogue 95/1961*, Abb. 12; Bibel von St. Lamprecht Cod. 130 UB Graz; Zist. Psalter Stiftsbibl. St. Florean CPV 1982.

Welchen Entscheid die Forschung künftig fällen mag: die Münchener Fassung gibt zu erkennen, welche Distanz zurückzulegen war, bis die Entwicklung die Stufe der St. Galler Weltchronikbilder von Kodex 302 der Vadiana St. Gallen erreicht hatte<sup>83</sup>. Die 150 Goldgrundbilder der Münchener Fassung bekunden eine volkskunsthafte unbekümmerte Haltung, geben die Zeichnung holzschnittartig wieder mit schematisch herben Gesichtern; die Gestalten sind in straff-kantige Faltenwürfe gehüllt, agieren etwas hölzern und verteilen sich in beinahe heraldischer Weise auf die kolorierte Bildfläche. Dem St. Galler Manuskript wurde die um 1235 entstandene Vita Karls des Großen beigegeben, eine Dichtung des sogenannten »Stricker«, der im Gegensatz zum einheimischen Ritter Rudolf ein aus Franken hergewanderter bürgerlicher Versemacher unsteten Aufenthaltes war.

Anstelle der ungelenten, blockhaften und hartkantigen Darstellungsweise der Münchener Handschrift ist im St. Galler Codex (Abb. 45) eine schwellende Modellierung, anstelle der Brettig unbewegten Faltengebung eine elegante, rhythmisch schwingende getreten. Zu den edlen, lebhaften Gebärden passen gleichförmige, aber schöne Gesichter; in ihnen scheint ein Versprechen eingelöst, das Jahrzehnte zuvor etwa der Rheinauer Psalter der Zentralbibliothek Zürich verheißungsvoll gegeben hat (vgl. Abb. 46). Es hat sich jene Glättung des ungebärdig Ausfahrenden vollzogen, welche der schmiegsamen Art des um 1290 tätigen französischen Maître Honoré entspricht und zu der sich schon die Hofkunst Ludwigs des Heiligen (1226–1270) zu entwickeln anfängt. Mit dem Datierungsvorschlag von Chr. Kratzert auf 1310 wird die St. Galler Weltchronik praktisch dem Graduale aus St. Katharinenthal gleichgestellt, das 1312 vollendet war; ich kann ihm daher nicht folgen. Zuviel noch im 13. Jahrhundert nordostfranzösisch mitbedingtes Formengut ist den freizügigen Meistern unter Pinsel und Feder eingeflossen, als daß, bei aller Umprägung in heimische Kunstsprache, über die Jahrhundertwende hinausgegangen werden dürfte. Noch spiegeln sich auf den Gesichtern, wie E. J. Beer treffend feststellt, »Gefühlsregungen aller Schattierungen«, noch erfreuen sich die Gestalten einer statuarischen Festigkeit, die noch ziemlich entfernt ist von der manieristischen Flächenkunst und der »verklärten Zeitlosigkeit« des Graduale<sup>84</sup> (Abb. 43).

83 Außer der oben erwähnten Literatur (Anm. 81) ist zu Bodensee-Kunstgesch. I Anm. 246 zu ergänzen: J. ZEMP, Die schweiz. Bilderhschr. der Weltchronik des R. v. E. In: Anz. f. schweiz. Altertumskde. 1896/98 S. 44–47 u. 83–87; R. KAUTZSCH, in Kunstwissensch. Beiträge, Aug. Schmarsow gewidmet (Leipzig 1907) S. 72 ff.; A. STANGE, Studien z. oberrh. Malerei um 1300. In: Münchener Jb. d. Bild. Künste, NF 9 (1932) S. 22; H. IRCHEL 1939, A. KNOEPFLI 1961, M. v. CLAPARÈDE-CROLA 1973 siehe oben Anm. 81; E. J. BEER in Corp. vitr. Schweiz I (Basel 1956) S. 118 ff. DIESELBE, Beiträge zur oberrh. Buchmalerei i. d. 1. Hälfte des 14. Jhs.; die Verfasserin wird im Kommentarband zur Faksimileausgabe die erste ausf. Bearbeitung vorlegen können; G. SCHMIDT (oben Anm. 82) S. 45 f. und 126 f.; K. MARTIN, Minnesänger I, (Baden-Baden 1960<sup>2</sup>) S. 20 f.; M. v. CLAPARÈDE-CROLA (oben Anm. 81) S. 8; CHR. KRATZERT (oben Anm. 81) S. 30 f. R. BRANNER, Manuscript-Painting in Paris during the Reign of Saint Louis. A Study of Styles. In: California Studies in the History of Art XVIII (1977). Vgl. Bespr. v. R. HAUSSHEER i. Kunstchronik 1980/5, S. 165–173. Den Kommentar zur Faks. Ausg. (Luzern 1982) konnte ich nicht mehr einarbeiten.

84 Ich sehe keine Veranlassung, von der durch A. Haseloff 1929 oder H. Renk 1979 vorgeschlagenen Datierung um 1300 abzurücken. Vgl. L. STAMM (oben Anm. 81) und den im Druck befindlichen Kommentarband zum Graduale von St. Katharinenthal; ich danke Frau Prof. E. J. Beer verbindlich für die Einsicht in ihr diesbezügliches Manuskript.

Beinahe ein Datierungsgerangel hat auch die Ansätze der manessischen<sup>85</sup> und der Weingartner<sup>86</sup> Liederhandschriften erfaßt. Für die 110 Blätter des sogenannten Grundstockmeisters der Manesse möchte noch Jammers (1965) in die Jahre nach 1314 gehen, weil er das Buwenbergbild mit der damals erfolgten Plünderung des Klosters Einsiedeln in Zusammenhang sieht. Die lange als gültig betrachtete Frühdatierung in die Zeit vor oder unmittelbar nach Rüdiger Manesses Tod 1304 scheint mir immer noch die wahrscheinlichste zu sein, da die Stilelemente, auf welchen der Grundstockmeister fußt, sich bereits um 1270/80 auszubilden begonnen hatten<sup>87</sup>. Die Elemente elsässisch-straßburgischer wie konstanzer Kunst mischen sich zu neuem Stil; man fühlt sich an Eigentümlichkeiten des älteren St. Katharinenthaler Graduale im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg oder an den elsässischen Lichtentaler Psalter in Karlsruhe

85 Die Literaturangaben in Anm. 255 bei KNOEPFLI a. a. O. zu den Texten S. 119–124 und Abb. 98–102 sind wie folgt zu ergänzen: D. HAACKE, Zur Heimat der gr. Heidelberger Liederhandschr. In: Ztschr. f. dtsh. Philologie 83 (1964) S. 301–307; G. SIEBERT-HOTZ, Motivgesch. Untersuchungen zu Dichterdarstellung i. d. Miniaturen der H'berger Liederhandschr. Diss. Marburg 1964; E. JAMMERS, Das königl. Liederbuch des dtsh. Minnesangs... (Heidelberg 1965); E. J. BEER, Got. Buchmalerei. Literaturberichte in Ztschr. f. Kunstgesch. 28 u. 30 (1965 u. 1968) siehe S. 137; Kat. Paris 1968, L'Europe Gothique, Nr. 262; H. FRÜHMORGEN-VOSS, Bildtypen der Manesse... In: Werk-Typ-Situation. H. Kuhn z. 60. Geburtstag (vgl. Rezension zu E. JAMMERS 1965 in Beitr. z. Gesch. der dtsh. Sprache u. Lit. Nr. 99, 1966/67); Die Große Heidelberger (Manessische) Liederhdschr. in Abb. hrsg. v. U. MÜLLER (Göppingen 1971); K. MARTIN, Minnesänger Bd. III (Aachen 1972); M. CLAPARÈDE-CROLA (oben Anm. 81) S. 11–14, 29–32 u. 43 f.; H. E. RENK, Der Manessekreis... In: Studien zur Poetik u. Gesch. d. Literatur 33 (1974); H. FRÜHMORGEN-VOSS, Text u. Illustration im M'alter. In: Münchener Untersuchungen 50 (München 1975); W. WERNER, Cimelia Heidelbergensia (Wiesbaden 1975) S. 62–65; J. F. WALTHER, Codex Manesse. Interimstexte zur Inselausgabe 1975–79; R. KROOS, Katalog Stuttgart 1977 a. a. O., Nr. 374 S. 264; L. CLAUSBERG, Die Manessische Liederhdschr. (Köln 1978); E. M. VETTER, in »Pantheon« 36 (1978) S. 207–218; Kommentarband zur Insel Faks. Ausgabe Frankfurt a. M. bzw. Kassel 1981: E. M. VETTER, Die Bilder; W. KOSCHORRECK, Die Bildmotive.

86 Zur Literatur in Anm. 263 u. 264 (A. KNOEPFLI a. a. O. S. 124–126) zu ergänzen: G. SPAHR, Weingartner Liederhandschr. (Weissenhorn 1968); K. MARTIN, Minnesänger III (Aachen 1972); M. v. CLAPARÈDE-CROLA (oben Anm. 81) S. 12 u. 16; W. IRTENKAUF, K. H. HALBACH u. R. KROOS, Die Weingartner Liederhandschrift, Textband (Stuttgart 1969); W. IRTENKAUF in Katalog Konstanz 1972, Nr. 9 S. 36–39. Meist geht auch die in Anm. 85 genannte Literatur auf die Weingartner Hdschr. ein. Zuletzt kurz W. IRTENKAUF in Katalog Stuttgart 1977 a. a. O. S. 254 Nr. 273.

87 RENK (1974) datiert um 1295/1300, W. IRTENKAUF, nach Referat im Katalog Konstanz 1972, versetzt die Arbeiten des Grundstockmeisters in die Jahre 1301/1304 und folgt damit den Vorschlägen von HASELOFF in der Einleitung zur Faksimile-Ausgabe Leipzig 1929, A. STANGE (1932 und 1934), J. GANTNER in Kunstgesch. der Schweiz II (Frauenfeld 1947), M. v. CLAPARÈDE (1973) u. anderen. Im Stuttgarter Katalog 1977, Nr. 374 S. 373 weitert Irtenkauf die Entstehung der ganzen Handschrift auf »zwischen 1310 und 1340« aus. K. MARTIN 1972 bezeichnet die Miniatur ehem. Slg. Hirsch, heute Thurg. Museum F'feld, die um 1300 datiert wird (E. ROSENTHAL in Ztschr. f. schweiz. Archäologie u. Kunstgesch. 1976 S. 64) als älter, den Manesse-Grundstock aber, wie E. J. BEER, noch vor 1308/10 entstanden. Betr. Ausbildung des Stils um 1270/80 siehe E. J. BEER i. Ztschr. f. Kunstgesch. 28 (1965) S. 135. Sie verweist u. a. auf die Jungfrauenfiguren der Obergadenfenster im Schiff des Straßburger Münsters oder auf den Stil des Psalteriums aus St. Katharinenthal im Augustinermuseum in Freiburg i. Br. Im Kommentar zum St. Katharinenthaler Graduale folgt E. J. Beer der Datierung »wahrscheinlich um 1300/1304« im Gegensatz zu 1968, S. 327. Über die Datierung »nach 1314« hat sich JOACHIM BUMKE kompetent geäußert in Ministerialität und Ritterdichtung; Umriss der Forschung (München 1976) S. 24–28 u. i. d. Anm. 109–128.

erinnert. Vieles gemahnt auch an die Monumentalität von Wandmalerei<sup>88</sup>; der Meister führt die mehrfarbigen Umrisse in bedächtiger Weise und füllt sie mit schweren, modellierenden Farben. Die Gebärden sind zurückhaltend, wenn nicht leicht gehemmt, die Gesichter von regungsloser Freundlichkeit. Alles wahrt alemannischen Abstand zur idealen Form und Eleganz höfischer Gotik, die zu erreichen den Nachtragsmeistern (Abb. 44), insbesondere dem Dritten mit leichter Hand fast aquarellhaft Schaffenden, eher vergönnt ist.

Füllen die Manessemeister das Hochformat mit vielerlei Beiwerk, so verzichtet die Weingartner Liederhandschrift fast ganz darauf, zieht die rote Vorzeichnung mit liebenswürdig schwellendem schwarzem Pinselstrich nach und bleibt beim Kolorieren völlig in der Fläche. Alles wird kurz und bündig formuliert, einfacher, bescheidener und anspruchsloser instrumentiert, zugleich aber frischer und unmittelbarer. Es wäre ein reizvoller Gegenstand, einmal eingehender zu prüfen, wo die in der Mystik des 12./14. Jahrhunderts aufgehobene geistliche Minne ein völlig eigenständiges Anliegen vertritt und wo sie allenfalls mit Grundzügen des höfischen Minnesangs, der weltlichen Minne übereinstimmt. Stellt man etwa neben die Jesu/Johannesgruppen die Miniatur, welche eine Minneszene des Konrad von Altstetten wiedergibt – eine überaus ansprechende Leistung des ersten Nachtragsmeisters –, so ergibt sich eine erstaunliche formale Übereinstimmung. Jedenfalls wird das Frauenideal mehr erträumt als körperlich umworben (Abb. 42–44). Das hohe Ziel des Minnedienstes und Frauenlobes ist geistige Hingabe und geistige Vereinigung.

Vorherrschend wird heute die Weingartner Liederhandschrift nicht mehr um 1300, sondern um 1310/20 datiert<sup>89</sup>. Man neigt heute eher dazu, in den Miniaturen der »Weingartner« eine Reduktion der Manesse zu sehen. Ein ähnlich knapp bemessener Stil zeichnet die Darstellungen der Flachsbereitung und Leinweberei im Konstanzer »Haus zur Kunkel« aus, die vor 1316 entstanden sein müssen<sup>90</sup>. Hier befinden sich auch Szenen aus einem Ritter-Epos (Parzival?), die ihrerseits an die Art des ersten Nachtragsmeisters der »Manesse«, aber auch an die Schildereien im Haus »Zum Langen Keller« in Zürich gemahnen, welche Stadt mit Konstanz in einem regen kulturellen Austausch stand und damals noch vom selben künstlerischen Nährboden zehrte. Die Monatsbilder, Wappenschilder, Fabeltiere sowie die berühmte Wurstsiederszene und zwei ritterliche Bilder werden mit einem Besuch König Albrechts zusammengebracht

Der Zusammenhang des Buwenbergbildes mit der Klosterplünderung ist übrigens erstmals vorgetragen worden von H. HERZOG. Zur Pariser Liederhandschrift. In: Anzeiger f. schweiz. Altertumskde. 1885, S. 178. Übernommen wurde die These von K. BARTSCH, Die Schweizer Minnesänger (Frauenfeld 1886) S. CXLIX, bezweifelt hat sie A. WALLNER, Herren u. Spielleute im Heidelberger Lieder-Kodex. In: Beitr. z. Gesch. d. dtsh. Sprache u. Literatur 33 (1908) S. 486, sodann, weil es sich um ein allg. Bildthema der Zeit handle, H. KOHLHAUSSEN, Minnekästchen i. M'alter (Berlin 1928) S. 75. Abgelehnt haben ferner R. KROOS 1969, S. 167, Anm. 35, K. MARTIN 1972, S. 5ff. u. a. im Gegensatz zu SIEBER-HOTZ 1964, S. 188f., JAMMERS 1965, S. 32ff. u. RENK 1974, S. 117f. (siehe die Titel oben Anm. 85).

88 So auch G. SCHMIDT a. a. O. (oben Anm. 82) und zuletzt E. M. VETTER a. a. O. (oben Anm. 85). Anders R. KROOS.

89 Allgemein scheint die Datierung von W. IRTENKAUF und RENATE KROOS 1969 (oben Anm. 86), auf 1310/20, angenommen; E. M. VETTER a. a. O. datiert um 1315.

90 KNOEPFLI a. a. O. (1961) S. 126f. mit Lit. in Anm. 267; zum »Ritterepos« siehe u. a. auch M. v. CLAPARÈDE-CROLA (1973, oben Anm. 81) S. 18 und Kat. Konstanz 1972, S. 30 Nr. 4.

und daher vor 1308 datiert, was nicht unwidersprochen geblieben ist, weshalb L. Wüthrich die abgelöste und ins Landesmuseum verbrachte Malerei versöhnlich ins erste Viertel des 14. Jahrhunderts datiert<sup>91</sup>.

Im Rahmen sakraler Wandmalerei ist zuerst der gegen 1300 aufgemalte Reichenauer Christophorus<sup>92</sup> zu nennen; seine frontale Strenge hat eine erste Lockerung erfahren. Dieselbe Entstehungszeit nimmt man übereinstimmend auch für die Passionsfolge und Heiligenbilder der Kapelle von Buch/Uesslingen bei Frauenfeld in Anspruch<sup>93</sup>. Sie bieten in ihrer »Maiestas Domini«, die nichts anderes darstellt als eine mißverständene altertümliche »Kreuzigung« syrischen Typus, ein treffliches Beispiel, wie immer wieder altertümliche Formulierungen mitgeschwemmt werden<sup>94</sup>. Der Umgang mit gotischen Architekturrahmen ist zündholzsteif. Im Gebärdenspiel verhalten, ja inaktiv, scheinen die schemenhaft-flachen Gestalten mehr vor dem spannungsvoll mitsprechenden Grunde zu schweben, als auf dem Boden und in einem Raum zu stehen. Ihre Umriss wirken durch die angepreßten Ober- und trotz der weggespreizten Unterarme kompakt.

Im Zusammenhang mit ihrem Zeitansatz sind wir bereits auf den an die Südwand gemalten Medaillontepich der Dominikanerkirche Konstanz gestoßen<sup>95</sup>. R. Becksmann sieht die

91 Ähnlich die Wappenausmalung im Zürcher Hause »Zum Loch«, die Ende 1305 zum Empfang König Albrechts (Januar 1306) angebracht worden ist. Siehe zuletzt L. WÜTHRICH, *Wandgemälde... Katalog des Schweiz. Landesmuseums Zürich* (1980), Nr. 49–65, S. 74–88, ebenda zum »Langen Keller« Nr. 33–48, S. 51–73 mit vollstg. Lit.; M. v. CLAPARÈDE-CROLA (1973, oben Anm. 81) S. 36 ff. – Die Ausschmückung der Herrentrinkstube »Zur Zinne« in Diessenhofen steht wahrscheinlich in Zusammenhang mit dem Zusammentreffen Isabellas von Aragonien mit der Braut Friedrichs, Katharina von Österreich (um 1313). Vgl. R. DURRER u. R. WEGELI in *Mittg. d. Antiquar. Ges. Zürich* 24 (1899) Heft 6 u. M. v. CLAPARÈDE-CROLA a. a. O. S. 32–35. Nur in Pausen erhalten Wappenfries, Spiel- und Trinkszenen, Darstellung von Neidharts Geschichte vom Veilchen. Allgemein zu dieser Gruppe auch A. KNOEPFLI a. a. O. (1961) S. 134–136 u. Anm. 282. Die genannte Verbindung der Ausmalung des Hauses zur »Zinne« ist stilistisch glaubwürdiger als die Annahme, es sei 1330 geschehen, als Graf Rudolf von Hohenberg in Diessenhofen ein Bündnis mit Herzog Otto von Österreich abschloß.

92 B. HAHN-WOERNLE, *Christophorus in der Schweiz*. In: *Schr. d. Schweiz. Ges. f. Volkskunde* 53 (1972); Zusammenstellung von Entwicklungsstufen im Bodenseegebiet: KNOEPFLI a. a. O. (1961) S. 160 f.

93 A. KNOEPFLI, *KDm Thurgau I* (Basel 1950) S. 33–41 u. a. a. O. (1961) S. 162 f. mit Lit. Anm. 341, Abb. 137 f.

94 So L. BIRCHLER in »Kunst u. Volk« 1940/1 und oben in den Anm. 94 genannten Publikationen.

95 Dazu u. besonders zu den Märtyrer-Medaillons die in Anm. 339 gegebene Lit. bei KNOEPFLI a. a. O. (1961), Text S. 162. Seither: H. WIENECKE (Reprint) *Halle 1912* u. A. KNOEPFLI in »Konstanzer Blätter f. Hochschulfragen III/4«, Nov. 1965; E. SCHULZE-BATTMANN in »Dtsch. Kunst u. Denkmalpflege« 1966, S. 74 ff. u. in »Unsere KDm« 1969/3 u. 4 (Festschrift Knoepfli) S. 167 ff.; H.-J. HEUSER, *Oberrh. Goldschmiedekunst i. Hochm'alter* (Berlin 1974), H. WENZEL i. *Corpus vitr.* folgend; G. CHRISTOPH, *Zur Ikonographie d. Märtyrerzyklus*. in: *Bad. Heimat* 55 (1975) S. 186 ff.; R. BECKSMANN, *Corp. vitr. Deutschland II* (Berlin 1979) S. 131 (Bibliogr.) 133 (Datierung) Tafel XI-XIII. Hier auf Tafel XI c nach S. 136 die Aufnahme von G. Wolf von der Kreuzigung i. d. nördl. Lettnerische vor dem Abbruch 1874, welche die Faltafel III bei F. X. KRAUS, *KDm Kreis Konstanz* (Konstanz 1886) vor S. 247 korrigieren kann, wo außer der Assistenz von Maria, Johannes und je zwei hl. Bischöfen zwar der hl. Dominikus richtig verstanden, der rechts außen stehende, die Wundmale weisende hl. Franziskus aber in einen Bischof verwandelt worden ist. – Zum Motiv der Steinigung des hl. Stephanus (Märtyrermedaillons) siehe W.

dargestellten Märtyrerszenen in Verbindung mit dem um 1320 nach größeren Umbauten eingesetzten Chorstirnfenster und hält sie für zwischen 1310 und 1320 entstanden. Wenn jedoch Fragmente des großen Westfensters, die in Freiburg i. Br. und in Leningrad wiederentdeckt und um 1310 datiert werden konnten, so dürfte der Bauvorgang von Westen nach Osten fortgeschritten und die Ausmalung u. a. mit den prachtvollen Gestalten eines harfspielenden David, eines hl. Niklaus und eines hl. Augustinus auf der zwölf Meter hohen Westgiebelwand begonnen worden sein, die alle Merkmale der Zeit um 1300 tragen. Der Chor folgte wahrscheinlich deshalb an zweiter Stelle, weil er bereits sandsteingrau ausstaffiert und mit einem Netz weißer Quaderfugen überzogen war. Die mit dem Ostfenster zusammengehende zweite Wanddekoration zeigte eine bunte Quadrierung. Ich habe die übliche Datierung der Medaillons mit 1320/40 übernommen, später aber vorsichtig in »erstes Viertel des 14. Jhts.« korrigiert. E. J. Beer hält die Szenen für eine der Voraussetzungen des Graduale von 1312 und daher bald nach 1300 entstanden<sup>96</sup>, was mit meiner Revision der Bauabfolge wohl zusammengeht. Diese Märtyrerbilder ihrerseits dürften nicht unabhängig sein von den 44 gleichartigen Rondellen der Oberen Sainte Chapelle in Paris, und tatsächlich überspielen die langgezogenen Figuren das grause Geschehen mit jener Linienschönheit, welche die dortige Hofkunst um 1250/60 auszeichnet. Den Medaillons der Dominikanerkirche schließt sich die verlorene Kreuzigung in der nördlichen Lettnerische an, von welcher wir formal einen guten Begriff erhalten durch ein Foto, welches vor der Zerstörung des Lettners und der Triumphbogenwand 1874/75 aufgenommen worden ist. Mit den übrigen Malereien des Altarhauses dürfte sie bald nach 1310 angebracht worden sein<sup>97</sup>.

Wie eng auch stilistisch ganz verschiedenartige Werke zeitlich beieinanderstehen können, erweist sich etwa an den Wandmalereien von Oberwinterthur, Stammheim und Nussbaumen, deren Passionsbilder gute Vergleiche ermöglichen<sup>98</sup>. In Oberwinterthur gesellen sich außer himmlischen Heerscharen eine St. Arbogast-Vita und Bilder aus der Legende des hl. Gallus und der Zürcher Stadtheiligen dazu; an der Westwand ist in Resten »Segen und Fluch der menschlichen Sprache« mit dem sprachlosen Christophorus, dem Pfingstwunder und einer Darstellung des sündhaften Weibertratsches zu erkennen. Ein solches Programm muß auf einen

MESSERER, Das Relief i. M'alter (Berlin 1959) und R. OERTEL Wandmalerei u. Zeichnung in Italien. In: Mittg. des kunsthist. Institutes Florenz V/4 u. 5 (1940) S. 229. Betr. die Vorlage zur Ermordung des Dominikaners Petrus v. Verona siehe H.-J. HEUSER a. a. O. Siegelkat. 35, Abb. 276 (Dominikanerinnenkonvent St. Peter auf der Fahr i. Konstanz).

96 Ich danke Frau BEER verbindlich für die Erlaubnis, Manuskript u. Druckfahnen ihres kunsthist. Kommentars zur Faksimileausgabe des St. Katharinenthaler Graduale einsehen und mit anderen wertvollen Hinweisen in diese Arbeit einfließen lassen zu dürfen.

97 Siehe oben Anm. 95 unter R. BECKSMANN.

98 A. KNOEPFLI a. a. O. (1961) zu Oberstammheim S. 164, Lit. Anm. 350, Abb. 139; zu Oberwinterthur S. 166 u. 171, Abb. 107, 140f.; zu benützen jedoch A. K., Die Bibelpredigt im Gotteshaus St. Arbogast. In: Die ref. Kirche St. Arbogast in Oberwinterthur (Winterthur 1981) S. 76–97 mit Farbabbildungen. Vgl. auch H. F. RESKE in Ztschr. für schweiz. Archäologie u. Kunstgesch. 1972/1 S. 23–39 (Typus u. Postfiguration); E. MÜLLER, Seminararbeit Univ. Zürich Mscr. 1973 (Beschreibung u. Ikonographie). Zu Nussbaumen KNOEPFLI, Bodensee KG (1961), S. 170f. mit Anm. 373. J. GANTNER, Kunstgesch. d. Schweiz II (Frauenfeld 1947) S. 288, hat Oberwinterthur richtig in der Nähe der Ausmalung des »Langen Kellers« in Zürich gesehen. Trotzdem wurde im KDM-Band Zürich VI (Basel 1952) 1340 datiert. Ich habe dies schon 1961 abgelehnt und 1981 den Nachweis für den Ansatz 1310/20 erbracht.

ikonologisch wohlinstruierten Geistlichen zurückgehen, und ihn in einem Spiritual des nahen Dominikanerinnenklosters Töss zu vermuten, ermuntern uns jene der dargestellten und mit dem ungarischen Königshaus verbundenen Heiligen, die an die Prinzessin Elisabeth von Ungarn erinnern. Hat diese doch just in jenen Jahren zu Töss den Schleier nehmen müssen. Der leichtfüßig-elegante »schwebende« Stil, der dem der Liederhandschriften nahesteht, und ihr lyrischer Charakter sei an »Kraft und Entschiedenheit der Linienführung« den Schöpfungs- und Passionsbildern in der Galluskapelle in Oberstammheim stellenweise unterlegen, bemerkt J. Gantner; A. Stange hingegen kann sich mit der äußerst sparsamen Linienführung, der lebenswürdig-hölzernen, aber volksnahen Sprache dieser – dem ersten Nachtragsmeister der Manesse verwandten? – Schildereien nicht befreunden und bemängelt den weichlich-dumpfen Faltenwurf dieser »verkürzten« Kinderfigürchen<sup>99</sup>. Den Stammheimer Szenen folgen die Passionsbilder des benachbarten Nussbaumen und diesen in einigem Abstand die von St. Leonhard in Landschlacht und in der Galluskapelle Arbon<sup>100</sup>. Als unmittelbare Vorstufen zum »Gradualestil« haben wir bereits die Bilderwelt im Schiff der Konstanzer Dominikanerkirche hervorgehoben<sup>101</sup>. Das einst ebenfalls in St. Katharinenthaler Besitz befindliche frühere Graduale im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg aus dem Ende des 13. Jahrhunderts hat mit der Bilderhandschrift von 1312 nur Text und Ikonographie gemeinsam. Der Stil folgt eher dem der Konstanzer Siegelbilder um 1260/70; man denkt an eine Stilwanderung von der Ile de France zuerst nach Nordosten und erst von da an den Oberrhein und nach Konstanz. Die fortschrittlichsten der Graduale-Illuminatoren von 1312 haben die Stufe von 1300 überwunden und scheinen auch Einflüsse der Konstanzer Heinrichs-Werkstatt und der St. Galler Weltchronik verarbeitet zu haben (Abb. 43)<sup>102</sup>. Bei ihnen findet der neue süß-schönlinige Stil eine nun wohl charakteristisch-konstanzische Ausprägung. Die hohen, zartgeschwungenen Gestalten scheinen ihr körperliches Dasein den Gewändern überlassen zu wollen, die sie weich umwollen und umgleiten. Die Stimmung, die alles Materielle »aus- und verblassen« läßt<sup>103</sup>, schwebt heiter und in unverwelklicher Jugendlichkeit über den Goldgrundminiaturen, die »hochsakrale Blau/

99 J. GANTNER a. a. O. S. 288 und A. STANGE, Dtsch. Malerei der Gotik I (Berlin 1934).

100 KNOEPFLI a. a. O. S. 170f.; Lit. zu Nussbaumen in Anm. 367, zu Landschlacht Anm. 370 u. zu Arbon Anm. 273.

101 Vergleiche etwa die i. d. Konstanzer Blättern für Hochschulfragen vom Nov. 1965 S. 74f. einander gegenübergestellten Gestalten des Davids von der West- und eines vermutlichen Christkönigs von der Ostwand; die verstrichenen Jahre äußern sich deutlich.

102 Die Nürnberger Handschrift 21897 des Germ. Nat. Museums wird von BARBARA HELLWIG im Katalog der m'alterlichen Manuskripte des GMN Nr. 13 bearbeitet werden. Abb. siehe bei HEUSER (oben Anm. 95) die Abb. 247f. – Die Literatur zum Graduale von St. Katharinenthal 1312 in Anm. 293 zum Text S. 141–145 bei A. KNOEPFLI a. a. O. (1961). Maßgebend in Zukunft der 1982 erscheinende Kommentarband zur Faksimileausgabe (BEER, KNOEPFLI, LADNER, LÜTOLF, SCHMID, SCHWARZ). – Seit 1961 erschienen oder nachzutragen: A. SCHMID i. Bericht der Gottfried Keller-Stiftung 1958 u. 1959, S. 20–45; E. M. VETTER, Virgo in Sole. In: Festschr. Joh. Vincke (Madrid 1962/63) S. 387; Kat. Konstanz 1972, S. 32–35, Nr. 5; E. J. BEER, Ein Beitrag z. Buchmalerei des Bodenseeraumes. In: Ztschr. f. schweiz. Archäologie u. Kunstgesch. 1976/4, S. 250–267; L. WÜTHRICH, ebenda 1969–1972, S. 14–24. Vgl. Artikel in der Neuen Zürich Ztg. Nr. 511 vom 14. 11. 1970; E. ROSENTHAL, Illuminations from a Dominican Gradual of about 1300, ebenda 1976, S. 60–66.

103 H. WENTZEL, in Unsere KDM. 1969/3 u. 4, Festschrift Knoepfli, S. 82.

Rot-Spannung des Farbklimas«<sup>104</sup> wandelt sich zu mild frühlingshaften, übergangsreich schmelzenden, hellen Farben, wie solche ähnlich auch die ottonisch-reichenaussische Buchmalerei um 1000 kennt. Die Graduale-Miniaturen so zu schildern, ist nicht ungefährlich, wenn man die Charakterisierung verallgemeinert und in solchem Sinne zitiert<sup>105</sup>. Man wird dann sich zur Forderung berechtigt glauben, die »allgemeine Vorstellung«, die man vom Figurenstil des ersten Jahrhundertviertels hege, tatsächlich revidieren zu müssen. Ich habe aber gerade in der beanstandeten Schau, die ich in meiner »Kunstgeschichte des Bodenseeraumes« entfaltet, wörtlich geschrieben, es werde durch eine unpersönliche Schönlinigkeit keineswegs »über alle Schluchten menschlichen Wesens eine gleichbleibende Süße reiner Empfindungen gelegt« (S. 172, ähnlich S. 119). Im angesprochenen Graduale erhält auch das Böse, eine dämonische Welt Vertretende – etwa in der Gestalt der Schergen – seinen spezifischen Ausdruck, legt sich der Hauch des Zweifels auf das Gesicht eines der Hirten in der Verkündigung von Folio 18 v. Und die Passionsfenster zeigen Gesichter, auf deren still ernste Frömmigkeit sich die Schatten der Trauer gelegt haben. Aber die Seligkeit des Leidens und mystischen Mitleidens oder die Erwartung himmlischen Lohnes bei den Martyrien, z. B. bei den Medaillons der Dominikanerkirche, ist nicht wegzudiskutieren. Und im Graduale bewundere ich die altersverwischende Lieblichkeit der Gesichter, den Reiz ihrer kindlichen Naivität, bewundere, wie die vom stilisierten Gelocke umschmeichelten, breiten, aber in ein schmales Kinn zulaufenden Köpfe von überaus schlanken Halsen getragen werden, den formelhaften kleinen Mund, die sanft ausschwingenden Brauenbögen, welche das Auge mit seinen nach außen gezogenen Lidern behüten, die feingliedrige Hände, die graziösen Gebärden.

Die Bilderwelt des Graduale von 1312 ist nicht in der Malstube fleißiger Nonnen entstanden; sie setzt die leitende Persönlichkeit eines Ordensmannes voraus, der in hoher Geistigkeit über alle Register der Ikonologie und Scholastik gebot, aber in den lokalen Bedingungen ebenso bewandert war wie in der Gefühlswelt der Ordensschwester.

Beschließen wir unsere Umschau mit einem Blick auf das Gebiet der Glasmalerei, welches berufen war, mystische Ideale am strahlendsten, gesinnungsreinsten zum Ausdruck zu bringen. Obwohl schon im frühen 13. Jahrhundert in Konstanz ein »Domus vitriarii« bezeugt ist<sup>106</sup>, fehlen Zeugnisse der Glasmalerkunst bis in die achtziger Jahre des Jahrhunderts. Die um 1280 entstandenen Maßwerkkfüllungen im Kreuzgang des von Salem aus gegründeten Zisterzienserklosters Wettingen<sup>107</sup> sind so wenig wie die verlorenen im Mutterkloster selbst das Werk einer klostereigenen Glasmalerwerkstätte. Das in Salem unter Abt Ulrich II. (1282–1311) errichtete

104 E. MAURER i. »Atlantis« 1959/12, S. 376–389.

105 G. FRITZSCHE, Ein Retabelfragment des 14. Jhs. im Schweiz. Landesmuseum in Zürich. In: Ztschr. f. schweiz. Archäologie u. Kunstgesch. 1981/3, S. 189–201. Das dort in Anm. 27 stehende Zitat aus (nicht »bei«) meiner Kunstgesch. d. Bodenseeraumes Bd. I 1961 ist ohne Berücksichtigung des Kontextes herausgeplückt und dort zudem spezifisch auf das Graduale von 1312 bezogen.

106 Necrologium von Petershausen, Mon. Germ. Hist. Necrologia I (Hannover 1886) S. 674.

107 H. LEHMANN, Das Kloster Wettingen u. s. Glasgemälde (1926<sup>3</sup>); F. ZSCHOKKE, Wegleitung 168 des Zch. Kunstgewerbemuseums zur Ausstg. schweiz. Glasgemälde (Zch. 1946) S. 22; E. J. BEER, Corpus vitr. Schweiz I (Basel 1956) S. 79–89; E. J. BEER u. Hs. DÜRST, Glasgemälde des Aargaus. Kat. Ausstg. Schloß Lenzburg 1964, S. 9–11. Dazu die Übersicht bei A. KNOEPFLI a. a. O. (1961) S. 149–157 mit Abb. 123–134. Zu Wettingen bes. S. 151.



Gebäude für Glaser und Glasmaler, für die *pictores et vitrorum artifices*, diente den auswärtigen Handwerksleuten als Unterkunft, wenn es für sie – auf der »Stör« – einen klösterlichen Auftrag auszuführen galt. Hätte es Werkstätten gegeben, die von Ordensangehörigen selbst geführt worden wären, so fehlte jede plausible Erklärung dafür, weshalb sie, wie spätere Verwandtschaften belegen, gleichzeitig das zisterziensische Kappel, das konstanzische Domstift und das Dominikanerkloster der Bischofsstadt beliefert hätten. Weder in Salem noch in Konstanz sind Nebengebäude erschließbar, die spezifisch als Glasmalerwerkstätten gedient haben könnten. Der Annahme insbesondere einer zisterziensischen Klosterglasmalerei steht auch das strenge Verbot von 1154 entgegen, Glasgemälde jeder Art in Kirchen einzusetzen; es war zwar 1256 abgeschwächt, aber nie ganz aufgehoben worden<sup>108</sup>.

Ob für Wettingen elsässisch-oberrheinische Glasmaler angenommen werden dürfen oder unter ähnlichen oberrheinischen Einflüssen arbeitende, durch Salem vermittelte »Konstanzer« hier gewirkt haben, möchte ich offen lassen. Immerhin verdeutlichen sich die Beziehungen zum Bodensee, wenn wir, mit E. J. Beer, auf eine enge Berührung des älteren Meisters der Münchenbuchseer Glasgemälde, des um 1280/95 hier tätig gewordenen Cuno von Buchsee, mit Wettingen hinweisen. Denn dieser Meister Cuno läßt in seinem Werk nicht nur elsässisch-oberrheinischen Einfluß, sondern enge Verwandtschaft spüren mit dem Bildschmuck von Antiphonarfragmenten in der Staatlichen Sammlung München, die möglicherweise aus St. Katharinenthal hergekommen sind; ferner mit dem in Konstanz gleichzeitig oder wenig später geschaffenen Churer Reliquienschrein. Becksmann wiederum weist auf stilistische Fäden, die Münchenbuchsee mit den älteren Kappellerscheiben verbinden. E. J. Beer lokalisiert den jüngeren Münchenbuchseer Glasmaler, den Passionsmeister von 1300/1310, in der Gegend zwischen Zürich und Bodensee und hebt Ähnlichkeiten mit dem Stil der St. Galler Weltchronik und mit dem St. Katharinenthaler Graduale von 1312 hervor<sup>109</sup>.

Aber sicheren Boden haben wir damit noch nicht gewonnen. Konstanzer Herkunft, wenn auch nicht mit Gewißheit aus dem Münsterbezirk, steht hingegen einigermaßen fest für einen Christuszyklus von 1280/90, dessen Restbestände sich im Badischen Landesmuseum in Karlsruhe und im Kunstgewerbemuseum Prag befinden: eine thronende Muttergottes und eine Auferstehung Christi beziehungsweise zwei Kopfstücke mit kronentragenden Engeln<sup>110</sup>. Sie haben, auch in den dunkel-intensiven Farbgläsern, zum Teil noch Stilelemente des mittleren 13. Jahrhunderts bewahrt, so die Kulissenarchitektur, den Faltenwurf mit Resten der zackigen Linienführung, die eingerollten Krabben des Kielbogens, welche den entsprechenden Gebilden

108 Zum Problem einer Salemer Glasmalereiwerkstatt: R. BECKSMANN (1979, a. a. O. Anm. 7) S. XLVI; zur ehemaligen Salemer Verglasung S. 216f.; E. FRODL-KRAFT bezeichnet in ihrer Besprechung des Becksmannschen Bandes (Kunstchronik 1981/10, S. 402–411) den Ausschluß von Klosterwerkstätten S. 403 als »ein wenig zu deterministisch«. – Siehe ferner G. DEHIO, Hb. der dtsh. KDM. III, Süddeutschland (Berlin 1908) S. 451; M. AUBERT, L'architecture cisterziennne en France (Paris 1947) I, S. 144f.; H. WENTZEL, in Bull. des relations artistiques France-Allemagne 1951; E. J. BEER, Corp. vitr. Schweiz I (Basel 1956) S. 87f.; B. LYMANTS Darstellungen im Katalog der Aachener Zisterzienser-Ausg. (1980), S. 345–356 und in der Monographie über die m'alterl. Glasmalereien der ehem. Zist.Kirche Altenberg (Bergisch Gladbach 1979) wurde v. R. BECKSMANN i. d. Kunstchronik 1981/10 widersprochen.

109 E. J. BEER a. a. O. (1956) S. 99–119; R. BECKSMANN (a. a. O. oben Anm. 7) S. XLIX.

110 R. BECKSMANN, a. a. O. S. 70f. u. 149; Tafel 26, Abb. 85f. und T. VI, vor S. 57, c–f; Farbtafel II.

am Heiligen Grab ähnlich sehen<sup>111</sup>. Altertümlich, ja noch Spätromantisches anspielend, geben sich auch die zweizeiligen Dreierbahnen aus der Kirche Tengen, heute im Freiburger Augustinermuseum<sup>112</sup>. Die Gestalten ihrer Kreuzigung wirken verblockt; vieles erscheint metallisch hart, die Gesichter ornamental erstarrt, die unruhigen Flechtwerkgründe<sup>113</sup> fast zeitlos, so daß man kaum über 1270/80 hinauszugehen wagte, wenn der Christustypus uns nicht in das Ende des Jahrhunderts verwies.

Im Zusammenhang mit dem Kommentar zum St. Katharinenthaler Graduale hat E. J. Beer die Frage erneut aufgeworfen, ob nicht für die um 1300 entstandenen Glasmalereien der Dominikanerkirche Wimpfen am Berg – jetzt meistens im Schloß Erbach im Odenwald – eine mit Konstanz verknüpfbare schwäbische Frühstufe anzunehmen sei; einbezogen werden könne das Marienfenster in St. Dionys in Esslingen. R. Becksmann hat allerdings für die dortige, um 1280 anzusetzende Lambertusgruppe Verbindung mit Konstanz, wie sie H. Wentzel erwo, abgelehnt und eine unter Straßburger Einfluß stehende Esslinger oder Speyrer Werkstatt vorgeschlagen. Die Rankengründe und Architekturbildungen sind, wie dem auch sei, für Konstanz wegleitend geworden.

Als älteste unter den sicher dem »klassischen« Konstanzerkreis zuzuweisenden Gruppen gilt die Folge von fünf Fenstern, die um 1310 in der Zisterzienserkirche Kappel am Albis eingesetzt worden sind<sup>114</sup>. Fügt sich das stilistisch früheste Fenster Nord II noch der jüngeren Münchenbuchsestufe an, so erreichen die übrigen fortschreitend einen modernen Stil, der in dem durch Walter IV. von Eschenbach gestifteten bei freierer und lockerer Auffassung einen hohen Grad von Einheitlichkeit und eine Reife erreicht, welche zu den besten Händen des Katharinenthaler Graduale von 1312 führt. Zur Kappeler Werkstattgruppe können neuerdings Teile einer Verglasung gerechnet werden, die zum ehemaligen Westfenster der Dominikanerkirche Konstanz gehörten und die von R. Becksmann mit sechs Tabernakelbahnen und einem Kopfstück haben identifiziert werden können, welche nach Leningrad bzw. ins Augustinermuseum in Freiburg i. Br. abgewandert sind<sup>115</sup>. Als werkstattgleich werden des weiteren Fragmente eines Jüngsten Gerichtes angesprochen, die sich in der Burell Collection Glasgow

111 Vgl. die ähnlichen Blattrankengründe der Prophetenscheiben im österr. Stift Heiligenkreuz. E. FRODL-KRAFT, *Corp. vitr. Österreich II/1* (1972) S. XVII, 14b.

112 R. BECKSMANN a. a. O. (1979) S. 229f., Fig. 146f., Abb. 298.

113 E. FRODL-KRAFT, *Das Flechtwerk der frühen Zisterzienserfenster*. In: *Wiener Jb. f. Kunstgesch.* (1965) S. 7–20.

114 H. FIETZ, *KDm Zürich I* (1938) S. 75–84, hier auch die ältere Lit.; Maßgebend E. J. BEER a. a. O. (1956) S. 13–40, Lit. S. 14; Die von mir a. a. O. (1961) S. 155–157 vorgeschlagene Spätdatierung, wie sie auch H. LEHMANN (*Mittg. d. Antiquar. Ges. Zürich* 70, 1906) S. 31 f., F. ZSCHOKKE, *Kat. Zürich* 1946, S. 24 f., J. GANTNER, *Kunstgesch. d. Schweiz II* (Frauenfeld 1947) S. 232, H. FIETZ a. a. O. 1938 und H. WENTZEL, *Ztschr. f. Archäologie u. Kunstgesch.* 1953, S. 157 ff., zuletzt UKDM 1969 (Festschrift Knoepfli) S. 79 gegeben haben, läßt sich nicht halten. R. BECKSMANN in *Ztschr. f. Kunstgesch.* 1966, S. 324, macht darauf aufmerksam, daß man nicht von den Maßwerkfenstern des Südgadens ausgehen darf, da diese nach der Zerstörung im alten Zürichkrieg 1443 neu geschaffen worden seien. Siehe auch E. J. BEER, *Beitr. z. oberrh. Buchmalerei i. d. 1. Hälfte des 14. Jhs.* (Basel 1959) S. 44.

115 R. BECKSMANN (1979, oben Anm. 7) Seite L u. 147, Abb. 25f. Zu Freiburg siehe ebenda und Abb. 808 bei F. GEIGES, *Der m'alterl. Fensterschmuck des Freiburger Münstes* (Freiburg 1931).

befinden<sup>116</sup>. Ihren altertümlich eingerollten Krabben sind wir bereits in dem aus Konstanz stammenden Christuszyklus von 1280 und am Heiligen Grab der Mauritiusrotunde begegnet. Die Datierung der Kappeler Gruppe kreist um ca. 1310.

Den zum fünfbahnigen und mindestens elfzeiligen Westfenster der Dominikanerkirche gehörigen Stücken in Leningrad kommt entwicklungsgeschichtlich hohe Bedeutung zu, weil sie die bislang fehlende Voraussetzung zum großartigen Ostfenster der Zisterzienserinnenkirche Heiligkreuztal bilden. Dieses Kloster unterstand der Visitation von Salem<sup>117</sup>. Während dieses Fenster frühestens 1312 begonnen worden ist, kann für die Gruppe um das sogenannte Klingenbergfenster die Entstehungszeit auf 1318/20 eingegrenzt werden. Man hat sie 1818 aus der Mauritiusrotunde des Münsters, für welche sie gemalt worden waren, nach Freiburg i. Br. verpflanzt und daraus eine Verglasung für das dortige Münster kompiliert. Eher früher, näher 1310 als 1320, sind 23 Scheiben aus dem Ostfenster der Dominikanerkirche Konstanz zu datieren; man hat sie 1881 in ein vierbahniges Maßwerkfenster der Kapelle des Fürstlich-fürstbergischen Schlosses Heiligenberg eingefügt. Noch am Ort verblieb einzig das dreibahnige Stirnfenster im kleinen Altarhaus von Frauenfeld-Oberkirch, eine 1320/30 geschaffene Kreuzigungsdarstellung von hoher Schönheit<sup>118</sup>.

Wie die Scheiben von Heiligkreuztal, so bilden auch die Fenster aus der Konstanzer Mauritiusrotunde<sup>119</sup> einen Höhepunkt in den Leistungen der Konstanzer Glasmalerschule. Das nach den Stiftern Ritter Ulrich und Kantor Konrad von Klingenberg benannte Fenster mit einer Kreuzigung Christi belegt den künstlerisch hohen Rang und die technisch meisterhafte Leistung der Werkstatt. Eine wenig spätere, fast rein teppichgemusterte Scheibe zeigt in einem einzigen Feld ein weiteres, assistenzloses Kruzifix, das vom üblichen Konstanzer Typus völlig abweicht, dafür dem einer Darstellung im Straßburger Münster entspricht und wohl von einem im Elsaß geschulten Meister herrührt. Ob dieser später die Werkstatt der »Klingengerischeibe« übernommen hat, möchte ich bezweifeln und in ihm eher einen etwa durch die Dominikaner vermittelten Wanderkünstler sehen. Zu diesen beiden Fenstern gehört ein Obststück mit einem monumentalen hl. Michael.

116 R. BECKSMANN a. a. O. (1979) S. 72, 102 u. 123. Abb. 23f.

117 H. WENTZEL, *Corp. vitr. Deutschland I/1* (Berlin 1958) S. 190–196, Abb. 431–469; R. BECKSMANN, *Die architekt. Rahmung des hochgot. Bildfensters. Untersuchungen zur oberrh. Glasmalerei v. 1250 bis 1350. Forschungen zur Kunst des Oberrheins 9/10* (Berlin 1967) S. 32f. u. S. 84–86; DERS. (1979) Seite Lf. Vgl. dazu ferner HANS WENTZEL, *Meisterwerke der Glasmalerei* (Berlin 1954<sup>2</sup>) S. 156–167; *Das Mutziger Kreuzigungsfenster u. versch. Glasmalereien d. 1. H. des 14. Jhs. im Elsaß, der Schweiz u. Süddeutschlands*. In: *Ztschr. f. schweiz. Archäologie u. Kunstgesch.* 1953/3 u. 4; *Glasmalerei a. Bodensee im 14. Jh.* In: *UKDm* 1969/3 u. 4., S. 76–87.

118 Auf den zwischen 1300 u. 1330 sehr weitmaschig eingegabelten Verglasungsriß im Württemberg. LM Stuttgart (Nr. 1958/21 a–b) kann hier nicht eingegangen werden. Dazu H. WENTZEL, *Un projet de Vitrail au XIV<sup>e</sup> siècle*. In: *Revue de l'Art* 1970/10. Zu Frauenfeld-Oberkirch s. Anm. 121.

119 R. BECKSMANN, *Die ehemalige Fensterverglasung der Mauritius-Rotunde des Konstanzer Münsters*. In: *Jb. der Staatl. Kunstslnen in Baden-Württemberg* 5 (1968) S. 57ff.; DERS. 1979 (oben Anm. 7) S. 93–115. Bibliogr. S. 93, Farbtafel III u. IV, Abb. 116–133. Wie H. REINERS (*Das Münster ULF zu Konstanz, 1955*, S. 270) habe ich (a. a. O. 1961 S. 151–153) die Zusammengehörigkeit der Stifterbilder und der übrigen Verglasung zu Unrecht bezweifelt.

Den Christuszyklus aus dem Altarhausfenster der Dominikanerkirche<sup>120</sup> hat R. Becksmann überzeugend verschiedenen Händen zuweisen können. Der wohl werkstattführende Meister, der noch an die Märtyrer-Medaillons gemahnende Elemente beibehalten hat, schuf die Mittelbahn; der Meister der Seitenbahnen hält sich oft an den Motivschatz des Klingenbergers Fensters. Verbindungen zum Klingenbergers Fenster der Mauritiusrotunde bestehen auch beim schlichten Farbfenster der Laurentiuskirche in Frauenfeld-Oberkirch<sup>121</sup>, womit sich die Kette schließt zu den Scheiben aus dem im Altarhausfenster der Konstanzer Dominikanerkirche 1320/30 entstanden, könnte die Oberkircher Verglasung eine Stiftung des aus Frauenfeld gebürtigen Domherrn und späteren Bischofs Nikolaus Hofmeister sein. Man hat sie wegen übereinstimmender zeichnerischer Formeln vielleicht zu sehr von ihren Ahnen abhängig gesehen; E. J. Beer betont zu Recht die Eigenständigkeit des Meisters. Gegenüber dem schwereren Farbklima der Vorgänger ist strahlende Helle getreten. Der Gegensatz zwischen Farbe als Ordnungsfaktor und Farbe als Bedeutungsträger, welcher dem Meister der Seitenbahnen beim Ostfenster der Dominikanerkirche Konstanz noch so zu schaffen machte, scheint sich in einen ausgewogenen Rot/Blau-Rhythmus aufgelöst zu haben. Alles Schattige wird verbannt, denn es wäre »der Lichtwelt dieser Bilder wesensfremd« und löste »ihren Zauber unwiederbringlich auf«<sup>122</sup>. Das Einzelne betrachtend wird man feststellen können, daß der Meister nichts bringt, was nicht, wie die weißen Gründe oder der Rankendamast, in Frankreich, am Oberrhein und besonders im Elsaß schon vorbereitet gewesen wäre<sup>123</sup>. Die Komposition freilich ist sparsamer geworden, die Linienführung schematischer, ja abstrakter, und ihrer Sanftheit wegen warf man dem Ganzen vor, Flaues und Schlaffes nicht vermieden zu haben. Dabei dreht es sich um nichts anderes als um eine fortschreitende »Vergeistigung des Stofflichen«<sup>124</sup>. Das Kunstwerk spricht vollständig nach innen und in die Stille. Alles Laute und Äußerliche wird abgestreift, die Lilienreinheit ist unantastbar. Wenn der Rankengrund durch einen breiten weißen Umrissstreifen von den schmalschultrigen Gestalten ferngehalten wird, so löst sie dies gleichsam aus aller irdischer Verflechtung heraus; es ist, als umflösse ein Heiligenschein die knappe, geschlossene Form<sup>125</sup>. Da zeichnet sich der »Wohllaut melodischer Linienführung« (Michael Stettler) ebenso ab, wie die innere Einheit von Form und Inhalt, welch' beide wir in Königsfelden<sup>126</sup> wiederfinden. Emil Maurer hat dort zuerst an eine

120 R. BECKSMANN a. a. O. (1979) S. 132–147 mit Bibliogr. S. 132, Abb. T. 50–58; A. KNOEPFLI a. a. O. (1969) S. 153.

121 Ältere Lit. bei A. KNOEPFLI a. a. O. (1961) S. 154 mit Anm. 319 u. in KDm Thurgau I (Basel 1950) S. 81–91; E. J. BEER, Corp. vit. Schweiz III (Basel 1965) S. 41–48, Tafel 28a–38, Farbtafel S. 44; Dazu R. BECKSMANN 1967 (oben Anm. 117) S. 12 u. 60f.; H. WENTZEL in UKDm 1969/3 u. 4 (Festschrift Knoepfli) S. 78f.

122 H. SEDLMAYR, Entstehung der Kathedrale (Zürich 1950) S. 287; allg. zur Farbverglasung ebenda S. 53f., 136, 148ff., 230f. u. 286–288. Dazu P. MEYER, Europ. Kunstgesch. (Zürich 1969<sup>3</sup>) S. 226f. u. 262f.; A. KNOEPFLI a. a. O. (1961) S. 149–157.

123 Colmar, Dominikanerkirche 1290, ferner das Endingenfenster um 1310 im Münster v. Freiburg i. Br.

124 E. J. BEER (1965, oben Anm. 121) S. 44.

125 Ähnliches bei der wohl konstanzerischen Petrustafel aus Appenzell, Ende 13. Jh. Siehe P. R. FISCHER in Ztschr. f. schweiz. Archäologie u. Kunstgesch. 1961/2, S. 57ff.

126 M. STETTLER, Königsfelden (Laupen/Bern 1949); E. MAURER, KDm Kt. Aargau (Basel 1954) S. 341–349; DERS., Meisterwerk zyklischer Komposition. In: UKDm 1969/3 u. 4 (Festschrift A. Knoepfli) S. 94; R. BECKSMANN, a. a. O. (1979) S. XXXII u. LVI.

Werkstattgemeinschaft von Straßburger und wesensverwandten Konstanzer Meistern gedacht. Das erhält nicht nur stilistisch einen hohen Grad an Wahrscheinlichkeit. Es gibt auch im Zeitraum von 1330/40 keine bedeutenden Zeugnisse konstanzischer Glasmalerei »am Ort« mehr. Den Künsten wurde durch die politischen Ereignisse ein beträchtlicher Teil ihres Nährbodens entzogen: kaum war die Fehde zwischen Bischof und Kaiser mühsam beigelegt, kamen die folgenschweren Jahre des Interdiktes.

Ein geraffter Rückblick<sup>127</sup> ergibt trotz grober Umriss, daß die ersten Spuren gotischer Kunstgesinnung in der Mitte des 13. Jahrhunderts auftauchen. Mit Ausnahme des straßburgischen Onyx aus dem Kloster Paradies kennen wir wenig bedeutsame Werke des staufischen Klassizismus. Hingegen spiegelt sich der Stil der französischen Metropole in Werken der Architektur – Heiliggrab in Konstanz –, der Buchmalerei und der Siegelkunst, in der Malerei noch lange bedrängt von den Geschieben des splitterig-zackigen Stils und durchsetzt von Resten romanischer Auffassung. Seit den sechziger und siebziger Jahren setzt sich eine allgemeine Glättung zu schönlinig-freundlichen Gebilden durch, die Goldschmiedekunst zieht am raschesten nach, die Plastik, etwa des Konradsgrabes, steht auf der doktrinären Höhe der Zeit, um etwa 1280 sind die ältesten erhaltenen Zeugen der konstanzischen Glasmalerei entstanden. Kurz vor und um 1300 bricht mit Macht der *dolce stile nuovo* ein: in zeitgedrängter Fülle zum Beispiel mit dem älteren St. Katharinenthaler Graduale, der St. Galler Weltchronik, dem Grundstockmeister der Manesse-Liederhandschrift, der in jeder Beziehung die »die mâze« ritterlicher Minne preist. Oder mit der Ausmalung der Konstanzer Dominikanerkirche oder dem Markusschrein auf der Reichenau sich gleichermaßen noch von Formvorräten des 13. Jahrhunderts und ihren integrierten französischen Vorbildern nährend, mit welchen die Rezeption der Gotik im letzten Jahrhundertdrittel vollzogen worden ist. Sie erlaubte, in der Architektur um 1300 vollgültig aufzutreten, sei es im Neubau von Salem, sei es bei den Annexbauten des Konstanzer Münsters, wo der Zeitdurchschnitt zukunftsweisend überschritten worden ist. Im ersten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts und in der Sprache der Mystik hat sich der Stil weiterentwickelt, den man mit einiger Vorsicht als konstanzisch und als eigenständigen Regionalstil bezeichnen darf. Das pulsierende Leben der in den ersten Jahrhundertjahren erneuerten Kontakte beruhigt sich in der Lautlosigkeit geistlicher Minne, die Zeichnung lockert sich im Dienste der schönen Linie, Körperlichkeit wird weitgehend aufgehoben und, dieser Eindruck überspielt alle andern, in zeitlos schwebende Heiterkeit versetzt. Es ist der Weg, der von der St. Galler Weltchronik zum St. Katharinenthaler Graduale von 1312, von den älteren, noch der Stufe von Münchenbuchsee verpflichteten Kappellerscheiben zum Fenster von Frauenfeld-Oberkirch geleitet, ein Weg zunehmender Abstraktion und manieristischer Haltung.

Dieser phänomenale schöpferische Aufbruch um 1300 war keine Parthenogenesis, nach der Hans Wentzel einst gefragt hat. Die Formen hatten sich Stufe um Stufe im 13. Jahrhundert

127 Forschungs-Überblicke auf die kunsthistorische Entwicklung im 13./14. Jh. meist auch in der zitierten Literatur (oben Anm. 1–10), ferner A. KNOEPFLI, Zur Erschließung der Konstanzer Kunst des 14. Jhs. In: Konstanzer Blätter f. Hochschulfragen 1965/4, S. 81–86. Außer den Forschungsberichten von E. J. BEER (oben Anm. 85, 1965 u. 1968, Got. Buchm.) künftig auch dieselbe Verfasserin im Kommentarband zur Faksimileausgabe des St. Katharinenthaler Graduale 1312 (Luzern 1982; im Druck).

herangebildet und waren, wie schon bei den Gewölberippenformen, gleichsam gespeichert worden, bis eine Sternstunde geistigen Lebens in der Bischofsstadt und dem Bodenseeraum jene Reife und Bereitschaft herbeiführte, dies alles abzuberufen, aufzunehmen und das Elegante der Hofkunst mit der Treuherzigkeit der eigenen Seele, das Symphonische mit dem Kammermusikalischen zu verbinden. Daß Wollen und Vollbringen im selben Atemzuge lagen, verdankt die damalige Kunst des Bodenseeraumes auch ihrer technischen Meisterschaft. Mit den übrigen Zentren der Glasmalerei begannen sie Silbergelb anzuwenden und erreichten auch damit eine Leichtigkeit und strahlende Helle des Farbklimas, welche den ausdrucksmäßigen Absichten voll entsprach. Die Goldschmiede beherrschten alle Möglichkeiten der Emailtechnik, die man den Konstanzern in dieser Vollendung so wenig zutraute, daß man Zuflucht zu einer »Wiener Schule« nehmen zu müssen glaubte. Die Anwendung der Temperamalerei an der Wand geht auf französischen Import zurück. Ihr Vorbild, die Ausmalung der Sainte-Chapelle (1242–1248), scheint hier führend früh wirksam geworden zu sein, soweit Kenntnis und erhaltener Bestand dies zu sagen erlauben: die Ausmalung der Nische für den Krug der Hochzeit zu Kana im Chor des Münsters auf der Reichenau erfolgte um 1310 und damit um Jahrzehnte früher als an den Chorschranken des Kölner Domes, die unter die ältesten Beispiele eingereiht werden. Angesichts der fast absoluten Vorherrschaft der sonst üblichen Kalkmalerei und Mischtechnik ist es erstaunlich, daß man in Konstanz immer wieder auf Temperawandmalerei zurückgegriffen hat. So 1348 bei der datierten Kreuzigung in der Oberen Sakristei des Konstanzer Münsters; im 15. Jahrhundert folgten in den dreißiger Jahren die Legende des Titelheiligen in der St. Nikolauskapelle, 1445 die Grabmalmalerei bei der Tumba des Bischofs Otto III. in der St. Margrethenkapelle und 1472 die Wandgemälde in der Silvesterkapelle. Noch im 18. Jahrhundert verwendet der Konstanzer Stauder, als einer der wenigen, Tempera für seine barocken Kirchen- und Großmalereien.

Ungeachtet aller großen Verluste, die in Rechnung zu stellen sind, stehen allein zwischen 1300 und 1315 die Werke noch so dicht, daß man vor lauter Bäumen den Wald kaum sieht. In vielen Datierungsfragen wird man sagen müssen, es habe niemand und es haben alle recht. Jedenfalls sind es Jahre, wo die Kunst unserer Region den Anschluß an die europäische Kunstgeschichte finden darf. Wenn selbstverständlich Düsternis und Arglist dieser Epoche so wenig fehlten wie jeder anderen, so haben sich doch die Ideale der Zeit in der Kunst beeindruckend rein niederschlagen können: die Tugenden der Ritter, die Frömmigkeit der Mönche und Nonnen, der politische und wirtschaftliche Weitblick der Bürger und Kaufleute. Die Stufen im Zusammenhang mit dem Aufkommen der gotischen Formen nachzuzeichnen, lohnte sich.

### *Die Nachgotik von der Reformation bis ins Ende des 18. Jahrhunderts*

Dem auf Periodisierung beharrenden Kunsthistoriker ist das Phänomen der Nachgotik oder Spätgotik ein Dorn im ordnenden Auge. Man hat versucht, sie als bloße Stilverspätung, als unzeitgemäße Randbemerkung zur »Normalentwicklung«, als provinzielles Ausscheren aus dem Gänsemarsch der Stile abzutun, zuweilen auch als klaren Abstieg und Zerfall. Aber wenn man den Störfaktor deutscher Stilgeschichte in solchen Nebenschubladen gut versorgt glaubte, tauchte er unter einer seiner vielen Gestalten hartnäckig und unvermutet wieder auf.

Dem Makel der Unselbständigkeit und Minderwertigkeit zu begegnen, haben 1928 Engelbert Kirschbaum und neuerdings, 1979, Hermann Hipp umfassende Studien angestellt. Und Alois Riegl hat schon 1929 allgemein davor gewarnt, die Kunstwerke in die Regale einer Stilgeschichte zu pressen; sie verlören, sagte er<sup>1</sup>, damit jenen Charakter des Fremdartigen oder gar Störenden, der ihr Leben ausmache.

Kirschbaums und Hipps Arbeiten haben eine Revision des Urteils gegenüber der Nachgotik eingeleitet und gefestigt<sup>2</sup>. Man erkennt heute, daß die Nachgotik nicht als »Nachher-Gotik« und von ihrer eigenen Zeit nicht als anachronistisch, sondern als durchaus zeitgemäß angesehen worden ist. Die »Renaissance« trat ihr nicht als Epochenscheide in Erscheinung, die Zeitdistanz Gotik/Nachgotik spielte keine Rolle, weil man in der sie verbindenden Renaissance eine der Brücken, aber keine Kluft empfand<sup>3</sup>. Dafür mag mitverantwortlich sein, daß weder die deutsche Renaissance noch die Nachgotik je das volle Instrumentarium ihres Stiles aufbieten wollten.

Die Renaissance des Nordens zumal<sup>4</sup> blieb Episode, pflügte die Kunstanschauungen nicht bis auf den gewachsenen Boden durch. Ihre Neugierde galt denn auch weit weniger dem

1 A. RIEGL, Gesammelte Aufsätze (Augsburg/Wien 1929) S. 44.

2 E. KIRSCHBAUM, Deutsche Nachgotik. Diss. München 1928 (Maastricht 1928, id. Augsburg 1930); H. HIPPEL, Studien zur »Nachgotik« des 16. u. 17. Jhs. in Deutschland, Böhmen, Österreich u. d. Schweiz. Diss. Tübingen 1979 (Hannover) 3 Bde. Ferner: A. MATTHÄI, Dtsch. Baukunst seit dem Ausgang des M'alters bis zum Ausgang des 18. Jhs. (Leipzig 1910); H. TIETZE, Wiener Gotik im 18. Jh. In: Kunstgesch. Jahrbuch der k. k. Zentral-Kom. (Wien 1903) S. 162–186; DERS., Das Fortleben der Gotik i. d. Neuzeit. In: Mitteilungen der Zentralkom. f. Denkmalpflege 13 (Wien 1914) S. 197–212 u. 237–249; A. STANGE, Die Gotik i. d. dtsch. Baukunst um 1600. In: Repert. f. Kunstw. 49 (Berlin 1928) S. 280–288; C. NEUMANN, Ende des M'alters? Legende der Ablösung des M'alters durch die Renaissance. In: Dtsch. Vierteljahresschrift f. Literaturwissenschaft u. Geistesgesch. 12 (Halle 1934) S. 124–172; E. REIFF, Anachronistische Elemente i. d. dtsch. Baukunst von ca. 1650 bis ca. 1680. Diss. Frankfurt (Emsdetten) 1937; H. ROESCH, Gotik in Mainfranken um 1600. Diss. Würzburg (Egeln) 1938; G. ADELMANN u. G. WEISE, Das Fortleben got. Ausdrucks- und Bewegungsmotive i. d. Kunst des Manierismus. In: Tübinger Forschungen z. Kunstgeschichte 9 (Tübingen 1954); W. HAGER, Der Kirchenbau des 16. bis 19. Jhs. In: Die Religion i. Gesch. u. Gegenwart III<sup>3</sup> (Tübingen 1954); N. PEVNER, Baukunst in England ca. 1620–1720. Literatur 1945–60. In: Ztschr. f. Kunstw. 25 (München/Berlin 1962) S. 64–69; DERS., Möglichkeiten u. Aspekte des Historismus. Versuch einer Frühgeschichte u. Typologie des Historismus. In: Hist. u. Bild. Kunst, Studien z. Kunst des 19. Jhs. (München 1965); R. WAGNER-RIEGER, Die Baukunst des 16. u. 17. Jhs. in Österreich. In: Wiener Jahrbuch f. Kunstgesch. 20 (24), Wien 1965, S. 175–224; D. DE CHAPEAUROUGE, Zum Historismus des frühen 16. Jhs. In: Österr. Ztschr. f. Kunst u. Denkmalpflege 19 (Wien 1965) S. 15–25; J. BIALOSTOCKI, Late Gothic. In: The Journal of the British Archaeological Assoc. (London 1966) S. 80ff. u. 87ff.; CH. L. EASTLAKET, A History of the Gothic Revival (Leicester 1970), Introduction: J. M. CROCK; V. KOTRBA, Die nachgot. Baukunst Böhmens zur Zeit Rudolfs II. In: Uměni NF. 18 (Prag 1970) S. 298–330. Zum Nachleben der Kathedrale siehe L. HAUTECEUR, Les survivances gothiques dans l'architecture française du 18<sup>e</sup> siècle. In: Actes du congrès de l'hist. de l'art Paris 1921, pg. 183f.; H. SEDLMAYER, Die Entstehung der Kathedrale (Zürich 1950) S. 402.

3 E. PANOFKY, Das erste Blatt aus dem »Libro« Giorgios Vasaris, Eine Studie über die Beurteilung der Gotik i. d. italienischen Renaissance. In: Städel Jb. 6 (Berlin/Frankfurt 1930) S. 37f.

4 G. SCHNEELI, Renaissance i. d. Schweiz (München 1896); A. SCHMARSOW, Reformvorschläge zur Gesch. d. dtsch. Renaissance (Leipzig 1899); G. DEHIO, Über die Grenzen der Renaissance gegen die Gotik. In: Kunstchronik NF 11 (Leipzig 1900) Sp. 273–77 u. 305–10; W. NIEMEYER, Der Formwandel der

Grundkonzept des italienischen Rinascimento, als der Frankatur seiner mobileren Klein- und Dekorationsformen, mit welchen man weit mehr bestehende und neu errichtete Bauten herkömmlichen Stils auszierte, als eigentliche Renaissance-Neuschöpfungen. Man war rascher zu den Konzessionen eines Mischstils, zu modischem Gewand über alten Körpern bereit, als zu durchgängig stilrein der neuen Zeit verpflichteten Schöpfungen. Dem Verdikt über das Mittelalter, mit dem in Italien die Wiedergeburt der Antike automatisch gekoppelt erscheint<sup>5</sup>, stand der Deutsche im Grunde verständnislos gegenüber. Mittelalter und mittelalterliche Bauten verdienten weiterhin seine Bewunderung. Ein humanistisch gefärbter Patriotismus und ein Drängen zur nationalen Selbstdarstellung wandte sich im Gegenteil der Gotik als einer deutschen Kunstgroßtat erneut zu<sup>6</sup>, und der Gebildete interessierte sich fieberhaft auch für diese Stufen der Herkunft nationaler Kultur. Der Vorwurf der Italiener, die Segnungen der Antike durch das barbarisierende Mittelalter vertan zu haben, verletzte mehr, als daß er überzeugte. Und wenn diese die Goten und den vermeintlichen auf sie zurückzuführenden barbarischen Stil negativ beurteilten, so bildete für den Deutschen die Eroberung Roms durch eben diese Goten ein Ruhmesblatt der deutschen Nation<sup>7</sup>. Die italienische Dreierkonstruktion von Antike, Antikenzerfall im Mittelalter und Antiken-Wiedergeburt in der angebrochenen neuen Zeit mochte in deutschen Humanistenkreisen eher nach einer Ablehnung fremder Antikennachahmung als nach vorbehaltloser Zustimmung gerufen haben<sup>8</sup>. Und die Leistungen mittelalterlicher Kultur sah man mit ganz anderen als mit italienischen Augen.

Dies hat in der frühen deutschen Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts seine deutlichen Reflexe gefunden. Sie sah in der Rückschau den aufgepflanzten, modernen welschen Kunstzweig als Ursache der Krisen und Zerfallserscheinungen, welche das 16. Jahrhundert erschüttert hatten<sup>9</sup>. Die damaligen Polarisierungen mit umgekehrten Vorzeichen leisteten dann eben einer Periodisierung Vorschub, welche einerseits das Licht und die Unrast von Renaissance und Reformation sowie Diesseitsbewußtsein und modernes Denken scheiden soll von der Finsternis

Spätgotik als das Werden der Renaissance, Diss. Leipzig 1904; H. WÖLFFLIN, Die Architektur der dtsh. Renaissance. In: Bayerische Akademie der Wissenschaften, Reden 64 (1914); A. STANGE, Die dtsh. Baukunst der Renaissance (München 1926); K. HORST, Die Architektur d. dtsh. Renaissance. In: Propyläen Kunstgesch., Erg. Bd. III (Berlin 1928); D. FREY, Gotik u. Renaissance (Augsburg 1929); R. KAUFMANN, Der Renaissancebegriff i. d. dtsh. Kunstgeschichtsschreibung. Diss. Basel (Winterthur) 1932; R. FEUCHTMÜLLER (Die Architektur der) Renaissance in Österreich (Wien/Hannover 1966) S. 5–40; W. FLEISCHHAUER, Die Renaissance im Herzogtum Württemberg (Stuttgart 1971).

<sup>5</sup> Siehe Anm. 3.

<sup>6</sup> L. BUSCHKIEL, Nationalgefühl u. Vaterlandsliebe im älteren dtsh. Humanismus. In: Programm des kgl. Gymnasiums Chemnitz 1887; U. PAUL, Studien zur Gesch. des dtsh. Nationalbewußtseins und die Reformation. In: Hist. Studien 298 (Berlin 1936).

<sup>7</sup> F. GOTTHELFT, Das dtsh. Altertum i. d. Anschauung des 16. u. 17. Jhs. In: Forschungen zur dtsh. Literaturgesch. 13 (Berlin 1900); H. DANNENBAUER, Germ. Altertum u. dtsh. Geisteswissenschaft. In: Philosophie u. Geschichte 52 (Tübingen 1932); H. KELLER, Das Geschichtsbewußtsein d. dtsh. Humanismus u. die bild. Kunst. Hist. Jb. 60 (Köln 1940); H. Hipp a. a. O. Bd. I, S. 887ff., dazu die Literatur in II, S. 1092, Anm. 1786.

<sup>8</sup> Dazu HIPPE (oben Anm. 2) Bd. I, S. 520ff. u. S. 556. Literatur in Bd. II, S. 1025, Anm. 1030.

<sup>9</sup> DERS. a. a. O. Bd. I, S. 7, Bd. II, Anm. 6–11.



des Mittelalters<sup>10</sup>. Andererseits fühlte man sich geblendet von mittelalterlich-kulturellen Glanzpunkten deutschen Wesens und sah in der deutschen Renaissance nur einen kläglichen, provinziell verspäteten Abklatsch der italienischen. Im Bodenseegebiet hat sie freilich, den Umweg über Augsburg nehmend, erst im zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts einen plötzlichen Einzug gehalten, also zu einem Zeitpunkt, als Italien die Früh- und Hochrenaissance hinter sich hatte und schon dem Manierismus im Vorfelde des Barock zuneigte.

*Alamannico more – modo nostro* – deutsche Art... das alles hat, wie auch Hipp nachdrücklich betont, mit vordergründig völkischen, rassistischen Vorstellungen nichts gemein. Die Bezeichnungen sind nur mit den *damals* geltenden Wertvorstellungen zu verbinden. »Nach unserer Sitte«, damit sind im Kirchenbau die nachgotischen Hallenkirchen gemeint. Des Italieners Vasari Geringschätzung jedoch ist nicht auf sie gemünzt, sondern auf eine bereits geschichtlich gewordene, mittelalterliche Gotik. *Manièra romana* aber, welsche Art, das war in nordischen Augen eine fluktuierende Summe nicht nur von Erstrebenswertem, dem die deutsche Renaissance offenstand, wie antike Säulenordnungen, Zentralisierung und Symmetrie. Es galt auch als »italienisch«, was das Mißtrauen der Protestanten erweckte; es stand in Verdacht, es könnte als Stilmerkmal mit päpstlich-römischer Gesinnung ihrer Konfessionsgegner zu tun haben. Selbst vor der »jesuitischen« Halle nahm man Distanz.

Außerhalb des Störfaktors »Konfessionspolitik« blieb man aber im Zeichen beiderseitiger Zuneigung zur gotischen Ausdruckskunst verbunden, für welche das Destillat der reinen Form keinen Ersatz anbieten konnte. So verblieb wenig Bereitschaft, ausschließlich den modernen welschen Stil anzusteuern und über die Episode hinaus die Bahnen der Tradition dauernd zu verlassen. Selbst als der innerlich wesensnahe Barock zu stürmischer Entfaltung kam, vermochte er die standfeste Gotik nicht voll zu verdrängen. Weitere, vordergründigere Motive gesellen sich dazu:

Das Reich als Institution war katholisch geblieben, und die Landesherren vermeinten, mit ihrer Konfession zugleich die ihrer Untertanen gewählt zu haben. Im Osten und Südosten des Bodenseegebietes, in Mehrerau und Hohenems organisierten sich Zentren der geistlichen und weltlichen Rekatholisierung; Fürstenberg und Bayern blieben dem alten Glauben treu. In Lindau und Ravensburg etwa rang man sich zur Parität durch, Konstanz verlor durch Zaudern und mißglückte Vermittlungsversuche zwischen der Kirche Luthers und der Zwinglis nicht nur die Reichsfreiheit, sondern auch noch den protestantischen Glauben. Württemberg und die Mehrzahl der Reichsstädte wahrten ihren konfessionell-reformierten Besitzstand. Auf Schweizerseite, wo man sich bereits reichsunabhängig fühlte, begannen konfessionelle Ausscheidungen und die Schaffung paritätischer Verhältnisse. Das katholische Appenzell Innerrhoden

10 Der Verfasser hat in Band II seiner Kunstgeschichte des Bodenseeraumes die fatale Zäsur zu überbrücken versucht und Spätgotik und Renaissance nicht durch einen Graben getrennt, sondern durch einen Grat zusammengefaßt. Siehe auch H. TIETZE, Die Methode der Kunstgeschichte (Leipzig 1913) S. 99 mit einem eher resignierenden Standpunkt; J. A. SCHMOLL, gen. EISENWERTH, Stilpluralismus statt Einheitszwang. Zur Kritik der Stilepochen-Kunstgeschichte. In: »Argo«, Festschr. f. K. Badt (Köln 1970); S. 77–95; E. MAURER, Im Niemandsland der Stile. Bemerkungen zur Schweizer Architektur zwischen Gotik u. Barock. In: Unsere Kunstdenkmäler 1980/4, S. 296–316; H. HIPPI a. a. O. Bd. I, S. 118; M. RÖTHLISBERGER, Zur Periodisierung der Kunstgesch. In: Neue Zürich-Zeitung Nr. 112 vom 16./17. Mai 1981.

trennte sich vom reformierten Außerrhoden. Beide lagen inmitten des heute st. gallischen Kantonsgebietes. Der Fürstab von St. Gallen blieb in seinem Kloster völlig von der reformierten Stadt St. Gallen umringt; diese selbst wiederum grenzte fast ausschließlich an katholisch-äbtisches Gebiet.

Allüberall jedoch führten die künstlerische Kargkeit und Aufgewühltheit der Reformationszeit, die politische und konfessionelle Zersplitterung und die Armut an führenden Zentren in der zweiten Jahrhunderthälfte zu einer gewissen Austrocknung. Kaum aber schien künstlerisches Leben neu zu erwachen, verwelkte es wieder im Hauch der Pestzüge und in den Schrecknissen des Dreißigjährigen Krieges. Das war nicht die Luft für revolutionär-neues Kunstwollen, es war weitgehend ein Klima des Zurücksteckens, Zurückstellens und des wenig abenteuerlichen Beharrens in gesicherter Tradition. Sie genügte sich vorerst im Verein mit applizierbarer neuzeitlicher Dekoration und in der Verschmelzung zu Mischstilen. Vieles mochte als Zeichen der Resignation und Müdigkeit verstanden werden, vieles aber auch fand sich erstaunlich vital in den beschränkten Verhältnissen zurecht.

Der Kirchenbau beider Konfessionen deckte sich in mancherlei Beziehung, aber aus ganz unterschiedlichen Gründen. Unter »Neuem Glauben« verstanden die Reformatoren keineswegs eine traditionslose Neuschöpfung ihrer Zeit, wohl aber eine Rückkehr zur Reinheit, zu Strukturen des Urchristentums; keine neue, sondern eine gereinigte Kirche sollte erstehen. Und Zwingli betonte mit Genugtuung, er und sein Kreis feierten die Eucharistie nicht anders als dies die Kirche auch schon getan, bevor sich das Abendmahl zur Messe verfremdet habe und Altäre und Sakramentshäuschen aufgekommen seien.

Die Protestanten stellten allerdings zunächst überhaupt keine Ansprüche an eine bauliche Würde ihrer Gottesdienstlokale und »Betschöpfe«. Als fünf Jahre nach Kappel die *Confessio helvetica* die Abhaltung von Gottesdiensten in privaten Zirkeln verbot, wurde auch in öffentlichen, eigentlichen Kirchenbauten im künstlerischen Gehaben völlige Abstinenz beachtet<sup>11</sup>. Das änderte sich, als die Neugläubigen im Zuge konfessionspolitischer Behauptung sich um die Legitimation ihrer Religion und Kirche bemühen mußten und sie sich dem Spott ausgesetzt sahen, sie hätten »Kylchen glych den rosställen«; da kümmerte man sich auch um die bauliche Form der Gotteshäuser. Der reine Zweckgedanke, sich im Namen Gottes gleichwo irgendwie versammeln zu können<sup>12</sup>, wich der Forderung nach dem *Locus honestus*, nach einem der Ehre Gottes angemessenen Raum. Dieser wurde aber erst mit dem Vollzug des Gottesdienstes zum »Hause Gottes«. Es ging nicht um *Loca sancta*, um geweihte Orte, deren Heiligkeit weder von der Anwesenheit Gläubiger noch von gottesdienstlicher Handlung abhängig war<sup>13</sup>.

Die Protestanten übernahmen zunächst einfach die bestehenden Kirchenbauten und verstanden sie mit geringfügigen Änderungen weiter zu benutzen. Als sich das Bedürfnis nach Neubauten einstellte, stand wie bei den Katholiken die besondere Kirchlichkeit des gotischen Stils außer Frage, man hatte sich nicht nur daran gewöhnt, sich anpassend Gottesdienste neuen Glaubens in alten Kirchen abzuhalten, sondern betrachtete den Traditionsstil als Mittel,

11 G. GERMANN, *Der protestant. Kirchenbau i. d. Schweiz* (Zürich 1963).

12 Die *Confessio raetica* von 1553 erachtete den besonderen Kirchenraum für Predigt und für die Erteilung der Sakramente geeigneter als Privaträume. So wurden Taufen verurteilt, welche die Wiedertäufer an unangemessenem Orte durchgeführt hatten.

13 G. GERMANN (oben Anm. 11) S. 13 ff.

legitimes Herkommen und legitimen Einsitz in die Gemeinschaft der Gläubigen zeichenhaft zu betonen. Damit hofften sie wohl auch im Kampf um die Selbstbehauptung, das Mißtrauen der Altgläubigen abzubauen.

Es dachte niemand an »Plagiat« – ein moderner Begriff – oder an Übernahme katholischer Baugesinnung, als beide Konfessionen auf lange hinaus dem Typus die Treue hielten, dessen Grundriß längsgestreckt und geostet war und auch baulich den drei Bezirken des Salomonischen Tempels mit Vorhalle, Schiff und Chor entsprach<sup>14</sup>. Aus demselben Geschichtsbewußtsein und aus derselben patriotisch genährten Wertschätzung gelangten beide Konfessionen zur Weiterführung mittelalterlicher Bauweise. Der »Rückgriff« auf die kirchliche Gotik schien so selbstverständlich, daß er programmatisch gar nicht erst zu erklären war. Man muß freilich auch sehen, daß in der Spätgotik der basilikal-hierarchische Charakter einer langgestreckten »Messekirche« mit abgeschiedenen tiefen Chören dem einer gleichsam »demokratischeren« Bauweise gewichen ist: der Grundriß der »Predigtkirchen« zeigt in zentralisierender Tendenz kürzere Chöre und breitere, gemeindefreundlichere Schiffe, ja zuweilen nähert sich der Versammlungsraum der Gläubigen dem Quadrat, wie wir dies bei den Staffelhallen von St. Laurenzen St. Gallen und St. Johann Schaffhausen sehen können. Erst als im 18. Jahrhundert das mittelalterlich-gotische Erbe am Schwenden war und die neue Lehre keiner zeichenhaften Rechtfertigung durch die Bauüberlieferung bedurfte, wandte man sich bautypologischen Eigenleistungen zu. Eine solche hatten die Hugenotten Frankreichs 1564 mit dem Temple de Lyon zu entwickeln begonnen. Denn bei ihnen war die Verbindung zur herkömmlichen Bauweise unterbrochen worden, weil sie die Kirchen hatten räumen und in behelfsmäßigen Privatbauten unterkommen müssen. Der Weg lag darum frei zum Einheitsraum mit umlaufender Empore, zu einem Typus, dessen Beziehungen zum Theaterbau und zu Gedanken Palladios offenkundig sind<sup>15</sup>.

Für die Katholiken, die verlorenes Terrain zurückzugewinnen hatten, stand die traditionsgebundene Nachgotik ebenfalls im Solde der »Congregatio de propaganda fide« und galt als Zeichen von Treue und Kirchlichkeit<sup>16</sup>. Ihre »Antihaltung« in der Gegenreformation stand unter apostolisch-jesuitischem Vorzeichen. Erst im Hochbarock drang statt dessen ein mit dem weltlichen und kirchlichen Absolutismus verknüpfter Neugestaltungswille durch, der dann die Nachgotik erlahmen ließ und auch für den Jesuitenorden selbst eine Schwächung bedeutete.

Ob die Gleichzeitigkeit der deutschen Renaissance und der häretisch beurteilten Glaubensspaltung auf erstere Schatten warf und ihr selbst bei römisch ausgerichteten Katholiken den Ruf eines irrgläubig-heidnischen Stils eintrug, muß offenbleiben; es scheint auch da eine Parteiung

14 H. HIPPE (oben Anm. 2) Bd. I, S. 108 ff., 409 ff. u. 429 ff. Bei den Katholiken als Vorhof, Heiligtum und Allerheiligstes unterschieden.

15 G. GERMANN a. a. O. S. 26 f., 39 u. 168 ff.

16 Ebd. S. 166. Die Parteiung ergriff auch die Bildungsstile des 19. Jhs. In den katholischen Parteien ist neben der Ansicht, die Gotik sei die wahre Tochter der Kirche, auch ein »pro Renaissance-Verhältnis« bemerkbar. Darüber M. GRITZ in s. ungedruckten Tübinger Diss. 1955. Siehe auch O. B. ROEGELE, Religion u. Lebensgefühl im dtsh. Barock, ferner F. STROBEL, Die Jesuiten u. d. Barockkultur in Baden-Württemberg; beide Arbeiten in Band II des Ausstellungskataloges »Barock in Baden-Württemberg« (Bruchsal 1981).

stattgefunden zu haben. Jedenfalls glaubte man die Gotik mit architektonischen Formeln einer Welt verbunden, die noch ungespalten, in heiliger Ordnung und sakraler Würde angemessen gewesen war. Das schützte sie dafür, überfällig zu werden.

Neben der Masse von Kirchen mit gotischem »Normalgrundriß« – längliches Rechteckschiff, teils eingezogener, teils bündig verlaufender Polygonalchor und im Winkel beider stehender Turm – haben vor allem die Jesuiten ihren Kirchenbau über dem Muster der spätgotischen Wandpfeilerkirche weiterentwickelt; wir werden darauf zurückkommen. Ihrerseits bilden diese überregional-jesuitischen Raumschöpfungen den Ansatz für das Schaffen der Vorarlberger Barockbaumeister, dem das Bodenseegebiet eine letzte große, international bedeutsame Baukunst verdankt. Siehe Abb. S. 440.

Wenden wir uns nochmals dem Grundrißschema der ländlichen und städtischen Kleinkirchen zu, die zumal in den Dörfern die weit überwiegende Mehrheit ausmachten. Ich bin mir bewußt, daß eine »Schmetterlingssammlung« von Grundrissen noch keine Architekturgegeschichte abgibt. Und die Frage ist sehr berechtigt, ob ein Bau, der von den Attributen der Schulbuchgotik einzig dieses Grundrißmuster übernommen hat, zu den »nachgotischen« Bauten gezählt werden darf. Um so mehr, als Polygonal-Chorformen durch Apsis-Hintermauerungen, Formen von Radialkapellen usf. sowohl im östlich-frühchristlichen Kirchenbau ebenso vorkommen wie im Frankreich des 5./6. Jahrhunderts.

Im Gegensatz zur doktrinären Stufe der Neugotik des 19. Jahrhunderts, welche die »Gotik« voll instrumentiert und als Gesamtphänomen übernimmt, trifft die Nachgotik eine Auswahl unter den »Leitfossilien«, das heißt sie beschränkt sich meist auf Formtypen, die einzeln oder in freier Entscheidung aufgegriffen werden, um dem Bau einen »gotischen« Charakter aufzuprägen. Zu diesen Motiven rechnet Hermann Hipp vor allem die Spitzbogenformen, Maßwerke und Rippengewölbe, während Fialen, Kreuzblumen und Krabben im Gegensatz zu Kleinkunst und Kunstgewerbe selten auftreten. Der Zeichenhaftigkeit des Grundrisses, vor allem des polygonalen Chorschlusses, scheint er weniger Gewicht zuzumessen, als etwa Kirschbaum und Kotrba<sup>17</sup>. Zumindest dürfen wir dieser Bauform gotische Tendenz zubilligen, vor allem wenn diese vom übrigen Raumcharakter unterstützt wird und das Ganze seine optische Kraft auch gegen je moderne Stilüberlagerungen zu behaupten vermag. Als Merkmal gotischer Tendenz, ja Merkmal eines Kirchenäußeren schlechthin und als Ausdruck eines zählebigen Konservatismus überhaupt, bleibt der Polygonalchor ein treuer Begleiter nachgotischer Baukunst.

Eine Statistik über die Häufigkeit der Grundrisse mit Polygonalchören ist nicht ohne jede Tücke; oft wird diese Bauform nicht allein vorgezogen, weil sie sich besonderer Beliebtheit erfreute: Erhaltene Grundmauern, Vorbilder, Baubedürfnisse, Baulust und Baumöglichkeit usf. können auch hineinspielen. Aber bei qualitativ hinreichendem Material dürften hieraus sich aufdrängende Korrekturen das Gesamtbild ebensowenig stören, wie die Unvollständigkeit des Inventars. Verwertet habe ich innerhalb des Bodenseegebietes etwa von der zweiten Hälfte des 16. bis ins frühe 19. Jahrhundert das Grundrißschema von etwa 150 Kirchenbauten. Etwa  $\frac{1}{3}$  der untersuchten Grundrisse, nämlich 131 Belege, zeigen Polygonalschluß, und zwar 82 eingezogene und 39 dem Schiff bündig angeschlossene Chöre. Von den ermittelten 18 Beispielen mit

17 H. HIPPE a. a. O. Bd. I, S. 119, einschränkend S. 383 ff. Dazu auch KIRSCHBAUM (oben Anm. 2), bes. S. 50 ff., und V. KOTRBA (oben Anm. 2) S. 313.

gerader Stirnmauer sind nur zwei nicht einspringend gebaut; sie gehören fast ausschließlich der Zeit zwischen 1650 und 1750 an. Die bündig angeschlossenen und polygonal endigenden Chöre verteilen sich ungefähr gleichgestreut auf das gesamte 17. Jahrhundert mit 15 und auf das 18. Jahrhundert mit 17 Beispielen. Vor 1600 zählen wir in dieser Gruppe nur vier, nach 1800 nur drei. An der überragenden Zahl von 92 eingezogenen Polygonalchören ist die unmittelbar nachreformatorische Periode mit drei, die Zeit von 1550–1600 mit fünf Belegen vertreten. Diese bescheidenen Zahlen stimmen überein etwa mit Erwin Poeschels Feststellung, im Kirchenbau des Fürstentums Liechtenstein habe während des 16. Jahrhunderts »völlige Stille« geherrscht<sup>18</sup>. Für die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts zeigt unsere Zusammenstellung sodann 15, für die zweite 26 Belege. Im 18. Jahrhundert sinken die Zahlen auf 22 beziehungsweise 13 Beispiele, im 19. schließlich auf 11. Die Totalzahl im Bodenseegebiet ergibt bei Zeitabständen von 50 zu 50 Jahren folgende Reihe: 16. Jahrhundert: 4 und 6 polygonal schließende Kirchenbauten. 17. Jahrhundert: 22 und 34; 18. Jahrhundert: 28 und 24. Das frühe 19. Jahrhundert wartet immerhin noch mit elf Belegen auf.

Während nach H. Hipp die Häufigkeitskurve von nachgotischen Spitzbogen, Maßwerken und Rippengewölben bei einem Steilabfall um 1620/30 auf ein Fünftel des kurz zuvor erreichten Maximums eine parallel verlaufende Entwicklung zu seiner Polygonalchor-Statistik zeigt<sup>19</sup>, liegen die Dinge im Bodenseegebiet anders. Hier beginnt die Kurve gotischer Formen erst nach der Mitte des 17. Jahrhunderts deutlicher abzusinken, also nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges. Die Häufigkeit polygonaler Chorbauten jedoch verschiebt sich noch mehr; die größte Häufigkeit wird erst in der Zeit zwischen 1650 und 1750 erreicht. Dabei würde man für die vom Dreißigjährigen Krieg doch weitgehend verschonten schweizerischen Gebiete für diese Epoche doch weit weniger einen Stillstand im Kirchenbau erwarten als für die Lande nördlich des Sees. Die Vergleiche komplizieren sich freilich auf Schweizer Seite sehr durch wechselnde Benutzungsrechte und die paritätischen Verhältnisse.

Es erstaunt eigentlich, wie zäh die zwinglianische Kirche am Chorbau überhaupt festgehalten hat, da sie ja keine Altäre und daher auch kein Altarhaus kennt. Bei übernommenen Bauten nutzte man ihn als Neben- oder als Winterraum, trennte ihn für weltliche Zwecke ab oder bezog ihn ins gottesdienstliche Leben ein, indem man hier die Gestühle für Kirchenvorstände, Geistliche, Räte usf. aufstellte und die Sakramente spendete. Die zunehmende Raumnot zwang nicht nur, in den Chor auszuweichen, sondern einseitig ein arkadengeöffnetes Seitenschiff anzufügen – Beispiel Bergkirchen von Neunkirch und Hallau 1598 – oder, wie bei St. Gallen St. Laurenzen, dem vierschiffigen Raum 1577 eine weitere »Laterale« anzubauen. Eine Zentrierung und Platzvermehrung erreichte man auch durch Einspannen von Winkelporen – meist Verbindung von West- und Nordseitenempore – wie in der Bergkirche Hallau 1569. Bei Neubauten gestaltete man zudem häufig den Chor weniger tief und mit flacheren Polygonwinkeln so im Gotteshause von Marthalen 1606. Vgl. S. 440.

Man fragt sich, weshalb bei der vielerorts gepreßten Gestühlanordnung und schlechten Sichtverhältnisse nicht früher und begieriger die platzökonomischeren Möglichkeiten des Querkirchen- und Einheitsraumbaues ergriffen worden sind, bei welchen die Kanzel in der

18 E. POESCHEL, Die KDM des Fürstentums Liechtenstein (Basel 1950) S. 290.

19 H. HIPPEL a. a. O. Bd. II, Abb. 531–534. Höhepunkte bei den evang. Lutheranern liegen in den Anfängen, bei den evang. Reformierten i. d. ersten Hälfte, bei den Katholiken im ersten Drittel des 17. Jhs.

kürzeren Querachse angeordnet werden kann. Die Hemmungen, dies zu tun, mögen kaum besser illustriert werden als durch gleich zu nennende Fälle, wo zwar Querkirchen gebaut, aber in der Längsachse bestuhlt und damit doch als Längskirchen völlig quer genutzt worden sind.

Schon vor 1661 war für die Kirche des aargauischen Gränichen ein ovaler Grundriß vorgesehen gewesen, aber nicht ausgeführt worden. 1675 baute Abraham Dünz das gestreckt zwölfckige Gotteshaus von Othmarsingen mit längsseitigem Turm. Die Innenorganisation des Raumes folgt aber der Längsachse! Für das schaffhausische Wilchingen, um in unsere Gegend zu kommen, wählte Heinrich Peyer 1676 ein querliegendes Achteck und schuf so den ersten Querkirchenbau der Nordostschweiz. Den Turm aber stellte er an die Schmalseite! Denselben Grundrißtyp beachten zwei weitere schaffhausische Gotteshäuser: 1704 Buchtalen und 1758/59 Osterfingen, deren Gestühl sich wiederum längsgerichtet nach der an der kürzesten Seite angebrachten Kanzel orientiert. Dann wird es wieder ruhig um den Querkirchenbau hierzulande; die großräumigen Vorbilder von Wädenswil und Horgen am Zürichsee sowie der gleichfalls zürcherischen von Embrach und Kloten blieben ohne Echo, obschon Leute aus unserer Gegend, der Teufener Brücken- und Kirchenbaumeister Ulrich Grubenmann Wädenswil und der rheintalisch Altstätter Joh. Jakob Haltiner Kloten und Horgen ausgeführt hatten. Erst 1808/10 baut, angeregt von Horgen, Konrad Langenegger die Querkirche von Speicher – Appenzell Außerrhoden – und nach deren Vorbild wiederum Joh. Jakob Moosbrugger 1810/12 diejenige von Altnau am Bodensee. Erst 1834/40 folgt im außerrhodischen Vorderland W. F. Kublys klassizistische Querkirche von Heiden, welche ein Zeitgenosse als »köstliche italienische Reminiszenz« rühmt und prophezeit, sie werde in der Architektur der östlichen Schweiz noch Epoche machen. Sie blieb jedoch in bescheidenster Gesellschaft: 1845/48 entstand Kublys Gotteshaus im toggenburgischen Wattwil, gleichzeitig im Schaffhausischen Heinrich Gassers Gächlinger Kirche. Als Spezialfall ist Behringen zu betrachten, wo ein 1836 gebauter breiter Querraum die alte, längsgerichtete Kirche von 1642 durchdringt. In all diesen Bauten aber sind gotische Tendenzen fast völlig erloschen, gleichfalls in den zürcheroberländischen Querkirchen von Schwerzenbach, Gossau, Uster und Bäretswil, wo sich eine Weiterentwicklung des Typus anzubahnen schien, die jedoch im Schatten sich durchsetzender Neugotik wieder zum Stillstand kam<sup>20</sup>.

Im katholischen Ordens- und Großkirchenbau haben Importe basilikaler und anderer Raumsysteme neben dem Vorbild der von den Jesuiten übernommenen gotischen Wandpfeilerkirche vorerst nicht aufkommen können. Die den Gewölbeschub auffangenden gotischen Außenstreben wanderten bei ihr gleichsam durch die Wand ins Rauminnere, wo sie, wie in der hinterthurgauischen Benediktinerkirche Fischingen 1685/87 knappe Wandvorlagen oder in ausgebildeteren Stufen eine rhythmische Reihe von Zellen oder Seitenkapellen ausscheiden und

20 E. AFTERGUT, Ref. Kirchen im Kt. Zürich von der Reformation bis zur Romantik. Diss. Zürich (Berlin) 1922; C. HORN, Kirchenbau des Protestantismus. In: Religion i. Gesch. u. Gegenwart III (1929) Sp. 849 ff.; W. OHLE, Die protest. Schloßkapellen der Renaissance in Deutschland. Diss. Leipzig (Stettin) 1936; W. GRASHOFF, Raumprobleme des protest. Kirchenbaues im 17. Jh. (Berlin 1938); I. K. DÖTT, Protest. Querkirchen in Deutschland u. d. Schweiz. Diss. Münster 1955; K. EHRLICH, Der evang. Kirchenbau in Württemberg bis Mitte des 19. Jhs. In: Evang. Kirchenbautagung Stuttgart 1959 (Berlin 1966) S. 33–46; G. GERMANN (oben Anm. 11). Vgl. die Kunstdenkmäler-Bände Zürich Land II (H. Fietz 1943) und III (H. M. Gubler 1978), Appenzell A. Rh. II u. III (E. Steinmann 1980 u. 1981) sowie Schaffhausen III (R. Frauenfelder 1960), ferner den Kunstführer durch die Schweiz (Bern 1975).

im Verein mit Durchlässen und durchlaufenden Galerien Pseudonebenschiffe bilden<sup>21</sup>. Wegbereiter und Verbreiter des Typus waren neben den Bündnern aus dem Misox vor allem, wie bereits erwähnt, Bauleute des Jesuitenordens<sup>22</sup>; auf den programmatisch-konfessionalpolitischen Charakter ihrer Bauepflogenheiten haben wir ebenfalls schon hingewiesen<sup>23</sup>. Gleich den Kapuzinern erteilte auch der Jesuitenorden Bauanweisungen, welche zu Modellbauten geführt haben. Diese wurden im Bodenseeraum von den Vorarlberger Barockbaumeistern als Ausgangspunkt ihrer alsbald variierten und sich davon lösenden Bausysteme aufgegriffen. Wichtig als Vorbild und für die Weiterentwicklung sind St. Konrad in Konstanz von Stephan Huber 1604/07 sowie die Jesuitenkirchen von Dillingen und Eichstätt geworden, welche beide 1610/17 bzw. 1617/20 unter Leitung von Hans Alberthaler entstanden. Wenn man auch die Bedeutung vor allem von Dillingen, an dessen Hochschule sowohl Familienmitglieder der Vorarlberger Baumeister als auch zahlreiche der späteren geistlichen Auftraggeber sich immatrikulierten, nicht gering anschlagen darf, so sollte darüber St. Konrad in Konstanz in seiner architekturgeschichtlichen Auswirkung nicht derart unterschätzt werden, wie dies gegenüber dieser Inkunabel jesuitischer Wandpfeilerkirchen mit wenigen Ausnahmen geschehen ist (Abb. 50). Seit F. X. Kraus<sup>24</sup> sie als »gewöhnlichen Bau im sogenannten Jesuitenstil, ohne alle Bedeutung« abgetan hatte, hat man sie immer wieder vergessen und verkannt<sup>25</sup>. Zwischen ihren vier nur wenig in den Raum eindringenden Pfeilern waren ursprünglich Emporen gespannt, so daß in sich geschlossene, verhältnismäßig flache Nischen ausgeschieden waren. Erst 1682 erhielt der

21 Zu den Wandpfeilerkirchen siehe u. a. F. Gysi, Zur Entwicklung der kirchl. Architektur i. d. dtsh. Schweiz im 17. u. 18. Jh. Diss. Bern 1913 (Aarau/Zürich 1913); W. HAUTTMANN, Die Gesch. d. bayerischen Baukunst in Bayern, Schwaben und Franken 1550–1780 (München/Berlin 1921); G. DEPPEN, Die Wandpfeilerkirchen des dtsh. Barocks unter bes. Berücksichtigung der baukünstlerischen Nachfolge von St. Michael München. Diss. München 1953; P. A. RIEDL, Die Heidelberger Jesuitenkirche u. d. Hallenkirchen des 17. u. 18. Jhs. i. Süddeutschland. In: Heidelberg. kunsthist. Abhandlungen Bd. 3, 1956; A. REINLE, Kunstgesch. der Schweiz, Bd. III (Frauenfeld 1956), bes. S. 173 ff., allg. auch S. 156 ff., 162 ff. u. 170 ff.; L. BIRCHLER, Über barocke Hallenkirchen i. d. Schweiz. In: »Geneva«, N. S./11 (Genève 1963). Siehe auch die Literatur zu den Barockbauten der Vorarlberger unten Anm. 27 sowie Anm. 22 zur »Jesuitenarchitektur«, ferner J. BÜCHNER, Die spätgot. Wandpfeilerkirchen Bayerns u. Österreichs. In: Erlanger Beitr. z. Sprach- u. Kunstw. 17 (Nürnberg 1964).

22 Jakob Kurer (1585–1647), Christoph Vogler (1629–1673) und, für die Einwölbung des Konstanzer Münsters und der Konstanzer Jesuitenkirche wichtig, Hch. Mayer (1636–1692); L. SERBAT, L'architecture gothique des Jésuites au 17<sup>e</sup> siècle. In: Bulletin monumentale 66 (Paris 1902/03); J. BRAUN, Die Gesch. d. Jesuiten i. d. Ländern dtsh. Zunge (Freiburg i. Br. 1907–1928); DERS., Die Kirchenbauten der dtsh. Jesuiten, Bd. II, Oberdtsh. Provinz (Freiburg i. Br. 1916); C. G. PALUZZI, Storia segreta dello stile dei gesuiti (Rom 1951); H. HIPPEL a. a. O. (oben Anm. 2) Bd. I, S. 33 ff., 425 u. S. 809–881; Bd. II Anm. 1722–1728, 1756–1766 und 1781 (Literaturangaben).

23 Zur allg. Charakterisierung der Zeit vgl. etwa G. SCHNÜRER, Kath. Kirche u. Kultur der Barockzeit (Paderborn 1937); E. KIRSCHBAUM, L'influsso del concilio di Trento sull' arte. In: Gregorianum 26 (Rom 1945) p. 100–116; E. W. ZEEDEEN, Zeitalter der europ. Glaubenskämpfe. Gegenreformation und kath. Reform, ein Forschungsbericht. In: Saeculum 7 (Freiburg/München 1956) S. 321–368. Weitere Literatur bei H. HIPPEL (oben Anm. 2) Bd. II, S. 995 i. d. Anm. 737 und 740. Siehe auch Anm. 16.

24 F. X. KRAUS, Die KDM des Kreises Konstanz (Baden I), Freiburg i. Br. 1887, S. 95.

25 Eine Schilderung gibt immerhin K. GRÖBER, Gesch. des Jesuitenkollegs Konstanz (Konstanz 1904) S. 55 ff. u. bes. 65–70, zuletzt erwähnt in F. STROBEL, Die Jesuiten u. d. Barockkultur i. Baden-Württemberg (Ausstellungskatalog Bruchsal 1981, s. oben Anm. 16) S. 383 ff. Eine Monographie fehlt immer noch. Siehe vorläufig P. MOTZ, Die Kirchen u. Klöster der Stadt Konstanz. In: Konstanz, s.

zuerst flachgedeckte Raum nach Entwürfen Heinrich Mayers ein Gewölbe aus Tonne und Quertonnen; auch der Stukkatureschmuck geht auf diesen Umbau zurück. Dillingen besitzt weder Emporen, noch sind die Kapellen zwischen den Pfeilern miteinander verbunden; das Altarhaus dagegen ist als dreischiffige Freipfeilerhalle ausgebildet. Eichstätt, wie Konstanz erst nachträglich überwölbt, weist durchgehende, laufgangartige Galerien auf. In Konstanz St. Konrad wird die gotisierende Tendenz noch unterstrichen durch das zwar kurze, aber polygonal geschlossene Altarhaus. Entscheidend bei all diesen mit italienischen Details und Dekors durchflochtenen nachgotischen Wandpfeilerkirchen<sup>26</sup> dürfte der altertümlich »gotische« Raumeindruck sein, den das serielle Aufreihen gleich tiefer Joche hervorruft. Diese vertikal-rhythmische Folge der Streben zeichnet auch die frühen Vorarlberger Bauten aus<sup>27</sup>. Michael Beer hatte 1658/60 im Sigmaringer Kreis Kontakte zu den Bauten Alberthalers (Albertalli) gefunden, der aus dem Misox stammte und als fürstbischöflicher Baumeister in Eichstätt wirkte. Beer baute in den folgenden Jahren mehrfach für die Jeusiten, wie nach ihm auch Michael Thumb und Andreas Moosbrugger. Die Vorarlberger aber kamen rasch von der Starre des Schemas los, durchbrachen den Gleichschritt der unverzüglich und alleehaft zum Altar eilenden Joche, hielten ihn auf mit nicht fortschreitenden, sondern in sich rotierenden, Schwerpunkte schaffenden Elementen, verketteten, verflochten und verschleiften Längs- und Zentralbau. Das Streben nach Schrittwechsel und Zentralisierung, nach raumsammelnden Haltestellen in der Turbulenz barocker Bewegung, dieses Absetzen von jeglichen Resten gotischer Tendenzen zu verfolgen, gehört nicht mehr in unseren Rahmen. Nur soviel: der Weg endete mit der Resignation von St. Gallen, dessen Stiftskirche Längs- und Zentralbau kaum mehr dynamisch zu durchdringen sucht, sondern sich mit ruhevolem Aneinanderfügen bescheidet.

Leichter und vordergründiger als in der Verschlüsselung von Raumkonzepten sind die gotischen Einzelformen dort zu entdecken, wo sie vom 16.-18. Jahrhundert applizierend weiterverwendet, oft auch reduziert und mit andern Stilen verbunden worden sind. Zur »Zier« der fünf antiken Säulenordnungen, die einen wesentlichen Bestandteil des »modern-antikisierenden« Manierismus bildet, tritt als neue, sechste, die aus eigener Tradition genährte gotische Ordnung<sup>28</sup>.

baugesch. u. verkehrswirtsch. Entwicklung (Konstanz 1925); F. THÖNE, Vom Bodensee z. Rheinfall (Sigmaringen 1975<sup>3</sup>) S. 14; DERS., Der Landkreis Konstanz, Amtl. Kreisbeschr. I (1968), Kap. Kunst, S. 454. Hier wird auf die Modellbedeutung für die Vorarlberger Baumeister hingewiesen; CHR. OEYEN i. Gedenkschrift zum 100jg. Bestehen der Alt-Kath. Kirchengemeinde (Konstanz 1973) S. 71–76.

26 Zur Problematik des Begriffs »Wandpfeiler« für die eingewanderten Strebepfeiler siehe H. J. SAUERMOST, »Schema und Eigenbrödler«. In: Unsere KDM, 1969/3 u. 4, S. 230–241, bes. S. 234.

27 W. FUCHS, Der Ursprung u. d. Entw. des sog. Vorarlberger Münsterschemas. In: Württemberg. Vierteljahreshefte f. Landesgesch. NF. 28 (Stuttgart 1920) S. 67 ff.; N. LIEB u. F. DIETH, Die Vorarlberger Barockbaumeister (München 1960<sup>1</sup>); N. LIEB, umgearbeitete Neuauflage des vorgenannten Werkes (München 1967<sup>2</sup>); O. SANDER, Barock am Bodensee. Bregenzer Ausstellungskatalog 1962; W. OECHSLIN, H. M. GUBLER, F. NAAB, O. SANDNER u. H. J. SAUERMOST, Die Vorarlberger Barockbaumeister; Ausstellungskatalog Einsiedeln 1973. Eine gute Übersicht über die Etappen der Forschung gibt SAUERMOST 1969 (s. oben Anm. 26); Zusammenstellung der Literatur bei LIEB, op. cit., S. 71 f.

28 H. CROMBACH SJ., Primitiae gentium seu Historia SS. Trium magorum (Köln 1654); H. HIPPEL a. a. O. (oben Anm. 2) Bd. I, S. 905; E. FORSSMANN, Säule u. Ornament. Studien zum Problem des Manierismus i. d. nordischen Säulenbüchern u. Vorlageblättern des 16. u. 17. Jhs. In: Acta Univ. Stockholmensis 5 (Uppsala 1961).



Von Einzelmotiven stehen uns die spitzbogigen Umrissse von Lichtöffnungen, von Türen und Fenstern im Vordergrund, ferner die durchbrochenen und die hinterlegten Maßwerke sowie die Rippengewölbe. Den Fialen, welche durch Zierobelisken oder gedrechselte Stabaufsätze nicht als ersetzt gelten dürfen<sup>29</sup>, sowie den Wimpergen, Kreuzblumen und Krabben fällt in der Großarchitektur meist nur, und dies im Gegensatz zum Kunstgewerbe<sup>30</sup>, eine marginale Rolle zu. Obschon wir über hundert Belege herangezogen haben, scheint mir diese Basis immer noch zu schmal, um daraus vorbehaltlos Schlüsse statistischer Art zu ziehen. Der heutige Bestand, auch zusammen mit nur dokumentarischen Nachweisen, ist ja sicher nur der kleinere Teil des einstmaligen Vorhandenen. Barockisierungswellen, Alters- und andere Zerstörungen mannigfachster Art haben dem Inventar so zugesetzt, daß auch Akribie kein sicheres Bild ergibt. Unter dieser Voraussetzung legen wir die Ergebnisse unserer Häufigkeits-Diagramme vor, möchten aber gleich beifügen, daß sich bei ungleich breiterer kunsttopographischer Grundlage, die beispielsweise Hermann Hipp zur Verfügung stand, die Gefahr der Verzerrung verringert<sup>31</sup>. Sehen wir ab vom abweichenden Verlauf der Häufigkeit polygonaler Grundrißstypen und klammern wir diese im Gesamtdiagramm der Häufigkeit von Einzelformen aus, so entsprechen Hipps für das Gesamtgebiet erarbeitete Entwicklungslinien dennoch nur im großen ganzen denen, die wir für die Bodenseegegenden erkennen konnten. Es erscheint der Kurvenverlauf bei uns gesamthaft weniger steil und weniger plötzlich wechselnd. Die Abweichungen stehen wohl auch im Zusammenhang damit, daß wir die architektonisch arbeitende Goldschmiedekunst miteinbezogen haben.

Hipp – Band II, Abbildung 508 – stellt für die Zeit von 1550 bis 1600 einen Anstieg der Belege fest, der etwa das 3/4fache der Anfangszahl ausmacht. Das Maximum hält sich bis ungefähr 1620. In der darauffolgenden Phase einer offenkundigen Auflösung sinkt sie bis 1650 unter den Stand von 1550, steigt dann gegen 1700 nochmals schwach an, um sich schließlich gegen 1700 der Nullgrenze zu nähern<sup>32</sup>. Die von uns für das Bodenseegebiet in Betracht gezogenen Belege verteilen sich gesamthaft je hälftig auf die Zeitabschnitte 1550–1600 und 1600–1650. Diese Zahl verändert sich nur wenig zugunsten der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, wenn wir Spitzbogen, Maßwerke und Rippengewölbe allein zusammenzählen. Maxima erreichen wir allerdings schon für die fünfziger und die siebziger Jahre des 16. Jahrhunderts, wobei in diesen Zahlen freilich Beispiele miteingeschlossen sind, wo es, wie in Reichenau-Mittelzell, Überlingen und Radolfzell, mehr um ein konformistisches Zuende – als um ein Neubauen gegangen sein mochte. Die Spitzen zwischen 1590 und 1620 bleiben etwas

29 Dazu: E. KUBALA, Zierobelisken. Studien zur Architektur des 16. Jhs. Diss. München 1951.

30 H. HIPPI a. a. O. (oben Anm. 2) Bd. I, S. 267ff.

31 DERS., Bd. III, Diagramme und Verbreitungskarten; Bauten mit nachgot. Spitzbogen-Fenstern Abb. 16, 33f. (Verbr. Karten 18, 20, 26, 35, 40, 45, 50). Fenstermaßwerke Abb. 54, 55, 71f., 163–166, 168–177, 179, 181, 201; Verbr. Karten 56–58, 86f., 109, 114f., 120, 126, 136, 141, 144, 149, 167. Maßwerkbrüstungen 232, 277; Verbr. Karten 233, 234, 269. Steinrippengewölbe 287, 288, 391; Verbr. Karten 289f., 323, 335, 351f., 357, 367, 373, 378 u. 392. Holzrippen, Keramik und Stuckgratgewölbe 406–408, 419 u. 435. – Ferner Abb. 520–524 Saalbauten mit u. ohne Chor, 525–527 Rechteckchöre, 533–535 u. 541–543 Polygonalchöre, Abb. 549–551 Hallen, 600 Achteckpfeiler. – Diagramm der wichtigsten nachgotischen Formen.

32 KIRSCHBAUM (1928, oben Anm. 2) glaubt, zu Anfang des 18. Jhs. einen weiteren Höhepunkt feststellen zu können (H. HIPPI a. a. O. Bd. I, S. 297). Davon ist im Bodenseegebiet kaum etwas zu spüren.

unter diesen Ballungen, die Werte erholen sich aber nach dem Minimum der Zeit zwischen 1620 und 1630, um dann in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, praktisch auf Einzelbauten bezogen, knapp über Null zu beharren. In der Architektur besteht also ein leichter Überhang für die Zeit von 1550 bis 1580, während die nachgotische Goldschmiedekunst ihre Blüte in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts erlebte und die gotisierende Tendenz des Polygonalchorbaues ihren Schwerpunkt mit erstaunlicher Beharrlichkeit erst im Zeitraum von 1650 bis 1750 findet.

Die Verbindung und schließliche Amalgamierung von übernommenen und je »moderneren«, antikischen Formen zu einem manieristisch-zwittergotischen Mischstil läßt sich in Ornamentstichwerken der Zeit an oft skurrilen Beispielen ablesen; eines der bekanntesten ist das des ca. 1550 in Pfullendorf geborenen Malers Wendel Dietrich<sup>33</sup>. Unter den ausgeführten Werken dürfte die Betrachtung der Entwicklungsstufen ganz besonders ergiebig sein, welche die gotische Turmmonstranz bis über die Mitte des 17. Jahrhunderts hinaus durchgemacht hat<sup>34</sup>. Man muß schon genauer hinschauen, um im viergeschossigen Aufbau der 1582 vom Wiler Goldschmied Hans Renner geschaffenen Fischinger Turmmonstranz Regungen der Renaissance herausfinden zu können (Abb. 48 und 51). Zwischen dem Vollbestand an Spitzbogen, Maßwerken, Wimpergen, Krabben und Fialen erblicken wir Putten- und Rankenformen, welche der neuen Zeit angehören. Auch bei der 1597 entstandenen Ittinger Monstranz desselben Meisters hat sich die stilistische Lage kaum geändert, und selbst bei der Wiler St. Nikolaus-Monstranz von 1630, einem Werk des Augsburger Ph. J. Benner, verrät, inmitten des spätgotisch-architektonischen Stabwerkes, nur die Ornamentik das Fortschreiten der Jahre<sup>35</sup>. Daß Benner aber auch anders kann, anders könnte, zeigt seine Schale des von St. Katharinenthal nach Bischofszell abgewanderten Rauchfasses, die ganz in Spätrenaissanceformen gehalten ist. Neben den altertümlich-nachgotischen Turmmonstranzen machen sich denn auch stilistisch fortschrittliche Lösungen bemerkbar, so etwa in der Scheibenmonstranz des Konstanzer Goldschmiedes Hans Egloff, die ihm Kardinal Andreas von Österreich 1596 für die Kapelle des Schlosses Heimsfeld im Pustertal in Auftrag gegeben hat<sup>36</sup>. Da Egloff für ungefähr gleichzeitig nach Bregenz und schon 1591 nach Weildorf gelieferte Monstranzen nur die Kleinornamentik im Sinne der Renaissance umgedeutet hat – sie wurde noch 1619 von

33 WENDEL DIETTERLIN, Von Austheilung, Symmetrie und Proportion der Fünff Seulen (Nürnberg 1593/94<sup>1</sup> und 1598<sup>2</sup>). K. OHNSORGE, W. D. (1893); M. PIRR, Die Architectura des W. D., Diss. Berlin 1940; K. MARTIN, Der Maler W. D. In: Festschrift f. K. Lohmeyer (Saarbrücken 1954) S. 18–60.

34 O. v. FALKE, Die Neugotik (sic!) im dtsh. Kunstgewerbe der Spätrenaissance. In: Jb. d. Preuss. Kunstgl. 40 (Berlin 1919) S. 75–92; H. LADENDORF, Wiederaufnahme v. Stilformen i. d. bild. Kunst des 15. bis 19. Jhs. In: Forschungen u. Fortschritte 23 (1949) S. 99–101. Vgl. die zahlreichen Monographien zur Goldschmiedekunst von DORA FANNY RITTMAYER, ferner die Inventarbände und »Kunstdenkmäler« sowie F. X. NOPPENBERGER, Die eucharistische Monstranz des Barockzeitalters. Diss. München 1958. Dazu: A. KNOEPFLI das Kapitel »Zögern u. Entscheiden: Monstranzen u. Sakramentstürme« i. Kunstgesch. d. Bodenseeraumes II (1969) S. 289–293.

35 Zu Fischingen siehe A. KNOEPFLI, KDm Thurgau II (Basel 1955) S. 162 ff., zu Hans Renner u. zur Wiler Monstranz von Benner D. F. RITTMAYER, Die Goldschmiede u. d. Kirchenschätze i. d. Stadt Wil. 103. Njbl. des hist. Vereins St. Gallen 1963. Zu Ittingen (heute Warth TG) siehe A. KNOEPFLI, KDm Thurgau I (Basel 1950) S. 272; Abb. in »Unsere KDm« 1965, S. 143.

36 Zu Benners Rauchfaß A. KNOEPFLI, Der Bischofszeller Kirchenschatz. Bischofszeller Mappe 1949. Zu Egloffs Scheibenmonstranz DERS. in Kunstgesch. d. Bodenseeraumes II (1969) S. 290, Lit. in Anm. 566.

seinem Schüler Lukas Keller für Röthis kopiert –, fragt man sich, ob das Heimsfelder Stück nicht eine vorlagenbedingte Ausnahme darstellen könnte. Es ist übrigens eine erstaunliche Anzahl gotischer Turmmonstranzen noch vorhanden, wenn wir bedenken, welche Modernisierungswelle im allgemeinen über die Sakristeien wegzurollen pflegte, besonders als die Augsburger vor allem mit ihren Sonnenmonstranzen mit scheibenförmigem Sanctissimum den Markt zu beherrschen begannen. Wir nennen die Blanckenstein-Monstranz des Remigius Mayer in St. Stephan zu Konstanz (1579), ferner die Monstranzen gotischer Formgebung, welche der 1558 verstorbene Konstanzer Goldschmied Jakob Übelacker 1623 für Engen, 1627 für Ebersbach und 1629 für Ittenhausen bei Friedrichshafen herstellte, sodann die gleichartigen Tabernakel-Monstranzen aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, die sich in Hergenweiler im Landkreis Lindau, im Pfarrhof Meiningen in Satteins, in Tosters und in Schlins im Bezirk Feldkirch sowie im liechtensteinischen Mauren erhalten haben. In die Mitte des Jahrhunderts sind in derselben Region zu setzen die Monstranzen von Schnifis und Laterns. Sogar 1677 ist die Monstranz von Lustenau datiert, deren erhärtete und erstarrte Formgebung den zunehmenden Rückzug ehemals fließender Ornamentik signalisiert<sup>37</sup>.

Beschränkt tritt zur Zeit des Régence im frühen 18. Jahrhundert noch eine Form des auf knappe Ansätze reduzierten Rankenwerkes auf, das sich durch scharfschnittige Umrisse und Blattbuckel gotisierender Prägung auszeichnet. Sie scheint besonders durch die Rapperswiler Dumeisen-Werkstatt gepflegt worden zu sein<sup>38</sup>. Lange hält sich auch die gotische Grundform des Messekelches: Sechs- oder Achtblattfuß, abgesetzter Kissen-Knauf, an Fuß und Überfangcupa Spätrenaissance- und Barockzierat, dessen Wuchern schließlich die Prägnanz des Aufbaues aufzehrt<sup>39</sup>.

Kehren wir vom Kunsthandwerk zur Architektur zurück: spätgotische Tradition nahtlos weiterzuführen, schien im mittleren und späteren 16. Jahrhundert vor allem für Kirchenbauten ans Selbstverständliche gegrenzt zu haben. Diese Tendenz wurde wahrscheinlich durch die Reorganisation der Steinmetzenbruderschaft 1563 gefördert. Sie äußert sich aber schon um 1550 beim Wiederaufbau der im Ittingersturm zerstörten Kartäuserkirche, ebenso beim Bau der katholischen Friedhofkapelle in Feldkirch 1550/59. Noch 1570 brach man im romanischen

37 Zu St. Stephan 1579 siehe TH. HUMPERT, St. Stephan (Konstanz 1957) S. 179, Abb. 77. Zu den Übelacker-Monstranzen M. HERING-MITGAU, Barocke Silberplastik (Weißhorn 1973) S. 86 Anm. 246 zu S. 42. Allg. zur Goldschmiedekunst dieser Zeit außer den zahlr. Inventaren und Monographien v. D. F. RITTMAYER auch L. Ehrat, Schwäb. Goldschmiedekunst im 15. u. 16. Jh. Diss. Freiburg i. Br. 1954. Mscr., ferner Ausstellungskat. Freiburg i. Br. 1964. Zu Hergenweiler siehe A. HORN u. W. MEYER, Kunstdenkmäler Lindau (München 1954) S. 344 u. Abb. 288. Zu Meiningen, Satteins u. Schlins D. FREY, KDM des polit. Bezirks Feldkirch (Wien 1958) S. 484, 579 u. 592. Zu Mauren siehe E. POESCHEL, KDM des Fürstentums Liechtenstein (Basel 1950) S. 262, Abb. 263/64. Zu Schnifis und Laterns FREY a. a. O. S. 471 u. 580, zu Lustenau S. 476.

38 Z. B. Platte und Kännchen des Joh. Dumeisen von 1706/10 in der Sakristei der Pelagius-Stiftskirche Bischofszell. Abb. in der Bischofszeller Schreibmappe 1949 und in Bd. III der Kunstdenkmäler des Kt. Thurgau (1962) S. 219.

39 Aus dem eigentlich nachgotischen Bestand auszuscheiden sind nachdatierte Neumontagen aus älteren Teilen. Eines der Beispiele ist z. B. der Stab des Abtes Placidus Brunschweiler, reg. in Fischingen 1616–1672, heute im Thg. Museum. Vgl. KDM Thurgau II (1955) S. 170–173.

Münster des Benediktinerklosters Rheinau Spitzbogenfenster aus<sup>40</sup>; noch 1668 stellt die zweite Nürnberger Auflage der *Architectura Civilis* des Johann Wilhelm auf Tafel 42 als Kirchenmuster den spitzbogeengeöffneten Bau von Hanau vor. Dem entspricht die Reihe verwirklichter Nachgotikkirchen: Im noch spätgotisch gegliederten Westflügel des Klosters Fischingen finden wir stilentsprechend die Katharinenkapelle von 1631 und die Armseelenkapelle von 1635, in Münchwilen die St. Margarethenkapelle von 1641 – alle gewölbt und mit Maßwerkwfenstern versehen –, ferner in Oberstdorf (Allgäu) die Loretokapelle von 1650/59, die Kirche Aawangen beim thurgauischen Aadorf 1559, Wülflingen/Winterthur 1680/89 usf. Und noch 1754 öffnet Johann Jakob Grubenmann das Vorzeichen seiner Rokokokirche in St. Gallenkappel mit fünf Spitzbogenarkaden<sup>41</sup>.

Auch die Rippengewölbe, ein weiteres Leitmotiv der Nachgotik, lassen sich bis in die siebziger Jahre des 17. Jahrhunderts verfolgen: nicht erhalten haben sich die Stuck-Rippen des 1660/69 in der Pfarrkirche Meersburg eingezogenen Gewölbes, wohl aber das Rippennetzgewölbe von 1670/79 im Konstanzer Münster. Freilich ersetzt man die steinmetzgerechte Ausführung oft durch Stuck (Gachnang 1605) oder Keramik (Kreuzgang Weingarten, vollendet 1605), und Hans Dürner von Biberach unternahm es 1593 gar, in der Schloßkapelle Heiligenberg ein Rippengewölbe in überreiches, formgesprächiges Tischlerwerk umzusetzen<sup>42</sup>. In der Häufigkeit stellen wir gegenüber dem 16. Jahrhundert im 17. einen Rückgang fest; im Gesamten scheint sich dieselbe Zurückhaltung in der Anlage von Gewölben zu bestätigen, welche das Bodenseegebiet ohnehin auszeichnet.

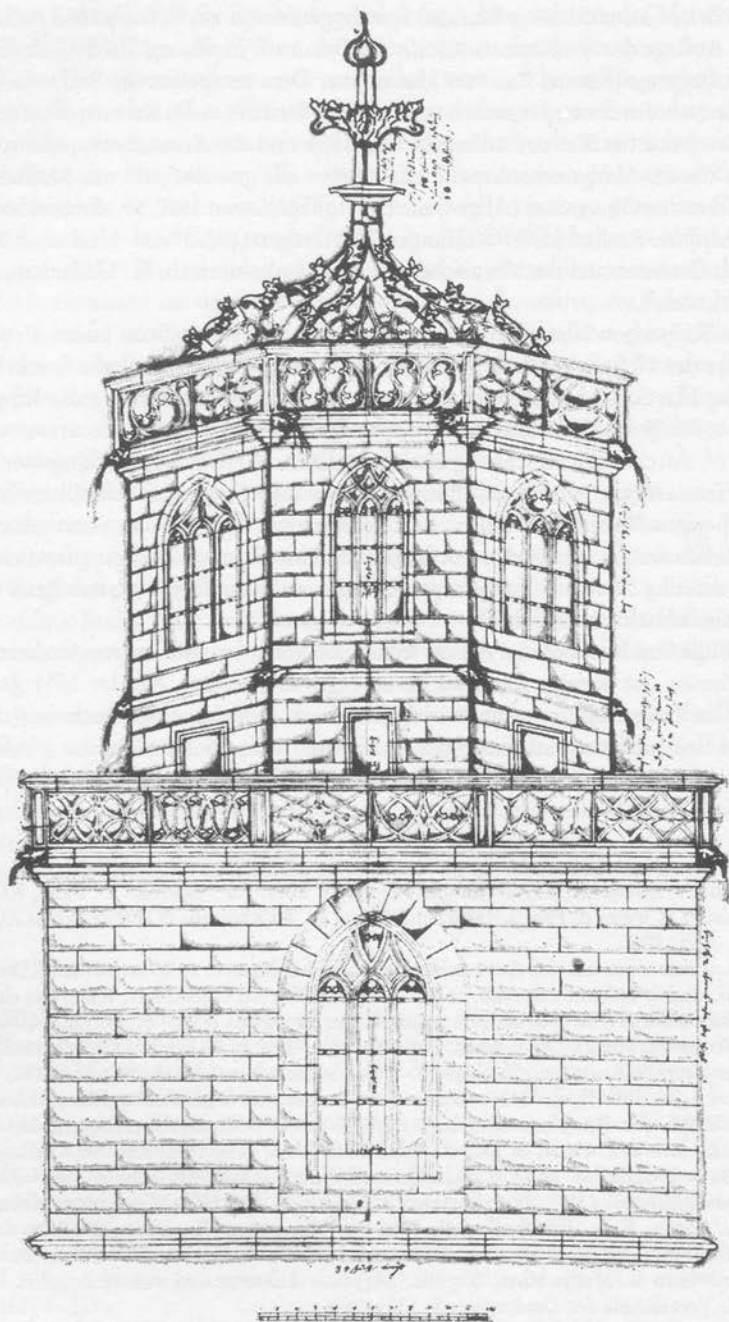
Aus der Fülle von Maßwerken, die oft jeden Fluß verlieren und zu gitterähnlichen Gebilden erstarren, können nur wenige Exempel herausgegriffen werden. An der 1551 geschaffenen Kanzel im Überlinger Münster findet sich Maßwerk inmitten eines noch mit dem vollen spätgotischen Instrumentarium ausgestatteten Werkes. 1576/79 baut Caspar Lindemann aus Rorschach nach eigenen Plänen<sup>43</sup> den Turmaufsatz des Radolfzeller Münsters: die Terrasse mit

40 Zu Ittingen: A. KNOEPFLI, KDM Thurgau I (1950) S. 226f. Zu Feldkirch: D. FREY, KDM d. polit. Bezirks Feldkirch; St. Peter u. Paul S. 186ff. mit Abb. 134. Zu Rheinau: H. FIETZ, KDM Zürich Land I (1938) S. 228, Abb. 205.

41 Es kann sich immer nur um eine Auswahl handeln: Zu Fischingen u. zu Münchwilen: KDM Thurgau II (1955) S. 182ff. und S. 269 mit den Abb. 160 u. 166 bzw. 264. Zu Oberstdorf: KDM des ehem. Kreises Sonthofen (München 1964) S. 630. Zu Aawangen: KDM Thurgau I (1950) S. 27. Zu Wülflingen: KDM Zürich, Bd. Winterthur (1952) S. 343. Zu St. Gallenkappel: KDM St. Gallen IV (1966) S. 484f., Abb. 555.

42 Zu Heiligenberg: A. KNOEPFLI, Kunstgesch. d. Bodenseeraumes (1965) S. 283, Abb. 190. Weitere Lit. bei H. HIPPEL a. a. O. Bd. II, S. 1437. Wenn wir absehen von eigentlichen Fertigstellungen früher konzipierter Bauten wie Reichenau-Mittelzell (1550/59) oder Münster Überlingen (1544/52) – siehe Bodensee-Kunstgesch. a. a. O. II, S. 132 mit Tafel 20 u. 113f. Tafel 16 u. Abb. 58 – so seien genannt: Rheinau, Turm – Erdgeschoß 1570/79; Schaffhausen, Eingangshalle des Hauses zum »Ritter«, 1572; Rheinau, Magdalenenkapelle 1580/89; Schloßkirche Haigerloch 1590/1607; Weingarten, Heiligblutkapelle 1599; Wangen/Allgäu, Kath. Friedhofkapelle 1592/96; Weingarten, Kreuzgang 1600/09; Stein a. Rh., Erker Roter Ochsen 1610/19; St. Gallen, St. Otmar 1620/29; Weingarten, Turmchor der Pfarrkirche 1822/28; Münchwilen St. Margarethen, Kapelle 1641; u. a. Literatur und weitere Angaben bei H. HIPPEL a. a. O. Bd. II, Verzeichnis der Denkmäler, S. 1321–1676.

43 A. KNOEPFLI, Kunstgesch. d. Bodenseeraumes II (1969) S. 152f. Dort die Literatur in Anm. 315. Der Originalriß befindet sich im Generallandesarchiv. Angaben und Literatur zu Überlingen s. H. HIPPEL a. a. O. II, S. 1637, ferner KNOEPFLI a. a. O. II, Anm. 246.



Radolfzell, Münster. Turmaufsatz, Riß des Rorschachers Caspar Lindemann, 1576.

einer Maßwerkbrüstung umzogen, die durchbrochene Haube mit Krabben besetzt. In der st. gallischen Stadtkirche St. Laurenzen entstehen 1577 die hölzernen Maßwerkbrüstungen, welche die Außenschiffe (Laterale) abschließen; wie bei der Überlinger Kanzel sind es, im 19. Jahrhundert z. T. erneuert, Kreisdurchdringungen und Zweischneuse. Oft pflegte man auch die Schallarkaden der Türme noch mit Maßwerk auszusetzen, ein Beispiel hierfür bietet der Turm der ehemaligen Kloster- und nachmaligen Stadtkirche Stein am Rhein (1597/1600)<sup>44</sup>. In Stuck geformte Maßwerkblenden belegen die Kalotten des Chorfächergewölbes in der bereits erwähnten, 1605 aufgeführten Schloßkirche Gachnang<sup>45</sup> (Abb. 49). Zeitlich folgen Maßwerkblenden etwa an den Erkern der Häuser Hinterlauben 6 und 10 in St. Gallen sowie am Schnegg des dortigen ehemaligen Klosters St. Katharinen (1580/89 bzw. 1600/19)<sup>46</sup>. In den Jahren 1600/05 erst kam das 1515 begonnene Geviert des Kreuzganges von Weingarten mit den Netzrippengewölben und den Maßwerken des Ostflügels zum Abschluß, zu einer Zeit, als man den sich bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts hinschleppenden Bau des Kreuzganges von Rheinau eben erst in die Wege geleitet hatte. 1629 entstand der Große Kreuzgang der Kartause Ittingen mit Maßwerkfenstern in etwas müde gewordenen Formen<sup>47</sup>. Ähnliches läßt sich an Taufsteinen der Rorschacher Steinmetzen feststellen, an den maßwerkgezierten Schalen von St. Laurenzen und St. Mangen in St. Gallen (beide Anf. 17. Jahrhundert) sowie am formal völlig mit ihnen übereinstimmenden Taufstein in der Kapelle Öttlishausen bei Bischofszell (1637)<sup>48</sup>. Das immer noch Zeitgemäße solcher nachgotischen Maßwerke findet sich übrigens auch in Theoriewerken abgesehen. Um 1628 nahm Josef Furtenbach in *Figura* 18 seiner *Architectura civilis* gleich zwei Vorlagen zu Maßwerkbrüstungen auf.

Maßgebend für die Wahl nachgotischer Formen konnten im vorderen Rang auch reine Konformitätsgründe werden. Paßte die häufige Tatsache solcher Stilangleichungen den Gegnern der Denkmalpflege besser in den Kram und würde sie deshalb weniger häufig verkannt und unterschlagen, so ginge man mit dem Argument etwas vorsichtiger um, es sei ja je und je rücksichtslos im Stile der Gegenwart gebaut worden. Das Konstanzer Münster erhielt 1595/98 einen erneuerten, durch Spitzbogen geöffneten, gotischen Dachreiter. Und als zur Gewinnung einer Doppelturmfassade das Kloster Rheinau zu dem 1572/78 durch Hans Wellenberg errichteten Südturm ein nördliches Pendant wünschte, wurde der Vorarlberger Barockmeister

44 Die Kirche von St. Laurenzen (St. Gallen 1979), darin von Knoepfli die baulichen Schicksale behandelt. Zu den Emporen S. 83f. u. E. POESCHEL, KDm St. Gallen II (1957) S. 112 mit Abb. 100–103. Zu Stein a. Rh.: H. WALDVOGEL, Nachref. Bauarbeiten a. d. Stadtkirche Stein a. Rh. In: Schaffh. Beitr. z. vaterländ. Gesch. 1955.

45 A. KNOEPFLI, KDm Thurgau I (Basel 1950) S. 201.

46 E. POESCHEL, KDm St. Gallen II (1957) S. 333ff., 340ff. u. S. 151. Zu St. Katharinen ferner: St. K. – Vom Kloster zum kulturellen Zentrum (St. Gallen 1978).

47 Zu Weingarten: R. SCHMIDT u. H. BUCHHEIT, KDm Oberamt Ravensburg (Stuttgart/Berlin 1931) S. 158ff.; R. REINHARDT, Restauration, Visitation, Inspiration ... in ... Weingarten 1567–1627 (Stuttgart 1960). In: Veröffentl. d. Kom. f. gesch. Landeskunde i. Baden-Württemberg Bd. 11; A. KNOEPFLI, Kunstgesch. d. Bodenseeraumes II (1969) S. 129, Abb. 96, 107f. Vgl. S. 207. Zu Rheinau: P. R. HENGGELER, Profießbuch v. Pfäfers, Rheinau u. Fischingen. Monasticon-Benedictinum Helvetiae II (Zug 1931), Abb. n. S. 336; H. FIETZ, KDm Zürich-Land I (1938) S. 230 u. 320; A. KNOEPFLI, Kunstgesch. d. Bodenseeraumes II (1969) S. 130. Zu Ittingen: A. KNOEPFLI, KDm Thurgau I (1950) S. 234 u. 285f.

48 Zu St. Mangen: E. POESCHEL, KDm St. Gallen II (1957) S. 137f. mit Abb. 118; zu St. Laurenzen, ebd. S. 120, Abb. 188. Zu Öttlishausen: A. KNOEPFLI, KDm Thurgau III (Basel 1962) S. 433, Abb. 392.

Franz Beer 1706/11 angehalten, den älteren Gefährten genau zu kopieren. Ebenfalls aus Gründen stilistischer Einheit versah der Einsiedler Klosterbruder und Baumeister Caspar Moosbrugger 1721 sein Projekt für einen Teilneubau der Benediktinerstiftskirche von St. Gallen mit Maßwerkfenstern. Sie sollten eine stilistische Verbindung schaffen zur spätgotischen Chorlaterne, die zu bewahren anfänglich vorgesehen war<sup>49</sup>.

Es sind jene Mischstile gesondert zu betrachten, die sich aus ersten Kontakten der Spätgotik mit der Renaissance ergeben. Solches »Noch nicht« ist zu trennen von dem späteren »Immer noch«. Zur ersten Gruppe zu rechnen sind etwa Werke, welchen das frühe Neben- und Ineinander von Grenzstilen eigen ist. So die Orgelbühne des Konstanzer Münsters, wo 1515/18 der traditionale Bauhüttenstil Lorenz Reders mit dem einer offenbar jüngeren, moderner denkenden Kraft zusammenstößt. So auch die Überwölbung der Außenschiffe in der Staffelhalle von St. Johann Schaffhausen, wo sich die spätgotischen Stern- und Netzgewölbe von 1515/17 auf Konsolen abstützen, die wahrscheinlich Augustin Henkel mit Ornamentik und Figurenwerk reiner Renaissance versah. Im gleichzeitigen Festsaal des Abtes David von Winkelsheim in St. Georgen Stein am Rhein bemalten Thomas Schmid und Ambrosius Holbein die Wände im schönsten Stil italo-augsburgischen Charakters, in einem Raum, dessen Decke wahrscheinlich Peter Vischer gleichzeitig im herkömmlichen Maßwerkstil ausstaffierte.

Vielleicht das typischste Beispiel der »Immer-noch-Gruppe« steuerte Melchior Binder durch sein Salemer Chorgestühl bei, an welchem er 1588–1593 gearbeitet hat, in Jahren also, wo »in Sachen Renaissance« die Zeit der Schnupperlehren längst vorüber war (Abb. 47). Beim Salemer Gestühl prägt sich in der Architektur das Wesen der Renaissance aus; im Gesprenge darüber bricht ein sprudelndes Variationenwerk über ein spätgotisches Thema durch. Zu Spitzen ausgezogene offene Spiralen erinnern an Fialen; sie erheben sich über verschränkten Kielbogen, welche tabernakelartig drei hohe, dünne Stützen verbinden; das Ganze steht auf echten Kompositkapitellen. Dazwischen spannt sich verkreuztes Schweif- und Bogenwerk, das schon beinahe an barocke Schnurzüge erinnert und über dem ein Rankengeschling zusammenschlägt, dem Blumen und Früchte entspringen. Ein weiteres Beispiel: Die Kartäuserkirche Ittingen – 1550 – gewährt Einlaß durch ein breitspuriges Spitzbogenportal; seinem Geläufigen folgen außen Rosetten, und weiter innen ist ein Saum radialer Akanthusblätter angeordnet. Die Türflügel zeigen Felder mit Falwerk (Parchemin) und Rahmen mit klassischer Renaissanceornamentik<sup>50</sup>.

49 Zu Konstanz: H. REINERS, *Das Münster ULF zu Konstanz* (1955) S. 387ff.; A. KNOEPFLI, *Kunstgesch. d. Bodenseeraumes II* (1969) S. 277 m. Abb. 178; zu Rheinau: H. FIETZ, *KDm Zürich Land I* (1938) S. 228, Abb. 211–213, 242; zu St. Gallen 1721: P.-H. BOERLIN, *Die Stiftskirche St. Gallen* (Bern 1964) Abb. 1.

50 Zum Konstanzer Münster: H. REINERS, *Das Münster ULF zu Konstanz* (1955) S. 387ff.; A. KNOEPFLI, *Kunstgeschichte des Bodenseeraumes II* (1969) S. 277 m. Abb. 178; zu Schaffhausen: R. FRAUENFELDER, *KDm Schaffh. I* (1951) S. 178 u. 190, Abb. 233/34, 240–247. Vgl. dagegen den spätgot. Charakter der Löwenkapelle von 1515: Abb. 250–259; A. KNOEPFLI a. a. O. (1969) S. 126, Abb. 174 u. 186, Tafel 38; zu Stein a. Rh.: R. FRAUENFELDER, *KDm Schaffhausen II* (1958) S. 112–142 u. Abb. 147–188; A. KNOEPFLI, *Kunstführer Kloster St. Georgen* (Basel 1979) S. 21–25; zu Salem: A. KNOEPFLI a. a. O. (1969) S. 172, 282, 287, Abb. 172. Weitere Literatur Anm. 538, siehe auch die folgende Anm. 63; zu Ittingen: *KDm Thurgau I* (1950) S. 239, Abb. 168.

Eines der köstlichsten und zugleich naivsten Beispiele verdanken wir jenem Meister »NK«, der 1564–1568 die Gewölbefelder des Kapitelsaales von Rorschach/Marienberg auch mit figürlichen Szenen ausmalte, deren architektonischer Bühnenraum ein eigentliches Geschiebe von spätgotischen und renaissancehaften Bauelementen darstellt. Unbesorgt hat der Maler zusammengerafft, was ihm zum Zusammenbau von Tradition und Moderne tauglich schien. Dergestalt entstanden Mischstilgebilde, wie wir ihnen auch bei den Einlegearbeiten der Tischler oder in Werken etwa des Augsburger Holzschneiders, Radierers und Waffenätzers Daniel Hopfer begegnen. Die Malerei scheint sich im Gesamten für den Nachweis nachgotischer Gesinnung und Formgebung am wenigsten zu eignen. Unter dem Einfluß der *maniera romana* in der Druckgraphik und Buchdruckornamentik hat sich der leichte Pinsel vor allem im Stil von Gewändern, Gerätschaften usf. rascher der Renaissance ergeben, als Meißel, Messer und Kelle. Nebenher spielte in der Sakralkunst das Bemühen eine Rolle, die Orte des biblischen und heiligen Geschehens durch ein fremdartig mediterranes Szenarium zu veranschaulichen<sup>51</sup>. Den Versuchen, nach der Reformation die im Bildersturm unterbrochenen spätgotischen Gepflogenheiten wieder aufzunehmen, als wäre nichts geschehen, fehlte die Lebenskraft. Die kargen Aufträge altgläubiger Kirchen und Klöster vermochten weder die Tradition noch den um sein verlorenes Brot kämpfenden Maler zu ernähren. So gelangen denn auch z. B. die in der Mitte des 16. Jahrhunderts von Caspar Hagenbuch für Ittingen und Bischofszell geschaffenen Flügelaltäre über Kompilation und bescheidenen Rang nicht hinaus<sup>52</sup>. Was ich in Band II der Kunstgeschichte des Bodenseeraumes über die nachreformatorische Situation der schönen Künste ausgeführt habe, soll hier nicht wiederholt werden<sup>53</sup>. Nur soviel: das Phänomen einer Albrecht-Dürer-Renaissance im frühen 17. Jahrhundert gilt mehr für den allgemeinen als für den ausgesprochen nachgotischen Historismus, weil der Rückgriff auf diesen zu seiner Zeit und über die Mitte des 16. Jahrhunderts hinaus motivisch weidlich ausgeplünderten Meister<sup>54</sup> nicht nur die traditionell »gotischen«, sondern auch die seit 1490 übernommenen und verarbeiteten venezianisch-italienischen Elemente erfaßt hat.

Auf dem Gebiet der Plastik folgten der Reformation ebenfalls Jahre des Stillstandes und der Lähmung, was sich noch weit in die zweite Jahrhunderthälfte hinein auswirkte. Auch in der

51 J. R. RAHN i. Anzeiger f. schweiz. Altertumskd. NF Bd. I (1899) S. 21–28 u. 76–85; A. KNOEPFLI i. Festschrift aus Anlaß der Restaurierung 1969–78 (Rorschach 1978). Abb. bes. S. 73 nach Rahn; Text S. 57–80.

52 KDM Thurgau I (1950) mit Abb. 197–199. Das Dreikönigsbild kompiliert auffällig Schongauer-Stiche. Zu Bischofszell: KDM Thurgau III (1962) S. 194 ff. mit Abb. 133–136.

53 Kunstgesch. des Bodenseeraumes Bd. II (1969), die Seiten 9–58 mit den Kapiteln »Persönlichkeit und Masse / Teilung des Raumes, Spaltung der Gesellschaft / Der Weg zur Provinz / Die Stilentwicklung / Im Gewoge der Einflüsse / Wandernde Kunst aus Ost und Süd / Bildüberlieferung und Bilderfindung / Albrecht Dürer und das Bodenseegebiet / Die Ausstrahlungen nach dem Westen / Süddeutsches Wesen in Tirol und Oberitalien / Spätgotik: Ernte, Zerfall oder Neubeginn? / Das Eindringen der Renaissance / Vorbehalte und Theorien / Spätestgotik, Manierismus und Übergang zum Barock«.

54 A. a. O. S. 40–42. Dazu auch die einschlägige Dürer-Literatur. Charakteristisch die Umsetzung von Dürer-Grafik in Glasmalerei: von 23 Scheiben des 1558/59 entstandenen Niklaus Bluntschli-Zyklus im ehemaligen Zisterzienserinnenkloster Tänikon sind 17 nach Dürerschen Vorlagen geschaffen, neun nach der Kleinen Passion, fünf nach dem Marienleben und drei nach anderen Blättern. Aber auch Raffael und Schongauer wurden bemüht. KDM Thurgau I (1950) S. 390–397.



katholischen Kirche mußten das Verhältnis des Renaissancemenschen zu Gott überdacht und die Erschütterungen des Bildersturmes verarbeitet werden, welche die selbstverständliche Abbildung des Heiligen in Frage stellten. In der Plastik bildete die Grabmal- und Reliefkunst das Hauptauftragsgebiet, und hemmend in die Entwicklung griffen der große Pestzug von 1611 und die Wirren des Dreißigjährigen Krieges ein. Etliche der Bildschnitzer und Bildhauer trieb Not und Mangel an Arbeit aus der Heimat; sie wanderten ostwärts ab, so etwa nach Innsbruck, Salzburg und Wien. Erst im späteren 17. Jahrhundert wetteiferten größere und kleinere Potentaten, Städte und Klöster, ihren Rang auch mit künstlerisch gestalteten plastischen Statussymbolen zu bekräftigen. Die größte Bedeutung für die stilistische Weichenstellung auf dem Gebiet der Plastik kommt im Bodenseegebiet im Verlaufe des 16./17. Jahrhunderts Hans Morinck zu. Noch 1575 wirkte im Kloster Petershausen der Monogrammist M. V., vielleicht identisch mit Meister Michael, der damals in Öhninger Kalkschiefer einen Reliefzyklus schnitt. Ob er der Jacopo Samsovino-Schule nahesteht, ob er niederländische oder augsburgische Schulung genoß, ist umstritten: jedenfalls war er es, der italienische Kunstauffassung ins Bodenseegebiet verpflanzte und im Sinne des klassischen Kontraposts wirkte<sup>55</sup>. Als er 1579 wegen seines ungebührlichen Lebenswandels das Feld räumen mußte, trat Hans Morinck in die Lücke. Dieser Niederländer war über Kärnten von seinem Italienaufenthalt zurückgekehrt und Konstanzer Ansätze geworden. Ob er sich bei Girolamo Lombardi aufgehalten hat, bleibt Vermutung. Am Bodensee traf er nicht allein auf die einheimische Tradition, sondern auch auf bereits eingeflossenen italo-niederländischen Stil. Er mußte sich also gleichsam selbst bestätigt finden, als er mit jenem Landsmann in naheliegenden und auch stilistisch greifbaren Kontakt trat, der auf Schloß Heiligenberg – unter anderem – im Saal die beiden Kamine schuf. Diese Kamine hat man aus nächster stilistischer Verwandtschaft sogar Morinck selbst zugeschrieben<sup>56</sup>. Der unbekannt niederländische Zunftgenosse entstammt denn auch wie Morinck selbst im weitesten Sinne dem Nährboden der Werkstatt des Antwerpeners Cornelis de Briendt, genannt Floris. Morinck schloß sich mit seinen Gestaltungsprinzipien der Entwicklung an, welche die Plastik in seiner niederländischen Heimat einerseits und in Oberitalien andererseits genommen hatte<sup>57</sup>.

55 A. v. SCHNEIDER, Die plast. Bildwerke. Veröff. d. Bad. Landesmuseums I (Karlsruhe 1938) Nr. 156; H. MAHN, Hans Morinck und die Anfänge der Barockplastik im Bodenseegebiet. In: Ztschr. d. dtsh. Vereins f. Kunstw. 6 (1939) S. 164, 204; E. F. BANGE in Ztschr. d. dtsh. Vereins f. Kunstw. 7 (1940) S. 152 ff.; H. HELL, Forschungen z. südschwäb. Plastik der Zeit der Gegenref. Diss. Tübingen 1948, S. 179; O. SANDNER u. Mitarbeiter (W. BOECK, G. WÖCKEL, C. Z. v. MANTEUFFEL), Barock am Bodensee. Kat. Ausstg. Bregenz 1964, fortan zit. Kat. 1964, S. XXIV u. 46; H. RICKE, Hans Morinck. Ein Wegbereiter der Barockskulptur am Bodensee (Sigmaringen 1973).

56 Der Verfasser hat daran gezweifelt; siehe Kunstgesch. d. Bodenseeraumes II (1969) Anm. 834 zu S. 433 f. H. RICKE, Hans Morinck (oben Anm. 55) S. 42 ff.

57 Zu Hans Morinck siehe außer MAHN (1939), BANGE (1940), HELL (1948), SANDNER (1964) und RICKE: F. HIRSCH in Repert. f. Kunstgesch. 20 (1897) S. 259–292. Weitere Literatur siehe KNOEPFLI, Kunstgesch. des Bodenseeraumes II (1969) Anm. 571.

Hohe Wichtigkeit besaß für ihn wie für das Gros der Meister seiner Zeit die gewaltig angestiegene Produktion an Druckgraphik, deren Tauglichkeit als Vorlage ihm oft die eigene Erfindung ersparte, so daß er sich ganz auf formale und handwerkliche Probleme beschränken konnte. Seine schwere, pathetische, nur zuweilen präziös aufgelockerte Darstellungsart bevorzugt den anatomisch reich durchgebildeten Körper, über welchen er bald in klassischem Wurf, bald als an den Leib geklatschte glatte Flächen zwischen verdickten Stegen eine mitunter nervöse Faltenlandschaft ausbreitet. Wie er seinen eigenen Stil zu finden sucht, geht aus einem Vergleich zwischen den bald nach 1578 entstandenen Reliefs mit Kreuztragung und Kreuzifix in der Konstanzer Stephanskirche und dem Epitaph hervor, das 1589/90 in der St. Nikolauskapelle des Münsters entstand.

So sehr man einig geht im Urteil über die große Ausstrahlung, mit der Morincks Werk auch die Nachfolgegeneration erreicht, so wenig herrscht Klarheit, wie die Fäden genauer verlaufen. Sicher aber ist auch das Werk der »Gotiker« mit ihnen verknüpft. Schüler von ihm finden wir sowohl unter den Meistern, die selbst mehr der Renaissance zuneigten, als auch unter den »Gotikern«. Zu den ersteren gehört Virgil Moll<sup>58</sup>. Sein Werk befließigt sich sowohl in der Schloßkirche Hechingen wie bei den eigenhändigen Figuren des Haigerlocher Hochaltars eines statuarisch gefestigten, ausgeglichen und gelassen wirkenden bildhauerischen Stils, welcher Beziehungen zum römischen Manierismus zeigt. Auch der Lindauer Esaias Gruber d. J. (1561–1630) verdankt Morinck sehr vieles; so vielseitig andere Einflüsse gewesen sein mögen: sie fallen zurück gegenüber dem Vorbild Morinck<sup>59</sup>. Das erweist sich deutlich an den beiden in der Pfarrkirche Hohenems befindlichen Reliefs einer Grablegung (1610?) und eines Gnadenstuhls (1625), zu welchem ein Tondo mit den Jüngern von Emmaus gehört, welches das Meisterzeichen aufweist. Dasselbe Zeichen erscheint schon 1597 am Sakramentshaus von Götzis<sup>60</sup>, welches einen spätgotischen Aufbau zeigt, wie ihn die Monstranzen auch dieser Region bis weit ins 17. Jahrhundert hinein bewahrt haben. Im Einzelornament kommt aber zeitgenössischer stilistischer Fortschritt mit Beschlägwerk, Akanthus, jonischen und korinthischen Säulen zum Zuge. Zeit, Stil und Qualität werfen die Frage auf, ob nicht der gleichnamige Vater und Bildhauer das Werk geschaffen hat. Die stilistische Scheide trennte dann Generationen.

Das stilistisch Schillernde, Doppelzüngige zeichnet allgemein auch jene Meister aus, welche weniger die Renaissance als die »geheime Gotik« vertreten. Und wieder muß man daran erinnern, daß der Mischstil einer erst halbwegs zur Renaissance vorgedrungenen Spätgotik

58 F. HOSSFELD u. H. VOGEL, KDm Hohenzollern I, Kreis Hechingen (Hechingen 1939) S. 121; O. SANDNER, Kat. 1964, S. XXIVf., S. 26, 31 u. 35.

59 Die Gruber sind 1555 von Rorschach her, wo sich wichtige Sandsteinbrüche befanden und Steinmetzen angesiedelt waren, nach Lindau eingewandert. L. ARMBRUSTER in Lindauer Tagblatt Nr. 72 v. 20. 5. 1950; E. HEINZLE in Jahrbuch des Vorarlb. Landesmus. in Bregenz, 1952, S. 67ff.; O. SANDNER, Kat. 1964, S. XXV u. 26 (Abb. 6).

60 D. FREY, KDm d. polit. Bezirks Feldkirch (Wien 1958) S. 388 u. Abb. 415/16 und S. 362 u. Abb. 8. Siehe auch KNOEFLI, Kunstgesch. des Bodenseeraumes II (1969) S. 230 und Tafel 52.

etwas anderes ist, als der eines Gotik bewahrenden Manierismus. Wenn auch jeder Meister von jedem etwas besitzt, so tritt doch die Distanz, etwa zwischen der italianisierten Auffassung des bald nach 1578 entstandenen Kruzifixus, das Morinck für die Kirche St. Stephan Konstanz schuf, und dem 1577 gegossenen »Schwedenkreuz« vor der Insel Mainau, klar zutage; vor allem die Gestalten der Schächer vertreten noch etwas von der Bildgesinnung der Spätgotik. Ähnlicher Abstand wird spürbar beim Vergleich des im Sinne der Klassik schönen Verkündigungsreliefs, das der Meister M. V. 1575 für das Kloster Petershausen schnitt, mit dem Marmorrelief gleichen Themas von der Hand Hans Aspfrs (1588–1616). Asper stammt aus Zürich, ließ sich in Konstanz nieder, war aber zwischendurch lange Jahre in Salzburg tätig. Hier entstanden 1615/17 die Reliefs für die Einsiedler Gnadenkapelle, gegenüber der Kühle und Glätte des Petershauser Werkes voll warmherzigen Ausdrucks und voller Stimmung<sup>61</sup>.

Die »Gotiker« haben natürlich nicht den gotischen Formenschatz in unfruchtbarem Epigonentum einfach ausgeraubt, sondern ihm neue Facetten gegeben. Der Überlinger Hans Ulrich Glöckner (ca. 1560–1611) erfüllte seine gotisierenden Gestalten, so zum Beispiel beim Figurenwerk der Herrschaftsempore in der Heiligenberger Schloßkapelle 1593f., mit neuer Stofflichkeit, gespannter Oberfläche und vorbarocken Gefühlsgehalten<sup>62</sup>. Melchior Binder (1550–1615), dessen Hauptwerk, das Salemer Chorgestühl (Abb. 47), wir bereits vorgestellt haben, erstrebt anstelle der altertümlich spitzwinkligen Knitterfalten deren natürlichen Fluß. Salemer Geselle Binders und vielleicht auch Molls Mitarbeiter in Haigerloch war Joachim Taubenschmid, dem dort die gelängten, bewegteren, der Spätgotik näher stehenden Figuren zuzuschreiben sind<sup>63</sup>. Am wirkungsvollsten wohl setzte Jürg Zürn (1583/85–1635/38) spätgotisches Erbe in seinem Werk ein<sup>64</sup>. Jürgs Vater Hans zählt zur Generation des Gotikers Glöckner, und schon er ließ dem Ausdruck den Vorrang gegenüber einer bloßen Lieblichkeit. Er selbst stand früh unter dem großen Einfluß Morincks, was der 1607/10 entstandene sogenannte Betz-Altar im Überlinger Münster eindrücklich belegt. Von Morinck übernahm er die angeglätteten Gewänder, welche die Fülle des Körpers hervortreten lassen. Aber neben der

61 Zu St. Stephan: TH. HUMPERT, Chorstift St. Stephan in Konstanz (Konstanz 1957); Zum Schwedenkreuz immer noch X. KRAUS in KDM Kreis Konstanz (Freiburg i. Br. 1887) S. 304–306; F. THÖNE, Der Landkreis Konstanz (Konstanz 1968), Amtl. Kreisbeschr. Bd. I, S. 471, und »Vom Bodensee zum Rheinfla« (Sigmaringen 1975<sup>3</sup>) S. 24, wo ein Innsbrucker Bronzeuß erwogen wird. Zu Meister M. V. siehe oben Anm. 55; Abb. der Verkündigungstafel bei SANDNER, Katalog 1964, Tafel 3 zu Nr. 152. Zu Hans Conrad Asper, ebd. S. XXX u. 3 mit Abb. 27. Zu Asper außerdem R. GUBY in Mittg. d. Ges. f. Salzburger Landeskunde 1916/1 u. 2, S. 61 ff. u. Abb. 67; L. BIRCHLER, KDM Schwyz I (1927) S. 102f. u. 155f., dazu Tafel 14.

62 H. HELL (oben Anm. 55) S. 32 ff.; A. KNOEPFLI, Kunstgesch. des Bodenseeraumes II (1969) S. 288, 354 u. 431. Dazu Abb. 190; O. SANDNER, Kat. 1964, S. XXIII f. u. 24f.

63 Zu Binder: H. HELL (oben Anm. 55) S. 116 ff.; DERS.: Melchior Binder. In: Tübinger Forschungen z. Kunstgesch. 1 (1952) S. 14f.; O. SANDNER, Katalog 1964, S. XXIV und 5. Zu Taubenschmid: SANDNER a. a. O. S. XXV, 3 u. 35.

64 O. SANDNER, Kat. 1964, S. XXV–XXVIII, 50–60, Lit. S. 50; C. ZOEGE v. MANTEUFFEL, Die Bildhauerfamilie Zürn 1606–1666, 2 Bde. (Weißenhorn 1969); A. KNOEPFLI, Zwei Generationen Zürn/Bildhauerei des 17. Jhs. im Bodenseegebiet. In: Neue Zürcher Zeitung Nr. 493 u. 551 vom 23. 10. bzw. 26. 11. 1970.

Welt niederländischer Stichwerke sind auch Virgil Molls Klassizismus und die Kunst des Augsburgers Hans Degler nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Trotzdem wurden die von gotischer Gesinnung und Ausdruckskraft gesetzten Zeichen nicht wesentlich überlagert. Lassen sich die Ströme unterschwelliger Gotik und südlicher Klassik bis hierher noch einigermaßen auseinanderhalten, so beginnen sie bei den fünf Brüdern Jürgs, die alle Bildhauer waren, einanderzuzulaufen. Vater Hans sowie Martin und Michael waren am Hauptwerk Jürgs, am Hochaltar im Überlinger Münster von 1613/16, mitbeteiligt.

In eine neue Phase trat die gotische Tradition mit Christoph Daniel Schenck. Auch dessen Vater Hans war Bildhauer gewesen und mit kraftvollen, aber zuweilen manieristisch steifen Monumentalplastiken, so für die Altäre in Bischofszell 1639/40 und St. Johann im Thurtal 1642, hervorgetreten; ihr Wesen spielt noch in das Frühwerk des Sohnes hinein, der 1650/53 die Statuen St. Ulrich und St. Afra zu Kreuzlingen schnitzte. Dieser, Manierist und »Erneuerer der Gotik im 17. Jahrhundert«<sup>65</sup>, verbindet pathetisch durchgestaltete naturhafte Körper mit einem ornamental verselbständigten Gewandstil, der in seinen parallelen und sich schraubenförmig drehenden Windungen nie und nirgends zur Ruhe zu kommen scheint. Seine ausdrucksmäßig gesteigerte Kunst führt an die Schwelle des Barock. Von Morinck übernommen hat wiederum der von Jürg Zürn und Virgil Moll geschulte Feldkircher Erasmus Kern<sup>66</sup> die wie naß dem Körper aufgepreßten Stoffbahnen; er verschmilzt das »Gotische« in seinem Schaffen zur manieristischen Einheit.

Neben den genannten führenden Meistern, welche gotische Elemente selbständig verarbeitet haben, tauchen Werke von Schnitzern und Bildhauern auf, die über Epigonales kaum hinausgelangen. Ein Relief mit dem Tod Mariens in Bendorf übernimmt das spätgotische Kompositionsschema bis in Einzelheiten, der Gutenberger Christus an der Geißelsäule bleibt völlig von der Auffassung des 15. Jahrhunderts durchdrungen, obschon beide Plastiken dem ausgehenden 16. Jahrhundert angehören<sup>67</sup>. Entsprechend geht die 1579 datierte Pieta im Pfarrhof von Hohenems auf ein hundert Jahre älteres Vorbild zurück, und die Marienstatue aus dem Jahre 1646, eine gegossene Figur am mittleren Luster der Stadtpfarrkirche Feldkirch, ist ganz in frühgotischer Manier geschaffen, ein Vesperbild in Schnifis, das aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts stammt, in der des weichen Stils nach 1400<sup>68</sup>. Wenigstens gesamthaft erwähnt seien gotisch nachempfundene Plastiken in Kirche und Pfarrhaus von Gailingen. F. Thöne datiert sie in das frühe 17. Jahrhundert.

65 KDM Thurgau III (1962) S. 188–191; Kunstführer Schnell u. Steiner Nr. 592 (1979<sup>3</sup>), Kreuzlingen St. Ulrich; B. LOHSE, Christoph Daniel Schenck (Konstanz 1960).

66 Die Beziehungen zu Morinck laufen über Zürns Betz-Altar im Überlinger Münster; vgl. die Einzelfiguren vom Triesener Rosenkranzaltar, der gegen 1640 anzusetzen ist. E. POESCHEL, KDM Liechtenstein (Basel 1950) S. 115, Abb. 96–99 u. 102–106. Vgl. auch die St. Anna- und die Mariafigur von 1655/60. Allgemein S. 293 und E. POESCHEL i. Jahrbuch des Hist. Vereins f. d. Fürstentum Liechtenstein 48, S. 60–78; O. SANDNER, Kat. 1964, S. XXIX u. 31.

67 Zu Bendorf und Gutenberg: E. POESCHEL, KDM Liechtenstein S. 25 u. Abb. 245 bzw. S. 69, Abb. 54.

68 D. FREY, KDM des polit. Bez. Feldkirch (Wien 1958) S. 57 u. 394, Abb. 417/18 bzw. S. 57 und 155, Abb. 68, sowie S. 537, Abb. 613.

Gerade aber bei Werken von Gnadenbildcharakter ist Vorsicht in der stilistischen Beurteilung geboten, denn hier treten, allein oder zusätzlich, andere Momente als nachgotischer Konservatismus hervor. Da gilt die »retrospektive Analogbildung«<sup>69</sup> als Ausweis für das Alter, als Zeugnis für den altehrwürdigen Kult. So ist es durchaus möglich, daß in Radolfzell das Haupt des hl. Zeno, eine im 16. Jahrhundert geschaffene Silberplastik, typologisch auf das mittelalterliche Behältnis zurückgeht; M. Hering-Mitgau vergleicht sie mit der Reliquienbüste des hl. Petrus in der Aschaffener Stiftskirche. Dem Spätmittelalter verhaftet bleiben auch die Halbfigur der hl. Verena in Radolfzell, um 1600, oder Hans Rosheims Silberplastiken der hll. Anna und Sebastian 1615<sup>70</sup>. Schwieriger ist die Beurteilung der figürlichen Silberplastik des 18. Jahrhunderts<sup>71</sup>, weil hier der Stil in Summierung der ikonographischen Vorlage und der allgemeinen Nähe zu spätgotischem Schaffen »gotisches« Gehabe vortäuschen mag. Auch der bloße Wunsch, zu bestehenden Stücken ein Pendant zu erhalten, also Konformitätsgründe, können den altertümlichen Stil bestimmt haben. Ein instruktives Beispiel steuert der Konstanzer Goldschmied Leonhard Stütz bei, der für die Kirche im aargauischen Baden im Jahre 1615 eine vereinzelt Silberplastik – hl. Jacobus – zu einem vierfigurigen Ensemble gleichen Stils zu ergänzen hatte<sup>72</sup>. Auch Ratskannen sind häufig durch gebrauchsvetraute alte Formen ersetzt worden, so Mitte des 16. Jahrhunderts durch Zacharias Baumann für Frauenfeld oder 1678 in Bischofszell durch Bartholome Rietmann, wo man schon 1660 auch den Zingießer Schlatter auf ein eigens aus St. Gallen herbeigeschicktes altes Modell verpflichtet hatte<sup>73</sup>.

Die Beschränkung unserer Darlegungen auf Überblicke haben weder Vollständigkeit noch länger schilderndes Verweilen erlaubt. Gleichwohl hoffe ich, daß im Ergebnis ein deutliches Bild der Nachgotik entstanden ist, die vom 16. bis in das 18. Jahrhundert mit Schwerpunkten zwischen 1550 und 1650 nicht nur als anachronistische Randerscheinung die Entwicklung begleitet, sondern, kontrapunktisch gleichberechtigt wie der Realismus und der Idealismus der Renaissance und des Manierismus, die Dinge in Richtung Barock in Bewegung gehalten hat. Die Nachgotik war eine der wichtigsten Voraussetzungen dafür, daß es über den Trümmern des bloß Schönen im Barock zu einer expressiven, anticlassischen Neubildung kam. Die Gotik veränderte ihre Gestalt, aber ihre Tendenzen gingen nicht unter. Mit einem Wort Novalis' dürfte eine Tiefenschicht der Entwicklung anedeutet sein: »Wohin gehen wir? – Immer nach Hause.«

69 M. HERING-MITGAU, Barocke Silberplastik (Weißhorn 1973).

70 Ebd., Werkverzeichnis S. 100, Nr. 2, bzw. S. 102, Nr. 3 (dazu auch KRAUS, KDM Baden, Kr. Konstanz [1887] S. 19 u. 40) und die Nr. 14 u. 15.

71 Etwa die Josephsstatuette in Überlingen HERING-MITGAU, Katalog Nr. 51 (1. H. 18. Jh.), ein St. Vitus in Hilzingen (18. Jh.), Kat. Nr. 80, sowie eine Annenbüste in Haigerloch von 1755, Kat. Nr. 90.

72 P. HÖGGER, KDM Aargau IV (Basel 1976) S. 135–138, Abb. 118–121.

73 A. KNOEPFLI, KGB II (1969), S. 446 u. KDM Thurgau III (1962) S. 274f., Abb. 203.

*Die Neugotik des 19. und 20. Jahrhunderts*

Soweit die Forschung heute es zu sehen erlaubt, hat sich die Neugotik als retrospektiver Bildungsstil im Bodenseegebiet nicht regionstypisch entwickelt. Man baute, wie man in Paris, Karlsruhe, Stuttgart, München oder Wien geschult worden war, man übernahm englische Einflüsse. Die Bindung an Schulen, die architekturtheoretischen Doktrinen, die Bildung und ein bald einmal international ausgebreiteter Vorlagenapparat begleiteten die Architekten durch ihr Schaffen, welchen unter den historisierenden Stilen bald diesen, bald jenen auszuwählen freistand. Der Qual der Wahl entsprach eine Vielfalt der möglichen Gründe für den Entscheid, also für die jeweilige Richtung des Historismus, aus deren Maßgabe er erfolgte. Georg Germann hat sie kürzlich treffend aufgelistet<sup>1</sup>: »Das Historische als Legitimation überfälliger Herrschaftsstruktur, das Poetische als biedermeierlich-vormärzlicher Rückzug ins Private, Historismus als Zwangshandlung eines aus dem Stand der Unschuld gefallenen, vom Wissen überschwemmten geschichtlichen Bewußtseins, Stilpluralismus als Verkaufstrick einer allmählich auch die Bauwirtschaft ergreifenden neuen Produktions- und Wirtschaftsform.« In diese Pendelbewegung zwischen Liberalem und Konservativem, der wir auch im Kapitel »Nachgotik« unter anderen Vorzeichen schon begegnet sind, schwang sich auch die Neugotik ein. Die wirkliche oder vermeintliche Freiheit – eben der Wahl – hat, so scheint es im Bodenseegebiet, sogar jene grundverschiedenen konfessionspolitischen Verhältnisse der Uferstaaten zu überspielen vermocht, welche im 17. und 18. Jahrhundert wenigstens teilweise an der stilistischen Entwicklung noch mitbeteiligt gewesen sind.

Die als »stilmachstotternd« lange Zeit verschrieene, als Stilzerfall aufgefaßte Neugotik ist erst in den letzten Jahrzehnten wieder aus dem Wellental der Wertschätzung aufgetaucht. Sowohl die inventarmäßige wie die monographische Erfassung der Denkmäler und ihrer Architekten gelang der Forschung, wenn sie überhaupt die nötige Anteilnahme aufbrachte, sehr ungleich. Um einerseits diesem Erschließungsstand Rechnung zu tragen und andererseits ein Ausufern der Beispiele zu verhüten, habe ich mich stärker auf den dichteren und besser bekannten linksrheinischen Bestand abstützen müssen. Stichproben haben überdies ergeben, daß rechtsrheinisch die stilistische Lage eine recht ähnliche war<sup>2</sup>.

1 G. GERMANN, Ein zürcherischer Schinkel. Bespr. d. Buches von G. W. VONESCH, »Architekt G. A. Wegmann« (Zürich 1981) in Neue Zürich-Ztg. Nr. 253 vom 31. 10. 1981, Bl. 70. – Bis vor kurzem haben die Kunst- und Baudenkmäler-Inventare die historisierenden Stile ausgeklammert. In KARL ILGS (Hrsg.) ansonst vorzüglicher Landeskunde und Volkskunde... von Vorarlberg, Bd. IV, Kunst (Innsbruck/München 1967), sind die immerhin beachtlichen Leistungen des Historismus unberücksichtigt geblieben. – Der durch die Gesellschaft für Schweiz. Kunstgeschichte 1975 in 6. Auflage herausgegebene dreibändige Kunstführer hat hingegen die neugotischen Bauten einbezogen. Nichts ist aus der letzten Auflage des Dehio zu erfahren, wenig bei FR. THÖNE, Landkreis Konstanz. – Im folgenden können wir nur Literatur zu einzelnen wesentlicheren Bauten aufführen.

2 Bahnbrechend für die schweiz. Verhältnisse ist A. REINLES 4. Band seiner und GANTNERS Kunstgeschichte der Schweiz gewesen (Frauenfeld 1962). ANDRÉ MEYER hat 1973 einen Band über schweiz. Neugotik und Neuromanik veröffentlicht, GEORG GERMANN außer über den Protestant. Kirchenbau der Schweiz bis zur Mitte des 19. Jhs. auch über die Geschichte der neugotischen Architekturtheorie (1974) publiziert. A. KNOEPFLI und J. GANZ nahmen sich des historisierenden Schloßbaues der dtsh. Schweiz (1975) und W. STUTZ der Bahnhofbauten an (1976). Wenigstens als Autoren seien u. a. genannt O. BIRKNER, B. ANDERES, H. M. GUBLER. Unter Leitung von HANSPETER REBSAMEN steht das Inventar der

Als Inkunabel der Neugotik in der Schweiz gilt allgemein immer noch die Helmkrönung der beiden Zürcher Großmünstertürme, die ihnen der Zimmermeister Johann Caspar Voegeli 1781–1787 aufsetzte (Abb. 52). Zunächst erhielt der Karlsturm ein neues Geschoß aufgepfropft, welches man, besonders in den Maßwerken, dem darunterliegenden des 15. Jahrhunderts völlig an- und einpaßte. Die eingezogene polygone Laterne ist von tiefgestuften, kielbogigen Blendfenstern umstellt. Oben wird sie von Maßwerkbordüren umzogen und in eine Haube spitzbogigen Querschnittes überführt<sup>3</sup>. So gotisch sich dies alles gebärdet, so sagen die Formen doch unverhohlen aus, daß sie in die Zeit des Klassizismus hineingeboren worden sind. Mögen erste Anflüge von Mittelalterbegeisterung und historischem Stilverständnis auch im Bereich des Möglichen liegen, so stand doch das Prinzip des stilangepaßten Weiter- und Zuendebauens, also das Konformitätsprinzip im Vordergrund. Weder das Gutachten des berühmten Literaten, Chorherrn und Baubevollmächtigten des Großmünsters, Johann Jakob Breitingen, der 1763 sich für die Erhaltung des blitzgeschädigten mittelalterlichen Baues einsetzte, noch das Gotik und Frühklassizismus bizarr mischende, abgelehnte Projekt des Italieners G. M. Pisoni (1764) können als erste Regungen einer frühen Neugotik verstanden werden. Es fehlt hierfür der Gedanke eines programmatisch zugespitzten und als solches empfundenen ästhetischen Gegenbildes, das intellektuell bewußte Neubeleben retrospektiver Formen<sup>3a</sup>. Voegelis Unterfangen ist denn auch nicht als anachronistisch aufgefaßt worden, sondern als legitime gotische Sprache in der Färbung der klassizistischen Zeit. Und gerade deshalb blieb es ohne Echo und ohne Verbindung zur Neugotik des 19. Jahrhunderts.

Konformistisches Bauen in Kopiengenaugigkeit haben wir bereits bei den 1583 zusätzlich eingestellten Langhaussäulen der Stadtkirche Stein a. Rhein festgestellt. Ähnlich ging ein gutes Jahrhundert später der St. Galler Maurermeister Glattburger im Münster Reichenau-Mittelzell vor, wo er 1688 die westlichen Schiffpfeiler den bestehenden vorromanischen völlig entsprechend ausbildete<sup>4</sup>. Was nun die Großform der Zürcher Großmünsterturm-Kronungen betrifft, so müssen wir gar nicht nach geographisch weit abliegenden Vorläufern und allfälligen

Neueren Architektur 1850–1920 (INSA), dessen 1. Band angekündigt ist. – Monographien bestehen über J. G. Müller (E. FÖRSTER 1851, J. M. ZIEGLER 1960, J. G. POLASEK 1957), über St. Laurenzen (A. KNOEPFLI 1979), über F. W. Kubly (B. SCHUBIGER 1979), über Stadler (A. HAUSER 1976) u. a. – Wichtig auch die Artikelreihe i. d. Ztschr. f. Schweiz. Archäologie u. Kunstgeschichte 29 (1972): Englisch-schweiz. Architekturbeziehungen im 19. Jh. (A. MEYER, HP. REBSAMEN, M. FRÖHLICH, R. LOCHER u. G. GERMANN). Viele biogr. Angaben in B. ANDERES, Baurisse i. Rapperswil und Uznach 1968 u. in Jahrbuch des St. Galler Linthgebietes 1978. Weitere Literatur i. d. Anmerkungen zu ausgewählten Bauten.

3 K. ESCHER, DKm Zürich IV (Basel 1939) S. 109ff.; Hs. HOFFMANN, Das Großmünster i. Zürich IV, Baugesch. seit der Reformation. In: Mitt'gen der antiqu. Ges. Zürich 30, Heft 4 (1942) S. 249; A. REINLE, Kunstgesch. d. Schweiz III (1956) S. 394f.; A. MEYER, Neugotik u. Neuromanik i. d. Schweiz (Zürich 1973) S. 17–21; D. GUTSCHER, Beobachtungen zur jüngeren Bau- und Renovationsgeschichte der Großmünstertürme. Mscr. 1981.

3a Im Sinne der Abgrenzung ist die Neugotik mitberücksichtigt im gewichtigen Werk von H. HIPP, Studien zur »Nachgotik« des 16.–17. Jhs. in Deutschland, Böhmen, Österreich u. d. Schweiz. Diss. Tübingen 1979, S. 32, 99, 884, 923. Vgl. auch P. LONELIS, Die Anfänge der Neugotik in Anhalt, Sachsen u. Thüringen. Diss. Tech. U. Dresden 1962, S. 20f.

4 A. KNOEPFLI, Kunstgesch. d. Bodenseeraumes I (Konstanz 1961) S. 223 bzw. S. 200. Vgl. H. WALDVOGEL, Nachref. Bauarbeiten a. d. Stadtkirche zu Stein a. Rh. In: Schaffh. Beitr. 1955; H. CHRIST, Zur Baugesch. des Marienmünsters in Reichenau. In: Das schwäb. Museum 1927/5, S. 151–154. Weitere Beispiele in unserem Abschnitt »Nachgotik«.

Vorbildern Ausschau halten. Sie geht auf die Polygonlaternen und die bald geschlossenen, bald maßwerkdurchbrochenen Haubenhelme des 16. Jahrhunderts zurück, für welche sich süddeutsche Beispiele etwa in Augsburg und Regensburg sowie, im näheren Bodenseegebiet, in Konstanz, Überlingen, Radolfzell, Pfullendorf und Ravensburg finden<sup>5</sup>. Beim Konstanzer Münster hatte Lorenz Reder für die Wiederherstellung der im Brande von 1511 zerstörten Turmaufsätze niedrig geschweifte Maßwerkhauben entworfen. Da im 19. Jahrhundert nach altem Vorbild ersetzt, läßt sich der originale Maßwerkhelm von Pfullendorf nicht näher erfassen. 1576 schuf Caspar Lindenmann aus Rorschach einen Riß für den Radolfzeller Münsterturm, der über einer Maßwerkbrüstung einen eingezogenen achtseitigen Aufsatz mit Maßwerkfenstern und einer zweiten Brüstung erhielt. Das Gebilde schloß mit einer durchbrochenen Maßwerkhaube. Die Ausführung kam 1580 zu Ende. Noch näher der Zürcher Großmünster-Lösung schließt sich der Abschluß des Nordturmes am Überlinger Münster an, wo dem Turmrumpf ebenfalls eine polygone Laterne aufsitzt, welche der Ravensburger Kupferschmied Hans Hildbrandt 1574/75 mit einer geschlossenen kupfernen Haube beschirmte (Abb. 53). Schon früher, 1553/56, wurde nach demselben Schema in Ravensburg der Aufsatz des Blaserturnes gebaut.

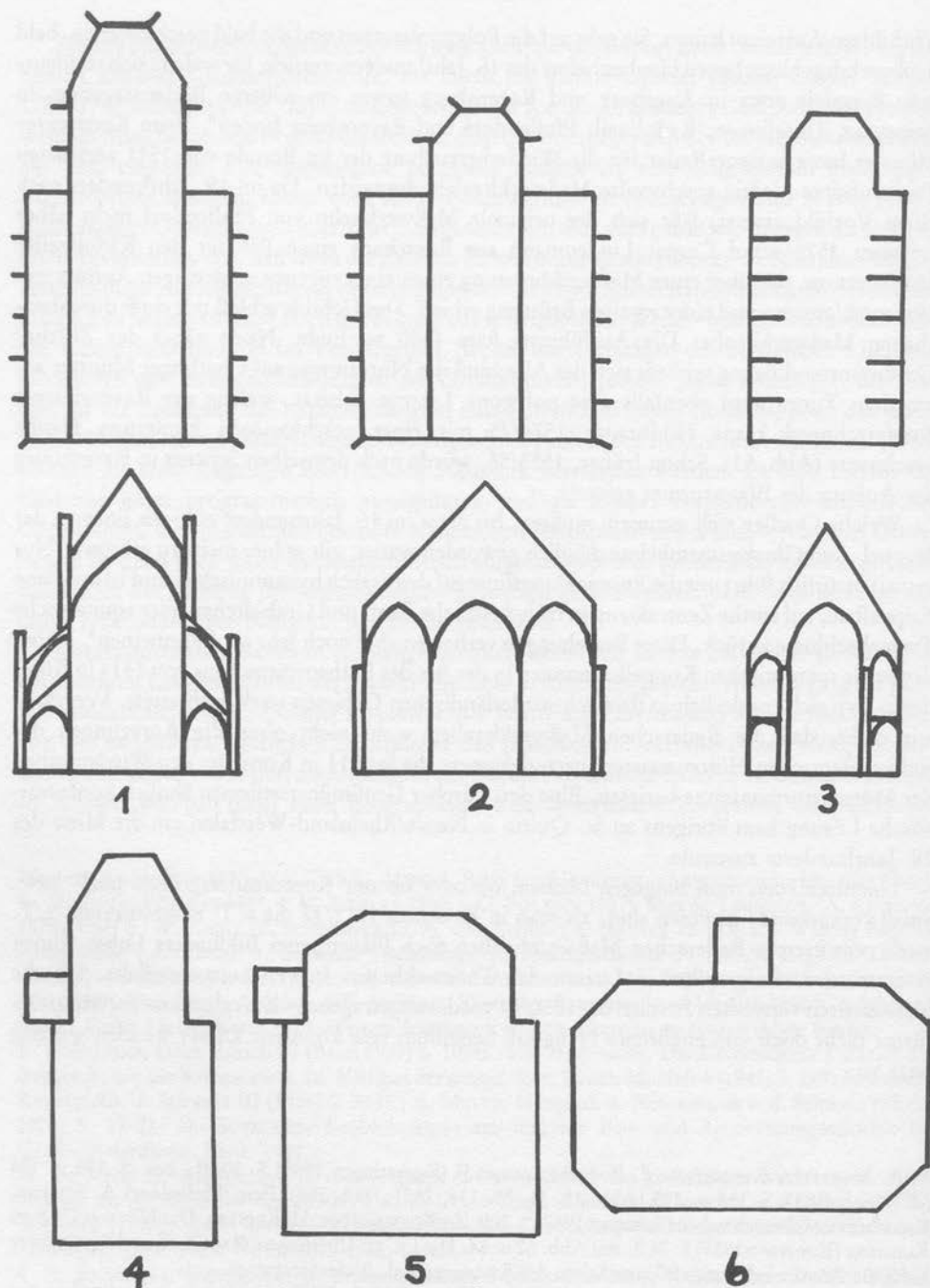
Welche Quellen sich sammeln mußten, bis diese im 16. Jahrhundert gültigen Formen der Kuppel- und Glockenturmhelme möglich geworden waren, gilt es hier nicht zu erörtern. Nur soviel: natürlich führt uns die Entwicklungslinie auf den östlich byzantinischen und islamischen Kuppelbau, auf antike Zentralbauten, frühchristliche Tauf- und Grabkirchen oder aquitanische Turmabschlüsse zurück. Diese Beziehungen verharren aber doch sehr im Allgemeinen<sup>6</sup>. Näher liegen die spätgotischen Kuppelkrönungen in der Art des Rathaustürmchens von 1414 in Köln, deren Typ sich sonderlich in flämisch-niederländischen Gebieten stark ausbreitete. Vergessen wir nicht, daß die Rederschen Maßwerkhauben wohl nicht ohne die Anregungen der südwestdeutschen Hüttenmeister zustandekamen, die ja 1511 in Konstanz den Wiederaufbau der Münsterturmaufsätze berieten. Eine den Zürcher Großmünstertürmen ähnlich konformistische Lösung kam übrigens an St. Quirin in Neuss/Rheinland-Westfalen um die Mitte des 18. Jahrhunderts zustande.

Unentschieden muß hingegen bleiben, ob oder ob nur Konformitätsgründe maß- bzw. »maßwerkgebend« gewesen sind, als man in Konstanz 1811/12 die z. T. eingestürzten, z. T. stark verwitterten Rederschen Maßwerkhauben nach Plänen jenes Bildhauers Lukas Ahorn ersetzte, der wenig später in Luzern den Thorwaldschen Löwen herausmeißelte. Ob die klassizistisch versteiften Formen der 1850/54 wieder abgetragenen »Käseglocken« der Münstertürme nicht doch von englischer Neugotik beeinflusst sein könnten? Dieser wenden wir uns jetzt zu.

5 A. KNOEPFLI, Kunstgesch. d. Bodenseeraumes II (Sigmaringen 1969) S. 104 ff., bes. S. 105 u. 108 (T. 14c, S. 108), S. 153 u. 205 (Abb. 32, 33, 79, 134, 260 f., 268, 368). Betr. Pfullendorf A. SCHAHL, Kunstbrevier Oberschwaben (Stuttgart 1967) S. 209. Zu Konstanz bes. H. REINERS, Das Münster ULF zu Konstanz (Konstanz 1955) S. 76 ff. mit Abb. 62 u. 64. Die Lit. zu Überlingen, Radolfzell und Ravensburg siehe die Anm. zu den angeführten Seiten der Kunstgesch. d. Bodenseeraumes.

6 G. BANDMANN, Die Bauformen des Mittelalters (Bonn 1949) S. 201 ff.; Hs. VOGTS in Reallexikon zur dtsh. Kunstgesch. III (1954) bes. Sp. 927; A. KNOEPFLI, Kunstgesch. des Bodenseeraumes II (Sigmaringen 1969) S. 108; A. REINLE, Zeichensprache der Architektur (Zürich/München 1976) S. 113 ff.





Grundrisse und Schnitte: 1 basilikale Anlage; 2 Hallenkirche; 3 Wandpfeilerkirche; 4 spätgotische Chorlaterne; 5 Zentralisierung durch Kürzung und Verbreiterung; 6 Querkirche.

In England folgen Nach-Spätgotik und Neugotik einander fast Naht auf Naht. Daß von der Neugotik als »Bildungsstil« gesprochen werden kann, weil sie wie der Klassizismus von einer Kultursehnsucht, von einer sowohl in romantischer Fantasie wie in theoretischen Überlegungen geborgenen Wiederbelebung des Mittelalters getragen worden ist, steht fest<sup>7</sup>. Aber neben dem Suchen nach einem nationalen Stil – Spencers *Fairy Queen* 1589/96 – und den Einflüssen religiöser Lyrik spielt das neuerwachte, gefühlsbetonte Verhältnis zur Natur eine weitere Rolle, welche im englischen Landschaftsgarten einen beredten Ausdruck fand. Die Natur sollte nicht in Art von barocken Anlagen künstlich zurückgestutzt werden, sondern das Wirken menschlicher Hand möglichst verbergen. Für die Erhöhung einer geheimnisvollen, ja bizarr-düsteren Wirkung boten sich in der »Möbelierung« solcher Landschaftsgärten künstliche Ruinen und gotische Stimmungs- und Versatzstücke an<sup>8</sup>. Die Ruine als gefühlsbezogener und ästhetischer Wert begegnet uns schon 1746 in *Edgehill*<sup>9</sup>. Horace Walpoles gotisches Landhaus von 1751 und einige frühe neugotische Kirchen der fünfziger Jahre machten auch außerhalb Englands Schule, wobei freilich vor 1820 Park- und Liebhaberbauten die Hauptbeispiele stellten. In Frankreich galt neben diesem gotisierenden Requisitenspiel die Aufmerksamkeit zunehmend der rationalen Konstruktion und ihrer Leichtigkeit gegenüber den schweren Kolonnaden, welche das stilistische Feld beherrschten. Die englischen Anregungen erreichten auch Deutschland sehr früh. Auf Geheiß Friedrichs des Großen erhielt das Nauener Tor 1755 neugotische Allüre, 1769 folgten der Park von Wörlitz und 1784/89 sein in zerbrechlich zarten Formen dazugebautes Haus. Vor allem aber erhofften die Deutschen in neugotischem Gestalten die geschichtliche Vision einer neuen nationalen Einheit wenigstens bild- und zeichenhaft zu verwirklichen.

Vorerst aber ging es kaum um eine Übernahme von Gesamtdispositionen; die Vorliebe galt den romantischen und malerischen Einzelementen, die man z. B. auch klassizistischen Bauten applizieren konnte. Dieses gotische Ornamentieren zeichnet auch die frühesten Regungen der Neugotik aus, die im Bodenseegebiet festzustellen sind. In welcher Richtung man stilistisch aufzubrechen hatte, entwickelte sich bald einmal zu einem Richtungsstreit. Hatte der wendige Londoner Vedutenstecher und Architekt James Malton auf der Scheide zwischen Konformitätsaufträgen und frei gewähltem Stil 1802 sich für Erweiterungen oder Neubauten in jedem beliebigen Stil empfohlen, so stellte man sich auch in Deutschland zunächst auf ein Sowohl-als-auch ein. Selbst der durch seinen Schülerkreis auch in der Schweiz einflußreiche, eingefleischte Klassizist Fr. Weinbrenner in Karlsruhe entwarf 1802 einen gotischen Turm für den Park des markgräflichen Sommerschloßchens bei Karlsruhe. Karl Friedrich von Schinkel spielte ebenfalls auf zwei Klaviaturen: sein Entwurf zur Grabkapelle der Königin Luise – 1819 – atmet den

7 Zu diesem Thema G. GERMANN, *Neugotik. Gesch. ihrer Architekturtheorie* (Stuttgart 1974), Engl. Ausgabe: *Gothic Revival in Europe and Britain: Sources, Influences and Ideas* (London 1972). Zum Widerspruch reizend K. SCHEFFLER, *Der Geist der Gotik* (Leipzig 1923<sup>2</sup>) etwa S. 9. Zur Neugotik in Deutschland: A. NEUMEYER, *Die Erweckung der Gotik i. d. dtsh. Kunst des späten 18. Jhs.* In: *Repert. f. Kunstwissenschaft* 49 (Berlin/Leipzig 1928) S. 75–123 u. 155–185. Thesen zur Entwicklung in England u. Norddeutschland bei A. KAMPHAUSEN, *Gotik ohne Gott* (Tübingen 1952).

8 H. R. HEYER, *Hist. Gärten der Schweiz* (Bern 1980), weitere Lit. S. 268; G. GERMANN a. a. O. (Anm. 7), A. MEYER a. a. O. (Anm. 3).

9 Zur Ruinenarchitektur siehe auch F. A. MOREL, *Andreas u. Peter Anton Moosbrugger; Zur Stuckdekoration des Rokoko i. d. Schweiz. Beitr. z. Kunstgesch. d. Schweiz II* (Bern 1973) bes. S. 76–79 und Anm. 434ff. Gegenstand archäolog. u. künstlerischen Interesses ist die seit dem 15. Jh.

Geist romantischer Neugotik. Weiterhin stellt er Entwürfe im gotischen, antiken und im Renaissancestil zur Wahl, 1824 für die Werder Kirche neben einem gotischen Projekt einen klassizistischen Tempel von antik-griechischer Strenge. Und der Weinbrenner-Schüler Heinrich Hübsch, den wir als Neugotiker in Konstanz noch kennen lernen werden, fragte in seiner Broschüre 1828 noch ganz harmlos: »In welchem Style sollen wir bauen?« Die Auseinandersetzung spitzte sich in kulturpolitischem Bereich dann auf Gotik oder Renaissance zu, wobei im Profanen eher die »antiklerikale« Neurenaissance, im Sakralen eher die »kirchliche« Gotik die Oberhand gewann.

Die Vorliebe für applizierbare gotische Ornamentik rief schon früh die Industrie auf den Plan, die dafür zunächst vorfabrizierte Gußeisenornamente, bald aber auch Stütz- und Trägereile der Konstruktion zur Verfügung stellte<sup>10</sup>. 1813 verwendete Thomas Rickmann Gußeisenornamentik, 1856 entwarf W. Stater eine in Eisenkonstruktion zu erstellende ganze Kirche. Bis in die jüngste Zeit hinein pflegte man Gußeisensäulen, Brüstungen und andere Teile nach Material wie nach der reproduzierten Form als minderwertig, ja gar als Kitsch zu bezeichnen und im Namen des guten Geschmacks auszumerzen. Darum sind die Frühzeugnisse ausgesprochene Raritäten geworden. Noch haben sich die Gußeisensäulen in der unten zu behandelnden Kirche von Berlingen von 1840/42 erhalten (Abb. 66); drei weitere Beispiele, die ich noch an Ort und Stelle sah, sind inzwischen ganz oder teilweise zerstört worden. So aus Unverstand das schöne Maßwerk der Frauenfelder Murgbrücke von 1840, welche von keinem Geringeren als von Alois Negrelli erbaut worden ist, dem Ingenieur und Architekten, auf den ja die entscheidenden Pläne zum Bau des Suezkanals zurückgehen. Ein identisches Brüstungswerk ist noch 1860 im Katalog der Sulzerschen Gießerei Winterthur zu finden. Negrelli hatte schon 1836 für die Zürcher Münsterbrücke gußeiserne Maßwerkgeländer verwendet und zwei Jahre darauf die Zürcher Großmünsterterrasse entsprechend gekrönt. Die Kaufladenfront darunter erstellte er in einer Mischung von italienischer Frührenaissance und romanischen Zierden; im »Picantinischen Stil« (byzantinischen!) wie er glaubte. 1847 entstand auf dem Freien Platz in Schaffhausen ein überaus charaktervoller Gußeisenbrunnen aus der Georg Fischerschen Gießerei; er konnte, leider ohne die Brunnenstock-Nadel, vor der völligen Vernichtung bewahrt und in die »Eisenbibliothek« des Unternehmens nach dem thurgauischen Paradies geflüchtet werden. Vom Grubplatzbrunnen in Bischofszell, der 1862 gegossen worden ist, verblieb gar nur eine kleine Figur<sup>11</sup>.

10 Das früheste, mir bekannte Vorkommen von Gußeisenteilen im Bodenseegebiet betrifft die Turmbrüstungen (Baluster) der jetzigen Kathedrale St. Gallen 1766. Siehe E. POESCHEL, KDM St. Gallen III (Basel 1961) S. 122 und 146. In England soll aber der gußeiserne Balusterzaun um die St. Pauls-Kathedrale auf 1714 zurückgehen; das älteste Zürcher Beispiel ist das Balkongeländer am Haus zum Kronentor (1828/33). KDM Zürich V (Basel 1949) S. 122, Abb. 89. – Neher am Rheinfall begann 1811, Sulzer Winterthur um 1834 mit Gußeisenherstellung. – Vgl. L. N. COTTINGHAM, *The Ornamental Metal Worker's Director* 1824 (zeigt bereits got. Balustraden); VON ROLL (Clus u. Choindez) Kat. 1859 (Maßwerkdocken für Gartenbänke); E. GRAEME ROBERTSON u. JEAN ROBERTSON, *Verzierungen in Gußeisen* (Bern 1977); H. M. GUBLER, *Eisen als Baumaterial i. d. schweiz. Architektur 1825–1875*. In: *Neue Zürcher Zeitung* Nr. 98 v. 28./29. April 1979.

11 Zu Zürich: KDM Zürich I (Basel 1939) S. 63 f. mit Lit., Abb. 32 und 44; Zu Frauenfeld: G. BÜELER, *Die Entwicklung Frauenfelds von 1760–1845* (Frauenfeld 1926) S. 31, 47 u. 61 mit Anm. 17; KDM Thurgau I (1949) S. 388; zu Schaffhausen: KDM Schaffhausen I (Basel 1951) S. 69 f.; zu Bischofszell: KDM Thurgau III (Basel 1962) S. 119

Kam solchen Werken oft nur eine gleichsam anekdotische Bedeutung zu, so stellt neugotische Baukunst sich zum ersten Mal eindringlich im Bodenseegebiet in der Schloßkapelle des Napoleonidensitzes Arenenberg am Untersee vor<sup>12</sup>. Verantwortlich hierfür darf der romantische Gefühlsstrom gelten, welcher dort die literarisch-musikalischen Abende der Exkönigin Hortense durchfloß. Zu den von ihr gedichteten Romanzen steuerte sie auch die einfachen, aber eingängigen Melodien und die romantischen Illustrationen eigener Hand bei. Dazu war sie als musikalisch gebildete Frau und als Zeichenschülerin Isabey's gar wohl befähigt, schlug aber doch sanfte fremde Hilfe nicht aus. So wurde sie von Auguste Garnerey zur Wiedergabe gotischer Architektur angeleitet, indem er ihr die begehrten Skizzen zu einem gotischen Maßwerk zwischen zwei Türmen und zu einem Aufsatz gleichen Stils zukommen ließ, der ein Standbild der Kaiserin Josefine krönen sollte<sup>13</sup>.

Das Schloß hatte schon im 18. Jahrhundert eine eigene Kapelle besessen. Unter Hortense de Beauharnais versah zunächst Abbé Bertrand das Amt eines Hausgeistlichen, nach dessen Rückkehr nach Frankreich P. Kiesel aus dem Kloster Weingarten († 1853), der sich als Frühmesser in Ermatingen, als Schulinspektor, Gesangs- und Sprachlehrer bewährt hatte und offenbar sich wohl in das musisch-romantische Klima auf Arenenberg einfügte. Wer die Pläne besorgte zum Neubau (Abb. 58) der freistehenden Schloßkapelle, ist nicht überliefert. Werkmeister Wehrli aus Konstanz, welcher die gleichzeitigen Umbauarbeiten um und im Schloß vornahm, kommt hierfür kaum in Frage. Eine erste Renovation des Baues hängt entweder mit der Erneuerung der *Licentia celebrandi* 1855 zusammen oder mit der 1858 erfolgten Überführung des marmornen Grabbildes der Königin Hortense, das Lorenzo Bartolini schuf, von Rueil bei Malmaison nach Arenenberg. Eine weitere Instandstellung nahm man unter Napoleon III. um 1873 vor<sup>14</sup>. Die schlichte, dreiseitig schließende Kapelle von 1820 (Abb. 58) zeigt hohe, mit einfachstem Dreipaßmaßwerk versehene Spitzbogenfenster der Erbauungszeit. Von gleicher Form das Eingangportal, das von einem ihr folgenden knappen Überdachungsbogen begleitet wird, dem handfeste Krabben aufsitzen und dessen Stirn Rosetten trägt. Ein Kreuz krönt den Scheitel.

Nach dem mißglückten Straßburger Putsch 1836 kaufte Hortense für ihren Sohn, Prinz Louis Napoleon, den späteren Kaiser, die doppeltürmig am Rhein gelegene einstige Wasserburg Gottlieben, welche der Konstanzer Bischof Eberhard von Waldburg zur Mitte des 13. Jahrhunderts angelegt hatte, um die unbotmäßige Stadt Konstanz mit einem neuen, wohlüberwachten Rheinübergang zu konkurrenzieren. Bezeichnenderweise war es, wie so oft in dieser um die bildhaft-romantische Wirkung bemühten Phase der Neugotik, ein Maler, welcher der

12 Die Literatur zu Arenenberg findet sich zusammengestellt in Anm. 9 S. 156 von A. KNOEPFLI und J. GANZ, Zum Schloßbau des 19. Jh. i. d. dtchspr. Schweiz. In: Historismus u. Schloßbau. hg. v. R. WAGNER-RIEGER u. W. KRAUSE, Studien z. Kunst des 19. Jhs. Bd. 28 (München 1975) S. 154–186, bes. S. 155–157.

13 A. KNOEPFLI, Die Romanzen der Hortense de Beauharnais. In: Tagesanzeiger f. Stadt u. Kanton Zürich vom 21. 4. 1950; J. HUGENTOBler, Königin Hortense als Muse des Gesangs. In: Thg. Jahrbuch 1936. Man beachte auch das durchbrochene Maßwerk, welches das Pianoforte Hortenses auf dem Ölgemälde von F. Cottrau (1834) zierte. Das Bild befindet sich im Napoleon-Museum Arenenberg.

14 JOH. MEYER, Die früheren Besitzer von Arenenberg, Königin Hortense und Prinz Louis Napoléon (Frauenfeld 1906) S. 95 nach den Memoiren der LOUISE COCHELET (Paris 1836/38, Nachdruck Bruxelles 1837/38); Brüsseler Ausgabe Bd. 4, S. 288. 276; K. KUHN, Thurgovia sacra I (Frauenfeld 1869) S. 100; J. HUGENTOBler, Die Familie Bonaparte auf Arenenberg (Arenenberg 1956<sup>5</sup>).

düsteren Burg eine neugotische Märchenfassade vorblendete: der Neapolitaner Ferdinando Roberto setzte große Spitzbogenfenster ein, deren drei mit prächtigen Maßwerken aus dem eben abgebrochenen Konstanzer Münsterkreuzgang geziert werden konnten. Ein spielerischer Zinnenkranz schließt die Stirn des Umbaus ab, der eben in der Zeit erfolgt war, als in London Ch. Barry das Parlamentsgebäude zu bauen begonnen hatte<sup>15</sup> (Abb. 56 und 57). Noch war aber am Bodensee die Zeit für Nachfolgebauten von Arenenberg und Gottlieben nicht reif.

In Englands sakrale Baukunst selbst zog die Neugotik erst nach 1820 in bedeutenderem Umfang ein. Der Rückgriff, zunächst auf den Stil der Dome des 13. Jahrhunderts, erfolgte nun in geschärftem Bewußtsein und in intellektueller Absicht. Eine doktrinäre Parteinahme beanspruchte die Gotik als »religiösen Stil«, als den Inbegriff sakraler Baukunst, als eine beinahe offizielle Kirchen- und Christenpflicht. Der Streit um den Vorrang in Qualität und Eignung entbrannte an vielen Fronten, und die Neugotiker beeilten sich ähnlich den Nachgotikern des 17. Jahrhunderts, den fünf klassischen Ordnungen eine gleichberechtigte sechste beizugesellen, eben die »Gotische«, um zur Vollständigkeit der gotischen Inhalte und zu einer umfassenden Stilvorstellung zu kommen<sup>15a</sup>.

Wenn wir auf die Projektierung abstellen, so folgte den Neugotik-Unternehmen der Napoleoniden am Untersee und Rhein der neugotische Kirchenbau von Heimenkirch im Landkreis Lindau, zu welchem ein Xaver Ohnmayer die Pläne schon 1835 gezeichnet haben soll; zur Ausführung gelangten sie, unter Beibehaltung des alten Turmes, erst in den Jahren 1841–1846<sup>15b</sup>.

Wenigstens genannt werden sollen die 1847 neugotisch begonnene St. Oswaldkirche in Mindersdorf und die 1853/54 gebaute St. Nikolauskirche in Worblingen an der Aach. Wann das 1827 zu datierende, um 1900 erweiterte Gotteshaus St. Stephan und St. Laurentius in Ehingen seine neugotische Gestalt gewonnen hat, bleibt noch zu erforschen.

Schon 1838/39 regt sich zaghaftes neugotisches Denken auch in Diessenhofen am Rhein. Wenn dort am Turm 1787 ein Glockengeschloß mit spitzbogigen Schallarkaden aufgesetzt worden ist, das im übrigen mit klassizistischen Bauformen spielt, so dürfte die Kontinuität der Bauformen ausschlaggebend gewesen sein. 1838/39 jedoch trugen die Baumeister Johann Nepomuk Keller und Jean Ruch anderes und mehr im Sinne. Der Einsatz neuer hoher Spitzbogenfenster in etwas steifer Reihung, ein spitzbogiger Durchbruch zwischen Chor und Südkapelle und der Versuch, Chor und Schiff durch ein einheitliches Spitztonnengewölbe zusammenzufassen, weisen auf bewußte Mobilisierung gotischer Mittel. Daß dabei, wie der Vater schweizerischer Kunstgeschichte, Johann Rudolf Rahn, bemerkt, »das denkbar lederne Gemächte« herauskam, liegt auf anderer Ebene; unter anderem waren die beiden Baumeister aufs Häßlichste zerstritten<sup>16</sup>. Wie verschwommen im übrigen die Stilvorstellungen noch waren,

15 Vgl. Kunstführer durch die Schweiz (Bern 1975<sup>6</sup>) S. 667. Bezeichnenderweise wird der neugot. Umbau sowohl von RAHN (Mittelalterl. Architektur- und Kunstdenkmäler des Kt. Thurgau [1899]) wie vom Thg. Band des Schweiz. Burgenbuches übersprungen.

15a H. HIPPEL a. a. O. (Anm. 3a) S. 926 ff.

15b A. HORN u. W. MEYER, KDM von Schwaben, Bd. Lindau (München 1954) S. 335.

16 R. HANHART i. Thg. Beitr. 40 (1900) S. 23–33; HCH. WALDVOGEL i. Thg. Beitr. 80 (1944) S. 1–34; A. KNOEPFLI i. Kunstgesch. d. Bodenseeraumes II (1969) S. 125, Lit. S. 464 Anm. 270/71; H. R. SENNHAUSER, Zur Baugesch. der Stadtkirche Diessenhofen. In: Unsere KDM 1969/3 u. 4, Festschrift Knoepfli S. 113; DERS., A. KNOEPFLI u. a. in Festschrift zur Erinnerung an die Restaurierung 1968–1972. – Vgl. auch J. R. RAHN a. a. O. (Anm. 15).

geht aus der italienischen Manier der Altäre hervor, die Franz Müller aus Wil lieferte. Erst als 1852 ein gotisches Orgelgehäuse aufgetürmt wurde, ersetzte man sie durch wahrhaftige neugotische Schreinerarbeit.

Der in Diessenhofen tätig gewesene J. N. Keller baute sodann 1840–42 zwar weder kubisch noch räumlich in gotischer Konzeption die Dorfkirche in Berlingen am Untersee, erreichte aber mit betont neugotischen Einzelformen eine durchaus in diesem Sinne ansprechende Lösung. Zwar erinnert das kleine Gotteshaus (Abb. 59, 60 und 62) in seiner plattenhaften Strenge, Nüchternheit und Flachgiebeligkeit trotz der aufgesetzten Staffeln durchaus an den »Tempel« der klassizistischen Zeit. Aber über die hell verglasten Spitzbogenfenster zieht ein Netz zarter Holzsprossen biedermeierliches Maßwerk (Abb. 59). Zwei dünne Gußeisensäulen stützen die Empore, deren pfeilgerade Brüstung ein Spitzbogenfries fast pflanzlicher Abart aufgemalt trägt; ein Kreuzbogenfries mit Lilienenden umzieht in Stuck den ganzen ansonsten kahlen Raum (Abb. 60). Die Kanzel in der Achse der Stirnwand ist vor ein spitzbogiges Törchen gestellt und wahrt in weichen Rundungen die Welt des Louis Philippe. Auf dem glatten Korb trägt sie eine gräzisierungsbrosche; unter dem Einfluß des griechischen Unabhängigkeitskrieges hatte man sich zu griechisch antikisierender Ornamentik bekannt. Die Klassik gebietet; das Mittelalter lockt, man schlüpft geschickt durch heimliche Türen in die Zeughäuser des Bizarren. Man sucht den Ausgleich zwischen antikischem und romantischem Wesen, zwischen Form und Ausdruck. Auf kleinstem Raum beweist es die Berlinger Kanzel: Versöhnlich, wohlgerundet, aber maßwerkdurchbrochen, wölbt sich über allem der Schalldeckel<sup>17</sup>. Man vergegenwärtige sich: in München war eben die Mariahilfkirche in der Au von Daniel Ohlmüller fertig, und in Köln war begonnen worden, den Dom mit einem nationalen Schwung ohnegleichen zu Ende zu bauen.

Dem Neben- und Miteinander und dem gegenseitigen Feindbild des Rund- und des Spitzbogenstils ein Ende zu bereiten, deren Grundgedanken an der Wurzel zu fassen, auf ihren Gemeinsamkeiten einen neuen Stil der einfachsten Formulierungen aufzubauen und diesen »an die vollkommene Erfüllung des Zweckes« zu gürten, erstrebte Johann Georg Müller, zweifellos die originellste, zuweilen ähnlich wie Semper und Hase modern denkende Erscheinung am Himmel der Schweizer »Neugotiker«<sup>18</sup>. Sein kurzes, von Tragik überschattetes Leben reichte nicht, auch nur die 1845/49 entstandenen Pläne seiner beiden Hauptwerke selbst auszuführen, welche die Umgestaltung der reformierten Stadtkirche von St. Gallen, St. Laurenzen (Abb. 54) und den Neubau der Altlerchenfelderkirche in Wien betreffen. Bei aller Respektierung des Altbestandes hat Müller bei der Planung von St. Laurenzen mit freier Hand dort angesetzt, wo er die harmonische Übereinstimmung der Teile zu vermissen glaubte. Er führte das Gotteshaus, das im frühen 15. Jahrhundert als Basilika begonnen, aber während des Baues in eine Staffelhalle verwandelt und zu Anfang des 16. Jahrhunderts auf fünf Schiffe erweitert worden war, auf die basilikale Disposition zurück. Der »Kernhaftigkeit des Altbaues« – so Müller – erachtete er im Innern ein gemaltes Kosmatenwerk angemessen: ursprünglich ein geometrisches Marmorplat-

17 A. KNOEPFLI, Das neugotische Gotteshaus von Berlingen. In: Unsere KDM 1970/2, S. 97–104.

18 A. KNOEPFLI, St. Laurenzen u. seine baul. Schicksale. In: Die Kirche St. Laurenzen in St. Gallen. Zum Abschluß der Restaurierung 1963–1979 hsg. v. d. Evang.-ref. Kirchgemeinde. (St. Gallen 1979) S. 65–112, betr. Müller bes. S. 102ff. Lit. zu Müller zusammengestellt S. 162. Vgl. auch A. KNOEPFLI u. J. GANZ a. a. O. (Anm. 12) S. 160f.

tenmosaik aus den Steinmetzhütten der Vassallini und Mellini im 12. bis 14. Jahrhundert, wurde es schon früh in der Dekorationsmalerei nachgeahmt. Die Müllerschen Entwürfe wurden aber gar nicht ausgeführt; erst anlässlich der letzten Restaurierung hielten wir es für angebracht, sie auf Grund der Unterlagen und Dokumente als Inkunabel neugotischer Baupolychromie zu rekonstruieren. Da Müller den Turmrumpf und vor allem die barocke Brüstung belassen wollte, milderte er den Übergang zum zurückspringenden achtseitigen und spitzhelmgekrönten Aufsatz durch Schrägen.

Aber gerade diese Bemühungen um bildhaft-malerische Wirkung, diese Verschleifungen, mißfielen dann den Architekten, welche den Bau ausführen bzw. im Detail planen sollten. Felix Wilhelm Kubly und Ferd. Stadler unterzogen Müllers Pläne einer doktrinären Kur. Die Stilverschmelzung, das zwischen den Stilen Verbindende, störte sie sehr. Der Zürcher Ferdinand Stadler, von welchem die St. Galler ein »besseres« Turmprojekt erhofften, hatte sich in Karlsruhe bei Eisenlohr und Hübsch ausgebildet und anschließend in Darmstadt studiert. Erstmals bestimmter wandte er sich der Neugotik zu beim 1839/40 erfolgten Umbau des Schlosses Laufen am Rheinfall und 1841/43 bei der Neugestaltung der Augustinerkirche in Zürich<sup>19</sup>. Abb. 54 zeigt seine Lösung für St. Gallen.

Zur selben Zeit – um 1850 –, als sich Stadler mit einer kathedralhafteren Lösung für St. Laurenzen beschäftigte, stand sein ehemaliger Lehrer Heinrich Hübsch als nunmehriger oberster badischer Baudirektor am Konstanzer Münster vor der Aufgabe, anstelle der beiden die Türme beschließenden Gitterwerkhauben über der Mitte des Westwerkes eine zentrale gotische Steinnadel zu entwerfen. Sowohl das alte hier befindliche Wächterhaus wie die beiden seitlichen »Käseglocken« wurden abgetragen<sup>20</sup>. Das Stab- und Maßwerk der obersten Westwerkgeschosse mußte erneuert werden. Fialen sollten das unvermittelte Emporschießen der Maßwerkpyramide etwas überbrücken (Abb. 55).

Ein Schüler von Hübsch, Heinrich Leonhard, hatte für das Konstanzer Münster-Unterfangen die Reinzeichnungen erstellt und die Bauführung übernommen. Im Eisenbahnbau tätig, fiel ihm auch die Aufgabe zu, in Konstanz das Stationsgebäude zu entwerfen. Wie vor ihm Fr. Eisenlohr für Freiburg i. Br., wählte er Neugotik; der ungemein schlanke Uhrenturm kann deutliche Reminiszenzen an den Turm des florentinischen *Palazzo vecchio* nicht leugnen; er ist mit zu einem städtebaulichen Signet von Konstanz geworden. Beim Bau der 1865 begonnenen, aber erst 1873 geweihten Konstanzer Lutherkirche aber zieht Leonhard neuromanische Register und fügt sie zu einem baukastenartigen, schmal- und hochgeschulterten Gebäude, dessen Inneres ein besseres Schicksal verdient hätte<sup>21</sup>.

19 Zu F. Stadler siehe A. HAUSER, Ferd. Stadler (1813–1870). Zürich 1976. Betr. St. Laurenzen S. 91, 166, 296 u. Kat. 120. Dazu Abb. 54. Zum Kirchenbau im Werk F. W. Kublys siehe B. SCHUBIGER, Zürich Lizentiatsarbeit 1979. – Zu Laufen siehe ebenda Kat. 31, zur Augustinerkirche Kat. 41. Stadler hat man auch als Architekten des neugotischen Schlosses Teufen erwogen (unvollendet) u. ihm einen Entwurf zur großen Treppenhalle zugeschrieben [A. KNOEPFLI u. J. GANZ (oben Anm. 12, S. 163, Kat. S. 181), ferner A. HAUSER, Kat. 115]. H. P. MATHIS hat aber den 1850 begonnenen Bau quellenmäßig dem Zürcher Leonhard Zeugheer zuweisen können.

20 H. REINERS, Das Münster ULFrau zu Konstanz (Konstanz 1955) S. 76, 79f., 118 u. 126. Von Hch. Hübsch auch die Pläne zu St. Zeno in Stahringen (Hegau), 1835–37.

21 MANFRED RAUS, Architektur-Reiseskizzen von Hch. Leonhard; Bildkalender mit Kurzbiographie (Karlsruhe 1981). Einen ähnlichen italienisierenden Turm wie ihn Leonhard für den Konstanzer Bahnhof baute, gab der St. Galler Maler Emil Rittmeyer 1846 für den Neubau eines Turmes zu St. Laurenzen/St. Gallen ein. Vgl. A. KNOEPFLI a. a. O. (oben Anm. 18) S. 124.

Mit der Architektur bemächtigt sich die Neugotik auch der Ausstattung und des Kunstgewerbes: aber hier haben abbruchgläubige Architekten, Pfarrer, Kirchenbehörden usw. womöglich noch schlimmer gewütet. Der Hochaltar, 1848 für die Pfarrkirche Feldkirch in gotischen Formen geschaffen, gelangte nach Lustenau, wo er 1952/54 zerstört wurde. Der reiche, neugotische Taufstein, den die Gemeinde Neukirch-Egnach 1857 bei Ziegler Pellis in gebranntem Ton ausführen ließ, befindet sich seit 1927 im Thurg. Museum Frauenfeld. Es dürfte ein Werk des Schaffhauser Bildhauers Joh. Jakob Oechslin sein, der in Stuttgart ausgebildet und in Rom Thorwaldsens Schüler wurde. Er arbeitete später in seiner Vaterstadt und offenbar auch für die dortige keramische Industrie. Ein ähnliches Stück, 1865 nach einem Entwurf des Winterthurer Stadtbibliothekars Steiner für die Kirche Tobel ausgeführt, ist nur noch aus einer Zeichnung bekannt. In doktrinären, geschliffenen Formen hält sich der weißmarmorne Taufstein, den Müller/Wil 1864 für die Pelagikirche in Bischofszell gemeißelt hat. Von seiner und Müller/Waldkirchs Hand waren am selben Gotteshaus die in sogenannter Schreinergotik erstellten Seitenaltäre und die Kanzel gewesen; sie blieben nicht erhalten<sup>22</sup>. Daß sich das profane und kirchliche Goldschmiedegewerbe ebenfalls tüchtig in Neugotik erging, braucht kaum eigens beigefügt zu werden; allerdings hat hier das industrialisierte und aus dünnen, trockenen Guß- und Stanzformen montierte Massen- und Serienprodukt das Handwerkliche der Kelche, Monstranzen, Leuchter, Ampeln, Rauchfässer, Pokale usw. vielfach verdrängt. Kehren wir zur Architektur zurück.

Plattig begrenzt und eng gegürtet läßt W. F. Bareis 1864/68 die katholische St. Peter- und Paulskirche in Winterthur (Abb. 61) zu einer Vision asketischen Mittelalters heranwachsen<sup>23</sup>. Steng sind Frontturm, Schiff und Polygonalchor zu einem einheitlichen Putzbau zusammengefügt, eine Variante also jenes Typus, welchen der bereits genannte Ohlmüller 1831/39 in der Münchener Mariahilfkirche geschaffen hat. Dieser wählte u. a. das Münster zu Freiburg im Breisgau zum Vorbild und führte den Bau im Wechsel von Back- und Haustein aus. In der Schweiz übertrug Joseph Jeuch dieses Schema auf die aargauischen Kirchen Leuggern (1851/53) und, vereinfacht, Bünzen (1860/63), wo bei unverändertem Äußern die Dreischiffigkeit aus Ersparnisgründen wegfiel und eine einschiffige Halle entstand<sup>24</sup>. Nicht nur der Luzerner Wilhelm Keller, welcher vierzig Kirchen in historischen Stilen neu- und neunzig weitere umbaute<sup>25</sup>, griff auf das Bünzener Schema zurück, sondern auch der Wiler Architekt A. Gruebler, der 1894/95 im untergotenburgischen Bazenheim ein Projekt von besonderer

22 Zu Tobel A. KNOEPFLI, KDm Thurgau II (Basel 1955) S. 335. Zu Egnach: A. VÖGELI, Die evang. Kirchgemeinde Egnach (Egnach 1977) S. 165; Zu Bischofszell: A. KNOEPFLI, KDm Thurgau III (Basel 1962) S. 162. Zu einem 1833 geschaffenen neugotischen Monstranz(?)-Modell siehe anonyme Mittg. als Ergänzung zum Artikel von M. PEISTER-BURKHALTER in der Zeitschrift für schweiz. Archäologie u. Kunstgesch. 7 (S. 128) u. 8 (S. 108f.): Die neugot. »Monstranz« von Beat Bodenmüller.

23 A. MEYER 1973 (oben Anm. 3) S. 58; K. KELLER, W. Bareiss. In: Unsere Kunstdenkmäler 1969 Heft 3/4 (Festschrift Knoepfli) S. 303–315, bes. S. 310ff. Zum englischen Einfluß vgl. auch Ztschr. für schweiz. Archäologie u. Kunstgeschichte 29 (1972), Beitr. von A. MEYER, H. REBSAMEN, M. FRÖHLICH, R. LOCHER u. G. GERMANN. Als Beispiel dieser Periode wäre noch St. Peter und Paul in Überlingen am Ried (1862) zu nennen.

24 A. MEYER a. a. O. (Anm. 3) S. 40f. und 118ff.

25 DERS. S. 175, ferner A. MEYER in »Geschichtsfreund«, Mitteilungen des Hist. Vereins der V Orte (1969) S. 252–258.



Lagequalität verwirklichte: im Frondienst hatten die Kirchgenossen eine felsige Kuppe so abgetragen, daß das Gotteshaus in die Talschaft hinauf- und hinuntergrüßt und über dem Dorf thronend den Zeigefinger seines Frontturmes weit aus der Runde sichtbar erhebt<sup>26</sup>.

Der Innenraum der Bareis'schen Winterthurer Kirche zeichnete sich ursprünglich durch puritanische Strenge aus (Abb. 61). Der kahle, von gußeisernen Tudorbögen überspannte Raum wirkte in seiner einstigen Kompromißlosigkeit irgendwie »englisch«. Das gehört eher zu den Ausnahmen und ist wohl von Sparsamkeitszwängen mitbestimmt worden. Denn in den selben sechziger Jahren legten sich auch bescheidenere Gotteshäuser beider Konfessionen zu Stadt und zu Land cathedralhaften Zierat zu. So etwa 1884 ff. nach Plänen des Schaffhausers Tobias Hurter die Stifts- und Stadtkirche St. Pelagius in Bischofszell. Die Ausführung war dem einheimischen Sekundarlehrer, Architekten und späteren Regierungsrat Friedrich Braun übertragen, der auch die Dorfkirche Bichelsee in der traditionellen Gruppierung von Schiff, Polygonalchor und in deren Winkel gestelltem – altem – Turm baute. Bischofszell ist mit Ausnahme der 1866 neugotisch umgestalteten Muttergotteskapelle auf den Bestand vor 1864 zurückrestauriert worden; katholisch Bichelsee hat sich ein modernes Gewand umgezogen<sup>27</sup>. Auch die Winterthurer Werke des oben erwähnten Bareis haben den Wandel der Zeit zu spüren bekommen. St. Peter und Paul glaubte man in Schüben ändern und anreichern zu müssen. Der reifste Bau dieses Architekten, die Friedhofkapelle von 1867/70, steht nicht mehr (Abb. 63). Ungeachtet ihrer Qualitäten, ihrer fein maßstäblich gegliederten Fassaden und ungeachtet der sorgfältigen Ausgestaltung jeder Einzelheit, hat sie in der Kulturstadt Winterthur 1960 weichen müssen. Noch erfreut uns aber die vortreffliche neugotische Hausfront des Geschäftshauses »Gloria« am Nordrand der Altstadt.

In Bregenz lieferte Christian Friedrich Leins, der 1858 nach Stuttgart kam, die Pläne zur 1862 bis 1864 erbauten evangelischen Kirche. Leins hatte gemeinsam mit dem damals in Berlin maßgebenden Friedrich August Stüler und dem Hannoveraner Conrad Wilhelm Hase das Regulativ zur Vereinheitlichung des deutsch-protestantischen Kirchenbaues verfaßt. Es war 1861 von der Gesamtkirchenkonferenz Eisenach angenommen worden und empfahl den Gemeinden und Oberen, den »germanischen Styl«, d. h. die Neugotik zu bevorzugen<sup>28</sup>. Nach Leins Plänen wurde 1879 bis 1883 auch die Kirche Weingarten errichtet.

Ebenfalls Bedeutsames trug der Wiener Dombaumeister Friedrich von Schmidt zur neugotischen Architekturlandschaft Vorarlbergs und Liechtensteins bei: im liechtensteinischen Vaduz baute sein Schüler Ignaz von Blanko 1869/73 nach seinen Plänen das Gotteshaus St. Florinus, eine dreischiffige Gewölbehalle mit eingezogenem Chor und mit Frontturm. Auch die Risse für die 1876 geweihte einschiffige Hallenkirche von Weiler sowie für die 1888 vollendete dreischiffige Staffelhalle von Frastanz gehen auf Schmidt zurück. In diesen Bauten

26 A. KNOEPFLI, *Renovation und Restauration der Pfarrkirche St. Joseph in Bazenheid* (1974), hsg. 1979 von der kath. Kirchgemeinde. Vgl. auch *Toggenburger Volksblatt* vom 2. Juni 1976.

27 A. KNOEPFLI, *KDm Thurgau III* (Basel 1962) S. 162, ferner II (1955) S. 33. *Allg. zum Kath. Kirchenbau*: KARL SCHÖNENBERGER, *Kath. Kirchen des Bistums Basel*, Bd. I (Olten 1937).

28 Wortlaut des Regulatives bei K. E. O. FRITSCH, *Der Kirchenbau des Protestantismus* (Berlin 1895) S. 258; A. MEYER 1973 (oben Anm. 3) S. 67. LEINS verfaßte auch eine Schrift: »Beiträge zur Kenntnis der vaterländischen Kirchenbauten« (Tübingen 1864). Regulativtreu gebaut z. B. auch Paul Rebers Bühlkirche Wiedikon 1895. Zu Bregenz siehe O. SANDNER, *Bregenz* (München/Zürich 1970) S. 18.



1-4 St. Gallen, Gozbertmünster, um 830/37. Kapitelle der Langhaussäulen, Werke des Mönches Isanrich?



5 Konstanz, Mönsterkrypta. Figurenkapitell der südwestl. Stütze. Umstritten, ob karolingisch oder romanisch.



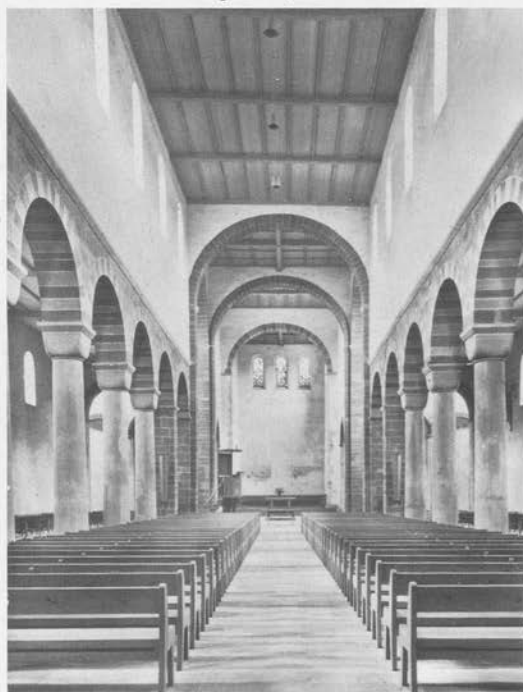
6 Diessenhofen, St. Dionys. Kapitell des 12. Jhs.



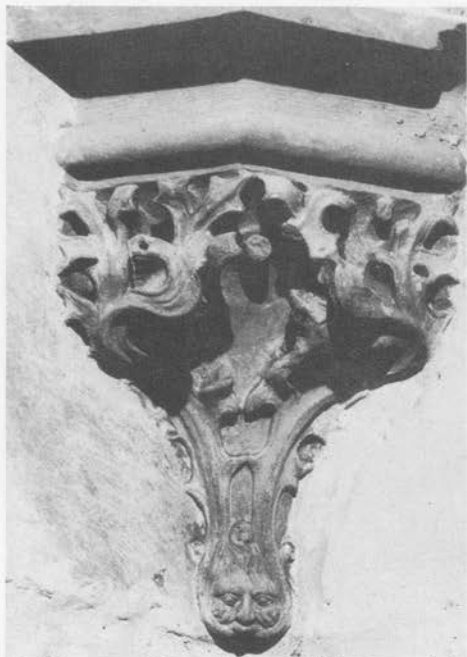
7 Konstanz, Münster Unserer Lieben Frau. Arkaden des Mittelschiffs mit Falkkapitellen, 1054/81.



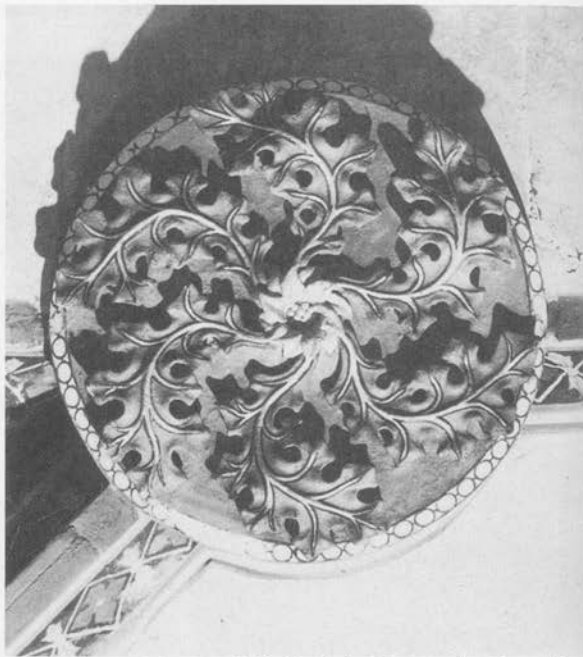
8 St. Gallen, Lapidarium. Kapitell aus der St. Otmarskrypta, 876/84.



9 Schaffhausen, Münster zu Allerheiligen. Dritter Bau, geweiht 1003/05.



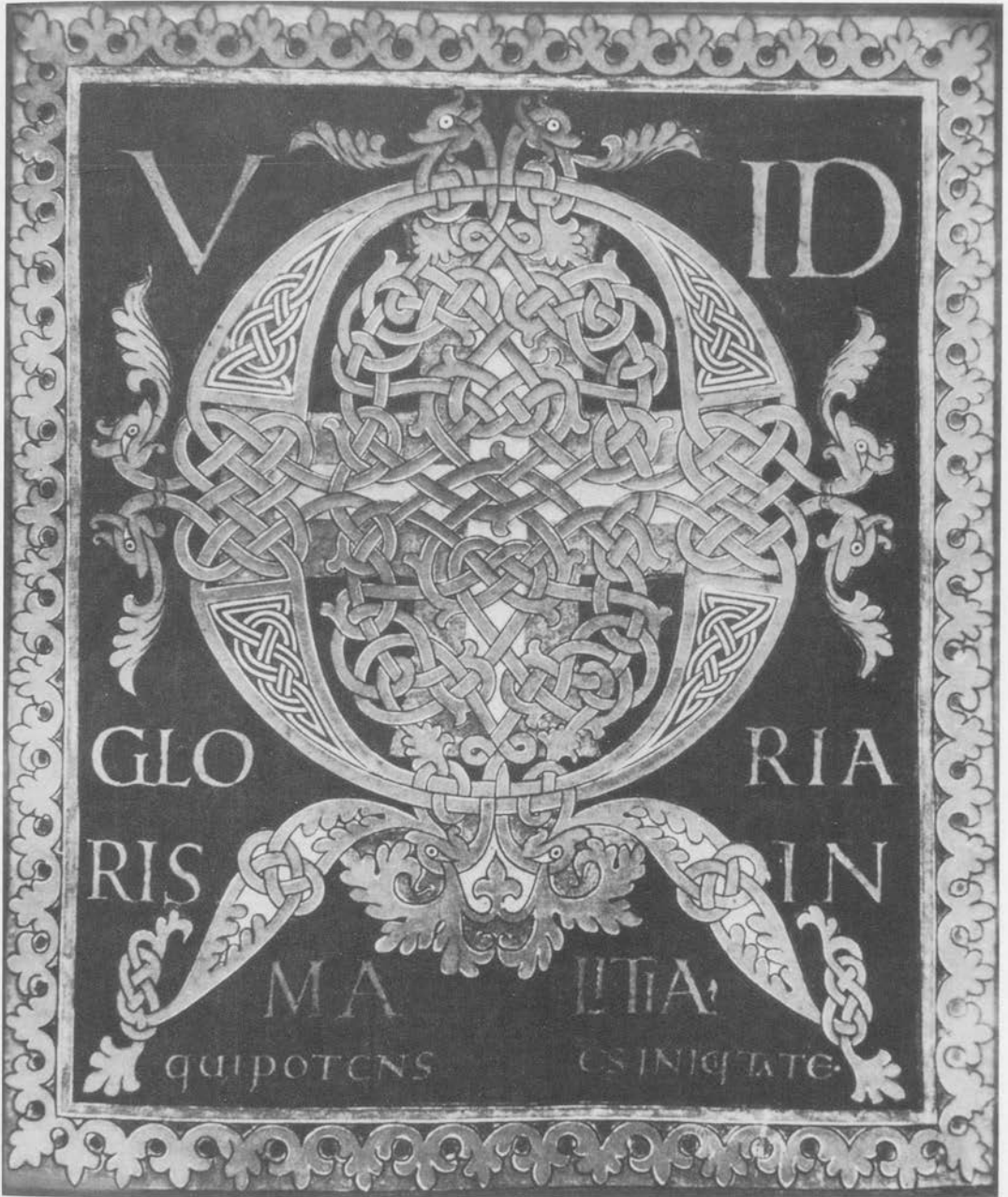
10 Konstanz, Münster Unserer Lieben Frau. Büchelblattkonsolle i. d. Unteren Sakristei. Mitte 15. Jh.



11 Konstanz, Münster. Schlußstein im Vorraum der Konradi-Kapelle, um 1300.



12/13 Bischofszell, Rathaus von Bagnato. Portalkapitelle (Herbst und Frühling) von Lorenz Wieser, 1749.



14 St. Gallen, Stiftsbibliothek. Initiale Q(uid gloriaris) zum 52. Psalm im Folchard Psalter, Cod. 23. Um 855/72. Der Schweif des Buchstabens ist aus Symmetriegründen verdoppelt.



15 St. Gallen, Stiftsbibliothek. Johannesbild des irischen Evangeliars, Cod. 51, um 750/60.  
Zu beachten der Wechsel von Symmetrie und Asymmetrie.

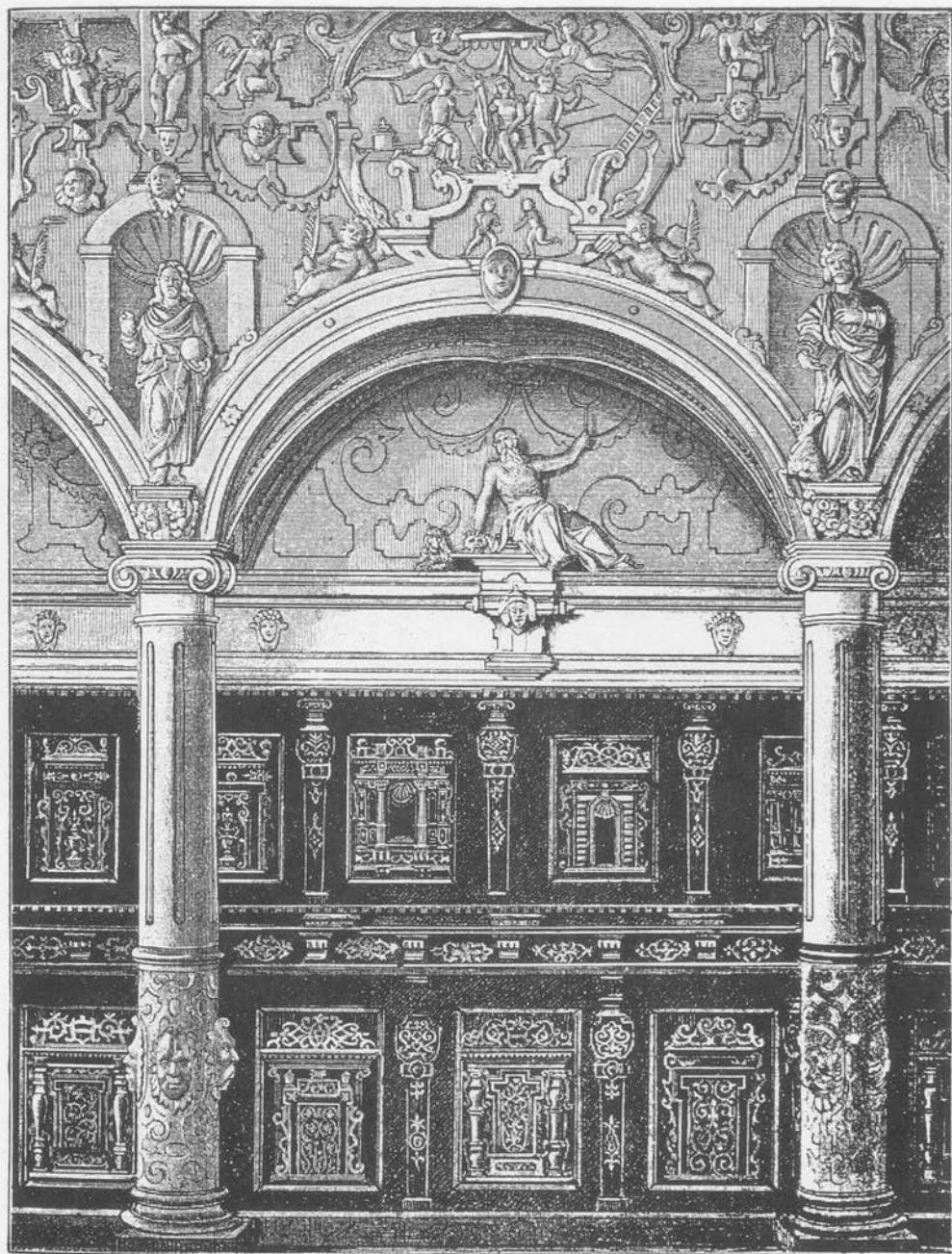


16 Buchdeckel aus dem Lindauer Damenstift. Süddeutsch (st. gallisch?), 8. Jahrhundert. Heute New York, Slg. Morgan.





17 Stiftsbibliothek St. Gallen. Cod. 51. Initialseite des Generationentextes Matth. I, 18 mit dem x-förmigen Chi und der Ligatur Rho(P) des griechischen Christus-Monogramms. Um 750/60.



18 Hegne, ehemalige Schloßkapelle. Stuck von 1593.

Die Ansicht des zerstörten Baudenkmals überliefert in X. Kraus, *Kunstdenkmäler* 1887, Fig. 27.





◁ 19 Fischeningen, Benediktinerkloster. Stuckranke in einer Fensternische des Westflügels von 1577 (Abt-Brunner-Bau).

20 Hauptwil, Erdgeschoßflur des Schlosses. Stuck der Samuel-Höscheller-Schule, um 1664.

21 Säkingen, Münster. Stuck in der Engelskapelle. Werkstatt des Johann Schmuzer, um 1700.

22 St. Katharinenthal, Klosterkirche. Stuckkartusche von Nikolaus Schütz, 1734.

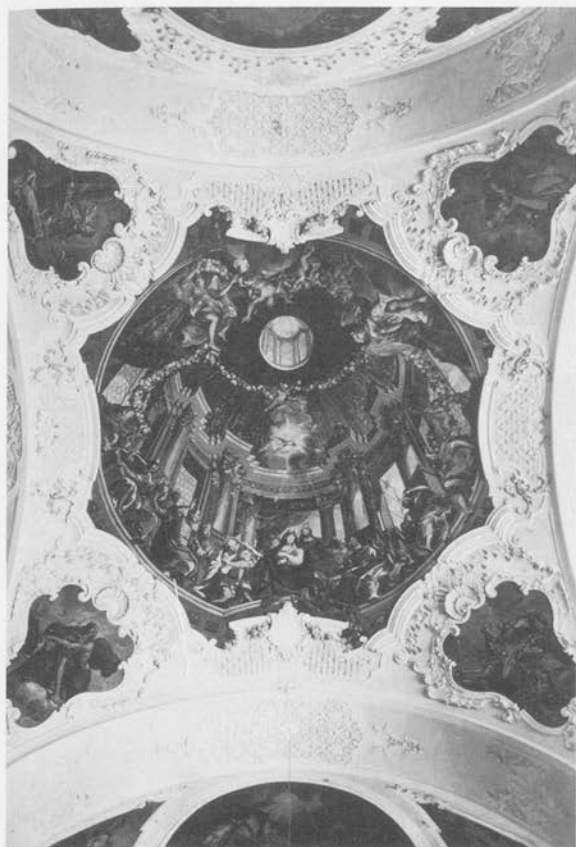
23 Kartause Ittingen, Kirche. Kartusche der Gebrüder Joh. Georg u. Mathias Gigl, 1763.



24 Säckingen, Münster.  
Deckenspiegel der Engelskapelle, um 1700.  
Stuckrahmung der Johann Schmuzer-Werkstätte.

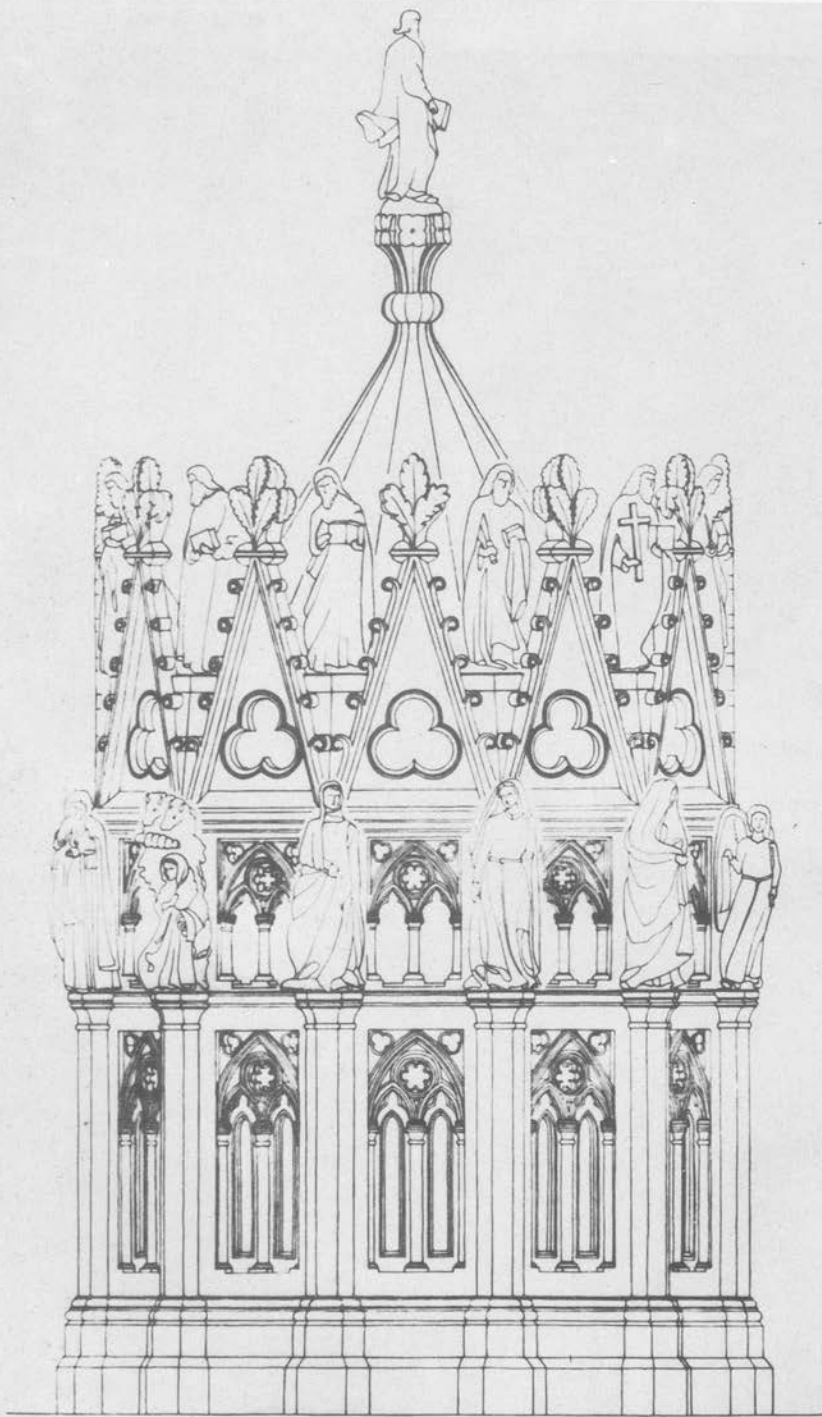


25 Salem, ehem. Zisterzienserkloster.  
Sommer-Refektorium, 1699/1710,  
stukkirt durch den Franz Schmuzer-Trupp.



26 St. Katharinenthal, ehem. Dominikanerinnenkirche.  
Stuck des Gewölbes von Nikolaus Schütz, 1734.

27 Kartause Ittingen. Gewölbe des Mönchschores,  
stukkirt durch die Gebr. J. G. und M. Gigl, 1763.

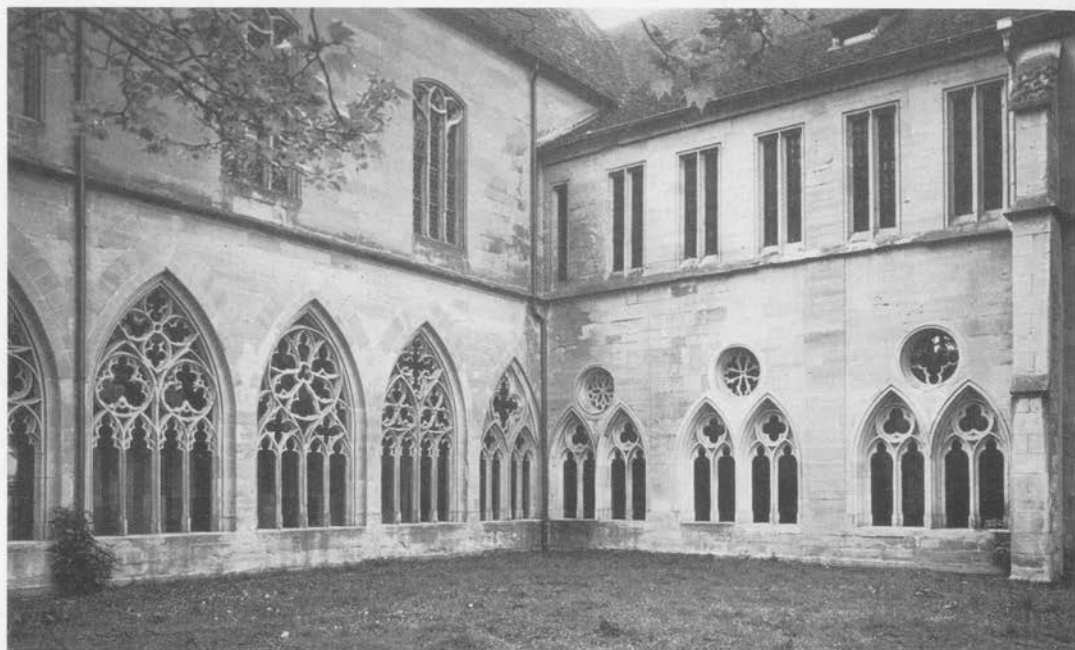


28 Konstanz, Münster Unserer Lieben Frau. Hl. Grab in der Mauritius-Rotunde, um 1260.  
Aufriß gezeichnet vom Staatl. Hochbauamt Konstanz.

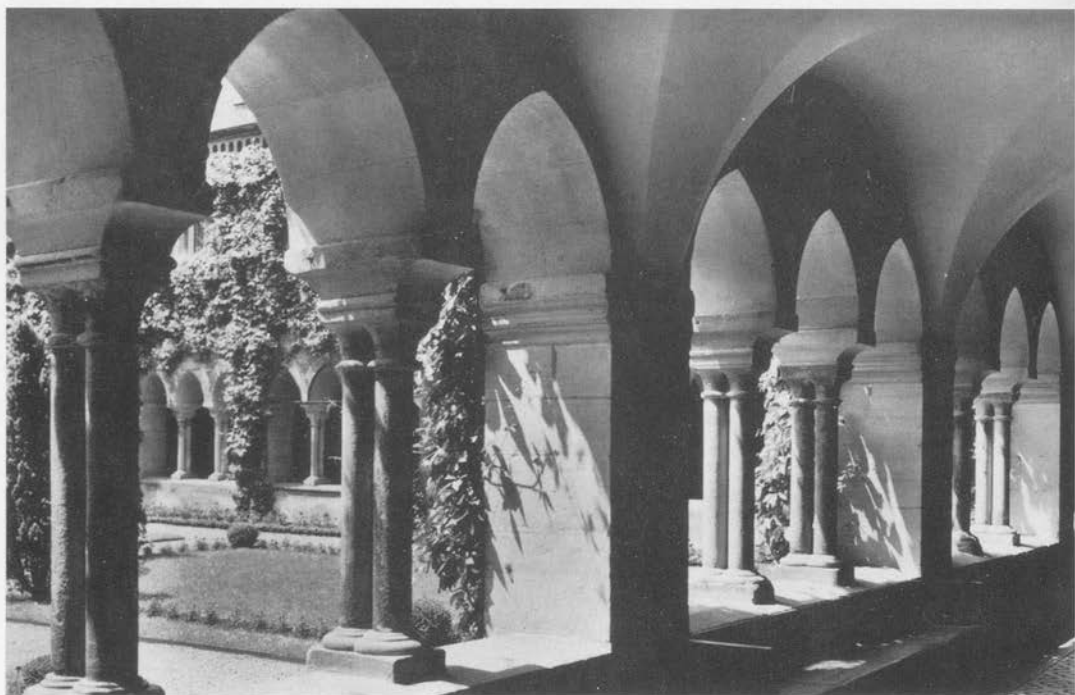


29 Konstanz, Münster Unserer Lieben Frau. Hl. Grab in der Mauritius-Rotunde. Um 1260.





30 Konstanz, Münster. Süd- und Ostflügel des Kreuzgangs, gegen und kurz nach 1300.



31 Konstanz, ehem. Dominikanerkloster, Kreuzgang aus dem zweiten Drittel des 13. Jahrhunderts.



32 Konstanz, Münster Unserer Lieben Frau. Vorraum der Konradi-Kapelle. Um 1300.



33 Salem, ehem. Zisterzienserkirche. Bauzeit 1299–1414.

34–37 Petschaften und Abdrucke: oben: aus St. Katharinenthal, nachgewiesen spätestens 1277 (1264?). Petschaft im ▽ Hist. Museum Basel. Unten: Pelagistift Bischofszell, belegt 1269. Petschaft im Hist. Museum Frauenfeld. Die optischen Veränderungen durch die Negativ/Positiv-Wechsel sind beachtenswert.





38 Konstanz, Münster Unserer Lieben Frau. Kopf der Grabfigur des hl. Konrad in der ihm geweihten Kapelle, um 1300.

39 Konstanz, Münster Unserer Lieben Frau. Hl. Grab in der Mauritius-Rotunde. Figur eines der Hl. Dreikönige von der Anbetung, um 1260.



40/41 Reichenau-Mittelzell. Markusschrein von 1303/05. Konstanzer Arbeit. Oben die Weihnachtskrippe, unten die Verehrung durch die Hl. Dreikönige.







◁ 42 Johannes an der Brust des Herrn. Andachtsbild aus St. Katharinenthal von Meister Heinrich, Konstanz. Anfang 14. Jh. Jetzt in Antwerpen.

43 St. Katharinenthal, ehem. Dominikanerinnenkloster. Graduale von 1312. A(lleluia)-Initiale mit Jesus-Johannes-Gruppe. Fragment von fol. 158a verso. Schweiz. Landesmuseum.





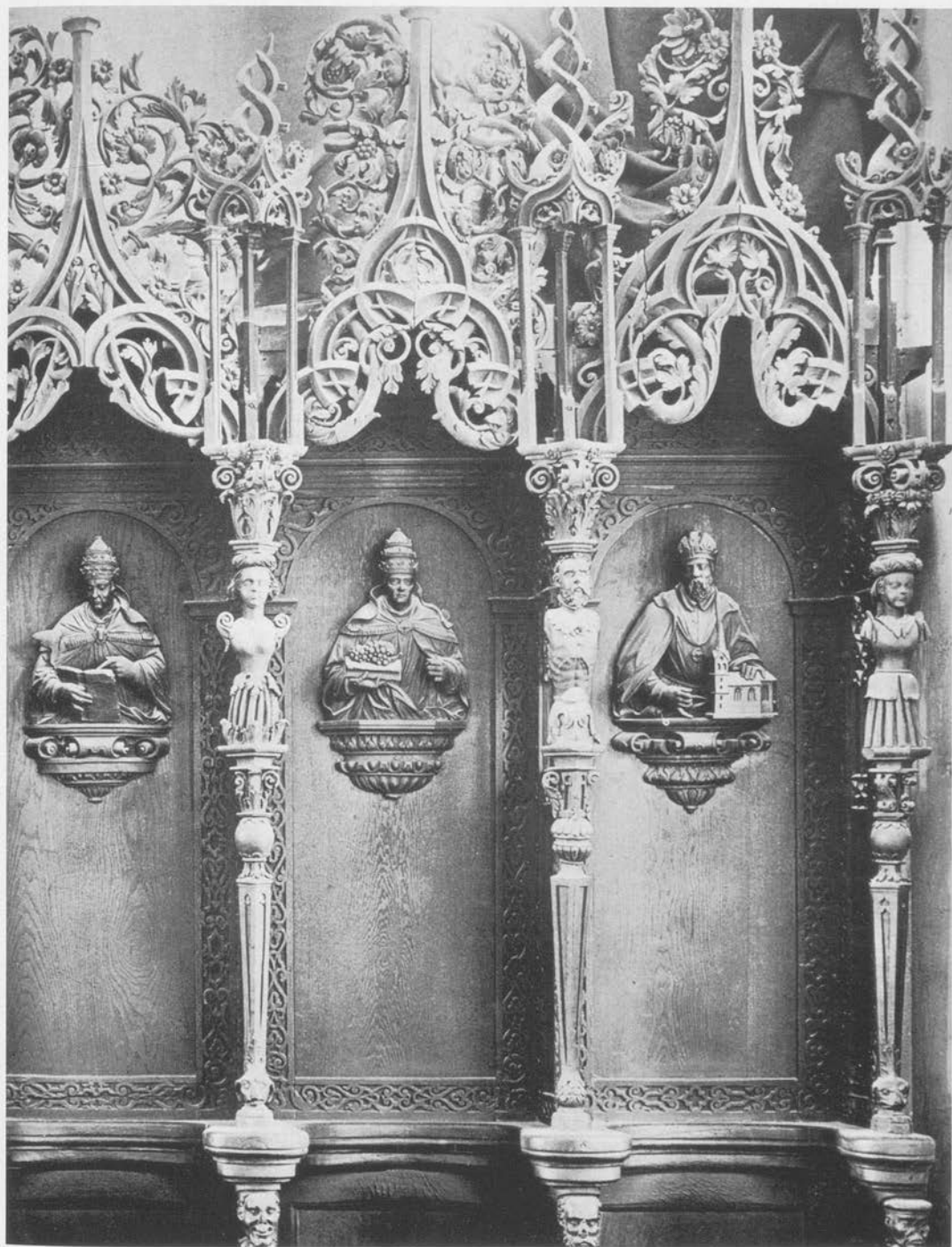
44 Zürcher Kunstkreis. Manesse-Liederhandschrift, Cod. pal. germ. 848, fol. 249v, UB Heidelberg. Minneszene mit Konrad von Altstetten. Grundstockmeister, um 1300/1304.



45 Vadiana St. Gallen, Cod. 302, Weltchronik des Rudolf von Ems, um 1300.  
Simson rechnet mit seinen Eltern und tötet den Löwen.



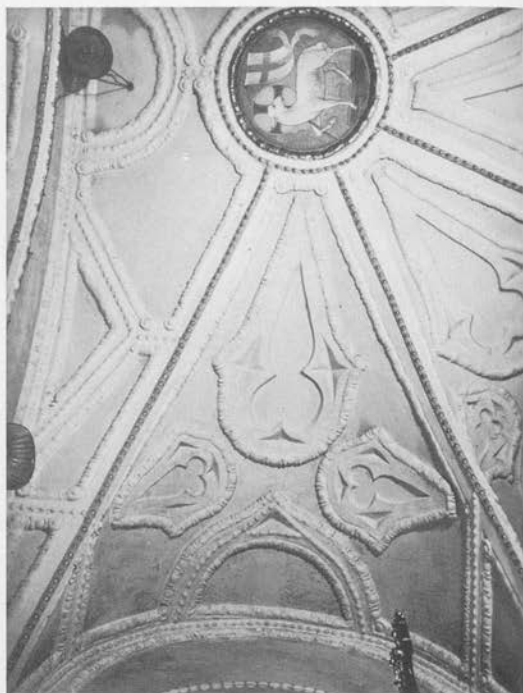
46 Rheinau, heute Zentralbibliothek Zürich, Cod. 167. Psalterium, um 1260. Judaskuß.



47 Salem, ehem. Zisterzienserkirche. Chorgestühl des Melchior Binder, 1588–1593.



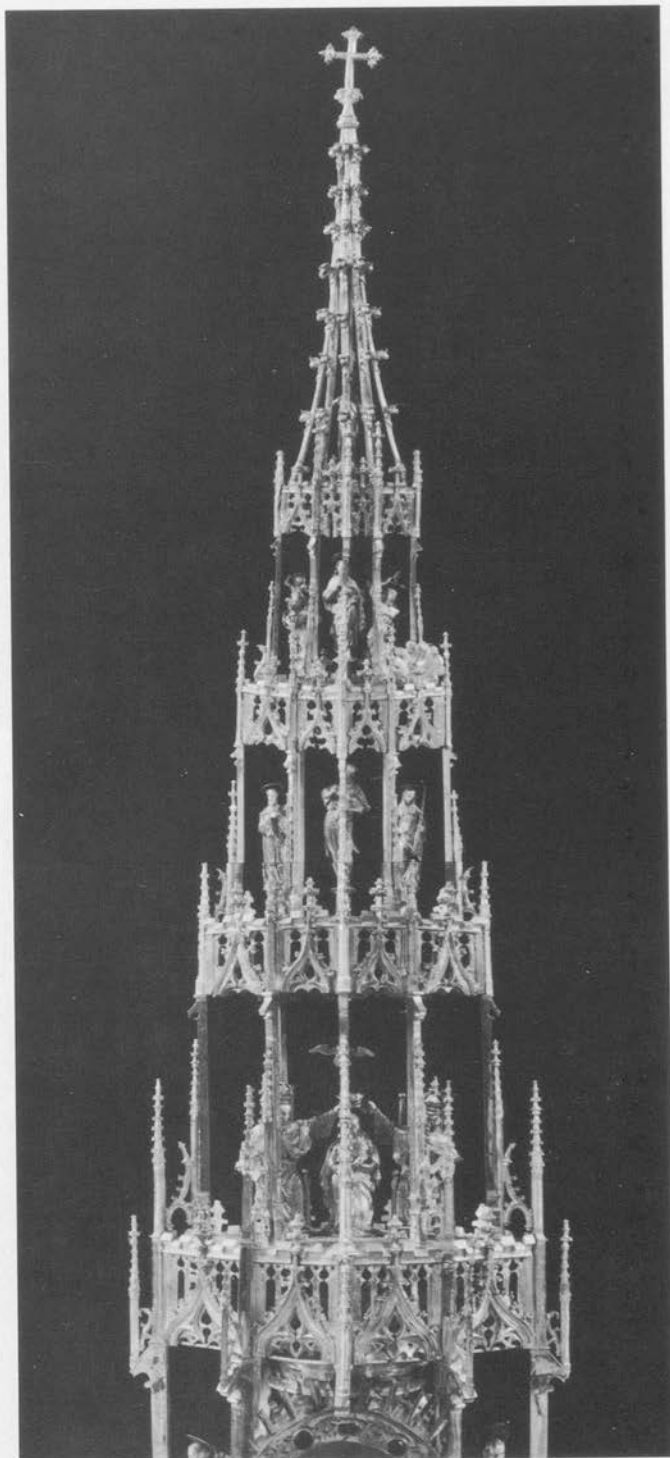
48 Fischingen, Sakristei.



49 Gachnang, Schloßkapelle. Gotisierender Stuck am Fächergewölbe des Altarhauses, 1605.



48 u. 51 Fisingen, Sakristei. Gotische Turmmonstranz von Hans Renner in Wil, 1582. Teilansicht mit Krönung Mariens und Teil der Turmnadel.



◁ 50 Konstanz, Christkath. St. Konradskirche, ehem. Jesuitenkirche. Im Wandpfeilersystem erbaut 1604/07 von Stephan Huber.



52 Zürich, Grossmünster. Turmaufsätze von J. C. Voegeli, 1781/87. Konformitätsstil.



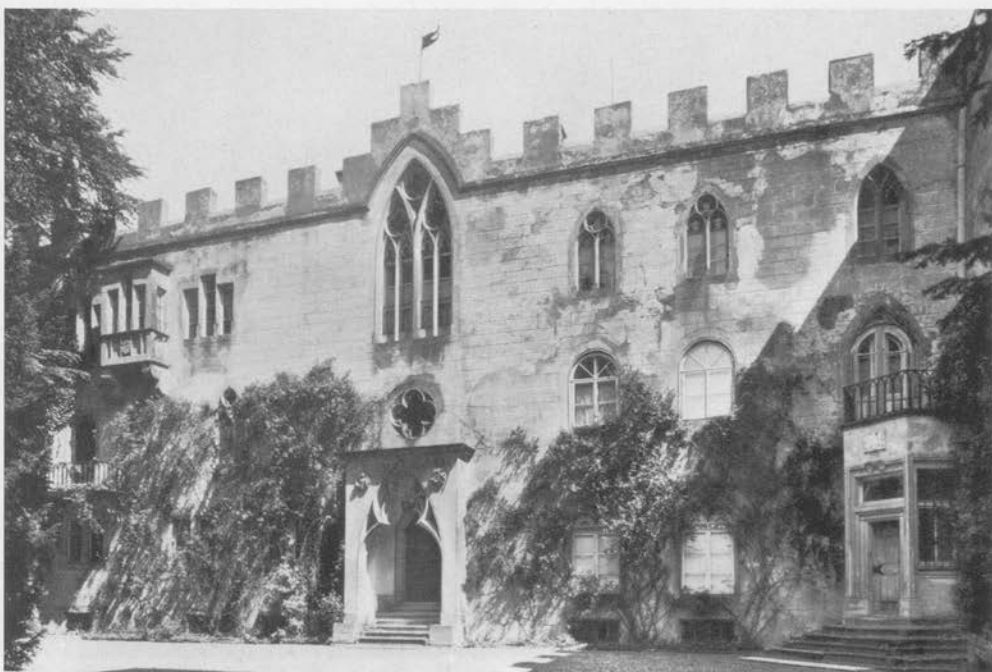
53 Überlingen, Münster. Krönung des Nordturms von Hans Hildbrandt, 1574/75.



54 St. Gallen, St. Laurenzen. Projekt des Turmaufbaus von Johann Georg Müller, 1845; umgearbeitet 1850 von Ferd. Stadler.



55 Konstanz, Münster Unserer Lieben Frau. Bau der mittleren Turmnadel, 1850–1853, nach Plänen von Heinrich Hübsch.



56/57 Wasserschloß Gottlieben am Rhein. Türme 13. Jh., Nordflügel 1475–1491, umgestaltet 1836 nach Plänen von Ferdinando Roberto.





58 Schloß Arenenberg am Untersee, Schloßkapelle, erbaut 1820, renoviert 1855/58 und 1873.



59 Kirche Berlingen, 1840–1842. Seiteneingang mit »Biedermeier«-Maßwerk.



60 Berlingen, Reformierte Kirche, erbaut 1840–1842 von Nepomuk Keller. Stadium der Neugotik. Den klassizistischen Räumen sind neugotische Elemente appliziert.



61 Winterthur, Kath. Kirche St. Peter und Paul. Englisch beeinflusster Bau von W. F. Bareis, 1864/68.



62 Berlingen, neugotische Kirche mit Turm im  
Burgenstil. Nep. Keller, 1840-1842.

63 Winterthur, Friedhofskapelle von W. F. Bareis,  
1867-1870, zerstört 1960.



64 Horn am Bodensee, Katholische Kirche von Albert Rimli, 1910/11.

65 Mammern am Untersee. Katholische Kirche im »Heimatschutzstil«, von Albert Rimli, 1912–1913.



66 St. Gallen, St. Otmar. Neugotische Basilika, Querschiffanlage, erbaut 1905–1907 von Aug. Hardegger.

etwa Ableger eines besonderen Wiener Typus erblicken zu wollen, wäre abwegig. Denn Schmidt hat seine Ausbildung in der Kölner Dombauhütte erhalten, die unter Ernst Friedrich Zwirners Leitung eben mit der Vollendung des Domes, einer deutschnationalen Tat, beschäftigt war. 1859 kam Schmidt nach Wien und baute 1864 den Stephansturm zu Ende. Kein Geringerer als der dem Historismus sonst wenig gewogene, überragende Hamburger Stadtbaumeister Fritz Schumacher bestätigt Schmidt, erst dieser sei solcher Aufgabe endlich wirklich gewachsen und »einer der architektonischen Charakterköpfe der Zeit« gewesen. Häufig reiht man Schmidt unter die typischen doktrinären Neugotiker ein. Aber er wurde nicht einfach als Eklektiker von mittelalterlichen Visionen heimgesucht. Dies beweist sein 1872 bis 1883 an der Wiener Ringstraße aufgeführtes, prachtvolles Rathaus, das er selbst nicht als »gotisch«, sondern in einem selbständigen neuen Stil geschaffen ansah<sup>29</sup>.

Der oben erwähnte Schmidt-Schüler Blanko führte 1872, also gleichzeitig mit dem Bau von Vaduz, die Restaurierung der Feldkircher Stadtkirche St. Nikolaus durch; Schmidt selbst stellte den gotischen Erker am Haus Marktgasse 5 in Feldkirch wieder her<sup>30</sup>. Die Kirchbauten von Weiler und Frastanz zeigen, wie weit Schmidt die kopierende Neugotik hinter sich gelassen hat und mit seinen selbständigen Lösungen in Neuland vorgestoßen ist. Mit anderen: auch der St. Galler August Hardegger<sup>31</sup>, so sehr manchmal seine kunsthistorische Schulung, seine im damaligen Sinne denkmalpflegerische Gesinnung und seine Vorstellung einer Idealgotik in den Vordergrund getreten scheinen, auch er hat neue Ideen sowohl in seine Restaurierungen wie auch in seine eigenen Schöpfungen einfließen lassen. So berücksichtigte er zunehmend die örtlichen Gegebenheiten, die Unterschiede von Stadt und Land, die Eigenart der Landschaft, die ländliche, den Dörfern angemessene Bauweise. Es ging ihm darum, in weitgespannten Hallen zentrale Akzente zu setzen, die liturgische Zone zu betonen und dennoch einem großzügigen Ganzen einzuordnen. So schon in der unverständlicherweise abgerissenen Jugendkirche im st. gallischen Gossau, wo er, wie dann nochmals in der 1905 bis 1907 errichteten Otmarskirche St. Gallen (Abb. 66), in den Jahren 1891 bis 1892 Querhaus und Altarhaus in einem Kleeblattverband zusammenfaßte. Ähnlich gesamtheitliche Schau zeichnet auch die

29 K. WOERMANN, *Gesch. der Kunst* Bd. VI (Leipzig 1927) S. 268; F. SCHUMACHER, *Strömungen in Deutscher Baukunst seit 1800* (Köln 1955) S. 46 u. 52. Zu Vaduz: E. POESCHEL, *KDm Fürstentum Liechtenstein* (Basel 1950) S. 139; Zu Frastanz u. Weiler: D. FREY, *Die KDm des polit. Bezirkes Feldkirch* (Wien 1958) S. 343 mit Abb. 344–347 bzw. S. 552 mit Abb. 630–633.

30 D. FREY a. a. O. S. 135 u. 227.

31 Zu Hardegger: O. BIRKNER, in: *Der Weg ins 20. Jh.*, Ausstellungskatalog Kunstgewerbemuseum Winterthur 1969 S. 60; A. MEYER in *Neujahrsblatt des Hist. Vereins St. Gallen* 110 (1970); DERS. 1973 (oben Anm. 3) S. 73–77; DERS., *Polychromie der Kirchen des 19. Jhs.* in: *Unsere Kunstdenkmäler 1972/4* S. 174–182. – Die St. Galler oder in St. Gallen tätigen Architekten haben eine große Stilvielfalt an den Tag gelegt: der in Lausanne, München und Paris ins Fach eingeführte FELIX WILHELM KUBLY (1802–72) pflegte den ausgesprochen klassizistischen Münchener Rundbogenstil (dazu eine Zürcher Lizentiatsarbeit 1979: B. SCHUBIGER, *Der Kirchenbau im Werk von F. W. Kubly*), JOH. CHR. KUNKLER (1813–1898), der seine Schulung in Karlsruhe, München, Wien und Paris empfing, wählte je nach der Bauaufgabe verschiedene Stile, bevorzugte aber Neurenaissance, JOHANN GEORG MÜLLER eine Gotik, welche Vermittlung zu anderen Stilen herstellte, HARDEGGER (1858–1927) selbst war Neugotiker; der an der ETH Zürich bei Bluntschli ausgebildete ADOLF GAUDY (1872–1956) trat durch seine Neubarockkirchen hervor. – Vgl. auch B. ANDERES, *Baurisse in Rapperswil und Uznach*. Ausstellungskatalog 1968; DERS., *Rapperswil als Bauplatz im 19. Jh.* In: *Jb. des St. Galler Linthgebietes* 1978.

katholische Kirche des hinterthurgauischen Kurortes Dussnang aus, die Hardegger 1889/90 als werksteinverkleideten Betonbau aufführte. Der Seitenblick, den er dabei auf die Wallfahrtsbasilika von Lourdes geworfen haben soll, kann nur ein flüchtiger und eher vom Bauherrn geäußelter Wunsch gewesen sein. Außen berührt einen der straff durchorganisierte Bau eher kühl, ja kastenartig hart. Im Inneren rücken die gebündelten Säulen zu einem förmlichen Wald zusammen; ihren Blatt- und Knospenkapitellen ruhen die Rippen des Gewölbes gleich einem Geäst auf, im Gesamten ein heraufbeschworenes Bild spätgotischer Naturhaftigkeit. Anstelle scholastisch und zerbrechlich wirkender Schärfe ist eine malerische, weiche Raumstimmung getreten. In zunehmendem Maße werden der Farbe wichtigere Aufgaben zugeschanzt, dem Pinsel des Dekorationsmalers Dinge zu sagen überlassen, welche eigentlich mit architektonischen Mitteln hätten gesagt werden müssen. Ein treffliches Beispiel farbromantischen Gehalts bietet Santa Maria in Schaffhausen, eine Schöpfung des in Karlsruhe und München geschulten Kantonsbaumeisters Johann Christoph Bahnmaier. Die 1883 bis 1885 erstellte, ganz überwölbte Staffelhalle wurde mit Ornamenten und Wandbildern geradezu austapeziert. Ähnlich wie in Hardeggers 1893/95 mit Rahns kunsthistorischem Beistand gebauter Liebfrauenkirche in Zürich, wo dieser seine Vorstellungen einer frühchristlichen Basilika frei einschmelzen wollte, arbeitet auch Bahnmaier mit dem verfließenden Dämmer des andächtig stimmenden Raumes, in welchen durch die Bahnen farbiger Fenster gedämpft Glut einbricht und aus dem Dunkel aufblitzend Gold antwortet<sup>32</sup>.

Eine neue Note in die kirchliche Architekturlandschaft, die in unseren Landstrichen sonst eher den Fabrik- und Verkehrsbauten, den Geschäftshäusern und »Arbeiterheimtli« vorbehalten blieb, brachte der 1855 geborene Stuttgarter Josef Cades: seine 1905/08 entstandene Herz-Jesu-Kirche in Bregenz ist ein reiner Backsteinbau norddeutscher Art, der mit seiner Doppelturmfassade zu den bestimmenden Zeichen des Bregenzer Stadtbildes gehört. Er dürfte zu den letzten Ausläufern der von Conrad W. Hase gegründeten hannoveranischen Schule gehören; wir kommen auf sie zurück. Cades hatte sich in den Bauhütten von Ulm und Freiburg reiche praktische Erfahrung geholt. Fast gleichzeitig mit Bregenz entstand sein Hauptwerk, die Elisabethenkirche in Stuttgart<sup>32a</sup>. Backstein ist bei uns sonst nur ausnahmsweise verwendet worden; mit ihm betonte Hardegger 1896/97 konstruktive Glieder seiner Jugendkirche in Rorschach. Um zu sparen, hat man ihn für Kirchen in Wil SG., Hauptwil und Wiedikon gewählt.

Aus der ansehnlichen Zahl weiterer neugotischer Sakralbauten seien einige wenige dem Namen nach erwähnt: im Badischen Binningen St. Blasius (1905/06), Blumenfeld St. Blasius (1907/08), Gailingen St. Dionys (1908), Bittelbrunn Mariae Geburt und St. Kilian (1909) und Orsingen St. Peter und Paul (1909–12). Ferner im Thurgau etwa die Kirchen von Horn am Bodensee (1910/11) oder Mammern (1912/13), welchen der Architekt Albert Rimli bewußt dörflichen Anstrich zu geben versuchte (Abb. 64 und 65). Bevor wir auf den Charakter dieses Ausklanges eingehen, sei ein zusammenfassender Rückblick versucht.

32 K. SCHÖNENBERGER (oben Anm. 27) S. 187f.; A. MEYER 1973 (oben Anm. 3) S. 163; F. SCHMIDT u. D. MEIENHOFER in »Forum« Nr. 47 vom 24. 11. 1979 zum Kirchweihfest nach der Restaurierung 1977/79.

32a O. SANDNER, Bregenz (Fotos v. W. Stuhler), München/Zürich 1970 S. 18. Einige Literatur zu Cades in Thieme-Becker, u. a. Hinweis auf ein von NEUMEISTER und HÄBERLE herausgegebenes Heft seiner Neubauten. Von Cades auch die 1903 erbaute Kath. Kirche von Mochenwangen/Wolpertswende.

Hatte sich die frühe Neugotik darauf beschränkt, klassischen Bauten gleichsam gotische Orden umzuhängen (Berlingen 1840/42), so greift die zweite Phase, die der doktrinären Neugotik, reproduzierend und interpretierend auf ein selbstgeschaffenes Kathedralen-Ideal zurück (Turmhelme von St. Laurenzen/St. Gallen und Münster Konstanz 1850). Eben in diesen Jahren hatte der englische Architekt A. W. N. Pugin das Programm des Historismus dogmatisch zusammengefaßt<sup>33</sup>. Der Rheinländer August Reichensperger schnitt solches Gedankengut auf deutschnationale Bedürfnisse zurecht. Er war bezeichnenderweise kein Baumeister, sondern Politiker, Führer der katholischen Fraktion im preußischen Abgeordnetenhaus. Er stützte den neugotischen Stil auf christliche Grundlagen ab und sah in ihm vermeintlich den in Deutschland geborenen Nationalstil<sup>34</sup>. Diesen völkisch orientierten Aufschwung der deutschen Neugotik mit der französischen Mittelalterbegeisterung und ihrem hochbegabten, dogmatischen und archäologischen Vertreter Viollet-le Duc zu vergleichen, wäre reizvoll, steht unserem Thema jedoch nicht zu.

Die doktrinär-kunsthistorisch ausgerichtete Neugotik der 1850er und 1860er Jahre hat im Bodenseegebiet verhältnismäßig geringe Entfaltungsmöglichkeiten gefunden. Die vorangegangene romantisch-klassizistisch orientierte Richtung ließ sich zu ihrem vollständigen Rückzug so reichlich Zeit, daß sie meist weniger von der doktrinär-akademisch kopierenden als schon von der freier gestaltenden und kombinierenden Phase abgelöst worden ist. Das gotische Grundriß-Schema und der gotische Formenschatz wurden, in raschem Übergang, frei-schöpferisch gehandhabt und einzelne Etappen scheinen direkt übersprungen worden zu sein. So, wenn wir von Müller absehen, die von Hase nachhaltig geforderte, von der »echten« Gotik der Frühzeit übernommene Einheit von Konstruktion und Form sowie das Ideal der Materialechtheit und Materialgerechtigkeit<sup>35</sup>. Diese Reformansätze haben sich allgemeiner erst in einem zweiten Anlauf von England her im Werkbundenken der Jahrhundertwende durchsetzen können. In der Neugotik sind die von Hase so verpönten Materialien wie Gips, Stuck, Außenputz, Gußeisen usf., die außerhalb mittelalterlicher Bauhüttengepflogenheit standen, bald gar zu jenem Signet des Stils geworden, das unter anderem dem Historismus allgemein die Verachtung des Neuen Bauens eingetragen hat.

Nun ist aber die »Gotik«-Schau selbst der doktrinären Neugotik alles andere als Gotik selbst. Ein Blick auf die unkörperlich-kulissenhaft wirkende Art der Wände, die, obwohl in Rahmen und Füllung gestuft, die plastische Modellierung vermissen läßt, oder auf das gedanklich-zerbrechliche Gesamtbild, läßt uns den Abstand zu den mittelalterlichen Vorbildern deutlich fühlen. Wer schon neugotische Werkstücke aus Gründen der Erhaltung hat kopieren müssen, erlebt diese Unterschiede in Form und Meißelschlag recht eindringlich. Noch eigenwilligere Wege ist natürlich die Spätphase gegangen, die in gewissem Sinne an das

33 The True Principles of Pointed or Christian Architecture (1841); PH. B. STANTON, Pugin (London 1971). – Pugin hatte schon an den Sammelwerken über gotische Baukunst, die sein Vater August Charles Pugin herausgab, mitgearbeitet.

34 A. REICHENSBERGER, Die christlich germanische Baukunst und ihr Verhältnis zur Gegenwart (1845), ferner: Vermischte Schriften über Christliche Kunst (1856).

35 G. SCHÖNERMARK, Die Architektur der Hannoveranischen Schule. Bd. 1–7 (Hannover 1888–1895); G. KOKKELINK, Die Neugotik Conrad Wilhelm Hases, eine Spielform des Historismus. In: Hannoveranische Geschichtsblätter 1968.



malerische Bild romantischer Neugotik anknüpft, die Malerei Aufgaben der Architektur weiter- und zu Ende führen heißt und, durchaus im Sinne der spätmittelalterlichen Endphase, oft ein förmliches Dickicht organisch pflanzlicher Ornamentik ausbreitet, was schon an die Waldesstimmung von Jugendstilräumen gemahnt.

Auch wenn wir hier gleichfalls wissen, daß wir niemals zweimal in den selben Fluß steigen, so sollte doch die Parallelität im Alterungsablauf von Gotik und Neugotik aufmerksam verfolgt werden. Doch wenden wir uns nunmehr den Problemen des Ausklanges zu. Nachdem 1866 durch Cornelius Gurlitts »Geschichte des Barock und Rokoko« sowie 1873 durch Wilhelm Lübkes »Geschichte der deutschen Renaissance« alle Stile salonfähig geworden waren und der Ausbeute offenstanden, strebte der Stilpluralismus seinem Höhepunkt zu. Neben einem oft erstaunlich duldsamen Neben- und Miteinander der Stilsprachen sind immer wieder Ansätze zu einem »Esperanto« festzustellen, welches dem babylonischen Gewirr eine Verständigungsebene bieten sollte. Schon Johann Georg Müller, dessen Leistung wir im Zusammenhang mit St. Laurenzen in St. Gallen gewürdigt haben, schwebte ein Zurücknehmen der Stilelemente auf deren denkbar einfachste Formulierung vor. Und an der Zweigstelle des Wurzelwerkes im Urgrund des Ursprunges, so dachte er, lasse sich das Gemeinsame z. B. von Rund- und Spitzbogenstil ausfiltrieren und zu einem Einheitsstil verbinden. Ähnliche Vorstellungen bewegten wohl den Bayernkönig Ludwig I., 1852 einen Wettbewerb zur »Erfindung eines neuen Baustiles« auszuschreiben, dessen nichtiges Ergebnis sowohl das Unmögliche der Aufgabe als auch das Chaotische des Stilpluralismus charakterisiert.

Auch wenn sich im *Fin de siècle* die Neugotik am wenigsten an andere Stile vermarktet hat, so zeigte sie doch deutliche Abnützungerscheinungen, und vieles, das Ritual gewesen, verblieb als bloße Gewohnheit. Sie stellte sich aber eher quer zu den neuen Stilbestrebungen und zeigte sich zu Verschmelzungsprozessen verhältnismäßig wenig bereit, da die dem Jugendstil eigene Umhüllung des Bauskelettes ihren Lebensnerv getroffen hätte: die Schaustellung des Konstruktiven und die flache Kulissenhaftigkeit kann sie nur bis zu einem gewissen Grade aufgeben, sollen ihre Prinzipien nicht völlig erlöschen. So sehr also das ornamental-Pflanzliche mit dem Floristischen des Jugendstils sympathisieren mochte oder ihre nun oft ins Rustikale ausgeprägte Richtung mit der vom Heimatschutz getragenen landesüblichen Bauweise, so blieben ihr doch Allianzen versagt, in welche die anderen Stile einzugehen sich leichter taten.

Immerhin wartet der Baubestand der Stadt St. Gallen mit Beispielen gelungener Verschmelzung auf; so am Giebelfeld der Villa von Wagner und Weber (1904) an der Rosenbergstraße 42. Über einem spitzbogigen Zwillingsfenster sind, die Dachkante übersteigend, Dienste und Fialen maßwerkähnlich durch einander durchdringende Rund- und Eselsbogen verstrebt. In den Abschnitten wuchert gotisierendes Rankenwerk. Am Gartenportal des Hauses Winkelriedstraße 27 erinnert das Gitterwerk mit seinen überkreuzten Spitzbogen an biedermeierliches Gebaren; das Blattwerk übernimmt die Form gotischer Buckelblätter. Alles weniger Kern als Oberfläche eines weitgefächerten Stilpluralismus<sup>35a</sup>.

Richtungsstreite wurden heraufbeschworen; so bei der Neubauplanung der katholischen St. Nikolauskirche in Frauenfeld, wo die Anhänger der Neugotik – Hardegger hatte ein Projekt eingegeben – erst unter dem Eindruck des vom St. Galler Stiftsbibliothekar Dr. Fäh erstatteten

35a J. u. B. KIRCHGRABER, St. Gallen 1900–1914 (St. Gallen 1979), Abb. S. 74 und 112, je oben.

Gutachten zum Barockprojekt überredet werden konnten<sup>36</sup>. Der 1906/09 zur Ausführung gelangende gekonnte Entwurf von Albert Rimli verknüpft seine weich und richtungslos-gedehnten Jugendstilelemente geschickt mit deutlichen Anklängen an den süddeutsch-schweizerischen Barock (J. M. Fischer, B. Neumann, D. Zimmermann) des 18. Jahrhunderts.

Neuklassisches und Bauernbarock etwa der Karlsruher Richtung unter einen Hut zu bringen, unternahmen z. B. Curjel und Moser und gewannen dadurch u. a. in den Gotteshäusern von Flawil (1909–1911) oder Heiligkreuz/St. Gallen (1913) ausgesprochen heimatstutzfreundliche, das Regionale mitberücksichtigende Lösungen. Neuromanischem Grundgerüst pflanzten O. Pflughard und M. Häfeli Jugendstilelemente in erstaunlicher Harmonie ein, als sie den Kreuz-Zentralbau der protestantischen Kirche von Weinfeldern entwarfen und 1902/03 in einer Weise ausführten, die Ornament und Architektur zur Deckung brachte. Beim Bau der reformierten Hausteinkirche Romanshorn hingegen – 1906/11 – fühlten sich dieselben Architekten von einer Bauweise angesprochen, wie sie in England etwa ein E. L. Lutyens oder R. Heaton entwickelt hatten, die zu Anfang des Jahrhunderts auch in die Stuttgarter Bauschule Eingang und deutsche Ausprägung fand<sup>36a</sup>. Ihren Ansatzpunkt sucht sie im Gothic Revival sowie in der Arts and Craft Bewegung, welche von William Morris und John Ruskins im letzten Jahrhundertdrittel ausgelöst worden war; keiner der beiden zählte zur Architektengilde, beide betätigten sich als Schriftsteller, Sozialreformer, Morris als Drucker und Kunsthandwerker, Ruskins als Maler. Beide setzten sich für die Ehrlichkeit handwerklicher Bearbeitung echten Materials ein, für schlichte, aus englischer Profanotik herauswachsende zweckmäßige Form. C. W. Hase nahm in Deutschland ähnliche Programmpunkte in sein Architekturbekenntnis auf, und beide Bewegungen bildeten eine gewichtige Voraussetzung des Jugendstiles und eine Brücke zur modernen Baukunst. In Romanshorn ist allerdings die Stimme üblicher sakraler Neugotik sehr leise geworden. Die Ansätze zum Stabharfenmotiv, die Steilheit der Giebel und der Turmspitze weisen dann auch nicht auf das kirchliche Mittelalter, sondern auf den englisch-gotischen Profanbau in einfacher, ländlich-volkskunsthafter Abwandlung. Im charaktervollen

36 A. LÖTSCHER, Gedenkschrift zur Erinnerung an den Bau... der Kathol. Pfarrkirche Frauenfeld (F'feld 1909) S. 42, 52, 57f. u. 101f.; A. KNOEFLI, Die restaurierte St. Nikolauskirche. In: Thg. Volkszeitung vom 6. 12. 1969; DERS., Schweizer Denkmalpflege, Geschichte u. Doktrin. Jb. des Schweiz. Inst. f. Kunstwissenschaft 1970/71 (Zürich 1972) S. 126 u. 143f. Vgl. auch die von Rimli 1904 begonnene Neubarockkirche in Weinfeldern. Eine der frühesten Neurokokoausstattungen erhielt 1894 die Schutzengelkapelle auf dem Friedhof des togenburgischen Bütschwil.

36a Lit. zu Karl Moser: H. PLATZ, Arch. K. M. in der baukünstlerischen Entwicklung s. Zeit (Zürich 1930); H. KIENZLE, K. M. (Zürich 1937); H. CURJEL i. Biogr. Lexikon d. Kts. Aargau (1958). Künstler-Lexikon d. Schweiz XX. Jahrh. (Frauenfeld 1963–67), S. 666; U. JEHLE-SCHULTE STRATHAUS, »Historismus« u. »Regionalismus«. In: Unsere Kunstdenkmäler 1979/4, S. 422–427. Zu Flawil: Schweiz. Bauztg. Bd. 58, Nr. 27 v. 30. 12. 1911, S. 364ff.; C. H. BAER, in »Moderne Bauformen« Jg. X, 1911, Heft 12, S. 561. – Von Curjel und Moser auch Gotteshäuser in Straubenzell/St. Gallen 1903/06 und Degersheim 1906/11. Durch die Basler Pauluskirche und die dortige St. Antoniuskirche ist Mosers Weg zur Moderne abgesteckt. Von ihm auch die Pläne zu Kunsthaus und Universität Zürich. – Zu Pflughard und Häfeli siehe »Die baukünstlerische Tätigkeit der Architekten Pf. und H.« (Dessau 1914): Die evang. Kirche in Weinfeldern (Denkschrift Wf. 1905. Mit Beitrag von Pflughard); H. LEI, Gesch. d. evang. Kirchgemeinde W. (Wf. 1979), S. 149–156; M. TOBLER, 1200 Jahre Romanshorn (R'h. 1979), S. 217–219. Pflughard und Häfeli bauten auch Kirchen in Gossau SG. und Degersheim, ferner u. a. das Hauptpostgebäude St. Gallen und etliche Geschäftshäuser der Stadt.

Landhausbau »Waldbühl« beim st. gallischen Uzwil besitzen wir einen Originalableger dieses Stils, den der hervorragende Baillie Scott in den Jahren 1907 bis 1911 geschaffen hat<sup>37</sup>.

Einen weiteren Sympathisanten fand die ausklingende Neugotik in den »Kathedralen« der Neuzeit, in den frühen Warenhausbauten, deren Betonrippenwerk zu gotischer Interpretation einlädt. Es beginnt 1896 beim »gotischen Gekräusel« der Fassade<sup>38</sup> am Warenhaus Wertheim in Berlin, einem bahnbrechenden Bau Alfred Messels<sup>39</sup>, es pflanzt sich fort im Geschäftshauskomplex Nr. 30/32 an der Zürcher Bahnhofstraße, den O. und W. Pfister mit hausteinverkleideter Hausteinfassade ausführten. Auch hier und an anderen gleichzeitigen Bauten rufen engereichte, gebündelte Außenpfeiler in ihrem strengen Vertikalismus Erinnerungen an das Gotische wach. In Zürich werden die Gedanken freilich durch die Voluten, welche die steilen Staffelgiebel besetzen, auf nördliche Renaissance gelenkt, und die zeittypisch teigigen Ornamente knüpfen deutlich beim Bauernbarock an. Das Netzgewölbe, das die nördliche, offene Laube überspannt, führt wieder zum gotischen Ambiente zurück. Daß man einen stilistisch so fluktuierenden Bau doch als Befreiung vom Historismus empfand, liegt in der monumentalen Zusammenfassung und Vereinheitlichung aller Faktoren<sup>40</sup>.

Zum Spiel mit den Grundgedanken der Gotik wird ebenfalls der konstruktiv nahestehende Stahlbetonbau verlockt. So vor allem, als der expressiv-technische Stil z. B. in Hamburg mit Backstein- und Keramikverkleidungen an die historischen Backsteinstile anzuknüpfen versuchte. Schon 1882/88 führte man die Speicherhäuser am Freihafen in hannoveranischer Art der Hase-Schule auf, und in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts, zur Zeit der Ära des Stadtbaumeisters Fritz Schumacher, entstanden im Kontorviertel und an der neu durchgebrochenen Mönckebergstraße durch Fritz Höger und andere Großbauten, deren nach außen verlegte Tragstützen um so stärkere gotische Reminiszenzen aufklingen lassen, als man sich auch hier zur althergebrachten nordischen Backsteinbauweise und selbst zu ihren gotischen Ornamenten bekennen wollte<sup>41</sup>.

37 KATH. MEDICI-MALL, Das Landhaus Waldbühl von M. H. Baillie Scott (Vorwort v. PETER MEYER). Hsg. v. d. Ges. f. schweiz. Kunstgeschichte (Bern 1979). Vgl. B. SCOTT'S Schrift »The Art of Building«. In: The British Architect vom 28. 1. 1910 S. 60–71 u. 4. 2. 1911 S. 89f. Zu Romanshorn: J. SCHOOP, Gesch. v. Romanshorn (1948); A. KNOEPFLI in »Alte Kirche R'horn« (R'horn 1970) S. 32.

38 JULIUS POSENER, Berlin auf dem Wege zu einer neuen Architektur – das Zeitalter Wilhelms II. Thyssenstudien zur Kunst des 19. Jhs. (München 1981). Dazu W. J. SIEDLER, Die Modernität des Wilhelmismus. In: »Die Zeit«, Nr. 38 vom 11. Sept. 1981.

39 Vgl. die Monographien von W. C. BEHRENDT (1911) und M. RAPSILBER/F. STAHL (1912/14).

40 Wir erwähnen das geographisch außerhalb unseres Kreises liegende Beispiel seiner besonderen, richtungsweisenden Prägnanz halber. Der Petershof (Seiden-Grieder) wurde 1912, der Leuenhof (Bank Leu) 1914 gebaut. Nach CHR. VON TAVELS Künstler Lexikon Schweiz XX. Jh. (Frauenfeld 1963–67) II S. 737f. zählen die Gebrüder Pfister zu den wichtigsten Zürcher Architekten der 1. H. des 20. Jhs. Wie Karl Moser gaben sie später ihre charakteristische Verbindung von moderner Zweckmäßigkeit mit Elementen historischer Stile zugunsten der neuen Sachlichkeit preis. Vgl. World's Contemporary Architecture VII (Tokio 1953). Damalige Moderne und gotischen Einschlag auch beim 1904 begonnenen Komplex der zürichstädtischen Amtshäuser III, IV u. V. im Gebiet der Uraniastraße, Bauten von G. GULL, der Gotik schon beim Landesmuseumbau 1889 hatte durchexerzieren können.

41 F. SCHUMACHER, Die neuen Regungen des Hamburger Backsteinbaues i. d. Mitte des 19. Jhs. in: Zentralblatt der Bauverwaltung 1923, Nr. 11–24; M. F. FISCHER, Fritz Schumacher, das Hamburger Stadtbild u. d. Denkmalpflege. Arbeitshefte zur Denkmalpflege in Hamburg. Doppelheft Nr. 4 (Hamburg

Aber Vertikalismus und vereinzelte gotisierende Zierden erwecken höchstens Anklänge, sind nicht mehr überdeutliches Zitat, das den Anschein gotischer Wirklichkeit heraufbeschwört, ja nicht einmal mehr, um einen Ausdruck Willibald Sauerländers zu wiederholen, eine »Rekonstruktion von Erinnerungen«. Denn übriggeblieben ist, und dies mehr zufälligerweise, nur das verbindende Prinzip der sichtbaren Konstruktion. Wenn sich auch in einzelnen Bauten nach 1930 »Gotik« in verfremdeter Gestalt feststellen läßt, so haben sie doch mit dem mittelalterlich ausgerichteten Gotikverständnis des Historismus nichts mehr zu tun. Das erweist etwa die schöne Kirche St. Johann Baptist im vorarlbergischen Batschuns, wo Clemens Holzmeister, Professor an der Wiener wie auch an der Düsseldorfer Akademie, in gemäßigter Moderne Einflüsse der Gotik und sonderlich der Arts and Crafts Society verarbeitete<sup>42</sup>. Was aber die Neugotik zu ihrer Zeit als unabdingbar zu ihrem Selbstverständnis gezählt hat, dies – so scheint es – gehört endgültig der Geschichte an.

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. h. c. Albert Knoepfli, CH-8355 Aadorf TG, Sulzerhof 3

1977). – Das Versmannhaus am Rathausmarkt, das Henckels-Solingenhaus, das Rappoltshaus an der Mönckebergstraße u. a. haben sich in der Einzelform von der »Gotik« gelöst, ohne aber eine gotisierende Ambiente im Gesamteindruck verdrängen zu können.

42 Siehe Sigrid Eriksons Hafenkirche in Gotenburg in der Turm- und Außengestaltung (1915), P. V. J. Klints Friedenskirche Hans Tveje Odense (1918/20) oder das gotisierend wirkende Gewölbe von S. Engelbert Köln-Riehl von Dominikus Böhm (1930/32). Noch mehr als hier ist der Eindruck eines gotisierenden Netzgewölbes nur ein äußerlicher bei P. L. Nervis Flugzeughalle Orvieto (1935/36). – Zu Batschuns: D. FREY, Die KDM des polit. Bez. Feldkirch Österr. Kunst-Topographie Bd. XXXII (Wien 1958) S. 556 mit Abb. 655; DERS.: Vorarlberg, hsg. von F. METZ (Konstanz 1960) S. 86 (mit Abb.).



V.

Vom Zusammenleben der Menschen um den See  
in Vergangenheit und Gegenwart



# Bodensee, Geschichte eines Wortes

VON ARNO BORST

## See und Sprache

Wie der Bodensee vor tausend Jahren seinen Namen erhalten und warum er ihn bis heute behalten hat, das ist die Frage. Es scheint keine wichtige Frage zu sein, die außer einigen Sprachgelehrten viele Menschen beträfe. Kluge Zeitgenossen gestehen, daß sie darüber nie nachgedacht haben, und ihre Gleichgültigkeit ist verständlich. Irgendwann wird sich irgendwer den Namen ausgedacht haben; seither wissen alle, wie dieses Gewässer von anderen zu unterscheiden ist, und hüten sich, ihm einen anderen als den eingebürgerten Namen zu geben. Wörter der Umgangssprache müssen eindeutig verwendbar sein, nicht in ihrer Herkunft durchschaubar. Wahrscheinlich wäre die allgemeine Neugier größer, wenn sich die Spezialisten nicht auf die Suche nach dem Ursprung des Wortes beschränkt hätten. Ihr Streit, vor fünfhundert Jahren entfacht, ist zwar seit hundert Jahren entschieden, aber nicht einmal das Endergebnis sprach sich herum. Populär ist heute nur der bissige Witz eines Mitstreiters, den er 1864 einem der sieben Schwaben in den Mund legte: *Und der See, sagt' er, habe gar keinen Grund Und Boden, sagt' er, und aus diesem Grund Heiße man ihn eben den Bodensee, Wie das denn leicht zu begreifen steh*<sup>1</sup>. Wenn es sich schon nicht lohnt, nach dem Grund der Benennung zu fragen, dann erst recht nicht nach Gründen ihrer Beibehaltung oder Veränderung. Daß der Seename allenfalls eine ursprüngliche Bedeutung, jedoch keine bewegte Geschichte habe, glauben nicht bloß Hiesige; an anderen großen Seen denken die Leute ähnlich, und dort haben sie recht.

Man frage Bewohner von Genf, warum sie den größten aller Alpenseen *Lac Léman* nennen, nicht wie die Besucher *Genfer See*, *Lago di Ginevra*, *Lake of Geneva*. Die Laien zucken die Achseln, kein Fachmann hat die Frage gründlich untersucht. Namenforscher wissen nicht einmal genau, was *Léman* bedeutet. Vielleicht liegt ein indogermanisches Wort für »See« zugrunde; dann wäre *Lac Léman* eine unsinnige Verdoppelung, der Seesee, ähnlich wie »Laacher See«. Oder der Wortstamm *Lemanis* geht auf einen keltischen Ausdruck für »Ulme« zurück; dann hieße der See noch immer nach Bäumen, die in grauer Vorzeit sein Ufer säumten. Schon die Antike zerbrach sich darüber nicht den Kopf. Als Caesar um 52 v. Chr. die

1 Karl Simrock, *Die sieben Schwaben* (1864), zuletzt hg. Karl SIMROCK, *Die deutschen Volksbücher*. Bd. 10. Basel 1892, S. 1–126, hier Kap. 26, S. 93. Ausschnitte bei Bernhard MÖKING, *Sagen und Schwänke vom Bodensee*. 4. Aufl., Konstanz 1972, S. 84–98, hier S. 91.



Geschichte seines gallischen Krieges schrieb, nannte er den See, stets in einem Atem mit dem Fluß Rhone, auch lateinisch *Lacus Lemannus*, in der Art der Einheimischen, ohne nach Gründen zu fragen<sup>2</sup>. Erst spätantike Philologen überlegten um 400, ob der See etwas mit Menschen, ob das Wort *Lemannus* etwas mit den *Alemanni* zu tun habe<sup>3</sup>. Das Mittelalter nannte den See nach Siedlungen von Menschen, zuerst nach der Bischofsstadt Lausanne, zuletzt nach der Handelsstadt Genf. Das merkten sich die Ausländer bis heute. Bei den Ansässigen wurde die humane Geschichte durch die humanistische Neuzeit verdrängt; der See heißt jetzt im Französischen wieder so wie beim Einmarsch der Römer. Sein Name knüpfte bei natürlichen Erscheinungen an; nachdem ihn die Sprache einmal festgesetzt hatte, schien er keine historische Untersuchung zu lohnen. Vergessen sind die Seitensprünge seiner Geschichte, zum Beispiel die politisch begründete Übertragung des Ausdrucks »Alemannischer See« vom *Lac Léman* auf den Bodensee in der Stauferzeit. Das geht moderne Genfer wirklich nichts an, wohl aber moderne Anrainer des Bodensees. Denn er hat anscheinend keine so abgerundete Namengeschichte wie der *Lacus Lemannus*. Ist sie überhaupt der Normalfall?

Brisanter und bekannter als »Alemannischer See« wirkt am Bodensee noch immer der Name »Schwäbisches Meer«. Auch er stammt nicht von hier, sondern von jenem nordeuropäischen Gewässer, das wir Deutschen mittlerweile Ostsee nennen. Es hat eine stürmische Namengeschichte hinter sich. Die Römer kannten es seit den Flottenzügen des Tiberius, fanden aber diesmal keine einheimische, natürliche Kennzeichnung vor. Mit einer gelehrten, völkerkundlichen kam Tacitus im Jahre 98 n. Chr. Weil er die Mehrzahl der Germanenstämme östlich und nördlich des römischen Grenzwalls für Sueben hielt, nannte er auch das Meer in ihrem estnischen Hinterland *Suebicum mare*<sup>4</sup>. Spätere antike Schriftsteller bemerkten, daß sich dort noch andere Völkerscharen drängten, und sprachen lieber vom Germanischen, Sarmatischen oder Skythischen Meer. Alle diese Seennamen verblaßten, nachdem die Völkerwanderung die Germanen nach Südwesten abgezogen und die Slaven von Südosten angezogen hatte. Germanische Seefahrer, die danach vom »Westmeer« herkamen, umschrieben ihre östlichen Zielräume seit dem neunten Jahrhundert vage als *Orientalis mare* oder *Ostsae*; in ihrer angelsächsischen, skandinavischen und fränkischen Heimat fand die Formel Anklang. Als nach dem Ende der Wikingerzüge Ruhe im Norden Europas einkehrte, prägten die Anwohner selber seit dem elften Jahrhundert einen Namen, der den Naturraum anschaulich beschrieb, *Balticum mare*. Was »baltisch« bedeutete, ist umstritten. Entweder meinte es dänisch »Gürtel« nach den langgestreckten Ufern des »Belt« oder litauisch »weiß« nach der glänzenden Wasserfläche. Ob Gürtelmeer oder Weißmeer, die unpolitische Bezeichnung erlaubt es seither Gebildeten aller

2 C. Julius Caesar, *Commentarii rerum gestarum, Bellum Gallicum*, hg. Otto SEEL. Leipzig 1961, hier Kap. I,2,3, S. 8 zu den Grenzen der Helvetier: *lacu Lemanno et flumine Rhodano*; ähnlich Kap. I,8,1, S. 11; III,1,1, S. 75. – Darauf fußend um 62/63 n. Chr. M. Annaeus Lucanus, *Pharsalia*, hg. Victor-José HERRERO LORENTE. Bd. 1. Barcelona 1967, hier Vers I, 396, S. 21: *Deseruere cavo tentoria fixa Lemanno*.

3 Servius Grammaticus, In Vergilii *Georgica commentarii*, hg. Georg THILO. Leipzig 1887, hier zu Vers IV,278, S. 341: *populi habitantes iuxta Lemannum fluvium Alemanni dicuntur. Lucanus* (wie Anm. 2). – Daraus schöpfend um 620/30 Isidor von Sevilla, *Etymologiarum sive Originum libri XX*, hg. Wallace M. LINDSAY. Bd. 1. Oxford 1911, unpaginiert, hier Kap. IX,2,94: *populi inhabitantes iuxta Lemannum fluvium Alemanni vocantur. De quibus Lucanus*.

4 P. Cornelius Tacitus, *Germania*, hg. Erich KOESTERMANN. 3. Aufl., Leipzig 1970, hier Kap. 45,2, S. 30f.: *dextro Suebici maris litore Aestiorum gentes adluuntur*.

Nationen und Zonen, Engländern und Russen, Romanen und Arabern, vom »Baltischen Meer« zu reden. Hingegen blieb es in Mittel- und Nordeuropa bei der germanischen Benennung *Ostsee*, die im Spätmittelalter durch die Herrschaft der deutschen Hanse neu gefestigt wurde. Mit demselben Patriotismus belebten deutsche Humanisten auch die spätantiken Namen wieder, bezeichneten die Ostsee als das »Deutsche Meer« und verlegten das »Schwäbische Meer« an den Bodensee. Insgesamt bezeugen die Wandlungen der Seennamen in diesem Fall keinerlei Ursprünglichkeit und Stetigkeit; sie spiegeln in allen Zeiten die turbulente Geschichte der Anwohner und die wechselnden Standpunkte der Betrachter.

*Lacus Lemannus* oder *Suebicum mare* – welchem der beiden sprachgeschichtlichen Extreme steht das Wort »Bodensee« näher? Es hat sicher seine eigene Geschichte, die nur hie und da die des Genfer Sees und der Ostsee berührte. Aber von vornherein fällt auf, daß man die Namen beider Gewässer gern auf den Bodensee übertrug. Anscheinend besaß er selbst keinen seit jeher feststehenden und überall einleuchtenden Namen. Einen ursprünglichen und natürlichen hatte er tatsächlich so wenig wie die Ostsee. Was bei seinem Anblick die Menschen der Vorzeit sagten, ist unbekannt. Freilich witterten Gelehrte seit dem fünfzehnten Jahrhundert hinter Gewässernamen urtümlichste Sprachschichten; sie spürten ein ligurisches Wort für den Po auf, *Bodincus*, »grundlos tief«<sup>5</sup>. Bis ins neunzehnte Jahrhundert leuchtete es Gebildeten ein, daß auch der Bodensee so heiße, weil er keinen Boden habe. Trotzdem führte die Fährte in die Irre. Wenn das ligurische Wort für den Bodensee üblich gewesen wäre, hätten es die Römer so unbedenklich wie *Lemannus* übernommen. Für den Bodensee aber wußten Griechen und Römer gar keine alte Bezeichnung. Der größte griechische Geograph Strabon erwähnte um 17 n. Chr. einen großen See zwischen den Quellen der Donau und des Rheins, im Land der Räter und Helvetier. Das muß nicht der Bodensee gewesen sein, Strabon notierte keinen Namen. In der frühesten erhaltenen lateinischen Erdbeschreibung teilte dann der Römer Pomponius Mela 43/44 gleich zwei Namen von alpinen Rheinseen mit, *Lacus Venetus* und *Lacus Acronus*<sup>6</sup>. Man vermutet, daß der erste den Obersee bezeichnete, nach dem rätischen Kleinstamm der Vennoneten; für *Acronus*, vielleicht den Namen des Untersees, fehlt eine plausible Erklärung. Beide waren schwerlich lateinischen Ursprungs, eher von Rättern oder Helvetiern entlehnt. Den Römern mißfielen sie, in keiner antiken Schrift kehrten sie wieder. Denn nach römischer Ansicht gliederten Völkerverbände und Flußsysteme die Erde übersichtlicher als isolierte Seen. Der Bodensee besaß keinen umfassenden Namen, weil ihn Ansässige und Besucher nicht in größeren Zusammenhängen betrachteten, und sie ließen es bleiben, solange nicht die Geschichte sie dazu zwang. Wenn der Bodensee heute eine Bezeichnung trägt, die seit langem und von vielen anerkannt wird, ist sie also ein Ergebnis nicht der sprachlichen Einsetzung, sondern der geschichtlichen Auseinandersetzung. Mehr auf diese als auf jene müssen wir achten, wenn wir den Erfolg des Wortes »Bodensee« verstehen wollen.

5 C. Plinius Secundus, *Naturalis historia*, hg. Francesco SEMI. 9 Bde. Pisa 1977–78, hier Kap. III,16,122, Bd. 1, S. 327 zum Po: *Ligurum quidem lingua amnem ipsum Bodincum vocari, quod significet fundo carentem*. Zur Nachwirkung unten Anm. 77.

6 Pomponius Mela, *De chorographia libri tres*, hg. Gunnar RANSTRAND. Göteborg 1971, hier Kap. III,2,24, S. 51: *Rhenus Alpibus decidens prope a capite duos lacus efficit Venetum et Acronum*. Zur Nachwirkung unten Anm. 77.

## Ein See der Klöster

Die Römer ließen sich seit der Zeit des Augustus am Südufer des Bodensees nieder, in Bregenz, Arbon, Konstanz und Eschenz; einige dieser Ortsnamen verraten die lateinische Herkunft. Römer achteten auf solche befestigten Stationen und die Straßen zwischen ihnen, nicht auf das Gewässer, das sie als unwegsam empfanden. Ihr Wort *Lacus*, mit dem deutschen Wort *Lache* stammverwandt, bedeutete ursprünglich Vertiefung, Grube, Pfütze; ein See war zunächst verunreinigtes Land, nicht entfernt vergleichbar mit dem großen Meer, das inmitten der zivilisierten Völkerwelt lag und von den Römern seit Caesar *Nostrum mare* genannt wurde. Wenn Römer in diesen nördlichen Breiten überhaupt auf die Barbarenpfütze blickten, bemerkten sie den fließenden Rhein eher als den stehenden See. Doch bei der Namengebung hielten sie sich an stabilere Formen. Die enzyklopädische Naturkunde des älteren Plinius setzte vor 77 n. Chr. den Sprachgebrauch der nächsten siebenhundert Jahre durch: Dieses alpine Gewässer in Rätien heiße *Lacus Brigantinus*, nach der römischen Siedlung Bregenz am östlichen Ufer<sup>7</sup>. Dort ergoß sich der Rhein in den See, dort lag die Station, zu der man, aus Italien kommend, zuerst gelangte. Der Historiker Ammianus Marcellinus meinte um 390, daß die Bezeichnung von den rätischen Anwohnern selber stamme, doch sah auch er den riesigen, angeblich über 80 Kilometer langen Sumpf mit römischen Augen: Er wurde vom Rhein durchflossen und bloß durch Römerstraßen am Ufer erschlossen, erstreckte sich also von Bregenz bis Eschenz<sup>8</sup>. Der See empfing einen übergreifenden Namen, sobald Herren aus der Fremde den gesamten Umkreis besetzten. Der See behielt unter anderem deshalb einen einheitlichen Namen, weil zuerst die Römer dieses Land ordneten.

Die nächsten Herren, die Alemannen, kamen vom Norden, letztlich vom Vorfeld des *Suebicum mare*; am Nordufer des Bodensees lagen ihre ersten Schwerpunkte. Um 610 war Überlingen der Sitz eines alemannischen Herzogs mit großem Hofstaat. Zu ihm ruderten alemannische Bauern von Bregenz und romanische Priester von Arbon über ein namenloses Meer, auch die ersten missionierenden Mönche aus dem westlichen Frankenreich<sup>9</sup>. Doch die Alemannen liebten, wie andere Germanen, das große Wasser noch weniger als die Römer; das Wort »See« wurde den Germanen wohl erst von fremden Vorbewohnern beigebracht. Die Alemannen unternahmen auch weniger als die Römer, um die Seeegend zusammenzufassen. Es ist ungewiß, wie weit der politische Einfluß des Überlinger Herzogs reichte und wie vollständig alemannische Siedler die romanische Bevölkerung verdrängten. Wenn die alemannischen Zustände des siebenten Jahrhunderts verworren waren, versteht es sich, daß der ganze See keine neue Bezeichnung erhielt. Für Sesshafte brauchte er gar keinen Namen, weil sie keinen

7 Plinius (wie Anm. 5), Kap. IX,29,63, Bd. 2, S. 686: *inter Alpes quoque lacus Raetiae Brigantinus*. – Danach um 250 C. Julius Solinus, *Collectanea rerum memorabilium*, hg. Theodor MOMMSEN. 2. Aufl., Berlin 1895, hier Kap. 21,2 mit Zusatz, S. 218: *ager Raeticus bonus frugibus Brigantino lacu nobilis*.

8 Ammianus Marcellinus, *Römische Geschichte*, hg. u. übers. Wolfgang SEYFARTH. Bd. 1. Darmstadt 1968, hier Kap. XV,4,1–5, S. 116–118, besonders S. 118 zum Rhein: *lacum invadit rotundum et vastum, quem Brigantium accola Raetus appellat, perque quadringenta et sexaginta stadia longum*.

9 Wetti, *De vita atque virtutibus beati Galli confessoris*, hg. Bruno KRUSCH, in: MGH. *Scriptores rerum Merovingicarum*. Bd. 4. Hannover–Leipzig 1902, S. 257–280, hier Kap. I,5–9, 15–19, S. 260–262, 264–267, wo der See *mare* oder *pelagus* genannt wird.

anderen See kannten. Die weitgereisten Mönche aber, deren Horizont von Irland bis Italien reichte, redeten lieber römisch als alemannisch. Sie verstanden sogar den Namen *Alamannia* nicht als germanische Stammesbezeichnung, sondern als lateinisches Wort für »Hochland«<sup>10</sup>. Sie werden auch den See *Lacus Brigantinus* getauft haben, schon weil ihre Gründerväter, die Heiligen Kolumban und Gallus, um 610 zuerst bei dem zerstörten Römerort Bregenz »nahe am Rhein« ihre Klause errichtet hatten<sup>11</sup>. Daß die Mönche den Bodensee so nannten, läßt sich allerdings erst aus zweihundert Jahre jüngeren Schriften erschließen<sup>12</sup>.

Noch weniger weiß man von einem andersartigen Namen, dem Vorläufer des heutigen, der im siebenten Jahrhundert bei alemannischen Laien aufgekommen sein mag. Es geschah zur selben Zeit, als der römische Herrschaftsanspruch auch über das *Nostrum mare* im Süden zerbrach und dessen Anwohner, zuerst im westgotischen Spanien um 620, vom »Mittelmeer«, vom *Mediterraneum mare* zwischen den Erdteilen zu sprechen begannen. Der erste Bestandteil des Wortes *Bodensee* ist sicher deutsch, vermutlich sogar alemannisch. Was *Boden* bedeutet, erklärte 1860 der größte deutsche Philologe Jacob Grimm auf eine Weise, die jedes Kind begreift: Nicht bodenlos sei der Bodensee, sondern weil er einen Boden habe, heiße er so. Boden sei das Unterste einer Sache, hier einer riesigen Wanne, der Boden des Rheins<sup>13</sup>. So überzeugend die einfachste Deutung immer klingt, diesmal hat sie zwei Schönheitsfehler. Einen See pflegte man sonst nach sichtbaren Merkmalen zu benennen, nicht nach dem Untergrund. Außerdem bezeichnete das Südalemannische mit *Boden* meist nicht das Unterste, sondern, ähnlich wie das verwandte lateinische *Podium*, eine herausgehobene Fläche. Man denke an Adelboden im Berner Oberland, an das Bödele oberhalb von Dornbirn, an den Bodanrück. Dieses Wort meinte nicht etwas so Verdrehtes wie den Rücken vom Boden, sondern eine Hochfläche, sozusagen den Dachboden. So kurios es klingt: Was bei diesem See Boden hieß, war das, was nicht unter, sondern über ihm lag. Der Bodensee wurde wie der Lac Léman und das Baltische Meer nach der Gestalt seiner Ufer und Flächen benannt, nicht nach seinen Tiefen.

10 Walafrid Strabo, *De vita sancti Galli confessoris*, hg. Bruno KRUSCH (wie Anm. 9), S. 280–337, hier Prologus, S. 281 zum Sprachgebrauch der ältesten Gallusvita um 680: *terram, quam nos Alamanni vel Suevi incolimus, Altimaniam sepius nominari... ab alto situ provinciae*.

11 Jonas von Susa, *Vita sancti Columbani*, hg. Bruno KRUSCH, *Jonae vitae sanctorum Columbani, Vedastis, Johannis*. MGH. *Scriptores rerum Germanicarum* 37. Hannover–Leipzig 1905, S. 144–228, hier Kap. 27, S. 211 zu Bregenz: *intra Germaniae terminos, Reno tamen vicina, oppidum olim dirutum quem Bricantias nuncupabant*. Vom See sprach Jonas nicht.

12 *Annales Fuldenses*, hg. Friedrich KURZE. MGH. *Scriptores rerum Germanicarum* 7. Hannover 1891, hier anno 839, S. 30 von Ludwig dem Frommen: *pergens in Alamanniam iuxta lacum Briganticum*; ähnlich anno 846, S. 36; anno 859, S. 53. Vgl. unten Anm. 19 und 22.

13 Jacob und Wilhelm Grimm, *Deutsches Wörterbuch*. Bd. 2. Leipzig 1860, Sp. 217 zum Wort: *Erst eine von den Deutschen erfundene Benennung, wobei das ligurische Wort bodincus... ganz aus dem Spiel bleiben kann. Bodensee deutet sich füglich als der See, in welchen, aus welchem der Rhein sich gießt, gleichsam des Rheins Guß oder Boden*. – Diese Deutung bereits bei dem Erlanger Geschichtspräsident Christian Masius, Anhang zu Matthäus SEUTTER, *De iure navali, nec mercatoribus nec aliis civibus, sed nautis et opificibus... Lindaugiae in Mari Svevico seu Lacu Bodamico* (Diss. iur.). Erlangen 1764, unpaginiert: *Vocabulum Boden... quo fundum sive partem alicuius rei, exempli gratia vasis, navis et ceterarum, inferiorem, cui reliquae tanquam fundamento suo innituntur partes, denotare consuevimus*. (Freundlicher Hinweis von Hans-Wolfgang Strätz).

Jetzt liegt die topographische Lösung des Problems auf der Hand. Es gibt einen Ort, der über dem See liegt, auf dem Bodanrück, und zu allem Überfluß danach heißt: Bodman. Ludwig Uhland verteidigte diese Erklärung, auf die schon 1489 der Humanist Fabri gekommen war, 1859 gegen Grimms Autorität, langfristig mit Erfolg<sup>14</sup>. Das Dorf Bodman hieß anfänglich wohl *Bodamon*, althochdeutsch »Auf den Böden«, auf der Fläche über dem See. Die Philologen atmen auf, doch der Normalmensch wundert sich, warum ein so kleines Dorf dem großen See den Namen gab. Zur Begründung fahren die Wortkundler schweres Geschütz auf, der Bodensee habe diesen Namen von der Kaiserpfalz Bodman<sup>15</sup>. Damit stellt sich auch eine klare Datierung ein, die Pfalz ist seit 759 bezeugt. Demnach erhielt der Bodensee seinen heutigen Namen im späten achten Jahrhundert, weil damals die Pfalz Bodman den Mittelpunkt karolingischer Königsherrschaft am See bildete, weil also zum ersten Mal seit der Römerzeit ein politischer Wille von außen die ganze Gegend tatsächlich zusammennahm. An dieser Stelle schließen Philologen die Akten, daß es nur so staubt: Eine Sprachregelung von oben, was will man mehr!

Wie war das doch, mußte der Name nicht alemannischer Herkunft sein? Wie kamen die Franken dazu, ihn zu übernehmen? Sollten die Karolinger ganze Landstriche so flink neubenannt haben wie moderne Regierungen? Wahrscheinlich verlief die Geschichte verzwickter, etwa folgendermaßen. Die neuen fränkischen Herren übernahmen den alten Wirtschaftshof Bodman mit seiner Kirche. Alemannische Bauern vom Bodanrück betrachteten Bodman wohl seit zweihundert Jahren als wirtschaftlichen und religiösen Mittelpunkt ihres Lebens und nannten den angrenzenden See schon eine Weile »Bodman-See«, vermutlich bloß jenen Teil, den wir Überlinger See heißen. Ihren karolingischen Herren kam die lokale Bezeichnung politisch gelegen. Den fränkischen Sprachgebrauch gaben, erst Jahrzehnte danach, zwei Schriftstücke wieder. Als Kaiser Ludwig der Fromme 815 der Abtei Reichenau Sonderrechte bestätigte, ordnete er das Kloster zwei größeren Verbänden zu: Es liege im Herzogtum Alemannien, und zwar im Gau »Untersee«<sup>16</sup>. Das Wort bezeichnete noch nicht jenen See, der heute so heißt, sondern die Landzunge zwischen den Seen, den Bodanrück mit dem Herrschaftszentrum Bodman. Von Bodman aus charakterisierte um 850 der Mönch Ermenrich von Ellwangen auch den anderen See, den heutigen Obersee: Die Pfalz des Königs Pippin liege an dem Meer, das *Podomus* heiße<sup>17</sup>. Sagen wir deutlicher: es sollte nach Bodman genannt werden. Die sonstigen Stützpunkte der Franken lagen weiter rückwärts, ländlicher Grundbe-

14 Ludwig Uhland, *Bodman* (1859), zuletzt in: *Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage*. Bd. 8. Stuttgart 1873, S. 384–451, hier S. 443: *Nach dem Orte »Podama« konnte zunächst der angrenzende Seearm »Podamsêo« geheißen sein, in der Folge galt dieser Name für die ganze Strecke bis zur Einmündung des Rheins*. Zu Fabri unten Anm. 77.

15 Friedrich Kluge, *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, hg. Walther MITZKA. 20. Aufl., Berlin 1967, S. 88: *Der Bodensee hat seinen Namen seit der Karolingerzeit (vorher lacus Brigantinus »Bregenzer See«) von der kaiserlichen Pfalz Bodman*.

16 Kaiser Ludwig der Fromme am 14. 12. 815 für Kloster Reichenau, hg. Jacques-Paul MIGNÉ, *Patrologiae cursus completus, Series latina*. Bd. 105. Paris 1851, Sp. 767–770, hier Sp. 768 zu Reichenau: *in ducatu Alamanniae, in pago videlicet Undresinse*.

17 Ermenrich von Ellwangen, *Vita Hariolfi*, hg. u. übers. Viktor BURR, in: *Ellwangen 764–1964, Beiträge und Untersuchungen zur Zwölfhundertjahrfeier*, hg. Viktor BURR. Bd. 1. Ellwangen 1964, S. 14–34, hier Kap. 6, S. 22: *apud curiam Pippini regis iuxta mare quod Podomus dicitur*.

sitz um Eschenz, allenfalls in Konstanz der Sitz des karolingerfreundlichen Bischofs. Deswegen konnten die Begriffe »Untersee« und »Bodmansee« programmatisch ausgeweitet werden, als Anspruch auf das herzogliche Überlingen oder gar auf das klösterliche St. Gallen. Wir stoßen damit auf den Wunsch der Karolinger, vom Westen her das ganze Bodenseegebiet, ja das gesamte alemannische Land zu vereinen.

Was sagten die Alemannen dazu? Sie fügten sich der Sprachregelung der neuen Machthaber nicht gleich, nachdem ihr Herzogtum in Cannstatt 746 vernichtet worden war. Besonders der alemannische Abt Otmar von St. Gallen begehrte auf. Seine Gegner, die karolingischen Grafen und der Konstanzer Bischof, setzten ihn 759 in der Königspfalz Bodman gefangen, die bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal von sich reden machte. Als es einem St. Galler Mönch gelang, die Gefängniswärter zu überlisten, wurde Otmar über den See in den sicheren Westen geschafft, auf die Insel Werd bei Eschenz; in diesem fränkischen Stützpunkt starb er noch 759. Seine Mitmönche vergaßen die karolingische Schmach nie. Als sie zehn Jahre später den Leichnam des Abtes heimlich von Werd nach St. Gallen zurückholten, empfanden sie die Ruderfahrt über das stürmische Meer als äußerst riskant, die Heimkehr ans sichere Land als höchst ersehnt<sup>18</sup>. Einen Namen gaben die Benediktiner diesen unheimlichen Wassermassen nicht, den karolingischen Namen »Bodmansee« schon gar nicht. Die alemannische Gleichgültigkeit der Anfänge steigerte sich zu inhaltendem Widerstand: Der See sollte nicht nach dem Willen karolingischer Tyrannen bezeichnet werden.

Wie denn sonst? Eine Alternative schlug 833/34 der Alemanne Walahfrid Strabo vor, der größte Dichter des Inselklosters Reichenau, das längst seinen Frieden mit den Karolingern geschlossen hatte. Auf Wunsch der St. Galler Mönche erzählte er das Leben ihres Gründerheiligen Gallus neu und sprach dabei von Bregenz, wo sich Kolumban und Gallus anfangs niedergelassen hatten. »Die vom Alter bereits zerfallene Stadt Bregenz gab dem See, der vom Durchfluß des Rheines gebildet wird, den Namen.« Das war nichts Neues, der »Bregenzer See« der Römer. Nun eine verblüffende Wendung: »Mit einem anderen Namen heißt er auch *Potamicus*, nach einem griechischen Wort«<sup>19</sup>. Bei dieser ersten uns schriftlich erhaltenen Erklärung des Wortes »Bodensee« dachte Walahfrid an das griechische Wort *Potamos* für Fluß. *Lacus Potamicus* bedeutete Flußsee, Rheinsee. Die Herleitung ist nicht ungewöhnlich, denn viele Seen heißen nach ihren Zuflüssen: Ammersee, Traunsee, Sihlsee. Seltsam ist bloß, daß Walahfrid das Wort *Potamicus* weit aus dem Griechischen herholte, statt von dem nahen Ortsnamen Bodman. Walahfrid wollte nicht bloß mit altgriechischen Kenntnissen prahlen, gelehrte Eitelkeit war ihm fremd; es ging um mehr.

Walahfrid kannte den Namen Bodman, er erzählte selber von der Gefangenschaft des heiligen Otmar in der dortigen Pfalz und gab den deutschen Ortsnamen lateinisch mit *Potamum*

18 Walahfrid Strabo, *Vita sancti Otmaris abbatis*, hg. Johannes DUFT, Sankt Otmar, Die Quellen zu seinem Leben, lateinisch und deutsch. Bibliotheca Sangallensis 4. Zürich-Lindau-Konstanz 1959, S. 22-38, hier Kap. 6, S. 34: *Otmarus apud villam Potamum palatio inclusus est*; ebenda: *in quadam Rheni fluminis insula nomine Stein*; Kap. 8, S. 36: *pelagus circumquaque imbrifera tempestate commotum*; Kap. 9, S. 38: *optati litoris portum*.

19 Walahfrid Strabo (wie Anm. 10), Prologus, S. 282 nach Zitat aus Solinus (wie Anm. 7): *In qua etiam Rhetia secundum supradictam sententiam Brigantium oppidum, iam vetustate collapsum, lacui qui Rheno interfluente efficitur nomen dedit, qui alio nomine iuxta Grecam ethimologiam Potamicus appellatur*; Kap. I, 21, S. 300 noch einmal: *Brigantinus lacus*.

wieder. Jeder Klosterschüler, der zu diesem Substantiv ein Adjektiv hätte bilden sollen, wäre auf *Potamicus* verfallen. Walahfrid aber sträubte sich gegen die Gleichung, auch 839, als er Abt von Reichenau geworden war und ihm der Kaiser in Bodman für sein Kloster Land schenkte. In der Urkunde, die in Anwesenheit Walahfrids, nicht ohne sein Zutun formuliert wurde, lautete das Adjektiv zum See *Potamicus*, das Adjektiv zum Pfalzort jedoch *Potimiacus*<sup>20</sup>. Der eine Name sollte gelehrtes Griechisch, der andere mochte laienhaftes Deutsch sein. Solche philologischen Bedenken konnten nur politische Gründe haben: Walahfrid bejahte die karolingische Neuordnung von ganz Alemannien und wollte auch den neuen Namen »Bodensee« anerkennen, ihn aber nicht von der altfränkischen Zwingburg Bodman und ihrem Umland auf dem Bodanrück ableiten, sondern von dem Fluß, der die beiden Benediktiner-Abteien St. Gallen und Reichenau miteinander verband. Schon 824 hatte Walahfrid sein Kloster Reichenau ähnlich beschrieben wie die Gallusklausen bei Bregenz: Es liege mitten in Deutschland, in einem nach Westen ausgedehnten Meer, und werde vom Rheinfluß umströmt, der von den Alpen im Süden komme<sup>21</sup>. Auch Walahfrid meinte mit dem neuen Namen *Lacus Potamicus* den ganzen See, begründete aber dessen Einheit kirchengeschichtlich, nicht machtpolitisch. Die Mönche von St. Gallen übernahmen Walahfrids Kompromiß zunächst zögernd<sup>22</sup>. Denn allem alemannischen Widerspruch zum Trotz sollte der See nun doch »Bodensee« heißen, weil der Rhein, der ihn durchfloß, befreundete Klöster miteinander verband. Wozu ein Verbund? Immerhin ein alemannischer!

Die zwei Entwürfe vom ganzen Bodensee, der fränkisch-königliche von 759 und der alemannisch-mönchische von 833, blieben nicht lange nebeneinander stehen. Wie sie miteinander verschmolzen, zeigen lateinische Schriften aus der Abtei St. Gallen. Noch 887/88 dichtete dort Notker der Stammler, als er seinen Schüler Salomon heimrief, im Sinn Walahfrids vom Ufer des wütenden Rheins und vom Gestade des tosenden Sees. Er nannte ihn *Potamus*, Fluß, als wären Rhein und See fast dasselbe<sup>23</sup>. Weniger pointiert, aber in gleichem Sinn äußerte sich

20 Kaiser Ludwig der Fromme am 21. 4. 839 für Kloster Reichenau, hg. Carl Georg DÜMGÉ, *Regesta Badensia*. Karlsruhe 1836, Nr. 3, S. 68f., hier S. 68: *sub jure fiscis nostri vocabulo Potimiacus . . . , descendunt in lacum Potamicum*.

21 Walahfrid Strabo, *Visio Wettini*, hg. Ernst DÜMMLER, in: MGH. *Poetae latini medii aevi*. Bd. 2. Berlin 1884, S. 301–333, hier Verse 22–25, S. 304: *Rhenus ab Ausoniis quo ducitur Alpibus, aequor Miscet, in occidentis diffusus partibus, ingens. Illius in medio suspenditur insula fluctu, Augia nomen habens, iacet hanc Germania circa*.

22 Hartnäckige Beibehaltung des alten Namens um 850 in der anonymen *Vita sancti Galli confessoris*, hg. Ernst DÜMMLER (wie Anm. 21), S. 428–473, hier Vers 56f., S. 430 zu Arbon: *Brigantini medium lacus aequoris austro Subiectum*; Vers 66f., S. 431 zu Bregenz: *Unde Brigantini venere vocabula, castrum, Vera lacus*. – Übernahme der Neuerung um 854 durch Walahfrids Schüler Ermenrich, *Epistola ad Grimaldum abbatem*, hg. Ernst DÜMMLER, in: MGH. *Epistolae Karolini aevi*. Bd. 3. Berlin 1899, S. 536–579, hier Epigramm, Verse 39–42, S. 577: *Rhenus ab Ausoniis* (vgl. Anm. 21) *descendens montibus altis In Brigantium mare se stagnare videtur, Antiquo, ex fluvio, sic dictus nomine pontus, Qui modo Potamicus vocitatur*; ähnlich Kap. 35, S. 574.

23 Notker Balbulus, *Ad Waldonem et Salomonem epistola VI*, hg. Wolfram von den Steinen, *Notker der Dichter und seine geistige Welt*, Editionsband. Bern 1948, S. 139, hier Verse 11–12: *non obstat ripa furentis Rheni vel Potami litus acerba fremens*. – Der ältere Name noch einmal bei Notker Balbulus, *Martyrologium*, hg. Jacques-Paul MIGNÉ (wie Anm. 16). Bd. 131. Paris 1884, Sp. 1029–1164, hier Sp. 1159 beim 16. Oktober zur ersten Niederlassung von Kolumban und Gallus: *inter Alpes Retiarum Brigantini marginem lacus*, ebenfalls nach Walahfrid (wie Anm. 19).

884 der erste Geschichtsschreiber des Klosters, Ratpert, der als Aktionsfeld der Heiligen Kolumban und Gallus den *Lacus Potamicus* angab<sup>24</sup>. Diesen Brauch verließ die Abtei nach 890 kurzfristig, als Notkers Schüler Salomon Abt von St. Gallen und Bischof von Konstanz war. Zusammen mit Abt Hatto von Reichenau beriet er spätkarolingische Könige, beinahe beherrschte er sie. Die Herrscher belohnten die Dienste beider Äbte mit Landschenkungen auf dem Bodanrück, in Bodman selbst. Sie sühnten den Frevel am heiligen Otmar und weithen den Bodmansee. Nun verstand 891 ein St. Galler Urkundenschreiber den Ausdruck Walahfrids anders, ungriechisch, deutsch: Wo er den See zu bezeichnen hatte, in den der Alpenrhein mündete, schrieb er zweimal *Lacus Podamicus*, mit d wie in Bodman<sup>25</sup>. Die neue Schreibweise blieb vorerst vereinzelt, trotzdem war sie bezeichnend. Die Gallusmönche bekannten sich zum örtlichen Ursprung des Seenamens, als die Pfalz Bodman für sie kein fremdes Herrschaftszentrum mehr war. Jetzt spiegelte der Name »Bodmansee« einen neuen Zusammenhalt zwischen alten Gegnern, St. Gallen und Reichenau einerseits, Bodman und Konstanz andererseits. Diese Verquickung brachte dem Namen *Lacus Potamicus* um 890 allgemeine Anerkennung ein, weil er die politischen Kräfte im weiten Umkreis zusammenfaßte und weil die führenden Mönche im Land diese Versöhnung als Geschichtsdanker begrüßten.

Daß ihr auch die Zukunft gehöre, darum bemühte sich ebenfalls das Kloster St. Gallen; es blieb über Generationen bei der spätkarolingischen Redeweise. In Besitzurkunden und Heiligenlegenden sprachen die Mönche seit dem zehnten Jahrhundert nicht mehr vom *Lacus Brigantinus* der Antike, nur vom *Lacus Potamicus* der Gegenwart<sup>26</sup>. Der bedeutendste Historiker von St. Gallen, Ekkehart IV., reihte sich vor 1022 als Dichter in diese Tradition ein<sup>27</sup>. Sein Geschichtswerk nannte dann um 1050 den Bodensee nicht mehr ausdrücklich beim Namen, behandelte aber den Schiffsverkehr, der St. Gallen wie mit Wasserburg, so mit Konstanz und Reichenau verband. Es entsprach der Auffassung Walahfrids, daß der See für alle offenstand; auch darin folgte Ekkeharts Bericht dem Herkommen. Wenn ein Zugereister, der Trierer Erzbischof, den weiten See vor der Haustür des Klosters bewunderte, gaben ihm die

24 Ratpert, De origine et diversis casibus monasterii sancti Galli, hg. Gerold MEYER VON KNONAU, in: Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte, hg. Historischer Verein in St. Gallen (künftig zitiert: MSG) 13 (1872), 1–64, hier Kap. 2, S. 2 zu Arbon: *iuxta lacum Potamicum*.

25 Der Konvent von St. Gallen am 30. 8. 891 zur Grenzfestsetzung, hg. Hermann WARTMANN, in: Urkundenbuch der Abtei Sanct Gallen (künftig zitiert: SGUB). Bd. 2. Zürich 1866, Nr. 680, S. 281 f. (mit falschem Datum 890), hier S. 282: *in loco ubi Rhenus lacum influit Podamicum ... inde usque ad lacum Podamicum*.

26 Von St. Galler Schreibern abgefaßte Urkunden: König Ludwig das Kind am 6. 8. 902 für Kloster St. Gallen, hg. Theodor SCHIEFFER, in: MGH. Die Urkunden der deutschen Karolinger. Bd. 4. Berlin 1960, Nr. 14, S. 117 zu einem Hof bei dem nicht genannten Bodman: *prope lacum Potamicum*; ebenso am 21. 1. 905 für Kloster St. Gallen, Nr. 37, S. 153 f. – Hartmann von St. Gallen, Vita sanctae Wiboradae, hg. Georg WAITZ, in: MGH. Scriptores. Bd. 4. Hannover 1841, S. 452–457, hier Kap. 30, S. 454 zu Verwüstungen durch die Ungarn: *usque ad lacum Potamicum*. – Reichenauer Mönche des zehnten Jahrhunderts sprachen nur vom *lacus*, trotz einiger Anleihen bei Walahfrid nicht vom *Potamicus*: De miraculis et virtutibus sancti Marci evangelistae, hg. Theodor KLÜPPEL, Reichenauer Hagiographie zwischen Walahfrid und Berno. Sigmaringen 1980, S. 143–151, hier S. 144 f.

27 Ekkehart (IV.), Carmen in laude sancti Galli, hg. Karl STRECKER, in: MGH. Poetae latini medii aevi. Bd. 5. Leipzig 1939, S. 536–540, hier Strophe 4, S. 537 zu Kolumban und seinen Begleitern: *Arbonam per lacum advolitant Potamicum*.



Mönche sofort Bescheid, daß ihnen der See nicht ganz gehöre; vom St. Galler See träumten sie nie<sup>28</sup>. Sie wußten, daß der See keine Einheit vorgab, daß sie Aufgabe der Menschen ringsum war. Deshalb machte ein St. Galler, wahrscheinlich Ekkehart selber, auch den Konstanzer Geistlichen ein Angebot: »Zwei Seen stehen dort beisammen und werden durch den Rhein verbunden; sie geben Konstanz den Namen, vom Beisammenstehen«<sup>29</sup>. Die Herleitung war falsch, weil Konstanz nach dem Römer Constantius hieß; aber sie war geistreich und bezog die Weltpriester ins Gespräch zwischen den Mönchen ein. Freilich stieß man damit an die Grenzen von Walahfrids Vorschlag. Wenn demnächst der Bischofssitz zwei Seen verklammern sollte, war der Bodensee nicht mehr der eine See der Klöster und mußte anders als *Lacus Potamicus* heißen. Aber wie? Das stand nicht geschrieben, darüber mußte man reden.

### Ein See der Burgen

Wo das Hochmittelalter beginnt, erlahmt meist die Aufmerksamkeit moderner Namenforscher, als hätten sie mit den Anfängen des Wortes »Bodensee« schon seine ganze Geschichte geklärt. Statt dessen müßten sie begründen, warum der Bodensee diesen Namen behielt, obwohl sich die Schwerpunkte an seinen Ufern verschoben. Daß ein herkömmlicher Name keineswegs unsterblich war, lehrt das Beispiel »Gardasee«. Der größte italienische Alpensee trug den antiken Namen *Lacus Benacus* noch im zehnten Jahrhundert, als eine Sperrfestung am Ostufer namens *Garda*, »Warte«, immer öfter ins Gerede kam; seit dem zwölften Jahrhundert heißt der See nur noch nach ihr. Am Bodensee entstanden ebenso wüchtige Burgen, indes viele nebeneinander, die meisten im Hinterland; schwerlich war der Obersee nach dem Heiligenberg, der Untersee nach dem Hohentwiel zu betiteln. Aber warum nicht, was Ekkehart von St. Gallen andeutete, ein neuer Name für beide Seen, warum nicht »Konstanzer See«? Der Bischofssitz wurde seit dem zehnten Jahrhundert eine mächtige Burg Gottes: neben der Kathedrale ein Kranz von Kirchen, Stiften und Klöstern, neben der Bischofspfalz Niederlassungen von Handwerkern und Kaufleuten, eingefaßt durch Wehrmauern. Nur das Wichtigste fehlte, Konstanz war noch kein geistiger Mittelpunkt und fand keine Selbstdarstellung. Entsprechend ratlos reagierten auswärtige Betrachter. Bischof Heribert von Eichstätt formulierte vor 1042 sein Lied vom Schneekind so, als grenzten unmittelbar an die schwäbische Kaufmannssiedlung Konstanz die stürmischen Weltmeere mit Sandstränden und Sklavenmärkten<sup>30</sup>. Wie das Meer bei Konstanz heiße, durfte man nicht fragen. Während die Gegenwart am

28 Ekkehart (IV.), *Casus sancti Galli*, hg. u. übers. Hans F. HAEFELE. Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters 10. Darmstadt 1980, hier Kap. 63, S. 134 zum Schiffsverkehr; Kap. 105, S. 212 die Bemerkung des Trierer Erzbischofs: *tam latum lacum hic patere*. – Die alte Formulierung noch um 1200 in der *Continuatio casuum sancti Galli*, hg. Gerold MEYER VON KNONAU, in: MSG 17 (1879), 1–119, hier Kap. 29, S. 73 zum Thurgau: *usque ad Potamicum lacum*.

29 *Additamenta*, Ekkeharti IV., ut videtur, hg. Walter BERSCHIN, *Notkers Metrum de vita S. Galli*, in: *Florilegium Sangallense*, Festschrift für Johannes Duft. St. Gallen–Sigmaringen 1980, S. 71–121, hier S. 117: *Duo lacus Rbeno iungente constantes Constantiae dant nomen a constando*.

30 *Modus Liebinc*, hg. Karl STRECKER, *Die Cambridger Lieder*. MGH. *Scriptores rerum Germanicarum* 40. 2. Aufl., Berlin 1955, Nr. 14, S. 41–43, hier Strophe 1 b, S. 41: *Constantie civis Suevulus trans equora gazam portans navibus*.

See zu Recht mit der weiten Welt am Mittelmeer verbunden erschien, galt die Vergangenheit zu Unrecht als abgelegen und wild. Der Chronist des bayerischen Klosters Ebersberg, vielleicht Abt Williram, dachte sich nach 1048 den karolingischen *Potamicus lacus* als Hinterland kleiner Adelsburgen<sup>31</sup>. In Regensburg schilderte Otloh von St. Emmeram um 1068 das alemannische Land zwischen Bodensee und Lech, *Lacus Brigantius* und *Lemannis fluvius*, wie einen prähistorischen Urwald<sup>32</sup>. Das neue Konstanz der Priester und Bürger war zu schwach, um der Vielfalt am See ein geschichtliches Profil, einen übergreifenden Namen zu geben.

Konstanz war indes stark genug, um die Harmonie der alten Klöster zu stören. Das empfanden am frühesten die Benediktiner der nächstgelegenen Abtei Reichenau. Vom ausgezogenen Bodenseebild ihres Mitmönchs Walahfrid rückten sie ab. Ihr größter Historiker, Hermann der Lahme, strebte nicht zur Karolingerzeit zurück. Seine Chronik vermied es zwischen 1048 und 1054 überhaupt, dem See Namen zu geben, und wählte bei der einzigen Ausnahme den antiken Begriff *Brigantinus lacus*. Dennoch hob er auch Bregenz nicht hervor; die Gründermönche Kolumban und Gallus wirkten nach Hermanns Ansicht in *Alamannia*. Das Land der Alemannen, nicht der See von Bregenz oder Bodman, schuf die Einheit der Reichenauer Geschichte. Hier hatte auch Konstanz den richtigen Platz, nicht als die eine Hauptstadt, sondern als einer unter mehreren Vororten Alemanniens, des Herzogtums Schwaben<sup>33</sup>. Diesem Aufruf zur Horizonterweiterung zeigten sich Hermanns Mitbrüder jedoch immer weniger gewachsen; sie verbissen sich immer mehr in örtliche Querelen. Zu Beginn des zwölften Jahrhunderts wollte ein namenloser Reichenauer durch Urkundenfälschungen noch anderen alten Klöstern ringsum helfen und gab, dem Nonnenkloster Lindau zuliebe, dem Obersee einen neuen, schönen Namen: der »Weite See«. Doch so weit blickten die Inselmönche bald nicht mehr. Der nächste Fälscher, Ulrich von Dapfen, nannte zwischen 1142 und 1166 in einer angeblich karolingischen Urkunde den See, der sein Kloster umgab, *Lacus Augiensis*, wie wenn er immer Reichenauer See geheißen hätte<sup>34</sup>. Was drüben auf der

31 *Chronicon Eberspergense*, hg. Wilhelm ARNDT, in: MGH. *Scriptores*. Bd. 20. Hannover 1868, S. 10–15, hier S. 10 zum sagenhaften Mitbegründer des Klosters, Konrad von Hewen: *quod est oppidum iuxta Potamicum lacum*.

32 Otloh von St. Emmeram, *Vita sancti Magni confessoris*, hg. Maurice COENS, *La Vie de S. Magne de Füssen par Otloh de Saint-Emmeran*, in: *Analecta Bollandiana* 81 (1963), 159–227, hier Kap. 15, S. 204 zu Bregenz: *iuxta lacum Brigantium*; Kap. 20, S. 212 zum Lech: *in Lemanni fluvio*; ähnlich Kap. 26, S. 222. Letzteres ist kein Irrtum Otlohs (wie Coens meint), sondern eine Etymologie nach Isidor von Sevilla (wie Anm. 3). So schon hundert Jahre vor Otloh Liudprand, *Antapodosis*, hg. Joseph BECKER, *Die Werke Liudprands von Cremona*. MGH. *Scriptores rerum Germanicarum* 41. 3. Aufl., Hannover-Leipzig 1915, hier Kap. II,3, S. 37 zum Lechfeld: *Lemanni fluminis campi*. Spätere Beispiele unten Anm. 42 und 75.

33 Hermann von Reichenau, *Chronicon*, hg. Georg Heinrich PERTZ, in: MGH. *Scriptores*. Bd. 5. Hannover 1844, S. 74–133, hier anno 839, S. 103 zum Besuch Ludwigs des Frommen: *iuxta Brigantium lacum*, nach *Annales Fuldenses* (wie Anm. 12), wo *Briganticum* stand; annis 612, 623, S. 92 zum alemannischen Wirkungsfeld von Kolumban und Gallus; annis 1043, 1048, S. 124, 127f. zu Konstanz in Alemannien.

34 Fälschung eines Reichenauer Anonymus auf den Namen Kaiser Ludwigs des Frommen und den 21. 4. 839 für Kloster Lindau, hg. Karl WOLFART, *Geschichte der Stadt Lindau im Bodensee*. Bd. 2. Lindau 1909, S. 201–205, hier S. 202 zum Nonnenkloster Lindau: *situm infra lacum Withse*, vielleicht an Ekkeharts *latus lacus* (wie Anm. 28) anknüpfend. – Fälschung Ulrichs von Dapfen auf den Namen Kaiser Karls III. und den 16. 4. 887 für Kloster Reichenau, hg. Paul KEHR, in: MGH. *Die Urkunden der deutschen Karolinger*. Bd. 2. Berlin 1937, Nr. 191, S. 323f., hier S. 323 zu einem ungenannten Ort bei Röhrnang: *prope Augiensem lacum situm*.

Nordostseite des Bodanrück geschah und wie der See dort hieß, ging das Kloster schon fast nichts mehr an. Der Bodensee im ganzen war seit der Ottonenzeit kein Objekt der Politik und kein Thema der Historie mehr; er drohte namenlos zu werden, wenigstens für die lateinische Weltsprache.

Das diffuse Bild klärte sich seit dem Ende des elften Jahrhunderts infolge der gregorianischen Kirchenreform. Im Einvernehmen mit dem Adel des Landes kamen benediktinische Reformer aus dem Westen, von Hirsau nach Schaffhausen, Wagenhausen, Petershausen, Mehrerau, und stifteten am See eine neue Verbrüderung der Mönche. Sie kümmerten sich mit mehr Eifer als karolingische Gelehrte um Laien in der Nähe und trugen das Gefühl der Zusammengehörigkeit in breite bäuerliche Kreise. Was sie bewirkten, davon zeugt die erste Aufzeichnung des deutschen Wortes »Bodensee« in einem lateinischen Buch, im Güterverzeichnis des Reformklosters Allerheiligen zu Schaffhausen um 1140. Anderswo schrieben auch Reformmönche weiterhin brav vom *Lacus Brigantinus* wie die Römer und vom *Lacus Potamicus* wie die Karolinger<sup>35</sup>. Der Schaffhauser Mönch aber hegte weder philologische Bedenken gegen ein barbarisches Wort noch historische Skrupel vor einer bewegten Vergangenheit; ihm ging es um alltägliche Wirtschaft in seiner Gegenwart. Der Abtei Schaffhausen gehörten Weinberge bei Malans und Maienfeld in Graubünden; deren Weine sollten von den Winzern »bis zum *lacus Bodimse*«, zur Mündung des Alpenrheins in den Obersee, transportiert werden. Und der Senner von Beuren im Hegau hatte dem Kloster einen Fuhrwagen zu stellen »bis zum *Bodimse*«, wir würden sagen: zum Untersee<sup>36</sup>. Derart weitgespannte Verkehrs- und Wirtschaftsbeziehungen erhoben den ganzen See für Mönche und Bauern des Umlands zu einer erlebten Einheit. Deshalb erhielt er einen gemeinsamen Namen, diesmal einen volkstümlichen, keinen gelehrten. Niemand wunderte sich, warum das Gewässer *Bodimse* hieß; es hieß halt so. Immerhin blieb das merkwürdige *m* stehen, das vom Ortsnamen Bodman herrührte; in der Sprechgewohnheit schwang ein Rest geschichtlicher Erinnerung mit.

Hirsauer Reformmönche machten die Bischöfe von Konstanz zu geistlichen Wortführern im deutschen Südwesten, ihren Amtssitz zum Zentrum der Klerikerbildung. Die Weltpriester verstanden sich jedoch als Vorkämpfer für die römische Weltkirche und betrieben keine Kirchturmpolitik. Zur Heiligsprechungsfeier für den welfischen Bischof Konrad I. von Konstanz kamen 1123 zahlreiche Gläubige aus dem welfischen Oberschwaben in die Mauern der Metropole; zeitgenössische Priester unterstrichen, daß viele der Pilger jenseits des *Lacus*

35 Berthold von Zwiefalten, *Chronicon*, hg. u. übers. Luitpold WALLACH, Erich KÖNIG, Karl Otto MÜLLER, *Die Zwiefalter Chroniken Ortliebs und Bertholds. Schwäbische Chroniken der Stauferzeit* 2. 2. Aufl., Sigmaringen 1978, S. 136–286, hier Kap. 3, S. 152 zu Fussach: *id est ad Brigantinum vel Potamicum lacum*. – Pfalzgraf Rudolf II. von Tübingen am 28. 3. 1228 für Kloster Salem, hg. Friedrich VON WEECH, *Codex diplomaticus Salemitanus, Urkundenbuch der Cistercienserabtei Salem*. Bd. 1. Karlsruhe 1883, Nr. 156, S. 191 f., hier S. 192 zu Nußdorf: *super lacum Pothamicum sita*.

36 Güterverzeichnis von Allerheiligen, zuletzt hg. Johannes MEYER, Friedrich SCHALTEGGER, in: *Thurgauisches Urkundenbuch* (künftig zitiert: TUGUB). Bd. 2. Frauenfeld 1917, Nr. 29, S. 76–99, hier S. 84 zu Malans: *usque ad lacum Bodimse*; S. 86 zu Maienfeld: *usque ad lacum Bodimse*; S. 88 zu Beuren: *usque ad Bodimse*.

*Potamicus* wohnten oder, wie ein Einheimischer schrieb, den *Lacus Podamicus* überquerten<sup>37</sup>. Selbst wenn dieses d von neuem auf Bodman verwies, verstand sich die Gemeinschaft der Gläubigen am See lieber geistlich als politisch, lieber genossenschaftlich als herrschaftlich. Konstanzer Prälaten wußten das auch. Als sich der Bischof 1155 von König Friedrich I. die Höri am Untersee zuweisen ließ, sprach die Urkunde mit Reichenauer Zungenschlag vom *Lacus Augiensis*, erkannte also den Vorrang der Abtei in diesem Bezirk an. Den Obersee nannte die Königsurkunde einfach *Lacus*, obwohl auch da, um Münsterlingen und Arbon, Bischofsrechte gegen Dritte zu sichern waren<sup>38</sup>. Das große Wasser gehörte jedem und keinem. Wenn ein umfassender geistlicher Anspruch galt, dann der römisch-katholische, nicht der bischöflich-regionale.

Adlige Laien urteilten wie ihre geistlichen Berater, daß über den Bodensee kein irdischer Machthaber regierte. Der Chronist des Bischofsklosters Petershausen erzählte zwischen 1134 und 1159, daß aus irgendeinem Grund die Gräfin von Pfullendorf über den Teich gegen Konstanz fuhr; plötzlich, auf der Höhe der Halbinsel Eichhorn, brachte sie einen Knaben zur Welt. Der Teich ohne Namen bot keine Bleibe; der hier geborene Edelmann starb später, wie sein Gesinde schauernd bemerkte, an derselben Stelle im See<sup>39</sup>. Als Übergangszone erschien die Seeegend auch der deutschen Kaiserchronik, die in Regensburg vor 1147 begonnen, vielleicht nach 1152 unter dem Welfenherzog Heinrich dem Löwen fortgesetzt wurde. Sie berichtete von dem römischen Kaiser Constantius und seinem Familiendrama, das zwischen Trier und Rom spielte. Sozusagen unterwegs wurde dem Kaiser zu Ehren Konstanz am *Bodemse* errichtet<sup>40</sup>. Auch für die Politik des regionalen Adels fügten sich Stadt und See in einen allgemeinen, nahezu zeitlosen Rahmen und bedurften keiner gesonderten, jedenfalls keiner neuen Kennzeichnung. Erst von außen kommende Herrscher konnten wie Römer und Karolinger versuchen, den See neuartig und einheitlich zu benennen. Jetzt waren es die Staufer.

Als ihr Geschlecht in den 1170er Jahren das oberschwäbische Welfenerbe übernahm, erhielt es auch die Vogtei der Klöster Reichenau und Kreuzlingen. In Altdorf behauptete nun 1179 der staufische Herzog Friedrich mit Zustimmung Welfs VI., die Kreuzlinger Güter in Oberschwa-

37 Odalschalk von Augsburg, *Vita sancti Kounradi*, hg. Walter BERSCHIN, *Oudalscalcs Vita S. Kounradi* im hagiographischen Hausbuch der Abtei St. Ulrich und Afra, in: *Freiburger Diözesan-Archiv* 95 (1975), 82–106, hier Kapitel III, 8, S. 105: *quidam ad propria ultra lacum Potamicum tendentes*. – Die anonyme, vielleicht aus Kreuzlingen stammende *Vita sancti Counradi episcopi altera*, hg. Georg Heinrich PERTZ, in: *MGH. Scriptores*. Bd. 4. Hannover 1841, S. 437–445, hier *Translatio* Kap. 8, S. 444\*: *Podamicum lacum transnavigare volentes*.

38 König Friedrich I. am 27. 11. 1155 für den Bischof von Konstanz, hg. Heinrich APPELT, in: *MGH. Die Urkunden der deutschen Könige und Kaiser*. Bd. 10, 1. Hannover 1975, Nr. 128, S. 213–216, hier S. 215 zu den Grenzen der Höri am Untersee: *per Rhenum sursum usque in lacum Augiensem*; S. 214 zu den Grenzen bei Münsterlingen: *inde in lacum*; ebenda zu den Grenzen bei Arbon: *per medium Rhenum usque in lacum*.

39 Die Chronik des Klosters Petershausen, hg. u. übers. Otto FEGER. *Schwäbische Chroniken der Stauferzeit* 3. 2. Aufl., Sigmaringen 1978, hier Kap. II, 23, S. 102 über die Gräfin von Pfullendorf: *per stagnum contra Constantiam navigavit*.

40 Die Kaiserchronik eines Regensburger Geistlichen, hg. Edward SCHRÖDER, in: *MGH. Deutsche Chroniken*. Bd. 1. Hannover 1895, S. 79–392, hier Verse 7606–08, S. 221: *daz habet ir wol vernomen ê, daz bi dem Bodemse Constanze haizet ain stat*.

ben lägen diesseits des *Lacus Lemannus*<sup>41</sup>. Was sollte das heißen? Das Hochmittelalter suchte den antiken See dieses Namens nicht an der Rhone, weil es Caesars Nachricht nicht kannte und den dortigen See anders nannte, »See von Lausanne«. In Handbüchern las man jedoch die spätantike Lehre, daß die Völker, die am *Lemanus* säßen, danach Alemannen hießen<sup>42</sup>. Also vermutete man ihn in Schwaben, zwischen Lech und Limmat<sup>43</sup>. Der staufische Bischof Otto von Freising lehrte 1157/58, der *Lemannus* sei tatsächlich die Limmat, die aus einem See bei Zürich im Schwabenland fließe und namengebend für das ganze Herzogtum, wenn nicht gar für Deutschland geworden sei<sup>44</sup>. Zwischen 1167 und 1174 meinte der Chronist der Welfen in Altdorf, nicht die Limmat, sondern der Bodensee heiße *Lemannus*, als eine Art Grenze des welfischen Bereiches, ja sogar Deutschlands<sup>45</sup>. Die Stauer dachten ausgreifender: Ein See, der allmählich in die Mitte Schwabens rückte, durfte »Alemannischer See« heißen.

Es ist verblüffend, wie rasch und weit sich die neue Formel *Lacus Lemannus* verbreitete, zuerst bei französischen Zisterziensern, die sich ohnehin soeben daran gewöhnten, ganz Deutschland Alemannien, »Allemagne« zu nennen<sup>46</sup>. Schwäbische und bayerische Ordensleute folgten dem neuen Brauch<sup>47</sup>. Alle dachten gleichermaßen an oberschwäbische wie an reichenauische Gebiete, an den ganzen See, nicht der geistlichen Vergangenheit, sondern der

41 Herzog Friedrich V. von Schwaben am 25. 12. 1179 für Kloster Kreuzlingen, hg. Johannes MEYER (wie Anm. 36), Nr. 56, S. 208–211, hier S. 208 zur Vogtei in Hirschlatt, Horgenzell, Kehlen, Moos, Grasbeuren, Bermatingen: *et in aliis locis citra lacum Lemannum*. – Wiederholt von Kaiser Heinrich VI. am 15. 12. 1191 für Kloster Kreuzlingen, ebenda Nr. 63, S. 229–231, hier S. 230.

42 Honorius Augustodunensis, *De imagine mundi libri tres*, hg. Jacques-Paul MIGNÉ (wie Anm. 16). Bd. 172. Paris 1895, Sp. 115–188, hier Kap. I,24, Sp. 128 über Schwaben: *Haec est Alemaniam, a Lemano lacu appellata*. Zu den spätantiken Vorgängern oben Anm. 3.

43 Der Lech wurde vorgeschlagen durch Liudprand und Otloh (wie Anm. 32), die Limmat um 1100 durch den wohl oberrheinischen Dichter Eupolemius, *Das Bibelgedicht*, hg. Karl MANITIUS. MGH. Quellen zur Geistesgeschichte des Mittelalters 9. Weimar 1973, hier Vers II,532, S. 95: *Quaque fluit Rheni cavus augens stagna Lemannus*, nach Lucan (wie Anm. 2).

44 Otto von Freising, *Gesta Friderici I. imperatoris*, hg. Georg WAITZ. MGH. *Scriptores rerum Germanicarum* 46. 3. Aufl., Hannover-Leipzig 1912, hier Kap. I,8, S. 24 zu Zürich: *Sueviae oppidum ... super lacum, unde Lemannus fluvius fluit, situm*; S. 25 mit Zitat aus Lucan (wie Anm. 2): *A predicto etiam Lemanno fluvio ... tota illa provincia Alemannia vocatur. Quare quidam totam Teutonicam terram Alemanniam dictam putant*.

45 *Historia Welforum*, hg. u. übers. Erich KÖNIG. Schwäbische Chroniken der Stauferzeit 1. 2. Aufl., Sigmaringen 1978, hier Kap. 31, S. 66: *totamque Germaniam a lacu Lemanno usque Boemiam*.

46 In den 1160er Jahren Gaufrid von Auxerre, *Vita sancti Bernardi*, hg. Georg WAITZ, in: MGH. *Scriptores*. Bd. 26. Hannover 1882, S. 109–120, hier Kap. IV,42, S. 114 zu Reichenau: *intra lacum Lemannum*. – Vor 1252 Alberich von Trois-Fontaines, *Chronica*, hg. Paul SCHEFFER-BOICHOEST, in: MGH. *Scriptores*. Bd. 23. Hannover 1874, S. 674–950, hier anno 828, S. 730 zu Reichenau: *in lacu Lemanno iuxta civitatem Constantiam*.

47 Die Chronik des Propstes Burchard von Ursberg, hg. Oswald HOLDER-EGGER, Bernhard von SIMSON. MGH. *Scriptores rerum Germanicarum* 16. 2. Aufl., Hannover-Leipzig 1916, anno 1166, S. 47 nach der *Historia Welforum* (wie Anm. 45): *totam Germaniam a nemore Boemie per Bauwariam et Sueviam usque ad lacum Lemannum*. – Um 1330 die zisterziensische *Chronica de gestis principum*, hg. Georg LEIDINGER, *Bayerische Chroniken des XIV. Jahrhunderts*. MGH. *Scriptores rerum Germanicarum* 19. Hannover-Leipzig 1918, S. 27–104, hier anno 1322, S. 93 zum Heer des Herzogs Leopold I. von Österreich: *de Reno, de Lemanno, de Elsacia, de Swevia*; anno 1324, S. 102 zum Aufenthalt Leopolds: *in superioribus partibus Swevie apud Lemannum*.

politischen Zukunft zuliebe. Am weitesten ging zu Beginn der 1250er Jahre der größte deutsche Gelehrte, der schwäbische Dominikaner Albertus Magnus, damals in Köln. Er hielt den Rhein für den deutschen Strom schlechthin, weil er von den Alpen zur Nordsee floß und die Städte zwischen Konstanz und Köln miteinander verband. Der Rhein füllte auch »das große Alemannische Meer«, das den Alemannen, den heutigen Schwaben, ihren Namen gab. Alemannisch nannte er ferner ganz Deutschland, weil es überwiegend von Schwaben bewohnt sei<sup>48</sup>. Bald schrieben andere Gelehrte, am Bodensee wie im Elsaß und in Kärnten, ebenfalls vom »Alemannischen See«, der fast schon zum »Schwäbischen Meer«, ja zum »Deutschen Meer« wurde<sup>49</sup>. Jedenfalls sollte das Land am Bodensee mit Hilfe der Umbenennung vereint und dem Staufferreich einverleibt werden.

Die Stauer insistierten mit einem zweiten Vorschlag. Er zielte auf ihr politisches Zentrum am See, die Stadt Konstanz, in der Friedrich Barbarossa zwei grundlegende Verträge, 1153 mit dem Papst, 1183 mit den Kommunen Italiens schloß. Bald danach, 1187, stellte der Kaiser eine Urkunde aus, die nicht mehr die Zurückhaltung von 1155 übte. Er hielt sich in Wallhausen auf, wo damals die Fähre von Überlingen nach Konstanz landete. Wallhausen liege, hieß es jetzt, am *Lacus Constantiensis*<sup>50</sup>. Für die Stauer besaß das nahegelegene Bodman, das Reichsministeriale für sie verwalteten, weit weniger Gewicht als der städtische Stützpunkt Konstanz. Auch wenn es die moderne Forschung bisher übersehen hat, verwundert es nicht, daß die folgenschwersten Neubenennungen des Bodensees, »Alemannischer See« und »Konstanzer See«, staufische Schöpfungen waren. Beide lagen seit hundert Jahren in der Luft und warteten auf den zupackenden Herrscher, der die Welt beim Namen nannte. Die Prägung »Konstanzer See« fand allerdings bei Einheimischen und Auswärtigen keinen Anklang, sie war zu stark ortsbezogen. Beide staufischen Namen, auch der beliebtere »Alemannische See«, blieben auf lateinische Schriften beschränkt und wurden in der Mundart nicht heimisch. Für die Mehrzahl der Zeitgenossen verfehlten sie die Mitte zwischen lokaler Entfaltung und universaler Ausrichtung des Lebens am See.

48 Albertus Magnus, *De natura loci*, hg. Paul HOSSFELD, *Alberti Magni opera omnia*. Bd. 5,2. Münster 1980, hier Kap. III,2, S. 34: *Rhenus, qui per Germaniam vadit, ab Alpibus nascitur et... mergitur in mare Anglicum versus aquilonem*; ebenda S. 35: *Alemannos, qui Alemanno maximo stagno, quod ante radices Alpium effunditur, per cuius medium Rhenus transit, a quo etiam multitudinem suae aquae accipit, sic vocantur, sed modo Suevorum nomine censentur*; Kap. III,7, S. 41: *Germania et Alemannia, in qua licet multae gentes sint, tamen plurimam partem Suevi tenent*.

49 Mitte des 13. Jahrhunderts, in Salem entstanden, *Descriptio terrae Agarenorum*, hg. Oswald HOLDER-EGGER, in: MGH. *Scriptores*. Bd. 31. Hannover 1903, S. 671 zu Reichenau: *laci Alamannici insula*. – Meisterin Elisabeth von Münsterlingen am 23. 4. 1288 für Kloster Kreuzlingen, hg. Friedrich SCHALTEGGER, in: TGUB Bd. 3. Frauenfeld 1925, Nr. 788, S. 736 zu Münsterlingen: *iuxta lacum Alamannicum*. – Ein Kolmarer Dominikaner um 1300, *Descriptio Theutoniae*, hg. Philipp JAFFÉ, in: MGH. *Scriptores*. Bd. 17. Hannover 1861, S. 238–240, hier S. 238: *Alamania dicitur ab Alemanno lacu, supra quem posita est civitas Constantiensis*. – Zwischen 1341 und 1347 der Zisterzienserabt Johann von Viktring, *Liber certarum historiarum*, hg. Fedor SCHNEIDER. MGH. *Scriptores rerum Germanicarum* 36. 2 Bde. Hannover-Leipzig 1909–10, hier Kap. I,9, Bd. 1, S. 33 zu Reichenau: *in insula laci Alemannici Constanciensis territorii*; Praefatio III, Bd. 2, S. 242 nach Walahfrid (wie Anm. 10 und 19): *Alemannia sive Altimannia pro situs altitudine, a Lemanno sive Brigantino lacu dicta*.

50 Kaiser Friedrich I. am 23. 9. 1187 für Kloster Salem, hg. Friedrich VON WEECH (wie Anm. 35), Nr. 36, S. 58f., hier S. 59: *Datum apud lacum Constantiensem in villa Walarhusin*.

Es läßt sich genauer angeben, an welchen Gruppen die Namengebung der Staufer scheiterte: an den vornehmsten Stauferfreunden der Gegend, den adligen Prälaten in Konstanz und den ritterlichen Laien im Umland. Das Bistum Konstanz, das größte in Deutschland, umfaßte im dreizehnten Jahrhundert zwischen Stuttgart und Interlaken eine Vielzahl von Regionen, die zwar überwiegend von Alemannen bewohnt waren, aber im Osten und Westen nicht das ganze Herzogtum Schwaben einschlossen. Erschien den Bischöfen der alemannische Rahmen zu groß, so der konstanzer zu klein. Die bedeutendsten Bischöfe stammten nicht aus der Stadt, sondern von Burgen in Randgebieten. Sie bremsten den Aufschwung ihrer Residenz zur selbstbewußten Bürgergemeinde und maßen ihr schon deshalb kein allzugroßes Gewicht bei. Aber in der Mitte des Bistums lag der Bodensee; als seine Herren begannen sich die Bischöfe zu fühlen, obwohl ihnen die Ufer nur geistlich, nicht politisch unterstanden. Am naivsten drückte sich ihr fast caesarischer Stolz in einer Urkunde aus, die zwischen 1227 und 1233 entstand. In ihr bestätigte Bischof Konrad II. die Stiftung des Zisterzienserinnenklosters Wald. Der erste Grundstückskauf habe 1212 in Uhdlingen stattgefunden, »am Ufer Unseres Sees«<sup>51</sup>. Ihn eigens in Bischofssee umzutaufen, wagten die Oberhirten nicht; doch der alte Name *Lacus Potamicus* war ihnen kaum mehr geläufig. In der populären Weltchronik eines schwäbischen Franziskaners hieß es 1294, um 940 sei der heilige Konrad I. von Konstanz trockenen Fußes über den *Lacus Potanicus* gewandelt<sup>52</sup>. Woher der See den »botanischen« Namen hatte, errieten allenfalls Lokalchronisten; die übrigen Leser mußten glauben, er sei so etwas wie der bischöfliche Hausgarten. Dagegen hatten die Bischöfe weniger einzuwenden als gegen die Gleichsetzung ihres Sprengels mit Alemannien oder mit Konstanz. Von neuem bewährte sich der mittlere Name »Bodensee« zwischen lokalen und globalen Ansprüchen.

Ähnlich verhielten sich in diesem Spannungsfeld die adligen Laien, die deutsch sprachen und schrieben, am Bodensee zahlreich saßen und den Stauern treu dienten. Im neuen Kulturzusammenhang des Rittertums tauchte der Bodensee seltener auf als im alten des Mönchtums, bei mittelhochdeutschen Epikern schon deshalb, weil ihre Abenteuer in fremden Ländern spielten. Trotzdem verwendete der Franke Wolfram von Eschenbach um 1215 das Wort, um ritterliche Prahlerei ironisch abzuwehren. Wer sich hochmütig überschätze, benehme sich wie eine Ente, die den ganzen *Bodemse* austrinken wolle<sup>53</sup>. Ein humorvolles Beispiel ohne Hintersinn, höchstens eine leise Warnung, daß der größte deutsche See weder für kleinkarierte noch für großspurige Wünsche verfügbar sei. Ebenso setzten alemannische Dichter den Akzent. Viele

51 Bischof Konrad II. von Konstanz, ohne Datum, für Kloster Wald, hg. Friedrich ZELL, Bestätigung der durch Burkard von Weckenstein geschenehen Stiftung und Gründung des Klosters Wald, Cistercienser-Ordens, von Bischof Konrad II. von Konstanz, in: Freiburger Diözesan-Archiv 12 (1878), 187–188 (mit falscher Datierung auf 1. 4. 1212), hier S. 188: *prefate emptionis contractus celebratus est in littore laci nostri in portu videlicet Ouldingen*. – Bischof Konrad II. am 20. 6. 1225 für Kloster Salem, hg. Friedrich von WEECH (wie Anm. 35), Nr. 140, S. 178 f., hier S. 179 noch ohne Possessivpronomen: *Datum apud Uldingen in littore laci*.

52 Flores temporum, hg. Oswald HOLDER-EGGER, in: MGH. Scriptores. Bd. 24. Hannover 1879, S. 230–250, hier anno 940, S. 244: *floruit sanctus Chunradus Constancie, qui super lacum Potanicum sicis pedibus ambulavit*.

53 Wolfram von Eschenbach, Willehalm, hg. Werner SCHRÖDER. Berlin–New York 1978, hier Verse VIII,377,4–6, S. 481: *nu seht, ob vunde ein antvogel ze trinken in dem Bodemse, trünckern gar, daz taet im we*.

Lyriker des dreizehnten Jahrhunderts, deren Minnesang nachher durch die Manessische Liederhandschrift gesammelt wurde, saßen auf Burgen am Bodensee. Doch erst am Ende des Jahrhunderts erwähnte ihn einer, der Schenk Konrad von Landegg, Ministeriale der Abtei St. Gallen. Bei einer Winterreise an den Atlantik fragte er sich, ob zu dieser Jahreszeit daheim noch Wonne und Vogelsang herrschten. Mit drei Namen umschrieb er die eine Heimat: am Rhein, *umb den Boden se*, in Schwaben<sup>54</sup>. Weniger freundlich bot sich der See dem geistlichen Ritter Hugo von Langenstein dar, als er 1293 eine deutsche Legendendichtung schrieb, vielleicht in der Deutschordens-Kommende Mainau. Ohne den Bodensee beim Namen zu nennen, schilderte Hugo einen tobenden See, der keine Ruhe kenne und die Menschen hin und her werfe, wenn nicht Gott das Ruder ergreife und den Anker werfe. Der See wurde zum Inbegriff der sündigen Welt<sup>55</sup>. So unterschiedlich ihn die ritterlichen Dichter stilisierten, sie idealisierten ihn nie. Sie stellten sich in weite geistige Zusammenhänge und begriffen auch die engere Heimat als vielgestaltigen Raum, den die Geschichte, nicht die Erdkunde definierte.

Unter den deutschen Schriften waren es denn auch Geschichtsdichtungen, die dem Bodensee im dreizehnten Jahrhundert die klarsten Umrisszeichnungen verliehen. Der Vorarlberger Ritter Rudolf von Ems hielt sich um 1250 in seiner gereimten Weltchronik nur scheinbar an lateinische Gelehrsamkeit der Stauferzeit. Das alte Alemannien habe seinen Namen von *Aleman*, dies sei der *Boden se*. Rudolf benutzte schon die Form mit n, die den Ursprung aus Bodman vergessen machte und sich in den nächsten zweihundert Jahren langsam vordrängte. Eine provinzielle Herleitung reichte so wenig hin wie eine antiquierte. Rudolf fuhr nämlich fort, Alemannien heiße heute *Swabin*, in diesem Land »schwebe« der Bodensee. Das klang, als hätte er dem ganzen Schwabenland, in dessen Mitte er schwamm, den Namen vererbt! Rudolf griff die staufischen Vorschläge nur auf, um sie zu verwerfen. Nach Art der Kaiserchronik dozierte er, daß die Seegegend auf den Rhein hinweise, der von den Südbergen zum Nordmeer fließe und zahlreiche wehrhafte Orte aufweise, als ersten das feste Konstanz aus der römischen Kaiserzeit<sup>56</sup>. Eine uralte Landschaft mit weltweiten Beziehungen, nicht erst von irischen Mönchen oder schwäbischen Rittern erschlossen. Diesen Eindruck gaben im frühen vierzehnten Jahrhundert Geschichtsdichter anderer Gegenden weiter; sie sprachen vom Land am *Bodemse* als dicht

54 Die Große Heidelberger »Manessische« Liederhandschrift, in Abbildung hg. Ulrich MÜLLER. Göppingen 1971, hier Nr. 58, Blatt 207 vb: *Mich muos wunder han, wie es sich stelle bi dem Rine, umb den Boden se, ob der sumer sich da zer ... , Wüene und vogelsanc ist in Swaben des ich wene*. So die Schreibweise des Originals; gelehrt bereinigt in: Deutsche Liederdichter des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts, hg. Karl BARTSCH, Wolfgang GOLTHIER. 4. Aufl., Berlin 1901, S. 295.

55 Martina von Hugo von Langenstein, hg. Adelbert VON KELLER. Bibliothek des Literarischen Vereins 38. Stuttgart 1856, hier Verse 292, 40–45, S. 735 bei Nennung des Verfassernamens: *Den gotes minne ruoder Ab dem tobenden sewe schielt Der nie rehter ruowe wielt Noch dekeiner senfter stille Wan daz süntlich gewille Wirfet uns nu her nu hin*; ähnlich Verse 152, 79–99, S. 384 f.; Verse 281, 38–86, S. 707 f.

56 Rudolfs von Ems Weltchronik, hg. Gustav EHRISMANN. Deutsche Texte des Mittelalters 20. Berlin 1915, hier Verse 2235–2257, S. 31 f., teilweise nach Honorius Augustodunensis (wie Anm. 42): *in disim teile Swabin lit, das Alemannia hiez ê nab Alemane den Boden se, der inder Swabe lande swebt*. – Die neue Schreibung vielleicht schon vor Rudolf: Sächsische Weltchronik, hg. Ludwig WEILAND, in: MGH. Deutsche Chroniken. Bd. 2. Hannover 1877, S. 65–279, hier Kap. 149, S. 159 zu Reichenau: *in dem Bodensê*; doch sind Verfassernamen und Abfassungszeit umstritten. – Die ältere Schreibung noch bei Ritter Marquard von Kemnat am 11. 5. 1282 für den Bischof von Konstanz, hg. Friedrich SCHALTEGGER, in: TGÜB Bd. 3, Nr. 726, S. 629–633, hier S. 629: *disehalp der Bregenzer cluse und dem Bodemse*.



besiedelten und geschichtlich bewegten Gefilden<sup>57</sup>. So wehrten die Ritter fast spielend alle Anläufe ab, dem See einen ausweitenden oder einengenden Namen aufzudrängen. Die Adelspoesie in deutscher Sprache hat dem Wort »Bodensee« das Leben gerettet, aus tieferen Gründen, weil es einen Schwebezustand zwischen dem Reiz der weiten Welt und dem Glück im Winkel wiedergab und weil den sprachgewaltigen Herren auf den Burgen des Landes dieser Schwebezustand behagte.

### Ein See der Städte

Für das Spätmittelalter läßt uns die Namenforschung fast ganz im Stich. Begreiflich ist es, denn die Zustände änderten sich nicht mehr geradlinig, sie verwirrten und verwickelten sich. Ein Blick zum Baltischen Meer oder zum Genfer See läßt erkennen, was damals geschehen konnte. Bis ins fünfzehnte Jahrhundert hieß der letztere meistens »See von Lausanne«. Während sich aber Lausanne nicht von der Herrschaft seines Bischofs freimachte, erkämpften die Bürger von Genf ihre Selbständigkeit und festigten sie durch Handelsmessen. Sie machten den Namen der Stadt Genf weltberühmt und teilten ihn seit dem dreizehnten Jahrhundert allmählich dem ganzen See mit. Nur blieb die moderne Bezeichnung nicht lange unangefochten, denn im fünfzehnten Jahrhundert entdeckten Humanisten die antike, *Lemannus, Léman*. So brachte das Spätmittelalter den Genfer See und ähnlich das Baltische Meer um die einheitliche Benennung. Warum nicht auch den Bodensee? Auch hier befreiten sich Genossenschaften von der herkömmlichen Herrschaft; aber am Anfang standen hier nicht die Bürger allein, sondern neben ihnen, noch in spätaufischer Zeit, die Franziskaner, der größte jener Bettelorden, die sich der städtischen Seelsorge verschrieben. Sie unterteilten 1239 ihre oberdeutsche Ordensprovinz in sechs Kustodien; eine hieß sogleich »am See«, als verdiente zwischen Trier und Regensburg bloß der Bodensee den Gattungsnamen.

Der städtereichste See war er: Der Leiter dieser Kustodie saß gewöhnlich im ältesten Konvent des Bistums, in Lindau, und kontrollierte die Ordenshäuser in Städten rundum, Überlingen, Konstanz, Schaffhausen, Zürich. Er hieß 1295 auf deutsch »Küster vom *Bodemse*«, dann *umb den Bodensewe*; zum ersten Mal nannte sich eine geistliche Behörde nach dem Gewässer<sup>58</sup>. Kein lateinisches Buch des Mittelalters sprach denn auch so oft vom Bodensee wie die Chronik des Lindauer Franziskaners Johann von Winterthur um 1340. Sie sammelte die Spielarten des Namens, die neueren *Potanicus* und *Botanicus*, die älteren *Potamicus* und

57 Ottokars Österreichische Reimchronik, hg. Joseph SEEMÜLLER. MGH. Deutsche Chroniken. Bd. 5,2. Hannover 1893, hier Vers 70759, S. 936 zur Stadt Überlingen: *bi dem Bodemsê*. – Lohengrin, hg. Thomas CRAMER. München 1971, hier Vers 3336, S. 355 zu Kloster Weissenau (nicht Reichenau, wie Cramer meint): *der Bodemsê mit naeh ez kan erreichen*.

58 Bischof Heinrich I. von Konstanz am 25. 4. 1241 für den Franziskaner Anselm, zitiert von Paul LADEWIG, Theodor MÜLLER, in: *Regesta Episcoporum Constantiensium* (künftig zitiert: REC). Bd. 1. Innsbruck 1895, Nr. 1536, S. 177: *custos super lacum*. – Graf Egen von Fürstenberg am 20. 2. 1295 für Bürger und Franziskaner von Villingen, hg. Sigmund RIEZLER, in: *Fürstenbergisches Urkundenbuch*. Bd. 1. Tübingen 1877, Nr. 636, S. 322–324, hier S. 323f.: *der custer von dem Bodemse*. – Äbtissin Anna von Paradies am 23. 6. 1368 für Heinrich Zapf, hg. Ernst LEISI, in: *TGUB* Bd. 6. Frauenfeld 1950, Nr. 2950, S. 469f., hier S. 470 zu Ulrich von Schwarzach: *custer des selben ordens umb den Bodensêwe*.

*Botamicus*, fügte aber herausfordernd den Ursprungsnamen in neuer Gestalt hinzu, *Lacus Bodmensis* oder *Podmensis*, und bezog ihn auf das Dorf Bodman. Der See erschien dem Barfüßer als gewaltiges, über fünfzig Kilometer langes Becken, als Straße der vielen Gemeinden zwischen Höchst, Bregenz, Lindau, Langenargen, Buchhorn, Meersburg, Bodman und Konstanz<sup>59</sup>. Im Blickfeld lag bloß der Obersee, an dem sich franziskanische Konvente aufreichten, doch eben dies war das Neue: Der alte Name eignete sich plötzlich für den Zusammenschluß einer regionalen Genossenschaft. Gegen Bischof und Weltklerus?

Anfangs arbeiteten die Franziskaner eng mit dem Konstanzer Bischof zusammen und sicherten ihm den Gehorsam der Stadtbewohner. Deshalb ließ sich 1327 sogar das adlige Domkapitel herab, in einer lateinischen Urkunde für Konstanzer Bürger den vulgären Ausdruck Bodense zu gebrauchen. Im Umkreis der Prälaten hieß 1339/40 auch der kaiserliche Landvogt für Oberschwaben »Landvogt um den Bodensee«<sup>60</sup>. Dann aber verschwand die Bezeichnung aus hochkirchlichen Äußerungen, nachdem im deutschen Thronstreit zwischen Wittelsbach und Habsburg Franziskaner und Bürger die eine, Papst und Bischof die andere Partei unterstützt hatten. Der Konstanzer Domherr Heinrich Truchseß von Diessenhofen zählte in seiner bis 1361 geführten Chronik beinahe sämtliche Orte zwischen Stein und Bregenz auf, aber den See in der Mitte nannte er selten, niemals mit Namen, am liebsten als Hausgewässer der Diözesan-Metropole. So schrieb er 1358 von einer Pestwelle in Schwaben, sie habe im Bistum Konstanz gewütet, »vor allem um die Donau in Ulm und bis zum See in Konstanz und anderen umliegenden Orten«. Heinrichs politische Hintergedanken wurden bei der Meldung sichtbar, daß sich die Nachbarorte um die Bürgergemeinde Konstanz zu einem verschworenen Bund zusammenschloßen. Sie sonderten sich aus der Gemeinschaft des Bistums ab, in die sie von Rechts wegen gehörten<sup>61</sup>. Daß der Name »Bodensee« im Lauf des vierzehnten Jahrhunderts zum bürgerlichen Schlachtruf geworden war, beweist die deutsche Bearbeitung

59 Die Chronik Johannis von Winterthur, hg. Friedrich BAETHGEN. MGH. *Scriptores rerum Germanicarum*, Nova series 3. 2. Aufl., Berlin 1955, hier *Potan(n)icus*: anno 1327, S. 86; anno 1330, S. 88; anno 1333, S. 109; anno 1343, S. 203, 206, 207; anno 1344, S. 232; *Botan(n)icus*: anno 1291, S. 33; anno 1308, S. 69; anno 1337, S. 152; anno 1344, S. 248; *Potamicus*: anno 1346, S. 265; anno 1347, S. 274; *Botamicus*: anno 1346, S. 267; *Bodmensis*: anno 1330, S. 90; anno 1336, S. 125 mit Hinweis auf Dorf Bodmen; *Podmensis*: anno 1344, S. 250; zur Größe des *lacus Potannicus seu Podmensis*: anno 1326, S. 104.

60 Domkapitel von Konstanz am 21. 8. 1327 für Konrad Brennissen, hg. Friedrich SCHLITTEGGER, ERNST LEISI, in: TGUB Bd. 4. Frauenfeld 1931, Nr. 1398, S. 516f., hier S. 516 zu Kurzrickenbach: *prope lacum, qui vulgo dicitur der Bodense*. – Graf Eberhard von Nellenburg am 27. 1. 1339 für den Bischof von Konstanz, zitiert von Alexander CARTELLIERI, in: REC Bd. 2. Innsbruck 1905, Nr. 4572, S. 179: Landvogt um den Bodensee; derselbe am 11. 6. 1340 für denselben, ebenda Nr. 4595, S. 181: Reichslandvogt um den Bodensee. – Ähnlich 1335 im Kloster St. Gallen: *Cristân der Kuchimaister, Nüwe Casus monasterii sancti Galli*, hg. Eugen NYFFENEGGER. Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker 184. Berlin–New York 1974, hier Kap. 27, S. 48 über Konstanzer Bischof und St. Galler Abt: *und warent die gewaltig umb den Bodensew*.

61 Heinrich von Diessenhofen, *Chronicon*, hg. Johann Friedrich BOEHMER, Alfons HUBER, in: *Fontes rerum Germanicarum*. Bd. 4. Stuttgart 1868, S. 16–126, hier anno 1358, S. 113: *mortalitas viguit in dyocesi Constantiensi maxime circa Danubium in Ulma et usque ad lacum in Constantia et aliis locis circum iacentibus*; weitere Erwähnungen des *Lacus* bei Konstanz anno 1343, S. 39; anno 1348, S. 68; anno 1361, S. 124; der Städtebund anno 1360, S. 118.

von Heinrichs Chronik, die in Konstanz nach 1383 entstand; sie trug genüßlich den vom Domherrn unterdrückten Namen *Poden see* für *Lacus* nach<sup>62</sup>.

In der Tat waren die Franziskaner nur Vorreiter für einen politischen Bund von Stadtgemeinden, der sich seit 1312 allmählich zusammenfand. Er wollte eine gemeinsame Reichspolitik fördern, den Landfrieden sichern, die Handelsbeziehungen pflegen. Führende Mitglieder waren Städte in Seenähe, Konstanz, Zürich, St. Gallen, Überlingen, Buchhorn, Lindau, Ravensburg, Wangen. Höchst ungleiche Partner, eine Konferenz zur Bändigung der Konkurrenz. Schon 1327, bei einem Streitfall am Untersee, den die Kommunen schlichteten, nannten sie sich »Vereinigung um den Bodenseew«; 1331 stellte sie der Kaiser als »Konstanzer und ihre Gesellschaft um den See« vor<sup>63</sup>. Außenstehende glaubten daraufhin, daß den Konstanzern eine Führungsrolle am Bodensee zukomme, wenigstens am unteren, wo keine Gemeinde neue Bedeutung gewonnen und das Kloster Reichenau den alten Rang verloren hatte. Im Dorf Tirol und in der Stadt Schaffhausen hieß der Untersee seit 1335 gelegentlich »Konstanzer See«<sup>64</sup>. Die Hegemonie eines Partners widersprach indes der Gleichberechtigung aller Verbündeten; so hieß der Bund im Kreis der Mitglieder bald wieder »die verschworenen Gemeinden am Bodensee« oder »die sieben Städte um den See«<sup>65</sup>. Der Bund nahm die Vokabel handfest und grenzte 1362 das Gebiet gegenseitiger Hilfeleistung im Gelände ab. Es lag zwischen Aare und Arlberg, in der Mitte erstreckten sich *Underse*, *Oberse*, *Bodemse*. Zum ersten Mal erschienen die Hauptteile des Sees mit den seither üblichen Namen Untersee und Obersee; zugleich waren sie durch den alten Oberbegriff Bodensee zusammengehalten<sup>66</sup>. So gab der Bund der Bodenseestädte dem Wort einen unerhört konkreten Inhalt; es wurde zur Parole für die Politik städtischer Führungsschichten in einer scharf umgrenzten Region. Die Bodenseegemeinden

62 Eine Konstanzer Weltchronik aus dem Ende des 14. Jahrhunderts, hg. Theodor VON KERN, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von Freiburg, dem Breisgau und den angrenzenden Landschaften 1 (1867/69), 179–235, hier anno 1342, S. 229: *Der Poden see gieng czw Costencz uber die mauer ein*.

63 Die Städte Konstanz, Überlingen, Lindau, Radolfzell und Wangen am 14. 8. 1327 für Stadt Diessenhofen und Kloster Paradies, hg. Friedrich SCHALTEGGER, Ernst LEISI, in: TGUB Bd. 4, Nr. 1396, S. 513–516, hier S. 513: *verainung um den Bodenseew*. – Kaiser Ludwig der Bayer am 5. 12. 1331 für den Bund von 22 Städten, hg. Jakob ESCHER, Paul SCHWEIZER, in: Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich. Bd. 11. Zürich 1920, Nr. 4414, S. 318–323, hier S. 322: *Costenzer und ir geselleschaft umb den see*.

64 Pfarrer Heinrich vom Dorf Tirol am 18. 12. 1335 für vier Mitgeistliche, hg. Rudolf THOMMEN, Urkunden zur Schweizer Geschichte aus österreichischen Archiven. Bd. 1. Basel 1899, Nr. 394, S. 234 bei den Adressaten: *domino Johanne de Augia maiore ex lacu Constancie* (von Thommen wohl zu Recht nicht auf Mehrerau, sondern auf Reichenau bezogen). – Weibel Johannes von Schaffhausen am 3. 12. 1365 für Heinrich Würstli, hg. Ernst LEISI, TGUB Bd. 6, Nr. 2845, S. 381 zu Gütern bei Paradies: *nidrunt dem Kostentzer sêw*.

65 Johann von Winterthur (wie Anm. 59), anno 1337, S. 152: *civitates iuxta lacum Botanicum coniuurate*. – Die Städte Konstanz, Überlingen, Lindau und St. Gallen am 10. 5. 1362 für Abtei St. Gallen und Stadt Wangen, hg. Hermann WARTMANN, in: SGUB Bd. 4. St. Gallen 1899, Nr. 1593, S. 33: *die rät von den sibentetten umb den Sê*.

66 Bund zwischen den Städten Konstanz, Zürich, St. Gallen, Lindau, Ravensburg, Überlingen, Wangen und Buchhorn am 23. 2. 1362, hg. Hermann WARTMANN (wie Anm. 65), Nr. 1585, S. 25–29, hier S. 28 die Abgrenzung von der Aaremündung ab: *den selben Rin uf und Undersewe, Obersewe, Bodemsewe uf unz gen Pregenz*. Unwahrscheinlich, aber nicht auszuschließen ist, daß als »Obersee« oder als »Bodensee« der

konnten ihren Bund sogar aufrechterhalten, als größere Einungen wie der rheinische und der schwäbische Städtebund sich 1389 auflösen mußten. Damit gewann die Bodenseeregion auch im deutschen Reichsverband Eigenständigkeit.

Sie drohte zur Eigenbrötelei zu werden, als die Kommune Konstanz zwischen 1394 und 1402 mit Hilfe des Städtebundes dem ganzen See ihren Namen zuschreiben wollte. Im Briefwechsel mit den fernen Großstädten Köln und Mailand brüstete sie sich als Vorort des Städtebundes um den »Konstanzer See«<sup>67</sup>. Doch glückte es den städtischen Juristen 1402 nicht besser als den kaiserlichen 1187; bald nannten die Konstanzer selbst ihre Gemeinde wieder »Konstanz am Podemse« und ihren Bund »Vereinigung umb den Bodemsew«<sup>68</sup>. Der Pluralismus versteifte sich gleichwohl immer mehr zum Partikularismus. Die Appenzeller Bauern verbündeten sich 1405 mit ihren Nachbarn zwischen Zürichsee und Arlbergpaß gegen die Abtei St. Gallen. Die Partner nannten sich »Gemeinsamer Bund oberhalb vom Bodensee«, kurz »Bund ob dem See«<sup>69</sup>. Die Formel war eine Kampfansage, denn nur Eidgenossen vom südlichen Ufer taten mit. Sie stritten auch gegen den Städtebund um den See, vor allem gegen Konstanz, das vom bürgerlichen Bund der Handelsherren nicht lassen mochte, und gegen den Ritteradel zwischen Thurgau und Hegau, der sich seit 1409 ebenfalls des globalen Schlagworts

heutige Überlinger See gedacht war. Als »Untersee« war bislang stets der Bodanrück zwischen den Seen angesprochen worden, vgl. oben Anm. 16 und noch Abt Albrecht von Reichenau am 5. 11. 1270 für den Deutschen Orden, hg. Friedrich SCHALTEGGER, in: TGUB Bd. 3, Nr. 562, S. 392–395, hier S. 394 zu Allensbach: *et loco, qui dicitur Untersê*. Nicht mehr eindeutig Kaiser Karl IV. am 13. 11. 1356 für Kloster Reichenau, hg. Ernst LEIST, in: TGUB Bd. 5, Frauenfeld 1937, Nr. 2277, S. 533–536, hier S. 534 über Ministeriale *ze Alespach und in allem Underse, ze Stekboren, ze Bernang, ze Mannenbach, ze Ermatingen*; hier konnte »Untersee« bereits als der See verstanden werden, an dem alle genannten Orte liegen. Die lateinische Entwicklung war vorangegangen und von der Konstanzer Perspektive ausgegangen, so der Entscheid des bischöflichen Hofrichters Bertold am 1. 7. 1275 im Streit zwischen Stift St. Johann und Kloster Petershausen um Fischrechte, ebenda Nachtrag Nr. 19, S. 713: *in lacu inferiori*.

67 Die Bundesgenossen 1394 an den Grafen von Geldern und die Stadt Köln, hg. Franz Josef MONE, Zur Handelsgeschichte der Städte am Bodensee vom 13. bis 16. Jahrhundert, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 4 (1853), 3–67, hier Nr. 51, S. 61f.: *civitates et oppida circa lacum Constanciensem adiacencia*. Wörtlich ebenso die Bundesgenossen am 11. 1. 1402 an Herzog Giangaleazzo von Mailand, ebenda Nr. 19, S. 33f.; ähnlich dieselben am 12. 3. 1402 an die Stadt Köln, ebenda Nr. 21, S. 35f., und die Stadt Konstanz am 20. 6. 1402 an Nicolaus de Sellis, ebenda Nr. 23, S. 37. – Ein letzter Widerhall von auswärts: Berchtold von Wildungen am 4. 2. 1426 an die Bodenseestädte, hg. Placidus BÜTLER, Traugott SCHIESS, in: SGUB Bd. 5, 1. St. Gallen 1904, Nr. 3325, S. 431–438, hier S. 435: *opidorum imperialium circa lacum Constantiensem*.

68 Heinrich Wittenwilers Ring, hg. Edmund WIESSNER. Deutsche Literatur, Realistik des Spätmittelalters 3. Leipzig 1931, hier Vers 7767, S. 269 über den Amtmann der Stadt: *Ze Costentz an dem Podemse*. – Eine Einzelnotiz in einer Basler Handschrift des 15. Jahrhunderts zum Jahr 1403, hg. Franz Josef MONE, Quellensammlung der badischen Landesgeschichte. Bd. 1. Karlsruhe 1848, S. 222: *opidorum septem iuxta lacum Bodensee*. – Schiedsspruch zwischen den Grafen von Fürstenberg und dem Bund der Reichsstädte am 12. 7. 1429, hg. Sigmund RIEZLER (wie Anm. 58). Bd. 3. Tübingen 1878, Nr. 203, S. 147–150, hier S. 147: *stette der veraynung umb den Bodemsew und an dem Ryne*.

69 Vertrag des Bundes am 7. 12. 1405 mit dem Bischof von Chur, hg. Rudolf THOMMEN (wie Anm. 64). Bd. 2. Basel 1900, Nr. 600, S. 444f., hier S. 444: *aidgenössen, stette und lande des gemainen bundes ob dem Bodensee*. – Der Landammann von Appenzell am 1. 5. 1406 für den Grafen von Montfort und die Leute von Grabs u. a., hg. Hermann WARTMANN, in: SGUB Bd. 4, Nr. 2364, S. 787–790, hier S. 789: *des bundes ob dem Bodense*.

*umb den Bodense* bediente<sup>70</sup>. Der Appenzeller Krieg versetzte der Idee von der einheitlichen Bodenseeregion zu Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts einen schweren Stoß. Neuartige Genossenschaften schlossen Adlige, Bürger und Bauern teils in überregionalen Ständen, teils in lokalen Bezirken enger als bisher zusammen.

Obendrein verlor das Wort seine präzise Bedeutung auch in der geistigen Sphäre. Mit Hugo von Langenstein hatte die Verallgemeinerung begonnen; in einem Frauenkloster wurde sie unter Anleitung des Zürcher Dominikaners Marquard Biberli nach 1320 fortgesetzt. Eine deutsche Legendensammlung wagte dort den Vergleich, wer ohne Sünde ins Himmelreich zu kommen gedenke, handle wie einer, der in einer Wanne den *Bodense* überqueren wolle<sup>71</sup>. Der Name signalisierte die unendlichen Gefahren des Diesseits und ließ sich kaum mehr lokalisieren. Am Ufer selbst wirkte zur gleichen Zeit einer der bedeutendsten oberdeutschen Mystiker, Heinrich Seuse. In seiner Lebensbeschreibung, die er kurz vor dem Tode 1366 redigierte, tauchte der See nur zweimal auf, ohne daß die politischen Bedenken eines Heinrich von Diessenhofen mitspielten. Im Dominikanerkloster zu Konstanz auf der Insel wollte sich Seuse kasteien und das Trinken einschränken. Er plagte sich sehr und seufzte: »Daß mir der breite *Bodense* so nahe ist und der klare Rhein mich ganz umfließt und mir doch ein einziger Trunk Wasser so kostbar ist!« Der Mensch kann sich nicht mit dem Anblick des endlosen Wassers begnügen, er will es haben; wenn er das Irdische nicht lassen kann, lenkt es ihn vom himmlischen Ziel ab. Als Seuse einmal zum Predigen über Land fuhr, bestieg er ein Schiff auf dem *Bodensew*, das für den öffentlichen Verkehr bestimmt war. Dort traf er einen höfisch gekleideten Knappen, der ihm von den Nichtigkeiten ritterlicher Verhaltensweisen vorschwärmte<sup>72</sup>. Das Wort »Bodensee« wurde zum Sinnbild für Oberflächlichkeit. Die Politik, die den Horizont der Region zerstückelte, und die Mystik, die ihn ins Grenzenlose ausweitete, waren gegenläufige Folgerungen aus derselben geschichtlichen Lage, aus der wachsenden Unbestimmtheit des Lebens am See.

Sie wurde nur scheinbar aufgehoben durch das Konzil von Konstanz 1414–18, bei dem sich die Wortführer der ganzen lateinischen Christenheit versammelten. Einheimische Laien wie der Konstanzer Chronist Ulrich Richental wußten, daß die Vaterstadt nicht wegen ihrer politischen oder geistlichen Bedeutung zum Konzilsort ausersehen war, sondern wegen ihrer verkehrsgünstigen Lage an Rhein und *Bodemsee*. Wenigstens den Fluß und den See hielten sie noch für eine

70 Bündnis der Ritterschaft in Schwaben am 28. 2. 1409 mit der Stadt Konstanz, hg. Hermann WARTMANN (wie Anm 69), Nr. 2441, S. 877–881, hier S. 877 Gliederung der Ritterschaft in zwei Teile, einen im Allgäu und an der Donau, einen im *Hegöw*, im *Turgöwve* und *umb den Bodense*. – Beitritt des Grafen Eberhard von Württemberg am 14. 2. 1488 zum Schwäbischen Bund, hg. Eugen SCHNEIDER, Württembergische Geschichtsquellen. Bd. 11. Stuttgart 1911, Nr. 23, S. 72–79, hier S. 78 Erwähnung des Hauptmanns vom Teil im *Hegöw* und am *Bodensew*.

71 Marquard Biberli (?), Prologus in libro sanctorum, aus der Handschrift zitiert von Martina WEHRLI-JOHNS, Geschichte des Zürcher Predigerkonvents 1230–1524. Zürich 1980, S. 205: *Der ein guotleben oder ze himelrich an sund zu liden wil komen, der tuot als der in einer wannen uber den Bodense wil schiffen.*

72 Seuses Leben, hg. Karl BIHLMAYER, Heinrich Seuse, Deutsche Schriften. Stuttgart 1907, S. 7–195, hier Kap. 18, S. 48: *daz mir der breit Bodense so nah ist und der luter Rin umb und umb mich flüsset, und mir ein einziger trunk wassers so tür ist!* Kap. 44, S. 149: *Und do er kom in ein gemein schef uf dem Bodensew.*

Schlagader des Kontinents<sup>73</sup>. Bei weither Zugereisten verschoben sich die Gewichte. Der Tiroler Adlige Oswald von Wolkenstein schimpfte 1415 auf die teuren Preise, mit denen man ihn während des Konzils in Konstanz und Überlingen prellte, ein frühes Opfer des Fremdenverkehrs. Aber er verquickte die ungastliche Aufnahme in Konstanz sogleich mit den ärgerlichen Zuständen am Bodensee überhaupt: Konstanz, das war der *Podemsee*<sup>74</sup>. Wer deutsch redete und schrieb, konnte den Namen auf keine konkrete Region mehr beziehen und verwendete ihn als vage Umschreibung für einen Landstrich der Übergänge; aber wenigstens hielten die Laien weiterhin an dem Ausdruck fest, den ihnen die Ritterdichtung hinterlassen hatte.

Anders die lateinisch Gebildeten unter den Konzilsteilnehmern. Sie fanden in alten Büchern keinen anerkannten Namen des Gewässers, nur widersprüchliche Überlieferungen, und prüften sie am Augenschein nach. Was sie von Konstanz aus erblickten, war eine schöne Landschaft, die sie sogleich zu rühmen begannen. Aber die politischen und sozialen Zustände am See dünkten sie mit Recht reichlich verwickelt. Die Folgerungen schlugen sich in neuen Büchern nieder. Der römische Latinist Lorenzo Valla verwarf 1442 die staufische Gelehrsamkeit. Mit dem Namen der Alemannen hatte die Bezeichnung des Bodensees nicht das geringste zu tun. *Lacus Lemannus*, Alemannensee, war ausschließlich der Genfer See an der Rhone, wo zur Zeit Franzosen, keine Alemannen wohnten<sup>75</sup>. Wenn also der Bodensee nicht Alemannischer See heißen durfte, stand nur noch ein Punkt fest, die Stadt des Konzils. Deshalb gab Enea Silvio Piccolomini, der Kardinal und nachmalige Papst, in der Beschreibung Deutschlands 1457 gar keinen Namen für den Bodensee an und sah ihn ganz von Konstanz aus. Diese Stadt liege »zwischen zwei Seen, in deren einen der Rhein einmündet, während er aus dem andern herausfließt«. Enea Silvio dachte wie Ekkehart von St. Gallen im elften Jahrhundert, nahm aber keine Rücksicht mehr auf Geschichte und hielt sich allein an Erdkunde<sup>76</sup>. Sie verhalf dem

73 Ulrichs von Richental Chronik des Constanzer Concils 1414–1418, hg. Michael Richard BUCK. Bibliothek des Literarischen Vereins 158. Stuttgart 1882, S. 18 aus der Rede Eberhards von Nellenburg: *wol lög davor ain würdige statt, hies Costentz, und wär da ain bistumb und lög ain tagwaid von Kempten und lög an dem Rin und stieß der Bodemsee daran, der wär uff das lengst acht mil lang und dry mil breit; da brächt man ze schiff alles genuogssamen*. Sinngleich in der Konstanzer Handschrift, hg. Otto FEGER, Ulrich Richental, Das Konzil zu Konstanz, Kommentar und Text. Starnberg–Konstanz 1964, hier Kap. 10, S. 155: *und lög an dem Bodensew*.

74 Die Lieder Oswalds von Wolkenstein, hg. Karl Kurt KLEIN. Altdeutsche Textbibliothek 55. 2. Aufl., Tübingen 1975, hier Lied 123, S. 310–312 über Konstanz, besonders Verse III, 1–2, S. 311: *Do ich gedacht an Podemsee, ze stund tet mir der peutel we*. Bei der verwandten Klage gegen Überlingen, Lied 45, S. 147–150, kein Hinweis auf den See.

75 Lorenzo Valla, In errores Antonii Raudensis adnotationes, in: Laurentii Vallae opera. Basel 1540, S. 390–438, hier S. 413: *Lemannus lacus est, ut qui vicinus Gebennae in Rhodanum influit, a quo Alemanni vocantur, licet hoc tempore non dicantur illi esse Alemanni, sed Galli*. – Halbherzige Zustimmung zwischen 1451 und 1463 bei Thomas Ebendorfer, Chronica Austriae, hg. Alphons ЛЮТСКИЙ. MGH. Scriptores rerum Germanicarum, Nova series 13. Berlin 1967, S. 6 nach der Identifikation des »Alemannenflusses« mit dem Lech (vgl. oben Anm. 32): *licet aliis placeat Lacum Gebennensem, quem Rhodanus constituit apud Losannam, non improbabiler Lacum Alemanicum vocitari, quod et ipse non abnuo, quoniam et ibidem primum Alemanicus populus incolatum habuit*. Der Bodensee wird nicht mehr erwähnt.

76 Enea Silvio Piccolomini im August 1457 an Martin Mayr (sogenannte »Germania«), in: Pii secundi pontificis maximi commentarii rerum memorabilium. Rom 1584, S. 662–749, hier S. 693 zum Genfer See: *quem Lemanus fluvius patrem habet, unde Alemanos dictos nonnulli autumant*; ebenda: *Constantia praetereunda est inter duos lacus constituta, quos Rhenus implet atque exonerat*. Zu Ekkehart oben Anm. 29.

Bodensee im Ausland endlich zu jenem Namen, um den sich staufische Kaiser und Konstanzer Bürger vergeblich bemüht hatten. Er bürgerte sich in Italien, Frankreich und England noch im fünfzehnten Jahrhundert ein und hielt sich bis heute: *Lago di Costanza*, *Lac de Constance*, *Lake of Constance*. Der Städtensee schrumpfte zum Stadtsee, wie der Genfer See auch.

Die Vereinfachung drang jedoch bei mitteleuropäischen Humanisten nicht durch; sie vergaßen über der klassischen Topographie nicht die vaterländische Historie. Der gebürtige Zürcher Felix Fabri, Dominikaner in Ulm, sah 1489 in der Beschreibung Schwabens den Hinweis des Enea Silvio bestätigt: Der Rhein bildete wirklich zwei Seen, dieselben, die bei den alten Römern *Lacus Venetus* und *Lacus Aconius* geheißen hatten. Es waren uralte Gewässernamen, die auf Wenden von der Ostsee zurückgehen mochten. Danach trugen die Seen lange Zeit einen anderen Namen, einen barbarischen und fragwürdigen, doch hatte er Gründe. *Bodmarsee* sagten die Leute im Mittelalter und dachten an deutsche Wörter, vielleicht an *Boden*. Wenn es so war, benannten sie den See nach seiner bodenlosen Tiefe, siehe Plinius. Besser als die natürliche Erklärung gefiel Fabri die geschichtliche: Wahrscheinlich hieß der *Bodmarsee* nach den Herren von *Bodma*, die einst wohl das ganze Ufer beherrschten. Fabri traf den Nagel auf den Kopf, weil er gelehrte Mutmaßungen nicht ganz mit aktuellen Vorlieben verwechselte. Heutzutage seien, so meinte auch Fabri, die zwei Seen nicht mehr auf altertümliche Weise zu benennen, sondern lateinisch nach zentralen Orten, der obere nach Konstanz *Lacus Constantiensis*, der untere nach Radolfzell *Lacus Cellacensis*, Zeller See. Der Genfer oder Lausanner oder *Lemanus*-See der alten Alemannen lag ganz woanders<sup>77</sup>. Obwohl der Bodensee in geographische Einzelteile zerfloß, war er nun wenigstens ein Zwei-Städte-See; dabei blieb es für deutsche Humanisten, die nicht aus der Seegegend stammten, wie den Nürnberger Hartmann Schedel<sup>78</sup>.

Wer hier aufgewachsen war, sträubte sich gegen die neue Mode, den Bodensee in Einzelteile zu zerlegen und sie nach Städten zu bezeichnen; doch blieb der Widerstand matt und beinahe sprachlos. Die Konstanzer folgten einfach dem herkömmlichen Sprachgebrauch der Bodenseestädte. Der Ratsherr und Fischer Gebhard Dacher gab dem See zwischen 1467 und 1471 die Namen *Bodensee*, *Bodemsee* oder, nach Bodman, *Bodmersee*. Er nahm das ganze Gebiet zwischen Radolfzell und Bregenz als Einheit, vornehmlich wegen des Wasserstandes, Weinhandels und Erntewetters; er unterschied die beiden Hauptteile nicht historisch nach Einfluß-

77 Felix Fabri, *Historia Suevorum*, hg. Melchior GOLDAST, *Rerum Svevicarum scriptores aliquot veteres*. 2. Aufl., Ulm 1727, S. 13–113, hier Kap. I, 10, S. 23f. zu Wenden und Ostsee; Kap. I, 3, S. 14f. vom Rhein: *duos facit lacus, Venetum scilicet et Aconium. Sic enim antiquitus nominabantur illi duo lacus, inter quos Constantia civitas est sita, quos nos a situ nominamus, primum Superiorem et secundum Inferiorem, vel a civitatibus in litoribus eorum situatis, ut primum nominamus lacum Constantiensem a Constantia civitate, secundum dicimus Cellacensem ab oppido quod dicitur Cella Rudolphi. Vel nominamus lacum a dominis, qui hodie iuxta litus habitationes et castra habent et olim forte dominium totius lacus obtinebant, qui dicuntur nobiles de Bodma, quod castrum Bodma super lacum est, et inde dicitur Bodmarsee lacus Bodmae. Alii putant lacum ideo dici Bodmae lacum propter nimiam profunditatem, quasi videatur carere fundo, quia fundus latine boden dicitur theutonice; Kap. I, 5, S. 16: *Dicitur autem Alemania a lacu Gebenensi vel Lausanensi, qui Lemanus nominatur*. Zu Plinius oben Anm. 5.*

78 Hartmann Schedel, *Buch der Croniken und Geschichten*. Nürnberg 1493, hier anno 1417, Blatt 240 v zum Rhein: *so macht er zwen see. Der einer heißt der Podensee und ist der über, den andern nennt man den undern oder Celler see. Zwischen den ligt Costnitz amm undern ort des obern sees*; ähnlich Blatt 286 r.

bereichen von Konstanz und Reichenau, nur geographisch als *Obersee* und *Undersee*<sup>79</sup>. Diesen Standpunkt teilten schon die Reichenauer nicht. Der letzte Chronist des Inselklosters, Gallus Öhem, weigerte sich zwischen 1496 und 1508, vom Untersee zu schreiben; er blieb wie im zwölften Jahrhundert der »See des Gotteshauses«, der Reichenau. Nur das Gewässer jenseits des Bodanrück hieß nach dem früher reichenauischen Ort Bodman rechtens *Bodensee* oder *Bodmersee*<sup>80</sup>. Damit gab Öhem, ohne es zu merken, die Einheit des Seenamens preis. Ähnlich redete Abt Ulrich Rösch in St. Gallen. Den Mitmönchen begründete er 1483 die geplante Verlegung des Gallusklosters nach Rorschach mit der Aussicht auf den *gantzen Bodensee* und mit Schiffsreisen überallhin, nach Konstanz, Lindau, Überlingen, Buchhorn, Arbon, Romanshorn und ins Rheintal<sup>81</sup>. Der frühere Städtebund schien Röschs Bild zu bestimmen, doch nicht einmal die Reichenau kam ins Blickfeld; wieder war bloß die Nachbarschaft gemeint, diesmal der Obersee. Die Einheimischen bestanden, selbst in den Zentren lateinischer Bildung, auf dem deutschen Wort »Bodensee«; aber sogar die Historiker nahmen es nur in den Mund und legten es nicht unter die Lupe. Sie sprachen wie ihre Väter, jene selbstbewußten Bürger, die das alte Wort mit neuem Leben erfüllt hatten. Im Spätmittelalter stand der deutsche Seename noch für den städtischen Alltag der Region, das Hin und Her der Auseinandersetzungen und Zusammenkünfte, innerhalb der Gemeinden und zwischen ihnen. Jetzt aber, am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, machten solche Vereinigungen von Ungleichen Platz für die Vorherrschaft eines zentralen Ortes. Würde nicht bald alle Welt vom Konstanzer See reden und den unbestimmbaren Rest vergessen?

### Ein See der Länder

In der frühen Neuzeit kam es ganz anders. Konstanz verlor seinen Rang während der Reformation, als es 1526 auf den Bischofssitz, 1548 auf die Stadtfreiheit verzichten mußte; fortan schwärmten nur Eilfertige, nicht Sachkundige vom Konstanzer See. Auch der ganze Bodensee wurde im sechzehnten Jahrhundert, als erster See am Alpenrand, aus dem Hauptplatz einer offenen Landschaft zur Grenze zwischen geschlossenen Ländern, durch den Schwabenkrieg, mit dem die Schweizer 1499 aus dem deutschen Reichsverband ausschieden, und die habsburgische Reichsreform, die das Bistum Konstanz samt Reichsstädten und Ritterbünden 1500 dem Schwäbischen Reichskreis, dem *Landt zu Schwaben* anschloß. Man hätte einen Namen finden können, der den neuen Zuständen gerecht wurde, wie bei dem »Luzerner See« des Mittelalters, der seit dem sechzehnten Jahrhundert »Vierwaldstätter See« heißt, oder bei

79 Gebhard Dacher, Chronik der Stadt Konstanz, hg. Philipp RUPPERT, Die Chroniken der Stadt Konstanz. Konstanz 1891, hier Einleitung, S. 5 zur Gründung von *Costentz bi dem Bodensee*; anno 1468, S. 263 Hochwasser am *Bodemsee*; anno 1469, S. 265 gute Ernte *umb den Bodmersee und in derselben gegne da umb*; anno 1469, S. 266 Untergang eines Schiffes mit Wein von Reichenau bei einem Sturm *im Obersee*; anno 1434, S. 178 Weinernte in Reichenau *und in dem Undernsee*.

80 Die Chronik des Gallus Öhem, hg. Karl BRANDI. Quellen und Forschungen zur Geschichte der Abtei Reichenau 2. Heidelberg 1893, S. 129 zum Untersee, Dacher korrigierend: *in des gotzhus sew*; S. 58 über eine in der Pfalz Bodman ausgestellte Urkunde: *Actum an dem Bodensee oder zuo Bodmen*; S. 35 zu Allmannsdorf: *an dem Bodmersee gelegen*.

81 Kurze Chronik des Gotzhaus St. Gallen 1360–1490, hg. Josef HARDEGGER, in: MSG 2 (1863), 1–101, hier S. 31: *mit lust zu sechen den gantzen Bodensee und alles, das darumb gelegen ist*.



dem mittelalterlichen »Westmeer«, das seit den überseeischen Entdeckungen, vor allem der Holländer, zur modernen »Nordsee« geworden ist. Doch dafür waren am Bodensee die Fronten zu starr. In fernen Bildungszentren begann man sogleich, den ganzen Bodensee für schwäbisch zu erklären. Der Tübinger Humanist Heinrich Bebel grub 1504 in einer Lobrede auf Schwaben die staufischen Mutmaßungen aus, wonach die schwäbischen Alemannen ihren Namen dem *Lacus Lemannus* verdankten, und ließ sich durch Valla nicht in der Gewißheit beirren, daß es sich um den Bregenzer oder Konstanzer, keinesfalls um den Genfer See handle<sup>82</sup>.

Hier knüpfte 1544 der Wittenberger Humanist Michael Beuther mit der Beobachtung an, daß der Konstanzer See, der die Schwaben von den Schweizern trenne, so viele Namen wie das Schwarze Meer trage. Wenn dort fast jedes Volk seinen Namen verewigen durfte, warum nicht hier? Der Konstanzer See könnte demnächst das »Meer der Alemannen« sein. In Beuthers Ode klangen Formulierungen des Tacitus mit; der Lateiner hatte die antike Ostsee als *Suebicum mare* bezeichnet, das legte den Latinisten die Umdeutung auf den modernen Bodensee nahe, wenn sie vom Fortleben der Germanen in den Deutschen, der Sueben in den Schwaben träumten<sup>83</sup>. Vollzogen und ins Deutsche übersetzt wurde die Gleichung um 1560 durch den Landesherrn von Meßkirch, Graf Froben Christoph von Zimmern, der die Seeegend gut kannte. In seiner Chronik dachte der Hochadlige nicht daran, den See nach Bürgergemeinden zu gliedern. Der Konstanzer Teil hieß *Bodensee*, der Radolfzeller Teil *Udersee*. Als Historiker unterschied Zimmern zwar noch zwischen der Region am Bodensee und dem Land zu Schwaben; aber als er von Giftmischern seiner Gegenwart erzählte, wettete er, man sollte sie im »Schwäbischen Meer« ertränken<sup>84</sup>. Wohlgermerkt, der Graf ließ offen, ob er überhaupt den Bodensee meinte, ob den ganzen oder den oberen; er wußte, daß die Wunde des Schwabenkrieges noch längst nicht verheilt war. Er setzte behutsam das *Schwebisch mer* an die empfindliche Stelle. Der Ausdruck eignete sich zur unbestimmten Bezeichnung der Gegend, wenn vom weiten Wasser, nicht von den zerklüfteten Uferzonen die Rede sein sollte.

Was auf deutscher Seite bei genauerem Zusehen gegen die Neubenennung sprach, war weniger die politische Lage als die geschichtliche Überlieferung. Der Nürnberger Humanist Johannes Cochlaeus bestand 1512 darauf, daß der *Lemanus lacus*, nach dem die Alemannen hießen, im Welschland und im Jahrhundert Caesars zu suchen sei. Auch beim Bodensee müßten die Sprachschichten unterschieden werden. Dieser Rheinsumpf habe in der Antike »Sumpfssee«

82 Heinrich Bebel, *Epitoma laudum Svevorum*, hg. Melchior GOLDAST (wie Anm. 77), S. 6–12, hier S. 7 mit ungenauem Zitat aus Albertus Magnus: *Suevos Alemannos a maximo lacu Lemanno, qui ante radices Alpium effunditur, per cuius medium transit Rhenus, qui modo Constantiensis, et Brigantinus etiam a Solino dicitur*. Der Wortlaut von Albertus oben Anm. 48, der von Solinus oben Anm. 7.

83 Michael Beuther, *De lacu Constantino*, hg. Ludwig MADER, Ein altes Gedicht auf den Bodensee, in: *Das Bodenseebuch* 36 (1953), 7–8, hier S. 7: *Cur Constantinam non mirarere paludem, Quae Suevos rigidis scindit ab Helvetiis? ... velut Pontus nomina multa capit... Hic Alemannorum pontus et aequor erit*. Zu Tacitus oben Anm. 4.

84 Zimmerische Chronik, hg. Paul HERRMANN. 4 Bde. Meersburg–Leipzig 1932, hier Abschnitt 35, Bd. 1, S. 56: *Costanz am Bodensee*; Einschub 1206, S. 317: *Zell am Udersee*; Einschub 1325, S. 60 über die Herren von Bodman: *Sie hätten ain große ehr am Bodensee erlangt, dergleichen im landt zu Schwaben*; Einschub 1220, Bd. 2, S. 170f. zu Giftmischern: *es gehörte aber ein liderner sack darzu, wol zustrickt und in das schwebisch mer damit, da wer lustig zuzesehen*.

geheißen, altdeutsch *Murigantia*, »ganz voll Moor«, eine Lesart, die dem Nürnberger mehr zusagte als die lateinische *Brigantia*. Inzwischen habe der See mehrfach den Namen geändert; heute heiße er deutsch *Podensee*, lateinisch »Konstanzer See«<sup>85</sup>. Eine wichtige Einsicht: Laien am Ort sahen den See anders als Gelehrte von auswärts; deren Wissenschaft konnte helfen, die historische Besonderheit des Gebiets gegen Schwabenstreiche in Schutz zu nehmen. Der Fürst des europäischen Humanismus, Erasmus von Rotterdam, begriff das Problem nach einem Besuch in Konstanz, nur erwog er 1523 eine schlichtere Identifikation. Der See im ganzen sei immer am besten nach seiner Hauptstadt benannt, es sei stets dieselbe gewesen; einst habe sie Bregenz geheißen, später Konstanz. So habe man in unseren Tagen vom *Lacus Constantiensis* zu reden. Ein kleinerer See nebenan, mit einer Klosterinsel, heiße aus irgendeinem Grund *Lacus Venetus*<sup>86</sup>. Erasmus sparte das Mittelalter mit dem bedenklichen Wort »Bodensee« ganz aus und brachte die aktuelle Situation auf den Nenner der klassischen Tradition, freilich um den Preis eines groben historischen Fehlers.

Ihn berichtigte noch 1523 der Ravensburger Humanist Michael Hummelberg. Das junge Konstanz sei keineswegs mit dem alten Bregenz identisch; dem bei Plinius erwähnten *Lacus Brigantinus* habe Konstanz erst kürzlich den neuen Namen gegeben. In der langen Zwischenzeit habe der Name *Bodensee* gegolten, nach der Adelsfamilie von Bodman. Auf diesen deutschen Namen gehe auch der Brauch mittelalterlicher Bücher zurück, in barbarischem Latein vom *Lacus Potanicus* zu sprechen<sup>87</sup>. Walahfrids klassizistische Interpretation verfiel also nicht; »Bodensee« war ein gutes deutsches Wort aus dem Mittelalter, heute etwas altmodisch. Wirklich? Zwei Jahre später empfing es in nächster Nähe von Ravensburg noch einmal politische Sprengkraft, im deutschen Bauernkrieg 1525. Der Haufe aufsässiger Bauern, der aus dem Hegau und Oberschwaben zusammenströmte, hob sich alsbald von benachbarten Scharen durch einen eigenen Titel ab: »Gemeinsamer Haufen *des Bodensees*« oder »Seehau-

85 Johannes Cochlaeus, *Brevis Germanie descriptio*, hg. u. übers. Karl LANGOSCH. Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte der Neuzeit 1. Darmstadt 1960, hier Kap. I,5, S. 44 zu Ariovist: *primus Germanos in Gallias ad Lemanum lacum traxit, unde Alemani dicti sunt*; Kap. V,39, S. 108: *Ad lacum Constantie, quem et Paludes Rheni dicunt, teuthonice nunc Podensee, olim, ut ait Amianus Marcellinus, Murigantiam quasi plenam limo, oppida sunt Lindau, Puchoren, Merspergum, Uberlinga, Zella*; ähnlich Kap. V,6, S. 96. Die richtige Lesung von Ammianus oben Anm. 8.

86 Erasmus von Rotterdam am 1. 2. 1523 an Marcus Laurinus, hg. Percy S. ALLEN, *Opus epistolarum Des. Erasmi Roterodami*. Bd. 5. Oxford 1924, Nr. 1342, S. 203–227, hier S. 213: *totus lacus semper maluit nomen suum debere civitati, Bregantinus olim dictus, qui nunc Constantiensis appellatur, donec ei quae nunc Constantia vocaretur, Breganto nomen esset*; S. 214 zum Rhein um Reichenau: *lacum efficit minorem, quem, incertum quamobrem, Venetum appellant*.

87 Michael Hummelberg am 19. 4. 1523 an Beatus Rhenanus, hg. Adalbert HORAWITZ, Karl HARTFELDER, Briefwechsel des Beatus Rhenanus. Leipzig 1886, Nr. 230, S. 314–317, hier S. 317 zu Konstanz: *novam civitatem... lacuque nomen dedisse novum, ut qui olim Brigantinus, hodie Constantiensis dicatur... Praeterea nobis etiam appellatur lacus der Bodensee a Bodemannis, vetusta et nobilissima familia... Legi et in barbarolatinitis quibusdam historiis lacum Potanicum appellari, qua causa nescio, nisi forte a Germanico vocabulo Bodensee confido nomine*. Eine Kritik wohl nicht nur an den Flores temporum (wie Anm. 52) und Johann von Winterthur (wie Anm. 59). – Allein auf antike Vokabeln beschränkte sich Beatus Rhenanus, *Rerum germanicarum libri tres*. Basel 1531, hier Buch III, S. 128 zu Konstanz: *ad effluentem ex Acromo lacu Rhenum et Veneto sese immergentem sita*.

fen«<sup>88</sup>. Der Name traf insofern zu, als er den Zusammenhang zwischen Hegau und Oberschwaben, Untersee und Obersee behauptete; trotzdem war er überspitzt, weil die Bauern lediglich vom schwäbischen Nordufer kamen. Sie überschritten die Grenzen zwischen Territorien des Reiches, doch nahmen sie die Trennung zwischen Habsburgerreich und Eidgenossenschaft hin. Fortan hatte tatsächlich das Wort »Bodensee« politisch nichts mehr zu bedeuten.

Den Nachruf auf die gemeinsame Vergangenheit schrieb 1546 ein besonnener Schweizer, der St. Galler Humanist und Reformator Joachim von Watt, in der deutschen Sprache, die allen am See gemeinsam blieb. Der größte See deutscher Nation habe zwei deutsche Namen, *Bregantzer see* nach der altrömischen Station Bregenz, *Bodmer see* nach der mittelalterlichen Burg Bodman. Walahfrids pseudoantike Erklärung brachte Vadian zum Schmunzeln; die alten Mönche waren ziemlich ungelehrt. Sie verdrehten wohl auch den Ortsnamen *Cromanshorn* pseudolateinisch zu Romanshorn und verfehlten so die Bedeutung des antiken *Acromius*, was entgegen Fabris Annahme der Obersee sein mußte. Ob der Name altdeutsch einen krummen oder altgriechisch einen eisfreien See kennzeichnete, überlegte Vadian fleißig. Den unteren Bodensee oder Zeller See verband er nicht mit den Venetern; der obere stand ihm näher. Bedeutsamer als die geographische Scheidung zwischen Ost und West fand er die politische zwischen Nord und Süd oder, wie er sagte, zwischen der germanischen Seite, die man jetzt Schwabenland nenne, und der helvetischen Seite, die jetzt zur Eidgenossenschaft gehöre. Vadians Darlegung ging 1548 in die weitverbreitete Schweizer Chronik von Johann Stumpf ein, sie machte Epoche<sup>89</sup>. Vadian entrückte das Wort »Bodensee« in die Historie, bewahrte es aber dadurch vor modernen Nebenbuhlern, vor dem »Konstanzer See«, dem »Schwäbischen Meer« und einer eidgenössischen Gegenparole, die etwa »Thurgauer See« hätte lauten können. Wortgefechte unterblieben künftig auf der helvetischen Seite; wie die Muttersprache sollte der Bodensee weiterhin allen gehören.

Stumpfs Konkurrent, der Humanist Sebastian Münster in Basel, übertrumpfte Vadians historische Entscheidung 1550 geographisch, durch Beschreibung eines zusammenhängenden Gewässers. Zwar klaffte zwischen helvetischer und germanischer Seite ein Graben, aber der riesige See, den Münster »des deutschen Landes Meer« nennen wollte, reichte ja wirklich in grundlose Tiefe und hieß vielleicht deshalb *Boden see*. Er dehnte sich unermesslich weit und trug danach den mittelalterlichen Namen »Weitsee«. Sobald Münster die Ufer im einzelnen musterte, fiel ihm auf, daß das große Wasser durch eine Reihe von Landzungen unterteilt war,

88 Hans Kaim von Weingarten am 5. 4. 1525 an Hanns Jakob Humpis von Senftnau, hg. Franz Ludwig BAUMANN, Akten zur Geschichte des deutschen Bauernkrieges aus Oberschwaben. Freiburg 1877, Nr. 198, S. 188 zu Humpis: *obristen des gantzen haufen Bodensee*; ebenda: *gemainer haufen des Bodensees*. Der Oberallgäuer Haufen am 19. 4. 1525 an den Seehaufen, Nr. 235, S. 247: *ir vom Seehaufen und Underalgee*. Der Oberallgäuer Haufen am 3. 5. 1525 an den Haufen zu Aichstetten, Nr. 258, S. 260: *der bodenseische haufen*. Dies ist die früheste adjektivische Verwendung des Wortes.

89 Joachim Vadianus, Von dem Oberbodensee, von seiner art und gelegenheit, lenge, grösse. Und von den beiliegenden stetten auf der Germanier siten gelegen, so man ietzmal Schwabenland nennet. Von den stetten und fleken am Obern Bodensee, so auf Helvetier ertrich gelegen, die ietzmal der loblichen Eidgnoschaft verwandt sind, hg. Ernst GÖTZINGER, Joachim von Watt (Vadian), Deutsche historische Schriften. Bd. 2. St. Gallen 1877, S. 431–448, hier S. 431: *Der ander teutsch nam kompt im von der alten fürstlichen veste, zu onderst an demselben see gelegen, so den alten namen Bodmen noch hat; dadannen gar gloubhaft ist, daß die alten disen see den Bodmer see gheissen habind.* – Sachlich wenig verändert, stilistisch umgeformt bei Johann Stumpf, Beschreybunge Gemeiner loblicher Eydnoschaft Stetten, Landen, Völcker und dero chronickwirdigen Thaaten. 3. Aufl., Zürich 1606, hier Kap. V,9, Blatt 389 v bis 396 r.

im Obersee durch die Spitze von Romanshorn, zwischen Obersee und Untersee durch die Halbinsel Bodanrück, im Untersee durch das Horn der Höri zwischen Zeller und Bernanger See<sup>90</sup>. Plötzlich, fast wider Willen, sah man es: Auch wenn der Bodensee eine einheitliche Wasserfläche darbot, die Gegend rundum bildete keine natürliche Landschaft, nur eine Ansammlung verschiedener Länder. Wenn das zutraf, war der Name »Bodensee« ein vager Kompromiß zwischen den Besonderheiten einzelner Orte und dem Zusammenhang eines ganzen Landes, zwischen »Konstanzer See« und »Deutschem Meer«, eine Verlegenheitslösung um des lieben Friedens willen.

Daß der Seename nicht hinreichte, um die Aufspaltung des Umlands zu überbrücken, machte sich im siebzehnten Jahrhundert bemerkbar. Wer nach den Wirren des Dreißigjährigen Kriegs der gequälten Gegend am Nordufer Trost spenden wollte, fand zunächst nur zwei ältere Alternativen, entweder die Einordnung in das politische Land Schwaben oder die Erinnerung an den historischen Ort Konstanz. Den ersten Weg wählte der Mitarbeiter des Basler Radierers Matthäus Merian, Martin Zeiller in Ulm. Die Einheit, auf die er 1643 die Topographie Schwabens gründete, war die des Schwäbischen Reichskreises. Aus juristischen Gründen rechnete Zeiller das eidgenössische Arbon ebenso zum Schwabenland wie das österreichische Bregenz, nach dem die Alten einst den ganzen See benannt hatten. Inzwischen bildete er keine Einheit mehr. Konstanz lag zwischen dem *Bodensee*, dem antiken *Acronius*-See, und dem *Zeller See*, dem antiken *Venetus*-See. Der letztere zerfiel wie schon bei Münster in mehrere Unterseen, die nach Allensbach und Bernang benannt werden konnten. Daß der Zeller See an Radolfzell gemahnte, wurde ebenso vergessen wie der Gnadensee, der die Allensbacher auf das Kloster Reichenau verwies. Jede Siedlung am Ufer schien ihren besonderen See zu haben, jenseits des Bodanrück auch. Daß das Dorf Bodman einst eine großräumige Benennung veranlaßt hatte, entging dem Topographen; er erwähnte den Seennamen *Bodamicus* bei Buchhorn, ohne ihn zu erläutern. Auch daß seit dem sechzehnten Jahrhundert die Stadt Überlingen immer lauter den Anspruch erhob, einen Seearm ihr eigen zu nennen, überhörte der ortsfremde Zeiller, der nicht auf jede örtliche Schrulle eingehen mochte. Sein vielgelesenes Buch erweckte ohnedies den Eindruck, daß am Bodensee heillose Zersplitterung herrsche, die allein von außen zu überwinden sei<sup>91</sup>.

90 Sebastian Münster, *Cosmographie*. Basel 1550, S. 481 zu Konstanz: *ligt am Boden see an der Helvetier seiten*; S. 642–653 zum Bodensee *auff der Germanischen seiten* und den Landzungen, hier S. 642: *Der Boden see, den man auch Bregentzer und Costentzer see nent, zuo latin Lacus Podamicus et Brigantinus... möcht wol des Teutschen lands möre heissen*; S. 643 zum Namen Podamicus: *das ist Podmensee, ist aber verwandelt in Bodensee, wie wol ettlich* (nach Fabri, wie Anm. 77) *meinen er heiß Bodensee von seiner grundtlosen tieffe*; S. 646 zur Gründung des Klosters Lindau wegen Rettung aus Seenot: *auff dem Wyt see (also hat man do zuo mal den Boden see geheissen)*. Zur Vorlage oben Anm. 34.

91 Matthäus Merian, *Topographia Sveviae*, das ist Beschreibung und Aigentliche Abcontrafeitung der fürnembsten Stätt und Plätz in Ober und Nider Schwaben, Hertzogthum Württemberg, Marggraffschafft Baden und andern zu dem Hochlöblichen Schwabischen Craiße gehörigen Landtschafften und Orten. 2. Aufl., Frankfurt am Main ohne Jahr (vermutlich 1656), hier S. 44 zu Bregenz: *Ligt am obern Bodensee, der daher von den Alten Lacus Brigantinus genannt worden*; S. 53 zu Konstanz, nach Schedel (wie Anm. 78): *Es ligt diese Statt zwischen dem Bodensee Acronio, und dem Untern oder Zellersee oder Veneto, in einem Winckel an dem Rhein*; S. 175 zu Steckborn: *am Untern oder Zeller See, der auch der Almanspacher und Bernanger See unnd lateinisch Lacus Venetus genandt wirdt*; S. 49 zu Buchhorn: *am Boden-See, welcher unterschiedliche Nahmen hat und Bodamicus, Venetus, Acronius unnd Brigantinus genandt unnd in den Obern und Untern getheilet wirdt*.

Beschwörend widersprach 1667 der Benediktiner Gabriel Bucelin, Mönch in Weingarten, Prior in Feldkirch, vom Thurgauer Untersee gebürtig. Er verkörperte selber die katholische Eintracht der drei Bodenseeländer, konnte sie aber bloß anhand der vormaligen Bedeutung von Konstanz vergegenwärtigen, auf lateinisch, also für wenige. In der Historie des Ortes, der an Alter angeblich die Kaiserstädte Rom und Konstantinopel übertraf, drängten sich die Heroen, ein Enkel des Patriarchen Noah, der Kaiser Augustus und der Apostelfürst Petrus. Weil die Stadt uralt und weltberühmt war, wechselte sie oft ihren Namen. Auch dem See, in dessen Mitte sie thronte, standen alle archäologischen Ruhmestitel zu. Der Obersee hieß *Acronius* oder *Potamicus*, der Untersee *Venetus*, der ganze Bodensee überdies *Moesius*, nach einem antiken Volk vom Balkan, das hierher gezogen kam. Alle Namen gipfelten in dem einen, den Bucelin verstecken mußte: Konstanzer See. Die hohepriesterliche Stadt konnte mit ihrer Vielzahl von Heiligen und Kirchen die Bodensee-Metropole sein, doch sie war es nicht, denn ihr Bischof residierte anderswo<sup>92</sup>.

In evangelischen Reichsstädten gelang es am ehesten, einen mittleren Kurs zwischen deutscher Politik und lateinischer Historie, zwischen Zeiller und Bucelin zu steuern; der Lindauer Theologe Georg Jakob Mellin, nachmals Hauptpastor in Kempten, versuchte es 1693. Er grupperte die »Altertümer des *Lacus Bodamicus*« zwar in gelehrtem Latein um die altrömische Stadt Lindau und ihre archaischen Namen, aber da ihm an der Gemeinde, nicht an der Hierarchie lag, untersuchte er die Geschichte der zahlreichen politischen Verbände rund um den See bis in die Zeit Rudolfs von Habsburg. Unter den vielen Seenamen empfand Mellin *Acronius* als den vornehmsten, *Constantiensis* als den abwegigsten; seine Vorliebe gehörte dem gewöhnlichsten, *Bodamicus* oder *Bodensee*, den er richtig aus der mittelalterlichen Geschichte deutete<sup>93</sup>. Das unscharfe Wort der deutschen Alltagssprache wurde der Wirklichkeit immer noch am besten gerecht.

Dem achtzehnten Jahrhundert kam voll zu Bewußtsein, daß unterhalb der hohen Politik und Theorie nach wie vor ein banaler Zusammenhang am See gedieh, der wirtschaftliche Austausch über das Wasser. Politische Eingriffe erschwerten ihn, seitdem das habsburgische Kaiserhaus die Oberherrschaft auch über schweizerische und schwäbische Seeteile beanspruchte. Sollte nicht einmal mehr das Wasser allen Anrainern gemeinsam gehören? Dagegen wehrte sich 1742 der Jurist und spätere Bürgermeister von Lindau, Johann Christoph Wegelin, wieder lateinisch, nach draußen gewandt. Er kannte den Widerstand der Ostseestaaten gegen ein schwedisches *Dominium maris Baltici* seit 1563; er beschwor darüber hinaus die Partner-

92 Gabriel Bucelinus, *Constantia Rhenana, lacus Moesii olim, hodie Acronii et Potamici metropolis sacra et profana*. Frankfurt am Main 1667, hier S. 58 f. zu Noahs Enkel, S. 64 zu Augustus, S. 66 f. zu Petrus; S. 59 zu den Namen von Konstanz, darunter *Moesopolis*; S. 16 zum Thurgau: *lacum utrumque, superiorem Potamicum sive Acronium, et inferiorem sive Venetum continuo tractu cingit*.

93 Georg Jakob Mellin, *Antiquitates Lacus Bodamici cum specimine historiae Lindaviensis* (Diss. theol., Jena 1693), hg. Johann Reinhard WEGELIN, in: *Thesaurus rerum Suevicarum seu dissertationum selectarum*. Bd. 1. Lindau 1756, S. 296–395, hier Kap. 3, S. 316 zu den Anfängen Lindaus; Kap. 8, S. 352–355 zu den Namen Lindaus; Kap. 1, S. 296–299 zu den Seenamen, hier S. 298: *Vocatur enim plerumque Constantiensis et Bodamicus seu Potamicus lacus, sive der Bodensee. Et hoc quidem nominis accepisse videtur a veteri ista ad ultimos lacus terminos occidentem versus sita arce Bodmen, a qua der Bodmersee audit vel, si mavis, der Bodmansee*.

schaft der Bodenseestädte von 1362, sogar die Genossenschaft der antiken Sueben, einst an der Ostsee, der sie ihren Namen verliehen, jetzt am Bodensee, den sie wieder mit Recht benannten. Denn der größte und bekannteste deutsche See stand in der Obhut des Schwäbischen Reichskreises, der den Seeverkehr auch mit der Schweiz und Österreich einvernehmlich regelte. Deswegen war der See mit dem antiken Begriff *Mare Suevicum* besser bezeichnet als mit dem vulgären Wort *Bodensee* oder gar mit Namen österreichischer Städte wie Bregenz und Konstanz. Eine neue Alleinherrschaft von Fremden sollte mit Hilfe des Schlachtrufs »Schwäbisches Meer« abgewehrt werden<sup>94</sup>. Ob dafür ein neuer und fremder Ausdruck paßte? Der Lindauer Kaufmann David Hünlin zweifelte daran 1783, als er Wegelins Argumente über *unser sogenanntes Mare Suevicum* ins Deutsche übertrug. Antike Sueben mochten »Schwäbisches Meer« gesagt haben, mittelalterliche Alemannen *Bodmansee*; die alten Zeiten waren allemal abergläubisch und gesetzlos, nicht vorbildlich. Auch die moderne Marotte von Schweizer Dichtern, analog zu »Le Léman« *der Bodan* zu sagen, konnte auf sich beruhen. Es kam auf die ökonomische Funktion des Gewässers an, auf Industrie und Gewerbe am Ufer, vor allem auf den *Transito* zwischen Ostsee und Mittelmeer, der aus Lindau einst *das schwäbische Venedig* machte. Heutzutage blühten Freiheit und Wohlstand am Zürichsee, dem Hünlin sehnsüchtige Bewunderung zollte. Doch konnte auch der *Bodensee* wieder werden, was er gewesen war, eine Brücke zwischen allen Ufern. Wer es ihm wünschte, beließ ihm den allgemein anerkannten Namen<sup>95</sup>.

Das neunzehnte Jahrhundert brauchte den Bodensee nicht als Brücke. Französische und industrielle Revolution drängten die Länder am See in Randlagen, abseits der Behördenstädte und Wirtschaftszentren, der Eisenbahnstrecken und Dampfschifflinien. Der Stuttgarter Dichter Gustav Schwab wußte in dem Reisehandbuch »Der Bodensee« 1827 keine europäische Aufgabe für die Gegend in der Mitte des Kontinents. Sie erschien ihm als *Grenzgebiet* der sicheren deutschen Heimat oder *Bollwerk* vor dem fernen Welschland, dazu in die Territorien Baden, Württemberg, Bayern, Österreich und Schweiz zergliedert. Was Schwab neu empfahl, war lediglich der Fremdenverkehr, der mit modernen Dampfbooten die natürliche Schönheit und geschichtliche Vielfalt des Umlands erschloß. Romantische Naturschwärmerei verführte

94 Johann Christoph Wegelin, *De dominio maris Suevici vulgo lacus Bodamici* (Diss. iur., Jena 1742), hg. Johann Reinhard WEGELIN (wie Anm. 93). Bd. 4. Lindau 1760, S. 378–421, hier Kap. 2, S. 388–397 zur Rechtslage, hier S. 392: *Quapropter etiam Mare Suevicum seu Lacus Acronius, amplissimus ac famigeratissimus inter omnes, quos habet Germania, ab omni aevo non solum adgnoscit imperium ac dominium universale Circuli Suevici seu potius Statuum adjacentium collective sumtorum, sed etiam jurisdictionem particularem, quam sibi vindicat quilibet pro ratione territorii sui*; S. 394 zum Städtebund von 1362; Kap. 1, S. 378–386 zu den Seenamen, hier S. 382 zu den *Suevi* und dem antiken *Mare Suevicum*, S. 385 zum heutigen.

95 Anonymus (David Hünlin), Beschreibung des Bodensees nach seinem verschiedenen Zustande in den ältern und neuern Zeiten. Ulm–Lindau 1783, hier Kap. 2, S. 25 die Auffassung Wegelins (wie Anm. 94); Kap. 1, S. 1–7 zu den Seenamen, hier S. 5 die Ansicht, daß die *Sueven* (*von welchen hinnach das Land den Namen behalten*) *unsern See Mare suevicum mögen genannt haben*; S. 6 zur umstrittenen Bedeutung von *Bodensee* und *Bodmansee*; S. 13 ein Gedicht über den *Bodan*, ein weiteres Kap. 3, S. 64; Kap. 5, S. 200 zum *Transit* und zum schwäbischen *Venedig*, S. 205f. zum Zürichsee. – Hünlins Namensdeutungen ohne neue Akzente bei Georg Leonhard Hartmann, Versuch einer Beschreibung des Bodensees. 2. Aufl., St. Gallen 1808, hier Kap. 3, S. 13–15.

Schwab dazu, den Namen *Bodensee* lieber auf dessen grundlose Tiefe als auf Bodman zurückzuführen. Im übrigen legte er die verschüttete geschichtliche Einheit der Länder frei und gab ihr den vertrauten Namen zurück. Er nahm den See als ein Ganzes, rechnete den Untersee mit der Insel Reichenau hinzu und richtete den Obersee nicht nach Konstanz aus. Der *Bodensee* mit *Obersee* und *Untersee* – alle anderen Namen bezeichneten kleinere Buchten, bei Bregenz und Überlingen, Allensbach und Bernang. Das *Schwäbische Meer* galt als alte, höchstens für die Stauferzeit annehmbare Metapher, nicht als Charakterisierung, denn dies war kein Territorium für irgendeinen Monarchen. Vielmehr zeigte Schwabs historischer Überblick, wie sich die Länder zwischen Bregenz und Stein durch drei Wellen genossenschaftlicher Verbände zusammenfanden und entfalteten, durch karolingische Mönche, staufische Ritter, spätmittelalterliche Bürger. Dank ihrer gemeinsamen Arbeit wurde der Bodensee im Mittelalter *das Herz der Welt* und *aller Länder Zier*. Die Neuzeit zerlegte die Mitte am See, im Ringen um Bürgerfreiheit von der schweizerischen, um Glaubensfreiheit von der schwäbischen Seite. Zurück blieben der Nachklang *großer Sagen* und stilles Genügen *am Rand*<sup>96</sup>. Damit zog Schwab die Folgerung aus dreihundert Jahren neuzeitlicher Diskussion: Die politische, ökonomische, soziale Tätigkeit blieb für Gegenwart und Zukunft Domäne der getrennten Länder um den See. Der gemeinsame See zwischen den Ländern gehörte der Beschaulichkeit: ewig wiederkehrende Natur, endgültig vergangene Geschichte, zeitlos träumende Poesie. Das Wort *Bodensee* selbst war Abglanz dieser in sich versunkenen Welt.

## See und Geschichte

Schwabs Bild vom Bodensee ist bis heute kaum verblaßt. Zwar redet man seit den 1950er Jahren tatkräftiger als Schwab von einem Bodenseeraum, der sämtliche Ufer der Bundesrepublik Deutschland, der Schweizerischen Eidgenossenschaft und der Republik Österreich umfassen soll; aber man denkt dabei wie Schwab vornehmlich an zwei Berührungspunkte, den internationalen Fremdenverkehr der Gegenwart und die Gemeinsamkeit einer mittelalterlichen Vergangenheit. Nicht umsonst wurde der Ausdruck *Bodenseeraum* von Historikern umfassend begründet, besonders von dem Konstanzer Stadtarchivar Otto Feger mit der monumentalen »Geschichte des Bodenseeraumes« seit 1956. Feger berief sich auf Schwab und übertraf ihn, denn er blendete bei der Darstellung der Vergangenheit die Gegenwart bewußt aus. Er wollte vergessen, *daß zwischen Konstanz und Kreuzlingen, zwischen Lindau und Bregenz Grenzpfähle stehen und daß heute fast nur noch der Himmel einigend und allen gemeinsam über den*

96 Gustav SCHWAB, *Der Bodensee nebst dem Rheintale von St. Luziensteig bis Rheinegg*, Handbuch für Reisende und Freunde der Natur, Geschichte und Poesie. Stuttgart-Tübingen 1827, hier S. 4 über Grenzgebiet und Bollwerk; S. 30–33 zu den Dampfbooten, auch S. 309f., 521–528; S. 335–340 zu den Seennamen, hier S. 337: *Daß eine Stadt (Brigantium) und eine Völkerschaft (Brigantii), am offenen See befindlich, dem See einst den rhätischen Namen gab, begreift sich; aber ein königlicher Maierhof in der abgelegenen Bucht des Sees erbaut, sollte der dem See an der Rheinmündung zwischen Rheinegg und Hard schon im neunten Jahrhundert den Namen Podamsee haben geben können?* S. 14 zu Obersee und Untersee; S. 4, 140, 519 zum Schwäbischen Meer; S. 53–284 der historische Überblick, im Gedicht »Die Schöpfung des Bodensees« S. 487–490 poetisch zusammengefaßt, hier S. 489f. die Zitate.

*Ufern steht.* Freilich unterschätzte Feger zwei gegenwärtige Kräfte, die Schwab noch anerkannte, die Gemeinsamkeit der deutschen Sprache in allen Ländern am See und die Geltung des Namens »Bodensee« an allen seinen Ufern. Feger brach sein Werk abrupter als Schwab mit dem Beginn der Neuzeit ab, doch die mittelalterliche Geschichte gliederte er nach den Schwerpunkten Schwabs: Karolingische Klöster, staufische Herrengeschlechter, spätmittelalterliche Städte<sup>97</sup>. Zurückhaltender beurteilte der St. Galler Stiftsbibliothekar Johannes Duft seit 1959 den Bodenseeraum. Er betrachtete ihn fast wie ein Gallusmönch des Frühmittelalters, als Straße der Imagination, die sich immer mehr belebte und einen kulturellen Raum bildete, vornehmlich für Betrachtende, Schreibende, Lesende. Auch die Namen des Bodensees, auf die Duft genau achtete, wirkten bei der Formung dieses Raumes mit, aber im wesentlichen als Erinnerungen an die *große frühmittelalterliche Vergangenheit*<sup>98</sup>. Feger und Duft trennten wie Schwab zwischen Vergangenheit und Gegenwart, befaßten sich aber anders als Schwab allein mit Vergangenheit. Ich schlage vor, die Gegenwart des Historikers wieder in seine Geschichte aufzunehmen.

Daß der Bodensee eine eigene Geschichte hatte, daran zweifeln Historiker nicht; der Überblick über die Geschichte des Wortes hat es erneut bestätigt. Er war aber nicht nur geschichtlich wandelbar, er ist es, weit radikaler als benachbarte Gewässer wie der Genfer See. Auch der Vergleich mit dem Zürichsee drängt sich auf. Dieser hat den heutigen Namen, den man seit dem Frühmittelalter kennt, nie gewechselt und stets derselben Gemeinde zugehört; er hat keine andere Geschichte als Zürich, daran wird sich nichts ändern. Für den Bodensee gibt es keine solche geschichtliche Kontinuität. Für ihn bleibt auch die räumliche Identität fragwürdig, die sich beim Zürichsee nachweisen läßt. Sie besagt, daß Seen anders als Flüsse *in einer verhältnismäßig einheitlichen Landschaft* liegen und *im ganzen einheitlich besiedelt* sind<sup>99</sup>. Wenn es einen Bodenseeraum gibt, dann wie beim Ostseeraum oder beim Rheinland aus vielerlei wechselnden Gründen und mit ständig schwankenden Grenzen. Am Bodensee stürmt auf die Anwohner immer wieder anders Geschichte ein, mehr Geschichte, als sie verkraften können. Auch der Leser dieser Übersicht mag von der Fülle der Veränderungen und Beziehungen so benommen sein, daß er der radikalen Deutung des Dichters Martin Walser von 1978 zustimmen möchte. Walser zog die Vergangenheit in den gegenwärtigen Moment hinein,

97 OTTO FEGER, Geschichte des Bodenseeraumes. 3 Bde. Lindau–Konstanz 1956–63, hier Bd. 1, S. 6 über Grenzpfähle und Himmel; ebenda: *Die Vielheit der historischen Vorgänge im Bodenseegebiet unter einheitlichen Gesichtspunkten darzustellen, ist bisher nur selten versucht worden; eigentlich nicht mehr, seit vor über hundert Jahren Gustav Schwab sein Buch über den Bodensee schrieb – einst ein großartiger Wurf, heute im einzelnen und im ganzen überholt.*

98 JOHANNES DUFT, Der Bodensee in Sankt-Galler Handschriften. Bibliotheca Sangallensis 3. 3. Aufl., St. Gallen-Sigmaringen 1979, hier S. 11: die gesammelten Texte ließen *ahnen, daß dem See in kulturellem Sinn eine raumbildende Funktion innewohnte, die heute im Begriff »Bodenseeraum« – das moderne Wort ist also mehr als ein Modewort – nachzuschwingen vermag*; S. 46–50 zu den Namen, hier S. 50 zur großen Vergangenheit. Ähnlich JOHANNES DUFT, Der Bodensee und sein Raum, in: Maria SCHLANDT, Der Bodensee in alten Reisebildern, Reiseberichte und Reisebilder aus vergangenen Zeiten. Innsbruck 1977, S. 5–7.

99 AUGUST THIENEMANN, Die Binnengewässer in Natur und Kultur, Eine Einführung in die theoretische und angewandte Limnologie. Berlin–Göttingen–Heidelberg 1955, S. 24: *Auch der größte See liegt in seiner ganzen Ausdehnung in einer verhältnismäßig einheitlichen Landschaft, und wenn etwa geringe klimatische und andere Differenzen zwischen seinen beiden Endteilen vorhanden sind, so gleichen sich diese in der einheitlichen Wassermasse aus: der See ist im ganzen einheitlich besiedelt.*



kehrte also das Verfahren der Historiker um. Er meinte, wenn hier etwas bleibe, dann der Wechsel; wenn dieser See etwas einprägte, dann die Nichteigenschaft. *Darum sehen Bilder, die wirklich eine hiesige Stimmung festhalten, immer aus, wie auf die Sekundenspitze getrieben. Man sieht und spürt: so war es, so kann es nur eine Sekunde lang gewesen sein.* Nach Walser ist Geschichte eine Seufzersammlung, auch in der Gegenwart, die den Bodensee nicht gemäß Schwabs Vorschlag als Museum im Abseits stehen läßt, sondern in ihre Hektik hineinzerrt<sup>100</sup>. Wer den Bodensee und seine Umgebung nur in Momentaufnahmen betrachtet, entdeckt Stimmungen, nicht Strukturen. Ich schlage vor, Vergangenheit und Gegenwart im Längsschnitt nach Gemeinsamkeiten abzusuchen.

Dann ergibt sich etwa dies: Durch allen Wandel hindurch vollzieht sich am Bodensee eine zusammenhängende Geschichte. Eines ihrer Kennzeichen ist gewiß die wechselnde Mannigfaltigkeit der Zuordnungen zwischen Mittelmeer und Ostsee. Ein anderes Kennzeichen ist jedoch die europäische Reichweite der Einwirkungen. Wer das heutige Leben am Bodensee in seinen Tiefenschichten untersucht, stößt auf Spuren vom antiken Rom, vom karolingischen Aachen, vom staufischen Hagenau, vom franziskanischen Assisi, vom habsburgischen Wien. Zum Bodensee gehören die römischen Militärstationen Bregenz und Eschenz ebenso wie der alemannische Herzogssitz Überlingen und die karolingische Pfalz Bodman, die benediktinischen Abteien St. Gallen und Reichenau ebenso wie die Franziskanerkonvente Lindau und Schaffhausen, die Bürgerstädte Konstanz und Zürich ebenso wie die Bauerngemeinden im Appenzell und im Hegau. Daß alle diese Einflüsse nicht bloß wie Frühlingsgewitter vorbeizogen, sondern langfristige Nachwirkungen hinterließen, kann nicht an den Wechselbädern von Natur und Geschichte liegen. Es muß an der Bedächtigkeit der Menschen liegen, daß ihr Land nicht zum Raum ohne Eigenschaften verkommen ist und ihr Himmel nicht als letzte Klammer über den Ufern steht. Die Menschen am See haben sich keiner Anregung hartnäckig verschlossen, geben sich aber auch keiner haltlos hin. Sie sind jederzeit gern zueinandergekommen, stehen aber nicht immer beisammen. Sie haben sich hier niedergelassen, können aber das Ihre immer wieder loslassen. Sie haben ein solides Land der Mitte kultiviert, dulden aber als zentralen Ort nur das bodenlose Wasser. Obwohl ihnen andere alles, sogar ihre Namen, festgelegt und abgegrenzt haben, lieben sie, auch in ihren Namen, die Annäherungen und Übergänge. Das ist ein Modell geschichtlichen Verhaltens, ein Gegenmodell zum europäischen in Vergangenheit und Gegenwart: Mitten im hitzigsten Erdteil eine gemäßigte Zone, mitten im entschiedensten Wandel ein fortgesetzter Schwebezustand, mitten im Wirbel von Natur und Geschichte etwas menschliche Gelassenheit. Es ist eine ihrer Folgen, daß der Bodensee vor tausend Jahren seinen Namen erhalten und ihn bis heute behalten hat.

100 André FIGUS, Martin WALSER, Heimatlob, Ein Bodensee-Buch. Friedrichshafen 1978, S. 56–59: Was bleibt ist der Wechsel, hier S. 59 über die Sekundenspitze; S. 44–48: Geschichte als Seufzersammlung.

## LITERATURVERZEICHNIS

- BANDLE, Oskar: Vom Bodensee und seinen Verwandten, in: Erinnerungsschrift Dr. Guntram Saladin. Zug 1959. S. 21–39.
- BERGIER, Jean-François: Le Léman et les hommes, in: Gad AMBERGER u. a.: Le Léman, un lac à découvrir. Fribourg 1976. S. 191–224.
- BERNER, Herbert (Hg.): Bodman, Dorf – Kaiserpfalz – Adel. Bd. 1. Sigmaringen 1977.
- BEYERLE, Franz: Zur Namengebung »Bodensee« und »Bodman«, in: Hegau 8 (1959), S. 149–156.
- BILGERI, Benedikt: Der Bund ob dem See, Vorarlberg im Appenzellerkrieg. Stuttgart–Berlin 1968.
- BORST, Arno: Mönche am Bodensee 610–1525. Sigmaringen 1978.
- BOSSARD, Maurice: Les dénominations du Léman en français, in: Études de Lettres II,3 (1960), S. 93–97.
- BUCK, M. R.: Vortrag über die Bedeutung der alten Namen des Bodensees, in: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung 2 (1870), S. 82–92.
- BURR, Viktor: Nostrum mare, Ursprung und Geschichte der Namen des Mittelmeeres und seiner Teilmeere im Altertum. Stuttgart 1932.
- DIRLMEIER, Camilla: Quellen zur Geschichte der Alamannen. 4 Hefte. Sigmaringen 1976–80.
- DUFT, Johannes: s. Anm. 98.
- FEGER, Otto: s. Anm. 97.
- FLAAD, Peter (Hg.): Der Bodensee in der erhaltenswerten Landschaft. Rorschach 1980.
- FÜCHTNER, Jörg: Die Bündnisse der Bodenseestädte bis zum Jahre 1390. Göttingen 1970.
- GEIGER, Theodora: Die rechten Nebenflüsse des Rheins von der Quelle bis zur Einmündung des Mains. Wiesbaden 1963.
- HEUBERGER, Richard: Die ältesten Quellenaussagen über die Bodenseegegend, in: Montfort 2 (1947), S. 140–157.
- HEUBERGER, Richard: Der Bodenseeraum im Altertum, in: Aus Verfassungs- und Landesgeschichte, Festschrift für Theodor Mayer. Bd. 2. Lindau–Konstanz 1955. S. 7–21.
- HOFACKER, Hans-Georg: Die schwäbischen Reichslandvogteien im späten Mittelalter. Stuttgart 1980.
- KELLER, Hagen: Fränkische Herrschaft und alemannisches Herzogtum im 6. und 7. Jahrhundert, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 124 (1976), S. 1–30.
- KRETSCHMER, Konrad: Historische Geographie von Mitteleuropa. München 1904.
- KRIEGER, Albert: Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden. 2 Bde. Heidelberg 1904–05.
- LHOTSKY, Alphons: Genfersee und Bodensee, Irrtümer in der Benennung, in: Heimatkundliche Mitteilungen des Bodenseegeschichtsvereins 18 (1952), S. 13–17.
- MAURER, Helmut: Der Herzog von Schwaben, Grundlagen, Wirkungen und Wesen seiner Herrschaft in ottonischer, salischer und staufischer Zeit. Sigmaringen 1978.
- POKORNY, Julius: Indogermanisches etymologisches Wörterbuch. 2 Bde. Bern–München 1959–69.
- SCHEFOLD, Max: Die Bodenseelandschaft, Alte Ansichten und Schilderungen. 2. Aufl., Sigmaringen 1970.
- STOLZ, Otto: Die Gewässer in der Geschichte des Landes Vorarlberg, in: Montfort 2 (1947), S. 1–47.
- THÜRER, Georg: Der Bodensee im Spiegel des Gedichts, in: Rorschacher Neujahrsblatt 46 (1956), S. 33–43.
- SVENNING, Josef: Belt und Baltisch, Ostseische Namenstudien. Uppsala–Wiesbaden 1953.
- VANN, James Allen: The Swabian Kreis, Institutional Growth in the Holy Roman Empire 1648–1715. Brüssel 1975.
- VIGENER, Fritz: Bezeichnungen für Volk und Land der Deutschen vom 10. bis zum 13. Jahrhundert. 2. Aufl., Darmstadt 1976.
- ZIEGLER, Peter: Der See und die Menschen, in: Réne HANTKE u. a., Der Zürichsee und seine Nachbarseen. Fribourg 1979. S. 197–217.

Anschrift des Verfassers:  
 Prof. Dr. Arno Borst,  
 Fachgruppe Geschichte der Universität,  
 D-7750 Konstanz



# Königtum, Adel und Klöster am Bodensee bis zur Zeit der Städte

VON KARL SCHMID

## Vorbemerkung

Wer sich mit der Geschichte der Bodenseelandschaft beschäftigt, wird es bald mit Klöstern zu tun haben, deren Ursprünge im Mittelalter liegen. Auch der aufmerksame Besucher der den See umsäumenden Landstriche trifft irgendwo auf sie: in Stein am Rhein, auf der Klosterinsel Reichenau, in Konstanz oder Kreuzlingen, St. Gallen, Mehrerau bei Bregenz, in Weingarten oder Salem. Möchte man indessen nicht wiederholen, was kürzlich Arno Borst schon getan hat und wofür ihm der ›Bodensee-Literaturpreis‹ verliehen worden ist<sup>1</sup>: ›Mönche am Bodensee‹ aus der Zeit zwischen 610 und 1525 aufsuchen und – ihnen begegnend, mit ihnen sprechend – Menschen entdecken, in denen stellvertretend und exemplarisch Geschichte des Mönchtums und der Landschaft lebendig wird, so bietet sich ein anderer Weg an, sich den Klöstern zu nähern. Von ihrer Umgebung, ihrer Umwelt her läßt sich der Blick auf sie richten. Gewiß: die Menschen, die als Mönche in ihren Klöstern wirkten, kannten als Ideal die Weltabgeschiedenheit. Gleichwohl lebten sie nicht isoliert, nicht so von der Welt abgeschieden, wie es scheinen möchte. Sie trotz des bestehenden monastischen Ideals der Weltflucht in der Gemeinschaft ihrer Brüder, in der sie Gott dienten, und im Umfeld ihrer vielfältigen Beziehungen zu betrachten, heißt daher nichts anderes, als die Klöster in ihren geschichtlichen Bedingtheiten sehen und einschätzen zu lernen.

Nun versteht sich schon besser, weshalb dieser Versuch auch das ›Königtum‹ und den ›Adel‹ einschließt. Denn vor der Zeit der Städte, was einfach besagt: vor dem späteren Mittelalter, hingen Schicksal und Existenz der Klöster von adliger Stiftung und Freigebigkeit und königlicher Schutzbereitschaft ganz wesentlich ab. Es genügt schon zu fragen, wem es denn die Mönche zu verdanken hatten, daß in Klöstern ihre Lebensexistenz gegeben war und gesichert blieb, um feststellen zu können, daß ohne tätiges Mitwirken von Königtum und Adel das Mönchtum und die Klöster ihre Aufgaben im frühen Mittelalter, auch und gerade am Bodensee, nicht hätten wahrnehmen können. Dabei geht es um die Gründung von Klöstern ebenso wie um deren Besetzung mit zumeist adligen Familienangehörigen, aber auch um deren Ausstattung mit Besitz, der für den Lebensunterhalt der Mönche unentbehrlich war. Kurz: es geht um die

1 A. BORST, Mönche am Bodensee, 610–1525. Bodensee-Bibliothek 5. Sigmaringen 1978; Bodensee-Literaturpreis der Stadt Überlingen 1979 für Arno Borst, Reden zur Verleihung am 24. Juni 1979. Sigmaringen 1980.

personellen und materiellen Belange. Und es geht darüber hinaus um den notwendigen Schutz, der verständlicherweise am besten durch den Herrscher gewährleistet werden konnte. Zu wenig noch ist im Blick auf das frühere Mittelalter beachtet worden, daß zahlreiche vom Adel in die Wege geleitete und unterstützte Klostergründungen nur lebensfähig blieben, wenn sie in die Obhut des Königtums gelangten<sup>2</sup> und auf diese Weise zu ›königlichen‹ Klöstern wurden.

Ist damit wenigstens andeutungsweise schon etwas über die Stellung der Klöster in der Welt, genauer: in der ›frühmittelalterlichen Welt am Bodensee‹ gesagt, so darf darüber eine andere Bindung, in der die Klöster standen, nicht vergessen werden. Daß sie in die Kirche eingebunden waren, ist gemeint. Die Integration der Klöster in die Kirche äußerte sich etwa darin, daß der Bischof ein Aufsichtsrecht in geistlichen Dingen, und was damit zusammenhing, hatte. Bischöfe konnten gleichzeitig sogar Äbte und/oder Vorsteher von Klöstern sein. So war etwa der Konstanzer Bischof Johannes (760–82) auch Abt der Klöster Reichenau und St. Gallen<sup>3</sup>. Und Bischof Gebhard II. von Konstanz hat 983 am anderen Rheinufer, der Bischofsstadt gegenüber<sup>4</sup>, das Konstanzer Bischofskloster Petershausen gegründet und blieb wie seine Nachfolger Herr des Klosters. Mit anderen Worten: Ohne den Bischof von Konstanz und seine Kirche, die ja unmittelbar am See lag, selbst zum Gegenstand der Betrachtung gemacht zu haben, kann das Thema ›Königtum, Adel und Klöster‹ am Bodensee nicht zureichend behandelt werden<sup>5</sup>. Da – aus welchen Gründen immer – die Konstanzer Bischofskirche nicht Thema eines Beitrages in dieser Veröffentlichung ist<sup>6</sup>, sehen wir uns veranlaßt, den Konstanzer Bischof so gut wie möglich in die Betrachtung mit einzubeziehen.

Angesichts der Vielfalt und Fülle der Aspekte kann es sich bei dem folgenden Versuch lediglich um eine flüchtige Skizze handeln, die mehr umrißhaft andeuten als ausführen möchte und manches Wichtige nicht einmal skizzenhaft anreißen kann. Damit ist noch nicht alles Wesentliche zum Thema gesagt. Dürfte doch seine Problematik – wie es scheint – weniger im Zueinander der zu behandelnden geschichtlichen Erscheinungen ›Königtum‹, ›Adel‹ und ›Klöster‹, als vielmehr in der Bestimmung der räumlichen Komponente liegen. Sie wirft wohl

2 Vgl. K. SCHMID, Adel und Reform in Schwaben. In: Investiturstreit und Reichsverfassung. Vorträge und Forschungen 17. Sigmaringen 1973. S. 295–319. Hier: S. 305 mit Anm. 28 und 29.

3 P. LADEWIG und Th. MÜLLER (Hg.), Regesta Episcoporum Constantiensium. Regesten zur Geschichte der Bischöfe von Konstanz 1. Innsbruck 1895. Nrn. 35–65; dazu Th. MAYER, Konstanz und St. Gallen in der Frühzeit. In: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 2 (1952), S. 473–524. ND in: Mittelalterliche Studien. Ges. Aufsätze. Konstanz 1959. S. 289–324; desgl. in: W. MÜLLER (Hg.), Zur Geschichte der Alemannen. Wege der Forschung 100. Darmstadt 1975. S. 430–481.

4 Reg. Ep. Const. (wie Anm. 3) Nrn. 384–404; dazu Ilse Juliane MISCOLL-RECKERT, Kloster Petershausen als bischöflich-konstanztisches Eigenkloster. Studien über das Verhältnis zu Bischof, Adel und Reform vom 10. bis 12. Jahrhundert. Forsch. z. oberrhein. Landesgesch. 24. Freiburg/München 1973. Hier bes. S. 15 ff.

5 Diese Titelformel erinnert an eine Gruppe von landesgeschichtlichen Arbeiten des sogenannten Freiburger Arbeitskreises von G. Tellenbach; vgl. K. SCHMID, Der ›Freiburger Arbeitskreis‹. Gerd Tellenbach zum 70. Geburtstag. In: Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins 121 NF 82 (1974), S. 331–347. Hier S. 334.

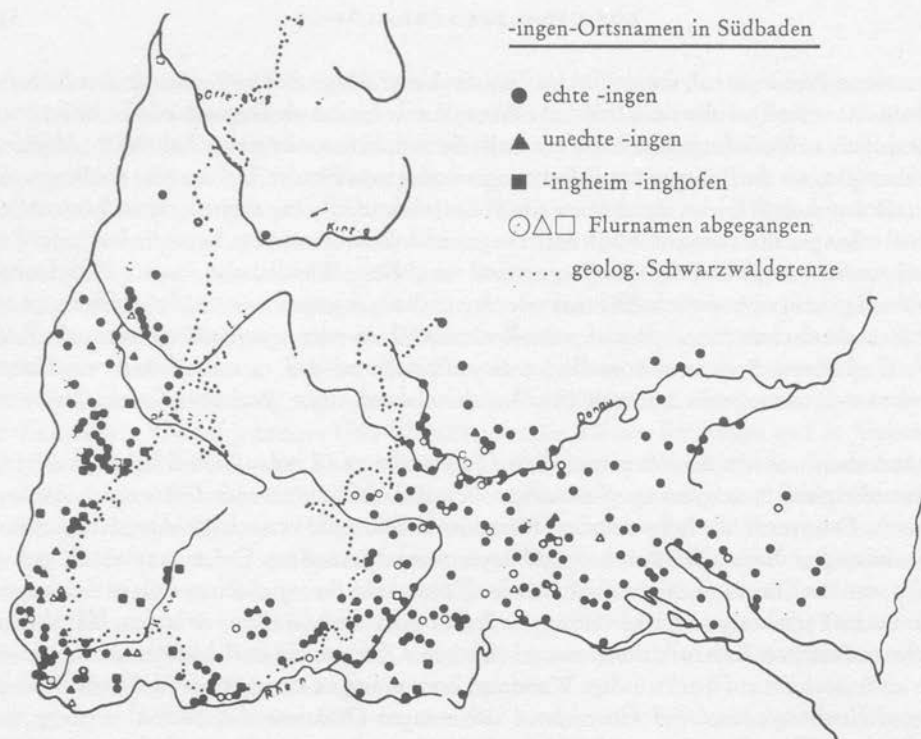
6 Hinzuweisen ist auf die Arbeiten von H. MAURER, s. Anm. 39, der auch die Behandlung der Konstanzer Kirchen in dem vom Max-Planck-Institut in Göttingen durchgeführten Unternehmen ›Germania Sacra‹ übernommen hat.

die meisten Probleme auf. Zwar wird im Titel des Unternehmens »Der Bodensee: Landschaft – Geschichte – Kultur« die landschaftliche Komponente eigens als Gegenstand der Erörterung angesprochen. Doch fragt es sich, ob es aus der Sicht des Historikers eine einheitliche Meinung darüber gibt, wo die Bodenseelandschaft beginnt oder wo sie endet. Daher sollte die Frage, wie weit die Landschaft reicht, deren Mitte ein großer, mehrteiliger See darstellt, zunächst wohl am besten offen gehalten werden. Kann doch ein geschichtlich betrachteter Raum im Laufe der Zeit durchaus eine veränderliche Größe gewesen sein. Kein Wunder also, wenn Unsicherheit darüber besteht, ob etwa Schaffhausen oder Ravensburg dazugehörten, und nicht nur von der »Bodenseelandschaft«, sondern auch vom »Bodenseegebiet« oder vom »Bodenseeraum« die Rede ist<sup>7</sup>. Und dieser Redensart vom Bodensee entspricht es, daß es einen bereits erwähnten »Bodensee-Literaturpreis« und seit über hundert Jahren einen »Bodensee-Geschichtsverein« gibt.

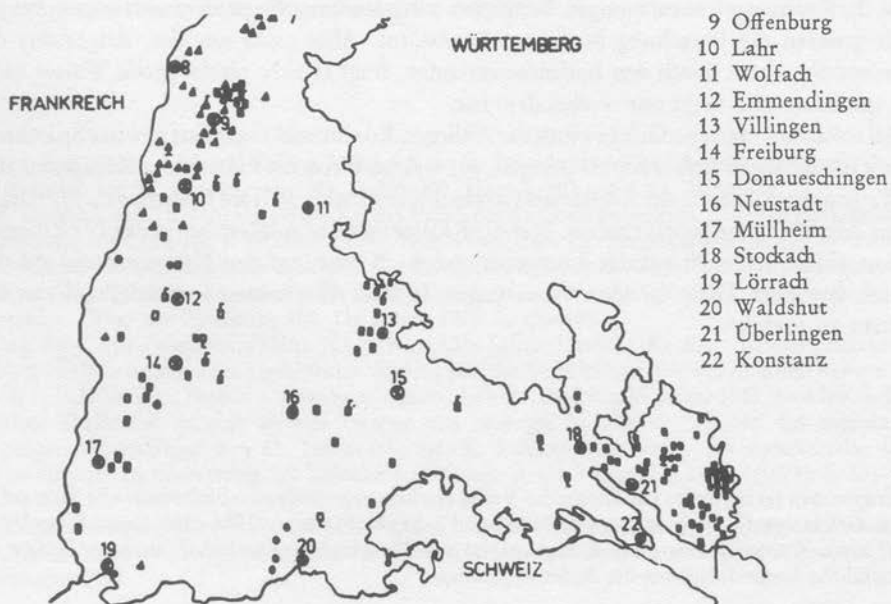
Indessen: wer von Konstanz nach Kreuzlingen oder von Lindau nach Bregenz geht, trifft bekanntlich auf Staatsgrenzen. Sie machen bewußt, daß jenseits der Grenze das Ausland beginnt: Österreich, die Schweiz oder Deutschland. Dazu gibt es noch innerdeutsche Landesgrenzen am See: Baden-Württemberg und Bayern sind die Anrainer. Daran zu erinnern, genügt schon, um das »Problem« von der Einheit des Raumes sichtbar zu machen. Wie es sich auf die historische Forschung auswirkt, daß am Bodensee zahlreiche Grenzen verlaufen, läßt sich am besten mit ein paar Kartenskizzen veranschaulichen. Obschon die geschichtlichen Erscheinungen im Ausschnitt auf merkwürdige Weise verkürzt, um nicht zu sagen: in unzulässiger Weise abgeschnitten werden, sind Übersichten der »-ingen-Ortsnamen in Südbaden« oder der »badischen villare-Orte« hergestellt worden (Abb. 1), – gibt es eine Karte mit dem »Siedlungsraum (in Baden-Württemberg) im 7. Jahrhundert« und daneben die »Siedlungskarte der Schweiz« im gleichen Zeitraum (Abb. 2), – sind schließlich die »frühesten Ortsbezeugungen Bayerns in der Nähe zum See« und »Vorarlberg im 9. Jahrhundert« zur Darstellung gelangt (Abb. 3). Bereits an diesen wenigen Beispielen wird deutlich, wie schwer sich angesichts der Landesgrenzen die Forschung in diesem Raume tut. Aber nicht nur das. Angesichts der Grenzen, die mitten durch den Bodensee verlaufen, fragt es sich, ob das große Wasser nicht auch »getrennt« und nicht nur »verbunden« hat.

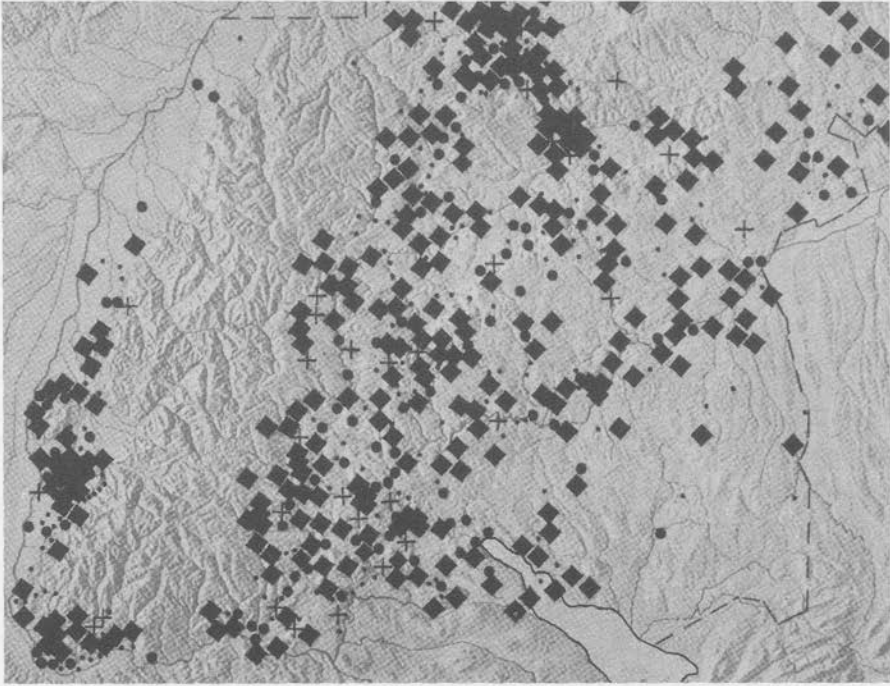
Bei solchem Fragen endlich gewinnt das Anliegen Kontur und sogar eine gewisse Spannung. Es zielt darauf ab, in Erfahrung zu bringen, auf welche Weise die Präsenz des Königtums und das Wirken des Adels wie der Klöster die Geschichte der Landschaft am Bodensee im Mittelalter bis zur Zeit der Städte geprägt haben. Wer die Klöster und den Adel am See in den Blick nimmt, wird unwillkürlich auch auf das Königtum und die Kirche, auf den Herrscher und auf den Bischof, gewiesen. Daher können wir es wagen, in zwei Abschnitten vom Adel und von den Klöstern zu sprechen.

7 Hingewiesen sei auf die im Jan Thorbecke-Verlag erscheinende »Bodensee-Bibliothek« und darin auf O. FEGER, Geschichte des Bodenseeraumes, Teile 1 und 2. Lindau/Konstanz 1956/1963, Sigmaringen <sup>4</sup>1975/<sup>2</sup>1974, sowie KNOEPFLI, wie Anm. 8, und auf das von Th. Mayer gegründete »Konstanzer Institut für geschichtliche Landesforschung des Bodenseegebietes«.



### DIE BADISCHEN VILLARE-ORTE

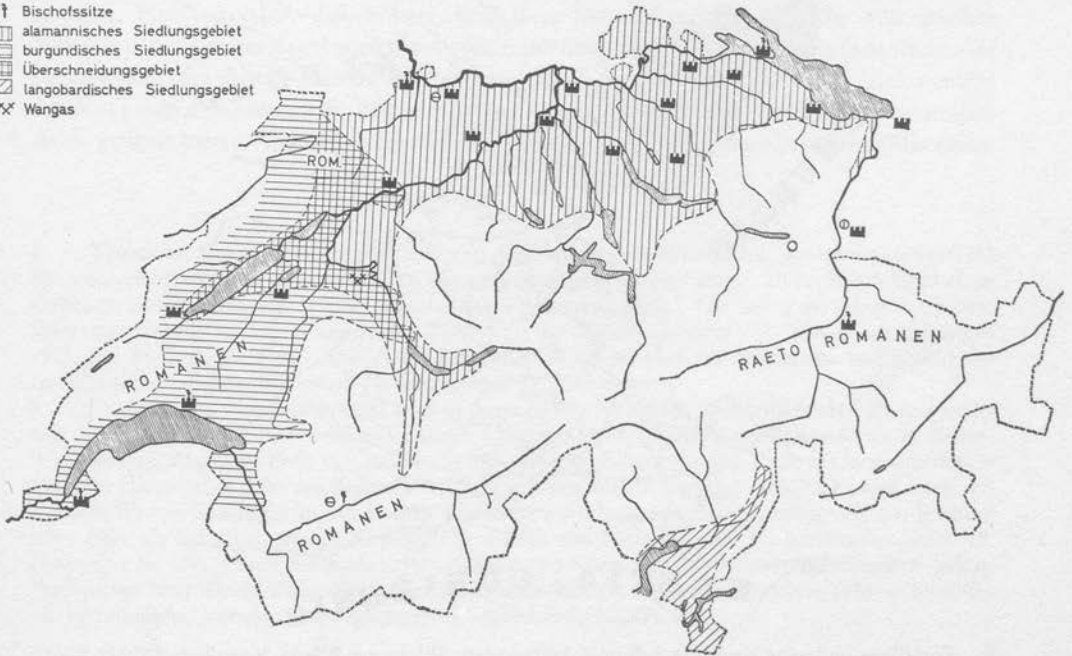




2a Der Siedlungsraum im 7. Jahrhundert. Ausschnitt aus Abb. 9 bei G. Fingerlin, Zur alemannischen Siedlungsgeschichte des 3.-7. Jhs. (wie Abb. 1a/b).

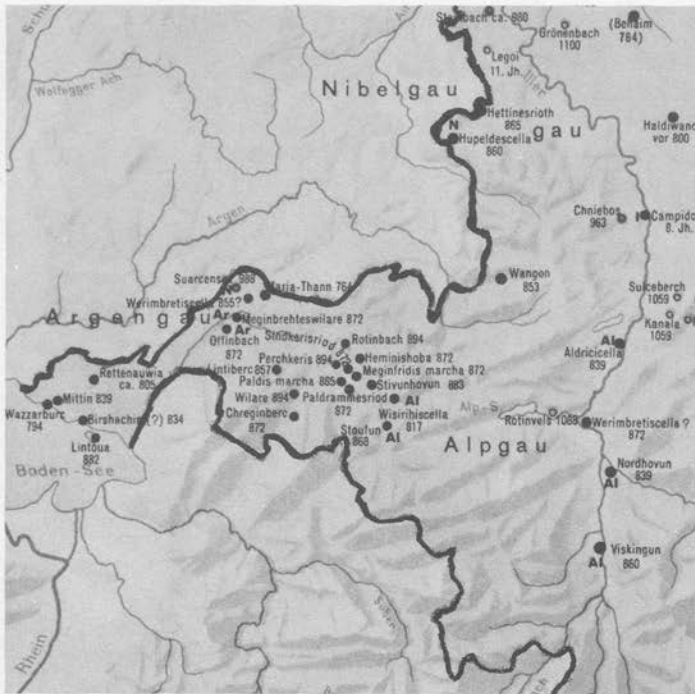
7. JAHRHUNDERT

- spätrömische Kastelle
- † Bischofssitze
- ▨ alamannisches Siedlungsgebiet
- ▩ burgundisches Siedlungsgebiet
- ▧ Überschneidungsgebiet
- ▤ langobardisches Siedlungsgebiet
- ✕ Wangas



2b Siedlungskarte des 7. Jahrhunderts. Karte nach R. Moosbrugger-Leu, Die Schweiz zur Merowingerzeit, Bern 1971, Bd. 3 Abb. 104.





3a Die bis zum Jahr 1100 urkundlich genannten Orte in Schwaben, aus: Histor. Atlas von Bayerisch-Schwaben, 1955, S. 14/15.



3b Vorarlberg und seine Nachbarschaft im 9. Jahrhundert. Skizze aus: Bilgeri, Vorarlberg 1, 1970, S. 61.

## Von den Klöstern

Mit den Klöstern zu beginnen, empfiehlt sich aus mehreren Gründen. Offenbar haben sie die Landschaft so stark geprägt und sind infolgedessen so lebendig im Bewußtsein geblieben, daß sie in bezug auf den See geradezu zum Begriff geworden sind. Man spricht von den »Bodenseeklöstern« und meint im Hinblick auf das Mittelalter vor allem das Kloster auf der Insel Reichenau und St. Gallen. Diese beiden Abteien haben auf nahezu allen Gebieten des religiösen und geistigen Lebens wie auch der Kunst – man denke nur etwa an die Buchmalerei und an die Wandmalerei – Erstaunliches geleistet und dementsprechend höchstes Ansehen im Abendland erlangt<sup>8</sup>. Ihr Ruhm überstrahlt so sehr den der jüngeren Klöster am See, daß diese – im Schatten der großen – in ihrer Bedeutung leicht unterschätzt werden, zumal die jüngeren Klöster in mancher Hinsicht wohl sogar die älteren noch überragten, was für Einsiedeln und Schaffhausen und vielleicht auch für Petershausen während der monastischen Erneuerungsbewegung gilt. Einige Zeit später dürfte dies auf das Zisterzienserkloster Salem in Anbetracht seiner planvoll und systematisch aufgebauten Verwaltungs- und Wirtschaftsorganisation zutreffen<sup>9</sup>. Mit den Klöstern zu beginnen, empfiehlt sich auch deshalb, weil zu ihnen ein Zugang viel leichter zu finden ist. Das hat seinen Grund zunächst darin, daß – von den Kirchenbauten und Kunstwerken ganz abgesehen – die aus dem früheren Mittelalter erhalten gebliebene schriftliche Überlieferung in Form von Pergamentcodices und Pergamenturkunden vornehmlich aus den Klöstern stammt. Kein Wunder, daß wir von den Mönchen und ihren Lebensumständen mehr wissen als von den übrigen mittelalterlichen Menschen, da ja die überkommenen Zeugnisse zum größten Teil ihrem Fleiß zu verdanken sind. Dagegen nimmt sich der Anteil des nichtmönchischen gelehrten und schreibkundigen Klerus am Schrifttum etwas bescheidener aus, obschon er im stetigen Anwachsen begriffen war. Laien sind bei dieser Tätigkeit noch kaum in Erscheinung getreten. Hinzu kommt, daß Klöster dank ihrer festen Standorte geistliche Mittelpunkte bildeten, auf die in der Regel auch die zugehörigen Grundherrschaften hingeeordnet waren. Sie stellten samt der Bischofskirche am See vergleichsweise »zentrale Orte« dar. Viel weniger deutlich geben sich nämlich die Plätze zu erkennen, die als Stützpunkte des Königtums und des Adels gedient haben. Wo die Adligen in der Seegegend ihre Wohnsitze im frühen Mittelalter

8 A. KNOEPFLI, Kunstgeschichte des Bodenseeraumes. Bodensee-Bibliothek 6. Konstanz/Lindau 1961 mit weiteren Hinweisen. – Über St. Gallen informiert mit weiteren Hinweisen J. DUFT, Stiftsbibliothek St. Gallen. 5. Auflage Uznach 1979; für Reichenau sind K. BEYERLE (Hg.), Die Kultur der Abtei Reichenau. Erinnerungsschrift zur zwölfhundertsten Wiederkehr des Gründungsjahres 724–1924, 2 Bde. München 1925 und H. MAURER (Hg.), Die Abtei Reichenau. Neue Beiträge zur Geschichte und Kultur des Inselklosters. Bodensee-Bibliothek 20. Sigmaringen 1974, zu nennen.

9 Auf ausführliche Literaturhinweise wird in dieser Skizze verzichtet. Weiterführende Literatur findet sich im 5. Bd. der *Germania Benedictina*: F. QUARTHAL (Hg.), Die Benediktinerklöster in Baden-Württemberg, Augsburg 1975; vgl. auch H. SCHWARZMAIER, Klöster bis zum Ende des Investiturstreites 1122. In: *Historischer Atlas von Baden-Württemberg*. Karte VIII, 3. Stuttgart 1973. Zu Einsiedeln vgl. H. KELLER, Kloster Einsiedeln im ottonischen Schwaben. *Forsch. z. oberrhein. Landesgesch.* 13. Freiburg i. Br. 1964; zu Schaffhausen vgl. K. HILS, Die Grafen von Nellenburg im 11. Jahrhundert. Ebd. 19. Freiburg i. Br. 1967; zu Petershausen vgl. Anm. 4; zu Salem vgl. W. RÖSENER, Reichsabtei Salem. *Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte des Zisterzienserklosters von seiner Gründung 1134 bis Mitte des 14. Jahrhunderts*. *Vorträge und Forschungen*, Sonderband 13. 1974.

hatten, bleibt, von gelegentlichen Ausnahmen abgesehen, meist verborgen. Das ist um so merkwürdiger, als Adelige auch am Bodensee von früher Zeit an neben Klöstern anwesend, gegenwärtig waren. Man kann wohl von einem gegenseitigen Angewiesensein sprechen. In besonderer Weise gibt sich die Präsenz des Königtums am See zu erkennen. Obwohl Königsgüter und Königshöfe wie dazugehörnde Fiskalbezirke und sonstige Königsrechte gewiß als Stützpunkte der Königsherrschaft anzusehen sind, kann von einem einzigen, dem König vorbehaltenen Zentrum wohl nicht gesprochen werden. Kannte doch das Königtum überhaupt keinen zentralen Sitz, keine sog. ›Hauptstadt‹<sup>10</sup>. Vielmehr hielten die Könige von Ort zu Ort ziehend bekanntlich jeweils dort Hof, wo es die Belange ihrer Herrschaft notwendig erscheinen ließen. Um so bezeichnender erscheint es, daß sich die Königsaufenthalte am Bodensee – von Bodman in der Karolingerzeit abgesehen – im früheren Mittelalter vor allem auf die Bodenseeklöster und den Bischofssitz verteilt haben. Königshöfe wie Lustenau oder Stammheim sind dagegen seltener als Aufenthaltsorte des Herrschers bezeugt, während nach dem Verschwinden von Bodman Zürich als Pfalzort immer stärker hervortritt (s. Anhang mit Abb. 13a-d und 14).

Der Überlieferung zufolge stand das frühe Mittelalter am See nach der alemannischen Landnahme unter dem Zeichen der Christianisierung. Iroschottische bzw. irofränkische Glaubensboten, Columban und Gallus und ein Jahrhundert später Pirmin, wurden auf ihren Wegen an den See geführt. Columban suchte dort nach der Predigt in Tuggen zwischen Zürichsee und Walensee christliches Leben zu pflanzen und dauerhaft anzusiedeln. Dabei spielten die Römerplätze Arbon und Bregenz eine Rolle, bevor Gallus in die Einsamkeit, im *eremus* – seine Zelle gründete<sup>11</sup> (Abb. 4). Und Pirmin soll, bevor er auf Vermittlung des Adligen Sintlaz in der sogenannten ›Sintlasau‹, der späteren ›Reichen-Au‹, ein Kloster auf der größten Insel des Bodensees gründete, schon in Pfungen nördlich von Zürich gewesen sein<sup>12</sup>. Obschon zahlreiche Stätten bekannt sind, an denen der neue Glaube gepredigt wurde, haben als Pflanzstätten frühen Christentums in der Seegegend vor allem die Klöster St. Gallen und Reichenau dauerhafte Bedeutung erlangt. Dabei dürfte für die Einsiedelei im Steinachtal ausschlaggebend geworden sein, daß Gallus im Unterschied zu den anderen Glaubensboten, die weiterzogen, in seiner Zelle auch sein Grab gefunden hat. Und da auch Otmar, der zweite

10 Vgl. W. BERGES, Das Reich ohne Hauptstadt. In: Das Hauptstadtproblem in der Geschichte. Festgabe zum 90. Geburtstag F. Meineckes. Berlin 1952. S. 1–29; zu sogenannten ›Zentralen Orten‹ vgl. M. MITTERAUER, Das Problem der zentralen Orte als sozial- und wirtschaftshistorische Forschungsaufgabe. In: Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 58 (1971), S. 433–467; weitere Hinweise und zu den sogenannten ›Vororten‹ vgl. MAURER, wie Anm. 38, S. 33f. mit Anm. 2–7. Im Hinblick auf das karolingische Alemannien zuletzt: J. FLECKENSTEIN, Über Pfalzen und Königshöfe im karolingischen Alemannien. In: Bausteine zur geschichtlichen Landeskunde von Baden-Württemberg. Stuttgart 1979, S. 101–111.

11 Vgl. K.-U. JÄSCHKE, Kolumban von Luxeuil und sein Wirken im alemannischen Raum, wie Anm. 14, S. 77–130; W. BERSCHIN, Gallus Abbas Vindicatus. In: Historisches Jahrbuch 95 (1975), S. 257–277; einen Vergleich nimmt vor DERS., Eremus und Insula. St. Gallen und die Reichenau im Mittelalter, In: Jahres- und Tagungsbericht der Görres-Gesellschaft 1975, S. 31–46. – Zu Abb. 4: I. MÜLLER, Die älteste Gallus-Vita. In: Zeitschr. f. Schweiz. Kirchengesch. 66 (1972), S. 209–249.

12 K. BRANDI, Die Chronik des Gallus Öhem. Quellen und Forschungen zur Geschichte der Abtei Reichenau 2. Heidelberg 1893. S. 5–12; vgl. A. ANGENENDT, Monachi peregrini. Studien zu Pirmin und den monastischen Vorstellungen des frühen Mittelalters. Münstersche Mittelalterschriften 6. München 1972. Bes. S. 103f.



Gründer von St. Gallen, wie Gallus als Heiliger kultische Verehrung fand, verfügten die ihre Gräber hütenden Brüder über einen kostbaren Besitz, den die Reichenauer Mönche entbehren mußten. Diese sahen sich daher veranlaßt, Heiligenreliquien von auswärts zu beschaffen. Erfolgreichen Bemühungen schon im neunten Jahrhundert folgten im zehnten die Verkündigung des Besitzes der Gebeine des hl. Markus und die Erwerbung einer Heilig-Blut-Reliquie<sup>13</sup>. Dieser Unterschied zu St. Gallen ist bemerkenswert genug, um zu fragen, aus welchem Grund das Inselkloster einen so steilen Aufstieg genommen hat. Wenn dazu schon nicht die Verehrung eines Heiligen und die Hilfe, die von ihm erhofft und erbeten wurde, wesentlich beigetragen haben, so scheinen andere Gründe um so wichtiger gewesen zu sein. Offenbar sind bei der Gründung und für den Aufstieg des Klosters Reichenau Interessen monastischer und politischer Art sowohl regionaler als auch überregionaler Kräfte und Instanzen bestimmend geworden.

Da die Gründung des Klosters Reichenau in einer Zeit erfolgte, in der die fränkische Reichsgewalt wieder energischer um die Durchsetzung ihres Herrschaftsanspruchs, d. h. um die Eingliederung Alemanniens in den Reichsverband, bemüht war, zeigt sich bei der Betrachtung der Anfänge des Inselklosters ein Spannungsfeld, in dem der regionale Adel und der Alemannenherzog ebenso wie der fränkisch-karolingische Hausmaier als Akteure hervortreten. Keine Frage, die lebhafteste, anlässlich des 1250. Jubiläums der Gründung neu entfachte Diskussion über die Anfänge des Klosters Reichenau betrifft – so offen alles wieder ist – Grundfragen der alemannischen Geschichte<sup>14</sup>. Dabei gehören zu den undurchsichtigen Vorgängen und Zusammenhängen jene, die den Konstanzer Bischof und seine Kirche betreffen. Ohne die Problematik eingehend zu erläutern, ist daran zu erinnern, daß auch die Anfänge von St. Gallen insofern mit der Konstanzer Bischofskirche verknüpft sind, als der Überlieferung zufolge Gallus hätte auf den Konstanzer Bischofsstuhl steigen sollen. Nachdem die mit dem Merowingerkönig verlobte Tochter des Alemannenherzogs Gunzo durch ihn die Heilung von ihrer Krankheit erlangt habe, sei der Glaubensbote von Gunzo auf einer Konstanzer Versammlung als Nachfolger des verstorbenen Bischofs vorgeschlagen worden. Dieser habe jedoch zu Gunsten seines rätischen Schülers Johannes verzichtet.

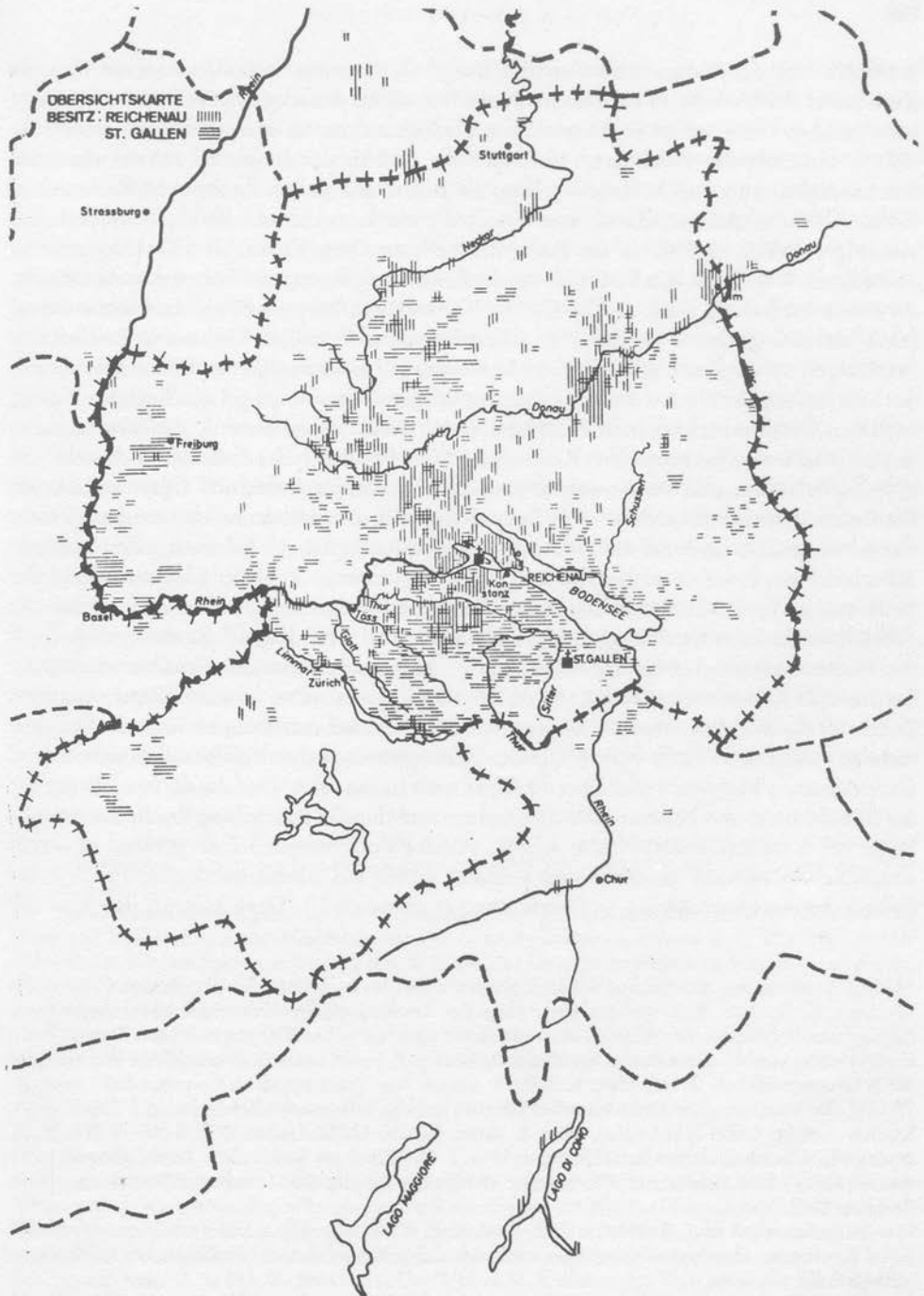
Wer im Blick auf das frühe Mittelalter den Aufstieg der Klöster St. Gallen und Reichenau für das bei weitem bedeutendste Geschehen in der Bodenseeegend hält, muß einräumen, daß dieses nicht von der Geschichte der Konstanzer Bischofskirche zu trennen ist.

Bei der Gründung spärlich ausgestattet, daher als »arm« bezeichnet, wurde der Konstanzer Bischofskirche ein erstaunlich großer Bistumssprengel zuteil, der größte aller deutschen Bistümer<sup>15</sup> (Abb. 5). Kein Wunder, daß im 8. Jahrhundert mehrere Bischöfe von Konstanz zugleich Äbte von Reichenau und auch von St. Gallen gewesen sind. Denn auf diese Abteien

13 Th. KLÜPPEL, Reichenauer Hagiographie zwischen Walahfrid und Berno. Sigmaringen 1980. S. 93 ff. und 106 ff. mit Textedition S. 143 ff.

14 A. BORST (Hg.), Mönchtum, Episkopat und Adel zur Gründungszeit des Klosters Reichenau. Vorträge und Forschungen 20. Sigmaringen 1974 und P. CLASSEN (Hg.), Die Gründungsurkunden der Reichenau. Vorträge und Forschungen 24. Sigmaringen 1977.

15 O. FEGER, Das älteste Urbar des Bistums Konstanz angelegt unter Bischof Heinrich von Klingenberg. Oberrheinische Urbare. Quellen und Forschungen zur Siedlungs- und Volkstumsgeschichte der Oberrheinlande 3. Karlsruhe 1943, S. 13. – Zur alten *dos* des Bistums vgl. neuerdings H. MAURER, Die Bischofshöri. Studien zur »Gründungsausstattung« des Bistums Konstanz. in: Kirche am Oberrhein. Festschr. f. Wolfgang Müller und zugleich Freiburger Diözesan-Archiv 100. 3. F. 32 (1980), S. 9–25.



5 Übersicht über den Besitz der Klöster Reichenau und St. Gallen vornehmlich im Konstanzer Bistumssprengel. Kombinierte Kartenskizze aus: Besitz karolingischer Reichsabteien um 900. Beiwort zur Karte VIII,2 des Historischen Atlas von Baden-Württemberg. G. Liff 1977, S. 17 und H. W. Klewitz (wie Abb. 12) Karte 7.

gestützt erhielt das Bistum mehr Gewicht. Umgekehrt wurden die Bodenseeklöster über die Konstanzer Abtbischofe an die entscheidende Phase ihres Aufstiegs im Reich der Karolinger herangeführt. Ihre erste große Blütezeit brach jedoch erst an, als es den beiden Bodenseeklöstern – zunächst der Reichenau, dann auch St. Gallen, das lange und schwer um seine Selbständigkeit zu kämpfen hatte – gelang, die Bindungen an den Bischof von Konstanz zu lösen. Als Königsklöster, die sie nun geworden waren, entfalteten sie ein so reiches und vielfältiges Leben, daß sie in die Reihe der bedeutendsten Klöster des Karolingerreiches vorrückten. Waldo, der von St. Gallen auf die Reichenau gekommen war und dort Abt wurde, verwaltete im Auftrag Karls des Großen das Bistum Pavia, bevor er 806 in das hochberühmte fränkische Königskloster St. Denis als Abt berufen wurde<sup>16</sup>. Und Heito, sein Reichenauer Nachfolger, der gleichzeitig Bischof von Basel war, galt nicht weniger am Königshof; hatte er doch im Auftrag des Herrschers eine Gesandtschaft nach Konstantinopel durchgeführt. Er und nach ihm Walahfrid schrieben in Prosa bzw. in Versen die ›Visio Wettini‹, die Traumgesichte des um sein Seelenheil bangenden Reichenauer Mönches Wetti, der visionär zur Abkehr von aller Äußerlichkeit und Sünde mahnte und zur Umkehr, zu Gebet und Opfer aufrief, um drohendes Unheil abzuwenden<sup>17</sup>. Sein Beispiel zeigt, daß in den Bodenseeklöstern damals nicht nur Äbte, sondern auch auf der Höhe des religiösen und geistigen Lebens der Zeit stehende Mönche lebten. Erwähnt sei die Übersendung des sogenannten St. Galler Klosterplans von der Reichenau an den St. Galler Abt Gozbert, weil dieser Vorgang anzeigt, daß St. Gallens Blütezeit dem Zeitpunkt seiner Unabhängigkeit entsprechend etwas später folgte<sup>18</sup>. Es muß genügen, mit den Namen Grimald, Hartmut, Folchart und Notker an sie zu erinnern. Erwähnt sei auch die Reichenauer Klosterverbrüderung, die in der Karolingerzeit über hundert Klöster aus allen Teilen des Großreiches zum Zwecke gegenseitigen Gedenkens miteinander verband. Dabei ist nicht zu verkennen, daß die Reihenfolge der Brüdergemeinschaften bei ihrer Aufzeichnung im Gedenkbuch in Richtung Süden über die Alpen nach Italien führt. Und das dürfte nicht nur für die Einschätzung der Bodenseeklöster, sondern auch für die Beurteilung der Bodenseelandschaft im Karolingerreich wichtig sein<sup>18a</sup>. Neuere Forschungen haben gezeigt, in welch erstaunlichem Ausmaß geistliche und weltliche Große aus Alemannien neben Franken auf Geheiß der Karolingerkönige in Italien tätig geworden sind<sup>19</sup>. Dazu kommt, daß Karl der

16 Vgl. E. MUNDING, Abt-Bischof Waldo. Texte und Arbeiten, hg. von der Erzabtei Beuron 10/11. 1924.

17 Dazu K. SCHMID, Bemerkungen zur Anlage des Reichenauer Verbrüderungsbuches. Zugleich ein Beitrag zum Verständnis der ›Visio Wettini‹. In: Landesgeschichte und Geistesgeschichte. Festschrift für Otto Herding zum 65. Geburtstag. Veröffentl. d. Komm. f. gesch. Landeskunde in Baden-Württemberg B 92. Stuttgart 1977. S. 24–41. Hier: S. 32ff.

18 Vgl. B. BISCHOFF, Die Entstehung des Klosterplanes in paläographischer Sicht. In J. DUFT (Hg.), Studien zum St. Galler Klosterplan. Mitt. z. vaterl. Gesch. 42. St. Gallen 1962. S. 67–78 ND in: B. BISCHOFF, Mittelalterliche Studien 1. Stuttgart 1966. S. 41–49; zuletzt W. HORN-E. BORN, The plan of St. Gall. A study of the architecture and economy and life in a paradigmatic Carolingian monastery. 3 Bde. Berkeley 1979.

18a S. Kartenskizze in: J. AUTENRIETH, D. GEUENICH, K. SCHMID (Hg.), Das Verbrüderungsbuch der Abtei Reichenau. Monumenta Germaniae Historica. Libri Memoriales et Necrologia NS 1. Hannover 1979. S. LXI.

19 Vgl. G. TELLENBACH, Der großfränkische Adel und die Regierung Italiens in der Blütezeit des Karolingerreiches. In: DERS. (Hg.), Studien und Vorarbeiten zur Geschichte des großfränkischen und frühdeutschen Adels. Forsch. z. oberrh. Landesgesch. 4. Freiburg i. Br. 1957. S. 40–70. Hier: S. 52ff.;

Große, der in der *Divisio regnorum* des Jahres 806 seinen drei Söhnen je einen Reichsteil zuschrieb, dem König Pippin von Italien das Bodenseegebiet zudachte. In dieser Zuordnung, die, wenn sie Wirklichkeit geworden wäre, eine Teilung Alemanniens und des Konstanzer Bistumssprengels mit sich gebracht hätte, wird die Rolle des Bodenseegebietes als Bindeglied von und nach Italien, als Brückenlandschaft also, erkennbar. Und dies um so mehr, als sich König Pippin von Italien vor seinem frühen Tod im Jahre 810 im Bodenseegebiet tatsächlich zu schaffen gemacht hatte, wie Zeugnissen aus Reichenau und aus St. Gallen zu entnehmen ist. Auf dem Schienerberg am Untersee gründete der alemannische Graf Scrot von Florenz ein Kloster, in das Genesiusreliquien aus Jerusalem durch Vermittlung Papst Leos III. in Rom gelangten. Bei der Inspektion der Reliquien in Schiengen war König Pippin und dessen Hofkaplan Ratold, der spätere Bischof von Verona und Gründer der nach ihm benannten *Ratoldescella* (Radolfzell), zugegen (Abb. 6). Eginon, sein Vorgänger und wie er Alemanne, errichtete auf der Insel Reichenau seinen Alterssitz und erhielt dort im späteren Niedertzell sein Grab<sup>20</sup>. Darüber hinaus weisen eine Reihe von St. Galler Urkunden bei der Datierung Pippins Königtum in Alemannien auf<sup>21</sup>. Die lebhaften Italienbeziehungen, die von den Karolingerkönigen gefördert und gesteuert wurden, gaben der Bodenseelandschaft Gewicht. Und man gewinnt den Eindruck, der Aufstieg der Klöster am Bodensee sei durch sie in nicht geringem Maße beeinflusst worden.

Der Aufbau klösterlicher Grundherrschaften von beträchtlichem Ausmaß hat gewiß den Einfluß der Bodenseeklöster wesentlich gefördert. Aufgrund der Überlieferung einer großen Anzahl von St. Galler Urkunden ist es möglich, einen Überblick über die Besitzlandschaft des Klosters zu gewinnen. Sie erstreckte sich in bemerkenswerter Dichte auf die nördlich, ostwärts und südlich des Sees gelegenen Landstriche<sup>22</sup>. Und der Grundbesitz des Klosters Reichenau war in räumlicher Hinsicht wohl ganz ähnlich verteilt<sup>23</sup>. Gewiß aber haben die diesseits und

E. HLAWITSCHKA, Franken, Alemannen, Bayern und Burgunder in Oberitalien, 774–962. Forsch. z. oberrhein. Landesgesch. 4. Freiburg i. Br. 1960 und K. SCHMID, Zur Ablösung der Langobardenherrschaft durch die Franken. In: Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken 52 (1972), S. 1–36. Hier: S. 30ff.

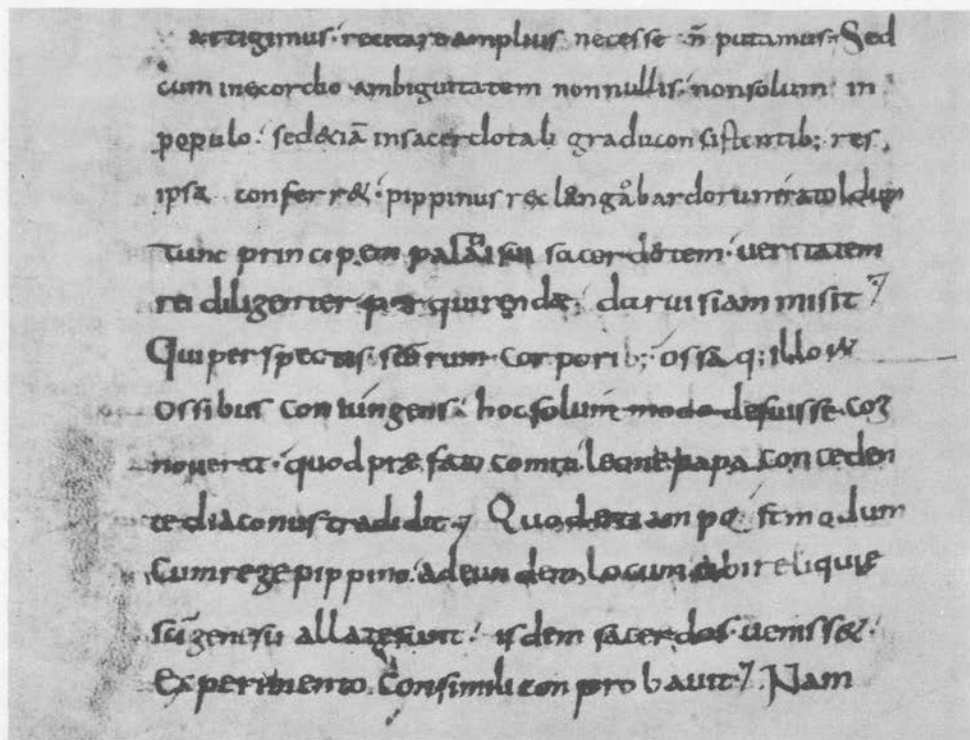
20 Zur Zellengründung Eginons auf der Reichenau zuletzt W. ERDMANN, Die ehemalige Stiftskirche St. Peter und Paul in Reichenau-Niedertzell. In: Die Abtei Reichenau, wie Anm. 8, S. 523–539, sowie F. HOFFMANN, Bischof Eginon von Verona, ebd. S. 545ff. Zur Genesiustranslation nach Schiengen neuerdings KLÜPPEL, wie Anm. 13, S. 18ff. In diesen Arbeiten bleiben indessen die von der *Divisio regnorum* vorgesehenen Verhältnisse unberücksichtigt.

21 Die nach den Regierungsjahren König Pippins datierten St. Galler Urkunden betreffen ausschließlich Handlungen an Orten, die in den König Pippin von Italien zugesprochenen Gebieten lagen; vgl. K. SCHMID, Zur historischen Bestimmung des ältesten Eintrags im St. Galler Verbrüderungsbuch. In: Alemannica. Landeskundliche Beiträge. Festschrift für Bruno Boesch. Alemannisches Jahrbuch 1973/75. Bühl 1976. S. 500–532. Hier: S. 522ff.

22 Grundlegend ist noch immer die Studie von G. MEYER VON KNONAU, Der Besitz des Klosters St. Gallen in seinem Wachstum bis 920. In: Mitt. z. vaterl. Gesch. 13 NF 3. St. Gallen 1872. S. 87–225 mit zwei Karten; vgl. J. KERKHOFF, Besitz karolingischer Reichsabteien um 900. In: Historischer Atlas von Baden-Württemberg, Karte VIII, 2. Stuttgart 1977. Erläuterungen S. 17 Abb. 3; die Karte selbst leidet an mangelnder Übersichtlichkeit und daran, daß sie den Bereich südlich des Bodensees abschneidet. Vgl. FEGER, wie Anm. 7, S. 145. R. SPRANDEL, Das Kloster St. Gallen in der Verfassung des karolingischen Reiches. Forsch. z. oberrh. Landesgesch. 7. Freiburg i. Br. 1958. S. 28ff.

23 Vgl. F. BEYERLE, Die Grundherrschaft der Reichenau. In: Kultur der Abtei Reichenau 1. 1925. S. 452–512; vgl. KERKHOFF, wie Anm. 22, und FEGER, wie Anm. 7, S. 163.





6 Miracula s. Genesisii. Bad. Landesbibliothek Hs. Aug. CCII, fol. 113v.

jenseits des Sees gelegenen klösterlichen Grundherrschaften zum Zusammenwachsen der um den See herum lebenden Menschen beigetragen. Ja, die klösterlichen Besitzverflechtungen in der Seegegend müssen wohl ebenso wie die Wahrnehmung von Grafschaftsrechten durch Adlige und Adelsfamilien diesseits und jenseits des großen Wassers<sup>23a</sup> als bewußtes Streben nach einer gewissen räumlichen Einheit verstanden werden. Bemerkenswert ist es auch, daß der Fiskus Bodman, der den westlichen Teil des Hegaus samt dem Bodanrück umfaßte, ein Stück wenigstens auf die nördliche Uferzone des Überlinger Sees hinüberreichte<sup>24</sup>. Und wenn der Bodensee, der bei den Römern unter dem Namen *lacus Brigantinus* (Bregenzer See) bekannt war, vom 9. Jahrhundert an *lacus Potamicus* genannt wurde, nach Bodman, wo – seit 839 nachweisbar – die Karolingerkönige in ihrer Pfalz nicht selten Hof hielten, so spricht dies für sich: Wer vom ›Bodensee‹ und einer Landschaft mit diesem Namen spricht, wird auf die Karolingerzeit gewiesen<sup>25</sup>.

23a Zur Wahrnehmung von Grafenrechten diesseits und jenseits des Sees vgl. künftig M. BORGOLTE, Die Grafen Alemanniens in merowingischer und karolingischer Zeit. Habilitationsschrift Freiburg i. Br. 1981.

24 Vgl. H. G. WALTHER, Der Fiskus Bodman. In: Bodman, wie Anm. 25, S. 231–274 mit Kartenskizze S. 275.

25 B. BOESCH, Zum Namen Bodman, In: H. BERNER (Hg.), Bodman. Dorf-Kaiserpfalz-Adel 1. Bodensee-Bibliothek 13. Sigmaringen 1977. S. 145–152; A. BORST, Die Pfalz Bodman, ebd. S. 169–230; DUFT, wie Anm. 29, S. 46–50 und S. 96f. – Vgl. A. BORST, in diesem Band, S. 495–529.

Man hat den Bodensee eine »europäische Drehscheibe« genannt, weil über sie »geschichtlich hochbedeutsame Wege nach Ost und West, vor allem aber nach Süd und Nord führen«. »Denn der See als Verkehrsweg verbindet, aber seine Wasser scheiden auch«<sup>26</sup>. Infolgedessen darf die Betrachtung des Bodenseeraums als eine »historische Landschaft« dem Problem der Verbindungswege über den See selbst nicht ausweichen. Und dies um so weniger, als eine Karte der Römerstraßen in der Seegegend zwar *Constantia* (Konstanz) verzeichnet, ohne daß jedoch erkennbar wird, an welche Straße es angeschlossen war<sup>27</sup>. Auch die bekannte, auf H. J. Rieckenberg zurückgehende Karte der mittelalterlichen Königsstraßen kennt am See keinen Seeweg<sup>28</sup>, obschon es doch den Begriff »Wasserstraßen« gibt. Nach ihrem Verlauf und ihrer Benützung zu fragen aber ist, wengleich in der Forschung sehr vernachlässigt, von zentraler Bedeutung. Nicht zuletzt deshalb, weil der Bodensee einen durch ihn selbst bestimmten, nach ihm benannten Raum bildet. Neuerdings hat Johannes Duft von der mittelalterlichen Schifffahrt auf dem See gesprochen. Während das große Wasser die Geschichtsschreiber schon früh im Zusammenhang mit Gallus und Otmar beschäftigte, haben die St. Galler Buchmaler den See erst vom 12. Jahrhundert an zur Darstellung gebracht: zuerst in der Illustration eines Magnus-Wunders in Bregenz<sup>29</sup>. Aufschlußreich ist eine Schilderung der Ungarneinfälle des Jahres 926 in Ekkehard's Klostergeschichten. Nach ihnen ließ der St. Galler Abt die ganz alten und die ganz jungen Klosterinsassen nach Wasserburg, einer kleinen Insel am jenseitigen Bodenseeufener, in Schutz bringen. Damit sie sich im Notfall von dort aus längere Zeit auf dem Wasser in Schiffen aufhalten könnten, sollten diese ausreichend mit Lebensmitteln versorgt werden. Die übrigen Klosterangehörigen wurden angewiesen, sich an einem günstigen Platz zur Verteidigung einzurichten und dorthin alle Schätze zu bringen, unter denen die Verzeichnisse der Namen für die Liturgie (Diptychen) eigens erwähnt werden (Abb. 7). Ausgenommen aber waren die Bücher, die auf der Insel Reichenau ihren sicheren Platz finden sollten. Und tatsächlich sei die Insel Reichenau, da der Feind keine Schiffe, die weggebracht worden waren, zur Verfügung hatte, ebenso verschont geblieben wie die auf dem Obersee bei Wasserburg auf Schiffen kreisenden Klosterangehörigen<sup>30</sup>. Dieser Episode darf entnommen werden, daß schon im Mittelalter mit einer leistungsfähigen Bodenseeschifffahrt gerechnet werden kann, die den Klöstern nicht nur zustatten kam, sondern, von ihnen möglicherweise selbst betrieben, wichtige Dienste leistete und Aufträge hatte. Wie anders wäre es sonst zu verstehen, daß St.

26 KNOEPFLI, wie Anm. 8, S. 9.

27 Vgl. F. STAEHELIN, Die Schweiz in römischer Zeit. Basel 1948. I. Karte der Schweiz in römischer Zeit, dazu S. 313; H. AMMANN und K. SCHIB (Hg.), Historischer Atlas der Schweiz. Aarau 1951. S. 6; Ph. FILTZINGER, D. PLANCK, B. CÄMMERER (Hg.), Die Römer in Baden-Württemberg. Stuttgart-Aalen <sup>2</sup>1976. S. 148; FEGER, wie Anm. 7, S. 44.

28 H. J. RIECKENBERG, Königsstraße und Königsgut in liudolfingischer und frühsalischer Zeit, 919–1056. In: Archiv für Urkundenforschung 17 (1941), S. 32–154, ND Darmstadt 1965, Tafeln 1–3; danach KLEWITZ, wie Anm. 40, Karte 9 und 10. S. 105 bzw. 267.

29 J. DUFT, Der Bodensee in Sankt-Galler Handschriften. Bibliotheca Sangallensis 3. St. Gallen/Sigmaringen <sup>3</sup>1979. S. 9ff., bes. S. 56ff.

30 Ekkehardi IV. Casus s. Galli c. 51 und c. 63, ed. H. F. HAEFELE, Ausgew. Quellen z. Deutschen Gesch. des Mittelalters 10. Darmstadt 1980. S. 114f. u. S. 134f.; vgl. G. MEYER VON KNONAU, Mitt. z. vaterländ. Gesch. 15/16 NF 5/6. St. Gallen 1877. S. 198 bzw. S. 225; J. DUFT, Die Ungarn in St. Gallen, Bibliotheca Sangallensis 1. Zürich, Lindau und Konstanz 1957. S. 14ff. und S. 70f., desgl. S. 43ff. und S. 75; DERS. wie Anm. 29, S. 18.

Eligitur tam locus uelud ad in promptu oblat  
 ad arceem parandum circa fluum. Sunt tria uniu.  
 Quae scilicet gallus quidam scilicet trinitatis amore. detri  
 by flumis in uniu estluentibus; sic et quocumque fertur  
 premunitur clarissimo collo. uallo & silua excisis  
 locus. fitque castellum. ut scilicet trinitati decessit fortis  
 simum. Conuehuntur rapti queque uent necessaria.  
 Hec in uita uuiborade. per scriptore ei mun  
 dicta a fratribus; qui hęc nouerant. docti pstrinxim.  
 Capella citata. fit oratoriu. in qua in uehunt.  
 cruce. & cum diptitis capse. nec non & pene omni  
 pter libros repositorios eccle thesaurus. Illu  
 abbas augu non satis tuto tam emiserat.  
 Na cum reportarentur. ut auunt numerus e uenit  
 bat non ipsi. Senes cum pueris in yad hurbare  
 titationi dedit. qua cum familia que tuis lacu erat.  
 sollicitate firmavit. Quibus etiam ut nauibus;  
 quide crebri in eēt. uictualia secum assumere  
 iussit. Ibant exploratores per nota sibi loca.  
 nocte dieque aduentum hostium fratribus; sem gallu  
 unquam ab barbaris inuadi nimis incredulis.  
 ut ad castellum fugerent pdicturi. Engilbertus



Gallen in Oberschwaben ansehnlichen Güterbesitz erwarb und unterhielt, wenn nicht zwischen Wasserburg und wohl auch zwischen Langenargen und Steinach, dem Anlegepunkt auf der anderen Seite des Bodensees, eine gut funktionierende Seeverbindung bestanden hätte?

Im jüngeren Reichenauer Totenbuch sind drei Schiffsunfälle verzeichnet. Einmal wird zum 31. Mai berichtet, viele Menschen seien bei der Stadt Konstanz durch Schiffbruch umgekommen<sup>31</sup>. Am 12. Mai sind 18 Namen eingetragen, neun von Mönchen, drei von Klerikern und sechs von Laien, von denen gesagt wird, *isti necati sunt in mari*. Und auch zum 5. Juli werden unter dem Hinweis *isti necati s(unt) in mare* zwei Mönche, ein Kleriker und drei Laien genannt (Abb. 8). Daß die im Meer Ertrunkenen tatsächlich als Opfer des ›Schwäbischen Meeres‹ – wie der Bodensee bekanntlich genannt worden ist – zu betrachten sind, dürfte durch den Nachweis der Mönchsamen als solchen von Reichenauer Mönchen mehr als nur wahrscheinlich sein. Wie ermittelt werden kann, fand das Unglück vom 12. Mai zu Beginn der 780er Jahre, das vom 5. Juli in der Zeit zwischen 857/8 und 870/75 statt<sup>32</sup>. Wenn gemischte Personengruppen dieser Größenordnung auf dem Bodensee Schiffbruch erlitten, so weist dies auf größere Schiffsahrtunternehmen hin. Es stellt sich mithin die Frage, in welchem Ausmaß und von wem vor allem der Bodensee mit Schiffen befahren worden ist. Man sollte jetzt nicht mehr zögern, alle mittelalterlichen Zeugnisse über den Verkehr auf dem See zu sammeln und auszuwerten. Erst dann nämlich wird es möglich sein, das Thema ›Der Bodensee als historische Landschaft‹ wirklichkeitsnäher zu behandeln<sup>33</sup>.

31 *Necrologium Augiae divitis* (Zentralbibl. Zürich, Ms. Rh. hist. 28, p. 12) ed. F. L. BAUMANN, *Monumenta Germaniae Historica, Necrologia* 1. S. 276; vgl. ebd. zum 31. 5.: *Iuxta Co[n]stantiam urbem naufragio multi perierunt*.

32 Ebd. p. 11 (s. Abb. 8a): *Isti necati sunt in mari IV. id. m[a]ias: Nono, Deodatus, Heriman, Cumpold, (Baumann: Cumpolt) Rambret, Cozfred, Sinbret, Regenhelm, Irmenhart, isti mona[c]hi fuerunt; isti clerici: Lanfret, Paldhere, Sigeleid; Coldine, Lantuwin, Uuillim[ar], Hatto Uualtr[e]t, Cuotleh, isti laici*. Vgl. K. BEYERLE, Das Reichenauer Verbrüderungsbuch als Quelle der Klostergeschichte. In: *Die Kultur der Abtei Reichenau* 2. 1925. S. 1154, der den Fund von K. Preisendanz aufnahm und das Unglück in die Zeit »um 780« datierte. Indessen liegt hier im jüngeren Necrolog nicht »ein sehr alter Eintrag vor, der im Nekrolog A fehlt«. Vielmehr stammt dieser Eintrag aus einer alten Vorlage, wie R. Rappmann in einer Freiburger Diss. zeigen wird. – Ebd. p. 15 (Necrol. 1. S. 277, s. Abb. 8 b): *Isti necati s(unt) in mare III. N. IUL. Megin prb., Vuoluini mon. isti mon[ach]i Huppr[e]bt] clericus. Isti laici Ribmunt, Engilmar, Uuolfhelm*. (Baumann: Meginpreht, zum Druckfehler siti s. Necrol. 1, S. 799); dazu künftig R. Rappmann.

33 Eine systematische Sammlung aller mittelalterlicher Quellenstellen, die von Schiffen und der Schifffahrt auf dem Bodensee berichten, wäre demnach eine wichtige Vorarbeit für eine fundierte Geschichte der sog. ›Bodenseelandschaft‹ im Mittelalter. Für die vor-mittelalterliche Zeit vgl. E. VONBANK, Die römischen Hafenanlagen am Brezger Leutbühl. In: *Montfort* 24 (1972), S. 256–259. Für die nach-mittelalterliche Zeit vgl. die Literaturhinweise bei J. LEIDENFROST, Die Lastsegelschiffe des Bodensees. Ein Beitrag zur Schifffahrtsgeschichte. Bodensee-Bibliothek 11. Sigmaringen 1975. S. 83. Allg. vgl. D. ELLMERS, Schiffsarchäologie. In: *Geschichtswissenschaft und Archäologie. Vorträge und Forschungen* 22. Sigmaringen 1979. S. 485–516 mit Hinweisen. D. DENECKE, Methoden und Ergebnisse der historisch-geographischen und archäologischen Untersuchung und Rekonstruktion mittelalterlicher Verkehrswege. Ebd. S. 433–471 mit Bibliographie S. 471–483 und 2 Beilagen; interessant hier Beil. 1: Regionale Altstraßenkarten einzelner Gebiete Mitteleuropas – Übersicht über den Forschungsstand. – Vgl. nunmehr K. H. BURMEISTER, in diesem Band, S. 165–188.

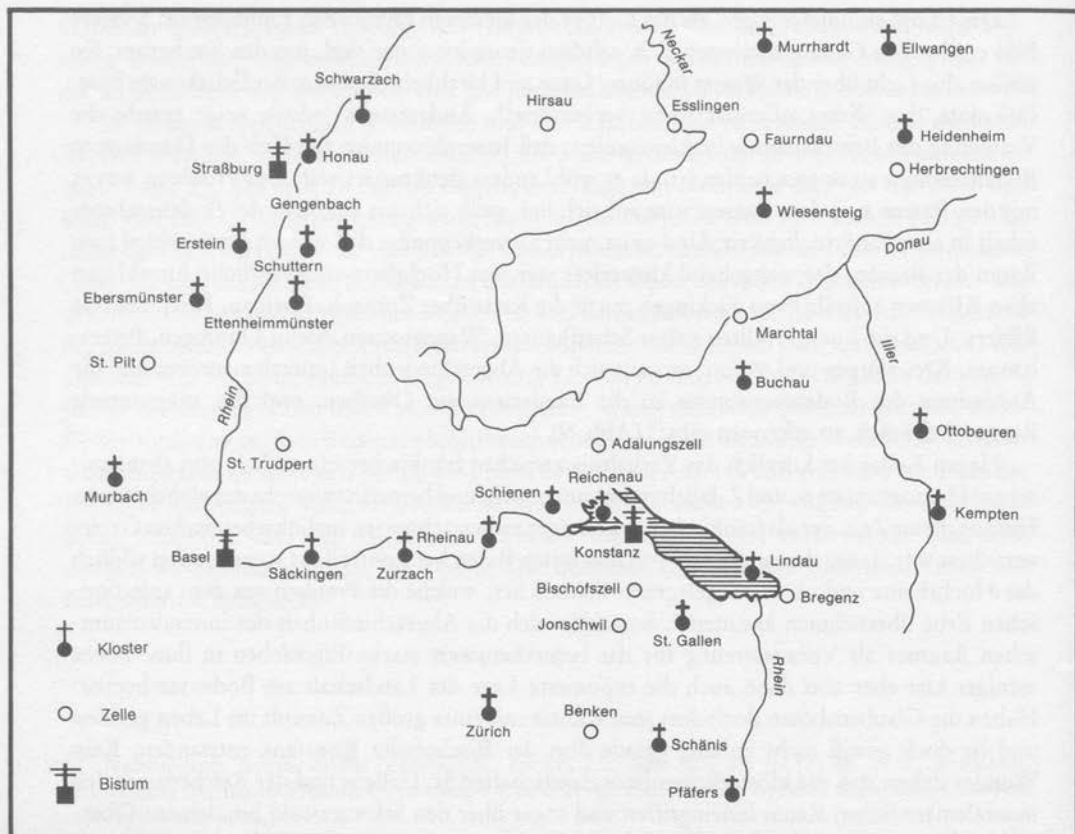
Das ist um so notwendiger, als das Gefüge der kleineren räumlichen Einheiten ein anderes Bild ergibt. Die Gae gruppierten sich, seitdem sie nachweisbar sind, um den See herum. Sie griffen also nicht über das Wasser hinüber. Gae und kirchliche Bezirke, Archidiakonate bzw. Dekanate, hat dieses offenbar nicht verbunden<sup>34</sup>. Andererseits jedoch zeigt gerade die Verteilung der Bezirksnamen in Alemannien, daß Inneralemannien nördlich der Donau vom Bodenseeraum zu unterscheiden ist, da es wohl anders strukturiert war. Das Problem, was es mit den Baaren und dem Baarenraum auf sich hat, stellt sich aus der Sicht der Bodenseelandschaft in aller Eindringlichkeit. Und es ist nicht zu verkennen, daß sich im Unterschied zum Raum der Baaren, der weitgehend klosterleer war, am Hochrhein eine stattliche Anzahl von alten Klöstern aufreht: von Säkingen reicht die Kette über Zurzach, Rheinau, Reichenau bis Pfäfers. Und die Lücken füllten später Schaffhausen, Wagenhausen, Stein, Öhningen, Petershausen, Kreuzlingen und so fort, woraus sich die Abgeschiedenheit Inneralemanniens und die Anbindung des Bodenseegebietes an die Landschaft am Oberhein und das angrenzende Burgund deutlich zu erkennen gibt<sup>35</sup> (Abb. 9).

Hagen Keller hat kürzlich das Verhältnis zwischen fränkischer Herrschaft und alemannischem Herzogtum im 6. und 7. Jahrhundert untersucht und bemerkt, wie sehr der alemannische Herzog dieser Zeit, der als fränkischer Amtsträger zu betrachten ist, im linksrheinischen Gebiet verankert war. Inneralemannien sei von den festen Basen her kontrolliert worden, von südlich des Hochrheins und im Elsaß gelegenen Plätzen her, welche die Franken aus dem spätrömischen Erbe übernehmen konnten<sup>36</sup>. So erklärt sich die Abgeschiedenheit des inneralemannischen Raumes als Voraussetzung für das bemerkenswert starke Eigenleben in ihm. Nicht weniger klar aber tritt dann auch die exponierte Lage der Landschaft am Bodensee hervor. Haben die Glaubensboten doch dort jene Klöster mit einer großen Zukunft ins Leben gerufen und ist doch gewiß nicht zufällig gerade dort der Bischofssitz Konstanz entstanden. Kein Wunder daher, daß die klösterlichen Besitzlandschaften St. Gallens und der Reichenau in den inneralemannischen Raum hineingriffen und sogar über den Schwarzwald hinüber ins Ober-

34 Zur kirchlichen Gliederung vgl. B. OTTNAD, Die Archive der Bischöfe von Konstanz. In: Freiburger Diözesan-Archiv 94, 3. F. 26 (1974), S. 270–516 mit Karte nach S. 272 aus FDA 6 (1871), Anh.; vgl. J. AHLHAUS, Die Landdekanate des Bistums Konstanz im Mittelalter. Kirchenrechtl. Abh. 109/110. Stuttgart 1929. – Die Karte der Bezirksnamen des 8. bis 12. Jahrhunderts: von H. JÄNICHEN. In: Historischer Atlas von Baden-Württemberg. Karte IV,3. Stuttgart 1972, die leider keinen Belegnachweis bietet (der Walgau-Beleg im Bereich des Hegaus beruht auf einem Irrtum), ist zu vergleichen mit der alten Arbeit von F. L. BAUMANN, Die Gaugrafschaften im Württembergischen Schwaben. Ein Beitrag zur historischen Geographie Deutschlands. Stuttgart 1879. – Zu beachten ist das Übergreifen der Grafschaft Heiligenberg auf der Bodanrück-Halbinsel bis zur Konstanzer Rheinbrücke, vgl. ebd. Karte im Anhang.

35 Vgl. die Kartenskizze bei ANGENENDT, wie Anm. 12, S. 123. – Auch die Zellen Gründungen Abt Fulrads von Saint Denis *Adalungocella* (Hoppetenzell), Eßlingen und Herbrechtingen in der 2. Hälfte des 8. Jahrhunderts umschließen gleichsam den inneralemannischen Raum, vgl. die Kartenskizze bei J. FLECKENSTEIN, Fulrad von Saint-Denis und der fränkische Ausgriff in den süddeutschen Raum. In: Studien und Vorarbeiten zur Gesch. des großfränkischen u. frühdeutschen Adels. Forsch. z. oberhein. Landesgesch. 4. Freiburg i. Br. 1957. S. 16 ND in: Zur Geschichte der Alemannen, wie Anm. 3, S. 365.

36 H. KELLER, Fränkische Herrschaft und alemannisches Herzogtum im 6. und 7. Jahrhundert. In: Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins 124. NF 85 (1976), S. 1–30.



9 Klöster und Zellengründungen bis zum Ende der Karolingerzeit.

rheingebiet, insbesondere in den Breisgau, reichten<sup>37</sup>. Daß sich aufs Ganze gesehen die klösterlichen Besitzbereiche weitgehend mit dem Sprengel des Bistums zu decken scheinen, stellt eine Beobachtung dar, die bisher nicht genügend bedacht worden ist. Waren die Wirkungsbereiche der Bodenseeklöster und die Herausbildung des Bistumssprengels der von Windisch an den Bodensee verlegten Bischofskirche aufeinander bezogen, so daß schließlich die Besitzungen der Bodenseeklöster und der Sprengel des Bistums am Bodensee den weitaus größten Teil des alemannischen Stammesgebietes umfaßten? (Abb. 5). Das Schicksal der weit von den Klöstern entfernt gelegenen Besitzungen und Rechte gewinnt unter diesem Blickwinkel noch mehr an Interesse.

37 Vgl. Besitz-Übersichtskarte Reichenau und St. Gallen von J. KERKHOFF, wie Anm. 22, Abb. 3 S. 17. Demnächst O. P. CLAVADETSCHER, St. Galler Besitz im Breisgau. In: *Kelten und Alemannen im Dreisamtal. Beiträge z. Gesch. von Tarodunum, der Burg Wiesneck und der Zähringer*. Veröff. d. Alemannischen Instituts in Freiburg i. Br. (im Druck) und M. BORGOLTE, Besitz- und Herrschaftsverbindungen über den Schwarzwald in der Karolingerzeit (ebd.).

## Vom Adel

Der herrschaftliche Aspekt, den es im zweiten Abschnitt unserer Überlegungen zu bedenken gilt, betrifft stärker den Adel und das Königtum, obschon die in einem Raum wirksamen geschichtlichen Kräfte keineswegs auseinanderdividiert werden dürfen. Wie schon bei der Betrachtung der Klöster empfiehlt es sich nicht, mit den Anfängen in früher Zeit zu beginnen, da diese in kaum durchsichtigem Nebel liegen und daher verständlicherweise in der Forschung umstritten sind. Als Einstieg bietet sich die Zeit des beginnenden 10. Jahrhunderts besonders deshalb an, weil bei der Entstehung des sogenannten »jüngeren alemannischen Stammesherzogtums« nicht nur der Adel selbst, sondern auch der König und der Bischof von Konstanz in Erscheinung getreten sind<sup>38</sup>. Wiederum rückt daher der Bodenseeraum ins helle Licht des Geschehens.

Nachdem Burkard der Ältere und sein Bruder Adalbert 911 ermordet worden waren, belagerte König Konrad I. im Jahre 915 vergeblich den Hohentwiel. Daraufhin trug Erchanger mit seinem Bruder Bertold im Vorfeld der Pfalz Bodman bei Wahlwies über die königliche Partei den Sieg davon. Diese hatte in Bischof Salomon III. von Konstanz ihre stärkste Stütze. Indessen wurden Erchanger und Bertold auf der Synode von Hohenaltheim des Jahres 916 verurteilt und hingerichtet. Burkard der Jüngere, der sich dem Königsgericht entzogen hatte, verstand es, sich in Alemannien durchzusetzen und die Herzogsherrschaft zu erringen, die er beim Herrschaftswechsel im Königtum von Konrad I. zu Heinrich I. behaupten konnte. Drei Aspekte sind bei diesen Vorgängen wichtig: Einmal konnte der Adel, der nunmehr entschlossener und selbstbewußter auftrat, indem er im Anspruch herzoglicher wie im Ausbau allodialer Herrschaft dem Königtum Widerpart bot, dieses dazu veranlassen, sich zu arrangieren. Königliche Privilegiengewährung und gezielte königliche Heiratspolitik waren die Folge. So gelang es den sächsischen Herrschern, die Herzöge von Schwaben in ihre Herrschaft einzugliedern. Außerdem fand eine Verlagerung oder besser vielleicht: eine Verteilung der königlichen Aufenthalte von der karolingischen Königspfalz Bodman, in der von nun an kein Herrscher mehr nachweisbar ist, auf andere Orte statt. Die Bischofsstadt Konstanz sowie die Reichsklöster St. Gallen und Reichenau und die von den Herzögen genutzten Plätze, unter denen im Bodenseeraum insbesondere der Hohentwiel und Zürich zu nennen sind, treten hervor. Dabei ist nicht zu verkennen, daß Konstanz zunehmendes Gewicht erhält. Es ist das Verdienst Helmut Maurers, darauf aufmerksam gemacht zu haben, was die großen Bischöfe des 10. Jahrhunderts, Salomon III., Konrad und der wie dieser als Heiliger verehrte Gebhard II., aus Konstanz zu machen sich anschickten. Der Titel des Beitrags »Der Bischofssitz Konstanz als Hauptstadt in Schwaben« trägt kein Fragezeichen<sup>39</sup>. Vielmehr wird in ihm die Stadt am See nicht nur als geistliches Zentrum, sondern auch als weltlicher Vorort Schwabens, als bevorzugte Stätte für Herzogslandtage und Stammesversammlungen ebenso vorgestellt wie als

38 Darüber zuletzt mit weiteren Literaturhinweisen H. MAURER, Der Herzog von Schwaben. Grundlagen, Wirkungen und Wesen seiner Herrschaft in ottonischer, salischer und staufischer Zeit. Sigmaringen 1978. S. 36 ff.

39 H. MAURER, Der Bischofssitz Konstanz als Hauptstadt in Schwaben. Ein Beitrag zur schwäbischen Verfassungsgeschichte des Hochmittelalters. In: SVG Bodensee 91 (1973), S. 1–15 und DERS., Konstanz als ottonischer Bischofssitz. Zum Selbstverständnis geistlichen Fürstentums im 10. Jahrhundert. Veröff. d. Max-Planck-Inst. f. Gesch. 39. Göttingen 1973.



Königsplatz. An ihm waren die Herrschaftsaufenthalte weiter im Steigen begriffen, während diese in den Königsklöstern Reichenau und St. Gallen immer weniger Schritt halten konnten (s. Anhang mit Abb. 13a-d und 14).

Ein dritter Aspekt betrifft das Problem des Raumes, das bei der Auseinandersetzung um die Herrschaft in Alemannien wohl ganz gewiß eine Rolle gespielt hat. Die Frage erhebt sich, ob die geschichtlich wirksamen Kräfte aus einer zentralen Landschaft kamen, die einen politischen Schwerpunkt darstellte, oder ob diese wenigstens danach strebten, den Kernraum Alemanniens unter ihre Kontrolle zu bringen. Hans-Walter Klewitz war es, der von der Dreiräumigkeit Alemanniens sprach und aus dieser Dreigliedrigkeit geschichtliche Bedingtheiten aufzuzeigen und geschichtliche Vorgänge verständlich zu machen suchte<sup>40</sup>. Dabei glaubte er etwa im Unterschied zu Bayern feststellen zu können, Alemannien habe angesichts seiner Dreiräumigkeit keine echte Mitte gehabt. Vielmehr hätte es, den drei Räumen: dem Bodenseegebiet mit Rätien, dem Oberrheingebiet zwischen Schwarzwald und Vogesen und Inneralemannien, dem Quell- und Stromgebiet des oberen Neckar und der oberen Donau östlich des Schwarzwalds entsprechend, Vororte gehabt, nämlich Zürich, Straßburg und Ulm. Und was die kirchliche Gliederung betrifft, so hätten auch die Bistümer Basel, Straßburg, Chur und Augsburg, nicht nur Konstanz Alemannen zu ihren Diözesanen gerechnet. Gewiß hat der Versuch, die Dreiräumigkeit Alemanniens sehen zu lernen, wichtige Einsichten vor allem in die Herrschaftsverhältnisse im alemannischen Stammesgebiet ermöglicht. Gleichwohl sollte damit die Frage nach der »historischen Landschaft« nicht als vorweg entschieden betrachtet werden. Scheint sich doch im Blick auf die Bodenseegegend zu zeigen, daß diese als räumliche Einheit manchmal stärker, manchmal schwächer in Erscheinung trat und dementsprechend von größerer oder geringerer geschichtlicher Bedeutung war<sup>41</sup>. Im hohen Mittelalter jedenfalls dürfte Konstanz über das Bodenseegebiet hinaus zunehmend an Bedeutung gewonnen haben, während die Bodenseeklöster, vor allem Reichenau, um die Jahrtausendwende nochmals herrliche Werke der Buchkunst hervorbrachten<sup>42</sup>, dann aber ihre vorher überragende Bedeutung nicht mehr behaupten konnten. Und dies, obwohl Bern gewiß ein über das Bodenseegebiet hinaus bekannter Abt und Hermann der Lahme, Sohn der Grafenfamilie von Altshausen, ein hochberühmter Mönch der Reichenau gewesen ist. Die Bischofskirche hatte sich durch die Gründung von Kollegiatstiften in Bischofszell und St. Stephan in Konstanz wie mit der Stiftung des bischöflichen Klosters Petershausen jenseits des Rheins Ersatz geschaffen. Auch Kreuzlingen als Stift und Hospital sowie Münsterlingen sind zu erwähnen. Und es genügt, an die Erhebung der Gebeine der Konstanzer Bischöfe Konrad und Gebhard in den Jahren 1123 und 1134 wie an den Konstanzer Vertrag des Königs mit dem Papst im Jahre 1153 und an den

40 H.-W. KLEWITZ, Das alemannische Herzogtum bis zur staufischen Epoche. In: Oberrheiner, Schwaben, Südalemannen. Arbeiten vom Oberrhein Bd. 2. Straßburg 1942. S. 79–110, ND in: Ausgewählte Aufsätze zur Kirchen- und Geistesgeschichte des Mittelalters. Aalen 1971. S. 231–262. Hier: S. 243 ff. bzw. S. 91 ff.

41 Vielleicht war sie um 600 (vielleicht um 800), um 900 und in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts größer als zu anderen Zeiten.

42 Dabei stand St. Gallen wohl merklich hinter der Reichenau zurück, vgl. KNOEPFLI, wie Anm. 8, S. 41 ff. bzw. S. 65 ff. Neuerdings Florentine MÜTHERICH, Ausstattung und Schmuck der Handschrift. In: F. DRESSLER, F. MÜTHERICH, H. BEUMANN, Das Evangelium Ottos III. Clm. 4453 der Bayerischen Staatsbibliothek München, Facs. Frankfurt 1978. S. 65.

Konstanzer Frieden mit den lombardischen Städten des Jahres 1183 zu erinnern, um den Aufstieg und die überregionale und überragende Bedeutung der Bodenseestadt im hohen Mittelalter zu verdeutlichen<sup>43</sup>.

Wenn nun die Frage nach dem Adel am Bodensee endlich aufgeworfen werden soll, so zeigt sich erneut, daß die Bodenseelandschaft als Einheit nicht einfach vorgegeben war. Sie darf als solche – wie es scheint – nicht unbedacht betrachtet werden. Vielmehr blieb dieser Raum offensichtlich umkämpft, umstritten. Von einem »Bodenseeadel« zu sprechen, ist denn auch weit weniger gerechtfertigt als von den »Bodenseeklöstern«. Zumindest würde eine solche Formulierung die tatsächlichen Verhältnisse kaum treffend kennzeichnen, wenngleich die Bodenseelandschaft sicherlich ein hervorragendes Wirkungsfeld für Adelskräfte im Mittelalter gewesen ist. Der Begriff »Adel« erscheint außerdem zu pauschal und wenig konkret, nicht viel aussagend. Gemeint sind regionale Herrschaftsträger aus dem Laienstand, Angehörige von Familien, ja diese selbst, die den Adel verkörperten, die auf Grund ihrer vornehmen Abkunft und ihres Reichtums Rechte über Grundbesitz und Menschen zu beanspruchen vermochten. Da sich der Adel in Geschlechtern, in »Adelsgeschlechtern« verwirklichte, stellt sich die Frage präziser nach den Geschlechtern, die am Bodensee hervortraten und dort Herrschaft ausübten, und mehr noch nach solchen, die mit der Bodenseelandschaft fest und dauerhaft verbunden waren, aus ihr herausgewachsen sind<sup>44</sup>.

Welchem Adelsgeschlecht der im 7. Jahrhundert anzutreffende Herzog Gunzo angehörte, ist ungewiß. Früher wurde er für personengleich mit Herzog Uncilin gehalten. Neuerdings wird erwogen, in ihm den Herzog Gundoin zu erblicken, wozu passen würde, daß Gunzo als fränkischer Amtsherr wohl zum austraischen Adel gehört haben kann<sup>45</sup>. Auch die Tribunen von Arbon, in deren Bereich St. Gallen lag, werden als fränkische Sachwalter angesehen<sup>46</sup>. Ein alemannisches Herzogsgeschlecht, das der »Alaholfinger« oder »Bertolde«, tritt mit Herzog Gottfried zu Beginn des 8. Jahrhunderts in Erscheinung. Obschon Angehörige im Zusammenhang der Gründung des Klosters Reichenau wohl eine Rolle spielten, wird angenommen, dieses Geschlecht, dessen Verwandtschaft mit dem bayerischen Herzogsgeschlecht der Agilolfinger zu erwähnen ist, sei stark in Inneralemannien verankert gewesen. Dort insbesondere, im

43 Vgl. Ursula-Renate WEISS, Die Konstanzer Bischöfe im 12. Jahrhundert. Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen 20. Sigmaringen 1975; A. BORST, wie Anm. 67, S. 27–36; H. MAURER, Die Bischofsstadt Konstanz in staufischer Zeit. In: Südwestdeutsche Städte im Zeitalter der Staufer. Stadt in der Geschichte 6. Sigmaringen 1980. S. 68–94.

44 Eine Geschichte des Adels in der Bodenseelandschaft, die noch aussteht, hätte diese Gesichtspunkte zu berücksichtigen und alte Ansätze von G. MEYER VON KNONAU, Zur älteren alamannischen Geschlechtskunde. In: Forsch. z. deutschen Gesch. 13 (1873), S. 69–86, von C. B. A. FICKLER, Das Schloß Heiligenberg in Schwaben mit einer Geschichte seiner alten Grafen und des von ihnen beherrschten Linzgaus. Karlsruhe 1853, von E. KNAPP, Die Ulriche, ein frühmittelalterliches Grafengeschlecht am Bodensee. In: SVG Bodensee 36 (1907), S. 11–30, DERS., wie Anm. 50, und anderen unter dem Aspekt der Geschlechtergeschichte mit neuer Fragestellung weiterzuführen. Vgl. dazu meine Bemerkungen im Beitrag: Über die Struktur des Adels im früheren Mittelalter. In: Jahrb. f. fränk. Landesforsch. 19 (1959), S. 1–23.

45 Vgl. B. BEHR, Das alemannische Herzogtum bis 750. Bern-Frankfurt 1975. S. 154ff. und zuletzt KELLER, wie Anm. 36, S. 25ff.

46 Dazu MAYER, wie Anm. 3, S. 297f. und U. MAY, Untersuchungen zur frühmittelalterlichen Siedlungs-, Personen- und Besitzgeschichte anhand der St. Galler Urkunden. Bern-Frankfurt 1976. S. 33f., S. 46–55.

Bereich der Baaren, in dem die Bezeichnung ›Bertoldsbaar‹ den Zusammenhang mit einem Bertold festhält, bis Cannstatt, wo Gottfried Besitz an St. Gallen tradiert hatte, sind wohl die Herrschaftsgrundlagen und Güter dieser einflußreichen Leute zu suchen<sup>47</sup>. Am Bodensee dagegen scheint sich aus früher Zeit kein vergleichbar bodenständiges Adelsgeschlecht über Jahrhunderte hinweg gehalten zu haben. Es läßt sich zumindest nicht nachweisen, was bemerkenswert ist.

Indessen beginnt mit dem Gerichtstag von Cannstatt des Jahres 746, an dem die ältere alemannische Herzogsherrschaft ihr Ende gefunden hat, eine neue Phase der Geschichte des Adels in Alemannien und auch am Bodensee. Fränkische Grafen traten im Dienste des Königtums auf den Plan. Unter ihnen sind Ruthard und Warin die bekanntesten, die auch in der Bodenseegegend, im Linz- und Argengau wie im Thurgau, ihres Amtes und manchmal auch eigenmächtig walteten. Sie hielten den St. Galler Abt Otmar in Bodman in Gefangenschaft und übergaben ihn dann in die Gewahrsam eines Gozbert auf der Insel Werd, wo er starb<sup>48</sup>. Danach steuerte Karl der Große einen flexibleren Kurs. Unter ihm sind auch die Bertolde wieder in Erscheinung getreten<sup>49</sup>. Am Bodensee aber begegnen nunmehr die Verwandten von Karls junger Gemahlin Hildegard, deren Mutter – wie berichtet wird – aus Gottfrieds Geschlecht hervorgegangen sei. Ihr Vater Gerold dagegen dürfte ein Franke gewesen sein. Königin Hildegards Brüder Gerold und Ulrich gelangten zu höchstem Ansehen am Königshof. Beide wurden weit über das Bodenseegebiet und Alemannien hinaus bekannt und berühmt im Dienste des Herrschers. Nicht nur Gerold, der bekanntlich gegen die Awaren im Jahre 799 fiel und im Kloster Reichenau bestattet wurde, nachdem er in Sachsen und Bayern Königsdienst verrichtet hatte, sondern auch Ulrich. Dessen Nachfahren, die sogenannten ›Udalrichinger‹, waren über Jahre hinweg diesseits und jenseits des Sees mächtig<sup>50</sup>, bis Ludwig der Fromme im Jahre 819 die

47 Neben MEYER VON KNONAU, wie Anm. 44, S. 72 vgl. danach E. ZÖLLNER, Die Herkunft der Agilulfinger. In: Mitt. d. Inst. f. Österr. Geschichtsforsch. 59 (1951), S. 245–264. ND in: K. BOSL (Hg.), Zur Geschichte der Bayern. Wege der Forschung 60. Darmstadt 1965. S. 107–134; J. SIEGWART, Zur Frage des alemannischen Herzogsgutes um Zürich. Beitrag zur Genealogie des alemannisch-bayrischen Herzogshauses. In: Schweizerische Zeitschr. f. Gesch. 8 (1958), S. 145–152. ND in: Zur Gesch. d. Alemannen, wie Anm. 3, S. 223–287; TELLENBACH, wie Anm. 19, S. 52 ff.; JÄNICHEN, Baar und Huntari. In: Grundfragen der alemannischen Geschichte. Vorträge und Forschungen 1, Lindau u. Konstanz 1955, 1976. S. 83–148, bes. Tafel 2 u. S. 148, und demnächst M. BORGOLTE, Die Alaholfingerurkunden. Zeugnisse vom Selbstverständnis einer adligen Verwandtengemeinschaft des frühen Mittelalters. In: Materialien und Untersuchungen zum Verbrüderungsbuch und zu den älteren Urkunden des Stiftsarchivs St. Gallen. Subsidia Sangallensia I, = St. Galler Kultur und Geschichte 10 (im Druck).

48 J. DUFT, St. Otmar in Bodman. In: Bodman, wie Anm. 25, S. 277–286. Zum Gewahrsam auf der Insel Werd vgl. K. SCHMID, Königtum, Adel und Klöster zwischen Bodensee und Schwarzwald. In: Studien und Vorarbeiten, wie Anm. 19, S. 225–334. Hier: 245 ff., bes. S. 251 Anm. 127. Danach Irmgard DIENEMANN-DIETRICH, Der fränkische Adel in Alemannien im 8. Jahrhundert. In: Grundfragen der alemannischen Geschichte. Vorträge und Forschungen 1, 1955, 1976, S. 149–192. Hier: S. 159 ff.; A. KNOEPFLI u. H. SENNHAUSER, Zur Baugeschichte von Sankt Otmar auf Werd. In: Corolla Heremitana. Festschrift f. Linus Birchler. Olten-Freiburg 1964. S. 39–80. Vgl. H. JÄNICHEN, Warin, Ruthard und Scrot. Besitzgeschichtliche Betrachtungen zur Frühgeschichte des Stiftes Buchau. In: Zeitschr. f. Württ. Landesgesch. 14 (1955), S. 372–384; SPRANDEL, wie Anm. 22, S. 32 ff.

49 Demnächst BORGOLTE, wie Anm. 47.

50 Als Überblick neuerdings am besten B. BILGERI, Geschichte Vorarlbergs Bd. I. Wien-Köln-Graz 1971. S. 69 ff., 87 ff. und 94 ff.; unverzichtbar noch E. KNAPP, Die älteste Buchhorner Urkunde. Studien zur Geschichte des Bodenseegebietes. In: Württemb. Vierteljahrshefte f. Landesgesch. NF 19 (1910),

Welfin Judith zur Gemahlin nahm. Nun fielen die Verwandten der Königin Hildegard in Ungnade, während mit Judiths Bruder Konrad die Welfen im Fiskus Schussengau festen Fuß faßten und dazu die Grafenrechte im Linz- und Argengau übernahmen<sup>51</sup>. In Rätien hingegen begegnet mit dem Abschluß der Eingliederung dieses wichtigen Paßlandes ins Frankenreich unter Karl dem Großen der Graf Hunfrid, der – wohl Franke von Geburt – Aufträge des Herrschers auch in Italien ausführte. Seine Verwandten und Nachfahren sind dann bald im Bodenseegebiet, insbesondere im Thurgau, nachzuweisen<sup>52</sup>.

Diese wenigen Hinweise genügen schon, um die neue Lage zu charakterisieren. Eine ganze Reihe von Franken und von Verwandten der Karolinger sind als Sachwalter des Königtums am Bodensee mit Herrschaftsaufgaben betraut und dazu ausgestattet worden. Sie kamen von außen, setzten sich am Bodensee fest und suchten dort ihren Einfluß auszudehnen. Dabei ist das Streben der hier tätigen Adelsfamilien nicht zu verkennen, ihren Einfluß nicht nur südlich oder östlich des Bodensees etwa, sondern in einem möglichst großen, den See umfassenden Raum geltend zu machen. Obschon sich Hunfrid in Rätien, also im Süden, und die Welfen in Oberschwaben, im Osten des Sees, zunächst festsetzten, suchten sie und ihre Verwandten – zumindest teilweise erfolgreich – ihren Einfluß und ihren Besitz nach Norden bzw. Westen auszudehnen. Wie wenig dies bisher beachtet worden ist, mag daraus ersichtlich werden, daß man einen in Rätien und im Zürichgau hervortretenden, sicher bezeugten *dux* bzw. *comes* Rudolf für einen Hunfridinger hielt, obwohl er in Wirklichkeit ein Welfe gewesen ist<sup>53</sup>.

Daß wir diese Familien am Bodensee jedoch nicht eindeutig lokalisieren können, einzelne Angehörige dagegen in Verbindung zu Königsplätzen genannt werden, Hunfrid beispielsweise mit Rankweil oder Udalrich mit Lustenau und Bodman<sup>54</sup>, weist darauf hin, daß ihr gräfliches Wirken offenbar auch an königlichen Einrichtungen und Positionen orientiert war. Offen bleibt, ob von einer Bindung die Rede sein kann. Auch Klöster riefen diese Adligen ins Leben: Hunfrid in Schänis, Adalbert in Lindau, Udalrich in Aadorf, während in Marchtal Alaholf und seine Angehörigen, in Rheinau dagegen Wolfene als Klostergründer tätig wurden<sup>55</sup>. Doch

S. 155–265. Zu den sogenannten Gerolden/Geroldingern, vgl. M. MITTERAUER, Karolingische Markgrafen im Südosten. Archiv f. österr. Gesch. 123. Wien 1963. S. 8ff. und W. BERGES, Ein Kommentar zur »Gründung der Hildesheimer Kirche«. In: Historische Forschungen für Walter Schlesinger. Köln-Wien 1974, S. 86–110. Hier: S. 87–97.

51 J. FLECKENSTEIN, Über die Herkunft der Welfen und ihre Anfänge in Süddeutschland. In: Studien und Vorarbeiten, wie Anm. 19, S. 71–136. Hier: S. 89ff.; vgl. K. SCHMID, Welfisches Selbstverständnis. In: Adel und Kirche. Festschrift für Gerd Tellenbach z. 65. Geburtstag. Freiburg–Basel–Wien 1968. S. 389–416.

52 Vgl. E. MEYER-MARTHALER, Rätien im frühen Mittelalter. Beiheft 7 zur Zeitschr. f. Schweiz. Gesch. Zürich 1948. Hier: S. 69ff.; O. P. CLAVADTSCHER, Die Einführung der Grafschaftsverfassung in Rätien und die Klageschriften Bischof Viktors III. von Chur. In: Zeitschr. d. Savigny-Stiftung f. Rechtsgesch. Kan. Abt. 39 (1953), S. 46–111. Hier: S. 53ff.; K. SCHMID, Wege zur Erschließung des Verbrüderungsbuches, wie Anm. 18a, S. LXXII mit Anm. 90–100.

53 So z. B. MEYER-MARTHALER, wie Anm. 52, S. 73 mit Anm. 189, S. 76 und S. 78, dagegen G. TELLENBACH, Über die ältesten Welfen im West- und Ostfrankenreich. In: Studien und Vorarbeiten, wie Anm. 19, S. 335–340. Hier: S. 337.

54 Dazu schon K. SCHMID, Zur Problematik von Familie, Sippe und Geschlecht, Haus und Dynastie beim mittelalterlichen Adel. In: Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins 105 NF 66 (1957) S. 1–62. Hier: S. 39ff.

55 Während Lindau und Rheinau Reichsklöster wurden und Schänis zu den Frauenklöstern des Churer Bistums gehörte, hatten Aadorf und Marchtal als Klöster keinen Bestand, was sich schon darin andeutet, daß diese Gründungen in die Obhut St. Gallens gegeben wurden.

hatten diese Stiftungen, wenn sie nicht in die Hand des Königs oder der Hochkirchen gelangten, keine Zukunft. Der in den Bodenseeraum in starkem Maße von außen hineinwirkende fränkische Adel war infolge seines Einsatzes im Königsdienst noch zu sehr in räumlicher Fluktuation begriffen, als daß es ihm gelungen wäre, einen Raum wie das Bodenseegebiet herrschaftlich ganz und auf Dauer zu erfassen. Auch hatten die Adligen bis an die Grenzen ihres Vermögens mit ihren Gütern die Klöster und Kirchen ausgestattet. Nachdem Konrad und Welf ihre Grafschaften verloren hatten und Konrad 859 aus dem Reich Ludwigs des Deutschen hatte weichen müssen, nachdem dann Udalrich im Jahre 890 von König Arnulf aller Lehen entledigt worden war, hatten die im Bodenseegebiet vordem mächtigen Familien der Welfen und Udalrichinger offenbar so viel politischen Einfluß eingebüßt, daß sie in den Kampf des Adels um die Herzogsherrschaft zu Beginn des 10. Jahrhunderts nicht an führender Stelle eingreifen konnten<sup>56</sup>. Die aus Innerschwaben und aus Rätien in den Bodenseeraum vorgedrungenen Großen namens Burkard und Erchanger, beide unterstützt durch ihre tatkräftigen Brüder Adalbert und Bertold, Angehörige der sogenannten ›Hunfridinger‹ bzw. der ›Alaholfinger-Bertolde‹, sahen sich daher im Kampf unter sich und gegen das Königtum in der Lage, den Sieger auszumachen. Sie alle indessen kamen um, während der jüngere Burkard gewann. Als von seinen Adelsgenossen anerkannter Herzog gelang es ihm in Ermangelung eines volljährigen Sohnes aber nicht, die Herzogsherrschaft in seinem Geschlecht so zu verankern, daß sie ihm bewahrt blieb. Vielmehr sah er sich veranlaßt, seine Funktion als Herzog unter der Oberherrschaft des neuen Königs, Heinrichs I., wahrzunehmen, auch wenn er eine gewisse Selbständigkeit als *dux* durchaus zu beanspruchen vermochte<sup>57</sup>. Jedoch übten die Könige künftig das Recht der Herzogseinsetzung in Schwaben aus, so daß das Herzogtum als königliches Lehen zur Ausstattung von Adligen und Königsverwandten und auch von Königsöhnen diente. Ein häufiger Wechsel der Familien im Herzogsamt ist denn auch in Schwaben aufgetreten, während eine Dynastiebildung den Herzögen offenbar nicht gelang. Vielmehr stellten die Burkardinger (Hunfridinger), Konradiner, Liudolfinger, Babenberger, Salier und Ezzonen Herzöge, aber niemals mehr als drei nacheinander, wobei das bemerkenswerte ist, daß stets von neuem Stammesfremde mit dem Herzogsamt in Schwaben<sup>57a</sup> betraut wurden. Nicht zu übersehen ist dabei allerdings eine offenbar bewußt betriebene Heiratspolitik. Sie brachte die Herzöge, die ausnahmslos dem Königsgeschlecht nahestanden, wenn sie nicht gar aus ihm kamen, in ein verwandtschaftliches Verhältnis zueinander. So kann zwar nicht von ›dem schwäbischen Herzogsgeschlecht‹, wohl aber von einer großen königsverwandten Sippschaft die Rede sein, deren bindendes Element oder gar Substrat die Herzogswürde gewesen ist<sup>58</sup>.

56 Dies ist bisher zu wenig beachtet und bedacht worden.

57 So auch MAURER, wie Anm. 38, S. 301, anders H.-W. GOETZ, »Dux« und »Ducatus«. Begriffs- und verfassungsgeschichtl. Unters. zur Entstehung des sogenannten »jüngeren« Stammesherzogtums an der Wende vom neunten zu zehnten Jahrhundert. Bochum 1977. S. 331. Zum Folgenden grundlegend G. TELLENBACH, Vom karolingischen Reichsadel zum deutschen Reichsfürstenstand. In: Adel und Bauern im deutschen Staat des Mittelalters. Leipzig 1943. S. 22–73; ND in: Herrschaft und Staat im Mittelalter. Wege der Forschung 2. Darmstadt 1956, ND 1974. S. 191–242.

57a Die gentile Bezeichnung des Herzogs als *dux Alemannorum* tritt neben der als *dux Suevorum* auf, wie die territoriale Bezeichnung des *dux Alemanniae* neben der des *dux Sueviae*; dazu MAURER, wie Anm. 38, S. 184ff.

58 Die Schwäche der bisherigen Forschungen über das Amtsherzogtum und die Herzogsherrschaft insbesondere in Schwaben liegt m. E. darin, daß die bisherige Forschung nicht konsequent genug den

Die Auswirkungen dieser Herrschaftsverhältnisse in Schwaben auf die Bodenseelandschaft liegen auf der Hand. Der Wechsel der Familien im Herzogsamt und die Angewiesenheit der Herzöge auf die königlichen Rechte und Positionen verhinderten eine Konzentration der Herrschaft in einer Landschaft wie an einem zentralen Ort oder erschwerten sie doch zumindest ganz erheblich, wenngleich Konzentrationsversuche immer wieder unternommen worden sind. In diesem Zusammenhang dürfen die Bemühungen der Herzöge und Herzogsverwandten bei der Gründung oder Wiedergründung von Klöstern besonderes Interesse beanspruchen. Klösterliche Niederlassungen auf der Ufenau im Zürichsee, in Einsiedeln wie auch in Marchtal hatten Herzögen und Herzogsverwandten viel zu verdanken, besonders aber die Klostergründung auf dem Hohentwiel. Sie stellte eine herzogliche Stiftung dar, die allerdings bald eine Verlegung an einen lebensgünstigeren Platz, nach Stein am Rhein, erforderlich machte. Doch kann, wie sich etwa am Fall Stein zeigt, nur von einer herzoglichen Stiftung und Förderung, nicht von regelrechten ›Herzogsklöstern‹ gesprochen werden, weil diese Gründungen nicht lebensfähig waren, wenn sie nicht vom König in den Schutz genommen wurden oder in den Besitz einer Reichskirche kamen, wie Stein am Rhein in die Obhut des Bistums Bamberg<sup>59</sup>.

Beginnend schon im 10. Jahrhundert läßt sich beim Adel der Vorgang der Herrschaftskonzentration beobachten, der zur Herausbildung von selbstbewußten Geschlechtern führte. Es begegnen zunächst spärlich, dann seit dem 11. Jahrhundert immer häufiger Orte, nicht selten befestigte Plätze, insbesondere Burgen, in den Quellen, die zuerst mit Grafen, dann auch mit anderen Laien dadurch in Beziehung gebracht werden, daß deren Namen zu ihren Namen hinzugefügt worden sind. Am Bodensee tauchen nunmehr Buchhorn (Friedrichshafen) und Bregenz, Altdorf-Ravensburg und Nellenburg, Pfullendorf und Heiligenberg, aber auch Kiburg und Wülfigen als zu den Namen hinzutretende nähere Bestimmungen, d. h. als Wohnorte von Grafen auf. Während bis dahin neben kirchlichen und klösterlichen Mittelpunkten hauptsächlich königliche Zentren in Erscheinung treten – am See die alten Klöster und der Bischofssitz sowie die Königspfalz und andere Königshöfe –, werden jetzt Adelsitze faßbar. Ein Zeichen, ja ein Signal dafür, daß der Prozeß der Ausbildung von Adels Herrschaften auf neue Weise in Gang gekommen war. Bei diesem Vorgang verdienen jene Angehörigen der nunmehr an Profil gewinnenden Adelsfamilien Beachtung, die sich als Gründer von Klöstern hervorgetan haben<sup>60</sup>. Ihre geistlichen Stiftungen dürfen mit gutem Grund als Familien- oder Hausklöster

Vorgang der ›Geschlechter-‹ bzw. ›Dynastiebildung‹ auf Grund eines herrschaftlichen Substrats berücksichtigt hat. Die Beurteilung gerade der schwäbischen Herzogsherrschaft im hohen Mittelalter aber hängt – wie mir scheint – wesentlich davon ab.

59 Darüber neuerdings MAURER, wie Anm. 38, S. 153 ff. und S. 161 ff. mit Quellen- und Literaturhinweisen.

60 Mißverständnisse hinsichtlich des sogenannten ›Strukturwandels‹ im 10. und 11. Jahrhundert, die im Zusammenhang des Beitrags von G. TELLENBACH, Zur Erforschung des mittelalterlichen Adels. In: XII<sup>e</sup> Congrès International des Sciences Historiques. Vienne 1965. Rapports – I. Grands Thèmes. S. 318–337 laut geworden sind (ebd. V. Actes. S. 158 ff.), scheinen sich zerstreut zu haben (vgl. K. F. WERNER, Art. ›Adel‹. In: Lexikon des Mittelalters 1. München und Zürich 1980. Sp. 122 f.). Richtig verstanden hat die ›Bildung des Gemeinschaftsbewußtseins‹ H. PATZE, Adel und Stifterchronik. Frühformen territorialer Geschichtsschreibung im hochmittelalterlichen Reich. In: Blätter für deutsche Landesgeschichte 100 (1964), S. 8–81 u. 101 (1965), S. 67–128. Hier: S. 15. Vgl. auch H.-M. MAURER, Die Entstehung der hochmittelalterlichen Adelsburg in Südwestdeutschland. In: Zeitschr. f. d. Gesch. des Oberrheins 117 (1969), S. 295–332. Hier: S. 331.

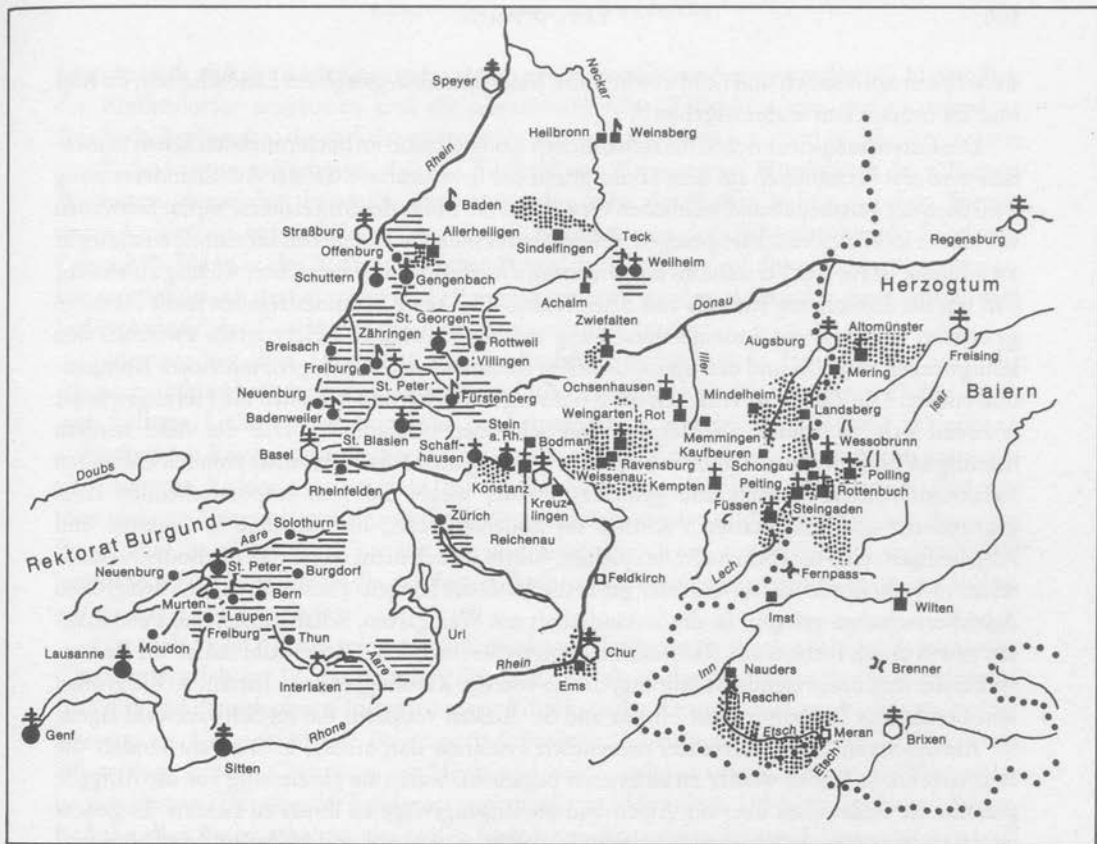
bezeichnet werden. Altdorf/Weingarten für die Welfen, Mehrerau, das von Andelsbuch im Bregenzer Wald an das Seeufer verlegte Kloster der Bregenzer Grafen, Hofen als Gründung der Grafenwitwe Berta von Buchhorn, und Allerheiligen in Schaffhausen für die Grafen von Nellenburg wären hier zu nennen.

Beim Vorgang adliger Herrschaftsbildung im hohen Mittelalter spielt neben der Territorialisierung die Entstehung eines an die Herrschaft gebundenen Geschlechterbewußtseins eine wesentliche Rolle. Im Hinblick auf die Bodenseelandschaft fällt dabei zuerst der erneute Aufstieg der Welfen in Oberschwaben seit dem 10. Jahrhundert in die Augen. Heinrich mit dem ›goldenen Wagen‹ oder dem ›goldenen Pflug‹, wie er genannt wird, errichtete in Altdorf ein Herrschaftszentrum. Zu ihm gehörte ein Kloster, das als Familiengrablege diente, und der Adelsitz mit den im Anschluß an beide erwachsenden Siedlungen. Von hier aus nahmen die *principes de urbe Ravanesburch*, wie die Welfen bezeichnet wurden, ihren Ausgang nach Bayern und Sachsen zu hohen und höchsten Ämtern und Würden. Es genügt schon, an Welf IV. zu erinnern, der das Kloster in Weingarten neu errichtete, oder Heinrich den Löwen und seinen Sohn, Kaiser Otto IV., zu erwähnen. Die Welfen aber haben, obwohl sie nicht nur östlich, sondern auch westlich des Bodensees und auch im Alpenrheintal Besitz erlangten, nicht in Schwaben, sondern zuerst in Kärnten, dann in Bayern das Herzogtum gewonnen. Ihr Stammsitz also lag zwar in der Bodenseegegend, doch tendierte ihre Herrschaft, wie eine ›Übersicht über den Welfenbesitz‹ deutlich macht, nach Osten und Südosten, nach Bayern und Italien<sup>61</sup> (Abb. 10). Auf der anderen Seite hatten die Zähringer aus der Nachfahrerschaft der vor allem im Baarenraum ansässigen Bertolde ihren Herrschaftssitz in Limburg bei ihrem Kloster Weilheim aus Innerschwaben in den Breisgau verlegt, nachdem Bertold I. wenigstens den Herzogstitel von Kärnten erlangt hatte, bevor er 1078 verstarb. Nach dem Anfall des Rheinfeldener Erbes zu Beginn der 1090er Jahre erwuchs im Bereich der Burg Zähringen, von Freiburg und des Hausklosters St. Peter das neue Herrschaftszentrum eines Dynastengeschlechtes. Auch die Zähringer indessen hatten mit großen Anstrengungen versucht, am Bodensee, im Thurgau, sich festzukrallen. Doch hatten sie keinen durchschlagenden Erfolg. Aber sie erreichten immerhin Schaffhausen, Stein am Rhein und Zürich und mischten sich in die Angelegenheiten des Klosters St. Gallen ein. Erfolgreicher waren sie dagegen bei ihrem Vorstoß nach Südwesten, nach Burgund<sup>62</sup>.

Daß sich östlich des Bodensees in Oberschwaben und beiderseits des Schwarzwaldes mit dem Schwerpunkt am Oberrhein so bedeutende Adelsherrschaften von herzoglichem Rang

61 H. SCHWARZMAIER, Hochadelsbesitz im 12. Jahrhundert (Zähringer/Welfen). In: Historischer Atlas von Baden-Württemberg. Karte V,3. Stuttgart 1974. Erläuterungen S. 9. Vgl. E. KÖNIG, Die süddeutschen Welfen als Klostergründer. Vorgeschichte und Anfänge der Abtei Weingarten. Stuttgart 1934. S. 11 ff. und Anm. 51 und 66.

62 Th. MAYER, Der Staat der Herzoge von Zähringen. Freiburger Universitätsreden 20. 1935; ND in: DERS., Mittelalterliche Studien. Lindau und Konstanz 1959. S. 365–379; H. BÜTTNER, Die Zähringer im Breisgau und Schwarzwald während des 11. und 12. Jahrhunderts. In: Schauinsland 76 (1958), S. 3–18; ND in: DERS., Schwaben und Schweiz im frühen und hohen Mittelalter. Vorträge und Forschungen 15. Sigmaringen 1972. S. 143–162. Vgl. H. BÜTTNER, Staufer und Zähringer im politischen Kräftespiel zwischen Bodensee und Genfersee während des 12. Jahrhunderts. Mitt. d. antiquar. Ges. in Zürich 40/3. 1961; ND ebd. S. 437–530; SCHWARZMAIER, wie Anm. 61, Erläuterungen S. 1 ff. mit Karte S. 8; demnächst K. SCHMID, Die Burg Wiesneck und die Eroberung des Breisgaus durch Bertold II. im Jahre 1079. In: Kelten und Alemannen im Dreisamtal. Beiträge zur Geschichte von Tarodunum, der Burg Wiesneck und der Zähringer. Veröff. d. Alem. Inst. in Freiburg i. Br. (im Druck).



- |     |                                      |   |                                       |     |                                 |
|-----|--------------------------------------|---|---------------------------------------|-----|---------------------------------|
| ≡≡≡ | Zähringerbesitz                      | ⦿ | Bistum                                | ⋯⋯⋯ | Welfenbesitz                    |
| ⦿   | Bistum im zähringischen Machtbereich | ⦿ | Kloster im zähringischen Machtbereich | +   | Kloster unter welfischer Vogtei |
| ⦿   | Kloster unter zähringischer Vogtei   | ♩ | Burg                                  | ■   | Stadt oder Ort                  |
| ♩   | Burg                                 | ● | Stadt                                 | ⋯⋯⋯ | Grenzen des Herzogtums Baiern   |

(nach Vorlage des Historischen Atlas von Baden-Württemberg, Beiwort zur Karte V, 3 S.8f.)

## 10 Einflußbereiche der Zähringer und der Welfen.

ausbildeten, deren Stoßrichtung sich zudem noch nach außen, nach Osten bzw. Südwesten, richtete, erinnert um so stärker an die räumliche Gliederung des alemannisch-schwäbischen Landes, als im innerschwäbischen Raum eine dritte Adelherrschaft, die der Staufer, in der Bildung und im Aufstieg begriffen war. Seitdem die Staufer mit Friedrich, der im Jahre 1079 vom Salierkönig als Herzog von Schwaben eingesetzt worden war, als Geschlecht in Erscheinung traten, war eine neue Spannung zwischen den in Schwaben wirkenden Kräften unvermeidlich. Zunächst jedoch suchten die Staufer Rückhalt und Zugewinn an Besitz und Einfluß bezeichnen-



derweise in nordöstlich und nordwestlich von Innerschwaben gelegenen Landschaften, im Ries und im fränkischen Stammesgebiet<sup>63</sup>.

Die Entstehung einer neuen herrschaftlichen Konstellation im hochmittelalterlichen Schwaben wird erst verständlich auf dem Hintergrund des Investiturstreites, der Auseinandersetzung zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt auf der Höhe des Mittelalters. Sie hat Schwaben stärkstens in Mitleidenschaft gezogen. Ohne das verwickelte Geschehen im einzelnen darlegen zu können, ist für das Verständnis der Situation, die am Bodensee herrschte, wichtig zu wissen, daß seit der Einsetzung Rudolfs von Rheinfelden 1057 keine Stammesfremden mehr Herzöge geworden sind und die Auseinandersetzung um das schwäbische Herzogtum zwischen den königstreuen Staufern und den oppositionellen Rheinfeldener-Zähringern mit einem Kompromiß endete. Die Zähringer erhielten die Reichsvogtei Zürich und behielten die Herzogswürde, während sich die Stauer als Herzöge von Schwaben behaupteten. Daß der Adel seitdem mächtig an Einfluß gewann und die kirchliche Reformpartei aufs wirksamste vom schwäbischen Reformmönchtum gestützt und gefördert wurde, wobei die vom emporstrebenden Adel gegründeten und ausgestatteten Klöster im Bodenseegebiet, insbesondere Weingarten und Allerheiligen, eine beachtliche Rolle spielten, führte jedoch nicht dazu, daß die Bodenseelandschaft mehr in den Vordergrund oder gar in die Mitte des Ringens rückte. Zwischen den großen Adelherrschaften gelegen, ist die Seelandschaft mit Weingarten, Schaffhausen und Petershausen gewiß durch bedeutende Reformklöster bereichert worden. Gleichwohl hatten die Bodenseeklöster ihre überragende Bedeutung, die sie von der Karolingerzeit an hatten, an die großen und berühmten Reformzentren Hirsau und St. Blasien verloren, die im Schwarzwald lagen.

Als die staufischen Herrscher, namentlich Friedrich Barbarossa, im 12. Jahrhundert die Reichsrechte in Italien wieder zu aktivieren begannen, waren sie gleichzeitig vor die Aufgabe gestellt, die Paßstraßen über die Alpen und die Zugangswege zu ihnen zu sichern. Es gehört gewiß zu den Meisterleistungen Friedrichs I., daß er es verstand, mit Hilfe von geistlichen und weltlichen Helfern das Durchgangsland am Bodensee offen zu halten; obschon die staufischen Eigenbesitzungen zunächst kaum über die Donau in das südliche Schwaben reichten. Angesichts der starken Stellung, die von den Welfen und Zähringern im Alpen- und Voralpengebiet aufgebaut worden war, beschränkte sich der Stauer wohlweislich nicht auf das Bemühen, sich mit den Herzögen zu arrangieren. Vielmehr fand er treue und tatkräftige Helfer, unter denen in der Bodenseelandschaft Bischof Hermann von Konstanz und Graf Rudolf von Pfullendorf ebenso hervorzuheben sind wie Graf Ulrich von Lenzburg im westlich anschließenden Gebiet und Bertold III. von Andechs oder Otto von Wittelsbach in Bayern<sup>64</sup>. Kluges diplomatisches Verhalten, verbunden mit energischer politischer Zielstrebigkeit, und die Gunst des Schicksals

63 Über die Herkunft der Stauer zuletzt: H. BÜHLER, Schwäbische Pfalzgrafen, frühe Stauer und ihre Sippengeossen. In: *Jahrb. d. hist. Ver. Dillingen* 77 (1975), S. 118–155; DERS., Zur Geschichte der frühen Stauer – Herkunft und sozialer Rang, unbekannt Stauer. In: *Hohenstaufen. Veröff. d. Geschichts- u. Altertumsvereins Göppingen* 10. 1977. S. 1–44. Vgl. dazu K. SCHMID, Stauer und Zähringer. Über die Verwandtschaft und Rivalität zweier Geschlechter. In: *Die Stauer in Schwaben und Europa. Schriften zur staufischen Geschichte und Kunst* 5. Göppingen 1980. S. 64–80.

64 Vgl. K. SCHMID, Graf Rudolf von Pfullendorf und Kaiser Friedrich I. *Forsch. z. oberrhein. Landesgesch.* 1. Freiburg i. Br. 1954. S. 169ff.; die ebd. S. 64ff. gemachten Beobachtungen bezüglich der Grafen Ulrich von Lenzburg und Rudolf von Pfullendorf und des Markgrafen Hermann von Baden sowie des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach (vgl. Kartenskizze S. 104f.) bestätigt und vertieft auf breiterer

bewirkten es, daß der Bodensee sozusagen zu einem ›staufischen See‹ geworden ist. Als nämlich die Pfullendorfer ausstarben und die oberschwäbische Welfenlinie versiegte, verstand es Friedrich Barbarossa, deren Erbe anzutreten, was ihm schon im Lenzburger Erbfall gelungen war<sup>65</sup>. So konnte es kommen, daß das Titelbild der Weingartener Handschrift der ›Historia Welforum‹ den Kaiser Friedrich Barbarossa, den Sohn der Welfin Judith, auf dem Throne sitzend zwischen seinen Söhnen, dem König Heinrich und dem Schwabenherzog Friedrich, darstellt<sup>66</sup>. Wenn in der Welfengeschichte Friedrich Barbarossa auf diese Weise vergegenwärtigt worden ist, so darf dies gewiß als Ereignis gewertet werden, das zu den erregendsten und bedeutendsten der Geschichte der Bodenseelandschaft gehört.

Indessen: mit dem Untergang des staufischen Geschlechtes in Italien brach auch die staufische Herrschaft am See zusammen, und die Landschaft, die ihn umsäumte, rückte damit vom hellsten Licht der Geschichte in die Schattenzone, wengleich später die zahlreichen aufstrebenden Reichsstädte der Seegegend, zu denen auch Ravensburg gehörte, noch immer an sie erinnerten. So bleibt festzuhalten, daß die Stauer als das Geschlecht zu betrachten sind, das über mehrere Generationen hinweg die Bodenseelandschaft ganz und gar beherrschte. Auch bei ihnen aber handelte es sich nicht um ein Geschlecht, das aus der Bodenseelandschaft hervorgegangen ist. Und als die Stauer am Bodensee in Erscheinung traten, hatten sie zudem bereits das Königtum inne<sup>67</sup>.

Hat es also kein Adelsgeschlecht gegeben, das am Bodensee heimisch war? Der Petershauser Chronist schrieb im 12. Jahrhundert über die Vorfahren des hl. Gebhard, des Konstanzer Bischofs und Petershauser Klostergründers: Einst habe der Kaiser zwei seiner Neffen nach einer Missetat in Alemannien mit Bodman und Bregenz, Überlingen und Buchhorn, auch mit Winterthur, dazu in Churrätien mit Misox und vielem anderen ausgestattet, was in Vergessenheit geraten sei. Der eine der Brüder sei zurückgekehrt, der andere, Udalrich, am See geblieben. Er habe allen Besitz erhalten, der seinen Nachfahren bis auf den heutigen Tag verblieben sei<sup>68</sup>.

Grundlage und in differenzierterer Untersuchung wie Darstellung: H. PATZE, Friedrich Barbarossa und die deutschen Fürsten. In: Die Zeit der Stauer. Geschichte – Kunst – Kultur. Katalog der Ausstellung Stuttgart 1977. Bd. 5. Supplement: Vorträge und Forschungen. Stuttgart 1979. S. 35–76. Hier: S. 38.

65 Vgl. H. BÜTTNER, Stauer und Welfen im politischen Kräftespiel zwischen Bodensee und Iller während des 12. Jahrhunderts. In: Zeitschr. f. Württ. Landesgesch. 20 (1961), S. 17–73, ND in: DERS., Schwaben und Schweiz, wie Anm. 62, S. 337–392; DERS., Staufische Territorialpolitik im 12. Jahrhundert. In: Württembergisch Franken 47 (1963), S. 5–27; vgl. auch Anm. 64.

66 Darüber jetzt O. G. OEXLE, Welfische und staufische Hausüberlieferung in der Handschrift Fulda D 11 aus Weingarten. In: A. BRALL (Hg.), Von der Klosterbibliothek zur Landesbibliothek. Beiträge zum zweihundertjährigen Bestehen der Hessischen Landesbibliothek Fulda. Stuttgart 1978. S. 203–231. Hier: S. 210ff., bes. S. 214f. Obschon die Historia Welforum am oberschwäbischen Welfenhof entstanden sein dürfte, ist es ein wesentlicher Mangel der Ausgabe dieses Werkes von E. KÖNIG, Schwäbische Chroniken der Stauerzeit Bd. 1. Stuttgart u. Berlin 1939, desgl. 2. Auflage 1978, daß – wie Oexle gezeigt hat – das Herrscher-Bild der Weingartener Hs., das lediglich S. XIII Anm. 10 im Zusammenhang der Datierung erwähnt wird, nicht gebührend berücksichtigt wurde.

67 Vgl. A. BORST, Staufische Herrschaft in Südwestdeutschland, vor allem am Bodensee. In: Reden über die Stauer. Frankfurt–Berlin–Wien 1978. S. 27–36.

68 Die Chronik des Klosters Petershausen c. 3, ed. O. FEGER. In: Schwäbische Chroniken der Stauerzeit Bd. 3. Lindau u. Konstanz 1956. S. 38ff. Vgl. W. WATTENBACH–F.-J. SCHMALE, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. Vom Tode Kaiser Heinrichs V. bis zum Ende des Interregnums 1. Darmstadt 1976. S. 279ff.; H. G. WALTHER, Gründungsgeschichte und Tradition im Kloster Petershausen vor Konstanz. In: SVG Bodensee 96 (1978), S. 31–67. Hier S. 43ff.

vi

*In galliis  
cap. 77*

*Gallia romana  
quae Germani  
a longobardis  
habent*

*Primum quae  
theotonia*

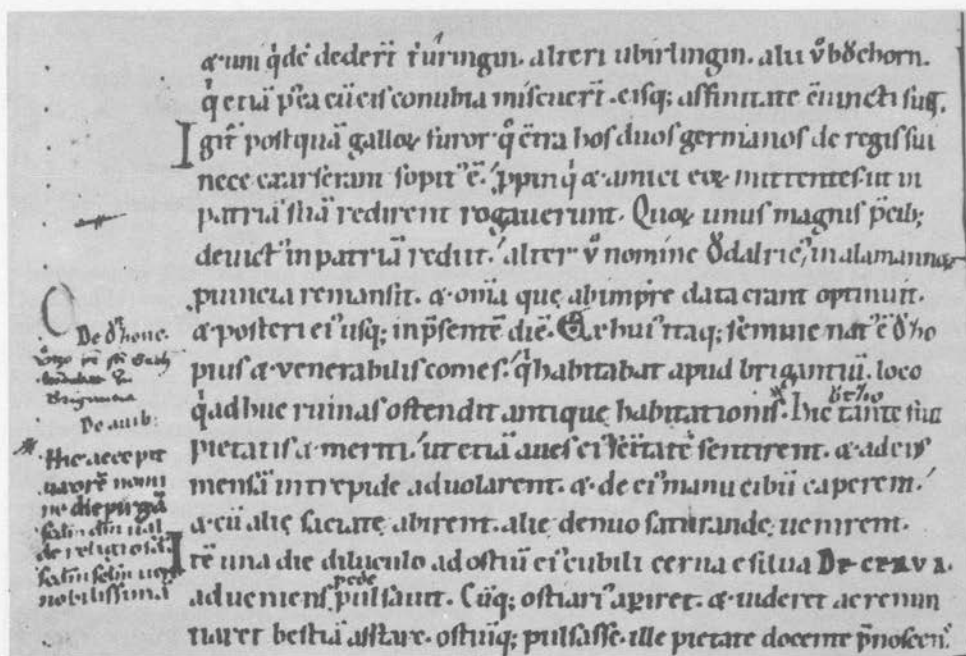
*Tagum*

*Doparente  
la beaci be  
bet. 4. di.*

*D. J. c. q.  
Prig...*

DE DISTINCTIONIBVS GALLIARV. RES DISTINCTIONES GALLIARV CŒ MEMORANT.

Una siquē gallia comata. que a italia qui longobar  
di atq; romani incolunt uocant. eo qđ italice antiq̄  
comas p̄ alius nationib; diligenti nutritabant. siue idō  
comata dī hoc ē ornata. qđ romana urbe que fastigiū  
impu toti orbis retinebat decorat. filia v̄ braci. ita gal  
lia qui theotonici inhabitant idō nominat. quō theo  
tonici braci siue femoralib; plus aliis gentib; utunt.  
Tertia aū rogata gallia. pro nom̄ accep̄ qđ hui; p̄uincie incolę togis  
idē uestib; diuersi coloris. a usq; ad calcaneū p̄tingentib; couunt.  
adeo ut hac tabe etiā alias circūpositas infecerit nationes. Et hęc  
qđ ē ut durim̄ antiq̄ singularū p̄uinciarū erant. p̄p̄a. nē aū singu  
larū sunt cōmunia. In hac ḡ gallia qui rogata durim̄ cognominat. Doyarente  
erat qđā in nobilissimo genere decorat. cui rex francoꝝ. q̄ a impr̄  
romanoꝝ sorore suā dederat in matrimoniu. caqua duos genuit  
filios. q̄ ambo facti s̄ siccl̄arissimi genere ita a animi uirtute  
itaq; cū adoleuissent. a reb; opulenti. uirib; q; atq; armis cēt  
acerrimi. contigit ut inimicitie uenenu inter ipsos a regē ipsi  
p̄uincie irreperet. eozq; p̄cordia intantū inficeret. ut nullaten  
amta cohiberi potuisset. quā regē man' gladii uita priuaret.  
Rogē ḡ interempto. tonentes in duo cōspirationē cōp̄uincialū  
suoq; ad auunculū suū impr̄m augustū se cōtulēt. a ab eo gra  
tante suscepti. in alemania loca habitationis acceper̄t quā  
plurima. a sic multa. ita a optima. Dedit q̄ppe cis potamū a  
brigantiū. *V. in r. g. g. a. buechorn. abuhusin. 7 turingin atq;*  
heisturgou. *v. in r. t. r. e. quoz; cū omib; appendicis eoz. a in*  
retia curienti mesouch a alia multa que uetustate tempoz  
memoria deleta s̄. Tanti; ḡ ab impr̄e ditati donis. cū ea adissent  
a suo uir̄ mancipassent. uir̄ suus nobilissimū <sup>siue uenerunt</sup> ex eis dona largita ē.



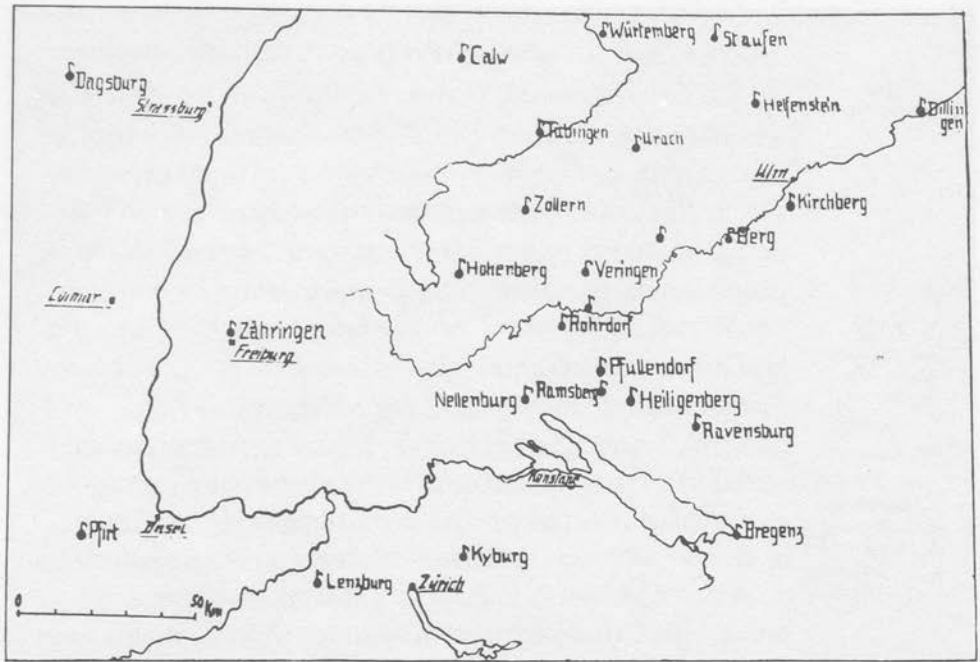
(Abb. 11). Wer aber sind die Nachfahren jenes Udalrich, des Bruders der Königin Hildegard, gewesen? Hatten sie das Schicksal des Adels am Bodensee bestimmt? Gewiß: in der Forschung ist von den ›Udalrichingern‹ die Rede<sup>69</sup>. Aber es fehlt eine Darstellung der Geschichte dieses Geschlechtes und des mittelalterlichen Adels am Bodensee. Erst wenn sie geschrieben sein wird, dürfte klar werden, was es mit der Aussage des Petershauser Chronisten auf sich hat: Inwiefern die Geschichte der Grafengeschlechter, der Bregenzer und Winterthurer-Kiburger, der Pfuldendorfer, Heiligenberger und Nellenburger Grafen auf Ulrich, den Bruder der Königin Hildegard zurückgeht. Jedenfalls lagen ihre Sitze wie ein Kranz um die alten, unmittelbar am See gelegenen Königsplätze herum<sup>70</sup>. Mieden also die Grafen und anderen Adelige mit der Zeit immer mehr die am dichtesten besiedelten Landstriche am See für die Anlage ihrer Sitze, da sie in höher gelegenen, von Wald bewachsenen Landstrichen günstigere Möglichkeiten für die Errichtung ihrer Herrschaftszentren fanden? Und man möchte weiter fragen: Erinnert die noch größere Dichte der Grafensitze nördlich der Donau (Abb. 12) noch immer an das frühere Sonderdasein Innerschwabens<sup>71</sup>? Wie dem auch gewesen sein mag: Am See sind dann die städtischen Siedlungen vom hohen Mittelalter an immer mehr in den Vordergrund getreten<sup>72</sup>.

69 Wie Anm. 44 und 50.

70 Vgl. dazu schon SCHMID, wie Anm. 54, S. 41 und DENS., »Eberhardus comes de Potamo«. Erwägungen über das Zueinander von Pfalzort, Kirche und Adelherrschaft. In: Bodman, wie Anm. 25, S. 317–344. Hier: S. 330ff. mit Kartenskizze, S. 331.

71 Dazu KLEWITZ, wie Anm. 40, S. 103 bzw. S. 255 mit Karte 8, S. 102 bzw. S. 254.

72 Vgl. K. O. MÜLLER, Die oberschwäbischen Reichsstädte. Ihre Entstehung und ältere Verfassung. Darstellungen aus der Württemb. Gesch. Bd. 8. Stuttgart 1912.



12 Grafengeschlechter zur Zeit Friedrich Barbarossas. Aus: H. W. Klewitz in: *Oberrhener, Schwaben, Südalemannen, Arbeiten vom Oberrhein 2*, 1943, Karte 8, S. 102.

### Schlußbemerkung

Überblickt man die Geschichte des Adels und der Klöster am Bodensee bis zur Zeit der Städte, so möchte es scheinen, als hätten zunächst insbesondere die Klöster das Leben in der Landschaft am See bestimmt. Und dies nicht nur in der Epoche der Christianisierung. Vielmehr spielten St. Gallen und Reichenau im Einflußbereich der Pfalz Bodman ihre Rolle auch zur Zeit der karolingischen Italienpolitik. Unter den Ottonen und Saliern dann scheint sich das Gewicht trotz des Aufstiegs der Bischofsstadt mehr nach Westen verlagert zu haben, was etwa an der Bedeutung von Zürich und Einsiedeln und endlich von St. Blasien und Hirsau deutlich wird. Der Aufstieg der Zähringer im Oberrheingebiet und der Welfen in Oberschwaben ist dabei nicht zu verkennen. Für die Landschaft am See mit Konstanz und den umliegenden Adel aber brach dann unter den Staufern eine Zeit an, in der das große Wasser gewiß nicht trennte, sondern verband. Eine Zeit war gekommen, in der die den See umsäumenden Uferlandschaften emporblühten und zu einer Einheit in politischer und kultureller Hinsicht zusammenwuchsen. Damals stellten die Gestade des Sees eine »historische Landschaft« dar. Zugleich aber war diese Landschaft Durchgangsland: Verbindung, Klammer und Brücke zwischen Nord und Süd.

## ANHANG

Kartenskizzen und Nachweise der Königsaufenthalte im Bodenseegebiet  
von der Karolinger- bis zum Ausgang der Stauferzeit*Entwurf und Zusammenstellung von Volkhard Huth*

*Vorbemerkung:* Zur Erstellung nachfolgender Liste der Königsaufenthalte wie beigefügter Karten (Abb. 13a-d und 14) wurde das eigentliche Bodenseegebiet bis Rottweil im Nordwesten und Ulm im Nordosten, im Südwesten bis Zürich sowie im Südosten bis etwa auf Höhe des Rhätikons räumlich erweitert, um die Einzugsrichtungen der königlichen Reiserouten zu verdeutlichen. Da es um Königsaufenthalte ging, wurden nur Aufenthalte von Herrschern berücksichtigt, die in die Zeit nach deren Antritt der Königsherrschaft fielen. Für die Stauferzeit wurde mit der Berücksichtigung der Aufenthalte Konradins eine den Gepflogenheiten entsprechende Ausnahme gemacht, auch fanden etwaige Aufenthalte von Gegenkönigen Aufnahme; gleichzeitige Aufenthalte von Vater und Sohn wurden nur jeweils einmal vermerkt. Unsichere Aufenthalte sind mit Fragezeichen versehen und eingeklammert; stand lediglich das Datum in Frage, so wurde dies entsprechend angegeben.

Im Abkürzungsverzeichnis wurde in der Regel nur auf die besonders einschlägigen Literaturtitel bzw. die neueren Quelleneditionen verwiesen. Weiterführende Literaturangaben erscheinen nur dort, wo es sich um erschlossene Aufenthalte bzw. um Fälle unsicherer Datierung handelt. Da die Anfertigung der Kartenskizzen nach einer methodisch vertretbaren Lösung zur Scheidung der sicheren/unsicheren Aufenthalte verlangte, wurden allein diejenigen Aufenthalte zu Grunde gelegt, die direkt oder indirekt urkundlich belegt sind (= +).

## Karolingerzeit

*(? Karl der Große)*

(? 780 Nov. 13	? Konstanz)	BM 230
(? 780 Nov. 17	? Reichenau)	BM 231; Ratpert, Cas. c. 7
(? 786 Nov.	? Reichenau)	s. Althoff, Widukind

*Pippin von Italien*

(? 800/810	Schienen)	Mirac. s. Genesisii c. 2; s. Klüppel S. 22
------------	-----------	---

*Lothar I.*

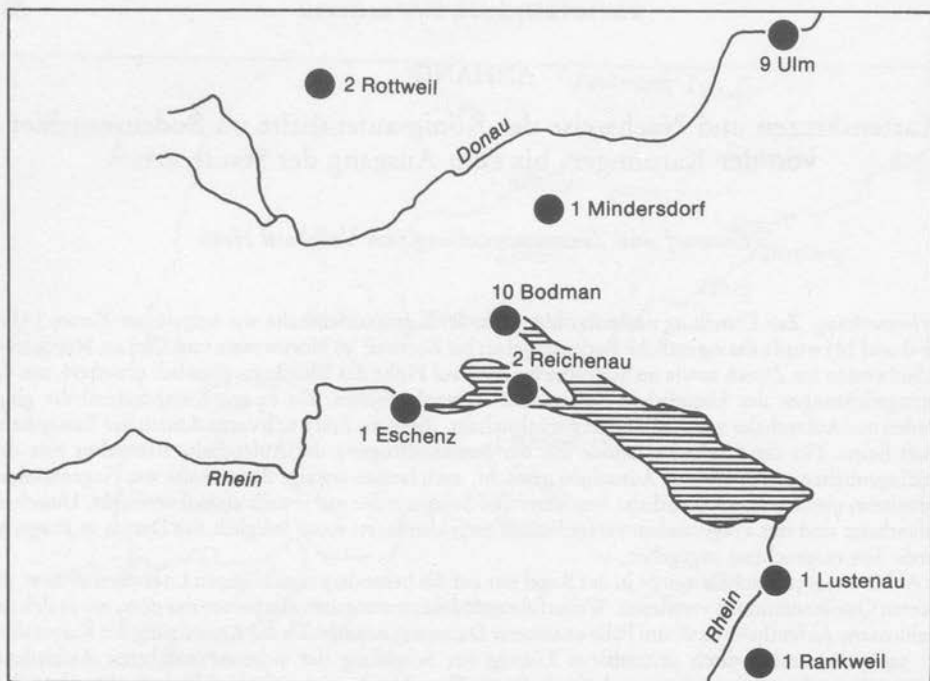
+ 823 Juni 4	Rankweil	D Lo I 2; BM 1019
--------------	----------	-------------------

*Ludwig der Fromme*

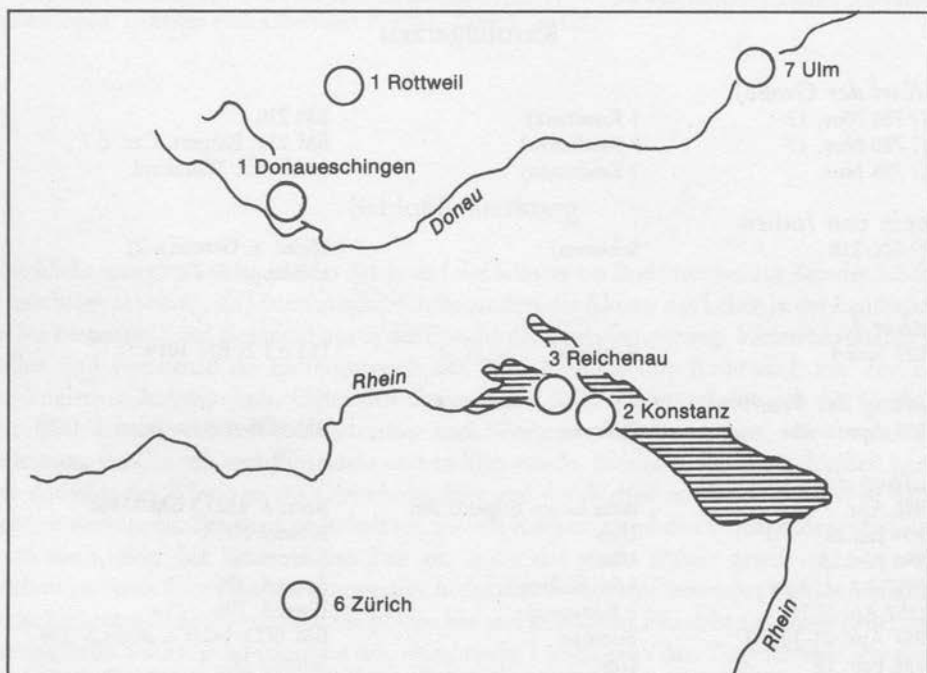
+ 839 Apr. 6-23	Bodman	BM 989b-993; s. Borst S. 187ff.
-----------------	--------	---------------------------------

*Ludwig der Deutsche*

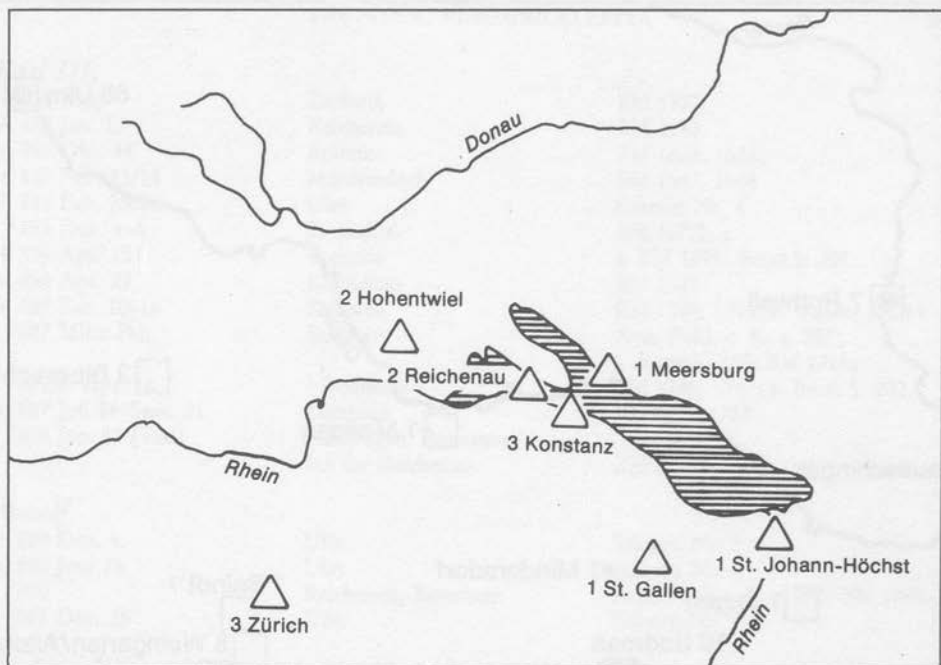
846 Apr. ? 4/18	iuxta lacum Briganticum	Borst S. 192f.; BM 1386c
+ 854 Juli 22	Ulm	Schmitt Nr. 1
+ 856 Juni 16	Ulm	Schmitt Nr. 2
(857 ? Anf. Apr.	? St. Gallen)	Borst S. 196
(857 Apr. ? 18	? Konstanz)	Borst S. 196
+ 857 Apr. 21-Juni 2	Bodman	BM 1423-1427; s. Borst S. 196
+ 858 Feb. 19	Ulm	Schmitt Nr. 3
859	iuxta lacum Briganticum	BM 1441b



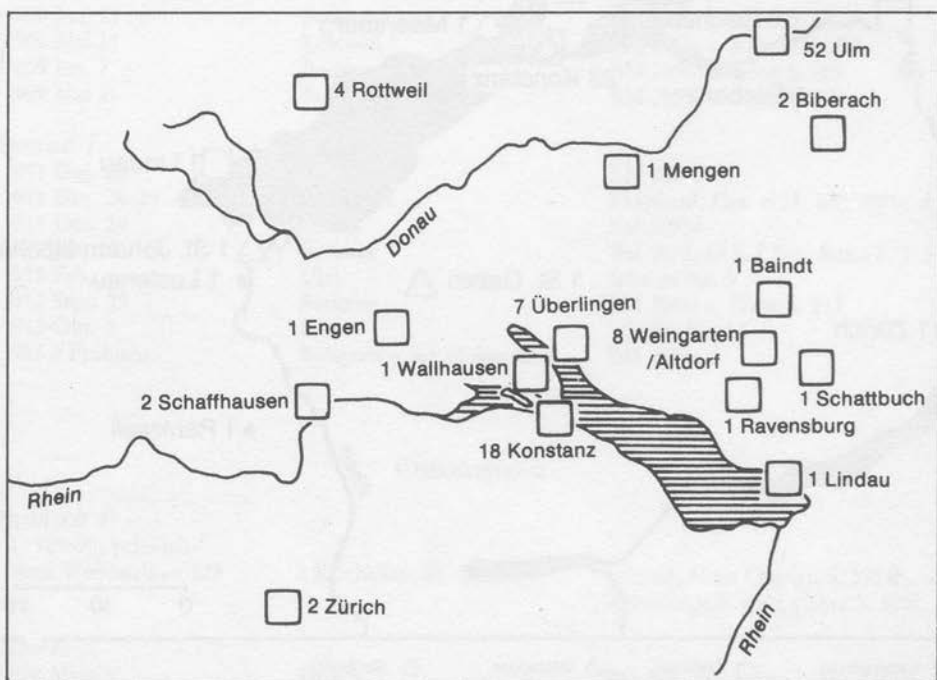
13a ● Karolingerzeit.



13b ○ Salierzeit.

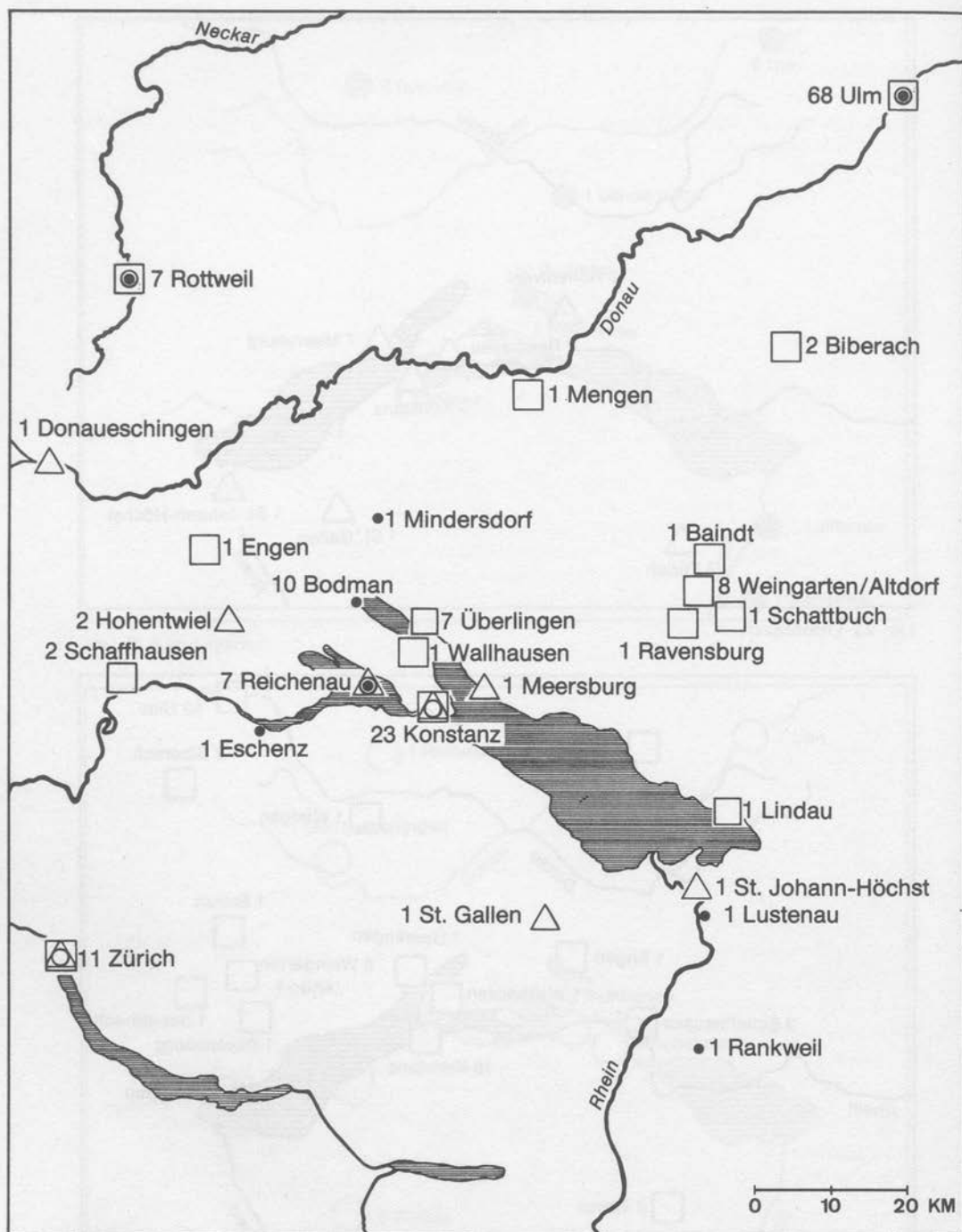


13c  $\triangle$  Ottonenzeit.



13d  $\square$  Stauferzeit.





● Karolingerzeit    ○ Sallerzeit    △ Ottonenzeit    □ Stauerzeit

14 Königaufenthalte im Bodenseeraum von der Karolingerzeit bis zum Ausgang der Stauerzeit.

*Karl III.*

+ 876 Aug.	Eschenz	BM 1577
+ 878 Jan. 13	Reichenau	BM 1583
+ 881 Okt. 14	Bodman	BM 1623, 1624
+ 883 Feb. 13/14	Mindersdorf	BM 1647, 1648
+ 883 Feb. 25/26	Ulm	Schmitt Nr. 4
883 Dez. 4-6	St. Gallen	BM 1677b,c
+ 884 Apr. 15	Bodman	s. BM 1695; Borst S. 201
+ 884 Apr. 22	Reichenau	BM 1681
+ 887 Feb. 10-16	Rottweil	BM 1744, 1745; s. Maurer S. 214
887 Mitte Feb.	Bodman	Ann. Fuld. c. R. a. 887; s. Borst S. 202; BM 1745a
(? 887 Apr. 16	? Bodman)	BM 1746, 1747; s. Borst S. 202
+ 887 Juli 24-Sept. 21	Lustenau	BM 1755-1759
888 Jan. 13 (Tod)	Neudingen, Bestattung auf der Reichenau	BM S. 725

*Arnulf*

+ 889 Dez. 4	Ulm	Schmitt Nr. 5
+ 890 Juni 26	Ulm	Schmitt Nr. 6
890	Reichenau, Konstanz	Ann. Fuld. c. R. a. 890; BM 1849a;b
891 Dez. 25	Ulm	Schmitt Nr. 7

*Ludwig IV.*

+ 901 Jan. 1	Bodman	BM 1993; s. Borst S. 206f.
+ 904 März 18	Ulm	Schmitt Nr. 8
+ 905 Jan. 21	Bodman	BM 2025; s. Borst S. 207
+ 906 Mai 31	Rottweil	BM 2033; s. Maurer S. 215
+ 909 Jan. 7	Bodman	BM 2056; s. Borst S. 208
+ 909 Mai 21	Bodman	BM 2059; s. Borst S. 209

*Konrad I.*

911 Dez. 25	Konstanz	BM 2071b
911 Dez. 26-29	St. Gallen	Ekkehard, Cas. c. 14; BM 2071c, d
911 Dez. 29	Arbon	BM 2071e
+ 912 Jan. 11	Bodman	BM 2072; D K I 2; s. Borst S. 212f.
+ 912 Feb.	Ulm	Schmitt Nr. 9
+ 912 Sept. 25	Bodman	BM 2081; s. Borst S. 213
+ 912 Okt. 3	Ulm	Schmitt Nr. 10
915 ? Frühjahr	Belagerung des Hohentwiel	BM 2095a

## Ottonenzeit

*Heinrich I.*

(? 929/30; jedenfalls nach Weihnachten 929	? Reichenau; St. Gallen)	Schmid, Neue Quellen S. 395ff., Thronfolge S. 460f.; Zotz S. 52ff.
---	--------------------------	---

*Otto I.*

+ 952 März 1	Zürich	BO 208; vgl. Schmid, Thronfolge S. 456 mit Anm. 142
--------------	--------	--

955 vor Aug. 9	Ulm	Schmitt Nr. 11
965 Jan. 18	St. Gallen	BO 369a
+ 965 Jan. 23	Reichenau	BO 370, 371
972 Aug. 14	St. Gallen	BO 549b
(? Aug. 17)	? Reichenau)	Zotz S. 38 mit Anm. 189
+ 972 Aug. 18–25	Konstanz	BO 550–553

*Otto II.*

+ 972 Aug. 17	Reichenau	D O II 25
+ 972 Aug. 18	St. Gallen	D O II 26
+ 980 Okt. 24	Konstanz	D O II 235
+ 980 Okt. 29	St. Johann-Höchst	D O II 236

*Otto III.*

+ 988 Aug. 27	Meersburg	D O III 46
+ 988 Okt. 12–21	Konstanz	D O III 47–49
(? 990 zweite Hälfte Mai)	? Kaiserin Theophanu auf der Reichenau)	BU 1020d
+ 994 Nov. 14	Hohentwiel	D O III 154
+ 1000 Juni 11	Hohentwiel	D O III 370–372

*Heinrich II.*

1002 Juni 24–29	Reichenau	BG 1487b, c
+ 1004 Juni 17	Zürich	BG 1570a–1572
1018 ? Aug./Sept. (5 Wochen)	Zürich	Ann. Einsidl. a. 1018; Thietmar VIII,24; s. Hirsch, Jbb. 3, S. 81; BG 1935c
+ 1018 Sept. 2	Zürich	D H II 395; BG 1936
1024 Feb. 10	Reichenau	BG 2057

## Salierzeit

*Konrad II.*

+ Juni 6–10	Konstanz	BBA 38a; s. Breßlau, Jbb. 1, S. 79ff.; D K II 38
1025 Juni	Zürich	BBA 40a; s. Breßlau, Jbb. 1, S. 82
+ 1027 Juli ? 16	Ulm	D K II 107
+ 1027 Juli 26	Ulm	D K II 108; vgl. Schmitt Nr. 12
1027	St. Gallen (Besuch Giselas und ihres Sohnes Heinrich)	Ann. Sang. mai. a. 1027; vgl. MGHNecrologia1, S. 467, Feb. 15; Breßlau, Jbb. 1, S. 220f.; BBA 111a
1027 ? Aug.	Kiburg	BBA 111b
+ 1027 Aug. 19	Zürich	D K II 109
1033 Feb.–März	Zürich	BBA 192c; vgl. Breßlau, Jbb. 2, S. 71f.
+ 1036 Jan. 26	Ulm	Schmitt Nr. 13

*Heinrich III.*

+ 1040 Jan. 23/24	Ulm	Schmitt Nr. 14
+ 1040 Feb. 4	Reichenau	D H III 36
1040 Feb.	Konstanz	Steindorff, Jbb. 1, S. 83; Müller S. 24
1040 Feb.	St. Gallen	Ann. Sang. mai. a. 1040; vgl. Müller S. 24

+ 1040 März 2	Rottweil	D H III 37; s. Maurer S. 215
+ 1041 Nov. 9	Ulm	Schmitt Nr. 15
1043 Mitte Okt.	Ulm	Schmitt Nr. 16
1043 ? Ende Okt.	Konstanz	Müller S. 45 mit Anm. 1
+ 1045 Jan. 30	Zürich	D H III 130
+ 1048 Jan. 25	Ulm	Schmitt Nr. 17
+ 1048 Apr. 19–21	Ulm	Schmitt Nr. 18
1048 Apr. 24/25	Reichenau	Müller S. 69f.
+ 1048 Mai 2	Zürich	D H III 216; zum 12. 5. s. Müller S. 70
1048 Mitte Dez.	Ulm	Schmitt Nr. 19
+ 1050 Juli 6	Zürich	D H III 250
+ 1052 Juni 7–16/17	Zürich	D H III 290–294; zum 7. 6. s. Müller S. 93
+ 1054 Feb. 12–19	Zürich	D H III 315–318; vgl. Müller S. 99 (bis 20. 2.)
+ 1055 Dez. 14	Ulm	Schmitt Nr. 20
1055 Weihnachten	Zürich	Müller S. 111f. mit Anm. 2; vgl. Kilian S. 3 sowie Erdmann S. 160 mit Anm. 145

*Heinrich IV.*

+ 1061 Nov. 5	Donaueschingen	D H IV 77
(? 1065 Ende Mai	? Ulm)	Schmitt Nr. 21; vgl. Kilian S. 33
+ 1065 ? Mai 31	Reichenau	D H IV 153
+ 1067 Juni 8	Reichenau	D H IV 192
1074 ? Dez.	Reichenau	Kilian S. 67
1077 zweite Hälfte Mai–Juni 4	Ulm	Schmitt Nr. 22
1081 Anf. März	Ulm	Schmitt Nr. 23

*Rudolf von Rheinfelden*

1077 Apr. 9	Ulm	Schmitt Nr. 24
1077 Ende Apr.	Ulm	Schmitt Nr. 25

*Heinrich V.*

1121 Apr. 25	Reichenau	Stüllein S. 87
+ 1121 Apr. 29	Konstanz	Stüllein S. 87

*Lothar III.*

1134 Hochsommer	Schwabenfeldzug in die Gegend von Ulm	Oehler S. 165; vgl. Bernhardt, Jbb., S. 553f.
-----------------	--	--

## Stauferzeit

*Konrad III.*

+ 1142 Ende Feb.	Ulm	Schmitt Nr. 26
+ 1142 März 19–? Apr. 10	Konstanz	D K III 72; Ann. Einsidl. a. 1142; vgl. Ludwig S. 18
+ 1143 Sept. 4	Ulm	D K III 95; vgl. Schmitt Nr. 27
+ 1146 Juli 21	Ulm	Schmitt Nr. 28
+ 1151 Jan. 13	Ulm	D K III 243; vgl. Schmitt Nr. 29
+ 1152 Jan. 7	Konstanz	D K III 268

*Friedrich I.*

+ 1152 Juli 25–Aug. 1	Ulm	Schmitt Nr. 30
1153 März 4–23	Konstanz	BOM 167–170
+ 1153 März 23	Konstanz	D F I 52, 53; vgl. Opll S. 167
+ 1154 Febr. 26	Ulm	BOM 209; Opll S. 168
+ 1155 Nov. 27	Konstanz	Opll S. 177
+ 1156 Juli/Aug.	Ulm	Schmitt Nr. 32
+ 1157 Febr. 2–5	Ulm	Schmitt Nr. 33
+ 1158 Febr. ? 2–9	Ulm	Schmitt Nr. 34
+ 1158 Juni 7	Ulm	Schmitt Nr. 35
+ 1162 Mitte Nov.	Ulm	Schmitt Nr. 36
+ 1162 Nov. 23–27	Konstanz	Opll S. 194
+ 1164 Nov. 1	Ulm	Schmitt Nr. 37
+ 1166 März 8	Ulm	Schmitt Nr. 38
+ 1169 ? Sept.–Okt. 9	Ulm	Schmitt Nr. 39; vgl. Opll S. 204f.
+ 1170 Mai 15	Mengen	Opll S. 205
1178 Mitte Nov.	Ulm	Schmitt Nr. 40
+ 1179 Mai 27	Konstanz	Opll S. 217; wahrscheinlich schon am 20. 5. (Pfingsten), s. Ludwig S. 39
+ 1179 Dez. 14–25	Ulm	Opll S. 217; vgl. Schmitt Nr. 41
+ 1181 Ende März	Schattbuch	Opll S. 219
+ 1181 Apr. 2–18	Konstanz	Opll S. 219
+ 1181 Mai 5–12	Ulm	Schmitt Nr. 42
+ 1183 Juni 20–Juli 1	Konstanz	Opll S. 221
(? 1183 Juli 11	? Pfullendorf)	Schmid, Pfullendorf S. 99f.
+ 1183 Sept./Okt.	Ulm	Schmitt Nr. 43
1187 Sept. 23	Überlingen	Opll S. 228
+ 1187 Sept. 23	Wallhausen	Opll S. 228
+ 1187 Sept. 29	Konstanz	Opll S. 228

*Heinrich VI.*

+ 1191 Mitte Dez.	Ulm	Schmitt Nr. 44
-------------------	-----	----------------

*Philipp*

+ 1200 März 29	Ulm	Schmitt Nr. 45; vgl. Gutbier S. 24 mit Anm. 2
+ 1200 Nov. 28	Ulm	Schmitt Nr. 46; vgl. Gutbier S. 26f.
1202 Mitte Nov.	Ulm	Schmitt Nr. 47
1203 ? Apr. oder Mai	Ravensburg	BF 80a
+ 1204 Anf. des Jahres	Weingarten	Acta s. Petri S. 18; BF 82
+ 1205 Juli 25–29	Ulm	Schmitt Nr. 48; vgl. Gutbier S. 42 mit Anm. 6 u. 7

*Otto IV.*

+ 1209 Jan. 27	Weingarten	BF 262; 263
+ 1209 Jan. 29	Ulm	Schmitt Nr. 49
+ 1209 Juli 14	Ulm	Schmitt Nr. 50
1212 Mitte Sept.	Überlingen	BF 488a

*Friedrich II.*

1212 Sept.	St. Gallen	BF 670f
1212 Sept.	Konstanz	BF 670g
+ 1213 März 27–Apr. 1	Konstanz	BF 697a–703
+ 1213 Sept. 1	Überlingen	BF 711, 712
+ 1214 März 7	Rottweil	BF 724; s. Maurer S. 219
+ 1214 Juni 26–28	Ulm	Schmitt Nr. 51
+ 1215 Apr. 11	Ulm	Schmitt Nr. 52
+ 1215 Juni 20/21	Ulm	Schmitt Nr. 53
+ 1216 Juli 13–15	Konstanz	BF 868, 869
+ 1216 Juli 15	Überlingen	BF 870
+ 1216 Juli 25/26	Ulm	Schmitt Nr. 54
+ 1217 Feb. 13–17	Ulm	Schmitt Nr. 55
+ 1217 Apr. 15	Rottweil	BF 902; s. Maurer S. 219
+ 1218 Aug. 28	Ulm	Zinsmaier Nr. 96
+ 1218 Sept. 10–18	Ulm	Schmitt Nr. 56
+ ? 1218 Dez. 11	Weingarten	BF 963
+ ? 1219 Apr. oder Mai	Weingarten	BF 1011a
+ 1219 Mai 6/7	Ulm	Schmitt Nr. 57
+ 1219 Dez. 21	Ulm	Schmitt Nr. 58
+ 1220 Jan. 4	Weingarten	BF 1081; 1082
+ 1220 Juni 28–Juli 5	Ulm	Schmitt Nr. 59
+ 1237 Mai	Ulm	Schmitt Nr. 60

*Heinrich (VII.)*

+ 1220 Sept. 1	Ulm	Schmitt Nr. 61
+ 1220 ? Dez.	Überlingen	BF 3853
+ 1222 Juni 23	Ulm	Schmitt Nr. 62
+ 1222 Dez. 10	Überlingen	BF 3886
+ 1223 Febr. 15	Ulm	Schmitt Nr. 63
+ 1223 Juli 6	Ulm	Schmitt Nr. 64
+ ? 1224 Mai 9	Weingarten	BF 3920 (Irrtum in der Jahresangabe? Zu 1229? Vgl. BF 4131a)
+ 1225 Jan. 6	Zürich	BF 3957
+ 1225 Jan. 13–23	Ulm	Schmitt Nr. 65
+ 1226 März 31	Biberach	BF 4002
+ 1226 Apr. 2/3	Ulm	Schmitt Nr. 66
+ 1226 Aug. 15–18	Ulm	Schmitt Nr. 67
1226 ? Ende Okt. oder Anf. Nov.	Überlingen	BF 4017a
+ 1226 Nov. 6	Weingarten	BF 4018
+ 1227 Feb. 15	Ulm	Schmitt Nr. 68
+ 1227 Mai 6–Juni 20	Ulm	Schmitt Nr. 69
+ dazw. 1227 Mai 26	Konstanz	Zinsmaier Nr. 300
+ 1227 Okt. 20	Konstanz	BF 4086
+ 1227 Nov. 1	Zürich	BF 4087
+ 1228 Feb. 17–20	Ulm	Schmitt Nr. 70
+ 1228 Aug. 18/19	Ulm	Schmitt Nr. 71
+ 1229 Mai 18	Konstanz	BF 4132, 4133
+ non multo post tempore	Lindau	BF 4134
+ 1229 Okt. 23	Überlingen	BF 4139, 4140
+ 1230 März 17	Ulm	Schmitt Nr. 72
+ 1231 Nov. 22	Ulm	Schmitt Nr. 73

*Konrad IV.*

+ 1239 Apr. 15	Ulm	Schmitt Nr. 74
+ 1240 Juli 7	Ulm	Schmitt Nr. 75
+ 1240 Aug.	Biberach	BF 4428
+ 1240 Aug.	Altdorf	s. dazu BF 4429
+ 1240 Aug. 21	Überlingen	BF 4429, 4430
+ 1241 Okt. 6	Überlingen	BF 4442; 4443 (ebd., ohne Datum)
+ 1241 ? Sept. oder Okt.	Baindt	BF 4441a; vgl. BF 4444
+ 1241 Okt. 11	Schaffhausen	BF 4445
+ 1243 Dez. 31	Ulm	Zinsmaier Nr. 315
+ 1244 Jan. 7	Ulm	Schmitt Nr. 76
+ 1246 März 27	Schaffhausen	BF 4504
+ 1246 Mai 31	Ulm	Schmitt Nr. 77

*Konradin*

+ 1262 Mai 28	Ulm	Schmitt Nr. 78
+ 1262 Aug. 1/?2	Rottweil	BF 4778d, 4779; s. Maurer S. 219
+ 1262 Aug. 16–25	Konstanz	BF 4780, 4781
1262 Sept. 27	St. Gallen	BF 4781a
+ 1262 Okt. 18	Konstanz	BF 4782
+ 1262 Dez. 3	Ravensburg	BF 4784
+ 1266 Sept. 18	Konstanz	BF 4805, 4806
+ 1267 Jan. 6–9	Rottweil	BF 4820a, 4821; s. Maurer S. 219
+ 1267 Jan. 11	Engen	BF 4822
+ 1267 Jan. 28	Konstanz	BF 4823

*Heinrich Raspe*

1247 Jan.	Belagerung von Ulm	BF 4883b
+ 1247 Jan. 28	Belagerung von Ulm	BF 4883c

## Abkürzungen

Acta s. Petri	= »Acta s. Petri in Augia«. Hg. v. L. BAUMANN. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 29 (1877), S. 1–128.
Althoff, Widukind	= G. ALTHOFF, Der Sachsenherzog Widukind als Mönch auf der Reichenau, In: Frühmittelalterliche Studien 17 (1983), im Druck.
Ann. Einsidl.	= »Annales Einsidlenses«. Monumenta Germaniae Historica Scriptorum Tomus III. Hg. v. G. H. PERTZ. Hannover 1839, S. 137–149.
Ann. Fuld.	= Annales Fuldenses . . . cum continuationibus Ratisbonensi (c. R.) et Althahensibus. Scriptorum rer. Germ. in usum schol. . . . Neu hg. v. F. KURZE. Hannover 1891.
Ann. Sang. mai.	= »Annales Sangallenses maiores«. Hg. v. C. HENKING. In: Mitteil. z. vaterl. Gesch. 19 = NF 9 (1884), S. 265 ff. u. 358 ff.
BBA	= Regesta Imperii. Die Regesten des Kaiserreiches unter Konrad II. 1024–1039. Neubearb. v. N. VON BISCHOFF u. H. APPELT. Graz 1951.
Bernhardi, Jbb.	= W. BERNHARDI, Jahrbücher der Deutschen Geschichte. Lothar von Supplinburg. Neudr. Berlin 1975.
BF	= Regesta Imperii. Die Reg. d. Kaiserr. unter Philipp, Otto IV., Friedrich II., Heinrich VII., Conrad IV., Heinrich Raspe, Wilhelm und Richard 1198–1272. Neu hg. v. J. FICKER. 1. Bd. Neudr. Hildesheim 1967.

- BG = Regesta Imperii. Die Reg. d. Kaiserr. unter Heinrich II. 1002–1024. Neubearb. v. T. GRAFF. Wien/Köln/Graz 1971.
- BM = Regesta Imperii. Die Reg. d. Kaiserr. unter d. Karolingern 751–918. Neubearb. v. E. MÜHLBACHER u. J. LECHNER. Neudr. Hildesheim 1966.
- BO = Regesta Imperii. Die Reg. d. Kaiserr. unter Heinrich I. und Otto I. 919–973. Neubearb. v. E. VON OTTENTHAL. Hildesheim 1967.
- BOM = Regesta Imperii. Die Reg. d. Kaiserr. unter Friedrich I. 1152 (1122)–1190. 1. Lierung 1152 (1122)–1158. Neubearb. v. F. OPPL u. H. MAYR. Wien/Köln/Graz 1980.
- Borst = A. BORST, »Die Pfalz Bodman«. In: Bodman. Dorf – Kaiserpfalz – Adel. Hg. v. H. BERNER (= Bodensee-Bibliothek Bd. 13). Sigmaringen 1977, S. 169–230.
- Breslau, Jbb. = H. BRESSLAU, Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Konrad II. Bd. I 1024–1031. Neudr. Berlin 1967. Bd. II 1032–1039. Neudr. Berlin 1967.
- BU = Regesta Imperii. Die Reg. d. Kaiserr. unter Otto III. 980 (983)–1002. Neubearb. v. M. UHLIRZ. Graz/Köln 1956.
- D F I = Monumenta Germaniae Historica. Diplomatum Regem et Imperatorum Germaniae. Tomus X. Die Urkunden Friedrichs I. 1152–1158. Bearb. v. H. APPELT et al. Hannover 1975.
- D H II = Tomus III. Die Urkunden Heinrichs II. und Arduins. Hannover 1900–1903.
- D H III = Tomus V. Die Urkunden Heinrichs III. Hg. v. H. BRESSLAU u. P. KEHR. Berlin <sup>2</sup>1957.
- D H IV = Tomus VI. Die Urkunden Heinrichs IV. 1. und 2. Teil bearb. v. D. VON GLADISS. Weimar 1953.
- D K I = Tomus I. Die Urkunden Konrads I., Heinrichs I. und Ottos I. Berlin <sup>2</sup>1956.
- D K II = Tomus IV. Die Urkunden Konrads II. mit Nachträgen zu den Urkunden Heinrichs II. Hg. v. H. BRESSLAU. Berlin <sup>2</sup>1957.
- D K III = Tomus IX. Die Urkunden Konrads III. und seines Sohnes Heinrich. Bearb. v. F. HAUSMANN. Wien/Köln/Graz 1969.
- D Lo I = Diplomatum Karolinorum. Tomus III. Die Urkunden Lothars I. und Lothars II. Bearb. v. T. SCHIEFFER. Berlin/Zürich 1966.
- D O II = Diplomatum Regem et Imperatorum Germaniae. Tomi II. pars prior. Die Urkunden Ottos II. Berlin <sup>2</sup>1956.
- D O III = Tomi II. pars secunda. Die Urkunden Ottos III. Berlin <sup>2</sup>1957.
- Ekkehard, Cas. = Ekkehardi casus s. Galli. Neu hg. v. G. MEYER VON KNONAU (= St. Gallische Geschichtsquellen III). St. Gallen 1877.
- Erdmann = »Zur archäologischen und baugeschichtlichen Erforschung der Pfalzen im Bodenseegebiet. Bodman, Konstanz, Reichenau, Zürich.« In: Deutsche Königspfalzen. Beiträge zu ihrer historischen und archäologischen Erforschung. 3. Band (= Veröffentlichungen des Max-Planck-Institutes für Geschichte 11/3). Göttingen 1979, S. 136–210.
- Gutbier = E. GUTBIER, Das Itinerar des Königs Philipp von Schwaben. Diss. Phil. Berlin 1912.
- Hirsch, Jbb. = S. HIRSCH, Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Heinrich II. Bd. I. Neudr. Berlin 1975. Bd. II. Vollandet v. H. PABST. Neudr. Berlin 1975. Bd. III. Hg. v. H. BRESSLAU. Neudr. Berlin 1975.
- Kilian = E. KILLIAN, Itinerar Kaiser Heinrichs IV. Nach den Quellen bearbeitet. Karlsruhe 1886.
- Klüppel = T. KLÜPPEL, Reichenauer Hagiographie zwischen Walahfrid und Berno. Sigmaringen 1980.
- Ludwig = F. LUDWIG, Untersuchungen über die Reise- und Marschgeschwindigkeit im XII. und XIII. Jahrhundert. Berlin 1897.
- Maurer = »Der Königshof Rottweil bis zum Ende der staufischen Zeit.« In: Deutsche Königspfalzen (wie oben, vgl. Erdmann), S. 211–220.



- MGH *Necrologia* 1 = *Monumenta Germaniae Historica. Necrologia* 1. Hg. v. F. L. BAUMANN. Berlin 1888.
- Mirac. s. *Genesisii* = »Commemoratio brevis de miraculis s. *Genesisii* martyris Christi.« Hg. v. W. WATTENBACH. In: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* 24 (1872), S. 1–21.
- Oehler = H. OEHLER, *Das Itinerar des Königs, seine Ordnung und seine Beziehungen zur Regierungstätigkeit in der Zeit Kaiser Lothars III.* Diss. Phil. Freiburg i. Br. 1957 (Masch.).
- Opll = F. OPLL, *Das Itinerar Kaiser Friedrich Barbarossas (= Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters Bd. 1. Beihefte zu J. F. BÖHMER, Regesta Imperii. 1977).* Wien/Köln/Graz 1978.
- Ratpert, Cas. = *Ratperti casus s. Galli.* Hg. v. G. MEYER VON KNONAU (= *St. Gallische Geschichtsquellen* II). St. Gallen 1872.
- Schmid, *Neue Quellen* = K. SCHMID, »*Neue Quellen zum Verständnis des Adels im 10. Jahrhundert.*« Jetzt in: *Königswahl und Thronfolge in ottonisch-frühdeutscher Zeit (Wege der Forschung 178).* Hg. v. E. HLAWITSCHKA. Darmstadt 1971, S. 389–416.
- Schmid, *Pfullendorf* = DERS., *Graf Rudolf von Pfullendorf und Kaiser Friedrich I.* Freiburg i. Br. 1954.
- Schmid, *Thronfolge* = DERS., »*Die Thronfolge Ottos des Großen.*« in: *Königswahl... (wie oben)*, S. 417–508.
- Schmitt = U. SCHMITT, *Villa Regalis Ulm und Kloster Reichenau. Untersuchungen zur Pfalzfunktion des Klostersgutes in Alemannien (9.–12. Jahrhundert) (= Veröffentlichungen des Max-Planck-Institutes für Geschichte 42).* Göttingen 1974.
- Steindorff, *Jbb.* = E. STEINDORFF, *Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Heinrich III.* Bd. I. Neudr. Darmstadt 1969. Bd. II. Neudr. Darmstadt 1969.
- Stüllein = H. J. STÜLLEIN, *Das Itinerar Heinrichs V. in Deutschland.* Diss. Phil. München 1972.
- Thietmar = *Thietmari Merseburgensis Chronicon. Scriptorum rer. Germ. Nova Series Tomus IX.* Hg. v. R. HOLTZMANN. Berlin 1955.
- Zinsmaier = P. ZINSMAIER, »*Nachträge zu den Kaiser- und Königsurkunden der Regesta Imperii 1198–1272.*« In: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* NF 63 (1954), S. 188–273.
- Zotz = T. L. ZOTZ, *Der Breisgau und das alemannische Herzogtum. Zur Verfassungs- und Besitzgeschichte im 10. und beginnenden 11. Jahrhundert (= Vorträge und Forschungen, Sonderband 15).* Sigmaringen 1974.

Anschrift des Verfassers:  
 Prof. Dr. Karl Schmid,  
 Historisches Seminar der Universität,  
 D-7800 Freiburg i. Br., Werthmannplatz 2

# Die Städte des Bodenseeraumes – historische Gemeinsamkeiten und Wechselbeziehungen

VON PETER EITEL

Wenn von den »Bodenseestädten« die Rede ist, dann sind damit gewöhnlich die unmittelbar am Bodensee gelegenen Städte gemeint. Man denkt an Konstanz und Überlingen, an Bregenz und Buchhorn, an Meersburg und Lindau, an viele malerische Stadtbilder, die vom See geprägt sind.

Im wissenschaftlichen Sprachgebrauch allerdings, zumal bei den Historikern und Kunsthistorikern, wird der Begriff weiter gefaßt. Da werden schon seit langem auch Schaffhausen und Ravensburg, St. Gallen und Wangen im Allgäu zu den »Bodenseestädten« gezählt<sup>1</sup>, Städte also, die zum Teil ein ganzes Stück vom Bodensee entfernt liegen, die aber zeitweise in so engem Kontakt zu den Zentren am Bodensee standen, so stark zum Bodensee hin orientiert waren, daß sie unter dem Sammelbegriff »Bodenseestädte« zusammengefaßt werden, wobei zur Rechtfertigung dieses Begriffs auf Quellen verwiesen werden kann, die einen solchen Gebrauch nahelegen, zum Beispiel auf die Einungsverträge der Städtebündnisse des 14. Jahrhunderts<sup>2</sup>.

Es wäre sicher falsch, wenn man bei einer vergleichenden stadtgeschichtlichen Betrachtung des Bodenseegebiets nur die unmittelbar am See gelegenen Städte berücksichtigen würde. Zwar hatten oder haben diese durch den See manches gemeinsam, was sie von den Städten der weiteren Umgebung unterscheidet: einen Hafen, bestimmte auf den Hafen und den See orientierte Gebäude, Plätze und Straßenzüge, vom See lebende Berufsgruppen wie die Fischer, die Schiffbauer, die Schiff- und Fährleute. Aber diese Städte waren aufs engste mit anderen Städten verbunden, die nicht unmittelbar am See liegen, und zudem war der Bodensee ein wichtiger Faktor auch für viele Städte in seiner Umgebung, in erster Linie wegen seiner Mittlerfunktion als Wasserstraße. Die einstige Bedeutung der Wasserwege für Handel und Verkehr kann kaum überschätzt werden, denn die Landstraßen befanden sich fast immer in einem so miserablen Zustand, daß man, wo immer es ging, auf das Wasser, auf den Transport zu Schiff, auswich. Der Bodensee ermöglichte einen bequemen Transport der Waren von Lindau bis Schaffhausen, von Überlingen bis Rheineck und darüber hinaus.

Jahrhundertlang wurden Massengüter wie Getreide und Wein, Salz und Holz, aber auch andere Waren wie Textilien vom Bodensee geradezu angezogen, und davon profitierten auch viele Städte im Hinterland wie Feldkirch, St. Gallen, Ravensburg oder Isny<sup>3</sup>. Es entwickelten

1 Stellvertretend sei auf FEGER, Otto, Geschichte des Bodenseeraumes. 1–3. Konstanz und Lindau 1956–63 (= FEGER 1–3) verwiesen, z. B. 3, S. 211.

2 FÜCHTNER, Jörg, Die Bündnisse der Bodenseestädte bis zum Jahre 1390. Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 8. Göttingen 1970, z. B. S. 103, 157.

3 SCHULTE, Aloys, Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien mit Ausschluß von Venedig 1. Leipzig 1900, S. 623ff.

sich aber nicht nur ökonomische, sondern auch politische, rechtliche, kulturelle und soziale Beziehungen zwischen den am Seeufer und den im weiteren Umland liegenden Städten, wobei die ersteren keineswegs immer nur der gebende Teil waren.

Wo man die Grenzen des Bodenseeraumes ziehen soll, ist umstritten. Otto Feger, der durch seine »Geschichte des Bodenseeraumes« wesentlich zur Verbreitung dieses Begriffs beigetragen hat, hatte sicher recht, wenn er sich weigerte, diese »Geschichtslandschaft« allzu starr und ohne Rücksicht auf die einzelnen Epochen zu begrenzen. Für ihn zählten in bestimmten Jahrhunderten unter Umständen auch Städte wie Biberach oder Kempten zum Bodenseeraum, nämlich dann, wenn maßgebliche und prägende Einflüsse vom Bodensee bis dorthin wirkten<sup>4</sup>. Denselben Standpunkt vertritt Knoepfli für die Kunstgeschichte<sup>5</sup>. Es ist also nicht möglich, eindeutig und ein für allemal zu sagen, welche Städte zum Bodenseeraum gehörten und welche nicht. Mit dieser Einschränkung ist auch die kartographische Übersicht auf Seite 581 zu versehen. Einen klar definierbaren, wissenschaftlich begründbaren stadtgeschichtlichen Typus »Bodenseestadt« oder eine entsprechende »Städtelandschaft« mit einer deutlichen Grenze gibt es nicht, weder in rechtlicher noch in wirtschaftlicher, kultureller oder politischer Beziehung. Diese Feststellung wird im folgenden näher zu begründen sein. Es wird gleichzeitig notwendig sein, die Qualität, Intensität und Dauer der Gemeinsamkeiten und Wechselbeziehungen zwischen den Städten am See und in seiner Umgebung zu untersuchen, also auch danach zu fragen, wo die Gemeinsamkeiten endeten bzw. wie lange sie bestanden.

\*

Ein Überblick über die Frühgeschichte des Städtewesens im Bodenseeraum kann vielleicht eine erste Orientierungshilfe sein. Die Römerzeit darf hierbei unberücksichtigt bleiben, da sich in der Antike nur eine einzige wirkliche Stadt am Bodensee entwickelt hat, nämlich Bregenz, das römische *Brigantium*, das seinen Stadtcharakter später wieder verlor. An zwei spätrömischen Kastellorten entstanden im Mittelalter Städte: in Arbon und Konstanz<sup>6</sup>.

Konstanz, seit dem späten 6. Jahrhundert Bischofssitz, war bis in die Zeit der Salier der einzige stadtähnliche Ort im Bodenseeraum. Neben dem bischöflichen Immunitätsbezirk entwickelte sich hier eine Kaufleutesiedlung, die wohl um 900 eigenes Marktrecht erhielt. Das Konstanzer Marktrechtsprivileg ist allerdings nicht erhalten. Es folgten im 10. Jahrhundert weitere königliche Marktrechtsverleihungen, 947 für das sanktgallische Rorschach und unter Kaiser Otto III. für den reichenauischen Ort Allensbach. Eine königliche Privilegierung wurde für diese frühen Märkte, zu denen im 11. Jahrhundert noch der vom Damenstift Lindau gegründete Markt in Aeschach sowie die nellenburgische Gründung Schaffhausen hinzukamen, aus politischen und wirtschaftlichen Gründen angestrebt. Durch die Schaffung eines Sonderrechtsbezirks zugunsten der Marktbesucher und später auch der Marktbewohner erhofften sich die Marktherren ein Aufblühen dieser Orte. Weder Rorschach noch Allensbach erfüllten allerdings die in sie gesetzten Hoffnungen.

4 FEGER 1, S. 7.

5 KNOEPFLI, Albert, Kunstgeschichte des Bodenseeraumes 1. Konstanz und Lindau 1961, S. 10.

6 FEGER 1, S. 31f., 34, 49f. Auch für den folgenden allgemeinen Überblick bis S. 580 sei, soweit nicht anders vermerkt, anstelle von Einzelbelegen auf FEGER 1–2 verwiesen.

Die Marktgründungen des 10. und 11. Jahrhunderts verdienen in unserem Zusammenhang deshalb Erwähnung, weil durch die Errichtung von Marktfriedensbezirken mit eigener Marktgerichtsbarkeit, mit Zoll und Münze, rechtliche Institutionen entstanden, die als Vorformen der hochmittelalterlichen Städte gelten dürfen<sup>7</sup>. Besonders klar sind die Elemente einer Marktgründung, aus der sich später eine Stadt entwickelte, bei der Entstehung des reichenauischen Marktes Radolfzell im Jahr 1100 erkennbar. Hier wurde innerhalb des Bereichs eines Klosterhofes, einer *villa*, ein Marktbezirk (*forum*) mit eigenem Recht geschaffen. In diesem befestigten Sonderrechtsbezirk konnte jedermann Grund und Boden zu freiem Eigen erwerben. So entstand neben dem alten hofrechtlichen Bezirk ein neuer Rechtsbereich, in dem ein besonderes Recht, das *ius fori*, galt. Dieser Marktrechtsbezirk stand jedoch den zur alten *villa* Radolfzell gehörenden reichenauischen Untertanen im Interesse der Wahrung der grundherrlichen Gerichtsbarkeit nur mit bestimmten Einschränkungen offen. 1267 wurde schließlich das Marktrecht als Stadtrecht auf den ganzen Ort Radolfzell ausgedehnt, der gesamte ummauerte Bereich und seine Bewohner genossen von nun an ein und dasselbe Recht, das Marktrecht hatte sich voll durchgesetzt<sup>8</sup>.

Meistens war es ein Markt, der die städtische Entwicklung eines Ortes einleitete. Der Markt konnte sich an eine Burg, ein Kloster, ein altes Dorf oder einen Fronhof wie bei Radolfzell anlehnen. Wie gut er sich entwickelte, hing unter anderem von der Verkehrslage ab. Von den bis ca. 1200 entstandenen Städten im Bodenseeraum lagen Konstanz, Lindau, Stein am Rhein, Überlingen, Diessenhofen, Schaffhausen und Ravensburg ausgesprochen verkehrsgünstig am Schnittpunkt von Wasser- und Landwegen oder am Kreuzungspunkt zweier Fernstraßen. Weniger günstig war die Lage von St. Gallen. Das Kloster St. Gallen stellte jedoch eine so starke politische und wirtschaftliche Potenz dar, daß in seinem Schatten fast zwangsläufig ein Markt und aus diesem schon im 12. Jahrhundert eine städtische Siedlung entstand. Im Anschluß an ein Kloster entfalteten sich auch Lindau und Stein am Rhein, während Schaffhausen, das im 11. Jahrhundert als Markt von den Grafen von Nellenburg gegründet worden war, bald darauf an das Kloster Allerheiligen übergang und sich unter diesem zur Stadt entwickelte.

Unter den ältesten Städten im Bodenseeraum waren nur Ravensburg, Diessenhofen, Wil und Überlingen Gründungen weltlicher Herren. Ravensburg ist die einzige unter den Welfen erwachsene Stadt in unserem Raum und gleichzeitig neben dem von den Grafen von Toggenburg gegründeten Wil die einzige vor dem 13. Jahrhundert entstandene Burgstadt. Diessenhofen wurde um 1178 von den Grafen von Kibur an einem wichtigen Verkehrspunkt als Marktort und zugleich Grenzfestung errichtet. In diesem Fall können wir den Gründungsakt, der am Anfang der Stadtentwicklung steht, urkundlich nachweisen. Das ist ansonsten für die Frühzeit des Städtewesens im Bodenseegebiet kaum möglich, weil die meisten Städte allmählich entstanden und nicht förmlich gegründet wurden. Auch die meisten Marktgründungen lassen sich nicht so exakt wie in Radolfzell datieren. Wir müssen uns damit abfinden, daß oft nur gesagt werden kann, wann ein bestimmter Platz erstmals als Markt bzw. Stadt bezeichnet

7 FEGER, Otto, Auf dem Wege vom Markt zur Stadt, Untersuchungen zu den ältesten Marktrechten des Bodenseeraumes. In: ZGO 106 (1958), S. 28f.

8 BEYERLE, Franz, Marktfreiheit und Herrschaftsrechte in oberrheinischen Stadtrechtsurkunden. Neudruck in: Altständisches Bürgertum 1. Hg. Heinz STOOB. Wege der Forschung 352. Darmstadt 1978, S. 51 ff.; SCHLESINGER, Walter, Forum, villa fori, ius fori. Einige Bemerkungen zu Marktgründungsurkunden des 12. Jahrhunderts aus Mitteldeutschland. Ebd. S. 332ff.

wurde, wobei manche in den Urkunden oder Chroniken vorkommenden Begriffe wie zum Beispiel *oppidum*, *burgus* oder *urbs* oft nicht einmal einen eindeutigen Hinweis auf den rechtlichen Charakter eines Ortes geben.

Was war überhaupt eine Stadt im 12. oder 13. Jahrhundert und welches waren ihre wichtigsten Kennzeichen? Einige haben wir im Zusammenhang mit der Radolfzeller Markturkunde von 1100 schon kennengelernt: die Schaffung eines Marktes und damit eines Marktrechtsbezirks, dessen Bewohner – Kaufleute und Handwerker – bestimmte Privilegien besaßen bis hin zur persönlichen Freiheit. Von einem oft nicht klar bestimmbareren Zeitpunkt an wurde diesen Marktbewohnern, den »Bürgern«, vom Marktherrn das Recht eingeräumt, sich an der Verwaltung des Sonderrechtsbezirks, in dem sie lebten und Grund und Boden besaßen, zu beteiligen. So entstanden aus herrschaftlichen Märkten seit dem späten 11. Jahrhundert allmählich neue und selbständigere kommunale Rechtsbezirke, in denen die *civitas*, die Bürgerschaft, in Gericht und Rat mitwirkte und oft die volle Selbstverwaltung erlangte. Seit dem 13. Jahrhundert ließ der Stadtherr den Bürgern seiner Stadt häufig durch den König das Stadtrecht einer anderen Stadt verleihen und schuf damit einen rechtlichen Rahmen für das innerstädtische Leben, die städtische Rechtsprechung und Selbstverwaltung. Ein weiteres Wesensmerkmal der Stadt war schließlich ihre Befestigung mit Mauer und Graben.

Die meisten Städte des Bodenseeraumes entstanden im 12. und 13. Jahrhundert infolge der gewaltigen Bevölkerungsvermehrung seit dem Ende der kriegerischen Epoche des Investiturstreits. Diese demographische Entwicklung war die Grundvoraussetzung für einen Erfolg der Bestrebungen zahlreicher Klöster und hochadeliger Geschlechter, später auch des niederen Adels, ihre Herrschaft über »Land und Leute« durch die Schaffung politischer und ökonomischer Zentren, eben der Städte, zu intensivieren und auszubauen. Die Städte verhalfen dem Landesherrn zu neuen Einnahmen aus Zöllen und den verschiedensten Steuern und waren oft gleichzeitig auch militärisch wichtig, indem sie Straßen, Brücken, Grenzen oder andere strategisch wichtige Punkte sicherten.

Man kann, nicht nur im Hinblick auf den Bodenseeraum, das 13. Jahrhundert geradezu als eine Periode der Stadtgründungseuphorie bezeichnen, die zuweilen auch zu Fehlgründungen infolge von Fehleinschätzungen des vorhandenen Potentials an Menschen und ökonomischen Möglichkeiten geführt hat. So kam zum Beispiel das wahrscheinlich von staufischen Ministerialen gegründete Neuravensburg nicht zu städtischer Entfaltung. Ähnliches gilt von den thurgauischen Orten Gottlieben, Pfyn und Bürglen, die alle einmal als Städte geplant waren<sup>9</sup>. Das reichenauische Allensbach, das uns als Marktgründung des 10. Jahrhunderts bereits begegnet ist, sollte im 14. Jahrhundert zu einer regelrechten Stadt ausgebaut werden, aber auch hier blieb es bei einer städtischen Kümmerform<sup>10</sup>. Die meisten im 13. Jahrhundert entstandenen Städte haben allerdings ihren städtischen Status und Charakter bis heute bewahren können, auch wenn sie alle Klein- oder Mittelstädte geblieben sind. Überhaupt ist ja für das Städtewesen des territorial so zersplitterten Bodenseeraumes charakteristisch, daß hier zwar sehr viele Städte entstanden, aber keine einzige mit Augsburg oder Ulm vergleichbare Großstadt.

\*

9 Vgl. für die schweizerischen Gründungen Historisch-biographisches Lexikon der Schweiz. 1–8. Neuenburg 1921–1934. Über Neuravensburg: Das Land Baden-Württemberg. Amtliche Beschreibung nach Kreisen und Gemeinden 7. Stuttgart 1978, S. 751.

10 Der Landkreis Konstanz. Amtliche Kreisbeschreibung 3. Sigmaringen 1979, S. 609.



Als Stadtgründer bzw. Stadtherren begegnen uns der König, der Bischof von Konstanz, die Klöster St. Gallen und Reichenau, zahlreiche Familien des hohen und niederen Adels und Ministerialen. Die Staufer haben vor allem nördlich des Bodensees, im Zuge des von ihnen systematisch betriebenen Ausbaus von Oberschwaben zum »Reichsland« mehrere wichtige Städte geschaffen bzw. ältere Siedlungen zu Städten ausgebaut, nämlich Überlingen, Pfullendorf, Wangen, Buchhorn und vielleicht auch Lindau, dessen Anfänge als Stadt nicht deutlich erkennbar sind<sup>11</sup>. Unter den Bischöfen von Konstanz erwachsen Meersburg, Bischofszell und Neunkirch bei Schaffhausen zu kleinen Städten. Das ursprünglich konstanzer Arbon, zur Stadt von seinen zeitweiligen Pfandherren, den Herren von Kemnat, ausgebaut, fiel noch im 13. Jahrhundert an den Bischof von Konstanz zurück. Mehr Glück als mit Allensbach hatte das Kloster Reichenau mit Radolfzell und Steckborn, die im 13. Jahrhundert nicht nur zu Städten deklariert wurden, sondern sich auch wirklich zu solchen entwickelten. Zu den Städten mit einem geistlichen Stadtherrn gehörte schließlich auch Altstätten im Rheintal, wo im Anschluß an einen alten Fronhof des Klosters St. Gallen um 1300 eine kleine Stadt entstand<sup>12</sup>.

Unter den Grafengeschlechtern des Bodenseeraumes ragen neben den schon erwähnten Kiburgern, auf die außer Diessenhofen auch Frauenfeld und Winterthur zurückgehen, die Grafen von Montfort, Abkömmlinge der Pfalzgrafen von Tübingen, hervor. Sie bauten in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts Feldkirch, Bregenz und Leutkirch zu Städten aus, gegen Ende des Jahrhunderts Tettngang, Bludenz und Werdenberg. Vielleicht sind auch die Anfänge der Stadt Rheineck auf dieses Geschlecht zurückzuführen, das im frühen 13. Jahrhundert die Pfandherrschaft über die Herrschaft Rheineck innehatte. Die Grafen von Nellenburg, die schon im Zusammenhang mit der Entstehung von Schaffhausen erwähnt wurden, stehen auch am Anbeginn der Stadtentwicklung von Stockach. Schließlich sind die Herren von Markdorf und die von Tengen als Gründer der gleichnamigen Städte zu erwähnen, außerdem die Herren von Hewen, die Engen zur Stadt gemacht haben.

Im 14. und 15. Jahrhundert kam es nur noch zu wenigen bescheidenen Stadtgründungen bzw. Stadterhebungen. Neben dem klingenbergischen Blumenfeld ist als letzte mittelalterliche Stadtgründung im Bodenseegebiet das montfortische Fischerdorf Langenargen zu nennen, das 1453 Stadtrecht erhielt, aber nur teilweise ummauert wurde und als Nebenresidenz der Grafen von Montfort zu sehr unter der Konkurrenz der schon vorhandenen Städte, insbesondere von Tettngang, litt, um sich zu einer wirklichen Stadt entwickeln zu können<sup>13</sup>.

\*

Wir haben bereits gehört, daß vielen Städten von ihrem Stadtherrn das Recht einer anderen Stadt verliehen wurde. Schon in den frühen Marktprivilegien für Allensbach und Radolfzell war das Marktrecht anderer Städte – vor allem das von Konstanz – als Richtschnur für Zweifels- und

11 Vgl. außer FEGER BÜTTNER, Heinrich, Staufer und Welfen im politischen Kräftespiel zwischen Bodensee und Iller während des 12. Jahrhunderts. In: ZWLG 20 (1961), S. 17–73.

12 BUETLER, Placid, Altstätten. In: Neujahrsblatt des Historischen Vereins des Kantons St. Gallen 1922, S. 6 ff.

13 Zu den Gründungen der Grafen von Montfort neuerdings BURMEISTER, Karl Heinz, Die Städtegründungen der Tübinger in Österreich und in der Schweiz. In: Die Pfalzgrafen von Tübingen. Hg. Hansmartin DECKER-HAUFF, Franz QUARTHAL und Wilfried SETZLER. Sigmaringen 1981 sowie EITEL, Peter, Die Städte der Grafen von Montfort in Oberschwaben. Ebd.

Streitfälle genannt worden. Damit dürfte das in diesen Städten geltende Gewohnheitsrecht der Kaufleute gemeint gewesen sein<sup>14</sup>. In den zahlreichen Stadtrechtsprivilegien König Rudolfs von Habsburg für die einst staufischen Städte wurde seit 1275 in dichter Folge den meisten dieser nunmehr königlichen bzw. reichsunmittelbaren Städte das Recht einer anderen Stadt verliehen und in einer Abschrift übermittelt<sup>15</sup>. Auch viele landesherrliche Städte wurden von nun an in dieser Weise mit dem Recht einer anderen Stadt ausgestattet. Ausgenommen blieben von derartigen Stadtrechtsverleihungen am ehesten Städte mit geistlichen Stadtherren.

So entstanden regelrechte »Stadtrechtsfamilien«, rechtliche – nicht politische! – Beziehungen zwischen Mutterrechts- und Tochterrechtsstädten, und dies bedeutete, daß eine Stadt, welcher das in einer anderen Stadt geltende Zivil-, Straf- und Prozeßrecht, zuweilen auch Teile des Verfassungsrechts, verliehen worden war, sich in Zweifelsfällen an die Mutterrechtsstadt wenden und sie um Rechtsauskünfte bitten konnte. Es lag an der Tochterrechtsstadt, was sie aus einer solchen Verleihung machte, deren normative Aussagen offenbar nicht von vorneherein als unantastbar angesehen wurden. Ravensburg beispielsweise, das 1286 mit dem Überlinger, 1296 aber zusätzlich mit dem Ulmer Recht beliehen worden war, rezipierte das letztere viel stärker<sup>16</sup>. Wie lange eine solche Stadtrechtsverleihung unter Umständen wirksam sein konnte, zeigt das Beispiel von Leutkirch. Diese Stadt, die 1293 von König Adolf das Recht der Reichsstadt Lindau erhalten hatte, suchte noch 1557 bei ihrer Mutterrechtsstadt um Rechtsauskünfte nach<sup>17</sup>. Ein regulärer Rechtszug vom Gericht der Tochterrechtsstadt zu dem der Mutterrechtsstadt im Sinne einer Appellation scheint bei den Städten des Bodenseeraums jedoch in keinem Fall entstanden zu sein.

Im Bodenseeraum lassen sich drei Stadtrechtsfamilien nachweisen. Das Überlinger Stadtrecht, das seinerseits auf dem Freiburger Stadtrecht beruhte, wurde 1275 an Buchhorn, 1286 an Wangen und Ravensburg sowie an die weiter östlich gelegenen Städte Memmingen und Kaufbeuren verliehen. Dann das Lindauer Stadtrecht, dessen Wurzel wir nicht kennen und das hauptsächlich an Städte verliehen wurde, die zum Zeitpunkt der Verleihung noch nicht reichsfrei waren: an die damals waldburgische Stadt Isny 1281 und an die montfortischen Gründungen Tettngang 1297, Feldkirch um 1320/30 und Langenargen 1453. Leutkirch erhielt das Lindauer Stadtrecht wie gesagt 1293, kurz nach seinem Übergang von den Grafen von Montfort an den König. Das Ulmer Stadtrecht schließlich wurde 1296 an Ravensburg und 1299 an Meersburg verliehen<sup>18</sup>. Aber während die rechtlichen Beziehungen zwischen Ravensburg und Ulm dadurch stark belebt wurden, scheint es sich im Fall von Meersburg um einen rein formalen Akt gehandelt zu haben, jedenfalls konnten hier bisher keine weiteren spezifischen Kontakte zwischen Mutter- und Tochterrechtsstadt nachgewiesen werden.

Für die anderen Städte des Bodenseeraumes sind keine vergleichbaren stadtrechtlichen Querverbindungen bekannt. Das bedeutet aber nicht, daß diese Städte deshalb mehr Spielraum

14 FEGER (wie Anm. 7) S. 11, 17.

15 FEGER 2, S. 207f.

16 MÜLLER, Karl Otto, Die Beziehungen des Ravensburger zum Ulmer Stadtrecht im 14. Jahrhundert. In: Württ. Vierteljahrshefte für Landesgeschichte 18 (1909), S. 434–454.

17 Die älteren Stadtrechte von Leutkirch und Isny. Bearb. Karl Otto MÜLLER. Württ. Geschichtsquellen 18. Stuttgart 1914, S. 124–127.

18 Überblick bei MÜLLER, Karl Otto, Die oberschwäbischen Reichsstädte. Ihre Entstehung und ältere Verfassung. Darstellungen aus der Württ. Geschichte 8. Stuttgart 1912, S. 12–18.



bei der Ausgestaltung ihrer Rechtsordnung besessen hätten. Die Möglichkeiten für eine autonome Gestaltung und Abänderung des Stadtrechts waren offenbar unabhängig davon, ob einer Stadt das Recht einer anderen Stadt verliehen worden war oder nicht. Vielmehr wurden die Grenzen der Autonomie jeweils im Einzelfall durch den Stadtherrn gezogen, und je nachdem, wie stark sich eine Stadt von ihrem Stadtherrn emanzipieren konnte, war auch ihre Entscheidungsfreiheit größer oder kleiner.

\*

Für die politischen Beziehungen zwischen den Städten waren die faktischen Verfassungsverhältnisse erheblich wichtiger als die formale Zugehörigkeit zu einer bestimmten Stadtrechtsfamilie. Wenn eine Stadt durch königliche Privilegien die volle oder auch nur eine weitgehende Autonomie nach innen und nach außen errungen hatte, wenn es ihr gelungen war, Einmischungen des Stadtherrn in ihre inneren Angelegenheiten von sich fernzuhalten oder auf ein Minimum zu reduzieren, dann erst konnte sie sich politisch voll entfalten. Die Reichsunmittelbarkeit, die direkte Unterstellung unter den König, ermöglichte am ehesten kommunale Autonomie.

Von den hier betrachteten Städten sind Ravensburg, Pfullendorf, Überlingen, Wangen, Buchhorn, Lindau, St. Gallen, Konstanz und Schaffhausen schon im Reichssteuerverzeichnis von 1241 genannt<sup>19</sup>, sie waren also damals bereits dem Status einer Reichsstadt nahe. Fünf dieser Städte besaßen allerdings neben dem König noch einen geistlichen Stadtherrn, dessen Einfluß unterschiedlich groß war. In Schaffhausen und Lindau spielte er schon am Ende des 13. Jahrhunderts keine wesentliche Rolle mehr. Die Bürgerschaft von Wangen konnte 1347 die Stadtherrschaft des Abtes von St. Gallen einschränken, indem sie die Vogtei über die Stadt, die immer wieder – zuletzt an die Grafen von Montfort – verpfändet worden war, in ihre Hand brachte. Auch in St. Gallen und Konstanz schrumpfte der Einfluß der geistlichen Stadtherren im Lauf des 14. Jahrhunderts<sup>20</sup>.

Vom 13. bis zum 15. Jahrhundert gelang es einigen weiteren Städten, von ihren ursprünglichen Stadtherren loszukommen und den Rang einer Reichsstadt zu gewinnen (vgl. dazu die Überblickskarte auf S. 581). Endgültig glückte dies den Allgäustädten Leutkirch, Wangen und Isny, während Rheineck, Diessenhofen, Radolfzell und Stein am Rhein jeweils nur für wenige Jahrzehnte Reichsstädte wurden. Entweder kapitulierten sie von selbst aus der Einsicht heraus, daß sie ihre Selbständigkeit auf die Dauer doch nicht behaupten könnten, so Stein am Rhein, das sich 1484 unter die Schirmherrschaft Zürichs begab, oder sie wurden vom König verpfändet – so 1309 Rheineck – oder sie mußten sich den Habsburgern als Landesherrn unterwerfen wie Radolfzell<sup>21</sup>. Der Druck von außen, besonders von seiten des Hauses Habsburg, war zu groß, als daß diese kleinen Städte ihre Unabhängigkeit auf Dauer hätten behaupten können. Schaffhausen, das von 1330 bis 1415 unter österreichischer Pfandherrschaft gestanden hatte, konnte die gleichzeitig mit Diessenhofen und Radolfzell in der großen Schwächeperiode der

19 MGH Const. III, Nr. 1, S. 2ff. und ZEUMER, Karl, Quellensammlung zur Geschichte der Deutschen Reichsverfassung. Leipzig 1904, Nr. 59, S. 64–66.

20 FÜCHTNER (wie Anm. 2) S. 14–16 und SCHEURLE, Albert, Wangen im Allgäu. Das Werden und Wachsen der Stadt. Wangen 1966, S. 24.

21 Vgl. neben FEGER 2 und 3 für Rheineck BALTZAREK, Franz, Vorarlbergs Städte. In: Österreichisches Städtebuch 3. Vorarlberg. Wien 1973, S. 56, für Radolfzell Badisches Städtebuch. Stuttgart 1959, S. 347 und für Stein URNER-ASTHOLZ, Hildegard, u. a., Geschichte der Stadt Stein am Rhein. Bern 1957, S. 107, 126.

Habsburger zur Zeit des Konstanzer Konzils errungene Freiheit nur dadurch wahren, daß es 1454 der Eidgenossenschaft beiträt<sup>22</sup>.

In den Städten, die de iure oder de facto Reichsstädte wurden, gewann die Bürgerschaft rascher und ausgeprägter als in den Territorialstädten ein Mitbestimmungsrecht bei der Ausübung der Herrschaft innerhalb der Mauern. Hier setzte sich die Ratsverfassung zuerst durch, die Entwicklung eines aus Bürgern bestehenden und von der Bürgerschaft gewählten Kollegiums, des Rates, zum entscheidenden politischen Organ, dem die Gesetzgebung und Verwaltung zustand und das außerdem richterliche Kompetenzen besaß. Im 13. Jahrhundert, in dem diese Entwicklung einsetzte, war jedoch erst ein kleiner Teil der Bürgerschaft wahl- und mitspracheberechtigt. Dies änderte sich im 14. Jahrhundert mit der Entstehung der Zünfte, berufsständischer Korporationen, denen bis auf wenige Ausnahmen jeder Bürger entsprechend seinem Stand und Gewerbe beitreten mußte. Die Zünfte gewannen in allen Reichsstädten, die hier genannt wurden, im 14. Jahrhundert ein Mitwirkungsrecht im Rat und Gericht, teilweise sogar ein Übergewicht. Eine »Zunftverfassung« dieser Art setzte sich nicht nur in den Reichsstädten des Bodenseeraumes durch, sondern in allen oberschwäbischen Reichsstädten einschließlich Ulm und Augsburg, in Zürich sowie in den Bischofs- und Reichsstädten am Oberrhein zwischen Basel und Speyer<sup>23</sup>. Bezeichnenderweise läßt sich eine analoge Entwicklung, die Ausformung einer Zunftverfassung, in dem seit 1330 österreichischen Schaffhausen erst 1411, kurz bevor die Stadt die Reichsfreiheit wiedererlangte, beobachten<sup>24</sup>.

In einzelnen landesherrlichen Städten wie Feldkirch, Radolfzell, Frauenfeld, Meersburg oder Markdorf konnte die Bürgerschaft im 14. oder 15. Jahrhundert zwar zumindest vorübergehend ebenfalls ein beträchtliches Maß an Selbstbestimmung gewinnen und sich z. T. in Zünften organisieren, eine Zunftverfassung im oben beschriebenen Sinn ist jedoch in keiner dieser Städte zustande gekommen<sup>25</sup>.

\*

Besonders wichtig war der Reichsstadt-Status für die äußeren Beziehungen der Städte. Nur Reichsstädte konnten eine eigene Außen- und Wirtschaftspolitik betreiben, Bündnisse schließen und wieder auflösen. Die Bundesverträge des 14. und 15. Jahrhunderts, welche die Städte des Bodenseeraumes untereinander und mit anderen Städten beschlossen, mögen zwar in politischer Hinsicht nicht immer sehr wirkungsvoll gewesen sein, ihre indirekten Auswirkungen auf wirtschaftlichem, gesellschaftlichem und kulturellem Gebiet waren jedoch tiefgreifend. Jede Stadt, die reichsunmittelbar wurde, hat sich sofort darum bemüht, in diese Städtebündnisse aufgenommen zu werden.

22 MOMMSEN, Karl, Schaffhausen unter österreichischer Pfandherrschaft. In: Stadt und Stadtherr im 14. Jahrhundert. Hg. Wilhelm RAUSCH. Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas 2. Linz 1972, S. 373f. Für Diessenhofen vgl. PUPIKOFER, J. A., Geschichte des Thurgaus 1. Frauenfeld 1886, S. 782ff.

23 FEGER 3, S. 17ff. und EITEL, Peter, Die politische, soziale und wirtschaftliche Stellung des Zunftbürgertums in den oberschwäbischen Reichsstädten am Ausgang des Mittelalters. In: Städtische Mittelschichten. Protokoll der 8. Arbeitstagung des Arbeitskreises für südwestdeutsche Stadtgeschichtsforschung. Hg. Erich MASCHKE und Jürgen SYDOW. VeröffKommGeschichtLdKdeBadWürtt B 69. Stuttgart 1972, S. 81f. mit Einzelnachweisen für die Städte mit Zunftverfassung.

24 MOMMSEN (wie Anm. 22) S. 373.

25 FEGER 3, S. 20ff.

Von ihrer eigentlichen Zielsetzung her dienten die Städtebündnisse in erster Linie der Wahrung des Landfriedens, der gegenseitigen Hilfe im Krieg und bei Repressionen durch fremde Gewalten. Den Städten lag in besonderem Maß an der Einhaltung des Landfriedens, vor allem wegen des von ihren Bürgern betriebenen Handels. Fürsten und Herren ließen es aber bekanntlich nicht an Versuchen fehlen, diese wirtschaftlichen Aktivitäten zu stören und die Handelszüge zu plündern. Hinzu kam als weiteres Motiv, daß die Reichsstädte ihre politischen Privilegien, ihre Freiheiten gegenüber möglichen Eingriffen des Königs oder der geistlichen Stadtherren gemeinsam besser verteidigen zu können glaubten. Wenn eine Bundesstadt mit inneren Unruhen zu kämpfen hatte oder in Streitigkeiten verwickelt war, sollten die verbündeten Städte als Schiedsrichter und Schlichter tätig werden, bevor dem Stadtherrn die Möglichkeit geboten wurde, sich einzumischen und auf diesem Weg unter Umständen die städtischen Freiheiten zu beschneiden<sup>26</sup>.

Das erste derartige Bündnis wurde 1312 zwischen Konstanz, Zürich, St. Gallen und Schaffhausen geschlossen und 1315 unter Einbeziehung von Lindau und Überlingen erneuert<sup>27</sup>. In den folgenden Jahren und Jahrzehnten entstanden weitere derartige Einungen zur Wahrung des Landfriedens, die immer wieder anders zusammengesetzt waren. Eine Aufzählung all dieser Bündnisse, die wir bis tief ins 15. Jahrhundert beobachten können, erübrigt sich. Ich beschränke mich darauf, die Grundlinien dieser kommunalen Einungsbewegung nachzuzeichnen.

Seit 1331 läßt sich ein Kreis von Städten beobachten, der als *die Costentzer und ir gesellschaft umb den see* einige Jahrzehnte lang erhalten blieb<sup>28</sup>, auch wenn bei den alle paar Jahre erneuerten Bundesverträgen gelegentlich andere Städte beitraten. Es waren dies neben Konstanz, Zürich, St. Gallen, Lindau und Überlingen die vier oberschwäbischen Reichsstädte Ravensburg, Pfullendorf, Wangen und Buchhorn. Schaffhausen fiel während der Zeit der österreichischen Pfandherrschaft von 1330 bis 1415 als gleichrangiger Vertragspartner aus. Soweit es in dieser Zeit dennoch Bündnisse mit anderen Städten schloß, enthielten diese stets eine Sonderbestimmung, einen Vorbehalt, demzufolge Schaffhausen seinen Bundesgenossen nicht helfen mußte, wenn diese mit Österreich Streit bekamen und umgekehrt die anderen Städte Schaffhausen nicht beistehen mußten, wenn diese Stadt mit dem König in Konflikt geriet<sup>29</sup>. Jede Stadt mußte beim Abschluß von Bündnissen einen solchen Vorbehalt bezüglich ihres Stadtherrn machen. Daher schlossen auch die Städte mit geistlichen Stadtherren immer wieder Sonderbündnisse untereinander ab, in denen sie ihre Neutralität für den Fall eines Konfliktes ihres Stadtherrn mit einem oder mehreren ihrer Bundesgenossen erklärten<sup>30</sup>.

Zürich schied allmählich aus dem Kreis der städtischen Bündnispartner rings um den Bodensee aus, nachdem es der Eidgenossenschaft beigetreten war. Wir finden die Limmatstadt

26 FÜCHTNER (wie Anm. 2) S. 209, 308.

27 Ebd. S. 42 ff., 65 ff. Regesten der beiden Bundesverträge bei RUSER, Konrad, Die Urkunden und Akten der oberdeutschen Städtebünde vom 13. Jahrhundert bis 1549 1. Göttingen 1979, Nr. 492 u. 494.

28 FÜCHTNER S. 103.

29 Die Sonderstellung Schaffhausens ebd. S. 288 sowie bei MOMMSEN (wie Anm. 22) S. 363–366 dargestellt.

30 FÜCHTNER (wie Anm. 2) S. 158 f., 265, 272.

das letzte Mal 1362 in einem Bund der »Seestädte«, wie die Bundesstädte jetzt allgemein genannt wurden, vertreten<sup>31</sup>.

In welcher Weise die Städtebünde wirksam werden konnten, mögen zwei Beispiele zeigen: 1362 legten die Städte Konstanz, Überlingen, Lindau und St. Gallen einen schweren Streit zwischen der Stadt Wangen im Allgäu und dem Abt von St. Gallen, der de iure noch immer Stadtherr war, bei, indem sie den Huldigungseid der Stadt neu formulierten.

Das zweite Beispiel bezieht sich auf eine militärische Aktion: als nach der Niederlage des Schwäbischen Städtebundes gegen den Grafen von Württemberg und andere Herren im Jahr 1388 einige Ritter und insbesondere der Truchseß Hans von Waldburg Anstalten machten, Ravensburg und Wangen zu erobern, bewies der alte 1389 erneuerte »Seestädtebund« seine ungebrochene Kraft, indem er diese beiden Bundesstädte erfolgreich verteidigte<sup>32</sup>.

Sieben Städte rings um den See waren an allen Bündnissen und Bündniserneuerungen der schwäbisch-alemannischen Reichsstädte zwischen 1331 und 1436 beteiligt, sowohl an denen im engeren Umkreis des Bodensees als auch an den Großbündnissen mit anderen schwäbischen Reichsstädten. Dies waren Konstanz, St. Gallen, Lindau, Überlingen, Buchhorn, Ravensburg und Wangen. Pfullendorf sowie Isny und Leutkirch, die um die Mitte des 14. Jahrhunderts mit der Erlangung der Reichsunabhängigkeit ebenfalls bündnisfähig geworden waren, tendierten nach 1388 stärker zu der von Ulm angeführten niederschwäbisch-allgäuischen Städtegruppe<sup>33</sup>.

Im 15. Jahrhundert, nach dem Appenzellerkrieg und der Konstanzer Zunfrevolution von 1430, zogen sich die beiden Bündnispartner auf der Südseite des Bodensees, Konstanz und St. Gallen, mit Rücksicht auf die immer stärker werdende Eidgenossenschaft allmählich aus dem Bodenseestädtebund zurück. An den Verträgen von 1436 und 1437 waren sie nicht mehr beteiligt<sup>34</sup>. Den verbleibenden fünf Städten, die dadurch erheblich geschwächt wurden, blieb nun nichts anderes übrig, als sich mehr als bisher den weiter nördlich und östlich gelegenen schwäbischen Reichsstädten unter Führung von Ulm zuzuwenden. Innerhalb dieses Städtebundes behaupteten sie in Gemeinschaft mit Pfullendorf, Biberach und Isny jedoch weiter eine gewisse Eigenstellung. Aber die Zeit der Städtebündnisse neigte sich ihrem Ende zu. Mit dem 1488 gegründeten Schwäbischen Bund wurde endgültig ein Schlußstrich unter die Periode der selbständigen städtischen Bündnispolitik gezogen.

\*

Den Bestrebungen der Städte, durch eigene Bündnisse den Landfrieden aufrechtzuerhalten, lagen, wie gesagt, nicht zuletzt wirtschaftliche Interessen zugrunde. In keinem anderen Bereich waren die Gemeinsamkeiten und Wechselbeziehungen zwischen den Städten rings um den Bodensee so intensiv und dauerhaft wie auf dem Gebiet der Wirtschaft, insbesondere des Nah-

31 Ebd. S. 229f., 300.

32 Ebd. S. 314, 322. Vgl. auch HORSCH, Friedrich, Die Konstanzer Zünfte in der Zeit der Zunftbewegung bis 1430. Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen 23. Sigmaringen 1979, S. 25: 1389 wurde ein Aufstand der Konstanzer Kleinhandwerker gegen die reichen Bürger durch Vermittlung der Seestädte entschärft.

33 VISCHER, Wilhelm, Geschichte des schwäbischen Städtebundes der Jahre 1376 bis 1389. Göttingen 1862, S. 3ff. FEGER 3, S. 234f. DREHER, Alfons, Das Patriziat der Reichsstadt Ravensburg. Stuttgart 1966, S. 149f., 158f.

34 BLEZINGER, Harro, Der schwäbische Städtebund in den Jahren 1438–1445. Darstellungen aus der Württ. Geschichte 39. Stuttgart 1954, S. 136.

und Fernhandels. Der Bodensee erleichterte die Verbindungen zwischen weit voneinander entfernt liegenden Produktions- und Absatzgebieten und förderte dadurch auch die Entwicklung der an diesen Verkehrswegen liegenden Städte<sup>35</sup>. Dies gilt für den von Osten nach Westen verlaufenden Salz- und Holztransport ebenso wie für den von Norden nach Süden bzw. von Westen nach Osten gerichteten Handel mit Getreide oder den von Westen nach Osten verlaufenden Weinhandel. Das aus Bayern, Tirol und dem Salzkammergut stammende Salz führte spätestens seit dem 14. Jahrhundert viele Kaufleute aus den Reichsstädten des Allgäus, aus Lindau und Bregenz nach Stein am Rhein und Schaffhausen, später nach Rorschach und Winterthur, wo das für die Schweiz bestimmte Salz verteilt wurde. In den Kornhäusern von Überlingen, Radolfzell, Lindau, Buchhorn und Ravensburg, wo das Getreide aus Oberschwaben zusammenkam, drängten sich die Kaufleute aus den Marktorten südlich des Sees, die mit dem hier erhandelten Korn Vorarlberg, Graubünden und die Innerschweiz belieferten. Der Wein, den die Bürger von Überlingen anbauten, wurde in Lindau, Isny, Wangen und weiter östlich im Allgäu abgesetzt. Wie wichtig die von Lindau nach Westen gehenden Warentransporte zu Schiff für eine Kleinstadt wie Diessenhofen waren, wird daraus ersichtlich, daß die Bürger von Diessenhofen 1540 den Lindauer Schiffsleuten eine kunstvolle Kabinettscheibe für ihr Zunfthaus verehrten<sup>36</sup>. Eine andere Kleinstadt, die Reichsstadt Buchhorn, verdankte ihre ökonomische Existenz fast ausschließlich ihrer Funktion als Warenumschlagsplatz<sup>37</sup>.

Am folgenreichsten waren die wirtschaftlichen Beziehungen auf dem Gebiet der Textilherstellung und des Textilhandels. Rings um den Bodensee, von der Donau bis nach Appenzell, vom Lech bis in den Linzgau, wurde schon seit dem Hochmittelalter Leinwand produziert und in den Mittelmeerraum, aber auch nach Frankreich und später in die Niederlande, nach Mittel- und Ostdeutschland exportiert. Sowohl bei der Herstellung als auch beim Vertrieb der Leinwand und des später hinzukommenden Barchents, eines Mischgewebes aus Leinen und Baumwolle, arbeiteten die Städte des Bodenseeraumes oder besser gesagt Produzenten und Kaufleute aus diesen Städten mit- und gegeneinander, je nachdem, ob eine Funktionsteilung zweckmäßig erschien oder ob eine Konkurrenzsituation vorlag. Das eindrucksvollste Beispiel konstruktiver Zusammenarbeit bietet die vor allem im 15. Jahrhundert wirksame »Große Ravensburger Handelsgesellschaft«<sup>38</sup>. In dieser rein privaten Gesellschaft fanden sich viele Kaufleute bzw. Kapitalgeber aus Ravensburg, Konstanz, Lindau, Isny und Wangen zusammen, außerdem aus Biberach, Memmingen, St. Gallen und Zürich, vereinzelt auch aus Ulm, Buchhorn, Überlingen, Stein, Leutkirch, Kempten, Nürnberg, Freiburg im Breisgau und Freiburg im Üechtland. Man vermißt aus dem Umkreis des Bodensees eigentlich nur die Städte Vorarlbergs sowie Schaffhausen, und dies ist kein Zufall. Bezeichnenderweise kamen fast alle

35 Dazu zahlreiche Belege bei AMMANN, Hektor, Vom Lebensraum der mittelalterlichen Stadt. In: Berichte zur deutschen Landeskunde 31/II (1963), S. 284ff. und EITEL, Peter, Handel und Verkehr im Bodenseeraum während der frühen Neuzeit. In: Schriften des Vereins für Gesch. d. Bodensees 91 (1973), S. 67ff.

36 AMMANN, Hektor, Diessenhofener Wirtschaft im Mittelalter. In: Thurgauische Beiträge zur vaterländ. Gesch. 86 (1949), S. 91.

37 MESSERSCHMID, Max, Das Wirtschaftsleben der Reichsstadt Buchhorn. In: Schriften des Vereins für Gesch. d. Bodensees 97 (1979), S. 73–129.

38 SCHULTE (wie Anm. 37) und EITEL, Peter, Die große Ravensburger Handelsgesellschaft. In: Historischer Atlas von Baden-Württemberg, Beiwort zu Karte XI, 3. Stuttgart 1976, S. 4–8.

Teilhaber aus Reichsstädten. Nur in diesen »Kaufmannsrepubliken«, und das waren, etwas überspitzt formuliert, ja die meisten der hier erwähnten Reichsstädte im ausgehenden Mittelalter, besaßen die Kaufleute die für ein solches überregionales Unternehmen notwendige wirtschaftliche Flexibilität und politische Unabhängigkeit.

Grundlage des Handels der Ravensburger Gesellschaft blieb bis zu ihrer Auflösung 1530 die Bodenseeeinwand. Die Kaufleute arbeiteten nicht nur beim Vertrieb der Leinwand zusammen, sondern auch bei der Organisation der Produktion. So kam es im 15. Jahrhundert gelegentlich vor, daß Leinwand, die in den schwäbischen Städten und deren Umland hergestellt worden war, in St. Gallen gebleicht und gefärbt und mit dem Qualitätssiegel der St. Galler Leinwandschau versehen wurde<sup>39</sup>. Das 1491 erlassene Verbot der Stadt St. Gallen, die qualitativ schlechtere »überseeische« Leinwand auf der St. Galler Schau zuzulassen<sup>40</sup>, war eines unter mehreren Indizien für den Beginn einer wirtschaftlichen Tendenzwende. Die St. Galler, die sich mehr und mehr der Eidgenossenschaft zuwandten, wollten nicht, daß die Schwaben vom zunehmenden Ruhm der sanktgallischen Leinwand ebenfalls profitierten.

Doch auch noch in der Neuzeit, nach der Auflösung der Ravensburger Gesellschaft, kam es da, wo es zweckmäßig erschien, zu arbeitsteiligen Querverbindungen zwischen den Städten des Bodenseeraumes. Konstanzer Leinwand wurde mitunter in Lindau und Ravensburg gefärbt, St. Galler Leinwand in Isny. Isny übernahm 1544 die in St. Gallen geltende Bleichordnung<sup>41</sup>. Als im 17. und 18. Jahrhundert neue Leinwandzentren unter Mitwirkung schwäbischer Kaufleute, zum Beispiel aus Isny und Leutkirch, in Rorschach und Arbon gegründet wurden, belebte sich diese Arbeitsteilung über den See hinweg neu. Die billige »Schwabenleinwand« kam auf die Bleiche und die Färbe nach Rorschach oder Langenargen, bevor sie in den Handel gelangte<sup>42</sup>.

Natürlich gab es auch negative Wechselbeziehungen. So führte die Konkurrenz zwischen St. Gallen und Konstanz bzw. später zwischen St. Gallen und den kleinen benachbarten Leinwandstädten Arbon, Wil, Bischofszell, Lichtensteig und Rorschach zu vielfältigen Versuchen, sich gegenseitig die geschicktesten Handwerker und Kaufleute abzuwerben<sup>43</sup>.

\*

Die geschilderte Zusammenarbeit, die Zugehörigkeit zu ein und demselben Wirtschaftsraum, schuf ebenso wie die zeitweiligen gemeinsamen politischen Interessen viele persönliche Kontakte zwischen den Bürgern der »Bodenseestädte«, und zwar auf ganz verschiedenen

39 AMMANN, Hektor, St. Gallens Wirtschaftsstellung im Mittelalter. In: Aus Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Gedächtnisschrift für Georg v. Below. Stuttgart 1928, S. 146, 154.

40 PEYER, Hans Conrad, Leinwandgewerbe und Fernhandel der Stadt St. Gallen von den Anfängen bis 1520 2. St. Gallen 1960, S. 11.

41 WIELANDT, Friedrich, Das Konstanzer Leinengewerbe 1. Konstanzer Stadtrechtsquellen 2. Konstanz 1950, S. 62. KELLENBENZ, Hermann, Isny im Allgäu. Von den wirtschaftlichen Möglichkeiten einer Reichsstadt. In: Esslinger Studien 12/13 (1966/67), S. 107, 110. AMMANN (wie Anm. 39) S. 154.

42 WILLI, Franz, Geschichte der Stadt Rorschach und des Rorschacher Amtes. Rorschach 1947, S. 276 ff., 285. KÜMMERLEN, Die Leinweberei Leutkirchs. In: Württ. Jahrbücher für Statistik und Landeskunde 1903, S. 23. GRÜNBERGER, Richard, Die Rorschacher Kaufmannsfamilie von Albertis. In: Rorschacher Neujahrsblatt 42 (1952), S. 24. LENZ, Rudolf, Johannes Albrecht aus Isny im Allgäu. Ein oberdeutscher Unternehmer des 17. Jahrhunderts. In: Esslinger Studien 17 (1971), S. 126 ff.

43 Z. B. WILLI S. 276 ff. WIELANDT (wie Anm. 41) S. 74, 76 ff.

Stufen. Durch die Städtebündnisse kamen insbesondere die Angehörigen der patrizischen Oberschicht, aus der sich auch die meisten politisch maßgeblichen Leute rekrutierten, zu gemeinsamen Beratungen zusammen. In den Handelsstädten waren diese städtischen Repräsentanten von Haus aus meist Großkaufleute, die ihre Gesprächspartner aus den anderen Städten nicht nur auf der politischen Ebene kennenlernten, sondern auch als Geschäftsfreunde. So nimmt es nicht wunder, daß aus diesen Beziehungen zahlreiche familiäre Verbindungen hervorgingen, in erster Linie zwischen den Reichsstädten, wobei außer den Städten des engeren Bodenseeraumes auch die Reichsstädte Ulm und Memmingen stark in diese »Heiratskreise« miteinbezogen waren<sup>44</sup>.

Es mag hier genügen, auf einige ganz wenige Familien beispielhaft hinzuweisen. Mitglieder der aus Buchhorn stammenden Familie Mötteli, die an der Gründung der Ravensburger Handelsgesellschaft beteiligt war, saßen im 15. Jahrhundert außer in Buchhorn in Ravensburg, Zürich, Luzern, Stein am Rhein, Lindau, Memmingen und Arbon<sup>45</sup>. Oder ein Beispiel aus der frühen Neuzeit: die Isnyer Familie Eberz läßt sich, wenn man die Herkunft der Frauen mitberücksichtigt, zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert in Konstanz, Ravensburg, Kempten, Feldkirch, Ulm, Lindau, St. Gallen, Memmingen, Rheineck, Arbon, Zürich und zudem in Kaufbeuren, Augsburg und Nürnberg nachweisen<sup>46</sup>. Ähnlich weit verbreitet und auf die Städte des Bodenseeraumes konzentriert waren die Familien Blarer, Hyrus, Payer, Fels, Furtenbach, Zwick, Reichlin, Kröll und Ehinger, um nur einige zu nennen.

Ganz besonders eng waren im ausgehenden Mittelalter die Städte Konstanz, Ravensburg, Lindau, St. Gallen und Isny durch familiäre Bande miteinander verknüpft. Die Tatsache, daß von den rund 120 auswärtigen Familien, die mit einem oder mehreren Angehörigen an der Ravensburger Handelsgesellschaft beteiligt waren, allein ca. 50 Familien in Konstanz und je ca. 10–12 in Lindau, Isny, Wangen und St. Gallen beheimatet waren, vermittelt zusätzlich eine Vorstellung von der Intensität der persönlichen Querverbindungen zwischen diesen Städten<sup>47</sup>.

Daß es sich nicht nur auf der Ebene des Patriziats, der sozialen Elite, so verhielt, zeigt eine Analyse der allgemeinen, durch alle Schichten laufenden Zuwanderung in die Städte, genauer gesagt: der Aufnahme Auswärtiger in das Bürger- oder Insassenrecht einer Stadt. Exakte Auswertungen der einschlägigen Quellen, insbesondere der Bürgerlisten, liegen bislang kaum vor, da sie sehr zeitraubend und mühselig sind. Konstanz, die größte Stadt am Bodensee, ist wegen seiner zentralen Lage besonders geeignet für eine derartige exemplarische Analyse. Ich habe die Zuwanderung nach Konstanz für die Zeit vom Beginn der entsprechenden Überlieferung im Jahr 1376 bis 1629, also bis zum Anfang des Dreißigjährigen Kriegs, untersucht<sup>48</sup>. Die Quellen nennen allerdings nur bei einem Teil der Zuwanderer den Herkunftsort, doch reichen die überlieferten Daten aus, um repräsentative Aussagen machen zu können.

44 Vgl. dazu SCHULTE (wie Anm. 37) S. 209ff. und RIEBER, Albrecht, Das Patriziat von Ulm, Augsburg, Ravensburg, Memmingen, Biberach. In: Deutsches Patriziat 1430–1740. Hg. Hellmuth RÖSSLER. Limburg/Lahn 1968, S. 299ff.

45 SCHULTE (wie Anm. 37) S. 187 und DREHER (wie Anm. 33) S. 94f., 211f.

46 KAMMERER, Immanuel, und NEBINGER, Gerhart, Die schwäbischen Patriziergeschlechter Eberz und Furtenbach. In: Genealogisches Handbuch des in Bayern immatrikulierten Adels 5. Neustadt/Aisch 1955, S. 275ff.

47 Das ergibt eine Auswertung der Übersicht bei SCHULTE (wie Anm. 37) S. 148–214 über die an der Ravensburger Handelsgesellschaft beteiligten Familien.

48 Stadtarchiv Konstanz A IV 1–5, 7, 10a, 11–16.

Wenn man einmal von der Zuwanderung aus dem allernächsten Umland der Stadt absieht, so kamen die meisten Zuwanderer, nämlich 89 aus Lindau, also einer doch schon ziemlich weit entfernten Stadt, dann aus Überlingen, St. Gallen, Bregenz und Ravensburg, bis auf Bregenz also aus Reichsstädten. Die relativ starke Zuwanderung aus Bregenz entwickelte sich interessanterweise erst nach 1548, aufgrund der Rekatholisierung und Mediatisierung von Konstanz durch die Habsburger. Von 1376 bis 1548 lassen sich nur 19 Zuwanderer aus Bregenz nachweisen, von 1549 bis 1629 dagegen 47. Insgesamt 51 bzw. 47 Zuwanderer kamen aus den bischöflichen Städten Meersburg und Arbon. Es folgen Kempten, Ulm, Bischofszell und Markdorf. Aus Zürich lassen sich 35 und aus dem relativ fernen und vergleichsweise kleinen Isny im Allgäu immerhin noch 26 Zuwanderer nachweisen, während es aus Schaffhausen nur 16 waren. In umgekehrter Analogie zu dem erwähnten Bregenzer Beispiel ging nach 1548 die Zuwanderung aus den reformierten Städten mit Ausnahme von Lindau stark zurück, ein Indiz für die langfristigen sozialen Auswirkungen der Reformation.

Eine andere, in ihrer Art einzigartige Quelle ergänzt die hier vorgetragenen Beobachtungen zur Zuwanderung nach Konstanz. Es sind die Konstanzer »Gesellenbücher« aus der Zeit zwischen 1489 und 1579, in denen die fremden Handwerksgesellen eingetragen wurden, die in Konstanz vorübergehend Arbeit fanden und dem Rat Gehorsam schwören mußten<sup>49</sup>. Bei 2123 von 3406 eingeschriebenen Gesellen ist die Herkunft, die fast immer städtisch war, angegeben. Ein Teil der Gesellen heiratete ein und blieb in der Stadt, die anderen zogen nach einiger Zeit weiter. Anhand der hier überlieferten Daten können wir noch schärfer als durch die Einbürgerungslisten den Bereich zwischenstädtischer Beziehungen in den unteren Volksschichten erfassen. Die meisten Handwerksgesellen kamen erstaunlicherweise aus Kempten, nämlich 88. Es folgen Ulm und Ravensburg, Lindau, Biberach, Augsburg und Memmingen, dann Isny mit immerhin noch 54 Gesellen, während sich aus St. Gallen nur 51, aus Schaffhausen sogar nur 12 nachweisen lassen. Kleinere oberschwäbische Städte wie Tettngang, Wangen, Waldsee oder Leutkirch waren mit 25 bis 47 nachgewiesenen Gesellen sehr viel stärker vertreten als etwa die benachbarten schweizerischen Städte.

Natürlich sollte man diese Zahlen als Indikatoren der Querverbindungen zwischen den Städten des Bodenseeraumes nicht überbewerten, dennoch darf die hohe Zahl von Handwerksgesellen aus den Städten Oberschwabens und des Allgäus als symptomatisch für die besonders intensiven Beziehungen in dieser Richtung angesehen werden, zumal die genannten Zahlen ja durch unsere Beobachtungen zur allgemeinen Zuwanderung, zu den Heiratskreisen der Oberschicht und zu den ökonomischen Verbindungen im wesentlichen bestätigt werden.

Ergänzend könnte, ja sollte man nun auch noch untersuchen, woher die Mitglieder der Konvente der Stadtklöster kamen und ob sich hier ein ähnliches Bild ergibt. Doch gibt es zu dieser Frage bisher zu wenige Voruntersuchungen<sup>50</sup> als daß man hierzu eine Aussage machen könnte. Aber auch so läßt sich aus der Sicht des Stadthistorikers, insbesondere des Sozial- und Wirtschaftshistorikers feststellen, daß der historische Verflechtungsbereich des Bodenseegebiets nach Nordosten sehr viel weiter reichte als in andere Richtungen. Von daher muß ein

49 Ausgewertet von SCHANZ, Georg, Zur Geschichte der Gesellenwanderungen im Mittelalter. In: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik 28 (1877), S. 313ff. Vgl. besonders S. 317, 324f.

50 Eine derartige Untersuchung liegt beispielsweise für das Schaffhauser Franziskanerkloster vor. Vgl. AMMANN, Hektor, Schaffhauser Wirtschaft im Mittelalter. Thayngen 1948, S. 245.



Fragezeichen hinter jene Versuche gesetzt werden, die den Bodenseeraum nur aufgrund der räumlichen Entfernung zum Seeufer definieren. Nur allzu leicht bleibt dann beispielsweise eine Stadt wie Isny ausgeklammert, obwohl diese Stadt jahrhundertlang politisch, verfassungsgeschichtlich, wirtschaftlich, kulturell und soziologisch, in der Reformationszeit auch kirchlich-theologisch, aufs engste mit den Städten am Bodensee verbunden war, viel enger als manche näher am See gelegene Stadt<sup>51</sup>.

\*

Schon bei der Darstellung der Städtebündnisse und der kommerziellen Beziehungen wurde darauf verwiesen, daß sich seit dem 15. Jahrhundert die Verbindungen zwischen den Städten nördlich und südlich des Bodensees zu lockern begannen. Dies hängt vor allem mit zwei Entwicklungstendenzen zusammen: zum einen mit der politischen Blockbildung von Eidgenossenschaft und Schwäbischem Bund, zwischen denen es 1499 zum Krieg kam, dem Schwaben- oder Schweizerkrieg, der die Loslösung der Eidgenossenschaft vom Reich entscheidend förderte, zum anderen mit der Reformation, die allerdings zunächst keinen Keil zwischen schwäbische und schweizerische Städte trieb, sondern innerhalb der schwäbisch-alemannischen Städte zwei Lager schuf, das altgläubige und das neugläubige.

Die Reformation war in den Städten des Bodenseeraumes bekanntlich sehr stark von Zwingli beeinflusst. Daher entstanden in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts neue Kontakte zwischen all jenen Reichsstädten bzw. Stadtrepubliken, die seiner Lehre nahestanden<sup>52</sup>. In erster Linie waren dies neben Zürich Konstanz, St. Gallen, Lindau und Isny, außerdem Biberach, Memmingen und Kempten und mit einer gewissen Verzögerung Schaffhausen. Konstanz schloß 1527 einen Burgrechtsvertrag mit Zürich ab, und Zwingli selbst strebte darüber hinaus eine Vereinigung der reformierten eidgenössischen Orte mit Ulm, Lindau, Kempten, Isny, Biberach, Memmingen und Straßburg in einem »christlichen Burgrecht« an. Es gab zahlreiche evangelische Prädikanten, die von einer Stadt zur anderen zogen und neue Verbindungen zwischen diesen Städten schufen. Genannt sei hier nur stellvertretend für andere der Konstanzer Reformator Ambrosius Blarer, der zwischen 1531 und 1539 mehr oder weniger lang in Memmingen, Isny, Kempten, Lindau, Ulm und Esslingen predigte<sup>53</sup>. Kurz vor dem Ausbruch des zweiten Kappeler Krieges, im Oktober 1531, ritten Boten aus den schwäbischen reformierten Reichsstädten Ulm, Kempten, Memmingen, Biberach, Lindau, Isny und Wangen über St. Gallen nach Zürich, um zwischen den sich feindlich gegenüberstehenden katholischen und neugläubigen Orten zu vermitteln, allerdings vergeblich<sup>54</sup>.

51 Vgl. Bodenseebibliographie 1976. Hg. Verein für Gesch. des Bodensees, S. 9 und demgegenüber die Korrekturen in Bodenseebibliographie 1978, S. 5.

52 Vgl. hierzu neuerdings EITEL, Peter, Die Auswirkungen der Reformation auf die Stadtrepubliken Oberschwabens und des Bodenseeraumes. In: Die Stadt an der Schwelle zur Neuzeit. Hg. Wilhelm RAUSCH. Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas 3. Linz 1980, S. 56 mit Einzelnachweisen.

53 BRECHT, Martin, Ambrosius Blarers Wirksamkeit in Schwaben. In: Der Konstanzer Reformator Ambrosius Blarer 1492–1564. Gedenkschrift zu seinem 400. Todestag. Hg. Bernd MOELLER. Konstanz und Stuttgart 1964, S. 140 ff.

54 WATT, Joachim von, Deutsche historische Schriften 3. Hg. E. GÖTZINGER. St. Gallen 1879, S. 301 f. Vgl. auch EITEL (wie Anm. 52) S. 57.

Noch auf dem Speyrer Reichstag von 1529 war die »Reichsstadt« St. Gallen anwesend und unterzeichnete zusammen mit 13 anderen reformierten Städten, darunter Konstanz, Lindau, Memmingen, Kempten, Isny und Ulm, die Speyrer »Protestation«<sup>55</sup>. Dies allerdings war der letzte Reichstag, den ein der Eidgenossenschaft zugewandter Ort besuchte<sup>56</sup>. Bereits im Juli 1529 war der von den reformierten seeschwäbischen Reichsstädten propagierte Plan, mit den glaubensverwandten eidgenössischen Städten über ein gegenseitiges Schutzbündnis zu verhandeln, am Widerstand Ulms gescheitert<sup>57</sup>. Die Gegensätze zwischen Lutheranern und Zwinglianismen, die auf dem Augsburger Reichstag von 1530 offen zutage traten, förderten die Entfremdung zwischen den reformierten Städten Schwabens und der Schweiz, wobei es allerdings mehr der politische Druck als theologische Überlegungen waren, durch welche die seeschwäbischen Reichsstädte in das Lager der Lutheraner getrieben wurden. Lediglich Konstanz versuchte, den Kontakt zu den eidgenössischen Orten auch auf der politischen Ebene aufrechtzuerhalten. Doch dieser Versuch mißlang und endete für die Stadt in der Katastrophe von 1548<sup>58</sup>.

Die hier skizzierte Entwicklung bedeutete wohlgerne kein abruptes Ende der theologisch-kirchlichen Beziehungen zwischen den reformierten eidgenössischen und schwäbischen Städten, denn die von Zwinglis Lehre geprägten Prädikanten blieben meist in ihren Ämtern, zumindest noch eine Zeit lang. Selbst die späte Einführung der Reformation in Ravensburg 1544/45 war noch ganz stark geprägt von der theologischen Schule Zwinglis<sup>59</sup>. Im übrigen blieb eine gewisse Affinität zwischen den glaubensverwandten Städten des Bodenseeraumes natürlich auch und gerade im Zeitalter der Gegenreformation erhalten, besonders im Dreißigjährigen Krieg. Dies gilt für beide Konfessionsparteien, nur mit dem Unterschied, daß die Reformation im Bodenseeraum ja nur in den freien Reichsstädten und Stadtrepubliken Eingang gefunden hatte, nicht aber in den übrigen Territorien. Die katholisch gebliebenen Reichsstädte hatten daher viel weniger Anlaß, eine interkommunale Solidarität zu pflegen, als die isoliert inmitten katholischer Gebiete liegenden reformierten Stadtrepubliken.

\*

Dennoch, auch die Reformationszeit, die den mittelalterlichen Gegensatz zwischen den Reichsstädten einerseits und den Fürsten und Herren andererseits zugunsten des konfessionellen Gegensatzes zurückgedrängt hatte, änderte natürlich nichts daran, daß die Städte weiterhin durch spezifische Eigeninteressen, vor allem wirtschaftliche, miteinander verbunden blieben. Den konstanten ökonomischen Gemeinsamkeiten entsprachen weiterbestehende Kontakte zwischen den Bewohnern der Städte, wenn diese auch nicht mehr so stark waren wie im Mittelalter.

55 Deutsche Reichstagsakten unter Kaiser Karl V. 7/I. Bearb. Johannes KÜHN. 2. Aufl. Göttingen 1963, S. 707.

56 Dies trifft offenbar auch für die Abtei St. Gallen zu. Vgl. ARX, Ildefons von, Geschichten des Kantons St. Gallen 2. St. Gallen 1811, S. 641f. sowie STADLER, Alois, Die Stellung der Fürstabtei St. Gallen im Dreißigjährigen Krieg. St. Galler Kultur und Geschichte 3. St. Gallen 1974, S. 21.

57 EITEL (wie Anm. 52) S. 56.

58 MOELLER, Bernd, Johannes Zwick und die Reformation in Konstanz. Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte 28. Gütersloh 1961, S. 193f.

59 Einzelnachweise bei EITEL (wie Anm. 52) S. 68, Anm. 25.

Der Kreis der Städte, die durch die Reformation in eine engere Verbindung miteinander kamen, blieb nicht auf den Bodenseeraum beschränkt. Kempten, Memmingen, Biberach, Ulm und Zürich traten nun sehr stark hervor. Diese Beobachtung, daß es immer wieder andere Städte waren, die je nach den besonderen politischen Verhältnissen, den kulturellen oder sozialökonomischen Konstellationen, in einen engeren Zusammenhang miteinander gerieten, soll noch einmal deutlich machen, wie fließend die Grenzen des Bodenseeraumes als »Städte-landschaft«, als Geschichtslandschaft überhaupt waren, wie sehr man sich hüten muß vor der Vorstellung, es habe eine homogene Gruppe von »Bodenseestädten« gegeben. Am dichtesten und dauerhaftesten war das Beziehungsgeflecht zwischen den Reichsstädten, während die anderen Städte, soweit sie überhaupt groß genug waren, um nennenswerte weiträumige Kontakte entwickeln zu können, zunehmend in die Territorialherrschaften eingebunden wurden, zu denen sie gehörten. Allerdings ging die politische Entmündigung der landesherrlich regierten Städte im Bodenseeraum lange nicht so weit wie in anderen Landschaften, da hier absolutistische Staats- und Regierungsformen wegen der politischen Zersplitterung und Kleinräumigkeit nicht so wirksam werden konnten wie in geschlossenen größeren Flächenstaaten. Die kommunale Eigenständigkeit blieb im Bodenseeraum besser gewahrt als anderswo. Dies gilt auch für die meisten vorderösterreichischen Städte<sup>60</sup>.

Der entscheidende Wandel trat hier erst im 19. Jahrhundert ein. Nun wurden nicht nur die Reichsstädte mediatisiert und in die bis zum Bodensee reichenden Staaten Baden, Württemberg und Bayern integriert, auch die Territorialstädte kamen stärker als bisher unter staatliche Kuratel. Städte wie Konstanz, Tettngang oder Radolfzell haben bis weit ins 18. Jahrhundert hinein ein sehr viel höheres Maß an innerer Autonomie genossen als unter badischer oder württembergischer Landeshoheit. Nur die Städte der Schweizerischen Eidgenossenschaft blieben von diesem Staatsabsolutismus einigermassen verschont.

Die politische Entwicklung im 19. Jahrhundert beendete allmählich viele bis dahin noch bestehende wirtschaftliche, kulturelle und persönliche Kontakte zwischen den Städten des Bodenseeraumes zugunsten einer allerdings oft unfreiwilligen Hinwendung der einzelnen Städte zu den Zentren jener Staaten, denen sie nunmehr angehörten<sup>61</sup>. So stellt sich dem rückschauenden Betrachter die napoleonische Ära mit ihren Folgen als die entscheidende Zäsur dar, nicht nur in der Geschichte des Städtewesens des Bodenseeraumes, sondern in der Geschichte des Bodenseeraumes schlechthin. Aus den Städten des Bodenseeraumes, all jenen Städten also, denen jahrhundertlang eine starke politische, sozialökonomische und kulturelle Orientierung zum Bodensee hin gemeinsam gewesen war, wurden nun vorarlbergische, bayerische, württembergische, badische und schweizerische Städte, und so ist es trotz mancher Versuche, diese Entwicklung rückgängig zu machen oder zu überwinden, trotz vieler gemeinsamer Interessen und Kontakte über die Staatsgrenzen hinweg im Grunde bis heute geblieben.

60 Vgl. die entsprechenden Artikel im Badischen und Württembergischen Städtebuch.

61 Diese Feststellung berührt ein komplexes Problem, das noch wenig untersucht ist. Beispielhaft sei hingewiesen auf WOLFART, Karl, Das bayerische Jahrhundert Lindaus. In: Geschichte der Stadt Lindau im Bodensee hg. v. Karl WOLFART 1,2. Lindau 1909, S. 213–339.

## LITERATURVERZEICHNIS

- AMMANN, Hektor: St. Gallens Wirtschaftsstellung im Mittelalter. In: Aus Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Gedächtnisschrift für Georg v. Below. Stuttgart 1928.
- DERS.: Schaffhauser Wirtschaft im Mittelalter. Thayngen 1948.
- DERS.: Diessenhofener Wirtschaft im Mittelalter. In: Thurgauische Beiträge zur vaterländ. Gesch. 86 (1949).
- DERS.: Vom Lebensraum der mittelalterlichen Stadt. In: Berichte zur deutschen Landeskunde 31/II (1963).
- ARX, Ildefons von: Geschichten des Kantons St. Gallen 2. St. Gallen 1811.
- BALTZAREK, Franz: Vorarlbergs Städte. In: Österreichisches Städtebuch 3. Vorarlberg. Wien 1973.
- BEYERLE, Franz: Marktfreiheit und Herrschaftsrechte in oberrheinischen Stadtrechtsurkunden. Neudruck in: Altständisches Bürgertum 1. Hg. Heinz Stooß. Wege der Forschung 352. Darmstadt 1978.
- BLEZINGER, Harro: Der schwäbische Städtebund in den Jahren 1438–1445. Darstellungen aus der Württ. Geschichte 39. Stuttgart 1954.
- BRECHT, Martin: Ambrosius Blarers Wirksamkeit in Schwaben. In: Der Konstanzer Reformator Ambrosius Blarer 1492–1564. Gedenkschrift zu seinem 400. Todestag. Hg. Bernd Moeller. Konstanz und Stuttgart 1964.
- BUETLER, Placid: Altstätten. In: Neujahrsblatt des Historischen Vereins des Kantons St. Gallen 1922.
- BÜTTNER, Heinrich: Staufer und Welfen im politischen Kräftespiel zwischen Bodensee und Iller während des 12. Jahrhunderts. In: ZWLG 20 (1961).
- BURMEISTER, Karl Heinz: Die Städtegründungen der Tübinger in Österreich und in der Schweiz. In: Die Pfalzgrafen von Tübingen. Hg. Hansmartin Decker-Hauff, Franz Quarthal und Wilfried Setzler. Sigmaringen 1981.
- DREHER, Alfons: Das Patriziat der Reichsstadt Ravensburg. Stuttgart 1966.
- EITEL, Peter: Die politische, soziale und wirtschaftliche Stellung des Zunftbürgertums in den oberschwäbischen Reichsstädten am Ausgang des Mittelalters. In: Städtische Mittelschichten. Protokoll der 8. Arbeitstagung des Arbeitskreises für südwestdeutsche Stadtgeschichtsforschung. Hg. Erich Maschke und Jürgen Sydow. VeröffKommGeschichtLdKdeBadWürtt B 69. Stuttgart 1972.
- DERS.: Handel und Verkehr im Bodenseeraum während der frühen Neuzeit. In: Schriften des Vereins für Gesch. d. Bodensees 91 (1973).
- DERS.: Die große Ravensburger Handelsgesellschaft. In: Historischer Atlas von Baden-Württemberg, Beiwort zu Karte XI, 3. Stuttgart 1976.
- DERS.: Die Auswirkungen der Reformation auf die Stadtrepubliken Oberschwabens und des Bodenseeraumes. In: Die Stadt an der Schwelle zur Neuzeit. Hg. Wilhelm Rausch. Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas 3. Linz 1980.
- DERS.: Die Städte der Grafen von Montfort in Oberschwaben. In: Die Pfalzgrafen von Tübingen. Hg. Hansmartin Decker-Hauff, Franz Quarthal und Wilfried Setzler. Sigmaringen 1981.
- FEGER, Otto: Geschichte des Bodenseeraumes. 1–3. Konstanz und Lindau 1956–63.
- DERS.: Auf dem Wege vom Markt zur Stadt. Untersuchungen zu den ältesten Marktrechten des Bodenseeraumes. In: ZGO 106 (1958).
- FÜCHTNER, Jörg: Die Bündnisse der Bodenseestädte bis zum Jahre 1390. Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 8. Göttingen 1970.
- GRÜNBERGER, Richard: Die Rorschacher Kaufmannsfamilie von Albertis. In: Rorschacher Neujahrsblatt 42 (1952).
- HORSCH, Friedrich: Die Konstanzer Zünfte in der Zeit der Zunftbewegung bis 1430. Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen 23. Sigmaringen 1979.
- KAMMERER, Immanuel, u. NEBINGER, Gerhart: Die schwäbischen Patriziergeschlechter Eberz und Furtenbach. In: Genealogisches Handbuch des in Bayern immatrikulierten Adels 5. Neustadt/Aisch 1955.
- KELLENBENZ, Hermann: Isny im Allgäu. Von den wirtschaftlichen Möglichkeiten einer Reichsstadt. In: Esslinger Studien 12/13 (1966/67).
- KNOEPFLI, Albert: Kunstgeschichte des Bodenseeraumes 1. Konstanz und Lindau 1961.
- KÜMMERLEN: Die Leinweberei Leutkirchs. In: Württ. Jahrbücher für Statistik und Landeskunde 1903.

- LENZ, Rudolf: Johannes Albrecht aus Isny im Allgäu. Ein oderdeutscher Unternehmer des 17. Jahrhunderts. In: Esslinger Studien 17 (1971).
- MESSERSCHMID, Max: Das Wirtschaftsleben der Reichsstadt Buchhorn. In: Schriften des Vereins für Gesch. des Bodensees 97 (1979).
- MOELLER, Bernd: Johannes Zwick und die Reformation in Konstanz. Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte 28. Gütersloh 1961.
- MOMMSEN, Karl: Schaffhausen unter österreichischer Pfandherrschaft. In: Stadt und Stadtherr im 14. Jahrhundert. Hg. Wilhelm Rausch. Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas 2. Linz 1972.
- MÜLLER, Karl Otto: Die Beziehungen des Ravensburger zum Ulmer Stadtrecht im 14. Jahrhundert. In: Württ. Vierteljahreshefte für Landesgeschichte 18 (1909).
- DERS.: Die oberschwäbischen Reichsstädte. Ihre Entstehung und ältere Verfassung. Darstellungen aus der Württ. Geschichte 8. Stuttgart 1912.
- DERS.: Die älteren Stadtrechte von Leutkirch und Isny. In: Württ. Geschichtsquellen 18. Stuttgart 1914.
- PEYER, Hans Conrad: Leinwandgewerbe und Fernhandel der Stadt St. Gallen von den Anfängen bis 1520. 2. St. Gallen 1960.
- PUPIKOFER, J. A.: Geschichte des Thurgaus 1. Frauenfeld 1886.
- RIEBER, Albrecht: Das Patriziat von Ulm, Augsburg, Ravensburg, Memmingen, Biberach. In: Deutsches Patriziat 1430–1740. Hg. Hellmuth Rössler. Limburg/Lahn 1968.
- RUSER, Konrad: Die Urkunden und Akten der oberdt. Städtebünde vom 13. Jh. bis 1549 1. Göttingen 1979.
- SCHANZ, Georg: Zur Geschichte der Gesellenwanderungen im Mittelalter. In: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik 28 (1877).
- SCHEURLE, ALBERT: Wangen im Allgäu. Das Werden und Wachsen der Stadt. Wangen 1966.
- SCHLESINGER, Walter: Forum, villa fori, ius fori. Einige Bemerkungen zu Marktgründungsurkunden des 12. Jahrhunderts aus Mitteldeutschland. In: Altständisches Bürgertum 1. Hg. Heinz Stoob. Wege der Forschung 352. Darmstadt 1978.
- SCHULTE, Aloys: Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien mit Ausschluß von Venedig 1. Leipzig 1900.
- DERS.: Geschichte der Großen Ravensburger Handelsgesellschaft 1380–1530 1. Stuttgart und Berlin 1923.
- STADLER, Alois: Die Stellung der Fürstabtei St. Gallen im Dreißigjährigen Krieg. St. Galler Kultur und Geschichte 3. St. Gallen 1974.
- URNER-ASTHOLZ, Hildegard, u. a.: Geschichte der Stadt Stein am Rhein. Bern 1957.
- VISCHER, Wilhelm: Geschichte des schwäbischen Städtebundes der Jahre 1376 bis 1389. Göttingen 1862.
- WATT, Joachim von: Deutsche historische Schriften 3. Hg. E. Götzinger. St. Gallen 1879.
- WIELANDT, Friedrich: Das Konstanzer Leinengewerbe 1. Konstanzer Stadtrechtsquellen 2. Konstanz 1950.
- WILLI, Franz: Geschichte der Stadt Rorschach und des Rorschacher Amtes. Rorschach 1947.
- WOLFART, Karl: Das bayerische Jahrhundert Lindaus. In: Geschichte der Stadt Lindau im Bodensee. Hg. von Karl Wolfart 1, 2. Lindau 1909.
- ZEUMER, Karl: Quellensammlung zur Geschichte der Deutschen Reichsverfassung. Leipzig 1904.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Peter Eitel, Stadtarchivdirektor, Stadtarchiv,  
D-7980 Ravensburg, Marktstraße 28

# Der Bodensee als Rechtsobjekt in Gegenwart und Geschichte

## Einige vorläufige Anmerkungen

VON HANS-WOLFGANG STRÄTZ

Wer zum ersten Male versucht, sich dem Bodensee von seiner juristischen Seite zu nähern, stößt unvermeidlich auf ein Literaturdickicht, die gedruckte, mithin schwer vergängliche Hinterlassenschaft seiner kollegialen Vorgänger. Sie ist so ausgebreitet, daß man versucht ist, vom Bodenseerecht als einer besonderen Disziplin zu sprechen. Will man die Vielfalt der juristischen Äußerungen über den Bodensee etwas überschaubar machen, bietet sich die Teilung unter zwei Aspekten an. Ein Teil der Autoren behandelt vor allem Einzelfragen; allerdings wird auch dabei kaum einmal darauf verzichtet, die Differenzen hinsichtlich der Grundsatzfragen wenigstens zu erwähnen. Diesen, den sogenannten Theorien über die Rechtsstellung des Bodensees im Allgemeinen widmet sich vor allem der andere Teil der Fachkollegen. Sie greifen die schwierigen Probleme auf, indem sie die Ansichten anderer angreifen oder verteidigen. Weder auf dem einen, noch auf dem anderen Feld ist ein Abschluß der Diskussionen derzeit abzusehen.

Das ist hinsichtlich der praktischen Einzelfragen eigentlich auch nicht anders zu erwarten. Die durch den Wandel der Verhältnisse neu aufgeworfenen oder in eine veränderte Lage gebrachten Interessenkonflikte verlangen stets aufs neue nach rechtlicher Lösung und dauerhafter Regelung. Dabei ist in den letzten Jahren und Jahrzehnten viel geschehen. Einige Grenzfragen sind bereinigt<sup>1</sup>. Die Probleme der Wasserentnahme aus dem Trinkwasserreservoir Bodensee<sup>2</sup> und seine Reinhaltung<sup>3</sup> sind erkannt und bereits einigermaßen zufriedenstellend rechtlich erfaßt. Für die Fischerei wurden die seit Jahrhunderten bestehenden Regelungen jüngst durchweg modernisiert<sup>4</sup>. Die Schifffahrt und ihre Ordnung sind seit wenigen Jahren den heutigen Verhältnissen angepaßt<sup>5</sup>.

Andere Rechtsfragen verlangen noch nach einer Klärung. Was den Mitbürger vor allem als Einzelnen angeht, ist z. B. die Frage, nach welcher Rechtsordnung er sich auf dem See zu richten

1 Vgl. dazu unten bei Fnn. 26, 171.

2 (Sogenanntes Berner) Übereinkommen vom 30. April 1966; dazu Ottobert L. BRINTZINGER, Hoheitsrechte am Bodensee. In: Jahrbuch für Internationales Recht 15 (1971), S. 448–483, hier S. 464 Anm. i; Ernst KOLB, Der Bodenseeraum. In: Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins 1973 (Bregenz 1975), S. 11–34, hier S. 26.

3 (Sogenanntes Steckborner) Übereinkommen vom 27. Oktober 1960; dazu BRINTZINGER (Fn. 2), S. 462 Anm. h; KOLB (Fn. 2), S. 25.

4 Vgl. dazu unten bei Fn. 151.

5 Vgl. dazu unten bei Fn. 28.

hat<sup>6</sup>. Welches Recht droht welche Strafe für welches Verhalten an? Welches Recht gilt, wenn man etwas auf dem See oder im See findet<sup>7</sup>? Was gilt für die Schadensersatzpflichten bei unerlaubten Handlungen, welches Gericht ist für die Klärung unter welchen Voraussetzungen zuständig?

Was die Anwohner des Sees und seiner engeren und weiteren Umgebung insgesamt bewegt, sind die Probleme des Umweltschutzes im weitesten Sinne. Naturschutz, Landschaftsschutz und Raumplanung stellen besondere Probleme, und zwar nicht nur für die einzelnen Anrainerstaaten einzeln, sondern für alle Bewohner des Bodenseeraums; insoweit sind erfreuliche Ansätze zu erkennen<sup>8</sup>. Wie regelt man die Kostentragung, wenn eine Seite Maßnahmen zum Wohle aller ergreift? Wie verhält es sich im Kriegsfall, unterliegt der Bodensee dann ganz oder gar nicht oder in bestimmten und welchen Teilen der Neutralität, zu der jetzt eine Zwei-Drittel-Mehrheit der Anliegerstaaten völkerrechtlich verpflichtet ist<sup>9</sup>.

Diese Auflistungen, die keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben, machen einsichtig, was Juristen immer wieder dazu anhält, grundsätzlich nach der Rechtslage des Bodensees zu fragen. Fände sich nämlich eine schlüssige und allgemein akzeptierte Antwort, könnte sie als Ausgangspunkt für die sachgerechte Lösung der Einzelprobleme dienen. Erstaunlicherweise hat aber die seit der Veröffentlichung der Dissertation von Heinrich Rettich im Jahre 1884 laufende wissenschaftliche Diskussion der Grundsatzfrage bis heute keinen Konsens der Meinungen, ja nicht einmal eine eindeutig als sogenannte herrschende Meinung zu qualifizierende Auffassung erbracht. Seit bald einem Jahrhundert dreht sich der Streit um die Alternative Realteilung oder Kondominium<sup>10</sup>.

Im Rahmen dieser Arbeit ist es angesichts der gegebenen Situation nicht gut möglich, die Diskussion der angeschnittenen Einzelfragen weiterzuführen; sie setzt zudem eine intime Detailkenntnis der sachlichen Voraussetzungen voraus, die erst der tägliche Umgang mit den

6 Daß insoweit Konflikte anscheinend sehr selten sind, zeigt die geringe Zahl gerichtlicher Einzelfallentscheidungen. Sie sind zusammengestellt bei Ottobert L. BRINTZINGER, Hoheitsrechte am Bodensee im Spiegel der Rechtsprechung. In: *SchrVG Bodensee* 90 (1972), S. 111–141; er bringt 6 Urteile von 1923 bis 1964. 3 Urteile aus 1976 und 1976 bringt Claudius GRAF-SHELLING, Die Hoheitsverhältnisse am Bodensee unter besonderer Berücksichtigung der Schifffahrt. *Schweizer Studien zum Internationalen Recht* 10. Zürich 1978, hier S. 64f., S. 119, S. 123.

7 Das Projekt, die auf dem Seegrund wieder aufgefundene Jura, ein 1864 vor dem Konstanzer Trichter gesunkenes Dampfschiff, wieder zu heben, scheint deswegen zu scheitern, weil andere Taucher die Teile, derentwegen die Hebung interessant war, kurz vor Beginn der Hebearbeiten durch die Finder und ihre Geldgeber weggeschafft haben. Vgl. Bericht im *Südkurier* Nr. 57 vom 10. März 1981.

8 Den Bodenseeraum als Rechtsbegriff definiert Art. 1 des Steckborner Übereinkommens (Fn. 3); dazu KOLB (Fn. 2), S. 12.

9 Dazu vgl. insbesondere Volker KURZ, Die Hoheitsverhältnisse auf dem Bodensee und der neue Bodensee-Schifffahrtsvertrag. In: *Bayerische Verwaltungsblätter* 1972, S. 313–317, S. 346–350, hier S. 314 mit weiteren Nachweisen; BRINTZINGER (Fn. 2), S. 475; Bernhard SCHUSTER, Die Entwicklung der Hoheitsverhältnisse am Bodensee seit dem Dreißigjährigen Kriege unter besonderer Berücksichtigung der Fischerei. *Konstanzer Stadtrechtsquellen* 5. 1951, S. 139; Otto NIEDERHAUSER, Die Hoheitsrechte am Bodensee. *Jur. Diss. Bern* 1941, S. 12f., S. 45ff. Die weitestgehende Ansicht Rettichs, die gesamte Wasserfläche des Sees unterliege im Kriegsfall dem Gebot der Neutralität, hat keinen Anhänger gefunden; vgl. Heinrich RETTICH, Die völker- und staatsrechtlichen Verhältnisse des Bodensees. 1884, S. 123.

10 Vgl. dazu unten bei Fnn. 39ff., 43ff.

betroffenen Personen und Problemen vermittelt. Der Umstand, daß die Grundsatzdiskussion bereits an die hundert Jahre wagt, macht es aber auch wenig reizvoll, aufs neue die völkerrechtlichen Voraussetzungen und die tatsächlichen Entwicklungen auszubreiten und zu überprüfen; der Ablauf der bisherigen Auseinandersetzungen unter den Juristen macht es ziemlich unwahrscheinlich, daß es gelänge – noch dazu im vorgegebenen Rahmen – den verworrenen Knoten ein für allemal durchzuschlagen. Diese wenigen Anmerkungen bescheiden sich daher damit, den derzeitigen Stand der Diskussion zu umreißen, sodann einige durchaus subjektiv ausgewählte Aspekte der Entwicklung, die zum gegenwärtigen Stand der Dinge geführt hat, in Erinnerung zu rufen, um schließlich die Richtung anzudeuten, in der die für den Bodensee Verantwortlichen die Lösung jener Probleme suchen sollten, die der Bodensee den Juristen, d. h. also, die er als Rechtsobjekt aufgibt.

Die folgenden Ausführungen geben weitgehend den Vortrag des Verfassers auf dem 28. Treffen der Juristen der Bodenseeländer am 13. September 1980 im Oberen Konzilsaal in Konstanz wieder<sup>11</sup>. Eine wesentliche Umarbeitung der durch die ursprüngliche Zweckbestimmung gegebenen Ausformung der Untersuchung war derzeit nicht möglich; auch die Nachweise beschränken sich auf diejenigen Materialien, die zur Vorbereitung des Vortrags zur Verfügung standen. Eigene Quellenstudien konnten bedauerlicherweise noch nicht unternommen werden, obwohl eine differenzierte Bearbeitung der Genese des Bodenseerechts unter Ausschöpfung der vorhandenen Quellen sehr erwünscht wäre.

## I

Als Rechtsobjekt<sup>12</sup> zählt der Bodensee entgegen dem Augenschein des Betrachters und entgegen dem Gefühl des dem Föhnsturm trotzens Seglers zu den unbeweglichen Sachen. Als Immobilie besteht er nicht nur aus der bewegten Oberfläche, sondern reicht – um mit dem bayerischen Juristen Kreittmayr zu reden – *bis in die Höll hinunter* und *bis an den Himmel hinauf*, allerdings nur *regulariter*, grundsätzlich gesehen<sup>13</sup>; denn das rechtliche Interesse an dieser Liegenschaft richtet sich zunächst nach dem Maß der Nutzung bzw. Beherrschbarkeit. Werden einmal am Grund des Sees, also auf oder unter seinem Boden<sup>14</sup> Bodenschätze, warme Quellen oder dergleichen Werte gefunden, so gewinnt das Rechtsobjekt unerwartet an Tiefe. In die Höhe hat es sich in den letzten Jahrzehnten vor allem wegen der Gefahren erweitert, die die gesteigerte Nutzung des Luftraumes über dem Wasser mit sich bringt<sup>15</sup>. Spricht man vom

11 Das Vortragsmanuskript ist veröffentlicht in: Deutsche Richterzeitung 1981, S. 54–61.

12 Verwunderlich ist, daß man nicht einmal in Laienkreisen den See personifiziert hat, wie es etwa mit dem Vater Rhein und dem Blanken Hans geschehen ist; auch ein Denkmal für den See hat man wohl noch nicht errichtet.

13 Vgl. Wiguläus Xaverius Aloisius Freyherr v. KREITTMAYR, Anmerkungen über den Codicem Maximilianeum Bavaricum Civilem, 2. unv. Aufl. 1821, II. Theil, 8. Kapitel, § IV, S. 687. Vgl. auch Raimund EBERLE, Was früher in Bayern alles Recht war. 1976, S. 153.

14 Daß er davon seinen Namen nicht hat, dazu vgl. Arno BORST, Bodensee, Geschichte eines Wortes. In diesem Bande, S. 495–529.

15 Darauf verweist BRINTZINGER (Fn. 2), S. 465 Anm. 104.



Bodensee als Rechtsobjekt, darf man seine unbestimmte Höhen- und Tiefendimension nicht vergessen, auch wenn das Hauptinteresse dem Wasser gilt, das in diesem tiefen Becken angesammelt ist.

Aber nicht nur der Höhe und der Tiefe nach ist das Rechtsobjekt nicht eindeutig begrenzt, sondern auch seine seitlichen Grenzen sind in gewissen Maßen variabel. Die Seitenbegrenzung des Rechtsobjekts Bodensee wird nämlich durch die wechselnde Ausdehnung der Wasseroberfläche bestimmt. Dort, wo *zärtlich küßt das Wasser den Strand* – so die Dichterin<sup>16</sup>, verläuft die Uferlinie, die mit dem Fallen und Steigen des Wasserstandes kürzer oder weiter wird. Dies zärtliche Spiel ignorierend setzt man jedoch prosaisch eine Linie entsprechend dem durchschnittlichen sommerlichen Höchstwasserstand als juristisches Ufer an. Tritt der See über sein Ufer, vergrößert sich das Rechtsobjekt grundsätzlich nicht; die überfluteten Grundstücke werden nicht Teil des Sees. Anders kann es sein, wenn der See sich dort dauernd behauptet, indem er z. B. ein Stück Land unterspült und fortschwemmt. In einzelnen Beziehungen aber, vor allem hinsichtlich des Fischfangs, kann der See mit seinem Ansteigen auch die mit ihm verbundenen Rechte auf die Ufergrundstücke ausdehnen und das dort kraft bürgerlicher Rechtsordnung bestehende Eigentumsrecht in gewisser Weise zeitweilig einschränken<sup>17</sup>.

Es geht also im folgenden um dieses Rechtsobjekt, das in der Höhe, in der Tiefe und in der Weite von schwankendem Ausmaß ist, und dessen Füllung ebenfalls schwankt.

## II

Die grundsätzliche Rechtsfrage wurde mit der dem Gegenstand angemessenen Würde vom Initiator<sup>18</sup> des Bodenseerechts, dem seinerzeit in Tübingen lehrenden Staats- und Völkerrechtler Ferdinand v. Martitz vor bald 100 Jahren so formuliert<sup>19</sup>: »Welchem zu Sommerzeiten an den Ufern unseres Schwäbischen Meeres verweilenden, dasselbe auf schnellem Dampfer durchfahrenden oder mit dem Segelboot gemächlich durchkreuzenden Juristen wäre nicht schon einmal gelegentlich die Frage gekommen, wie es denn eigentlich mit den politischen Grenzen auf oder an der herrlichen Wasserfläche bestellt sei?«

Diese rhetorische Frage läßt sich rasch beantworten: Es waren und sind ihrer viele. Mit dem Lindauer Seutter von Loezen kann man feststellen<sup>20</sup>: *Quaestio illa famosa multum sudoris Doctoribus expressit*. Allein in diesem Jahrhundert haben sich sieben junge Juristen aus der

16 NANINE, d. i. Karin MICHALSEN-HEIZMANN, Mein Bodensee, Anmerkungen über das Leben mit und in einer Landschaft, Folge 12. In: Südkurier Nr. 207 vom 6. September 1980.

17 Vgl. § 1 Abs. 2 Unterseefischereiordnung (Fn 152).

18 Vgl. dazu unten bei Fn. 160.

19 Ferdinand v. MARTITZ, Die Hoheitsrechte über den Bodensee. In: Annalen des Deutschen Reichs für Gesetzgebung, Verwaltung und Statistik 1885 (1886), S. 278–299, hier S. 278.

20 Matthaes SEUTTER VON LOEZEN, De iure navali, nec mercatoribus, nec aliis civibus, sed nautis et opificibus (den gelernten und zünftigen Schiffleuten) lib. et imp. civitatis Lindaugiae in mari svevico seu lacu bodamico iuxta statuta privative et solitarie competente, cum connexis. Jur. Diss. Erlangen 1764 (Solo Deo praeside), hier § 23, S. 21, mit Bezug auf das völkerrechtliche Problem des Eigentums am Meer.

Schweiz<sup>21</sup>, aus Deutschland<sup>22</sup> und aus Österreich<sup>23</sup> den Doktorhut mit dem Versuch erworben, die aufgeworfene Frage dem Grundsatz nach schlüssig und überzeugend zu beantworten; auf etwa ein halbes Hundert beläuft sich die Zahl der übrigen einschlägigen Arbeiten<sup>24</sup>. Dennoch ist die Rechtsfrage nicht nur nicht geklärt, sondern es scheint sogar, man sei heute weiter denn je davon entfernt, eine allseits akzeptierte Antwort zu finden<sup>25</sup>.

— Wie kommt das? Ein Blick auf die aktuelle Rechtslage zeigt, daß lediglich zwei politische Grenzbeziehungen unbestreitbar feststehen, beide dieselben Länder berührend, den Thurgau und Baden nämlich, beide seit Jahrhunderten geregelt. Die eine ist die Teilung des Untersees seit 1554 und die andere die Grenze im Konstanzer Trichter, die erstmals im Jahre 1685 vereinbart wurde<sup>26</sup>. Nur für diese Grenzbeziehungen liegen Verträge der Anrainer-Staaten vor. Alle übrigen (und das sind nicht wenige) Vereinbarungen zwischen allen oder einigen Uferstaaten klammern die Hoheits- oder Grenzfragen im Bodensee entweder ausdrücklich aus oder schweigen dazu<sup>27</sup>. Nur ein Beispiel: Art. 1 Abs. 2 des am 1. Juni 1973 auf dem Bodensee unterzeichneten »Übereinkommens über die Schifffahrt auf dem Bodensee«<sup>28</sup> bestimmt, daß es nur die Schifffahrt regle, andere Hoheitsverhältnisse auf dem Bodensee, insbesondere den Verlauf von Staatsgrenzen aber nicht berühre. Nicht einmal der Staatsgrenzen zu schreiben, war man damals bereit, um sich alle Deutungen offenzulassen.

Für den gesamten Obersee zwischen Bregenz und dem Konstanzer Trichter einschließlich des Überlinger Sees ist die Rechtslage materiell nicht geregelt. Es fehlen nicht nur ausdrückliche Vereinbarungen oder Anerkennungen der einseitig bezogenen Positionen, sondern auch internationales Gewohnheitsrecht ist für diesen Fall wohl nicht, besser nicht mehr, zu ermitteln; ebensowenig regeln allgemeine völkerrechtliche Grundsätze unmittelbar oder

21 Felix STOFFEL, Die Fischereiverhältnisse des Bodensees unter besonderer Berücksichtigung der an ihm bestehenden Hoheitsrechte. Abhandlungen zum schweizerischen Recht 13. 1906 (Berner jur. Diss.); NIEDERHAUSER (Fn. 9); GRAF-SCHELLING (Fn. 6).

22 Waldemar HOENNINGER, Der Bodensee im Völkerrecht. Jur. Diss. Heidelberg 1906; Fritz HUSTEN, Die völkerrechtliche Stellung von Rhein und Bodensee. Jur. Diss., Gießen 1922; Fritz HEIMLICH, Die Hoheitsverhältnisse am Bodensee unter Berücksichtigung ihrer geschichtlichen Entwicklung und der Rechtslage an den Grenzseen im allgemeinen. Jur. Diss. Heidelberg 1930.

23 Jörg ZANKL, Studien zum Problem der staatlichen Grenzen am Bodensee. Jur. Diss. Innsbruck 1967 (masch.).

24 Ausführliches Verzeichnis bei GRAF-SCHELLING (Fn. 6), S. XIV–XX.

25 Vgl. dazu unten bei Fnn. 39, 43.

26 Vgl. A. O. AEPPLI, Historische Darstellung der Hoheitsrechte der schweizerischen Eidgenossenschaft auf dem Bodensee. In: Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte, Neue Folge, 2. Heft (1869), S. 151–186, hier S. 162; NIEDERHAUSER (Fn. 9), S. 20ff.; Stephan ZWICK, Die Grenzverhältnisse am Bodensee. In: Schweizerische Zoll-Rundschau 1964, S. 173–178, hier S. 173f. Zur Grenzziehung im Konstanzer Trichter vgl. unten bei Fnn. 34ff., 113ff.

27 Vgl. schon REICHERT, Abschnitt »Stand der Bevölkerung«. In: Beschreibung des Oberamts Tettngau, 2. Bearb. 1915, S. 494–497, hier S. 495. Auch die jüngsten zweiseitigen Grenzverträge zwischen Österreich und der Schweiz von 1972 und Deutschland und Österreich von 1975 ziehen die Grenzen nur bis an das Ufer des Bodensees; vgl. KOLB (Fn. 2), S. 16 Anm. 35.

28 Vgl. Hubert SCHMITT u. Horst LEHMANN, Bodensee-Schifffahrts-Ordnung. Das neue Schifffahrtsrecht auf dem Bodensee. 1976, S. 9.

mittelbar die Souveränität auf diesem See<sup>29</sup>. Eine Einschränkung ist nur insoweit zu machen, als niemand behauptet, der See sei *res nullius*, also Niemandes- oder Jedermanns-Land. Er steht vielmehr unter der ausschließlichen Souveränität der drei Anliegerstaaten, die Völkerrechtssubjekte sind, nämlich der Schweizerischen Eidgenossenschaft, der Republik Österreich und der Bundesrepublik Deutschland. Nur mit dieser Einschränkung kann man ihn als internationales Gewässer bezeichnen<sup>30</sup>.

Offen ist aber die Frage, wie die Rechte dieser drei Souveräne am See gestaltet sind. Selbstverständlich ist auch die Feststellung, es liege eine offene Frage vor, heftig bestritten<sup>31</sup>. Noch in den Nachkriegsjahren finden sich laute, ja sogar ärgerliche Stimmen bekannter Autoritäten, die das als baren Unsinn (wenn auch mit mildereren Worten) bezeichnen und behaupten, die Souveränität am See sei keine offene, sondern eine längst und bestimmt beantwortete Frage<sup>32</sup>. Weder der Mangel ausdrücklicher Abmachungen, noch die salvierenden Vertrauensklauseln könnten darüber hinwegtäuschen, daß die Frage geklärt sei, darin ist sich die ältere Lehre völlig einig.

Uneinig ist sie nur im Ergebnis ihrer Antwort, und das, obwohl jeweils dieselben rechtsrelevanten Tatsachen (freilich nicht immer vollständig und etwas auf das erwünschte Ergebnis hin zurechtgestutzt)<sup>33</sup> verwendet werden. Das unterschiedliche Endergebnis rührt vom juristischen Blickwinkel her, unter dem die Autoren das Problem betrachten.

Am Beispiel der Grenzziehung im Konstanzer Trichter sei das erläutert<sup>34</sup>. Nach dem heute

29 Zu diesem Ergebnis gelangt die jüngste einschlägige Dissertation von GRAF-SHELLING (Fn. 6), S. 91 f., S. 98 f. – Kritisch gegenüber der älteren Lehre auch KURZ (Fn. 9), S. 348 f. Vgl. auch Jörg ZANKL, Die staatlichen Grenzen am Bodensee. In: Juristische Blätter 91 (Wien 1969), S. 377–387, S. 425–438, hier S. 429 (kein partikuläres Völkergewohnheitsrecht der Anliegerstaaten). Bezeichnend für den Wandel der Anschauung ist der Vergleich des Artikels »Bodensee« im Wörterbuch des Völkerrechts, hg. Karl STRUPP, 1924 (dort wird die Realteilung favorisiert), und in der 2. Aufl., hg. Hans-Jürgen SCHLOCHAUER, 1960 (dort läßt Reinhart BAUER die Frage offen); auf diesen Wandel weist Hans HUBER (Fn. 32), S. 201 f. hin. BAUER, Art. »Binnengewässer«, ebd., 1. Bd. S. 204–207, hier S. 206 linke Spalte, stellt ebenfalls fest, daß sich kein festes Gewohnheitsrecht über die Grenzziehung bei Binnenseen gebildet habe.

30 So schon Otto v. SARWEY, Das Staatsrecht des Königreichs Württemberg, 1. Bd. 1883, S. 25 Anm. 1.

31 Zum Argumentationsstil ist aufschlußreich Erich REBER, Der Bodensee im Völkerrecht. In: Annalen des Deutschen Reiches für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft 1926 (1927), S. 70–200, hier S. 101: »Die Annahme, es habe sich in der gedachten Zeit ein Kondominium der sämtlichen Uferstaaten entwickelt, kann aus der Geschichte nicht bewiesen werden, da es unmöglich erscheint, daß in der primitivsten Entwicklungsstufe sich das komplizierteste Rechtsgebilde am See geformt hätte.«

32 BRINTZINGER (Fn. 2), S. 482 f. spricht von der Gegenmeinung als einem Jahrhunderte alten literarischen Irrtum, der weder durch ständige Wiederholung, noch durch staatliche Verlautbarungen zur Rechtsstatsache werde. Vgl. auch die Stellungnahme von Theodor MAUNZ, Hoheitsrechte am Bodensee. In: Bayerische Verwaltungsblätter 1964, S. 82 f., sowie die harschen Bemerkungen von Hans HUBER, Gebietshoheit und Grenzverlauf im Bodensee. In: Schweizerisches Jahrbuch für internationales Recht 21 (1964), S. 192–207, insbes. S. 197 ff.

33 So beruft sich z. B. REBER (Fn. 31), S. 99 auf eine Urkunde von 1290 über den Erwerb von Fischenzen als »schlagenden Beweis dafür, daß die Rechte auf dem See geteilt und nicht gemeinsam waren«; er verkennt, daß die Urkunde sich ausdrücklich nur auf die Haldenfischerei (dazu vgl. unten bei Fn. 87) bezieht, aber nichts über den Obersee aussagt. Zu dieser Urkunde von 1290 vgl. auch Anton STRIGEL, Das Fischereirecht der Bodenseeorte in älterer Zeit mit besonderer Rücksicht auf Überlingen. In: SchrVG Bodensee 39 (1910), S. 94–149, hier S. 97; HEIMLICH (Fn. 22), S. 11.

34 Zur Vorgeschichte vgl. unten bei Fnn. 113–115.

gültigen Vertrag von 1878<sup>35</sup> beginnt die Grenze am letzten Grenzpunkt am Ufer zwischen Kreuzlingen und Konstanz, läuft dann ein Stück vom Ufer weg auf den südlichsten Zipfel des Bodanrück, knickt etwa in der Mitte der Wasserfläche nach Südosten ab auf eine Linie, die vom Konstanzer Bahnhofsturm auf die Mitte zwischen jenem südlichsten Punkt und dem nördlichsten Punkt des Schweizer Ufers bei Kreuzlingen zielt und folgt von dort aus der Mittellinie im Trichter<sup>36</sup>. Auf der Amtlichen Stadtkarte Konstanz von 1979 ist die Grenze unrichtig, nämlich nicht vollständig eingetragen, das letzte Stück fehlt<sup>37</sup>. Das ist aber nicht verwunderlich, denn der Vertrag selbst enthält keine Bestimmung, wo denn der Konstanzer Trichter endet und der Obersee beginnt. Erst recht findet sich im Text des Vertrages nichts darüber, wie die Grenzziehung zwischen Deutschland und der Schweiz im übrigen Obersee erfolgt. Diese vertragliche Unschärfe und vor allem das Schweigen des Vertrages werten die meisten älteren Autoren als durchaus beredtes Schweigen<sup>38</sup>, das aber jeder, seiner vorgefaßten Meinung nach, anders versteht.

Die einen meinen, die Grenzziehung im Konstanzer Trichter habe nur wegen der beengten Verhältnisse und der entstandenen Unzuträglichkeiten ausdrücklich geklärt werden müssen; insgesamt aber bestätige sie nur, was sowieso klar sei, daß nämlich der Obersee als Grenzgewässer der drei Anliegerstaaten nach einer Mittellinie real geteilt sei<sup>39</sup>.

Nach dieser sogenannten Realteilungs-Theorie teilt eine durch diese Mittellinie zu errichtende Markscheide unser vorhin beschriebenes Rechtsobjekt in drei Portionen auf. Jeder Souverän weiß demnach, welcher Anteil an Boden, an Wasser und Luft sein ist. Nachbarrechtliche Rücksichtspflichten und Vereinbarungen über gemeinsame Nutzungen sind dadurch keineswegs ausgeschlossen, wie überhaupt der Begriff des nachbarlichen Verhältnisses<sup>40</sup> schon seit Jahrhunderten (1614) in Rechtstexten verwendet wird. Die Argumente für diese Lehre sind

35 Der zwischen dem Großherzogtum Baden und der Eidgenossenschaft am 28. April 1878 geschlossene Vertrag ist durch die Vereinbarung zwischen der Schweiz und dem Deutschen Reich vom 24. Juni 1879 für das Deutsche Reich als rechtsgültig anerkannt worden; amtliche Publikation für Deutschland: Reichsgesetzblatt 1879, S. 307–311, für die Schweiz: Bereinigte Sammlung der Bundesgesetze und Verordnungen 1848–1947, 11, Nr. 52, auch abgedruckt bei REBER (Fn. 31), S. 183–186. Diese Grenzregelung hat der Vertrag vom 21. September 1938 bestätigt; vgl. GRAF-SCHELLING (Fn. 6), S. 33 mit weiteren Nachweisen.

36 Art. 1: *Die Grenze zwischen beiden Staaten über den Strandboden und das Seegebiet südlich von Konstanz liegt in der gegenwärtigen Eigenschaftsgrenze von J. Butz und C. Eberle bis zu dem einspringenden Winkel der Seemauer und von da ab in der Richtung auf den südlichsten Punkt des nördlichen Ufers des Konstanzer Tritters bis zu dem Punkte, wo diese Richtungslinie mit der geraden Linie sich schneidet, welche von der Mitte des Thurmes des Konstanzer Bahnhofgebäudes nach dem Mittelpunkte einer Geraden zwischen dem vorgedachten Uferpunkte und der gegenüberliegenden Spitze des südlichen Ufers bei der oberen Bleiche gezogen wird. Von jenem Schnittpunkte bis zu diesem Mittelpunkte bildet im Tritter die sie verbindende gerade Linie und von dem letzteren Punkte ab die Mitte desselben die Grenze.* (Hervorhebung durch den Verfasser).

37 Vgl. Hervorhebung am Ende der vorstehenden Fn. – Auch bei ZWICK (Fn. 26) fehlt dieses letzte Stück.

38 Vgl. Gutachten des Justiz- und Polizeidepartementes über die Grenzen der schweizerischen Gebiets-hoheit auf dem Bodensee. In: Verwaltungsentscheide der Bundesbehörden aus den Jahren 1944 und 1945, 17, Nr. 1, S. 7–10, hier S. 8.

39 So insbesondere v. MARTITZ (Fn. 19), S. 297. Im übrigen vgl. die Nachweise bei ZANKL (Fn. 29), S. 379; KURZ (Fn. 9), S. 313 Anm. 2; GRAF-SCHELLING (Fn. 6), S. 38f., S. 43ff.

40 Dazu OTTO STOLZ, Die Gewässer in der Geschichte des Landes Vorarlberg. In: Montort 2; (1947), S. 1–39, hier S. 33; STOFFEL (Fn. 21), S. 170, 207.

vielartig. Einerseits wird auf Allgemeines Völkerrecht zurückgegriffen, wonach Grenzflüsse mittig aufgeteilt seien<sup>41</sup>. Der Bodensee sei, da vom Rhein durchströmt, ein verbreiteter Grenzfluß oder jedenfalls analog zu behandeln. Gerade der Trichtervertrag von 1878 zeige, daß von einer Gesamtherrschaft der drei Staaten über den See nicht die Rede sein könne, weil einer der angeblichen Mitsouveräne, das Kaisertum Österreich, seinerzeit weder um seine Mitwirkung ersucht, noch sich gegen die – nach der gegnerischen Lehre doch vorliegende – Mißachtung seiner Rechte verwahrt habe. Es ist kein Zweifel, daß die Anschauung, der Bodensee sei real geteilt, lange Zeit die herrschende Meinung gewesen ist<sup>42</sup>.

Die Gegenmeinung, die Lehre vom Kondominium der Uferstaaten<sup>43</sup>, versteht das Schweigen des Vertrages über den Grenzverlauf außerhalb des Konstanzer Trichters so, daß dort eben keine Grenze existiere<sup>44</sup>. Der erste moderne und zugleich radikalste Vertreter dieser Anschauung, Heinrich Rettich, ging 1884 sogar so weit zu behaupten, nicht einmal im Trichter sei eine Territorialgrenze, sondern lediglich eine Verwaltungsgrenze gezogen<sup>45</sup>, ein in der Tat unhaltbarer Standpunkt. Man begegnet daher dem Argument der Nichtbeteiligung Österreichs am Vertrag auf andere Weise, mit dem Rückgriff auf die historische Entwicklung. Von alters her seien nämlich aus dem Kondominiumsgebiet bestimmte Seeteile, nämlich die Uferstreifen, ausgeschieden und der ausschließlichen Hoheit der Anliegerstaaten unterworfen worden<sup>46</sup>. Daher sei die Mitwirkung des östlichen Nachbarn unnötig gewesen. Neuerdings wird nicht nur diese Handhabung, sondern auch das Institut der völkerrechtlichen Ersitzung<sup>47</sup> zum Beweis dafür verwendet, daß die Uferstreifen den Anliegerstaaten gehörten, und daß der Überlinger See<sup>48</sup> ausschließlich deutscher Souveränität unterstehe. Im übrigen aber bestehe der Kondominat der Uferstaaten fort.

Wo aber dieser Uferstreifen, also das nationale Hoheitsgebiet, seeseitig ende, und wo die Gemeinherrschaft beginne, darüber finden sich nur vage Angaben. Einige stellen auf die Wassertiefe ab<sup>49</sup>, andere auf die geologische Formation des Seebeckens. Sie fassen den

41 Vgl. dazu jedoch heute BAUER (Fn. 29), S. 206. Nachweise dieser Theorie z. B. bei REBER (Fn. 31), S. 92–96; Klaus BERCHTOLD, Die Hoheitsverhältnisse am Bodensee. In: Juristische Blätter 87 (Wien 1965), S. 401–408, hier S. 406 f.; ZANKL (Fn. 29), S. 378.

42 So zuletzt wohl BRINTZINGER (Fn. 2), S. 479. Aus der älteren Zeit vgl. z. B. Beschreibung des Oberamts Tettngang, hg. MEMMINGER. 1838 (Reprint 1979), S. 25.

43 Nachweise der Vertreter dieser Lehre bei ZANKL (Fn. 29), S. 379 f.; KURZ (Fn. 9), S. 313 Anm. 4; GRAF-SCHELLING (Fn. 6), S. 39 ff., 45 f.

44 So ausdrücklich HEIMLICH (Fn. 22) S. 9.

45 RETTICH (Fn. 9), S. 60, 66.

46 Vgl. STRIGEL (Fn. 34), S. 97 für die ältere Zeit. BRINTZINGER (Fn. 2), S. 456.

47 Vgl. GRAF-SCHELLING (Fn. 6), S. 95–98.

48 BAUER (Fn. 29), S. 218; vgl. Konstantin v. BAYER-EHRENBERG, Zur Frage der Hoheitsgrenzen am Bodensee. In: Die öffentliche Verwaltung 1957, S. 38–45, hier S. 44. Für Ersitzung des Überlinger Sees GRAF-SCHELLING (Fn. 6), S. 99.

49 Nämlich auf die Isobathe von 25m, die wohl aus dem Recht der Haldenfischerei übernommen wurde. Vgl. v. BAYER-EHRENBERG (Fn. 48), S. 39, 41; Anton ALLGEUER, Die Hoheitsverhältnisse am Bodensee. In: Vorarlberg 4 (1964), S. 22–28, hier S. 26; GRAF-SCHELLING (Fn. 6), S. 46 Anm. 102. Siehe auch unten bei Fn. 62.

Uferstreifen als das Gebiet der sogenannten Wysse, also des hellen Wassers auf, das sich zwischen Ufer und dem Steilabfall der Halde erstreckt; etwa mit der Halde beginne dann der offene oder freie See<sup>50</sup>. Aus dem 15. Jahrhundert gibt es auch vereinzelt Hinweise, daß dieses Gebiet sich so weit erstreckt habe, wie der *Runs* eine Feder in den See treibe<sup>51</sup>; gemeint ist die im See herrschende Strömung<sup>52</sup>.

— Nach beiden Meinungen hat man es also mit einer im eigentlichen Wortsinn fließenden Grenzziehung zu tun; denn auch nach der Realteilungslehre ist am Bodensee die angebliche Mittelgrenze nicht leicht festzustellen; fließend ist sogar die Grenzziehung im Trichter<sup>53</sup>, und für den Untersee gibt es bis heute keinen modernen Grenzbescrieb<sup>54</sup>. Eine recht merkwürdige Lage, denkwürdig und gewiß auch dankwürdig für alle am See, wenn man an andere Grenzen mit Stacheldraht und Minen, mit Selbstschußapparaten und Schießbefehl denkt.

### III

Der Chor der Juristen, die sich um die Antwort auf die alte Frage bemühen, klingt reichlich disharmonisch; auch einzelne schrille Töne lassen sich nicht überhören, so daß man versucht ist, mit dem genannten Seutter von Loezen zu konstatieren<sup>55</sup>: »Quoniam tota lis ultimato in logomachiam abisse videtur.«

50 Dieser Uferstreifen ist daher je nach geologischer Ausformung unterschiedlich breit; vgl. v. BAYER-EHRENBERG (Fn. 48), S. 39. Eine Kartendarstellung gibt ZANKL (Fn. 23), S. 125 (hier nach GRAF-SCHELLING [Fn. 6], S. 46 Anm. 101).

51 Am 17. August 1402 erwarb Märk Kitzin aus Lindau eine Fischenz in der Leiblach *als verer der rünes eine feder getragen mag* (Karl WOLFART, Geschichte der Stadt Lindau im Bodensee. 1909, I 1, S. 142); er verkaufte sie am 3. Juli 1433 an die Stadt Lindau mit der Beschreibung, *so da geht von dem Steg zu Rickenbach bis in den See soweit der Runs ein Feder in den See tragen mag* (Lindauer Urkunden 70. In: SchrVGBodensee 3 [1872], Anhang S. 70). Im 18. Jahrhundert war das Wort wohl schon kaum mehr verständlich, wie die Verballhornung im Nachdruck von WEGELINS Dissertation zeigt: Während in der Originalausgabe von 1742 (Fn. 124), S. 53 (Caput IV, § VI) steht, das Lindauer Territorium reichte *juxta pacta conventa so weit der Runes eine Feder in den See treibet*, macht der Nachdruck 1760 (Fn. 124), S. 407 daraus *so weit der Rums eine Feder in den See treibet*. Daß es sich dabei nicht um einen Druckfehler, sondern um einen Verständnismangel handeln dürfte, zeigt der in der Originalausgabe nicht enthaltene, jedoch dem Nachdruck S. 419f hinzugefügte »Extract Vertrags zwischen Montfort, Lindau und Buchhorn des Fischens halber im Bodensee etc. de Anno 1455«; danach wird Graf Hugo von Montfort bewilligt, *das er in demselben Bodensee von der Schussen als weit der Rums ein Feder in den See getragen mag*, ein ausschließliches Fischereirecht haben solle. Möglicherweise dachte der Schreiber im 18. Jahrhundert an die durch die Reichweite eines Kanonenschusses bestimmte Entfernung; sie wird nämlich in den Rationes, Nr. 13 (vgl. Fn. 117) genannt. Auch ist im Vertrag von 1455 zu Anfang von einer Entfernungsbestimmung durch einen Schuß, allerdings mit einer Armbrust die Rede: *als verr einer mit einem Armbrust in den Bodensee geschossen mag*. — Zur Sache vgl. auch Viktor ERNST, Abschnitt »Geschichte«. In: Beschreibung des Oberamts Tettngang, 2. Bearb. 1915, S. 177–430, hier S. 323f.

52 Vgl. Hermann FISCHER, Schwäbisches Wörterbuch. 5. 1920, Sp. 486 a. v. »Runs m., das rinnen«, mit weiteren Nachweisen.

53 Vgl. oben bei Fnn. 36, 37.

54 GRAF-SCHELLING (Fn. 6), S. 10.

55 SEUTTER VON LOEZEN (Fn. 20), S. 19.

Diese Dissonanz beruht aber nicht nur auf dem unterschiedlichen Grundprinzip, das die Deduktionen zu tragen bestimmt ist, sondern geht konform mit der Haltung der drei Staaten, die einen Akkord nicht erzielt haben. Solange das nicht geschieht, können auch die besten theoretischen Beweisführungen die Rechtslage nicht entwirren. Insofern berechtigt nun aber die Entwicklung der Nachkriegsjahre zu den schönsten Hoffnungen. Der Meinungsstreit wird – zum Wohl der Verlage und der akademischen Jugend – fortbestehen und die Konjunktur bei Papier und Druckerschwärze abstützen, so gut es geht; denn es ist keineswegs ausgeschlossen, daß ein findiger Bodenseerechtsforscher nach dem Abtauchen – nicht in den See, sondern in die Regale der Archive und Bibliotheken – neue historische oder dogmatische Requisiten präsentiert<sup>56</sup>, um die eine oder andere Lehrmeinung herauszuputzen. Staatlicherseits ist man nämlich derzeit weitgehend festgelegt.

Seit einigen Jahren hat Österreich seine Position amtlich fixiert. Am Ende des 19. Jahrhunderts war auf kuriose Weise, nämlich über die Vermessung für den neuen Grundstücks-Kataster, eine recht ungünstige Grenzziehung in die amtlichen Karten gelangt, nämlich ein gerader Strich von der Mündung der Leiblach bis zum Rheinspitz<sup>57</sup> – also eine Grenze nach der Schnur, wie es in diesem Gebiet schon einmal 1422 geschehen war<sup>58</sup>. 1954 änderte Vorarlbergs Landesregierung ihren Standpunkt, 1961 folgte dem eine interministerielle Konferenz im Wiener Außenamt und stellte fest, der Bodensee sei als Kondominium der Anrainer-Staaten zu betrachten, lediglich die Halde sei österreichisches Bundesgebiet<sup>59</sup>. An diesem Standpunkt, der gegenüber jener Kartengrenze Anteile an der Bregenzer Bucht außerhalb der Halde preisgab<sup>60</sup>, dafür aber die kondominale Beteiligung am Obersee beansprucht, wird seitdem festgehalten<sup>61</sup>. In Wien hat man auch die schwierige Haldengrenze als »Isobathe von 25 m« definiert und so für

56 Es mutet bisweilen reichlich seltsam an, wenn zur Unterstützung völkerrechtlicher Lösungsmöglichkeiten für den Bodensee unterschiedslos auf die Rechtslage an Binnenseen in den verschiedensten Stellen der Erde zurückgegriffen wird. Vgl. z. B. NIEDERHAUSER (Fn. 9), S. 8.

57 Vgl. BERCHTOLD (Fn. 41), S. 402; KURZ (Fn. 9), S. 316f. – Zu den österreichischen Grenzziehungen im 19. Jahrhundert und zur Bedeutung des Staatsvertrages von Saint-Germain vom 10. September 1919 im Hinblick auf die diesem beigegebene Kartendarstellung unter verfassungsrechtlichen Aspekten vgl. ZANKL (Fn. 29), S. 380f. DERS., S. 427, zitiert ein Gutachten des Amtes der Vorarlberger Landesregierung von 1925, demzufolge der bayerische Anteil am Bodensee dem österreichischen Anteil seewärts vorgelagert sei und daher »beim Rheinspitz über die ganze Seebreite reiche«.

58 Vgl. STOLZ (Fn. 40), S. 15.

59 Vgl. BERCHTOLD (Fn. 41), S. 403; ALLGEUER (Fn. 49), S. 26; ZANKL (Fn. 29), S. 428f.; BRINTZINGER (Fn. 2), S. 458–460 (dort auch zur Vorgeschichte).

60 Hinsichtlich des in diesem Gebiet noch bestehenden privaten Fischereirechts besteht anscheinend ein emotional sehr heftig geführter Streit. 1964 kam es deswegen zu einem Prozeß vor dem Bezirksgericht in Bregenz, den der Inhaber des Fischereirechts Martin Bilgeri verlor; vgl. BRINTZINGER (Fn. 2), S. 460, Anm. 68, sowie Abdruck des Urteils bei BRINTZINGER (Fn. 6), S. 141. Das Urteil wurde vom Landgericht Feldkirch 1966 bestätigt. Das Verfahren hat die Probleme offenbar nicht beseitigt; denn dem Verfasser kam ein hektographiertes Pamphlet vom 19. November 1980 zu Gesicht, das neben Beleidigungen auch eine Kopie einer am 4. Juni 1966 erstatteten Strafanzeige wegen unbefugter Fischerei durch auswärtige Fischer enthält.

61 So ausdrücklich nochmals 1965; vgl. ZANKL (Fn. 29), S. 428f. Kritisch zur Haltung Österreichs GRAF-SCHELLING (Fn. 6), S. 100f.

jeden Seefahrer eine Möglichkeit geschaffen, individuell mittels des Lotes festzustellen, ob er bereits in oder noch vor Österreichs Grenzen schiffte<sup>62</sup>.

Die Schweiz hält demgegenüber seit Jahrhunderten daran fest, der See sei geteilt, und die Südhälfte gehöre ihr<sup>63</sup>. Schon um 966 verteidigten sich die Mönche von St. Gallen gegen den Vorwurf, warum sie so viel Fleisch äßen angesichts des großen Sees mit seinen Fischen vor der Tür, mit der Feststellung *neque totus noster est*, er gehöre ihnen ja nicht ganz und sei auch nicht gerade fischreich<sup>64</sup>. Angesichts dieser Aussage, die Rechte Dritter gerade noch akzeptiert, ist der Schmerz einfühlbar, den heimatstolze Juristen fühlen<sup>65</sup>, weil ein halbes Jahrtausend später (1648) der Abt leugnete, überhaupt einen nennenswerten Anteil am See zu besitzen. Er ist aber entschuldigt – er handelte unter Zwang. Hätte er sein Recht behauptet, hätte er nämlich wegen des Überfalls auf das Überlinger Marktschiff zahlen müssen<sup>66</sup>. Sein Leugnen freilich setzte ihn der Gefahr aus, daß der Schwede (er hatte Überlingen besetzt) vor Rorschach den See sperrte und die Schifffahrt unterband. Allein, der Abt hatte auf die richtige Karte gesetzt, der Schwede zog ab, und 1681 bekannte man sich wieder zur Grenze in der Mitte des Sees<sup>67</sup>.

Nochmals jedoch, 1838 und 1855, verleugneten St. Galler Behörden einen Anspruch auf den See bis zur Mitte<sup>68</sup>. Diese Aussagen beruhten jedoch, so urteilt man offiziös, auf völliger Unkenntnis der sachbearbeitenden Behörden<sup>69</sup>. Viel größeres Gewicht mißt man der 1681 auf der Tagsatzung getroffenen Feststellung zu, daß die Schweiz grundsätzlich einen Anspruch auf die Grenze in der Mitte aller Grenzflüsse und Seen zu erheben habe<sup>70</sup>. An diesen Anspruch hat man seitens der Zentralbehörden über die Jahrhunderte hindurch festgehalten<sup>71</sup>. Erst in jüngster Zeit scheint sich auch hier eine Aufweichung des Standpunktes abzuzeichnen; denn ein Mitglied des Bundesrates antwortete auf entsprechende Interpellationen im Ständerat während der Debatte um die Ratifizierung des Schifffahrtsabkommens von 1973 dem Sinne nach: Die Frage, Realteilungs- oder Kondominiums-Theorie, sei unter dem Gesichtspunkt des Nutzens für die eigenen Interessen zu beantworten; man glaube weder an außerordentliche oder gar quasi-magische Vorteile des Kondominiums, noch verteidige man die Realteilung; keine der beiden Thesen habe absoluten Wert<sup>72</sup>.

62 Falls es an einem Echolot oder dergleichen mangelt, kann man sich ein Lot nach folgender Formel richten: 25 m + Höhe des Freibords + Abstand zwischen Freibord und der das Lot haltenden Hand + gemeldete Pegelhöhe Konstanz – 2,50 m; sobald dieses Lot Grundberührung anzeigt, befindet sich der Schiffer in Österreich.

63 Vgl. AEPLI (Fn. 26), S. 155; NIEDERHAUSER (Fn. 9), S. 35; ZWICK (Fn. 26), S. 174; ZANKL (Fn. 29), S. 429; BRINTZINGER (Fn. 2), S. 461; GRAF-SCHELLING (Fn. 6), S. 101f.

64 Die im 11. Jahrhundert in De casibus monasterii Ekkeharti IV. wiedergegebene Anekdote hier nach Johannes DUFT, Der Bodensee in Sankt-Galler Handschriften, 3. Aufl. 1979, S. 18, S. 89.

65 Vgl. z. B. NIEDERHAUSER (Fn. 9), S. 30ff.

66 Dazu AEPLI (Fn. 26), S. 163; REBER (Fn. 31), S. 109; Otto GÖNNENWEIN, Die Rechtsgeschichte des Bodensees bis zum Dreißigjährigen Krieg. In: SchrVG Bodensee 69 (1949/50), S. 27–61, hier S. 60; ZANKL (Fn. 29), S. 382.

67 Im Rahmen der eidgenössischen Vorbereitungen auf den Raßlerschen Vertrag (dazu vgl. bei Fn. 113); vgl. AEPLI (Fn. 26), S. 170; RETTICH (Fn. 9), S. 49.

68 Quellenauszüge bei AEPLI (Fn. 26), S. 153; vgl. HEIMLICH (Fn. 22), S. 66f.; ZANKL (Fn. 29), S. 385f. 69 So AEPLI (Fn. 26), S. 153.

70 Vgl. RETTICH (Fn. 9), S. 9; REBER (Fn. 31), S. 112.

71 Vgl. BRINTZINGER (Fn. 2), S. 477.

72 GRAF-SCHELLING (Fn. 6), S. 58f.



Den deutschen Standpunkt hat das Auswärtige Amt mehrfach brieflich, zuletzt wohl 1976 bündig dahin formuliert<sup>73</sup>: Die Bundesrepublik hat sich auf keine der beiden Auffassungen festgelegt und hält die Frage für nach wie vor unbeantwortet<sup>74</sup>.

Der Umstand, daß die Berechtigten selbst ihre unterschiedlichen Meinungen für nicht dringend klärungsbedürftig halten<sup>75</sup>, und die Beobachtung, daß die praktische Arbeit über die Grenzen hinweg davon nicht wesentlich berührt wird, sind zwar erfreulich, sollten aber auch nicht verharmlost werden. Diese Frage war einmal (1867) bei den Verhandlungen über die erste Internationale Schifffahrts- und Hafensordnung nahezu entscheidungsreif im Sinne der Realteilung, ist dort aber aus mehr äußerlichen Gründen nicht behandelt worden<sup>76</sup>. Dann hat sie jahrzehntelang in der Praxis keine Rolle mehr gespielt. Auffallenderweise erwies sie sich aber nach dem 2. Weltkrieg<sup>77</sup>, allen gutnachbarlichen Äußerungen zum Trotz, als schwerer Hemmschuh. Über zwei Jahre (von 1968 bis Ende 1970) waren die Verhandlungen über die neue Schifffahrtsordnung wegen dieser Frage blockiert<sup>78</sup>. Erst als man es aufgrund einer Anregung von Schweizer Seite<sup>79</sup> geschafft hatte, sie auszuklammern und für die praktischen Bedürfnisse der Polizei sogenannte Vollzugs- und Ausschließlichkeitsbereiche einzurichten<sup>80</sup>, kamen die Verhandlungen schließlich zum günstigen Ende. Die Auffassung, offensichtlich hänge der Erfolg der Verhandlungen von der Lösung und endgültigen Klärung dieses zentralen Problems ab<sup>81</sup>, erwies sich letztlich als zu pessimistisch.

Soviel als Skizze des Problemstandes in Rechtslehre und Praxis.

#### IV

Die Richtung, in der man angesichts dieser Lage die Lösung der anstehenden Probleme mit Aussicht auf Erfolg suchen sollte, zeichnet sich ab, wenn man sich die Genese des Rechtsproblems und seine bisherige Behandlung vor Augen stellt. Zwar haben historische Argumente auch in der bisherigen Diskussion stets eine hervorragende Rolle gespielt. Es scheint aber, daß man sie zu einseitig verwertet hat, nämlich nur für die begriffliche Einordnung des Rechtsobjektes Bodensee<sup>82</sup>. Zu überprüfen ist schon die Einteilung der Rechtsentwicklung in die Zeit vor

73 Vgl. ZANKL (Fn. 29), S. 429; GRAF-SCHELLING (Fn. 6), S. 56.

74 Unter den deutschen Staaten bzw. Ländern scheint Bayern konstant den Standpunkt des Kondominiums vertreten zu haben, während Baden schwankte und Württemberg für die Realteilung eintrat. Vgl. SCHUSTER (Fn. 8), S. 77-94; ALLGEUER (Fn. 49), S. 24; v. BAYER-EHRENBERG (Fn. 48), S. 39-42; ZANKL (Fn. 29), S. 425, 427; BRINTZINGER (Fn. 2), S. 450, 463, 474, 478f.

75 So auch BAUER (Fn. 29), S. 219; anderer Ansicht v. BAYER-EHRENBERG (Fn. 48), S. 43.

76 Dazu vgl. REBER (Fn. 31), S. 145; ZANKL (Fn. 29), S. 386f.; BRINTZINGER (Fn. 2), S. 472 mit weiteren Nachweisen.

77 Zur Situation während der beiden Weltkriege vgl. ZANKL (Fn. 29), S. 427f.; GRAF-SCHELLING (Fn. 6), S. 21f.; Hans BECKER, Die Rechtsverhältnisse an der Schweizergrenze. Jur. Diss. Zürich 1931, S. 119-122.

78 GRAF-SCHELLING (Fn. 6), S. 23.

79 So Dieter BULLINGER, Seegrenzen im Bodensee. In: Bodensee Hefte 4 (1980), S. 12-14, hier S. 14.

80 Vgl. Hans Joachim PIEPER, Der Bodensee und die Hoheitsrechte. In: Internationale Bodensee- und Bootsnachrichten 5 (1976), S. 12-14. Kartenskizze auch bei GRAF-SCHELLING (Fn. 6), S. 118.

81 So BRINTZINGER (Fn. 2), S. 451.

82 Kritisch gegenüber der Art, wie die juristische Literatur die historischen Fakten auswertet, schon GÖNNENWEIN (Fn. 66), S. 28.

und nach dem Westfälischen Frieden<sup>83</sup>. Zwar ist es richtig, daß erst seitdem das Grenzproblem ein eigentlich völkerrechtliches ist, weil erst 1648 die Abtrennung der Eidgenossenschaft vom Reich rechtlich beendet wurde<sup>84</sup>. In der tatsächlichen Rechtsentwicklung spiegelt sich jedoch dieses Ereignis nur in geringem Maße wider. Zum einen war faktisch die Loslösung schon seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert vollzogen, und die Auseinandersetzung um die Hoheit am See bestand vor 1648 ebenso wie danach. Eher ist die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert ein geeigneter Gliederungspunkt. Hier erst tritt der moderne Staat an allen Ufern des Sees in Erscheinung, und das die frühere Zeit kennzeichnende Merkmal, daß die Interessengegensätze nicht selten mit nicht friedfertigen Mitteln ausgetragen werden, verschwindet. Streit und Hader, gewaltsame Durchsetzung der eigenen Rechtsanschauung beherrschen die ältere Zeit mehr als die, freilich auch nicht zu übersehenden und abzuwertenden Versuche, Fragen friedlich und einvernehmlich zu lösen.

Anfänglich galt für den See jener Grundsatz, den das Sächsische und in seinem Gefolge das sogenannte Schwäbische Landrecht im 13. Jahrhundert so ausdrücken: Welches Wasser strömend fließt, das ist gemein, darin zu fahren und zu fischen<sup>85</sup>. Der Bodensee gilt 1452 als Eigen von Kaiser und Reich<sup>86</sup>. Aber die hier genannten ursprünglichsten Nutzungsarten werden seit dem Mittelalter zunehmend in Sonderrechte überführt.

Das gilt zum einen von der Fischerei in der Uferzone. Es ist ein im einzelnen kompliziertes Ineinandergreifen von privat eingerichteten Nutzungsmöglichkeiten (die Reiser und Gewelle werden häufig genannt), von Interessen der berufsmäßigen zünftigen Fischer, den ihnen gewährten Privilegien und den von der jeweiligen Uferobrigkeit erlassenen Fischereiordnungen, das allmählich am ganzen See zum Ausscheiden des Ufergebietes aus dem freien See, soweit es um den Fischfang geht, führt<sup>87</sup>.

83 Diese Einteilung liegt den beiden rechtsgeschichtlichen Arbeiten über den Bodensee zugrunde: GÖNNENWEIN (Fn. 66) behandelt die Zeit bis zum, SCHUSTER (Fn. 8) die Zeit seit dem Dreißigjährigen Krieg. Vgl. auch KURZ (Fn. 9), S. 349.

84 Ein beachtliches Argument gegen die Erstreckung der Gebietshoheit der Schweiz auf den Bodensee seit 1648, das freilich näherer Untersuchung bedürfte, bringt KURZ (Fn. 9), S. 349f.; DERS., Der Bodensee – steuerrechtliches Inland der Bundesrepublik? In: Deutsches Steuerrecht 13. 1975, S. 461–463, hier S. 463.

85 *Swelke water strames vlut, dat is gemene to varene unde to vischene dar inne*. So Sachsenspiegel Landrecht II 28 § 4 Satz 1, nach der Ausgabe von Karl August ECKHARDT 1955 (Neuausgabe: Bibliotheca rerum historicarum, Land- und Lehnrechtsbücher 1. 1973). Im Schwabenspiegel Landrecht 197 b: *Iegeliches wazzers rames fluz ist gemeinde zu varene und ze vischene*. So nach der Ausgabe v. Friedrich L. A. FRHR. v. LASSBERG 1840 (Bibliotheca rerum historicarum. Neudruck 2. 1972).

86 Privileg Kaiser Friedrichs für den Grafen von Montfort von 1452, mitgeteilt von ERNST (Fn. 51), S. 324.

87 Zur Geschichte der Fischerei vgl. insbesondere STOFFEL (Fn. 21) 1906; STRIGEL (Fn. 34) 1910; Walther SCHILT, Die Fischerei im Bodensee und Rhein nach schweizerischem und internationalem Recht. Jur. Diss. Heidelberg 1910; Fr. SCHALTEGGER, Die Hoheitsgrenze und die Fischereigerechtigkeit im Konstanzer Trichter. In: Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte 60. 1921, S. 59ff.; DERS., Anmerkungen zu Strigel (siehe oben), SchrVG Bodensee 39 (1910), S. 150–156; REBER (Fn. 31) 1926, S. 175ff.; Karl EICHORN, Die Bodenseefischerei in ihrer geschichtlichen Entwicklung und in ihrer Regelung im internationalen und einzelstaatlichen Recht. Jur. Diss. Würzburg 1930; Walter MÜNCH, Das Fischereirecht des Bodensees im Mittelalter. Jur. Diss. Graz 1943 (masch.); STOLZ (Fn. 40) 1947, S. 31–35; GÖNNENWEIN (Fn. 66) 1949/50, insbes. S. 35, 39, 44, 48; SCHUSTER (Fn. 8) 1951; Horst KNALL, Die Vorarlberger Bodenseefischerei. Beiträge zur alpenländischen Wirtschafts- und Sozialforschung 94. 1970.

1249 schon läßt sich das Kloster Mehrerau sein Fischereirecht im Bodensee vom Papst garantieren<sup>88</sup>. 1366 läßt der Kellermeister der Reichenau Fischer, die in seinem Gebiet gefischt hatten, blenden<sup>89</sup>. Seit dem 14. Jahrhundert erringt sich der Graf von Montfort-Tettnang ein offenbar gutes Fischereigebiet zwischen Langenargen und Nonnenhorn, aus dem er 1393 dem Kloster Stams in Tirol 1000 Gangfische jährlich stiften kann<sup>90</sup>. Das geht nicht ohne Auseinandersetzungen, vor allen Dingen mit den Lindauer Fischern ab. In diesem Zusammenhang ist dann 1432 anscheinend erstmals vom »freien Bodensee« die Rede. Ihre Fischer, behauptet der Rat von Lindau, hätten gefischt *auf dem freien See, der doch menniglich frei sei*<sup>91</sup>. Die Auseinandersetzung setzt sich in den folgenden Jahren fort; 1455 scheint es zu einem Kompromiß gekommen zu sein<sup>92</sup>.

Rund 140 Jahre (von 1488 bis 1627) dauerte die Auseinandersetzung um die Fischereirechte der Mainau vor Egg und Litzelstetten. Entscheidend wurde das Jahr 1624<sup>93</sup>. Die Mainauer griffen gegenüber den Überlingern zu Selbsthilfe und *tasteten sie mit Hellebarden und Spießen an ihren wohlhergebrachten bieder männlichen Ehren zum höchsten an* (es setzte Prügel) und zogen den Fang (26 Felchen und 1 Hecht) samt dem Fischerzeug ein. Es kam zum Streit vor dem Reichskammergericht, den die Überlinger letztlich verloren. Nicht unschuldig daran war ihr Anwalt, der spätere Bürgermeister Johann Heinrich von Pflummern. Er verstieg sich in seinem Gutachten von 1624 zu der Behauptung, selbst Kaiser und Papst könnten den Untertanen ihr Fischereirecht nicht rechtsgültig beschränken. Der Kaiser vermerkte es höchst übel, daß der Anwalt sich nicht gescheut habe, *die Vollkommenheit der kaiserlichen Macht ohne gebührenden Respekt mit allerhand Vorwänden in Disputat zu ziehen*. Damit war wohl das Klima für die Erörterung der sachlichen, immerhin nicht unbeachtlichen Einwände der Überlinger so gründlich zerstört, daß der Kaiser kurzerhand der Mainau die Rechte bestätigte.

Über diesen Auseinandersetzungen soll freilich nicht vergessen werden, daß einzelne Obrigkeiten oder auch mehrere gemeinsam seit dem Ausgang des Mittelalters Schutzvorschriften für die Fischerei erließen, auch um dem häufigen Mangel<sup>94</sup> an Fischen zu steuern<sup>95</sup>. 1790 wurde sogar eine allgemeine Fischereikonferenz in Konstanz abgehalten, die aber dann infolge der kriegerischen Ereignisse und der Staatsumwälzungen keine praktische Bedeutung mehr erlangte<sup>96</sup>.

Hinsichtlich der Schifffahrt gibt es mehrere Ansatzpunkte, aus denen Streit entstehen konnte. Das eine ist die Erteilung ausschließlicher Fährekonzessionen. Daß sie ein gewinnbringendes Unternehmen sind, weiß man nicht erst seit den guten Bilanzen der Konstanzer

88 GÖNNENWEIN (Fn. 66), S. 37; STOLZ (Fn. 40), S. 32.

89 GÖNNENWEIN (Fn. 66), S. 36; STRIGEL (Fn. 34), S. 100.

90 GÖNNENWEIN (Fn. 66), S. 37.

91 GÖNNENWEIN (Fn. 66), S. 37; STOLZ (Fn. 40), S. 33.

92 Vgl. dazu schon Fn. 51. – Zu Lindaus Fischereirechten vgl. auch Georg Leonhard HARTMANN, Über den Bodensee. St. Gallen 1795, S. 47.

93 Das folgende nach STRIGEL (Fn. 34), S. 105–109; vgl. auch GÖNNENWEIN (Fn. 66), S. 38.

94 Vgl. DUFT (Fn. 64), S. 18f.; STOLZ (Fn. 40), S. 34; ERNST (Fn. 51), S. 323, Anm. 4.

95 Dazu insbesondere STRIGEL (Fn. 34), Kapitel Fischschutz, S. 118–135.

96 STOLZ (Fn. 40), S. 34; STOFFEL (Fn. 21), S. 223–226. Eine allgemeine Regelung erfolgte erst ein Jahrhundert später, 1893; dazu unten bei Fn. 151.

Stadtwerke. Schon 1179 erreichte es der Konstanzer Bischof, daß Friedrich Barbarossa ein von ihm selbst dem Grafen von Pfullendorf verliehenes Fährrecht zwischen Uhltingen und Egg zu Gunsten des Bischofs aufhob, der seinerzeit den Heimfall des verlehnten Fährrechts zwischen Meersburg und Konstanz zu erwarten hatte und keine Konkurrenz haben wollte<sup>97</sup>.

Diese Fahrrechte werden allmählich ausschließliche Transport-Konzessionen für bestimmte privilegierte Schiffer<sup>98</sup>. 1459 können sich die Anwohner von Steinach gegenüber ihrem Herrn vor dem Rat von St. Gallen nicht mehr mit ihrer Ansicht durchsetzen, *sie hofften und vertrauten, daß der See ein freier Bodensee wäre, und daß niemand eine Gerechtigkeit oder Gewalt vor dem anderen darin haben solle*<sup>99</sup>. Die um die Mitte des 15. Jahrhunderts häufiger zu findende<sup>100</sup>, bis ins 18. Jahrhundert auftauchende<sup>101</sup> Redewendung vom *freien Bodensee* deutet jeweils darauf hin, daß es mit dieser Freiheit tatsächlich schlecht bestellt war. Von Wegnahme von Schiffen, von Raubüberfällen und Geleitsbrüchen unter verschiedensten Vorwänden ist mehrfach die Rede<sup>102</sup>. 1457 sieht Konstanz seine Handelsinteressen wegen eines Überfalls auf Nürnberger Kaufleute auf dem See so sehr gefährdet, daß es die Initiative zu einer Versammlung der rings um den See gelegenen Städte ergreift, auf der Maßnahmen zum Schutz der fremden Kaufleute *auf dem freien Bodensee* beschlossen werden sollen<sup>103</sup>.

Die wichtigste Schutzmaßnahme bot das sogenannte Geleitrecht, das vor allem zwischen Lindau und Konstanz streitig war, bis man sich 1632 darüber verständigen konnte<sup>104</sup>. Lindau hatte hier eine Vormachtstellung erlangt; dort war die Hauptstation für die schnellen Jagdboote<sup>105</sup>, mit denen die Sicherheit im Wege des sogenannten Bekreuzens des Sees gewährleistet werden sollte, oder die Fruchtsperren<sup>106</sup> (Ausfuhrverbote für Getreide in die Schweiz aus Kriegs- oder Vorsorgegründen) durchzusetzen waren. Die Verlockung, durch heimliche Fahrten von Neben- und Winkelhäfen zusätzlichen Gewinn zu machen, mußte durch eine schlagkräftige Überwachung gemindert werden.

Hier entzündete sich nun durch das Eingreifen Österreichs ein neuer, langdauernder und heftiger Streit mit den Ständen des schwäbischen Reichskreises<sup>107</sup>. Das Haus Österreich hatte

97 Vgl. Helmut MAURER, Fährre, Burg und Markt, Studien zum vorstädtischen Meersburg. In: Die Stadt in der europäischen Geschichte. Festschrift Edith Ennen, hg. Werner BESCH u. a. 1972, S. 259–269, hier S. 265f.; GÖNNENWEIN (Fn. 66), S. 41.

98 Dazu STOLZ (Fn. 40), S. 25–30; AEPLI (Fn. 26), S. 175: Streit zwischen Lindau und Rheintaler Schiffern über Abfuhrgebühren 1666.

99 St. Galler Urkundenbuch VI (Fn. 100), Nr. 6350.

100 Ausgewertet wurde das Urkundenbuch der Abtei Sanct Gallen VI, bearb. Traugott SCHIESS u. Paul STAERKLE. 1955.

101 Belege aus 1530 und 1562 bei STRIGEL (Fn. 34), S. 96; Belege aus 1711 und 1741 bei REBER (Fn. 31), S. 128.

102 1445 Januar 2, Februar 6, Februar 12, Mai 5, November 24: StGallerUB VI Nr. 4651, 4665, 4668, 4683, 4714; 1446 Februar 7, März 31, August 8: ebd. Nr. 4729, 4748, 4791; 1450 August 28: ebd. Nr. 5190; 1459 Dezember 4: ebd. Nr. 6371.

103 1457 März 4: StGallerUB VI Nr. 6037.

104 GÖNNENWEIN (Fn. 66), S. 42f.

105 STOLZ (Fn. 40), S. 28.

106 AEPLI (Fn. 26), S. 174ff.; REBER (Fn. 31), S. 110f.; NIEDERHAUSER (Fn. 9), S. 33; GRAF-SCHELLING (Fn. 6), S. 6.

107 Vgl. REBER (Fn. 31), S. 180ff.; ERNST (Fn. 51), S. 325.

nicht nur Feldkirch mit Fußach und Bregenz am einen, sondern auch Konstanz am anderen Ende des Sees in seiner Botmäßigkeit, seit 1656 die Landgrafschaft Nellenburg und im 18. Jahrhundert schließlich noch Wasserburg und Montfort erworben. Diese politische Prädominanz am Bodensee sollte auf dem See zunächst tatsächlich durchgesetzt werden, um sie dann später auch rechtlich abzusichern<sup>108</sup>.

Vor allem vor Konstanz entbrannte der Streit heftig gegenüber dem Thurgau<sup>109</sup>. 1676 wurde eine Landestelle am Kreuzlinger Hörnle gewaltsam beseitigt<sup>110</sup>. 1680 wurden Münsterlinger Fischer gefangengenommen<sup>111</sup>. 1682 überfielen Konstanzer Soldaten ein Schiff auf dem Weg von Hagnau nach Bottighofen auf dem offenen See, verbrachten es nach Konstanz, setzten einige mitfahrende Juden fest und nahmen ihnen vier Pferde weg. Die Reaktion hierauf war die Sequestration der Konstanzer Bürgern aus dem Thurgau zufließenden Einnahmen durch den Thurgauer Landrichter. Erst dieser wirtschaftliche Druck zwang zum Einlenken<sup>112</sup>.

Gleichwohl konnte sich die Schweiz in der ersten vertraglichen Regelung vom 5. Dezember 1685, dem sogenannten Raßler'schen Vertrag, nicht ganz durchsetzen<sup>113</sup>. Konstanz blieb vielmehr Herr im Trichter bis zum Ufer des Thurgaus. Die unklare Abgrenzung des Jurisdiktionsgebietes führte aber auch im 18. Jahrhundert zu einem (wörtlich zu nehmenden) Hick-Hack um die Kreuzlinger Landungspfähle, die immer wieder eingerammt und von den Konstanzern umgehauen wurden<sup>114</sup>, bis am 28. Februar 1786 im Damian'schen Vertrag eine Klärung erfolgte<sup>115</sup>.

Mehrere Denkschriften, die der Schwäbische Kreis an den Kaiser bzw. an die Kurfürsten zu den Verhandlungen bei den Wahlkapitulationen 1711 und 1741 einreichte<sup>116</sup>, ergeben, wie sehr man darum bemüht war, die dauernden Ansprüche des Hauses Österreich zurückzuweisen<sup>117</sup>: Österreichische Beamte hatten jedesmal, wenn sie von Bregenz oder von Stockach aus bewaffnet auf den See ausgelaufen seien und einige Schiffe angefahren hätten, dem anderen Teil Satisfaktion leisten müssen<sup>118</sup>; der Konstanzer Vizekommandant mußte sogar seine Charge

108 Vgl. AEPLI (Fn. 26), S. 173; REBER (Fn. 31), S. 120–130; STOLZ (Fn. 40), S. 14 ZANKL (Fn. 29), S. 383f.; BRINTZINGER (Fn. 2), S. 458.

109 Zur Vorgeschichte vgl. AEPLI (Fn. 26), S. 166ff.; NIEDERHAUSER (Fn. 9), S. 25f.; ZWICK (Fn. 26), S. 175.

110 AEPLI (Fn. 26), S. 168; REBER (Fn. 31), S. 112.

111 AEPLI (Fn. 26), S. 168f.; REBER (Fn. 31), S. 112.

112 AEPLI (Fn. 26), S. 169f.; REBER (Fn. 31), S. 113f.

113 Der Text ist anscheinend noch nicht vollständig ediert. Zur Vorgeschichte vgl. AEPLI (Fn. 26), S. 170ff.; REBER (Fn. 31), S. 113; NIEDERHAUSER (Fn. 9), S. 26, Anm.

114 1676 umgehauen, nach 1685 erneuert, 1693 wiederum abgehauen und wiederum hergestellt, 1733 erneut umgehauen, 1735 wiederum hergestellt, 1757 erneuert; so nach AEPLI (Fn. 26), S. 168, 178f.

115 Dazu AEPLI (Fn. 26), S. 178ff.; RETTICH (Fn. 9), S. 114f.; ZWICK (Fn. 26), S. 177.

116 Vgl. REBER (Fn. 31), S. 120–130; BERCHTOLD (Fn. 41), S. 402.

117 Die folgenden Vorfälle sind den Rationes, die jenen Denkschriften beigefügt waren, entnommen. Die von REBER (Fn. 31), S. 178–183 abgedruckte Fassung von 1741 stimmt mit der undatierten Fassung der 2. Ausgabe von Wegelins Dissertation (Fn. 124) von 1760 überein. Der Originalausgabe der Dissertation von 1742 ist noch die Fassung von 1711 beigefügt; diese auch bei Rettich (Fn. 9), S. 20–26. Diese Vorfälle erwähnt auch Johann Jacob MOSER, Staatsrecht des Fürstlichen Hoch-Stifts Costanz, wie auch der Fürstlichen Abtey Reichenau. Leipzig 1740, S. 48

118 Ratio (Fn. 117) X., bei REBER (Fn. 31), S. 180, bei WEGELIN 1760 (Fn. 124), S. 413, bei RETTICH (Fn. 9), S. 23f.

satisfaktionshalber quittieren, der Landschreiber von Stockach eine förmliche Abbitte vor dem Abgesandten des Kreisvorsitzenden, des Bischofs von Konstanz, tun<sup>119</sup>; während des spanischen Erbfolgekrieges (vermutlich um 1703) wurden ein Leutnant und drei oder vier Musketiere, die auf Befehl des österreichischen Amtes zu Bregenz auf dem See kreuzten, nach Meersburg eingeholt, vier Wochen lang mit Arrest belegt und nicht eher entlassen, bis jenes Amt 150 Gulden für die Azungskosten und nochmals 150 Gulden zur wohlverdienten Strafe bezahlt hatte<sup>120</sup>. Vorfälle, wie die des Rheinecker Marktschiffes (1693)<sup>121</sup> und des St. Galler Kälberschiffes (1744)<sup>122</sup> wurden nicht nur damals viel beachtet, sondern auch in der späteren Literatur vielfach juristisch ausgeschlachtet<sup>123</sup>. Im Kontext dieser Auseinandersetzung, insbesondere im Zusammenhang mit der Denkschrift von 1741 dürfte wohl auch die erste juristische Dissertation zum Bodenseerecht des nachmaligen Lindauer Bürgermeisters, Johann Christoph Wegelin, Jena 1742, entstanden sein<sup>124</sup>. Sie ist im wesentlichen eine Verteidigungsschrift für die Rechte des Schwäbischen Kreises und die besonderen Vorrechte der Stadt Lindau im Bodensee.

Die Beispiele ließen sich vermehren<sup>125</sup>. Gleichwohl wäre es verfehlt, das Bodenseewasser in dieser Zeit gleichsam blutrot zu malen. Es gibt natürlich lange Zeiten der Ruhe und auch Ansätze zur Gemeinsamkeit<sup>126</sup>; aber diese Gewaltmaßnahmen auf dem See fallen doch besonders ins Auge<sup>127</sup>, wenn man sie mit den Verhältnissen seit dem 19. Jahrhundert vergleicht.

## V

Nach der Neuordnung der Staatenwelt im Herzen Europas kam die Rechtslage des Bodensees etwa seit 1825 wieder zur Sprache<sup>128</sup>, und zwar zunächst aus nationalen Gründen. Die Eidgenossenschaft strebte die Abklärung ihrer Nationalgrenzen an. Anfragen an die Kantone und ein im Bundesarchiv ad acta gelegtes Gutachten des eidgenössischen Kanzlers Am Rhyn von 1840 regten zwar an, die Grenzen am See deutlich zu ziehen<sup>129</sup>, aber diese politischen

119 Ratio (Fn. 117) XIII., bei REBER (Fn. 31), S. 182, bei WEGELIN 1760 (Fn. 124), S. 415. In der Fassung von 1711 ist diese Ratio sehr viel knapper, dieser Punkt erscheint als II. Special-Information und bezeichnet den Land-Schreiber Roth von Stockach als noch lebend; bei RETTICH (Fn. 9), S. 26.

120 Ratio (Fn. 117) XIII., bei REBER (Fn. 31), S. 182, bei WEGELIN 1760 (Fn. 124), S. 415, in der Fassung von 1711 als I. Special-Information; bei RETTICH (Fn. 9), S. 25. – Die Zeitangabe bei MOSER (Fn. 117): *um das Jahr 1600. etliche 90.*

121 AEPLI (Fn. 26), S. 177; REBER (Fn. 31), S. 116; RETTICH (Fn. 9), S. 75; NIEDERHAUSER (Fn. 9), S. 34; ZANKL (Fn. 29), S. 384.

122 AEPLI (Fn. 26), S. 177; REBER (Fn. 31), S. 116; NIEDERHAUSER (Fn. 9), S. 34; ZANKL (Fn. 29), S. 384.

123 Die Verweise in Fnn. 121, 122, sind keine vollständige Auflistung.

124 Originalausgabe: Johann Christoph WEGELIN, *Dissertatio inauguralis de Dominio maris suevici vulgo Lacus Bodamici*, Jena 6. Juli 1742, praeside Christian Gottlieb BUDER (daher in der älteren Literatur zum Teil auch unter Buders Namen angeführt). – Neuauflage mit unwesentlichen Abweichungen im Text – vgl. aber das Fn. 51 a. v. Runs Gesagte – und wesentlich vermehrten urkundlichen Anlagen in: *Thesaurus Rerum Suevicarum* 4. Lindau 1760, S. 378–421.

125 Vgl. AEPLI (Fn. 26), S. 176, 177, 181; REBER (Fn. 31), S. 117; GÖNNENWEIN (Fn. 66), S. 52.

126 Vgl. z. B. die nach langen Schwierigkeiten erreichte Regelung über die Lotsenfrage an der Konstanzer Rheinbrücke 1658, erneuert 1752; dazu SEUTTER VON LOEZEN (Fn. 20), S. 95f.

127 Zu den Kriegsflottillen auf dem Bodensee 1648/1649, 1799/1800 und 1809, vgl. AEPLI (Fn. 26), S. 181; STOLZ (Fn. 40), S. 28; ZANKL (Fn. 29), S. 384; NIEDERHAUSER (Fn. 9), S. 36.

128 1825/1826 wird die Frage in Wien erörtert; vgl. ZANKL (Fn. 29), S. 385; BRINTZINGER (Fn. 2), S. 455.

129 Vgl. AEPLI (Fn. 26), S. 151; NIEDERHAUSER (Fn. 9), S. 38.

Vorstöße fruchteten nicht<sup>130</sup>. St. Gallen bestritt sogar 1838 die Wünschbarkeit einer Ausmitte-  
lung der Grenze, weil die bestehenden staatlichen Ordnungen der beidseitigen Staaten ein  
genügendes Surrogat darstellten<sup>131</sup>. Es kam daher zunächst nur zur Erneuerung der alten  
Verträge über die Grenzziehungen im Untersee 1854<sup>132</sup> und über die Grenze im Konstanzer  
Trichter 1878<sup>133</sup>. Ernsthaft besprochen unter den Staaten wurde die Grenzziehung nur 1867,  
bei der Gelegenheit der Vereinbarung der Internationalen Schifffahrts- und Hafenordnung  
(ISHO)<sup>134</sup>.

Die Bregenzer Konferenz war in jenem Jahre vor die Aufgabe gestellt, eine gemeinsame  
Regelung für die mit der neu aufgeblühten Bodenseeschifffahrt aufgekomenen Probleme zu  
finden<sup>135</sup>. Damit wird auf einen anderen, und zwar den für die weitere Rechtsentwicklung am  
Bodensee letztlich maßgeblich gewordenen und gebliebenen Faktor verwiesen. Die nationalen  
Abgrenzungsbedürfnisse werden zurückgedrängt und bleiben bis heute unbefriedigt. Die  
wirtschaftlichen, d. h. die für Handel und Wandel der Bewohner des Bodenseeraumes kaum  
weniger wichtigen Interessen führten seither die Politiker zusammen und lassen sie bis heute zu  
vernünftigen Ergebnissen, unbeschadet der juristischen Grundsatzdiskussion, kommen. Diese  
Wirtschaftsbedürfnisse sind der Motor der neuen Entwicklung des Rechts am See. Ihr Symbol  
war gleichsam die Einführung des Motors auf dem Wasser, zunächst des Dampfmotors für den  
Warenverkehr, dann des Explosionsmotors auf den Fischerbooten. Wohin die Entwicklung seit  
dem 19. Jahrhundert gegangen ist, mag man angesichts folgender Feststellung von 1884  
ermessen: *... der weltbeherrschende Dampf hat sich auch auf dem Bodensee eingebürgert.  
Übrigens sieht man immerhin bei günstigem Wetter und Wind noch manches weiße Segel quer  
über den Bodensee und auch von Friedrichshafen und Lindau nach Konstanz hinabfahren*<sup>136</sup>.

Seit Württemberg 1824 das erste Dampfschiff in Betrieb genommen hatte, änderten sich die  
wirtschaftlichen Seiten des Transportgewerbes auf dem See grundlegend<sup>137</sup>. Unter dem Einfluß  
des Liberalismus der Zeit wurden die alten Verhältnisse gründlich geändert<sup>138</sup>. Die Inhaber der  
alten Rechte wurden finanziell entschädigt, die Schifffahrtsfreiheit wurde hergestellt<sup>139</sup>. Schon

130 AEPLI (Fn. 26), S. 152, verweist auf einen von der Bundesversammlung am 20. Dezember 1854  
bekräftigten Beschluß, der ohne Auswirkungen blieb.

131 Vgl. AEPLI (Fn. 26), S. 153; ZANKL (Fn. 29), S. 385.

132 Zum Vertrag von 1554 vgl. bei Fn. 26. Zum Vertrag von 1854 vgl. GRAF-SCHELLING (Fn. 6), S. 10,  
S. 32f.

133 Zur Vorgeschichte vgl. bei Fnn. 113–115, zur Regelung von 1878 vgl. bei Fn. 35.

134 Vgl. AEPLI (Fn. 26), S. 152; RETTICH (Fn. 9), S. 61–64; v. MARTITZ (Fn. 19), S. 293f.; STOFFEL (Fn.  
21), 279–291; REBER (Fn. 31), S. 171ff.; NIEDERHAUSER (Fn. 9), S. 40–44; v. BAYER-EHRENBERG (Fn. 48),  
S. 40f.; KOLB (Fn. 2), S. 17; GRAF-SCHELLING (Fn. 6), S. 13–17.

135 Vgl. unten bei Fnn. 137ff.

136 H. FRÖHLICH, Die Schifffahrt auf dem Bodensee. In: SchrVGBodensee 13 (1884), S. 189–192, hier  
S. 190.

137 Zur Schifffahrtsgeschichte seit dem 19. Jahrhundert vgl. FRÖHLICH (Fn. 136); Eberhard GRAF  
ZEPPELIN, Geschichte der Dampfschifffahrt auf dem Bodensee 1824–1884. In: SchrVGBodensee 14 (1885),  
S. 39–79; Friedrich PERNWERTH v. BÄRNSTEIN, Die Dampfschifffahrt auf dem Bodensee und ihre  
geschichtliche Entwicklung. 1–2. Wirtschafts- und Verwaltungsstudien mit besonderer Berücksichtigung  
Bayerns XXI–XXII. 1905, 1906.

138 Vgl. schon AEPLI (Fn. 26), S. 185; REBER (Fn. 31), S. 172f.

139 Dazu ZEPPELIN (Fn. 137), S. 41–45.

1847 entstand der erste gemeinsame Fahrplan für den Obersee<sup>140</sup>; dann brachten die 50er und 60er Jahre des vergangenen Jahrhunderts die entscheidenden vertraglichen Regelungen. 1853 kam eine zweiseitige Schifffahrtsregelung zwischen der Schweiz und Bayern zustande<sup>141</sup>. 1854 folgten die Regelung der Telegraphenleitung zwischen der Schweiz und Württemberg<sup>142</sup> und die erwähnte Erneuerung der Grenzverhältnisse im Untersee<sup>143</sup>. 1856/57 traten alle Anrainer des Sees, also einschließlich Österreichs, zur Regelung des Wasserablaufes bei Konstanz zusammen; die abgebrannte alte Mühle in der Konstanzer Rheinbrücke durfte nicht mehr aufgebaut werden, um den ungehinderten Wasserabfluß zu gewährleisten<sup>144</sup>. 1867 brachte – mehrere Schiffsunglücke hatten sich ereignet<sup>145</sup> – die bereits mehrfach genannte ISHO.

In diesen etwas mehr als 10 Jahren hatte man endgültig zu der Art der Problemlösung gefunden, die bis heute gilt: Die gemeinsame Suche nach Lösungen als Rechtsprinzip des praktischen Handelns<sup>146</sup>. Die späteren Verträge bis zum Ende des Jahrhunderts setzten diesen Weg fort<sup>147</sup>: 1878 die Modernisierung der Rechtsverhältnisse im Trichter<sup>148</sup>, dann zahlreiche Revisionen der ISHO<sup>149</sup> und vor allem 1893 die gleichartigen Regelungen über die Fischerei<sup>150</sup> auf dem Obersee<sup>151</sup>. 1897 folgte eine gemeinsame deutsch-schweizerische Untersee-Fischerei-

140 GRAF-SHELLING (Fn. 6), S. 9.

141 GRAF-SHELLING (Fn. 6), S. 9f.; REBER (Fn. 31), S. 174.

142 GRAF-SHELLING (Fn. 6), S. 10.

143 Vgl. bei Fn. 132.

144 Vgl. v. BAYER-EHRENBERG (Fn. 48), S. 40; GRAF-SHELLING (Fn. 6), S. 35.

145 Dazu ZEPPELIN (Fn. 137), S. 76–78; AEPLI (Fn. 26), S. 154; GRAF-SHELLING (Fn. 6), S. 9, 12. – Zum Vorhaben, das 1864 gesunkene Dampfschiff Jura zu heben, vgl. Fn. 7.

146 In diesem Sinne schon die abschließenden Bemerkungen von AEPLI (Fn. 26), S. 185f.

147 Vgl. z. B. die gemeinsame naturwissenschaftliche Erforschung des Bodensees Ende des 19. Jahrhunderts; dazu ROBERT GRADMANN, Abschnitt »Bodensee«. In: Beschreibung des Oberamts Tettngang, 2. Bearb. 1915, S. 618–637. Ferner vgl. das Übereinkommen über das Verfahren bei Beurkundung von Geburts- und Sterbefällen auf dem Bodensee vom 29. November 1878; dazu GRAF-SHELLING (Fn. 6), S. 37; REBER (Fn. 31), S. 193.

148 Dazu schon bei Fn. 133.

149 Nachweise bei GRAF-SHELLING (Fn. 6), S. 17ff.

150 Zur Handhabung der Fischerei um 1915 vgl. Artur SCHOTT, Abschnitt »Wirtschaftliche Verhältnisse«. In: Beschreibung des Oberamts Tettngang, 2. Bearb. 1915, S. 494–497, hier S. 496, sowie Hermann SCHALL, Unterabschnitt »Fischerei«, ebd., S. 526–529. Im übrigen vgl. die bei Fn. 87 angegebenen Schriften.

151 Die durch die Beschlüsse der Bevollmächtigtenkonferenz fortgebildete Übereinkunft von 1893 gilt bis heute fort. Sie begründet jedoch – im Unterschied zur früheren ISHO 1867 und zur heutigen Bodensee-Schifffahrts-Ordnung von 1973 (vgl. Fn. 28) – keine unmittelbaren Pflichten für die Bürger, sondern verpflichtet nur die Vertragsstaaten selbst, ihr innerstaatliches Recht den vertraglichen Regelungen anzupassen. Der derzeitige Stand ist: *Österreich*: (Vorarlberger) Gesetz über die Bodenseefischerei (Landesgesetzblatt 1976, Nr. 34) i. d. Fassung der Durchführungsberichtigung (ebd. Nr. 67); (Vorarlberger) Verordnung über die Ausübung der Fischerei am Bodensee (ebd. 1979, Nr. 29, i. d. Fassung ebd. Nr. 34). – *Schweiz*: Verordnung über die Fischerei im Bodensee-Obersee vom 4. Dezember 1979 (Amtl. Sammlung 1979, S. 187), eine mit vielen Illustrationen versehene Verordnung, die den Kantonen St. Gallen und Thurgau nur noch den Erlaß von Ausführungsbestimmungen übrig läßt; vgl. im Thurgauer Rechtsbuch (Loseblatt-Sammlung) Nr. 923. – *Deutschland, a. Bayern*: Verordnung über die Ausübung der Fischerei im Bodensee vom 13. August 1979 (Gesetz- u. Verordnungsblatt 1979, S. 277); *b. Baden-Württemberg*: Bodenseefischereiverordnung vom 27. Januar 1981 (Staatsanzeiger für Baden-Württemberg 1981, Nr. 12 vom 11. Februar, S. 8f.).



ordnung, die erst am 1. Januar 1979 von einer neuen, ebenfalls gemeinsamen Ordnung abgelöst wurde<sup>152</sup>.

Diese Neuordnung enthält übrigens noch geringe Reliquien einstiger Reichenauer Seeherrlichkeit<sup>153</sup>. Nach der neuen Ordnung ist der Konstanzer Landrat geborener Vorsitzender der Fischerei-Kommission<sup>154</sup>; das Landratsamt beruft und präsidiert die zwar nach Nationen getrennt wählende, aber gemeinsam tagende Versammlung der Schweizer und deutschen Berufsfischer auf der Insel Reichenau zur Wahl ihrer Vertreter in der Fischereikommission<sup>155</sup>; das Landratsamt übt die Fachaufsicht über den schweizerischen und den deutschen Fischereiaufseher aus<sup>156</sup>. Diese Prärogativen<sup>157</sup> leiten sich von der Rechtsstellung des Großherzogs ab, der trotz des Grenzvertrages von 1854 noch 1861 selbständig die Fischereiordnung für den gesamten Untersee erlassen konnte. Der Großherzog hatte seine Vorrechte vom Fürstbischof kraft der Säkularisation 1803 erworben, und diesem waren sie als Rechtsnachfolger der Reichenauer Äbte seit der Inkorporation 1535/40 zugewachsen.

Doch zurück zum Jahre 1867. Alle bis dahin erreichten gemeinsamen Schritte, auch die Erneuerung des Trichter-Vertrages 1878 und die Vereinbarung über die Behandlung der Standesamtsfälle von 1880, waren noch unbegleitet von rechtswissenschaftlichen Disputen vor sich gegangen. Außer ein paar knappen Hinweisen in der völkerrechtlichen Literatur ist das Interesse der Rechtswissenschaft am Bodensee gering<sup>158</sup>. Die 1868 der St. Gallischen Historischen Gesellschaft gehaltene Vorlesung des Landammans Aepli »Historische Darstellung der Hoheitsrechte der schweizerischen Eidgenossenschaft auf dem Bodensee«<sup>159</sup> ist eine wertvolle Materialsammlung— aber keine juristische Arbeit. Erst der Trichter-Vertrag scheint das Interesse geweckt zu haben, jedenfalls bei Professor von Martitz. Er veranlaßte die Tübinger Fakultät 1882, die akademische Preisfrage über das Thema zu stellen: Die staats- und völkerrechtlichen Verhältnisse am Bodensee<sup>160</sup>. Niemand wollte sich den Preis erringen; auch die wiederholte Ausschreibung 1883 blieb ohne Resonanz. Erst daraufhin entschloß sich ein württembergischer Finanzreferendar, Heinrich Rettich, das Thema zu bearbeiten; sein Buch erschien 1884<sup>161</sup>. Bereits 1885 rezensierte von Martitz das Werk kritisch und kam zum konträren Ergebnis<sup>162</sup>. Erst seit dieser Zeit ist das Rechtsobjekt Bodensee aus den Händen der

152 Die am 3. Juli 1897 in Konstanz abgeschlossene Vereinbarung (vgl. Egidio REALE, Bodensee Rechtsordnung. In: Schweizerische Juristische Kartothek Nr. 466 (1942), S. 1–4, hier S. 3, ist durch die Vereinbarung vom 2. November 1977 (Bad.-Württ. Gesetzblatt 1978, S. 210) mit Rechtskraft vom 1. Januar 1979 an (Gesetzblatt 1978, S. 605) ersetzt.

153 Zur Vorgeschichte vgl. STRIGEL (Fn. 34), S. 98–100; SCHILDT (Fn. 87), S. 22–25; NIEDERHAUSER (Fn. 9), S. 20 ff.; GÖNNENWEIN (Fn. 66), S. 35, 52 f.; ZWICK (Fn. 26); S. 174. – Ferner MOSER (Fn. 117), S. 64 f.

154 § 33 Abs. 2 Nr. 1 Unterseefischereiordnung 1977 (Fn. 152).

155 § 33 Abs. 3 Unterseefischereiordnung 1977.

156 § 29 Abs. 1 u. 4 Unterseefischereiordnung 1977.

157 Vgl. § 6 Abs. 1, § 7 Abs. 4, § 10 Abs. 3, § 11 Abs. 2 u. 3, § 39 Unterseefischereiordnung 1977.

158 Nachweise der Stellungnahmen von Karl Gottlob GÜNTHER 1792, PÖZL 1837, v. SEYDEL 1884, v. SARWEY (Fn. 30) 1883, BLUNTSCHLI 1881, siehe bei REBER (Fn. 31), S. 166–168.

159 AEPLI (Fn. 26).

160 So RETTICH (Fn. 9), Vorwort, S. VII.

161 In der Ausgabe 1884 ist nicht mehr zu erkennen, daß es sich um eine Tübinger (?) Dissertation handelt; BRINTZINGER (Fn. 2), S. 455, Anm. 38, bezeichnet sie als Straßburger Dissertation.

162 V. MARTITZ (Fn. 19).

Praktiker in das überhelle Licht der Rechtswissenschaft geraten: vom pragmatischen Interessenausgleich zum prinzipienschwangeren Jurisprudenzobjekt.

Seither leuchtet die Wissenschaft den See immer wieder ab auf der Suche nach seiner Rechtsform. Über die mit den Namen Rettich und von Martitz verbundene Alternative, Realteilung oder Kondominium, schien man bis in die jüngste Zeit nicht hinauszukommen. Die Hartnäckigkeit, mit der beide Standpunkte immer wieder verfochten wurden, legt allerdings die Vermutung nahe, daß beide Ansichten etwas für sich haben, daß der See sowohl in gewisser Weise real geteilt ist und in anderer Beziehung unter gemeinsamer Hoheit – oder besser gesagt – unter gemeinsamer Verantwortung steht. Ob man diese Verantwortung als völkerrechtliches Nachbarrecht etikettiert oder als Ausdruck ursprünglich gemeinsamer Souveränität definiert, dürfte wohl zweitrangig sein<sup>163</sup>. Da Rechtsgelehrte Staatsorgane nicht zwingen können, die aus diesen Grundsatzpositionen abgeleiteten Forderungen zu erfüllen, bleibt der Streit akademisch. Die Entwicklung seit dem 19. Jahrhundert deutet vielmehr darauf hin, daß es vorteilhaft war, daß die Verantwortlichen es bis heute nicht für nötig gefunden haben, den Ruf der Juristen zu hören, ihre jeweilige Ansicht über die Grenzziehung doch endlich autoritativ und vertraglich zu bewahrheiten<sup>164</sup>. Die scharfe Abgrenzung von Mein und Dein war immer und wird immer eine breite Quelle für Streitereien sein, stellte Seutter von Loezen 1764 fest<sup>165</sup>. Hingegen warnte v. Martitz 1885 aus der Erfahrung seiner Zeit vor dem Kondominat als einer »reichlich fließenden Quelle von Hader und nie erlöschender Streitigkeiten«<sup>166</sup>.

Jedenfalls ist seither das Bewußtsein für die gemeinsame Verantwortung gewachsen. Gerade seit den 70er Jahren, gipfelnd wohl im Thurgauer Verfassungsreferendum von 1973<sup>167</sup>, ist das festzustellen. Weitere Anzeichen sind das Bodenseemanifest von 1971<sup>168</sup>, die Gründung der Bodenseekonferenz 1972 (die nun nach 8 Jahren meldet, endlich arbeitsfähig zu sein)<sup>169</sup>, Raumplanungsunternehmen seit 1973<sup>170</sup>, die Herstellung der Reisefreiheit auf dem Bodensee seit 1974<sup>171</sup> und nicht zuletzt auch das im Vorarlberger Referendum zum Ausdruck gekommene Streben jedes Landes, mit den Nachbarn selber Verträge über die gemeinsam interessierenden Fragen abschließen zu können<sup>172</sup>. Bei der Lösung dieser Aufgaben hilft der Theorienstreit keinen Schritt weiter<sup>173</sup>.

163 Vgl. die Hinweise bei KOLB (Fn. 2), S. 17, Anm. 39, 40. Ferner Emanuel DIEZ, Die Zusammenarbeit am Bodensee in völkerrechtlicher Sicht. In: Zeitschrift für Wasserrecht 13 (1974), S. 342–351; DERS., Grenznachbarliche Beziehungen. In: Handbuch der schweizerischen Aussenpolitik, hg. Alois RIKLIN u. a. 1975, S. 891–901, hier S. 892–895, 900f.

164 Das forderten z. B. v. BAYER-EHRENBURG (Fn. 48), S. 39; BRINTZINGER (Fn. 2), S. 483; DERS. (Fn. 6), S. 111f.

165 SEUTTER VON LOEZEN (Fn. 20), S. 82.

166 V. MARTITZ (Fn. 19), S. 282.

167 § 24 bis der Thurgauer Verfassung; Text bei KOLB (Fn. 2), S. 27.

168 KOLB (Fn. 2), S. 11 mit weiteren Nachweisen.

169 KOLB (Fn. 2), S. 31; Bodensee Hefte 8 (1980), S. 4f.

170 KOLB (Fn. 2), S. 30; 1972 wurde die Euregio Bodensee gegründet.

171 Nachweise der betreffenden, jeweils zweiseitigen Abkommen, die aber letztlich die Reisefreiheit für den gesamten Bodensee herstellen, vgl. bei KOLB (Fn. 2), S. 17, Anm. 38.

172 Bodensee-Hefte (Fn. 169), S. 5.

173 Vgl. oben bei Fn. 81. Wie hier BULLINGER (Fn. 79), S. 14.

Woher rührt diese Gemeinsamkeit? Arno Borst führt es in seinem Aufsatz über die Geschichte des Wortes Bodensee<sup>174</sup> auf die Bedächtigkeit der Menschen hier zurück, daß ihr Land trotz der historischen Wechselbäder nicht zum Raum ohne Eigenschaften verkommen ist und ihr Himmel nicht als letzte Klammer über den Ufern steht. Die Menschen seien jederzeit gern zueinander gekommen, stünden aber nicht immer beisammen. Sie hätten ein solides Land in der Mitte kultiviert, duldeten aber als zentralen Ort nur das bodenlose Wasser. Es scheint also, daß es tatsächlich doch noch eine alemannische Grundübereinstimmung der Leute um den See geben mag. Denn wo sonst gibt es in Mitteleuropa noch einen Raum mit einem Zentrum, das die Einwohner voneinander trennt und sie doch zusammenhält? Wo benutzt man so häufig und unbefangen den Namen der Grenze zur Kennzeichnung gemeinsamer Unternehmungen<sup>175</sup>?

Angesichts der bestehenden Probleme, die der See, bzw. eigene Unvernunft im Umgang mit ihm zu lösen aufgeben, sollte die Grundsatzfrage nicht länger zentraler Diskussionspunkt sein; sie mag, wie so vieles hier, in der Schwebe bleiben. Hier am Bodensee können sachgerechte Lösungen nur von allen gemeinsam gefunden werden und müssen von jeder Rechtsordnung getragen werden. Diese sachnotwendige Zusammenarbeit wird erleichtert, wenn die Akteure sich persönlich kennen und schätzen und einander offen vertrauen können. Das ist die Voraussetzung für die Erfüllung des Wunsches, mit dem Seutter von Loezen seine Arbeit abschließt<sup>176</sup>: *Optamus saltim, ut, si lites hoc vel illo modo in posterum forsan enascantur, eodem amicabile modo, quo supradictae diremtae fuerunt, hoc est, pactis, non vero armis finiantur. Hac ratione enim, si non facilius, humanitati et sanae rationi tamen convenientius, iura conservari potuerunt.* Es ist zu wünschen, daß künftighin vielleicht entstehende Streitigkeiten in derselben freundschaftlichen Weise wie die früheren bereinigt werden, nämlich durch Abmachungen, nicht durch Gewalt. Auf diese Weise nämlich läßt sich, wenn es auch nicht immer einfach ist, aber doch der Menschenwürde und der gesunden Vernunft besonders entspricht, das Recht wahren.

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. Hans-Wolfgang Strätz,  
Juristische Fakultät der Universität,  
D-7750 Konstanz

174 BORST (Fn. 14), S. 528.

175 Abgesehen von den jährlichen Treffen der Juristen der Bodensee-Länder (vgl. im Text bei Fn. 11) gibt es z. B. eine Bodensee-Theologen-Konferenz (Südkurier v. 18. September 1980), den Bodensee-Leistungswettbewerb der Handwerkerjugend, den Bodensee-Verkehrsverein, den Bodensee-Klub der Künstler und Kunstfreunde, die Internationale Bodensee-Tagung christlicher Politiker, die Sozialistische Bodensee-Internationale (vgl. KOLB [Fn. 2], S. 32f.), den Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung seit 1868; die älteste derartige Gemeinschaft scheint der seit 1860 bestehende Internationale Bodensee-Feuerwehrverband zu sein (vgl. Südkurier vom 18. September 1980).

176 SEUTTER VON LOEZEN (Fn. 20), S. 103.

# Verlorene und wiedergewonnene Einheit des Bodenseeraumes

VON HERBERT BERNER

## Vorbemerkung

*Der Beitrag ist ein Versuch, die gemeinsamen Bemühungen der an den Bodensee angrenzenden Staaten und ihrer Bewohner zur Erhaltung der Kulturlandschaft in großen Entwicklungslinien aufzuzeigen. Dabei kam es dem Verfasser nicht darauf an, ökologische Probleme im Detail darzustellen, sondern diese Themen nur insoweit zu behandeln, als sie gemeinsame Aktionen auslösten oder auslösen sollten. Dem im Landkreis Konstanz wohnhaften Verfasser standen naturgemäß überwiegend deutsche Quellen zur Verfügung. Für mannigfaltige Hilfen und Auskünfte dankt der Verfasser Landrat Dr. Robert Maus, Konstanz, Hermann Biechele MdB (bis 1980), Gaienhofen, Dr. Helmut Maurer, Konstanz, und Dr. Theo Zengerling, Regionalverband Hochrhein-Bodensee, Waldshut-Tiengen. – Eine Kurzfassung der hier vorgelegten Kapitel findet sich in dem 1980 bei Thorbecke veröffentlichten Bildband »Bodensee, Goldene Schale« von Herbert Berner und Aufnahmen von Otto Kasper.*

Jahr für Jahr werden viele, oft von Gefühl oder romantischen Vorstellungen beflügelte Aufsätze und Bücher über die Schönheit des Sees, über die große Vergangenheit und das bedeutende kulturelle Erbe der Bodenseelandschaft geschrieben. Die meisten Veröffentlichungen zeigen den Bodenseeraum aus der Sicht des Touristen, des Kunsthistorikers, des Naturfreundes oder des Fotografen und fügen so aus vielen Einzelstücken das Bild einer *glücklichen Landschaft*, eines viel besuchten Erholungsgebietes und einmaligen Naturdenkmals zusammen.

Dieses Bild trägt. Es ist nicht gerade falsch, aber es ist zumindest ungenau und weicht vielen drängenden Problemen und Aufgaben dieses Raumes und seiner Bewohner aus. Es gibt hierzulande viele Besonderheiten und Fakten sui generis, und die Meinungen der in drei Staaten um den See wohnenden Menschen stimmen in Wertung und Zielsetzung nicht immer überein. So sprechen alle von der Notwendigkeit der Reinhaltung des Wassers und der Wiedergewinnung des ökologischen Gleichgewichts, gleichwohl verläuft unmittelbar am östlichen Ufer eine Pipeline von Genua nach Ingolstadt (1962)<sup>1</sup>, wurde lange Zeit der Bau eines Kernkraftwerkes Rüthi und einer Ölraffinerie bei Sennwald im nahen Rheintal betrieben<sup>2</sup>. Im Westen führt von

1 A. (rthur) U. (EHLINGER), Führung der Pipeline Genua–Ingolstadt am Bodensee, N 6 (1964), S. 122–124. Werner HÄUSLER, Der Pipeline fehlt nur noch das Öl. BH 1965, S. 50–53.

2 Raffinerie-Pläne in Rüthi-Sennwald im St. Galler Rheintal, N 9 (1967), S. 252.

Stuttgart (mit Anschluß aus Norddeutschland) eine Autobahn in die Nähe des Sees, die aus dem Raum Zürich nach Mailand weiterzieht; das kleine Zwischenstück von Singen durch das Züricher Weinland, rund 50 km, wird in absehbarer Zeit nicht gebaut<sup>3</sup>. Selbst der Begriff *Bodensee* wird häufig nur für Teilbereiche oder Sonderaspekte verwendet. In Verbindung mit Obst oder Wein meint das Wort Bodensee nicht etwa das im ganzen Bodenseeraum prächtig gedeihende Obst, sondern nur das auf der deutschen Seite, vor allem im Linzgau erzeugte Gut, obwohl von der Menge her der Thurgau einen Schwerpunkt des Bodensee-Obstes bilden müßte. Auch die seit 1975 im Meersburger Schloß gekürte Bodensee-Weinkönigin repräsentiert nur die am deutschen Ufer hervorgebrachten Weine.

Nach dem Verlust der politischen Einheit des Bodenseeraumes setzte sich der See selbst gewissermaßen zur Wehr und erzwang zunächst aus der Sicht oder besser Einsicht in naturwissenschaftlich-ökologische Gegebenheiten, danach wegen raumplanerischer und wirtschaftlicher Erfordernisse eine »*Einheit neuer Art*«. Der schweizerische Bundesrat Dr. Hans Hürlimann sagte jüngst dazu, der Bodensee sei mehr als eine Menge Wasser, mehr als ein schlafender Fluß. *Er ist ein Lebensraum, ein Öko-System... Und so wird er zwangsläufig zu einem Prüfstein zwischenstaatlicher Verständigung, zu einem Gegenstand des Völkerrechts. Gemeinsame Regelungen und Absprachen werden unumgänglich – wichtige Anliegen lassen sich nur noch gemeinsam lösen*<sup>4</sup>.

Unser Beitrag befaßt sich nach einer historischen Einführung vorwiegend mit der jüngsten Vergangenheit und will den nach der verlorenen politischen Einheit begangenen mühsamen Weg zur *vorbildlich organisierten Zusammenarbeit rund um den Bodensee* darstellen. Die so gewonnene Übereinkunft und das gemeinsame Handeln der Seeanlieger wurden zuwege gebracht durch die gemeinsame alemannische Herkunft und Wesenheit<sup>5</sup>.

## Der Bodenseeraum

ist ein erst in unserer reiselustigen Gegenwart geprägter Ausdruck, als Begriff jedoch alt und historisch zutreffend. Die Frage nach der Abgrenzung dieses Raumes bereitet freilich Schwierigkeiten, denn nicht alle mit dem Bodensee zusammenhängenden Sachgebiete und Probleme sind räumlich deckungsgleich. So gibt es politische und administrative Grenzen, planungstech-

3 Erwin AKERET, Überprüfung der N-4-Planung, Autobahnfragen im Raum Weinland/Schaffhausen, N 21 (1969), S. 283 f. Keine neuen Autobahnen im Zürcher Weinland, Petition und Motion im National- und Ständerat, N 14 (1972), S. 163–168. Arthur UEHLINGER, Kritik an der Straßenplanung im Raume Singen–Thayngen, N 17 (1975), S. 268–271.

4 Bodensee, S. 5, Zum Geleit: Bundesrat Dr. Hans Hürlimann, Vorsteher des Eidgenössischen Departements des Innern.

5 Zur Einführung in die allgemeine Bodensee-Problematik: Theopont DIEZ, Rettet den Bodensee (Rede in Konstanz am 12. 4. 1964), N 7 (1964), S. 2–4; DERS., Bodensee – Schicksal und Auftrag, BH 1966, S. 19–21. Emil ANDEREGG, Verantwortung im Spannungsfeld, Gedanken über die Probleme der ganzheitlichen Gestaltung des menschlichen Zusammenlebens im Raume des Bodensees, BH 1963, S. 99 f. Herbert MANN, Quo vadis – Bodensee? Eine kritisch-polemische Einleitung zum Thema *Wirtschaftsraum Bodensee*, BH 1961, S. 405–407. Karl TIZIAN, Erhalte die Zusammenarbeit, BH 1975, S. 21–23. Konrad BUCHWALD, Heimat für eine Gesellschaft von heute und morgen, Gedanken zur Qualität des Heimatbegriffs, N 15 (1973), S. 159–164, 213–216; 16 (1974), S. 14–20, 71–76.

nische Grenzen und insbesondere im Hinblick auf den Gewässerschutz den hydrographischen Einzugsbereich<sup>6</sup>. Das hydrographische Einzugsgebiet des Bodensees umfaßt rund 12 000 qkm, wovon auf die Schweiz einschließlich Liechtenstein (Alpenrhein mit Stauseen wie der Davoser See, Marmorera, Zervreila u. a. m.) ca. 5417 qkm, auf Italien (Valle di Lei) etwa 43 qkm entfallen. Der unmittelbare Anteil von Baden-Württemberg beträgt, ohne das Einzugsgebiet der Donauversickerung mit rund 830 qkm bis Villingen/Furtwangen, ca. 2530 qkm, von Bayern ca. 590 qkm und von Österreich ca. 2420 qkm. Weitere Kriterien können sein die Uferschutzplanung (Kranz der Ufergemeinden), die Erholungsplanung (Landschaftsschutz) und die weiträumige Verkehrsplanung; der 70 km lange Riegel des Bodensees wirkt sich auf die Führung wichtiger Verkehrslinien weit in das Land hinaus aus<sup>7</sup>. Daraus ergeben sich ein enger, ein mittlerer und ein weiter Einzugsbereich, wobei man meist bei Bodenseediskussionen den mittleren Bereich meint.

Jedoch gibt es auch andere Gesichtspunkte zur Begründung räumlicher und zeitlicher Zusammenhänge, worauf Arno Borst in seiner Darstellung des Mönchtums am Bodensee hinweist. *Wer allein die Uferzonen des Sees ins Auge faßt, erhält ein viel zu statisches und harmonisches Bild von der Geschichte der Mönche. Sie wurde vielmehr immer neu aus dem Hinterland gespeist und verändert. Wenn wir vom Bodensee reden, meinen wir dieses Hinterland mit. Wie weit reicht es denn? ... nun wären Salem und Wettingen, sogar Einsiedeln und Weingarten halbwegs in die naturräumlichen Grenzen des voralpinen Hügel- und Moorlands um das Bodenseebecken einzugliedern. Schwarzwald, Schwäbische Alb, Illertal, Bregenzer Wald, Alpstein und Tössbergland setzen Grenzen, an die wir uns um so lieber halten, als sie den Bereich des mittelalterlichen Bistums Konstanz nirgends überschreiten. Wir müssen bloß wissen, daß Mönche es immer liebten, sie zu übersehen, auf der Suche nach einem Land, das der Herr ihnen zeigen würde. Der erste Mönche, von dem wir zu sprechen haben, kam aus Irland, der letzte aus Wallis, und beide gehörten in einen europäischen Zusammenhang, den wir bedenken müssen. ... die ersten Benediktiner waren Italiener, die ersten Zisterzienser Franzosen, die ersten Dominikaner Spanier. ... dieser Wettbewerb machte das Mittelalter zum Zeitalter der Mönche, den Bodenseeraum zu einer Pfaffengasse<sup>8</sup>.*

Überlegungen und Zusammenhänge ähnlicher Art ließen sich sicherlich noch aus weiteren Perspektiven aufzeigen. Im allgemeinen aber versteht man unter Bodenseeraum die durch Geschichte und Kultur geprägte Landschaft um den See, gleichsam nach einem Wort des hl. Kolumban eine goldene Schale, die das kostbare Juwel des Sees faßt und umschließt<sup>9</sup>.

6 Umweltschutz 1, Anhang 5, S. 120–122.

7 Zur Einbindung des Bodenseeraumes in das internat. Straßennetz: Otto FEGER, Verkehrsgeschichtliche Betrachtungen am Bodensee, BH 1962, S. 226–230. Theo ZENGERLING, Der Bodensee in der Raumplanung, Bodensee S. 84f. Peter EITEL, Handel und Verkehr im Bodenseeraum während der frühen Neuzeit, SVGB 91 (1973), S. 67–90. Volkmar LEUTENEGGER, Die Autobahnen im Bodenseegebiet, Umweltschutz 2, S. 75–84. Resolution der Internat. Arbeitsgemeinschaft der Bodensee-Handelskammern: Bodensee – Staudamm internat. Verkehrs? SN 30. 7. 1980. DREXLER, Die Verkehrsplanung im Bodenseeraum am Beispiel der Autobahnplanung, S. 170–239.

8 Arno BORST, Mönche am Bodensee 610–1525, Thorbecke 1978, S. 13f.

9 Nach Johannes DUFT, Die Gallus-Kapelle zu St. Gallen und ihr Bilderzyklus, 117. Neujahrsblatt Gossau-St. Gallen 1977, S. 38f.; DERS., Der Bodensee in Sanktgaller Handschriften, Thorbecke 1960, S. 26.

Johannes Duft verglich den Bodensee einmal mit dem Mittelländischen Meer, von dem man sagt, *es sei ein verbindendes und vermittelndes, ein aufspeicherndes und ausstrahlendes Kulturbecken*. Dies gilt in verkleinertem Maßstab auch in unserem Fall. *Der Bodensee trennt nicht, sondern er eint; er verbindet die Länder an seinen Ufern, die gesegnet sind durch Natur und Kultur*<sup>10</sup>. Mit dem gelehrten St. Galler Stiftsbibliothekar schließen wir uns der von Walter R. Lingenhöle gegebenen Definition an: *Bodenseeraum – geographisch wie historisch ein geglückter, ein willkommener Begriff! Man verwendet ihn heute, um eine alte Gemeinsamkeit zu dokumentieren. Denn erst seit den Tagen der nationalen Staaten ist der Bodensee Grenzland; vorher und um viele Jahrhunderte mehr bedeutete er alemannische Mitte, Kernland des Reiches, mächtiger Fürstenbesitz, ein Dorado der Politik. In der Zeit der europäischen Gespräche ist es mehr als passend, die Geschichte des Bodenseeraumes zu schreiben. Ja, es ist notwendig, dieses Sammelbecken europäischer Kultur auszuschöpfen, seine Kraft in eine kulturbeflissene Gegenwart abzuleiten. Solche Geschichtsbetrachtung wird fruchtbar sein und wirksam...*<sup>11</sup>.

### Verlust der politischen Einheit

Über 1000 Jahre lag das Land um den Bodensee im Herzen Mitteleuropas in einem einheitlichen *Staatsverband*, wobei wir diesen unzulänglichen Begriff nur der besseren Verdeutlichung wegen verwenden<sup>12</sup>. Zum ersten Mal war dies für uns erkennbar der Fall unter der römischen Herrschaft: damals gehörte der ganze Bodensee zur Provinz Raetia prima mit der Hauptstadt Chur. Vom 3. Jahrhundert an beginnt die Invasion der Alamannen; unter Kaiser Valentinian (364–375) wird die Rheinlinie vom Bodensee an mit zahlreichen Kastellen und Wachtürmen als Grenze befestigt. Im Jahre 455 überschreiten die Alamannen überall den Rhein.

Die politische Einheit des Bodenseeraumes blieb unter den Merowingern und Karolingern, unter den Ottonen, Saliern und Staufern bis zu den Habsburgern unter dem alles überwölbenden Himmel des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation erhalten. Im späten Mittelalter beginnen bereits die Ansätze zu einer umfassenden Staatenbildung, besonders ausgeprägt der »*Flächenstaat*« der Herzöge von Zähringen im 11. Jahrhundert und mit und nach ihnen zahlreiche Territorien glanzvoller Familien wie der Welfen, Wirtemberger, Nellenburger, Heiligenberger, der Froburger, Regensberger, Rapperswiler, Kyburger, Toggenburger und Montforter – um einige zu nennen. Die Fermente der Zersetzung der einheitlichen Hoheitsgewalt finden sich bereits im Hochmittelalter vor, doch kommen die zentrifugalen, föderativen

10 Johannes DUFT, Der Bodenseeraum, eine Geschichts- und Literaturbetrachtung, in: SK Oberländer Chronik Nr. 240/1961.

11 A. a. O. – Dazu Friedrich METZ, Natur- und Kulturlandschaft des Bodenseeraumes, BH 1962, S. 385–387.

12 Zur Geschichte des Bodenseeraumes grundlegend und umfassend bis zum Beginn der Reformation Otto FEGER, Geschichte des Bodenseeraumes, 3 Bde., Thorbecke 1956, 1958, 1963. Neuerdings bieten einen historischen Überblick von der Ur- und Frühgeschichte bis zur Gegenwart Walter LENDI, der Bodensee – Geschichte einer Landschaft, in Bodensee, S. 33–45, sowie Herbert BERNER, Bodensee – Goldene Schale, Thorbecke 1980, S. 8–15.

Kräfte erst in nachstauferischer Zeit zum Zuge. *Das Territorium, die Zelle des »modernen« Staates, beginnt erst im 13. Jahrhundert politische Wirklichkeit zu werden*<sup>13</sup>.

Im 13. Jahrhundert gelang es den Habsburgern, sich als eigentliche Landesherren in der deutschen Schweiz durchzusetzen. Die großen Talschaftsgemeinden der Urschweiz gewannen zwar durch den Bund von 1291 und die Schlacht von Morgarten 1315 ihre Selbständigkeit, jedoch innerhalb des Römischen Reiches deutscher Nation. Im 14. Jahrhundert wuchs die Eidgenossenschaft langsam zu einem eigenständigen Machtfaktor heran. Die entscheidende Auseinandersetzung mit den Habsburgern erfolgte 1386 im Sempacher Krieg; 1415 wurden der Aargau und 1460 der Thurgau erobert. 1451 und 1454 waren der Klosterstaat St. Gallen und die Stadt St. Gallen als zugewandte Orte in den Bund der Eidgenossen aufgenommen worden. Nach dem Grenzkampf des Schwabenkrieges 1499 traten die Orte Schaffhausen (1501) und Appenzell (1513) dem Bund bei, und 1513 war die alte, aus 13 Orten bestehende Eidgenossenschaft fertig gebildet. Der Westfälische Frieden von 1648 erst erkannte die Schweiz als einen vom Deutschen Reich unabhängigen Staat an<sup>14</sup>.

Auch in dem nach dem Untergang der Staufer in viele kleine Staaten aufgesplitterten *Land vor dem Arlberg*, unter ihnen vor allem die Herrschaft der Grafen von Montfort, gelang es den Habsburgern, die Landesherrschaft an sich zu bringen. Vorarlberg war geopolitisch wichtig als Verbindungsglied zu den schweizerischen Stammländern sowie zum vorderösterreichischen Breisgau und Sundgau. Die Habsburger gestanden den Vorarlbergern beträchtliche Freiheitsrechte zu; so gab es bereits im 14. Jahrhundert (1391) eine sogenannte vorarlbergische Eidgenossenschaft; die Landstände traten erstmals 1489 in Erscheinung. 1523 war auch die Herrschaft Bregenz als letzte habsburgisch geworden. Im Preßburger Frieden mußte 1805 Österreich Vorarlberg und Tirol an Bayern abtreten. 1806 legte Kaiser Franz II. die römisch-deutsche Kaiserkrone nieder und regierte hinfort als Kaiser Franz I. von Österreich (1835). – 1814 kam Vorarlberg wieder an Österreich zurück, das bis 1860 das in einem Kreisamt Bregenz zusammengeschlossene Land von Innsbruck aus verwalten ließ; 1861 wurde der vorarlbergische Landtag wieder zugelassen. Am 3. November 1918 kam es aufgrund des Selbstbestimmungsrechtes zur lange erstrebten Selbständigkeit Vorarlbergs im Rahmen des österreichischen Bundesstaates und zur Loslösung von dem bis dahin mit Tirol gemeinsamen Verwaltungsge-

13 Karl S. BADER, *Der deutsche Südwesten in seiner territorialstaatlichen Entwicklung*, Thorbecke<sup>2</sup>1978, S. 26.

14 Kanton Schaffhausen: Karl SCHIB, *Geschichte der Stadt und Landschaft Schaffhausen*, Schaffhausen 1972. Herbert BERNER, *Schaffhausen und Hegau*, SBG 48 (1971), S. 214–246. – Kanton Thurgau: Ernst HERDI, *Warum der Thurgau eidgenössisch wurde*, BH 1960, S. 378–381. Albert SCHOOP, *Hundert Jahre thurgauische Kantonsverfassung* (1969), ThB (1969), S. V–XVIII, dabei die Geschichte der Entstehung des Kantons. Kanton St. Gallen: Georg THÜRER, *Im Umbruch der Helvetik. Das Schicksal unserer Heimat um 1800*, Rorschach 1966, S. 47–74. DERS., *175 Jahre Kanton St. Gallen*, BH 1960, S. 378–381. Ruedi KEEL, *Das 175-Jahr-Jubiläum des Kantons St. Gallen*, Rorschach 1979, S. 3–10. – Allgemein: *Historischer Atlas der Schweiz*, hg. Hektor AMMANN und Karl SCHIB, Aarau 1958. Karl SCHIB, *Zur Geschichte der schweizerischen Nordgrenze*, in *Zs. für Schweiz. Gesch.* 27 (1947), S. 1–35. In Anm. 5, S. 2, wird gesagt: *Die Kultur spottet der geographischen Grenzen; aber es gibt doch geographische Landschaften von hervorragender kultureller Bedeutung; zu ihnen gehört zweifellos das Bodenseegebiet mit seinem Kloster- und Städtereichtum.*



biet. Ein durch Volksabstimmung vom 11. Mai 1919 mit sehr großer Mehrheit gewünschter Anschluß Vorarlbergs an die Schweiz wurde jedoch weder von Österreich noch von den damaligen Siegermächten respektiert<sup>15</sup>.

Das durch Speditionshandel mit Korn, Salz und auch Wein mit der Schweiz reich gewordene »schwäbische Venedig«, nämlich *Lindau*, behauptete Jahrhunderte hindurch seine Reichsunmittelbarkeit gegenüber dem reichsfreien Damenstift Lindau. 1803 fielen Stadt und Stift an den Fürsten Karl August von Bretzenheim, einen natürlichen Sohn des Kurfürsten Karl Theodor von Pfalzbayern. Dieser trat 1804 seine neu erworbene Besitzung gegen ungarische Herrschaften an Österreich ab. 1805 gelangte Lindau jedoch an Bayern, das 1811 den neuen Hafen anlegte und 1856 den 33 Meter hohen Leuchtturm sowie einen kolossalen Löwen als unübersehbares Staats-Hoheitszeichen errichten ließ. Der Bayerische Seeanteil gehörte fortan zum Regierungsbezirk Schwaben<sup>16</sup>. Von 1945–1956 jedoch war der in der französischen Besatzungszone liegende Kreis Lindau von Bayern getrennt und hatte in praxi den Status eines selbständigen Stadtstaates. Kreispräsident a. D. Anton Zwisler starb 88jährig am 13. 1. 1977; die Bevölkerung nannte ihn *König Anton I.* oder *König von Lindavien*<sup>17</sup>.

Das Beispiel Lindau macht deutlich, daß mit dem Ende der Staufer (1268) und dem des Herzogtums Schwaben der *deutsche Südwesten* für rund 500 Jahre keine politische Einheit mehr war; um 1800 zählte man im deutschen Südwesten etwa 600 größere, kleinere und kleinste geistliche und weltliche Territorien. Unmittelbar an den Bodensee grenzten die kleinen *Staaten* der Reichsstädte Lindau, Buchhorn und Überlingen, die Besitzungen der Klöster Weingarten (Hofen und Hagnau), Petershausen, Salem und des thurgauischen Klosters Feldbach (Hemmenhofen), des Hochstiftes und des Fürstbischofs von Konstanz mit der Residenz in Meersburg sowie des Deutschen Ordens (Mainau). Ferner stießen an den See die vorderösterreichische Landgrafschaft Nellenburg, die österreichischen Städte Radolfzell und Konstanz (letztere unterstand der vorderösterreichischen Regierung unmittelbar), die seit 1535 fürstenbergische Landgrafschaft Heiligenberg, die Grafschaft Montfort (Herrschaft Tettngang), das selbständige Reichslehen der Herrschaft Wasserburg und schließlich die reichsritterschaftlichen Herrschaften der Freiherren von Bodman, Ulm-Mittelbiberach-Erbach (Wangen/Höri) und

15 Ferdinand WRESSNIG, Von den Römern bis zu den Habsburgern, Staatengebilde in geschichtlichen Zeiten auf dem Boden des heutigen Vorarlberg, BH 1961, S. 18–22. Gerhard WANNER, Vorarlbergs Übergang von der Monarchie zur Republik (1918–1920), Montfort 32 (1980), S. 104–116. Elmar GRABHERR, Vorarlberg vor 60 Jahren. Zum 3. November 1918 und zu dessen staatsrechtlicher Bedeutung, Montfort 30 (1978), S. 223–226. ERNST KOLB, Die staatsrechtliche Bedeutung des Jahres 1918 für das Land Vorarlberg, Montfort 20 (1968), S. 621–636. Elmar GRABHERR, Die vorarlbergische Landesverfassung (1923), Montfort 14 (1962), S. 133–138. Ulrich ILG, Die politische Wiederersterung Vorarlbergs am Kriegsende 1945, Montfort 27 (1975), S. 457–470.

16 Manfred OTT, Lindau, hg. Kommission für bay. Landesgesch. München 1968; bes. S. 326f.: Einordnung des heutigen Landkreises Lindau in den bayerischen Staat des 19. Jhs. K. WOLFART, Das bayerische Jahrhundert Lindaus, in: Geschichte der Stadt Lindau, 3 Bde., hier Bd. I, 2, S. 213–339.

17 Lindau-Bodensee 1945–1963, hg. Stadt Lindau 1964, bes. S. 11–15: Lindau 1945–1956. Karl BOSL, Bayerische Geschichte, dtv/List 1541, 1980, S. 193: *Sonst konnte Bayern seinen territorialen Bestand wahren, österreichische Wünsche auf Berchtesgaden und französische Pläne mit Lindau überspielen.*

Liebenfels (Gailingen)<sup>18</sup>. Das Ergebnis der napoleonischen Flurbereinigung in der zersplitterten südwestdeutschen Staatenwelt war bei völliger Verdrängung Österreichs die Begründung der deutschen Mittelstaaten *Württemberg* (Königreich 1806) und *Baden* (Großherzogtum 1806)<sup>19</sup>. Der König von Württemberg träumte von Seeherrschaft und Flotte und verlegte deshalb seit 1813 seine Sommerresidenz in das durch Zusammenschluß von Buchhorn und Hofen 1811 gebildete *Friedrichshafen* am *Schwäbischen Meer* und baute seit 1813 den Hafen aus<sup>20</sup>. Auch das Großherzogtum Baden wollte dabei nicht beiseitestehen, baute seinerseits in Sernatingen den Hafen aus und benannte den Ort 1826 nach dem damaligen Großherzog in *Ludwigshafen* um<sup>21</sup>.

Nach Kriegsende 1945 kam das deutsche Bodenseegebiet unter die Obhut der französischen Besatzungsmacht. Damals wurden auf deutscher Seite mit französischer Unterstützung mancherlei Pläne über eine politische Neuordnung Deutschlands diskutiert. Insbesondere der Arzt und damalige Bürgermeister von Singen, Dr. med. Bernhard Dietrich, trat für einen föderalistischen Zusammenschluß der deutschen Länder auf stämmischer Grundlage ein und gründete mit Gleichgesinnten den »Schwäbisch-Alemannischen Heimatbund«<sup>22</sup>. Auch Otto Feger hat in seinem 1946 erschienenen Buch *Schwäbisch-Alemannische Demokratie – Aufruf und Programm* unter Einbeziehung des alemannischen Baden, Württemberg, Hohenzollern und Bayerisch-Schwaben die Bildung eines neuen selbständigen Landes vorgeschlagen<sup>23</sup>. Der darüber hinaus propagierte Plan eines Zusammenschlusses der Alpenländer in einer *Voralpinen Konföderation* (Dr. Dietrich) wurde damals weder diesseits noch jenseits der Grenze aufgenommen; Dr. Dietrich betrachtete den Bodenseeraum als europäische Zentrallandschaft.

Die amerikanische Militärregierung hatte inzwischen die in ihrem Bereich liegenden Teile der ehemaligen Länder in einem neuen Land *Württemberg-Baden* vereinigt, die Verfassung wurde mit der Volksabstimmung vom 24. November 1946 angenommen. In der französischen Besatzungszone dagegen entstanden in den ehemals badischen und württembergischen Landesteilen nach der Volksabstimmung vom 18. Mai 1947 die neuen Länder *Baden* (Südbaden) und *Württemberg-Hohenzollern* (Südwest- und Hohenzollern). Etwa zur gleichen Zeit, im Jahre 1946, begannen angesichts der unbefriedigenden Gliederung des südwestdeutschen Raumes Erörterungen über eine bessere, zukunftsweisende staatliche Neuordnung, die nach langen Diskussionen und Verhandlungen mit dem südbadischen Landesteil schließlich zum

18 Werner HACKER, Auswanderungen aus dem nördlichen Bodenseeraum, Hegau-Bibliothek Bd. 29, Singen 1975 (mit Karte der an den See grenzenden Herrschaften und Territorien).

19 Erwin HÖLZLE, Der deutsche Südwesten am Ende des alten Reiches, Stuttgart 1938.

20 Max MESSERSCHMID, Wie aus Buchhorn und Hofen Friedrichshafen wurde, SVGB 87 (1969), S. 41–106.

21 Karl BITTEL, Sernatinger Chronik, Aus der Heimatgeschichte von Ludwigshafen am Bodensee, Karlsruhe 1939; Umbenennung in Ludwigshafen 1826, S. 47–50. Friedrich FACIUS, Badische Häfen am Oberrhein und Bodensee in der Frühzeit der Dampfschiffahrt. Grundlagen und Entwicklungstendenzen 1800–1840, in: Festschrift für Erich Maschke zum 75. Geburtstag »Aus Stadt- und Wirtschaftsgeschichte Südwestdeutschlands, Veröff. Komm. Gesch. Landkde. Baden-Württemberg, Stuttgart 1975, S. 207–236.

22 Leider wurde der Nachlaß von Dr. Dietrich bisher nicht veröffentlicht. Zu seiner Person: Theopont DIEZ, Dr. Bernhard Dietrich 1897–1961, in Zs. Hegau 11/12 (1961), S. 167.

23 Curt Weller & Co. Verlag Konstanz 1946. – Das Buch konnte zu Beginn des Jahres 1946 nur mit Zustimmung und Unterstützung der franz. Militärregierung gedruckt werden.

Abschluß gebracht werden konnten. Nach der Volksabstimmung vom 9. Dezember 1951 wurde das neue Bundesland *Baden-Württemberg* gebildet<sup>24</sup>.

### Kirchliche Organisation des Bodenseeraumes

Am längsten blieb die Einheit des Bodenseeraumes in der kirchlichen Organisation erhalten<sup>25</sup>. Das Bistum Konstanz war das größte Bistum; als Landesherr freilich rangierte der Bischof von Konstanz unter den kleinen Fürsten<sup>26</sup>. Eine Folge der Säkularisation von 1803 war das Bestreben der neu gebildeten Länder nach Errichtung von Bistümern, deren Diözesangrenzen mit den politischen Grenzen übereinstimmten. Das bedeutete, daß in Südwestdeutschland die politisch Ausland gewordenen Gebiete keinen Zusammenhang mehr mit deutschen Diözesen haben konnten, daß also das den größten Teil der deutschsprachigen Schweiz bis zum Gotthardmassiv und das vorarlbergische Unterland umfassende Bistum Konstanz verkleinert oder aufgelöst werden mußte.

Bayern regelte als erstes Land seine Diözesanverhältnisse im Konkordat von 1817. Das 1810 im Bistum Konstanz neu gebildete Landkapitel Lindau kam 1821 an das Bistum Augsburg<sup>27</sup>. Im Jahre 1818 schlossen sich die fünf südwestdeutschen Staaten (Königreich Württemberg, die Großherzogtümer Baden und Hessen-Darmstadt, das Kurfürstentum Hessen-Kassel und das Herzogtum Hessen-Nassau) mit dem Ziel der Ausbildung eines Staatskirchentums zusammen und erreichten, daß mit der Bulle vom 16. August 1821 fünf neue Bistümer (zusammengefaßt in der Oberrheinischen Kirchenprovinz) gegründet wurden. Das neue Bistum Freiburg im Breisgau war zuständig für Baden und Hohenzollern<sup>28</sup>, das 1828 errichtete Bistum Rottenburg, bis dahin Generalvikariat, für Württemberg. König Friedrich I. von Württemberg, dessen neues Königreich nach dem Preßburger Frieden 1805 dreimal größer war als das alte, rein protestantische Herzogtum, strebte für seine *newwürttembergischen*,

24 Baden-Württemberg, Land und Volk in Geschichte und Gegenwart, Schriftenreihe der Komm. f. gesch. Landeskunde, Heft 1, Karlsruhe 1961, bes.: Paul FEUCHTE, Südwestdeutschland nach 1945, Die Neugliederung des Bundesgebietes im Raum von Baden-Württemberg, S. 61–69. – Baden-Württemberg, Staat, Wirtschaft, Kultur, hg. Theodor PFIZER, Stuttgart 1963; bes. Theodor ESCHENBURG, Verfassung, Staat, Parteien, S. 93–111.

25 Auf einen besonderen geistlichen Bodensee-Bund weist u. W. erstmals Walter MÜLLER, Entwicklung und Spätformen der Leibeigenschaft am Beispiel der Heiratsbeschränkungen, Die Ehegenossame im alemannisch-schweizerischen Raum, Thorbecke 1974, hin. Es handelt sich um den zwischen 1266–1346 geschlossenen, zwischen 1758–1767 aufgehobenen Genossameverband der zwölftehalb Gotteshäuser im Bodenseeraum. Dazu gehörten neben dem Hochstift Konstanz und seinen Suffraganstiften St. Pelagius, St. Johann und St. Stephan die Benediktinerklöster St. Gallen, Reichenau, Petershausen, Fischingen, St. Georgen, Wagenhausen sowie die Augustinerkonvente Kreuzlingen und Münsterlingen, ursprünglich auch Ittingen und Öhningen mit der Zisterze Feldbach. A. a. O. S. 85–115.

26 Marlene FLEISCHHAUER, Das geistliche Fürstentum Konstanz beim Übergang an Baden, Heidelberg 1934. – Der Landkreis Konstanz, Amtliche Kreisbeschreibung Bd. II, Thorbecke 1969, S. 362ff.

27 Jakob HOPP, Pfründe-Statistik der Diözese Augsburg, Augsburg 2. Aufl. 1906, Kap. XXIII.

28 Das Erzbistum Freiburg 1827–1977, Herder – Freiburg 1977; Gestalten und Ereignisse, 150 Jahre Erzbistum Freiburg 1827–1977, hg. Joseph SAUER, Karlsruhe 1977; Wolfgang MÜLLER, Die Entstehung des Erzbistums Freiburg, Konradsblatt 8 v. 20. 2. 1977.

überwiegend katholischen Untertanen ein eigenes württembergisches Landesbistum an. Im Jahre 1812 errichtete der König eigenmächtig das Generalvikariat Ellwangen, sein Nachfolger König Wilhelm I. verlegte 1817 das Generalvikariat nach Rottenburg und begründete gleichzeitig ein katholisches Theologenkonvikt an der Universität Tübingen<sup>29</sup>. Freiburg wurde als Sitz des neuen Erzbischofs gewählt, weil Konstanz im äußersten Süden des Großherzogtums fernab von der Residenz Karlsruhe lag und dort ein schönes Münster stand.

In der Schweiz verhandelte man über die Neuordnung der Bistumsverhältnisse seit der Säkularisation (1803/04)<sup>30</sup>. Die 1814 durch päpstliches Breve vom Bistum Konstanz abgetrennten dreizehn schweizerischen Diözesanstände wurden 1815 einem Neubestellten Apostolischen Vikar provisorisch unterstellt; seit 1819 hatte der Bischof von Chur das Amt des Administrators inne. St. Gallen wünschte von Anbeginn an ein eigenes Bistum. 1823 kam es zur Bildung des Doppel-Bistums Chur–St. Gallen, das aber 1833 bzw. 1836 wieder aufgelöst wurde. Die Diözese St. Gallen verwaltete zunächst ein Apostolischer Vikar; sie erhielt 1847 ihre endgültige Selbständigkeit<sup>31</sup>. Der Thurgau war bereits 1830 von der bischöflichen Verwaltung Chur endgültig zum Bistum Basel gekommen<sup>32</sup>. Der Kanton Schaffhausen beantragte 1831 die Zuteilung zum Bistum Basel mit Sitz in Solothurn, die im Jahre 1858 erfolgte<sup>33</sup>.

Vorarlberg hatte seit 1818 ein eigenes Generalvikariat mit Sitz in Feldkirch, bis 1921 dem Bistum Brixen unterstehend; danach gehörte es zur Apostolischen Administration Innsbruck/Feldkirch. Im Jahre 1968 wurde das Generalvikariat zur Diözese Feldkirch erhoben<sup>34</sup>.

### Verwaltungsreform am deutschen Ufer

Die staatliche Zersplitterung des Bodenseeraumes erfuhr nun in den letzten Jahren eine zusätzliche Komplizierung durch die Verwaltungsreform auf deutscher Seite, was bei einem Seeanteil von 64 % auch für die österreichischen und schweizerischen Anliegerstaaten Auswirkungen hat. Zunächst wurde am 22. Juni 1971 der Landesentwicklungsplan veröffentlicht, der im Zusammenwirken von Ballungsräumen und sogenannten zentralen Orten einer Zersplitte-

29 150 Jahre Diözese Rottenburg, Katalog einer Ausstellung ausgewählter Dokumente, hg. Alois SEILER und Paul KOPF, Rottenburg 1978; Dieter MANZ, Die Dom- und Pfarrkirche St. Martin zu Rottenburg am Neckar, Rottenburg 1979.

30 Robert GALL, Die Rechtsstellung des Bischofs von Chur als Administrator ehemals konstanzer Bistumsteile in der Schweiz, Diss. Freiburg/Schweiz 1954, S. 3–15.

31 Josephus MEILE, Hundert Jahre Diözese St. Gallen, Uznach 1947; Karl SCHÖNENBERGER, Der dornige Weg von der Abtei zum Bistum, in: Schweiz. kath. Volksblatt 52, 1947, Nr. 26, St. Fiden 1947.

32 Kurt FRITSCHKE, Staat und Kirche im Thurgau während der Restaurationszeit (1814–1830), II. Teil ThB 111 (1973), S. 21–168, bes. S. 34–58; Lisette BÖTSCHI, Die Außenbeziehungen des Kantons Thurgau in der Restauration 1815–1830, ThB 104 (1967), S. 5–128, Bistumsfrage, S. 41–56.

33 Anton HOPP, Die Bistumszugehörigkeit Schaffhausens, in: Schaffhauser Mappe 1979, S. 11f.; DERS., Schaffhausen im Bistum Basel, SN Nr. 262, 1978.

34 Arnulf BENZER, Das Generalvikariat Feldkirch und die Generalvikare für Vorarlberg, Montfort 7 (1955), S. 3–19; Diözese Feldkirch, Festschrift, hg. vom Bischöflichen Generalvikariat Feldkirch 1968. – Bis in die 80er Jahre des 18. Jhs. gehörten die Pfarreien Bregenz, Dornbirn und die des Bregenzerwaldes zum Landkapitel Lindau.

rung der Siedlung vorbeugen will; bei der Erörterung wurden stets auch Vertreter der Verwaltungen des benachbarten Auslandes eingeladen<sup>35</sup>. In Übereinstimmung mit diesen Grundsätzen trat die schon lange geplante und vorbereitete Verwaltungsform 1971 in ihre entscheidende abschließende Phase. Das Land Baden-Württemberg wurde durch das Regionalverbandsgesetz vom 23. Juli 1971 neu in 12 Regionen eingeteilt und die Zahl der Landkreise von 63 auf 35 verringert<sup>36</sup>. Die Region bzw. der Regionalverband ist keine Verwaltungsinstitution, sondern nur eine parlamentarisch unterbaute Planungsinstitution; ob sich eine solche Konstruktion ohne Vollzugskompetenz auf Dauer behaupten wird und kann, sei dahingestellt. 1971 jedenfalls war dies noch nicht erkennbar, und so brach ein heftiger Streit über die Bildung der Regionen und die Bestimmung der jeweiligen Verwaltungssitze aus. Am 22. Juli 1971 verabschiedete der Landtag das Kreisreformgesetz, das in unserem Bereich die Großkreise Konstanz und den neuen Bodenseekreis (aus den früheren Landkreisen Überlingen und Tettngang mit Sitz in Friedrichshafen) schuf.

Die Stadt Konstanz erhoffte und erwartete die Bildung einer Region Bodensee mit Sitz in der größten Stadt am See (Antrag vom 18.1.1971), doch beschloß der Landtag in Stuttgart am 20.1.1971 die Zuteilung des Landkreises Konstanz (durch den südlichen Teil des aufgelösten Landkreises Stockach vergrößert) zur Region Hochrhein (bestehend aus den Landkreisen Lörrach und Waldshut; Säckingen wurde aufgelöst). Man verglich diese künstliche Verwaltungsschöpfung gelegentlich mit Pakistan, denn der Landkreis Konstanz war und ist durch den Kanton Schaffhausen vom westlichen Teil der Region abgetrennt.

Konstanz wird im Landesentwicklungsplan als kulturelles Oberzentrum mit einer wirtschaftlichen Ergänzung im sogenannten Städteband Konstanz–Radolfzell–Singen–Gottmadingen ausgewiesen; das Städteband selbst erlangte trotz starker gemeinsamer Bemühungen seit dem Sommer 1969 nicht die Anerkennung als *gemeinsames Oberzentrum*. In Konstanz, das auf seine Zentrallage in einem enger zusammenrückenden Europa abhob, schlug man deshalb im Dezember 1971 die Bildung einer Doppelstadt mit Meersburg vor (Syndikus Dr. Josef Hund, IHK). Dies gelang zwar nicht, wohl aber nach Überwindung von Widerständen im Innenministerium als oberster Aufsichtsbehörde mit Wirkung vom 1. Januar 1971 die Fusion der Stadtparkasse Konstanz mit der Bezirksparkasse Meersburg, die heute noch besteht; allerdings wurden inzwischen die Meersburg benachbarten Gemeinden den Linzgauer Bezirksparkassen angegliedert<sup>37</sup>. Ein anderer Vorschlag sah die Bildung eines Stadtkreises Konstanz und dessen Eingliederung in die Region Bodensee-Oberschwaben vor, wenn der restliche Teil des Landkreises zur Region Hochrhein geschlagen werden sollte (Ministerialdirigent Dr. Dieter Roser, 29. April 1971). Oberbürgermeister Dr. Bruno Helmle hatte schon im Februar 1969 von

35 Landesentwicklungsplan Baden-Württemberg vom 22. 6. 1971 (Fassung Jan. 1973), hg. Innenministerium Baden-Württemberg, Stuttgart 1973.

36 Dokumentation über die Verwaltungsreform in Baden-Württemberg, hg. Staatsministerium Baden-Württemberg, Stuttgart, Bd. 1 1972, Bd. 2 1976. Enthält alle Gesetze, Verordnungen, Erlasse etc. zur Verwaltungs-, Kreis-, Gebiets- und Gemeindereform sowie über die Bildung der Regionalverbände. – DREXLER, Kap. Die Verwaltungs- und Kreisreform am Bodensee, S. 50–52.

37 Fusion mit der Bezirksparkasse Meersburg, in: Geschäftsbericht der Sparkasse Konstanz, 1970; Geschäftsbericht der Bezirksparkasse Meersburg, 1970.

den *Sünden der Väter* gesprochen, welche im Jahre 1953 für die Zugehörigkeit der Stadt zum Landkreis Konstanz gestimmt hatten (Stadtkreis Konstanz 16. 6. 1939 bis 1. 10. 1953).

Die Bemühungen um die Gewinnung der Verwaltungs-Einheit auf der baden-württembergischen Seite schienen zunächst erfolgreich zu verlaufen. Der Kreistag des Landkreises Konstanz und der sogenannte Konstanzer Kreis mit führenden Persönlichkeiten aus Politik und Wirtschaft bekannten sich mit aller Entschiedenheit zur Einheit des (deutschen) Bodenseeraumes. Anträge der Abgeordneten Theopont Diez (Singen) und Hermann Viellieber (Konstanz) sahen zur Überwindung der Rivalität Konstanz-Ravensburg die Bildung einer Region Bodensee mit Sitz in Überlingen oder Meersburg (später waren auch Stockach und Singen im Gespräch) vor, doch hielt der Freiburger Regierungspräsident Dr. Hermann Person schon am 17. März 1971 eine Region Hochrhein/Bodensee mit Sitz in Waldshut für das kleinere Übel als eine Region Bodensee-Oberschwaben mit Sitz in Ravensburg. Am 29. Juni 1971 beschloß der Sonderausschuß Verwaltungsreform des Landtages die Zuordnung des Landkreises Konstanz zur Hochrhein-Region, 14 Tage später stimmte aber das Plenum des Landtages in einer dramatischen Sitzung am 14. Juli 1971 mit 53:52 Stimmen (!) der Zuteilung des Landkreises Konstanz zur Region Bodensee-Oberschwaben zu. Die Stadt Konstanz war jedoch weder in dem einen noch in dem andern Fall als Regionalsitz vorgesehen, obwohl unter anderem im Dezember 1969 ein Vergleich der Wirtschaftskraft und Bevölkerungszahlen von Konstanz und Ravensburg die eindeutige Überlegenheit der Bodenseemetropole bescheinigte.

Nun aber regte sich im westlichen Kreisgebiet der Widerstand gegen die Oberschwaben; u. a. unterzeichneten am 22. Juli 1971 52 Bürgermeister den Antrag, den Landkreis der Hochrhein-Region anzugliedern, während die Handels- und Handwerkskammer Konstanz und auch die Planungsgemeinschaft Westlicher Bodensee-Hegau-Linzgau stets für die Bodenseelösung selbst bei einem Regionalsitz Ravensburg votierten<sup>38</sup>. Bei der 3. Lesung des Gesetzes über die Verwaltungsreform am 23. Juli 1971 sprach sich der kräftig von zahlreichen Persönlichkeiten und Abordnungen aus dem westlichen Kreisgebiet informierte Landtag mit 80:32 Stimmen bei 7 Enthaltungen für die Zuordnung des Landkreises Konstanz zur Region Hochrhein aus (sie heißt erst seit Mai 1975 Region Hochrhein-Bodensee<sup>39</sup>). Damit waren auf Verwaltungsebene nach wie vor nicht nur die Regierungspräsidien Freiburg und Tübingen als Mittelinstanzen, sondern auch im Planungssektor neu zwei Regionen zuständig.

### Kondominium Bodensee

Fassen wir das staatsrechtliche Ergebnis der langen politischen Geschichte des Bodenseeraumes zusammen, so grenzen heute die Kantone Schaffhausen, Thurgau (Frauenfeld) und St. Gallen, das österreichische Bundesland Vorarlberg, der Freistaat Bayern und das Bundesland Baden-Württemberg an den Bodensee. Staatsverträge über den Bodensee unterzeichnen daher die

38 Dokumentation über die Bemühungen der Stadt Konstanz um den Regionalsitz und um die Einheit des Bodenseeraumes, bearbeitet vom Stadtarchiv Konstanz Sept. 1971, StA Konstanz Am 43.

39 Gesetz zur Änderung des Landesplanungsgesetzes vom 6. 5. 1975, Gesetzbl. Baden-Württemberg v. 16. 5. 1975, S. 257, § 7.

Vertreter der Regierungen in Bern, Wien und Bonn. Auf die Schweiz entfällt ein Uferanteil mit 69 km (26%), auf die Bundesrepublik Österreich 26 km (10%) und auf die Bundesrepublik Deutschland 168 km (64%), davon auf Bayern 18 km (7%)<sup>40</sup>.

So verwundert es auch nicht, daß die Hoheitsverhältnisse über den Bodensee, einst des *Reiches freie Straße*, unbestimmt, ungeklärt geblieben sind. Der Obersee war stets res publica, Gemeingut, Kondominium. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts beanspruchten der Schwäbische Kreis und Österreich (bis zu den Gründen und Haldinen am schweizerischen Ufer) die Oberhoheit über den ganzen See; die Schweiz vermochte ihren Anspruch auf die Mittellinie als Hoheitsgrenze nicht durchzusetzen. Im 19. Jahrhundert bestand zwischen den drei Staaten ein Gleichgewicht, keiner von ihnen konnte eine Vormachtstellung auf dem See erringen und ausüben. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts kam es zu mehreren Verträgen der Anlieger.

Im Jahre 1854 schlossen die Regierungen des Großherzogtums Baden und des Kantons Thurgau (unter Ausklammerung von Gnadensee, Zeller See und Markelfinger Winkel) einen Grenzvertrag, nach dem die Fahrwasserrinne zwischen Gottlieben und Ermatingen auf schweizerischem Hoheitsgebiet liegt. Nach fünfjährigem Rechtsstreit entschied im April 1871 der Verwaltungsgerichtshof Mannheim, daß der Seerhein zum Bodensee gehöre und nicht Teil des Rheines sei; die Unterhaltung des Seerheins obliegt also bis zu 50m von der Uferlinie seewärts den Anliegergemeinden. Der Vertrag über die Regulierung der Grenze bei Konstanz zwischen dem Großherzogtum und der schweizerischen Eidgenossenschaft vom 28. April 1878 stellte die bereits 1685 vorgesehene Hoheitsgrenze in der geographischen Mitte der Konstanzer Bucht fest; in einem weiteren Vertrag vom 24. August 1879 erkannten das Deutsche Reich und die Eidgenossenschaft die Landes- bzw. Kantonsgrenzen zugleich als Staatsgrenze an; die Schifffahrt selbst blieb frei. Der Obersee blieb, wie bereits erwähnt, Gemeingut der drei Anliegerstaaten<sup>41</sup>.

Bei den Verhandlungen über den Erlaß einer neuen Bodensee-Schifffahrtsordnung (sie wurde 1973 auf einem Schiff in Seemitte unterzeichnet!) strebte die Schweiz eine Realteilung des Sees an. Die vertraglich nicht vereinbarte Hoheitsgrenze in Seemitte wurde in den beiden letzten

40 Anton ALLGEUER, Die Hoheitsverhältnisse am Bodensee, eine Übersicht über die wichtigsten Rechtsweisungen, BH 1965, S. 21–27; Dieter BULLINGER, Landgrenzen im Bodenseegebiet, BH 3 (1980), S. 12–15, 4 (1980), S. 12–14. Ottobert L. BRINTZINGER, Hoheitsrechte am Bodensee im Spiegel der Rechtsprechung der Jahre 1923–1964. Svb 90 (1972), S. 111–153. *Es muß seltsam anmuten, daß es Staaten mit einer stammesverwandten und gleichsprachigen Bevölkerung ... bis heute noch nicht gelungen ist, eine Grenzregelung zu treffen oder auch nur zu einer einheitlichen Auffassung über die gegenseitige Grenze zu gelangen. Noch erstaunlicher ist, daß in dem langen Zeitraum seit Auftreten dieser völkerrechtlichen Grenzfrage kein ernstliches und nachhaltiges Bemühen auch nur eines der beteiligten Staaten zu verzeichnen ist, durch entsprechende Verhandlungen ... zu einer Lösung des Problems zu kommen*, S. 111. Dieser nach Brintzinger eigenartige Tatbestand läßt sich u. a. wohl aus der peripheren Lage des Bodenseeraumes erklären: er ist weit vom Regierungssitz jedes der 3 Staaten entfernt. – Siehe ferner: Claudius GRAF-SCHELLING, Die Hoheitsverhältnisse am Bodensee unter besonderer Berücksichtigung der Schifffahrt, Schweizer Studien zum internationalen Recht, Bd. 10, Zürich 1978.

41 Die Unklarheit über den genauen Grenzverlauf hat u. a. zur Folge, daß die deutsch-schweizerische Grenzlänge von der Schweiz einschließlich Exklaven mit 362,5 km, von Baden-Württemberg bis zum Bodenseeufer bei Konstanz mit 334,1 km angegeben wird. In: Wortmeldung V, Zischdig, Regierungspräsidium Freiburg i. Br., 8 (1979), S. 39 (Reg.-Dir. Hans Konrad SCHNEIDER).

Weltkriegen von beiden Seiten respektiert. Die von der deutschen und österreichischen Seite vertretene Auffassung des Kondominiums geht dagegen im Grunde von der wohl richtigen Überlegung aus, daß Wasser nicht teilbar ist und in der Tat ein gemeinsames Interesse aller Anlieger an der Reinhaltung des Sees, an Fischereikontrollen, Wasserentnahme und so weiter besteht. Freilich reduziert eine gemeinsame Herrschaftsausübung die Ansprüche jedes Uferstaates räumlich auf ein Minimum, die der neue Staatsvertrag »Ausschließlichkeitszonen im Vollzugsbereich« nennt. Darunter versteht man je nach Uferverlauf zwei bis drei Kilometer breite Uferstreifen, innerhalb deren ausschließlich die Organe des Staates die ihnen übertragenen Aufgaben vollziehen dürfen. Man könnte den heutigen Zustand als ein teilweise organisiertes Kondominat bezeichnen, eine auf der Erde wohl einmalige Regelung, denn bei den insgesamt 65 Grenzseen gilt in der Regel die Natural- oder Realteilung<sup>42</sup>. Das Kondominat wird im übrigen durch kein einziges Organ repräsentiert, in allen Verträgen ist die Selbständigkeit der uferstaatlichen Behörden peinlich genau gewahrt. Es funktioniert nur, wenn und weil die Anlieger einander verstehen. Offizielle Erörterungen des völkerrechtlichen Status des Bodensees werden einst wie heute vermieden, man behilft sich dem alemannischen Naturell gemäß lieber und besser mit Absprachen über fiktive Vollzugsbereiche und Ausschließlichkeitszonen<sup>42a</sup>.

### Schifffahrt auf dem Bodensee

Die wohl früheste Nachricht berichtet von einer Seeschlacht zwischen Römern und keltischen Vindelikern im Jahre 15 v. Chr. Im Jahre 769 holten die Mönche von St. Gallen den Leichnam ihres vor zehn Jahren in der Verbannung auf der Insel Werd bei Stein am Rhein verstorbenen Abtes Othmar ab; trotz eines wilden Unwetters glitt das Schiffelein ruhig und sicher durch das Wasser, und den Ruderern ging auf wunderbare Weise der stärkende Wein während der langen Fahrt nicht aus. Zu allen Zeiten diente der Bodensee als Schifffahrtsstraße, verständlich beim Mangel und schlechten Zustand der damaligen Straßen<sup>43</sup>. Seit dem 6./7. Jahrhundert überque-

42 Hans-Joachim PIEPER, Bodensee, Schifferpatente, Verkehrsrecht, Revierkunde, Bootszulassung, Balingen 1976; DERS., Staatsvertrag regelt Grenzfragen nicht, Schiffsordnung operiert mit neuen Völkerrechtsbegriffen, SK 5. und 10. 6. 1976; E. THALMANN, Zur neuen Schiffsfahrtsordnung für Bodensee und Rhein, N 16 (1974), S. 141–143; Deutscher Bundestag, Stenograph. Bericht der 178. Sitzung v. 12. 6. 1975, betr. Übereinkommen v. 1. 6. 1973 über die Schifffahrt auf dem Bodensee sowie über den Vertrag v. 1. 6. 1973 über die Schifffahrt auf dem Untersee und auf dem Rhein zwischen Konstanz und Schaffhausen, S. 12432–12434.

42a Aus einem Brief des Staatssekretärs im Bundesministerium des Innern Dr. Günter Hartkopf, Bonn, vom 16. 10. 1980, an Hermann Biechele MdB zur Rechtslage am Bodensee: »Die unterschiedlichen theoretischen Auffassungen wirkten sich zwar gelegentlich bei der Verhandlungsführung zwischen den Anrainerstaaten hinderlich aus; für die praktischen Lösungen auf den wichtigsten Gebieten wie Zoll, Verkehr, Polizei und z. B. den Abschluß des Übereinkommens über die Schifffahrt auf dem Bodensee vom 1. Juni 1973 waren sie aber im Ergebnis unerheblich. Für die aus der Sicht des Umweltschutzes vorrangig interessierende Zusammenarbeit in der Internationalen Gewässerschutzkommission für den Bodensee hat die Souveränitätsfrage bisher keine Rolle gespielt.

43 FEGER, Bodensee Bd. 1, S. 23, 110.



ren Fähren als schwimmende Brücken den Überlinger See, im hohen Mittelalter die Überlinger, Uhdinger und Meersburger Fähre mit den Landstellen Wallhausen, Egg und Allmannsdorf/Staad<sup>44</sup>. Vom hohen Mittelalter bis zum endenden 18. Jahrhundert wissen wir von zahlreichen Schiffsprozessionen zum Inselkloster Reichenau; heute finden nur noch die Mooser Wasserprozession zu den Radolfzeller Hausherren im Juli jeden Jahres und seit kurzem eine Schiffsprozession von Allensbach nach Reichenau-Mittelzell statt<sup>45</sup>. Michel de Montaigne erzählt in seinem 1580 verfaßten Reisetagebuch von der kleinen Reichsstadt Buchhorn, wo Waren von Ulm, Nürnberg usw. eintrafen, um über den See nach Konstanz geschifft zu werden<sup>46</sup>. Schifferordnungen gab es seit dem 16. Jahrhundert in fast allen Ufergemeinden. Auch die Fischerei spielte damals wirtschaftlich eine viel größere Rolle als heute.

In Kriegszeiten – im Bauernkrieg 1525 bei Radolfzell<sup>47</sup> oder im Dreißigjährigen Krieg bei Überlingen<sup>48</sup> – war die Versorgung belagerter Städte über den See von ausschlaggebender Bedeutung; die Deutschordens-Insel Mainau wurde 1647 von einer schwedischen, aus Lindau ausgelaufenen Kriegsflotte erobert<sup>49</sup>. Der sogenannte Stockacher (eigentlich nellenburgische) Aufruhr von 1809, der sich gegen die verhaßte württembergische Okkupation richtete, wurde von vorarlbergischen Aufständischen unterstützt, die zu Schiff von Bregenz gekommen waren<sup>50</sup>. – Das erste Passagier-Dampfschiff auf dem Bodensee konstruierte der amerikanische Konsul Church in Friedrichshafen; der aus Eichenholz gebaute Dampfer »Wilhelm«, der rund 30 Meter lang war und 124 Personen sowie 400 Zentner Fracht transportieren konnte, startete am 11. November 1824 zu seiner ersten Fahrt nach Langenargen. Baden eröffnete nach einem frühen Fehlschlag die Dampfschiffahrt von Konstanz aus im Jahre 1831, Bayern 1838. Für Untersee und Rhein wurde 1864 in Schaffhausen die Schweizerische Dampfbootgesellschaft gegründet. In Vorarlberg begann die Bodensee-Dampf-Schiffahrt 1884<sup>51</sup>.

44 Helmut MAURER, Fähre, Burg und Markt, Studien zum vorstädtischen Meersburg, in: Festschrift Edith ENNEN, Die Stadt in der europäischen Geschichte, Bonn 1972, S. 260–267; O. GÖNNENWEIN, Die Rechtsgeschichte des Bodensees bis zum 30jährigen Krieg, SVGB 69 (1950), S. 1–35 (Fährrechte).

45 Herbert BERNER, Die Radolfzeller Hausherren, Radolfzell 1953, S. 42–44.

46 Michel de MONTAIGNE, Aus dem Süddeutschen Reisetagebuch 1580, hg. Otto FLAKE, Thorbecke 1948, S. 25.

47 Paul ALBERT, Geschichte der Stadt Radolfzell, Radolfzell 1896, S. 305–309; die Radolfzeller kamen bei der vom 18. April bis Anfang Juli 1525 während der Belagerung durch die Bauern in große Bedrängnis, weil diese ihnen die Versorgung auf dem Wasserwege abschnitten. – Kasimir WALCHNER, Geschichte der Stadt Ratolphzell, Freiburg i. Br. 1825, S. 101 f.

48 Der Anschlag zum Entsatz der von den Schweden unter General Corval besetzten Freien Reichsstadt Überlingen am 19. Sept. 1643, Überlingen 1934 (Sonderdruck aus SVGB, 1888, S. 130 ff.). Wilhelm TELLE, Aus der Geschichte Überlingens, Überlingen 1928, Die Belagerung Überlingens durch die Schweden vom 23. 4. bis 15. 5. 1634, S. 69–137, bes. Die Bodenseeflotte, S. 79 und 99, Tätigkeit der Flotte, S. 115.

49 Alexander und Johanna DÉES DE STERIO, Die Mainau, Chronik eines Paradieses, Stuttgart-Zürich 1977, S. 39–42.

50 Herbert BERNER, Die beiden Grafen Franz I. Joseph und Franz II. Seraphicus Joseph von Enzenberg zu Singen, Hegau 13 (1962), S. 7–57, darin der Stockacher Aufruhr, S. 31–34.

51 Johannes LEIDENFROST, Die Lastsegelschiffe des Bodensees, ein Beitrag zur Schiffahrtsgeschichte, Thorbecke 1975; Werner DEPERT, Mit Dampfmaschine und Schaufelrad. Die Dampfschiffahrt auf dem Bodensee 1812–1967, Stadler/Konstanz, 1975.

Die erste internationale Schiffsahrts- und Hafenordnung für den Bodensee (ISHO) wurde vom Großherzogtum Baden, dem Königreich Württemberg, dem Kaiserreich Österreich und der schweizerischen Eidgenossenschaft am 22. September 1867 vereinbart; sie behielt ihre Gültigkeit über 100 Jahre. Anlaß dazu hatte ein spektakuläres Schiffsunglück gegeben: Im Jahre 1855 stießen die Dampfer »Ludwig« und »Zürich« bei Nacht zusammen, 16 Personen fanden den Tod in den Fluten des Sees. Der Unfall bewog die Anliegerstaaten zu Verhandlungen über die Festlegung von Sicherheitsvorschriften. – Die ISHO wurde ergänzt durch die am 28. September 1867 zwischen dem Großherzogtum Baden und dem Kanton Schaffhausen abgeschlossene »Gemeinsame Schiffs- und Hafenordnung« (GSHO). – Die erhebliche Zunahme des Schiffsverkehrs etwa seit 1950, die Änderung der Verkehrsverhältnisse: Signalgebung, Lichterführung, Patentwesen u. a. erzwangen eine Neufassung der ISHO. Die Verhandlungen darüber wurden seit Beginn der 60er Jahre geführt zwischen den Vertretern der Bundesrepublik Deutschland, der Schweizerischen Eidgenossenschaft und der Republik Österreich; der Staatsvertrag wurde am 1. Juni 1973 von den Vertretern der genannten Regierungen auf einem Schiff in Seemitte unterzeichnet. Der Vertrag verpflichtet die Partner zum Erlaß einheitlicher Schiffsahrtsvorschriften, deren Mindestinhalt im Staatsvertrag festgelegt ist. Aufgabe der Schiffsahrtspolizeibehörden (Wasserschutzpolizei) ist es, die Ordnung und Sicherheit der Schiffsahrt aufrechtzuerhalten<sup>52</sup>.

Je stärker sich der Schiffsverkehr auf dem Bodensee entwickelte, um so dringlicher wurde eine einheitliche Regelung der Rechts-, Organisations-, Betriebs-, Verkehrs- und Tariff Fragen. Nach langen Verhandlungen kam so 1885 ein Verband unter dem Namen *Vereinigte Dampfschiffsahrtsverwaltungen für den Bodensee und Rhein* zustande, der faktisch bis 1940 bestand und nach dem Kriege 1952 von der Deutschen Bundesbahn, den Österreichischen und Schweizerischen Bundesbahnen und der Schweizerischen Schiffsahrtsgesellschaft Untersee und Rhein als *Vereinigte Schiffsahrtsverwaltungen Bodensee und Rhein* mit Sitz in Konstanz zu neuem Leben erweckt wurde. 1979 verfügte diese *Weißer Flotte* über 39 Fahrgastschiffe mit einem Fassungsvermögen von annähernd 20000 Personen<sup>53</sup>. Zwei Fähren überqueren den See: zwischen Konstanz/Staad und Meersburg die *schwimmende Brücke* (19 Fähren der Stadt Konstanz)<sup>54</sup> und zwischen Romanshorn und Friedrichshafen seit 1869 verkehrend eine ursprüngliche Eisenbahn-Trajektfähre, seit wenigen Jahren nur noch Autofähre<sup>55</sup>.

Eine wichtige Einrichtung für die Sicherheit der Schiffsahrt ist der erstmals 1936 bis 1939 getrennt auf deutscher und schweizerischer Seite praktizierte *Sturmwarndienst*, der seit 1. Mai 1950 wieder international aufgenommen und seit 1962/63 durch die Einführung wirksamer

52 S. Anm. 42, PIEPER, Bodensee, insbes. Schiffsahrtsrecht I, 1–55. Abschnitt IV Art. 19 der ISHO sieht die Bildung einer Internationalen Schiffsahrtskommission für den Bodensee vor.

53 Ernst HECKING, Internationale Schiffsahrt auf dem Bodensee; von den vereinigten Schiffsahrtsverwaltungen, Entstehung und Aufbau, Aufgaben und Arbeit, BH 1963, S. 394–400.

54 50 Jahre schwimmende Brücke, BH 1978, Sept., S. 26–30; Berthold SCHLEGEL, 50 Jahre Fähre Konstanz–Meersburg, Konstanzer Almanach 1978, S. 11–21.

55 Max MESSERSCHMID, 100 Jahre Eisenbahntrajekt Friedrichshafen–Romanshorn, SVGB 87 (1969), S. 107–126. Postsegelschiffe der Thurn- und Taxispost zwischen Friedrichshafen–Rorschach, Schiffsahrtslinienverkehr Friedrichshafen–Romanshorn seit 1850. – Klaus HERRMANN, Die Thurn- und Taxis-Post und ihre Beziehung zur Bodensee-Dampfschiffsahrt, in Studien und Quellen zur Postgeschichte 3, Kallmünz 1980.

Sturmwarnfeuer (über 40) vervollkommen wurde. Der jährlich zwischen dem 1. April bis 31. Oktober in Aktion tretende internationale Sturmwarndienst benutzt vor allem die Meldungen der Flugwetterzentrale des Flughafens Kloten sowie der Wetterwarte Konstanz und der Wetterstation Friedrichshafen<sup>56</sup>.

### Entdeckung des Bodensees durch die Naturwissenschaft

Mit zunehmender Bevölkerung und der dadurch bedingten vermehrten Nutzung und Inanspruchnahme des Sees hatten sich seit dem Ende des 19. Jahrhunderts naturwissenschaftlich-ökologische Fragestellungen und Probleme aufgeworfen, deren Lösung und Behebung Übereinstimmung der Seeanlieger und gemeinsames Handeln erforderlich machten. Dies geschah zunächst im Bereich der naturwissenschaftlichen Erforschung des Bodensees. Die ersten »Bodensee-Forschungen« wurden 1886 aus Anlaß der Herausgabe einer neuen Bodensee-Karte durch die fünf Uferstaaten beschlossen; die erste bekannte eigentliche Spezialkarte des Bodensees wurde 1834 von Pirmin Gasser geschaffen<sup>57</sup>. Damals – 1886 – gründete man eine *Vollzugskommission zur wissenschaftlichen Erforschung des Bodensees* unter dem Vorsitz von Eberhard Graf Zeppelin für physikalisch-geographische und biologische Untersuchungen (Beschaffenheit des Wassers, Pflanzen und Tierwelt); die Beiträge dieser ersten gemeinschaftlichen Bearbeitung des Bodensee-Gebietes wurden 1893 bis 1907 als Beihefte der *Schriften des Vereins für die Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung* veröffentlicht.

In der Folgezeit besorgten hauptsächlich die am See liegenden Forschungsstätten die naturwissenschaftliche Bearbeitung des Bodensees. Im Jahre 1908 wurde die inzwischen aufgehobene Drachenstation für Wetterforschung in Friedrichshafen gegründet, im Jahre 1919 von Prof. Dr. Max Auerbach die Anstalt für Bodenseeforschung der Stadt Konstanz in Konstanz/Staad (seit 1970 staatlich) und im Jahre 1920 von Prof. Dr. R. Demoll das Institut für Seeforschung und Seenbewirtschaftung in Langenargen. In neuerer Zeit kam noch hinzu das 1946 mit Hilfe der Volkswagen-Stiftung in Falkau geschaffene Limnologische Institut der Universität Freiburg i. Br., seit 1971 in Konstanz-Egg und 1979 der Universität Konstanz angegliedert. Alle drei Institute besitzen ein Forschungsschiff; 20 wissenschaftliche Mitarbeiter befassen sich mit der Erforschung des Bodensees. In der Schweiz betreiben Bodenseeforschung

56 Die Notwendigkeit der Einrichtung des Sturmwarndienstes bezeugen die Meldungen der Wasserschutzpolizei der Anliegerstaaten, die in der Saison 1979 insgesamt 355 Personen aus Seenot retten und 229 gekenterte Boote bergen konnten, SK 64 v. 15. 3. 1980.

57 Arthur DÜRST/UGO BONACONZA, Der Bodensee in alten Kartendarstellungen, Stadler/Konstanz 1975: 120 alte Karten von den Anfängen (sog. Peutingersche Tafel 4. Jh. = spätrömische Straßenkarte) bis zu Beginn des 19. Jhs.

58 Alle naturwissenschaftlichen Bodensee-Institute sind beschrieben von Roland SCHRÖDER, Bodensee, S. 57–59. – 1970 haben sich nach 50 Jahren getrennter Tätigkeit das Konstanzer Auerbach-Institut und das Langenargener Kauffmann-Institut vereinigt und wurden 1975 als Abteilung V in die neu gegründete Landesanstalt für Umweltschutz in Baden-Württemberg eingegliedert. Im Zuge dieser Maßnahme wurde auch die *Untersuchungsstelle Bodensee* auf der Insel Reichenau dem Langenargener Institut zugeordnet, SK v. 16. 8. 1980; BH 1970, Sept. S. 28f. – Richard WEICH, Schutz des Wassers, Thurgauische Bodensee-Untersuchungsstelle, BH 1980, Juni S. 28f. – Julius GRIM, Ein Beitrag zur naturgeschichtlichen

die Eidgenössische Anstalt für Wasserversorgung, Abwasserreinigung und Gewässerschutz (EAWAG) in Dübendorf bei Zürich, ein naturwissenschaftliches Institut der ETH Zürich, und die Thurgauische Bodensee-Untersuchungsstelle in Romanshorn (1961); in Österreich die Chemische Versuchsanstalt des Landes Vorarlberg in Bregenz (1875). Schließlich ist zu nennen das 1954 geschaffene Betriebs- und Forschungslaboratorium der Bodensee-Wasserversorgung in Süßenmühle bei Überlingen<sup>58</sup>.

Erstmals im Jahr 1952 stellte der Altmeister der Bodenseeforschung Max Auerbach<sup>59</sup> das *Schrifttum der naturwissenschaftlichen Bodensee-Forschung* zusammen; es enthielt 1650 Arbeiten, Grundlage für eine neue *Bodensee-Literaturkartei*, die in dem Institut in Langenargen sowie in der Technischen Hochschule Stuttgart und in der Universität Erlangen den Mitarbeitern des 1960 mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft begonnenen *Bodensee-Projektes* zur Verfügung steht (1978: über 3000 Titel). Im ersten Bericht vom 1. Juli 1963 über das Bodensee-Projekt der Deutschen Forschungsgemeinschaft wird zum *Schwerpunkt Wasserforschung* ausgeführt, daß die Wissenschaft in mancher Hinsicht mit ihren Kenntnissen über das vom Menschen so vielfältig genutzte Wasser und sein *Innenleben* noch in den Anfängen stehe. *Komplexe Probleme verlangen eine Gemeinschaftsarbeit verschiedener Spezialisten. Die Wasserforschung ist ein typisches Beispiel dafür: jedes Gewässer gleicht einem komplexen Organismus, in dem sich zahlreiche physikalische, chemische und biologische Vorgänge abspielen, die sich gegenseitig beeinflussen und bedingen.* Die moderne Binnengewässerforschung (Limnologie) braucht daher eine Synthese der naturwissenschaftlichen Grunddisziplinen. *Das Bodensee-Projekt als Gemeinschaftsarbeit (1960–1968) versucht durch freiwillige Koordinierung von Fachvertretern verschiedener Disziplinen die komplexen Probleme der Wasserforschung an einem wissenschaftlich bereits voruntersuchten und wasserwirtschaftlich bedeutenden Gewässersystem, dem Bodensee und seinen Zuflüssen, beispielhaft zu studieren. Dieses Gemeinschaftsprojekt ist um so interessanter, als sich der Bodensee gegenwärtig durch zivilisatorische Eingriffe in seinen Stoffhaushalt in einer auffälligen biologischen Umwandlung befindet.* Wir können hier nicht näher auf dieses große wissenschaftliche Projekt eingehen, das sich vor allem drei Themenkreisen widmet: 1. Hydrodynamische Vorgänge im Bodensee (Zuflüsse, meteorologische Faktoren, Hydrobiologie); 2. Wassermenge und Wassergüte; 3. Gewässernutzung. Im zweiten abschließenden Bericht 1968 konnte auf rund 200 neue wissenschaftliche Publikationen hingewiesen werden<sup>60</sup>.

Erforschung des Bodensees, SVGB 86 (1968), S. 247–282, betr. Institut der Bodensee-Wasserversorgung Süßenmühle. In dem Zusammenhang sind ferner zu nennen die *Wasserstandsmessungen am Bodensee*: Friedrich KIEFER, 100 Jahre metrische Wassermessungen am Bodensee, SVGB 96 (1978), S. 203–216; DERS., Die Wasserstände des Bodensees seit 1871, SVGB 83 (1965), S. 1–31. Laut Bodensee-Hefte 5/1981, S. 4, wird die Thurgauische Bodensee-Untersuchungsstelle in Romanshorn aus finanziellen Gründen geschlossen. Das Labor des Vereins soll von Januar 1982 an für Seewasseruntersuchungen als Zweigstelle des kantonalen Amtes für Umweltschutz des Thurgaus dienen.

59 Friedrich KIEFER, Prof. Dr. Max Auerbach 85 Jahre alt, Zs. Hegau 15/16 (1963), S. 225–227.

60 Bodensee-Projekt der Deutschen Forschungsgemeinschaft, 1. Bericht v. 1. 7. 1963, Wiesbaden 1963, 2. Bericht vom 1. 7. 1963 bis 31. 12. 1966, Wiesbaden 1968. – Schlußfolgerungen in: Umweltschutz, Bd. 1, S. 113f., Anhang 1.

## Natur-, Landschafts- und Umweltschutz

Es nimmt nicht wunder, daß dank der frühzeitig begonnenen naturwissenschaftlichen Erforschung des Bodensees der Naturschutzgedanke hier ebenfalls schon früh Beachtung fand. Am 9. Juni 1926 hielt der Hauptkonservator am Württembergischen Landesamt für Denkmalpflege, Prof. Dr. Hans Schwenkel, im Institut für Seenforschung und Seenbewirtschaftung in Langenargen einen Vortrag *Über den Schutz des Bodensees*<sup>61</sup>. Fast alle Sorgen, welche den Naturschutz am Bodensee heute noch bewegen, waren in jenen Jahren schon aktuell und fanden lebhaften Widerhall in der Öffentlichkeit. Der Vortrag initiierte am 14. September 1926 die Gründung einer ersten Internationalen Arbeitsgemeinschaft zum Schutz des Bodensees unter dem Vorsitz des Fabrikanten Eugen Kauffmann in Langenargen<sup>62</sup>. Damals schon konnte sich der Naturschutz auf gesetzliche Bestimmungen stützen, in Deutschland z. B. auf das 1935 erlassene Reichsnaturschutzgesetz, mit dessen Hilfe z. B. 1938 der verträumte Mindelsee auf dem Bodanrück unter Schutz gestellt und 1939 der von einem Basaltwerk bereits zum Abbruch verurteilte doppelgipflige Hohenstoffeln vor der Zerstörung bewahrt werden konnte. Ein besonders dringlicher Wunsch nach Schaffung eines durchgehenden öffentlichen Uferweges blieb freilich bis heute unerfüllt. Die Ungunst der politischen Verhältnisse brachte die Arbeitsgemeinschaft (1935) zum Erliegen.

Im Jahre 1960 erinnerte der Schaffhauser Kantonsforstmeister Arthur Uehlinger in der 1959 gegründeten und vom Rheinaubund – Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für Natur und Heimat – herausgegebenen Zeitschrift *Natur und Mensch* an das Vergangene und fand in dem Konstanzer Landrat Dr. Ludwig Seiterich einen begeisterten und tatkräftigen Mitstreiter<sup>63</sup>. Diesen beiden Männern ist die Neugründung der Internationalen Arbeitsgemeinschaft Natur- und Landschaftsschutz Bodensee am 27. Juli 1961 in Stein am Rhein zu verdanken. Mit Hilfe dieser Arbeitsgemeinschaft hoffte Dr. Seiterich, die von ihm höchst dringlich und notwendig gehaltene Schaffung einer *Lex Bodensee*, eines international gültigen materiellen Rechtes für den Schutz der Bodenseelandschaft durchsetzen zu können. Dem Abkommen der Bodensee-Uferstaaten zum Schutze des Sees vor Verunreinigung sollte nun eine Lex Bodensee zum Schutze der Schönheiten der Landschaft folgen – ein Wunsch, der leider nur zum Teil erfüllt worden ist<sup>64</sup>.

Seit ihrer Gründung befaßte sich die Internationale Arbeitsgemeinschaft Natur- und Landschaftsschutz Bodensee, die von dem Geschäftsführenden Konstanzer Landrat einberufen wird, unter dem allgemeinen Oberbegriff *Förderung des Natur- und Landschaftsschutzes im Bodenseeraum* mit folgenden Fragen: Reinhaltung des Bodensees; Schiffbarmachung des Hochrheins; fortschreitende Motorisierung auf dem See (Entwicklung von Wohnbooten und Wohnfloßen); Beschränkung der Lärmzonen auf dem See (u. a. verursacht durch Wasser-

61 Hans SCHWENKEL, *Über den Schutz des Bodensees*, SVGB 54 (1926), S. 381–396.

62 W. NÜMANN, Nachruf auf Dr. h. c. Eugen Kauffmann, SVGB 90 (1972), S. V.

63 Arthur UEHLINGER, *Der Kampf um die Anerkennung des Naturschutzes in der Schweiz seit 1950* (Vortrag am 1. 12. 1965 an der Universität Bonn), N 8 (1966), S. 223–227.

64 Ludwig SEITERICH, *Zum Natur- und Landschaftsschutz am Bodensee, dargestellt am Beispiel des Landkreises Konstanz*, BH 1962, S. 257–268. DREXLER, *Naturschutz im Landkreis Konstanz seit 1951/1955*, S. 18f. – Franz GÖTZ, *Biographie Ludwig Seiterich*, Zs. Hegau 36/37 (1979/80).

skisport) und Schaffung von Zonen der Ruhe; Schaffung eines Vogelschutzreservates; Anteilnahme an der Tätigkeit der regionalen Planungsgemeinschaften; Auswirkungen des Autobahnbaues; Windsurfing; Anlage von Freizeitzentren; Atomkraftwerke u. a. Die Arbeitsgemeinschaft nahm und nimmt auch bereits im Stadium der Vorbereitung Stellung zu Entwürfen einschlägiger Gesetze oder Verordnungen, wie z. B. zur Internationalen Schifffahrt- und Hafenanordnung am Bodensee<sup>65</sup>.

Träger der Arbeitsgemeinschaft sind das Land Vorarlberg, auf deutscher Seite die Landkreise Lindau, Bodensee- und Landkreis Konstanz und auf der Schweizer Seite die Naturschutzbünde und Naturschutzkommissionen in den Kantonen St. Gallen, Thurgau und Schaffhausen. Die Mitgliederversammlung besteht aus den Vertretern der genannten anfänglich 13, heute nach der Verwaltungsreform noch 11 Träger; ferner werden zu den Tagungen regelmäßig an der Sache interessierte und für sie engagiert arbeitende Persönlichkeiten eingeladen, u. a. Dr. Wilhelm Kohlhaas (Stuttgart), als Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft zum Schutze von Hochrhein und Bodensee, – und seit 1970 – der Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft Naturschutz Bodensee Dr. Gerhard Thielcke (Möggingen). In dem Zusammenhang verdient hervorgehoben zu werden eine besondere Form aktiven Naturschutzes, nämlich die seit 1966 auf Anregung des Apothekers Hans Stehle, St. Gallen, durchgeführte alljährliche *Seeputzete*, Beseitigung von Unrat und Abfällen an Ufern durch Schüler, Naturschützer und Naturfreunde sowie durch Behörden. Die internationalen Bodensee-Reinigungstage, heute bereits zur Tradition geworden, haben bei der ganzen Bevölkerung, besonders bei der Jugend, das Verantwortungsbewußtsein für einen gesunden See geweckt<sup>66</sup>.

In den Ländern um den See sind überall neue Naturschutzgesetze erlassen worden, in Bayern z. B. am 1. 8. 1973 mit zum Teil einschneidenden Bestimmungen, die das Gemeinwohl eindeutig bevorzugen<sup>67</sup>. In Österreich hat der Naturschutztag 1976 in Villach sich für den sogenannten ökologischen Naturschutz eingesetzt, d. h. für die Respektierung neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse über das Zusammenspiel geschlossener Lebensgemeinschaften im Pflanzen- und Tierreich<sup>68</sup>. Beim 5. Mainauer Rundgespräch am 20. April 1961 bereits wurde die sogenannte *Grüne Charta von der Mainau* erlassen, die unter Bezugnahme auf das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland und die in Gefahr geratenen Grundlagen unseres Lebens *Um des Menschen willen* den Aufbau und die Sicherung einer gesunden Wohn- und Erholungslandschaft, Agrar- und Industrielandschaft fordert. Am 22./23. April 1971 folgte als sinngemäße Weiterentwicklung der Grünen Charta von der Mainau das *Bodensee-Manifest*, das

65 Akten Landratsamt Konstanz, Internationale Arbeitsgemeinschaft Natur- und Landschaftsschutz Bodensee, Bildung und Mitglieder 1960–1967; Naturschutz, Landschaftspflege und Umweltschutz im nahen und weiteren Bodenseeraum, 1970–1975, 1972–1974. – Gerhard THIELCKE, Privater Umweltschutz in Aktion, in: Umweltschutz Bd. 1, S. 103–109. – Der *Bund für Naturschutz in Oberschwaben e. V.* stellte in einer Broschüre *Schutz des Bodensees* 6 Leitsätze auf zu den Themen Bauverbote, Baugebiete, freie Ufer, Bäume, Flußregulierung, Erholungsgebiet; Sonderheft 1, 1971, Bad Wurzach.

66 Peter FLAD, in: Bodensee, Vorwort S. 7.

67 Herbert OFFNER, Naturschutz am Bodensee, in: Bodensee, S. 71–73; Frank KLÖTZLI/August SCHLÄFLI, Fragen des Naturschutzes, a. a. O. S. 75–77; DREXLER, Landschaftspflege und Naturschutz am Bodensee, S. 240–269.

68 Anton ALLGEUER, Die rechtlichen Grundlagen des Naturschutzes in Vorarlberg, Monfort 18 (1966), S. 6–29.

in 12 Punkten dringend notwendige Maßnahmen zur Erhaltung der großartigen Seelandschaft für die Gesellschaft von heute und morgen verlangt. *Die Werte... dieser hervorragenden europäischen Kultur-, Freizeit- und Nutzlandschaft... sind bedroht*<sup>69</sup>. Neuerdings hat Ernst Kolb in einem eindrucksvollen Vortrag einen Überblick über den derzeitigen Natur- und Landschaftsschutz gegeben: *Das abgerundete Bild neuer biologischer, geographischer, geologischer, ökologischer und zoologischer Kenntnisse bestimmt nicht mehr die erhaltenswerte Seltenheit, sondern die gesamte Landschaft zum Gegenstand des Schutzes*<sup>70</sup>. So verbietet z. B. das Vorarlberger Landschaftsschutzgesetz (in Kraft seit Herbst 1973) im Bereich eines 500 m breiten Streifens jegliche Veränderung der Landschaft<sup>71</sup>.

Mit Hilfe der Natur- und Landschaftsschutz-Gesetze konnte um den Bodensee eine stattliche Reihe von Natur- und Landschaftsschutzgebieten ausgewiesen werden; ein Handikap ist dabei der Umstand, daß es oft an Geld fehlt, um durch Kauf bedrohte oder schützenswerte Gebiete in den Besitz der Öffentlichen Hand zu bringen. Die bekanntesten Naturschutzgebiete sind das Rheinspitz, das Eriskircher Ried, das Mündungsgebiet der Seefelder Aach, die Halbinsel Mettnau (ein europäischer Rastplatz für die Vogelzüge) und das Wollmatinger Ried, dem der Europa-Rat 1968 das Europa-Diplom verlieh (*Besonderes europäisches Naturschutzinteresse*)<sup>72</sup>. Es erstreckt sich westlich Konstanz-Stromeyersdorf beginnend am Ufer des Untersees bis in die Gegend von Hegne (435 ha): die hier vorkommenden Schnecklisande sind nach Ausdehnung und Mächtigkeit im ganzen Voralpenland einzigartig, ebenso die eigenartige Ufer-Vegetation und Vogelwelt. In der Bundesrepublik Deutschland erhielt nur noch die Lüneburger Heide das Europa-Diplom verliehen. 1973 und 1978 wurde das immer nur auf die Dauer von fünf Jahren verliehene Diplom noch einmal verlängert<sup>73</sup>.

Ein besonderes Erlebnis bietet dem Natur- und Wanderfreund der 1970 eröffnete Rundwanderweg um den Bodensee, ein Gemeinschaftswerk verschiedener Wandervereinigungen: Sektion Vorarlberg (Bezirk Bregenz) des Österreichischen Alpenvereins, Schwäbischer Albverein, Arbeitsgemeinschaft Naturschutz Bodensee und die schweizerische Arbeitsgemeinschaft

69 Lennart Graf BERNADOTTE, Das Bodensee-Manifest, in: Bodensee, S. 75–77.

70 Ernst KOLB, Die Entwicklung des Bodenseeraumes in der Neuzeit, Vortrag am 24.10.1976 in Meersburg, Montfort 28 (1976), S. 285–289.

71 Naturschutz in der Schweiz: Erwin AKERET, Das neue Bundesgesetz über den Natur- und Heimatschutz, N 8 (1966), S. 227–229; Marius BASCHUNG, Die notwendige Ergänzung zum Bundesgesetz über den Natur- und Heimatschutz (kantonale Gesetze), N 8 (1966), 229f. DERS., Das neue Natur- und Heimatschutzgesetz vor dem kantonalen Parlament, N 10 (1967), S. 36–38. *Baden-Württemberg*: Eberhard BOPP, Der Naturschutz in Baden-Württemberg heute, N 8 (1966), S. 230–234; Grundsätze für Naturschutz und Landschaftspflege im deutschen Bodenseegebiet und seinem Hinterland, 6 deutsche Landräte unter Führung von Ludwig SEITERICH, Weingarten 6.10.1967, in: N 10 (1967), S. 118–120; Konrad BUCHWALD, Landschaftsrahmenplan für das baden-württembergische Bodenseegebiet, am 18.5.1973 dem Minister für Ernährung, Landwirtschaft und Umwelt Dr. Friedrich Brünner überreicht, N 15 (1973), S. 153–155.

72 DREXLER, Die Naturschutzgebiete im Bodenseegebiet, S. 243–248; Landschaftsschutzgebiete, S. 251–256.

73 Rainer ERTEL, Wollmatinger Ried, hg. Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Baden-Württemberg, Ludwigsburg 1974; Rudolf KUH/K/Josef SZIJ, Wollmatinger Ried und Ermatinger Becken schutzbedürftige Wasservogel-Gebiete an der deutsch-schweizerischen Grenze, N 8 (1966), S. 150–152; Walter FUCHS, Wollmatinger Ried seit 50 Jahren Naturschutzgebiet, SK 5. 7. 1980.

für Wanderwege. Der wohl schönste Rundwanderweg Europas, für den man 10 Tage benötigt, führt meist an den Ufern entlang, doch geht er streckenweise vor allem wegen der Aussicht auf den See auch über naheliegende Höhenzüge<sup>74</sup>.

### Internationale Gewässerschutzkommission<sup>75</sup>

Fast gleichzeitig wie das vorgehend berührte Bodensee-Projekt der Deutschen Forschungsgemeinschaft wurde durch das 1959 zwischen der Republik Österreich, der Schweizerischen Eidgenossenschaft, dem Freistaat Bayern und dem Land Baden-Württemberg beschlossene und 1961 ratifizierte Übereinkommen über den Schutz des Bodensees gegen Verunreinigung die *Internationale Gewässerschutzkommission für den Bodensee* gegründet und seitdem eine gemeinsame Überwachungsforschung des Bodensees betrieben. Die in dem Übereinkommen vorgeschriebene Zusammenarbeit hat sich – ein Vorbild in der ganzen Welt! (Dr. Roser) – bewährt; die technische Konzeption zur Durchführung des Gewässerschutzes fand in den *Richtlinien zur Reinhaltung des Bodensees* vom 1. Juni 1967 ihren Niederschlag<sup>76</sup>. Lediglich die ungewöhnlich hohen Investitionen für die Verwirklichung der Abwassermaßnahmen bereiten Sorgen: nach dem Bau- und Investitionsprogramm der Gewässerschutzkommission sind von 1960 bis 1980 allein in Kommunale Abwasseranlagen über 3 Milliarden zu investieren (92 % der Einwohner sollen bis 1980 an Kläranlagen mit biologischer, wenigstens 75 % an solche mit

74 Georg FAHRBACH, Bodensee-Rundwanderweg, 2. Aufl. Fink-Verl. Stuttgart 1971. – Eine der frühesten, vielleicht sogar die erste Beschreibung einer Wanderung um den See veröffentlichte 1822 ein unbekannter Autor, der sich *Der Wanderer* nennt, im Verl. I. M. Bannhard, Konstanz, Wanderungen am Bodensee, 152 S.

75 Von großer Bedeutung für die nachstehend beschriebenen Maßnahmen des Landes Baden-Württemberg waren die vom Deutschen Bundestag erlassenen Gesetze über den Wasserhaushalt, über die Schifffahrt auf Bodensee, Untersee und Rhein sowie das Waschmittel- und Abwasserabgabengesetz. Bei den Beratungen brachte jeweils Hermann Biechele MdB – auch im Innenausschuß – die Anliegen des Bodensees vor. In der 57. Sitzung v. 18. 10. 1973 (Wasserhaushaltsgesetz) trat er so für die Erhebung des Bodenseepfennigs ein (Entgelt für die Wasserabgabe an die BWV). Bei der 2./3. Lesung des Wasserabgabengesetzes (20. 5. 1976) forderte er unter Berufung auf das Beispiel Bodensee eine optimale Bündelung der Gewässerschutzmaßnahmen des Bundes und der Länder (Schwerpunktprogramm Bodensee des Landes Baden-Württemberg und Rhein-Bodensee-Sanierungsprogramm des Bundes). Drucksachen Deutscher Bundestag: 57. Sitzung, 18. 10. 1973, S. 3317–3319; 212. Sitzung, 15. 10. 1976, 4. Gesetz zur Änderung des Wasserhaushaltsgesetzes, S. 14695–14698; 122. Sitzung, 10. 10. 1974, Waschmittel- und Abwasserabgabengesetz, S. 193–196; 245. Sitzung, 20. 5. 1976, Abwasserabgabengesetz, S. 17384–17387; 178. Sitzung, 12. 6. 1975, Waschmittelgesetz, S. 12427–12430.

76 Wilhelm HAHN, Die Reinhaltung des Bodensees. Aus der Eröffnungsrede des Kultusministers von Baden-Württemberg beim Deutschen Naturschutztag zu Konstanz, N 9 (1966), S. 109–112; Hans GÄSSLER, Die Bemühungen um die Bodenseereinhalung, in: Umweltschutz Bd. 1, S. 8–19; Julius GRIM, Der Bodensee – Reinhaltung und Nutzung, in: Überlingen und der Linzgau am Bodensee, Theiss-Verl. 1972, S. 224 ff.; Hans-Joachim ELSTER, Ist der Bodensee noch zu retten? in: Umweltschutz Bd. 2, S. 103–109; DREXLER, Gewässerschutz am Bodensee, S. 95–107, 110–150, 156–169; Benno WAGNER, Reinhaltung des Bodensees, in: Bodensee, S. 95–97; Friedrich BALDINGER, Die Abwassersanierung im Einzugsgebiet des Bodensees, Rorschach 1976, S. 34 f. (der Verf. ist Leiter der schweiz. Delegation in der Internat. Gewässerschutzkommission für den Bodensee).



chemischer Reinigungsstufe angeschlossen sein). Immerhin tragen die großen Anstrengungen Früchte; die Verbesserungen der Wasserqualität im Uferbereich sind augenscheinig; eine nachhaltige Verbesserung des Gesamtzustandes des Sees kann allerdings nur langfristig eintreten<sup>77</sup>. Ein schönes Beispiel internationaler Zusammenarbeit stellt die Deutsch-Schweizerische Kläranlage Bibertal-Ramsen dar (60 Millionen DM, Einzugsgebiet Engen-Singen-Gottmadingen-Thayngen)<sup>78</sup>.

### Trinkwasserspeicher Bodensee

In einem weiteren *Übereinkommen über die Regelung von Wasserentnahmen aus dem Bodensee* verpflichteten sich 1966 die Anliegerstaaten, einander rechtzeitig vor der Zulassung größerer Wasserentnahmen Gelegenheit zu Stellungnahmen zu geben; ein Konsultationsausschuß sorgt für eine angemessene Abwägung der Interessen (z. B. Sicherung der Entwicklung der Lebensverhältnisse des Bodensee-Raumes usw.).

Das Abkommen betrifft vor allem die *Bodensee-Wasserversorgung Stuttgart*, die aus einem Seepumpwerk bei Sipplingen für rund 2,5 Mill. Menschen im Großraum Stuttgart Trinkwasser fördert – die größte Wasser-Fernversorgungsanlage Europas<sup>79</sup>.

Im Oktober 1958 nahm die *Bodensee-Wasserversorgung Stuttgart* (BWV) die erste Leitung der Bodensee-Fernwasserversorgung (Seepumpwerk Sipplingen) und im Juli 1971 die zweite Leitung in Betrieb (Steigerung der Entnahme von 3 auf 7,5 cbm Wasser pro Sekunde). Das Seepumpwerk entnimmt dem See im Jahr rund 230 Millionen cbm Wasser; der Rauminhalt des Bodensees beträgt ca. 50 Mrden cbm, die mittlere Abflußmenge beläuft sich auf ca 350 cbm pro Sek. – Auch andere Bodensee-Gemeinden (z. B. die Stadt Konstanz) holen ihr Trinkwasser aus

77 Nach dem Umweltqualitätsbegriff 1979 der baden-württembergischen Landesanstalt für Umweltschutz ist der Bodensee in seiner Eigenschaft als Trinkwasserspeicher, Fischereigewässer und Erholungsgebiet trotz relativer Stabilisierung des Zustandes durch Bau von Kläranlagen weiterhin bedroht. Gründe: Auffangbecken für Schadstoffe (Phosphate aus Waschmitteln), Auffüllungen, Baggerungen, Sportschiffahrt; zit. nach BH 12 (1980), S. 4. Dagegen hebt H. Biechle in der 214. Sitzung des Deutschen Bundestages, 24. 4. 1980 (Umweltvorsorge) die Erfolge gemeinsamer Anstrengungen von Bund und Ländern bei der Reinhaltung des Bodensees hervor. Für das Rhein-Bodensee-Sanierungsprogramm 1972–76 standen 150 Mill. DM, davon 75 Mill. DM für den Bodensee, bereit. Für das 2. Sanierungsprogramm 1977–80 stellten Bund und Länder je 800 Mill. DM für den Bau von Abwasserbeseitigungsanlagen bereit (Investitionsvolumen über 3 Mrd. DM); die Förderbeträge des Landes Baden-Württemberg betragen 1977 136,1 Mill. DM, Bund 26,6 Mill. DM; 1978 entspr. 183,5 und 83,6 Mill. DM, 1979 200,2 und 97,8 Mill. DM. Das mit diesen Fördermitteln insgesamt geförderte Bauvolumen im Bereich der Abwasserbeseitigung beträgt 1977 493 Mill. DM. 1978 763 Mill. DM und 1979 750 Mill. DM. In Baden-Württemberg hat sich die Zahl der kommunalen Kläranlagen in den letzten 10 Jahren verdoppelt: 1225, 86 % der Bewohner des Landes sind an zentrale Kläranlagen angeschlossen. Vgl. dazu die Kritik DREXLER, S. 167–169: Abwasserpolitik am Bodensee orientiert sich kaum an bodenseespezifischen Grundsätzen, sondern in erster Linie an der Sicherstellung der Frischwasserversorgung.

78 Hermann KÖNIG, Die Kläranlage Bibertal-Hegau aus der Sicht der Stadt Singen, SJ 1978, S. 64–79.

79 DREXLER, Proklamationen zu den Problemen des Bodenseeraumes, S. 45–47; Bodensee-Fernwasserversorgung S. 108 f.; Julius GRIM, Trinkwasser aus dem Bodensee, wie Anm. 75, S. 233 ff. Vgl. Anm. 77.

dem See; wie man hört, erwägt auch die Schweiz eine Entnahme von 10 cbm pro Sek. für die Frischwasserversorgung von Zürich und Basel<sup>80</sup>.

### Bodensee-Neckarstollen, Bodensee-Regulierung und Wasserentnahmen

Im März 1971 wurde bekannt, daß die BWV dem Bodensee weitere 600 Mio cbm jährlich abzapfen wolle, um den mittleren Neckar bei Plochingen aufzufüllen; die Vorarbeiten (Erarbeitung der Pläne) kosteten 3,5 Mio DM, die im Frühjahr 1974 vorgelegten baureifen Pläne sahen einen Aufwand von rund 600 Mio DM für den Bau des Stollens vor<sup>81</sup>. Allenthalben setzte man am Bodensee diesen Plänen Widerstand entgegen, im Thurgau verwarf eine Volksabstimmung trotz massiver BWV-Propaganda am 26. August 1973 das Projekt, das inzwischen auch von der Landesregierung in Stuttgart abgelehnt wird. – Anfang März 1973 erfuhr die Öffentlichkeit von einem weiteren Plan der Wasserentnahme: Gestützt auf den Staatsvertrag zwischen Baden-Württemberg und Bayern von 1970 soll von 1980 an aus dem Bodensee ein Speicherbecken für die Donau mit Wasser gefüllt werden als Entschädigung für das der Donau abgezapfte Wasser (gemeint sind die Überläufe aus Wasserbecken nördlich von Lindau und das dem Bodensee zulaufende Wasser aus der Donauversickerung zwischen Immendingen und Möhringen)<sup>82</sup>.

Ebenso wurde insbesondere von den Kantonen Schaffhausen und Thurgau der von der BWV angestrebte Bau eines Regulierwehres bei Hemishofen abgelehnt, dessen angebliche Vorteile darin bestünden, daß ungenutztes Hochwasser für den Aufstau bei Niedrigwasser unter Erhaltung der natürlichen Schwankungen des Seespiegels in gedämpfter Form zurückgehalten werde und die Schwäbische Alb und den Neckarraum vor Wassernot bewahre<sup>83</sup>.

80 Gerhard NABER, 25 Jahre Bodensee-Wasserversorgung, Entstehung, Bau und Betrieb, BH 1980 12, S. 26 f.; KLETT-SCHMIDT, Bodensee-Wasserversorgung Sipplingen, BH 1966, 11, S. 17–26.

81 Theopont DIEZ, Die Problematik des Albstollens, in: Umweltschutz Bd. 2, S. 85–92; Fridolin FORSTER, Trinkwasser aus dem Bodensee für die Spülung des Neckars – ein kostspieliges und unvernünftiges Projekt, ebd. S. 92–103; DREXLER, Die Projektierung des Bodensee-Neckarstollens, Entscheidung der Landesregierung, S. 77–85.

82 Staatsvertrag zwischen dem Land Baden-Württemberg und dem Freistaat Bayern über die Entnahme von Wasser aus der Donau und die Zusammenarbeit bei wasserwirtschaftlich bedeutsamen Vorhaben v. 17. 12. 1970, Gesetzblatt Baden-Württemberg 1971, S. 4. – Die Absicht der Landesregierung, Ausgleichswasser durch Umgehung der Donauversickerungsstellen zwischen Immendingen und Fridingen bereitzustellen, weckte Ende 1980 den erheblichen Widerstand der Aachanlieger, obgleich nach Auskunft des Umweltschutzministers Gerhard Weiser der seit 1971 laufende Großversuch der Donau-Umleitung bis 1976 keine meßbaren Auswirkungen auf die Schüttung der Aachquelle erbracht habe. Ein im Januar 1981 veröffentlichtes Gutachten der Landesanstalt für Umweltschutz *Donau und Aach – Bericht 1980* empfiehlt bis zur endgültigen Abklärung der noch offenen Fragen nur eine probeweise Zulassung der Donau-Umleitung.

83 Friedrich KIEFER, Hemishofer Stauwehr und Hochrheinschiffahrt, N 7 (1965), S. 188–191; Fritz DAUNER, Bodensee-Stauwehr ist überflüssig, BH 1965, 2, S. 46–48; Hubert LEHN, Die Schwebealgen im Frühjahr und das geplante Bodensee-Regulierwehr, SVGB 89 (1971), S. 105–116; Bodensee-Regulierung, verschiedene Beiträge in N 14 (1972), S. 226–233, 299–303; N 15 (1973), S. 94–145 (u. a. von Ulrich EINSLE, Fridolin FORSTER, August SCHLÄFLI, Christian HAFFTER, Hans LEUZINGER, Arthur UEHLINGER), Annahme der Thurgauer Volksinitiative zum Schutz von Bodensee und Rhein (26. 7. 1973), N 15 (1973), S. 157 f.

## Schiffbarmachung des Hochrheins

Der im Jahre 1907 gegründete Rheinschiffahrtsverband strebte bis vor kurzem vor allem mit Unterstützung der Ostschweiz die Schiffbarmachung des Hochrheins bis zum Bodensee an, insbesondere unter Bezug auf einen Staatsvertrag zwischen der Schweiz und dem Lande Baden vom 28. März 1929, dem sogenannten Isteiner Vertrag, der sich den Ausbau des Hochrheins als Großschiffahrtstraße bis zum Bodensee zum Ziel setzt: Schiffe seien – so hört man – das umweltfreundlichste Verkehrsmittel<sup>84</sup>. 1969 wurden die Kosten des Ausbaues von der Aaremündung bis zum Bodensee auf 220 Mio DM geschätzt. In den Jahren seit 1950 wurde jedoch mehr und mehr die Notwendigkeit und Wirtschaftlichkeit dieses Projektes bezweifelt. Im Juni 1971 rückte auch der Kantonsrat Zürich davon ab, weil die Trinkwasserversorgung durch eine auch nur geringe Schifffahrt wesentlich mehr gefährdet werde als durch kommunale Abwässer. Inzwischen ließ der Rheinschiffahrtsverband selbst seine Bereitschaft erkennen, die Weiterführung der Hochrheinschifffahrt bis in den Bodensee nur unter der Voraussetzung zu wagen, wenn die drei Anliegerstaaten zuverlässige Sicherungen für die Reinhaltung des Bodensees und den Schutz der Uferlandschaft geschaffen haben (Schreiben Dr. Paulssen an Ministerpräsident Dr. Filbinger vom 3. 2. 1972). Im Jahre 1972 beauftragte der Landtag die Landesregierung Stuttgart, mit der Schweiz darüber einig zu werden, den Ausbau des Hochrheins über den Raum Waldshut hinaus nicht weiter zu verfolgen. Am 14./15. Mai 1973 wurde anlässlich des Staatsbesuchs der Regierung des Kantons Schaffhausen in Stuttgart eine Vereinbarung unterzeichnet, wonach der Ausbau des Hochrheins als Schifffahrtstraße nicht über die Aaremündung hinausgehen solle<sup>85</sup>.

## Sport-Schifffahrt

Eine große Sorge bereitet die ständig steigende Zahl von Vergnügungsfahrzeugen, insbesondere von Motorbooten, allen jenen, die für die Reinhaltung des Wassers und die Ordnung auf dem See verantwortlich sind. Der Schadstoffeintrag von Bootsmotoren ist höher als bislang angenommen, die Anreicherung von mineralölbürtigen Kohlenwasserstoffen hat bedenklich zugenommen. In Bregenz z. B. waren 1976 3556 Boote registriert, davon etwa 700 Segelboote, 854 mit einem Motor von mehr als 6 PS und 1100 Ruderboote mit Motoren bis zu 6 PS. Allgemein nimmt jedoch der Trend zum Segelboot zu, weil dieses Freizeiterlebnis, dieser Freizeitwert höher eingeschätzt wird. Seit der Fertigstellung der Autobahn Stuttgart–Westlicher Bodensee erscheinen an den Wochenenden Schwärme von Kurzurlaubern mit Sportschif-

84 Deutsche Gutachten und Reden zur Frage der Hochrheinschifffahrt Basel–Bodensee, hg. vom Rheinaubund, Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für Natur- und Heimatschutz und vom Nordostschweizerischen Komitee gegen die Hochrheinschifffahrt, 1963; Werner HÄUSLER, Problematik eines großen Planes; zu Stand der Debatte über die Hochrheinschifffahrt, BH 1962, S. 406–412; Eduard SPRANGER, Zehn Thesen für die Landschaft. Gegen die Schiffbarmachung des Hochrheins und Bodensees, N 4 (1961), S. 77–79; Wilhelm KOHLHAAS, Beschluß – kein Abschluß! Das Ergebnis der Verhandlungen des baden-württembergischen Landtags vom 24. 10. 1963 zur Hochrheinfraage, N 6 (1963), S. 87–89.

85 DREXLER, Das vorläufige Ende der Hochrheindiskussion, S. 25–33, bes. S. 31 ff.

fen aller Art am See, trüben mit ihren Öl- und Benzinausscheidungen das Wasser und benötigen immer mehr Liegeplätze. In der Tat wohnte 1979 nur ein Drittel der baden-württembergischen Bootsbesitzer am See oder in Ufernähe, während die schweizerischen und vorarlbergischen Bootseigner überwiegend am See oder im Nahbereich zu Hause sind.

Nach den Ermittlungen der Bodensee-Schiffahrtskonferenz gab es Ende 1979 auf dem Bodensee 16407 Motorboote (davon in Baden-Württemberg 8300) und 11427 motorisierte Segelboote (7738). Die Schiffahrtsstatistik der beiden baden-württembergischen Bodensee-Landkreise ermittelte für den Landkreis Konstanz insgesamt 12424 Schiffe (davon 7817 motorisiert), für den Bodensee-Kreis 12790 Schiffe (8451). Zwischen beiden statistischen Angaben besteht eine Differenz von 240. An Bootsliegепläätzen standen im Landkreis Konstanz 7050, davon 2043 Trockenliegепläätze zur Verfügung<sup>86</sup>. Außer diesen wurden im Landkreis Konstanz in letzter Zeit 4100 wilde Bootsliegепläätze entdeckt, was Landrat Dr. Robert Maus den Wunsch äußern ließ, daß künftig Bootszulassungen an den Nachweis eines Liegeplatzes gekoppelt sein sollten<sup>87</sup>. Nach Mitteilung von Innenminister Roman Herzog – Stuttgart – fahren auf dem Bodensee kennzeichnungspflichtige Boote ohne Motor rund 13400, davon 7800 Segelboote und 5500 Ruderboote. Auf Grund dieser Zahlen kann man sagen, daß Ende 1979 über 40000 Vergnügungsfahrzeuge (ohne Wanderboote und Windsurfer) auf dem Bodensee verkehren, wobei der Anteil der motorisierten Boote etwa 70% beträgt. Seit 1. April 1981 läßt die Bodensee-Schiffahrtsordnung keine Motorboote mit 2-Takt-Motoren über 10 PS mehr zu; davon sind ca. 2500 Boote betroffen. Die durch den Bootsverkehr hervorgerufenen Probleme sind offensichtlich und vielfältig: Sicherheit von Schiffsverkehr und Wassersport; Gewässerschutz; Natur- und Landschaftsschutz; Fischerei; Bootsliegепläätze und Anlagen nach raumpflegerischen Gesichtspunkten.

Unter diesen Aspekten sieht die Zukunft des Bodensees z. Zt. noch düster aus. Nach Presseberichten werden die Uferbereiche mehr und mehr verbaut und die für die natürliche Klärung des Wassers notwendigen Schilfuferzonen – allerdings auch von der Wasserseite her – reduziert. In Bayern sind bereits 85% des Ufers genutzt, das Schilfufer wurde auf 6% zurückgedrängt. In Baden-Württemberg nehmen bei 160 km Uferlänge die von der Schifffahrt beanspruchten Einrichtungen 49 km ein, davon 23 km mit geschlossenen Uferanlagen; auf Badeanlagen entfallen nur 7%<sup>88</sup>. Im Sommer 1980 wurde in Steckborn ein neuer Hafen eingeweiht, der 300 Schiffen Platz bietet und über 70 Trockenplätze verfügt; die schwimmende Westmole hat eine Länge von 140 m, die Ostmole 120 m<sup>89</sup>. In Romanshorn planen die Schweizerischen Bundesbahnen (SBB) bei der Erweiterung ihres Dienstleistungszentrums u. a. auch einen neuen Bootshafen mit bis zu 350 Liegeplätzen (1980).

86 Akten Landratsamt Konstanz, Bodensee-Konferenz; Sitzungen des ständigen Ausschusses der Bodensee-Konferenz, 1979.

87 SK v. 14. 5. 1980.

88 SK v. 23. 3. und 19. 6. 1980. – Gustav DEGEN, Beschränkung des Motorbootverkehrs auf dem Bodensee – ein Schlag ins Wasser?, N 16 (1974), S. 144f.; E. THALMANN, Die Regelung des Motorbootverkehrs, N 17 (1975), S. 229–231; DREXLER, Öleintrag in den Bodensee durch Schifffahrt und Sportschifffahrt, S. 150–156.

89 SK v. 16. 8. 1980.

Solche Häfen gibt es viele und werden noch einige weitere geplant, um insbesondere die Bojenfelder zu beseitigen. Auf Grund seiner besonderen landschaftlichen Schönheit und als bevorzugtes Freizeit- und Erholungsgebiet übt der Bodenseeraum eine starke Anziehungskraft aus, doch wird man künftig mehr darauf achten müssen, daß er in erster Linie als Lebens- und Wirtschaftsraum für die am See ansässige Bevölkerung zu dienen hat<sup>90</sup>.

Die Bootsbesitzer haben sich in zahlreichen Wassersport-Vereinen und Verbänden zusammengeschlossen. Im Jahr 1978 betrieben auf dem Bodensee rund 17000 Freizeit-Skipper mit 9000 Booten in 114 Vereinen, deren älteste Ende der 80er Jahre des 19. Jahrhunderts gegründet worden sind, ihr Hobby. Die zahlenmäßig stärkste Gruppe der Segler repräsentiert der 1911 gegründete Bodensee-Segler-Verband, der in den drei Uferstaaten 71 Vereine mit rund 13000 Mitgliedern und 6500 Booten betreut<sup>91</sup>, während der seit 1963 bestehende Internationale Bodensee-Motorboot-Verband (IBMV) mit 25 Vereinen, 3000 Mitgliedern und 1700 Booten die Interessen der Motorbootfahrer vertritt. Dieser Verband bestreitet energisch die Beeinträchtigung der Wasserqualität durch Motorboote<sup>92</sup>. Dazu gab es weitere 21 Wassersport-Vereinigungen, die hauptsächlich Wasserskilauf und Windsurfing betreiben. Im Bodensee-Kanu-Ring haben sich Vertreter von 16 Vereinen mit 2000 Mitgliedern vereinigt. Es sind jedoch bei weitem nicht alle *Seefahrer* in Vereinen organisiert.

### Fischerei und Wasservogeljagd

Die Fischerei ist wohl für Untersee und Rhein durch Verträge geregelt, im Kondominium Obersee gibt es dagegen keine verbindliche Fischereiordnung; der See stand seit jeher allen Fischern offen. – Bereits im ausgehenden Mittelalter wurden vor allem im östlichen Sееteil Verträge über Fischereigrenzen und zur Schonung der Fischbestände abgeschlossen. Insbesondere in Lindau fanden zahlreiche Fischertage statt, bei denen u. a. Abkommen über Fischereigrenzen ausgehandelt wurden; um 1350 z. B. gehörte der östliche Obersee bis zur Höhe von Arbon-Buchhorn zum Bereich der Lindauer Fischerzunft<sup>93</sup>. Im westlichen Obersee und im Überlinger See wurde 1481 zwischen Konstanz, Überlingen und dem Komtur des Deutschen Ritterordens auf der Insel Mainau sowie mit der Landgrafschaft Heiligenberg und dem Kloster

90 In dem Zusammenhang verdient eine im SK v. 28. 2. 1980 veröffentlichte Meldung Erwähnung, wonach die schweizerische Armee auf dem Bodensee eine aus kundigen See-Anwohnern rekrutierte Motorboot-Kompanie unterhält. Die kleine, schlagkräftige Flotte ist außerhalb der Militär-Dienstzeit den verschiedenen Zollgrenzkreisen zugeteilt.

91 Karl NOTHHELFER, Bodensee-Yachtclub Überlingen 1909–1979, Überlingen 1979. Yachtclubs wurden gegründet in Konstanz (1909), Friedrichshafen (1911), Radolfzell (1912), Lindau und Bregenz (1889), S. 4. Seit 1907 wird die Bodensee-Woche der Segler abgehalten, ausgehend von Bregenz, mit Stiftung eines Bodensee-Pokals, S. 19, 71. – Hans KIDERLEN, Hoch am Wind auf dem Drei-Länder-See (Seglervereinigungen), BH 1962, S. 366–370; Ewald WEISCHEDEL, Bodensee-Woche der Segler, KA 14 (1918), S. 31–33.

92 Seit 1976 ist z. B. das Mischungsverhältnis Öl zu Benzin von bisher 1:25 auf 1:50 vorgeschrieben. Auch rechnet man mit der Entwicklung neuer Öle, die ein Minimum an seewassergefährdenden Rückständen verursachen und rasch abgebaut werden, SK v. 18. 9. 1975. – 1974 bildete der IBMV einen eigenen Seenotrettungsdienst.

93 Max Frh. LOCHNER VON HÜTTENBACH, Zur Geschichte der Bodenseefischerei in Lindau, Lindau, Bd. 2, S. 53–64.

Salem (Salmannswiler) ein Vertrag über die Ausübung der Fischerei abgeschlossen; 1513 trat einer neuerlichen Vereinbarung auch Arbon bei. 1566 schloß die Stadt Konstanz mit dem Deutschen Orden (Mainau) einen Vertrag über Schonmaße ab, der bis ins 18. Jahrhundert Gültigkeit hatte, dann aber sang- und klanglos auslief<sup>94</sup>. In dem Zusammenhang ist auch das Hunnrecht der Herren von Bodman zu nennen, eine besondere Fischereigerechtigkeit, die urkundlich seit 1360 bezeugt ist und bis 1813 ausgeübt wurde<sup>95</sup>. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts trat eine allgemeine Unordnung und Zuchtlosigkeit auf dem See ein, niemand hielt sich an die alten Abkommen oder Regeln; Mißbräuche und Übervorteilungen waren an der Tagesordnung, und die Erträge nahmen ab. 1790 begann man in Konstanz über neue Fischereiverträge zu verhandeln, ohne wesentliche Erfolge oder eine Besserung der Verhältnisse zu erzielen.

Ende des 19. Jahrhunderts war der See abermals zeitweilig völlig leergefischt, und so kam es 1893 zur heute noch geltenden sogenannten Bregenzer Übereinkunft, einem von den Fischereivereinigungen aller Anrainerstaaten geschlossenen Übereinkommen zur Besserung der Fischereiverhältnisse. In den folgenden Jahren gelang es, gemeinsam interessierende fischereiwirtschaftliche Probleme zu lösen und die Voraussetzungen für die künstliche Erbrütung, eine eigene Fischerei-Aufsicht zur Überwachung des Sonntag-Fischereiverbots und Beschränkung der Netzzahl zu erreichen. Als die Fischer bzw. ihre Standesorganisationen bei den von den Bodensee-Anliegerstaaten in Gang gebrachten Beratungen über die Festlegung der einzelnen Fischerei-Hoheitsgebiete nicht mitarbeiten durften, kam es im Jahre 1909 zur Gründung des Internationalen Fischereiverbandes (IBF), dessen wertvolle berufsständische Arbeit die beiden Weltkriege überstand; der IBF beging im November 1979 sein 70jähriges Jubiläum<sup>96</sup>. – Der IBF vertritt rund 170 Berufsfischer und über 3000 Sportfischer; der Bodensee ist der einzige See, in dem noch Berufsfischerei in großem Umfang ausgeübt wird (1979)<sup>97</sup>.

Im Untersee und Seerhein<sup>98</sup> durften die Einwohner der Anliegergemeinden von alters her (seit 1898 auch jene von Kreuzlingen) die Fischerei ohne Rücksicht auf die Staatsgrenzen im ganzen Gebiet von See und Fluß ausüben. Diese in der Fischereiordnung vom 22. August 1774 festgeschriebene Übung übernahmen auch die am 16. November 1861 und am 3. Juli 1897 (in Kraft seit 1. Januar 1898) zwischen dem Großherzogtum Baden und der Schweizerischen

94 Vgl. Joseph LAIBLE, Geschichte der Stadt Konstanz und ihrer nächsten Umgebung, Konstanz 1921, S. 321.

95 Johann Leopold Frh. v. u. z. BODMAN, Geschichte der Freiherren von Bodman, München 1824, Nr. 269, erste Erwähnung des Hunno-Rechtes in einem Gefäll-Einzugsrodell von 1360, Nr. 1507, 1813 wird die Gangfisch-Abgabe in eine Abgabe in Geld umgewandelt.

96 Bernhard SCHUSTER, Die Entwicklung der Hoheitsverhältnisse am Bodensee seit dem Dreißigjährigen Krieg mit besonderer Berücksichtigung der Fischerei, Konstanz 1951; über die Fischereikonferenz v. 1./2. 7. 1790 in Konstanz s. S. 45f., Bregenzer Fischerei-Übereinkunft v. 5. 7. 1893 s. S. 111–114. – Vortrag aus Anlaß des 85jährigen Bestehens der Bregenzer-Übereinkunft, gehalten auf der Jahreshauptversammlung des IBF am 20. 5. 1978 zu Hard, masch. schrift. Manuskript; freundlich vermittelt durch Werner Dobras, Lindau.

97 Akten Landratsamt Konstanz, Bodensee-Konferenz, Schreiben des IBF v. 8. 12. 1979 i. V. m. Fischereisachverständigen der Uferstaaten gegen Zulassung von Tragflügelbooten auf dem Bodensee.

98 Heinrich WALDVOGEL, Geschichte der Fischereigerechtigkeit zu Diessenhofen, ThB 108 (1970), S. 53–78; I. RIBI-RIBI, Von der Fischerei im Untersee in alter und neuer Zeit, Veröffentlichungen der Heimatvereinigung am Untersee 1943, Heft 3, S. 1–25.

Eidgenossenschaft vereinbarten Fischereiordnungen, unbeschadet der am 20./31. Oktober 1854 zwischen dem Kanton Thurgau und dem Großherzogtum erfolgten Bereinigung der Hoheitsgrenze. In beiden Fischereiordnungen wie in der neuen Untersee-Fischereiordnung vom 2. November 1977, über die mit Unterbrechungen seit 1959 verhandelt wurde, war bzw. ist das Bezirksamt bzw. Landratsamt Konstanz mit der Fischereiaufsicht betraut<sup>99</sup>.

Im Zusammenhang mit der Fischerei ist die nur im Untersee und Seerhein noch erlaubte Wasservogeljagd von untergeordneter Bedeutung zu erwähnen. Es handelt sich einmal um die auf Privilegien von 1573 und 1763 zurückgehende Wasservogeljagd der Stadt Konstanz auf Untersee und Rhein, für deren Aufrechterhaltung sich der Gemeinderat Konstanz mehrheitlich am 27. Februar 1973 aussprach; zugelassen sind nur 25 Jäger. Sodann gibt es die gemeinschaftliche deutsch-schweizerische Wasservogeljagd (allgemein als Belchenschlacht bekannt) im Ermatinger Becken. Beide Jagden beginnen Ende November und dauern bis Februar/März des folgenden Jahres – seit langem ist eine magere Strecke zu konstatieren<sup>100</sup>.

### Regio Bodaniensis

In dem schon erwähnten wegweisenden Vortrag über die *Entwicklung des Bodensee-Raumes in die Neuzeit*<sup>101</sup> (1976) hat Ernst Kolb den Begriff der Region auf den Bodensee-Raum angewendet und mit nahegelegenen derartigen Gebieten wie der Region Rheintal am Alpenrhein (Liechtenstein, St. Gallen, Vorarlberg) und mit der Regio Basiliensis am Rheinknie (mit Landesteilen der Schweiz, Deutschlands und Frankreichs) verglichen. In einer Region geht es um die Wahrung der Einheitlichkeit der Lebensverhältnisse über die Grenzen hinweg. *Regionalismus ist daher die grenzüberschreitende Zusammenarbeit in Angelegenheiten, welche für die aneinanderstoßenden Grenzräume zweier oder mehrerer Staaten von Bedeutung sind*<sup>102</sup>. Mit diesen bedeutsamen Angelegenheiten ist im besonderen die Frage gemeint, ob die Landschaft, die sich seit längerem schon in einem heftigen Spannungszustand zwischen Kultur

99 Anton HAGENBÜCHLE, Bibliographie über Recht und Rechtsgeschichte des Kantons Thurgau und seiner Grenzgewässer, hg. vom Obergericht des Kantons Thurgau, Frauenfeld 1976. Unter XI C, S. 52–56 Fischereivorschriften incl. internat. Recht zur Bodenseefischerei. – Gesetz über die Fischerei in Untersee und Seerhein, 2. 11. 1977 Insel Reichenau, Ges.Bl. Baden-Württemberg Nr. 10, 1978.

100 Die Schweiz will die Belchenjagd beibehalten, die Landesregierung Baden-Württemberg ist für Verbot, SK v. 22. 1. 1980. – Ferdinand BOLT, Verbriefte Wasserjagd auf dem Untersee, Veröffentlichungen der Heimatvereinigung am Untersee, 1943, Heft 3, S. 26–28; W. A. JAUCH, Was zerstört die Vogeljagd auf dem Untersee und Rhein? Separatdruck aus *Vögel der Heimat*, Nr. 1, Okt. 1951; Die Belchenjagd auf dem Untersee verfassungswidrig, hg. vom Schweiz. Bund für Naturschutz, Basel 1951; A. SEIFERLE, Die Vogeljagd am Untersee, Sonderdruck aus *Vögel der Heimat*, Nr. 11, Aug. 1957.

101 S. Anm. 70.

102 Thomas ELLWEIN definiert Regionalismus, der sich der Bildung von Regionen sogleich zugeselle, als *eine Summe sehr unterschiedlicher Bewegungen... deren Gemeinsamkeit man im jeweiligen Bewußtsein von besonderen Eigenarten oder Interessen der Bewohner einer bestimmten Region und wohl auch darin finden wird, daß sich... verbreitet eine gewisse Distanz zum Staat ergibt*. In: Konstanzer Blätter für Hochschulfragen, Sonderheft Symposium, Die Universität in der Region, 62. Jhrg. XVII, Heft 1 Juni 1979,

und Wirtschaft befindet, in ihrer geographisch-historischen Eigenart nur geistiger Begegnung und nur der Erholung des Menschen zur Verfügung gehalten werden soll oder ob nicht doch auch die ökonomischen Strukturen so weit zu verbessern sind, daß auch die am Bodensee lebenden Menschen am Fortschritt der Zeit und am wachsenden Wohlstand teilnehmen können<sup>103</sup>. Das Problem erhält eine zusätzliche Dimension dadurch, daß am Bodensee durch die Bildung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) im Jahre 1958 (Bundesrepublik Deutschland) und der Europäischen Freihandelsassoziation, genannt EFTA (Österreich, Schweiz) im Jahre 1960 eine neue, bisher freilich kaum spürbare zollrechtliche Grenze entstanden ist<sup>104</sup>.

Auch Natur- und Landschaftsschutz beweisen eindringlich die Notwendigkeit grenzüberschreitender Planung und Koordinierung, denn – um nochmals Ernst Kolb zu zitieren – *eines bringt weder Technik noch Wissenschaft zustande: Einen geographisch begrenzten Lebensraum größer zu machen. Weil doch der Bodensee-Raum nur einmal vorhanden ist, stellt er den Anrainern die Aufgabe, ihn so zu nutzen und zu gestalten, daß den voraussehbaren kulturellen, wirtschaftlichen und sozialen Bedürfnissen seiner Bevölkerung entsprochen wird.*

Das baden-württembergische Innenministerium Stuttgart erarbeitete bereits 1969 *Hinweise für die langfristige Planung im Bodensee-Gebiet*; der Landesentwicklungsplan vom 22. Juni 1971 definierte die allgemeinen planerischen Grundsätze und Entwicklungsziele. Danach sollen der Uferbereich des Bodensees unter Wahrung des Landschafts-Charakters als bedeutender Erholungsraum weiter ausgebaut, die unmittelbar an das Seeufer angrenzende Landschaft in ihrer natürlichen Eigenart weitgehend erhalten und der Zugang zum Seeufer für die Allgemeinheit erweitert werden. Ähnliche Überlegungen gab es in der Schweiz und in Österreich.

Am 26. Juli 1971 veröffentlichte das Innenministerium im Benehmen mit dem Kultusministerium Stuttgart den sogenannten Bodensee-Erlaß, d. h. einen Erlaß über die Bauleitplanung im Uferbereich des Bodensees. Größere Siedlungsvorhaben, vor allem Hoch- und Punkthäuser, sowie Industrieansiedlungen sollen nur an geeigneten Standorten in seeabgewandten Teilen errichtet, überkommene Ortsbilder dürfen durch Art und Ausmaß neuer Ansiedlungen nicht gesprengt werden. Leider kam dieser Erlaß, wenn man etwa an die Siedlung Burgberg bei Überlingen oder die Veränderung des Ortsbildes von Immenstaad denkt, zu spät.

So kam es im Bestreben, die Zusammenarbeit bei der Planung und beim Schutz unserer Umwelt am Bodensee mit dem Blick auf den ganzen Lebens- und Landschaftsraum verbessern zu können, 1972 in Konstanz zur Gründung der Internationalen Bodensee-Konferenz, der die Vertreter der an den Bodensee grenzenden Länder angehören; ein ständiger Ausschuß wurde

Regionalismus statt Provinzialismus, S. 52–62, Zit. S. 58. – Bernd THUM, Aufbruch und Verweigerung. Literatur und Geschichte am Oberrhein im hohen Mittelalter. Aspekte eines geschichtlichen Kulturraumes, Waldkirch 1979. Der Verf. greift in diesem Buch mit seinem Gegenstand ebenfalls über die staatlichen Grenzen hinweg unter Berufung auf Hermann AUBIN und Pankraz FRIED (dem geistigen Menschen ist in Zukunft ein würdiges Leben nur gesichert in einem regionalen Europa), S. IX, XII, XIV, XV, 136f.

103 Ernst WINKLER, Regio Bodaniensis, Der Bodensee als Kultur- und Erholungslandschaft von europäischer Geltung, BH 1967, 11, S. 16–29.

104 Albert DREXLER, Der Bodenseeraum zwischen EWG und EFTA, BH 1961, S. 421f.; Inno RAPP, Der Bodenseeraum zwischen EWG und EFTA, BH 1965, 11, S. 45–48.



zusätzlich gebildet, um laufend zu aktuellen Bodensee-Fragen Stellung zu nehmen<sup>105</sup>. Seit 1979 sind vor allem von Vorarlberg aus energische Anstrengungen gemacht worden, um die bisher nicht sehr effektive Internationale Bodensee-Konferenz zu beleben<sup>106</sup>.

In dem Zusammenhang ist zu erwähnen die 1972 in Bregenz durch Landrat Dr. Walter Münch, Wangen, als Verein zur Förderung der grenzüberschreitenden Regionalplanung initiierte Euregio Bodensee, die allerdings nach wenigen Jahren sanft entschlief<sup>107</sup>. Bayern und Vorarlberg beschlossen im März 1973 die Bildung einer gemeinsamen Expertenkommission für Raumplanung; das am 1. Juli 1973 in Vorarlberg in Kraft getretene Landesgesetz für Raumplanung verpflichtet die Landesbehörden, soweit als möglich Planungen des benachbarten Auslandes zu berücksichtigen. Im August 1973 gründeten die Regierungen in Bonn und Bern in Neuhausen am Rheinfall nach mehrjährigen Verhandlungen eine deutsch-schweizerische Raumordnungskommission mit der Aufgabe der Koordinierung der Raumplanung auf der Ebene der Länder, Kantone und Regionen. Auch die beiden 1971 geschaffenen Regionalverbände Hochrhein-Bodensee und Bodensee-Oberschwaben bildeten 1975 eine Kontaktgruppe, um insbesondere in Fragen der Reinhaltung des Bodensees und seiner Nutzung ein gemeinsames Handeln zu erreichen<sup>108</sup>. – Die Landesregierung in Stuttgart beauftragte die beiden Regionalverbände mit der Aufstellung des Teilregionalplanes *Bodenseeufer*; das Kabinett stimmte am 23. September 1980 den vom Ernährungsministerium erarbeiteten »Grundsätzen zum Schutz der Flachwasserzonen« am Bodensee zu und betraute mit deren Erarbeitung die Regionalverbände<sup>109</sup>. *Der Schutz der Flachwasserzonen kann aber nur erreicht werden, wenn der landseitige Bereich entsprechend genutzt und geschützt wird. Die dafür notwendigen verbindlichen räumlichen Festlegungen müssen im Teilregionalplan erfolgen*<sup>110</sup>.

105 Bodensee-Konferenz in Konstanz, 14. 1. 1972. Die bei der Gründungsversammlung gehaltenen Reden von grundsätzlicher Bedeutung wurden vervielfältigt. Min.Präs. Dr. Hans Filbinger begründet einleitend die Errichtung der Bodenseekonferenz mit der Notwendigkeit, auch das kommunale und das regionale Element an den grenzüberschreitenden Problemen zu beteiligen. Min.Direktor Dr. Roser, Stuttgart, berichtete über *die grenzüberschreitende Zusammenarbeit in Regionalplanung und Umweltschutz*, Prof. Rolf Meyer von Gonzenbach, Zürich, über *grenzüberschreitende Planung und Umweltschutz im Bodenseeraum*.

106 Am 4. 12. 1979 wurde in Bregenz der Ständige Ausschuß der Bodenseekonferenz als Expertengremium konstituiert. – Akten Landratsamt Konstanz, Bodensee-Konferenz 1971–1979. – Stirbt die internationale Bodenseekonferenz? SN, 25. 6. 1980.

107 DREXLER, Euregio Bodamica, S. 48f. – Walter MÜNCH, Pro Euregio Bodensee, BH 1971, 11, S. 17f.

108 Helmut FEURSTEIN, Raumplanung am Bodensee, ein Überblick über die rechtlichen Grundlagen für die örtliche, überörtliche und grenzüberschreitende Raumplanung, BH 1979, 3, S. 33–35; Theo ZENGERLING, Der Bodensee in der Raumplanung, in: Bodensee, S. 83–93; DREXLER, Die Restriktionen der heutigen Regionalplanung am Bodensee, S. 88–92.

109 Hubert LEHN, Uferzone und Seeboden des Bodensees, BH 1980, 11, S. 18–20.

110 Innenminister Prof. Dr. Roman Herzog vor der Verbandsversammlung des Regionalverbandes Hochrhein-Bodensee am 10. 10. 1980. – Der Minister nahm auch zur jüngsten Kritik an der Bodensee-Politik der Landesregierung in Stuttgart (A. M. Drexler) Stellung und erinnerte daran, daß das Innenministerium bereits 1962 mit den sog. Bodensee-Hinweisen *Leitlinien für eine gesunde Ordnung und Weiterentwicklung* des Bodenseegebietes gegeben habe, die später in den Landesentwicklungsplan übernommen worden sind. *Sie wurden 1975 von der Landesregierung in ihrem »Gesamtkonzept für den Bodenseeraum« durch strukturelle und räumliche Leitbilder verdeutlicht und durch Hinweise auf fachplanerische Maßnahmen ergänzt.*

## Der Wirtschaftsraum

Die oben berührte Frage nach dem Leitbild des Bodenseeraumes findet in der Synthese zwischen Werk- und Erholungslandschaft ihre einzig mögliche Antwort. Man muß davon ausgehen und sich klarmachen, daß die Menschen hier nicht in einem viel besuchten Erholungsgebiet und Naturdenkmal großen Ausmaßes angemessen leben können, vielmehr muß das Bodenseegebiet auf die Höhe der Zeit geführt werden. Das den Bodenseeraum besonders auszeichnende geistig-kulturelle Leben benötigt ein gesundes wirtschaftliches Fundament, das zu schaffen ist unter verantwortlicher Wahrung von Gesicht und Atmosphäre der Landschaft<sup>111</sup>.

Bereits 1962 hat der Konstanzer Bürgermeister Dr. Werner Dierks bei der Diskussion über das Bodensee-Leitbild auf die wesentlich unter den sonst im Land vorhandenen Werte der Wirtschaftskraft dieses Raumes hingewiesen<sup>112</sup>. Unter bewußter Wahrung seines reichen geschichtlichen und kulturellen Erbes und unter aktivem Schutz und überlegter Pflege seiner landschaftlichen Schönheit soll sich der Bodenseeraum der modernen Entwicklung zur lebensnotwendigen wirtschaftlichen Kräftigung, Fertigung und Ausweitung in Landwirtschaft, Industrie, Handwerk, Handel und Gewerbe aufschließen.

In den letzten 25 Jahren vollzog sich eine recht sichtbare Umstrukturierung zu einem von leistungsfähiger Industrie und hochwertigen Dienstleistungen geprägten Land<sup>113</sup>. Dem Fremdenverkehr, der seit 1902 bzw. 1951 (Wiedergründung) vom Internationalen Bodensee-Verkehrsverein betreut und repräsentiert wird, gelang es, die Problematik der 100-Tage-Saison zu durchbrechen und durch Ausbau und Verbesserung seiner Einrichtungen die Saison zu

111 Bernhard MÜLLER, Naturschutz und Wirtschaft, N 19 (1977), S. 2–7, Vortrag vor Delegiertenversammlung des Naturschutzbundes des Kantons Bern, 13. 11. 1976. Der Verf. ist Volkswirtschaftsdirektor des Kantons Bern. ...*ist ein bescheidenes stetiges Wachstum möglich, ohne daß dadurch die Umwelt zusätzlich belastet werden muß. Es kommt dabei insbesondere darauf an, ob die Wirtschaft bereit ist, die ihr zugemuteten Umweltschutzaufgaben zu erfüllen* (S. 6). Ferner: Wirtschaftsräume am Bodensee, Themenheft 1/79 der strukturpolitischen Zeitschrift *Wirtschaft und Standort*, Düsseldorf, mit Beiträgen von Hans Georg KRAUS, Einzigartige Kulturlandschaft und anziehungskräftiger Wirtschaftsraum, Inno C. RAPP, Einseitiger Raumnutzungsanspruch verhindern, die Bodensee-Handelskammern zu Grundsatzfragen einer künftigen Ordnung der Wirtschaft am Bodensee, u. a. Zurückhaltend oder ablehnend: Clemens SCHLITZER, *Industriellandschaft* Bodensee, zur wirtschaftlichen Entwicklung in den baden-württembergischen Bodenseekreisen, BH 1965, 11, S. 25–29; J. Heinz MÜLLER, Wirtschaftspolitik und Umwelt, in: Umweltschutz Bd. 1, S. 83–87; Gerhard THIELCKE, Die Überlastung des Bodenseeraumes, Umweltschutz Bd. 2, S. 115–123. Forderungen u. a.: Der Zuzug im gesamten Bodensee-Einzugsgebiet muß entgegen den Planungen etwa auf den 10. Teil verringert werden. Es dürfen keine neuen Arbeitsplätze geschaffen werden, die über das oben angegebene Maß den Zuzug fördern, S. 120; Walter KRIEG, Die Erhaltung des Bodenseeraumes als Landschaft und als Erholungsgebiet, in: Bodensee, S. 79–82.

112 Werner DIERKS, Wirtschaftsraum Bodensee, BH 1975, 11, S. 14–17; DREXLER, Die Formulierung des Bodenseeleitbildes, S. 68–73.

113 Zur Entwicklung von Handel und Wirtschaft seit dem Mittelalter: Bernhard KIRCHGÄSSNER, Strukturfragen von Handel und Verkehr des Bodenseeraumes im Mittelalter, SVGB 91 (1973), S. 41–66; Peter EITEL, Handel und Verkehr im Bodenseeraum während der frühen Neuzeit, SVGB 91 (1973), S. 67–90; Theo ZENGERLING, Zur Entwicklung der Wirtschafts- und Sozialstruktur im westlichen Bodenseegebiet, SVGB 86 (1968), S. 227–246.

verlängern<sup>114</sup>. Das Bodensee-Konzept der Landesregierung Baden-Württemberg (1975) führt in Erkenntnis der Tatsache, daß der Fremdenverkehr die hier lebenden Menschen allein nicht zu beschäftigen und zu ernähren vermag, aus: *Für die Bevölkerung sollen in ausreichendem Umfang Arbeitsplätze und damit ausgewogene und sichere Erwerbsgrundlagen geschaffen werden. Die Weiterentwicklung der industriell-gewerblichen Wirtschaft und des Dienstleistungssektors soll auf die eigenen Schwerpunkte konzentriert werden. Dabei sind die besonderen Standortvorteile des Bodenseeraumes für die Schaffung qualifizierter Arbeitsplätze zu nutzen und zu erhalten.* 1979 heißt es dazu in der Fortschreibung des Landesentwicklungsplanes, daß der Uferbereich des Bodensees unter Wahrung des Landschaftscharakters als bedeutender Erholungsraum weiter ausgebaut, die Siedlungsentwicklung auf geeignete seeabgewandte Standorte im Uferbereich, vorrangig aber in die im angrenzenden Hinterland gelegenen zentralen Orte gelenkt und daß dabei vor allem die unmittelbar an das Seeufer angrenzende Landschaft in ihrer natürlichen und kulturellen Eigenart weitestgehend erhalten und der Zugang zum Seeufer für die Allgemeinheit erweitert werden soll. Ende Januar 1981 erklärte der baden-württembergische Innenminister Roman Herzog, daß die ökologischen Erfordernisse bei dem notwendigen Kompromiß zwischen einer angemessenen wirtschaftlichen Entwicklung und dem Umweltschutz am Bodensee einen hohen Stellenwert haben. Aus ökologischen Gründen und zur Erhaltung der Attraktivität des Fremdenverkehrs müssen die Uferzonen von weiterer industrieller Beanspruchung freigehalten werden. Die Bewohner des Bodenseeraumes können jedoch wie alle Bewohner des Landes fordern, an der wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklung teilzuhaben. Deshalb dürfe es keine gezielte Beschränkung der wirtschaftlichen Entfaltung geben, welche die Lebens- und Arbeitsmöglichkeiten der Bevölkerung unzumutbar beeinträchtigen würde<sup>115</sup>.

Um diese alle gemeinsam betreffenden wirtschaftlichen Fragen zu lösen, schlossen sich 1976 die deutschen und schweizerischen Handelskammern zu einer Arbeitsgemeinschaft der Bodensee-Kammern zusammen. Die Zusammenarbeit funktioniert gut, *gemeinsam interessierende Fragen und Probleme wie Verkehr, Umweltschutz, Handelsfragen werden unbürokratisch behandelt, führen zu gemeinsamen Stellungnahmen und haben zwangsläufig bei den jeweiligen nationalen Behörden durch dieses Zusammengehen mehr Gewicht*<sup>116</sup>. Aus ihrer Sicht und in klarer Absage zu der von Natur- und Umweltschützern vertretenen sogenannten Käseglockentheorie (Erhaltung des Bodenseeraumes als Erholungs- und Kulturlandschaft unter Verzicht auf weitere [industrielle] Entwicklung) bestehen die wirtschaftlichen und Umweltprobleme des Bodensees darin, daß in diesem Gebiet zur Zeit 1,2 Millionen Menschen leben, davon 600 000 im Uferbereich, von denen nur noch 6 % in der Landwirtschaft, 52 % jedoch im produzierenden Gewerbe und 42 % im tertiären Sektor tätig sind<sup>117</sup>. Da jeder Arbeitsplatz – wenn auch in

114 C. KASPAR/H. P. SCHMIDHAUSER, Fremdenverkehr im Bodenseeraum, Seminar für Fremdenverkehr und Verkehrswirtschaft an der Hochschule St. Gallen, 1969; Naherholung und Wochenendtourismus am baden-württembergischen Bodenseeufer, Untersuchung im Auftrag des Regionalverbandes Bodensee-Oberschwaben, Ravensburg, bearb. von Gernot RUHL, Mai 1980 (Alpeninstitut für Umweltforschung und Entwicklungsplanung, München).

115 Schwarzwälder Bote v. 28. 1. 1981.

116 Rede von Präsident Fritz Reichle beim Neujahrsempfang der IHK Hochrhein-Bodensee am 26. 1. 1981 in Konstanz.

117 Stellungnahme der Bodensee-Handelskammern zur Sitzung des Rates der Sachverständigen für Umweltfragen in Konstanz, 20. 9. 1976.

unterschiedlicher Intensität – die Umwelt beansprucht, ist ein Zielkonflikt unvermeidlich. Vermehrter Umweltschutz kollidiert mit den Bemühungen um die Sicherung oder Ausweitung von Arbeitsplätzen<sup>118</sup>. Unter Bezugnahme auf das 1972 vorgelegte, vom Interims-Ausschuß der regionalen Planungsgemeinschaft erarbeitete sogenannte Bodensee-Paket (Reinhaltung des Bodensees, Bodensee-Regulierung, weitere Wasserentnahmen, Hochrheinschiffahrt und Bootsverkehr) strebt die Wirtschaft praktikable Lösungen an, die sowohl den Forderungen des Umweltschutzes als auch der Sicherheit der Arbeitsplätze gerecht werden. In einer grenzüberschreitenden Raumplanungsordnung sollen die Belange von Wohnen, Wirtschaft und Erholung maßvoll aufeinander abgestimmt werden im Wissen um die relativen Grenzen der wirtschaftlichen Belastbarkeit des Bodenseeraumes<sup>119</sup>. Dazu gehört auch der Anschluß an das europäische Schienen- und Straßennetz. Der Ausbau des Hochrheins als Wasserstraße zum Bodensee ist seit 1972 nur noch bis zur Aaremündung projektiert, dagegen wurde trotz aller Bedenken die Öl-Pipeline Genua-Ingolstadt eine kurze Strecke unmittelbar am Bodenseeufer bei Bregenz entlanggeführt<sup>120</sup>. Die Wirtschaftskraft des Bodenseeraumes repräsentieren drei große Messen: die landwirtschaftliche Ausstellung OLMA in St. Gallen (1943), die Textilmesse in Dornbirn (1948) und die Internationale Bodensee-Messe (IBO, 1949) sowie seit 1961 die Interboot, eine große internationale Bootsausstellung in Friedrichshafen<sup>121</sup>.

### Land der Alemannen

Obwohl die politische Einheit des Bodenseeraumes seit langem nicht mehr besteht, gibt es – wie wir gesehen haben – eine kaum überschaubare Zahl von internationalen Institutionen und Vereinigungen, die jeweils in bestimmten Bereichen das von See und Landschaft natur- und

118 Meinungen von Politikern und Wirtschaftsfachleuten des Bodenseeraumes: Josef HUND, Bodenseeraum – Industriegebiet oder Erholungsraum? BH 1963, S. 168–171; DERS.: Industrieansiedlung, ein beliebtes Planspiel in Theorie und Praxis, BH 1965, 11, S. 40–44; Johann Georg FAHR, Standorte für Industrie?, BH 1965, 11, S. 35–38; Emil ANDEREGG, Bodensee – Auftrag für die Zukunft, BH 1965, 11, S. 19–24; Alfred HUMMLER, Der Bodenseeraum als umfassendes Wirtschaftsgebiet, BH 1965, 11, S. 30–34.

119 Beispiele grenzüberschreitender kultureller und wirtschaftlicher Beziehungen: Hans E. SCHÖTTLI, Einfluß der Landesgrenze auf die Wirtschaftsstruktur der Grenzgebiete, untersucht am Beispiel von Reiat und Hegau. Ein Beitrag zur Grenzgeographie, Diss. Zürich 1968. Werner DOBRAS, Die Beziehungen Lindaus zu Vorarlberg, Montfort 25 (1973), S. 202–207; Hildebrand TROLL, Bayern und Vorarlberg, Montfort 25 (1973), S. 200–202; Ernst ZIEGLER, St. Gallen und Vorarlberg, Montfort 25 (1973), S. 177–182; Hans FRÜH, Pendler und Grenzgänger im Ergänzungsgebiet von Schaffhausen (für die Jahre 1950–1960), SBG 43 (1966), S. 145–186; DERS.: Die Pendelwanderung im Kanton Schaffhausen, SBG 35 (1958), S. 135–169. Abschließend drei aktuelle Beispiele: Rechtsverordnung für Kurzarbeiterentschädigung für Grenzgänger in die Schweiz v. 16. 12. 1976 sowie Verhandlungen über die Landpacht schweizerischer Landwirte auf deutschem Boden, Landtag Baden-Württemberg, Drucksache 7/249 v. 26. 9. 1976 (Unterwanderung deutscher Landwirtschaftsbetriebe durch schweizerische Betriebe); Berthold SCHLEGEL, Grenzüberschreitende kommunale Zusammenarbeit, KA 25 (1979), S. 15f. (Konstanz-Kreuzlingen).

120 S. Anm. 84 (Ausbau Hochrhein) und 1 (Pipeline).

121 Hans KIDERLEN, Messen und Ausstellungen am Bodensee, BH 1961, S. 174–176; Hans NÄGELE, Dornbirn – der wirtschaftliche Mittelpunkt Vorarlbergs, Montfort 23 (1971), S. 407–434; Rudolf HALDER, 30000 Dornbirner und 1 Messe, BH 1963, S. 278–280; Helmut K. DOERFLER, 30 Jahre IBO, BH 1979, 5, S. 29; W. LENDI – B. ENG, St. Galler Stadtführer, St. Gallen 1975, S. 118.

wesenhaft geforderte Zusammenstehen und Zusammenleben erfolgreich verwirklichen. Dabei fällt immer wieder das selbstverständliche Funktionieren dieser Einrichtungen auf, nicht selten sogar ohne ausreichende Exekutive oder organisatorische Stützen. Abgesehen von den Sachzwängen grenzüberschreitender raumordnerischer, natur- und umweltschützender Probleme erklärt sich dieses Denken und Handeln hauptsächlich wohl aus der Mentalität der eingesessenen alemannischen Bevölkerung, die den Bodenseeraum als gemeinsame Heimat, als eine neue Kulturgemeinschaft, als eine *Oase der Menschlichkeit* (Emil Anderegg) versteht und gestaltet<sup>122</sup>. So gesehen ist der Bodensee für die um ihn lebenden Menschen auch ein Auftrag für die Zukunft, deren Neugestaltung die Verantwortung der ganzen Bevölkerung voraussetzt.

Für diese Gesinnung und Einstellung abschließend einige Beispiele. Schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam es durch den in Konstanz wirkenden Musik- und Zeichenlehrer Carl Ferdinand Schmalholz (1802–1882), der sich von den Ideen des schweizerischen Komponisten Hans Georg Nägeli (1773–1836) inspirieren ließ, im Jahre 1835 zur Gründung eines *Gesangvereins am Bodensee*, der einige große Sängerfeste mit Beteiligung deutscher und schweizerischer Vereine in Konstanz zuwege brachte<sup>123</sup>. Sängerbegegnungen über die Grenzen hinweg auf nachbarschaftlicher, freundschaftlicher Ebene fanden im ganzen 19. und 20. Jahrhundert statt. Ebenso kurzlebig sollte sich eine um die Mitte des 19. Jahrhunderts zustande gekommene Bodensee-Turnvereinigung erweisen<sup>124</sup>. Im Zuge des Aufschwungs der Volks- und Erwachsenenbildung nach 1920 bildete sich 1925 in Rorschach eine *Arbeitsgemeinschaft für Volksbildung am Bodensee*, die nach wenigen Jahren ihre Tätigkeit wieder einstellte<sup>125</sup>. Mehr Durchhaltevermögen bewiesen die überwiegend etwa seit 1950 ins Leben gerufenen Treffen und Vereinigungen mannigfaltigster Art. Am bekanntesten dürfte der 1950 in Überlingen gegründete Bodensee-Club sein, eine internationale Vereinigung von Künstlern und Kunstfreunden aus Deutschland, Österreich und der Schweiz, der für die bildende Kunst, Schriftsteller und Dichter sowie Musiker Fachgruppen einrichtete und durch zahlreiche kulturelle Veranstaltungen (u. a. Bodensee-Kunstkalender) hervortritt. Wir nennen weiterhin die Internationale Ornithologische Arbeitsgemeinschaft um den Bodensee (1958), die internationalen Bodensee-Treffen der Funkamateure, der Juristen (1952), der evangelischen Theologen, der Zahnmediziner (1966), der musischen Erzieher (1950), der Lehrer an Gymnasien (1969), der Briefmarken-Gilden St. Gabriel (1962), des Philatelisten-Weltbundes St. Gabriel und der Ritter-Orden (1967), Grabesritter, Malteser, Deutschherren, Johanniter. Auch die Bodensee-Kapitäne haben sich in einem internationalen Bodensee-Kapitänsverband zusammengeschlossen. Ende 1980 konstituierte sich in Valduna bei Feldkirch ein *Internationaler Bodensee-*

122 *Oase der Menschlichkeit*. In Memoriam Dr. Emil Anderegg, BH 1967, 11, S. 15.

123 Hans-Günther BÄURER, H. G. Nägeli, C. F. Schmalholz und der Gesangverein am Bodensee, Hegau 35 (1978), S. 29–62; Erich SCHNEIDER, Die Musikkultur des Bodenseeraumes in Vergangenheit und Gegenwart (Vortrag anl. eines Symposiums zeitgenössischer Komponisten des Bodenseeraumes am 1. 3. 1975 in Feldkirch), Montfort 27 (1975), S. 362–378; DERS., Musikalische Zusammenarbeit im Bodenseeraum insbesondere auf dem Gebiet des Chorgesangs, Montfort 28 (1976), S. 164–168. Nach Abschluß des Manuskriptes erfahren wir, daß 1979 im Vorarlberger Landesmuseum in Bregenz eine »Internationale Gesellschaft zur Erforschung und Dokumentation der Musik im Bodenseeraum« gegründet worden ist.

124 Max LANG, Turngeschichtliches vom Hegau und Bodensee, Hegau 35 (1978), S. 213–216.

125 Herbert BERNER, Vor 50 Jahren: Volkshochschule Singen, SJ 1975, S. 42–44.

*Arbeitskreis für Rehabilitation*, dem außer der Psychiatrischen Anstalt Vorarlberg auch die Kliniken in Gailingen und Kreuzlingen angehören.

Die älteste organisierte Gemeinschaft um den See dürfte der 1860 gegründete internationale Bodensee-Feuerwehrebund (BFB) sein. Auch politische Gruppen führen regelmäßige Bodensee-Treffen von weit ausstrahlender Aussagekraft, oft mit profilierten Politikern durch, am längsten die Sozialisten (seit 1905), sodann die christlich-demokratischen Parteien (etwa seit 1950) und die Liberalen (1972). Die Aufzählung kann nicht erschöpfend sein; sie will nur die Bandbreite der Aktivitäten und Begegnungen aufzeigen, die bis zu den internationalen Bodensee-Wandertagen reicht, seit 1970 von der Vereinigung internationaler Bodensee-Wanderer in Romanshorn ausgerichtet, und der Bodensee-Rundfahrt der Radfahrer (1974).

Genug dieser Beispiele, die eigentlich nur die gemeinsame alemannische Wesensart um den See bestätigen. Denn wenn sich die Menschen nicht verstünden und nicht wüßten, daß sie aus dem gleichen Holz geschnitzt sind, würden sie die Begegnung, das Gespräch, die gemeinsame Aktion über das existenziell Notwendige hinaus meiden. Man kann sogar feststellen, daß diese Landschaft auch jene geistig zu integrieren versteht, die aus anderen Landschaften hierher gekommen sind. Hermann Hesse hat all dies in seinem *Alemannischen Bekenntnis* (1919) ausdrücklich für sich gesagt und bekannt: *Dennoch bin ich Alemanne, und bin es stärker und bewußter als die meisten von denen, die es der »Rasse« nach wirklich und zweifellos sind.* Für ihn ist die Zugehörigkeit zum alemannischen Lebens- und Kulturkreis ein erlebtes, erworbenes Gefühl geworden. *Dieses südwestdeutsch-schweizerische Gebiet ist mir Heimat, und daß durch dieses Gebiet mehrere Landesgrenzen und eine Reichsgrenze liefen, bekam ich zwar im kleinen wie im großen oft genug einschneidend zu spüren, doch habe ich diese Grenzen in meinem innersten Gefühl niemals als natürlich empfinden können. Für mich war Heimat zu beiden Seiten des Oberrheins, ob das Land nun Schweiz, Baden oder Württemberg hieß*<sup>126</sup>. Neuerdings bekannte so auch Arno Borst, daß er viele seinesgleichen sehe, *die inzwischen Land und Wasser so betrachten wie die Hiesigen den Bodensee und seine Ufer immer empfanden: nicht als Erdoberfläche, die man sich untertan macht und die man hinter sich bringt, sondern als ebenso schwankende wie kostbare Brücke zwischen den Menschen*<sup>127</sup>. Der schweizerische Redakteur und Schriftsteller Otto Frei verglich den Bodensee mit einer *Spange, die Verwandtes zusammenhält*<sup>128</sup>, und der in Polen geborene Literaturhistoriker und Schriftsteller Hermann Kinder<sup>129</sup> gewahrt, daß der See die durch politische Grenzen und durch ihn selbst getrennten Anwohner auch wieder eint, denn *es ist allemal ihr Bodensee.*

126 Hermann HESSE, *Bodensee, Betrachtungen, Erzählungen, Gedichte*, hg. Volker MICHELS, Thorbecke 1977, S. 15.

127 Bodensee-Literaturpreis der Stadt Überlingen 1979 für Arno BORST, *Reden zur Verleihung am 24. 6. 1979*, Thorbecke 1980, S. 38.

128 *Mein Bodensee*, Anmerkungen über das Leben mit und in einer Landschaft, Folge 7, SK 26. 7. 1980.

129 *Wie Anm. 128*, Folge 10, SK 16. 8. 1980.

Der vorliegende Beitrag mußte sich auf eine historisch-politische Darstellung des Themas unter Einbeziehung ökologischer und wirtschaftspolitischer Gesichtspunkte beschränken. Auf einige weitere Aspekte, die der Verfasser im Bildband des Thorbecke-Verlags »Bodensee – Goldene Schale« behandelt hat, sei deshalb noch kurz hingewiesen. Sie betreffen zunächst den Bereich »Bodensee-Literatur«, insbesondere die Zeitschrift des 1869 gegründeten internationalen Bodensee-Geschichtsvereins, das seit 1914 in Konstanz erscheinende »Bodensee-Buch« (40 Bde) und die »Bodensee-Hefte« (seit 1950 im Neinhaus-Verlag). Der Thorbecke-Verlag gibt seit 1955 die Schriftenreihe »Bodensee-Bibliothek« (S. 5f.) heraus. Die Themen »Kulturelles Erbe des Bodenseeraumes« (S. 11–13) sowie »Kunst und Kultur am Bodensee« (S. 13–15), wobei wir insbesondere an die Musik und die bildende Kunst denken, blieben in unserem Beitrag ebenfalls unberücksichtigt.

#### ABKÜRZUNGEN UND SIGEL

- |              |   |
|--------------|---|
| BH           | = Bodensee-Hefte, Monatsmagazin (seit 1950)   |
| Bodensee     | = Der Bodensee in der erhaltenswerten Landschaft, hg. vom Verein für Bodensee-Uferreinigung, St. Gallen 1980  |
| Drexler      | = Albert-Maria Drexler, Umweltpolitik am Bodensee, Baden-Württemberg, 1980  |
| KA           | = Konstanzer Almanach, hg. von Stadt Konstanz im Verl. Friedrich Stadler  |
| Lindau       | = Geschichte der Stadt Lindau, 3 Bde., 1909   |
| Montfort     | = Vierteljahresschrift für Geschichte und Gegenwart Vorarlbergs   |
| N            | = Natur und Mensch. Schweizerische Blätter für Natur- und Heimatschutz. Herausgeber: Rheinaubund, Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für Natur und Heimat |
| Rorschach    | = Rorschacher Neujahrsblatt   |
| SBG          | = Schaffhauser Beiträge zur Geschichte, hg. vom Historischen Verein des Kantons Schaffhausen  |
| SJ           | = Singener Jahrbuch, hg. von Stadt Singen   |
| SN           | = Schaffhauser Nachrichten, Tageszeitung  |
| SK           | = Südkurier Konstanz, Tageszeitung  |
| SVGB         | = Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung  |
| ThB          | = Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte, hg. vom Historischen Verein des Kantons Thurgau   |
| Umweltschutz | = Umweltschutz am Bodensee, eine Regionalstudie, Bd. 1, 1971, Bd. 2, 1972   |

Anschrift des Verfassers:

Dr. Herbert Berner, Stadtarchivdirektor, Stadtarchiv,  
7700 Singen a. H., Freiheitsstraße 2

# Register der Ortsnamen

Bearbeitet von GERD WUNDER

Aufgenommen wurden Siedlungen, Flüsse und Berge,  
nicht aber Landschaften und erschlossene Namensformen.

- Aach (Ach) 100, 242, 245, 266 ff. s. auch bei den  
Ortsnamen  
Aachen 308, 330, 528  
Aadorf 427, 555  
Aare 245  
Ablach 38  
Adelboden 499  
Agliate 372  
Ahausen 192  
Aitrach 238, 265  
Albis 247  
Alfenz 239  
Alfund 239  
Allensbach 190, 192, 202, 209, 210, 225, 523, 580,  
582, 632  
Allenwinden 243  
Allerheiligen s. Schaffhausen  
Altdorf (Reuß) 105  
Altdorf (Weingarten) 195, 373, 374, 507, 557,  
558, 574  
Altman 10, 12  
Altenklingen 237  
Altenrhein 100, 114  
Altenstadt (Feldkirch) 208, 334  
Altnau 100, 421  
Altshausen 128, 195  
Altstätten 100, 105, 106, 116, 421, 582  
Amiens 389  
Amriswil 100, 266  
Amsterdam 220  
Amtzell 208  
Andelfingen 59  
Andelsbuch 223, 558  
Aniane 359  
Antioch(e)ia (Syrien) 270  
Antwerpen 396, 432, 470  
Appenzell 247, 334, 411, 416, 623  
Arbon 100, 124, 135, 166, 167, 189, 190, 239, 241,  
242, 266, 377, 406, 498, 507, 523, 538, 553, 569,  
578, 582, 589–591, 644, 645  
Arenenberg 100, 443, 444, 480  
Argen 172, 238, 239  
Arlach 238  
Arlen 237, 238, 266  
Arliken 237  
Aeschach 578  
Aschaffenburg 435  
Assisi 528  
Au 238, 343  
Aube 239  
Augsburg 189, 221, 223, 326, 416, 425, 431, 432,  
434, 439, 552, 580, 585, 590, 591, 593, 626  
Aulendorf 128, 129, 223  
Babenhausen 223  
Bad... s. unter dem Ortsnamen  
Baden (Aargau) 437  
Baien 268  
Baierenbach 268  
Baierenfurt 269  
Baindt 195, 196, 226, 574  
Balgach 194, 258  
Balgen 258  
Baltimore 392, 393  
Bamberg 557  
Bampfen 261  
Bäretswil 421  
Basadingen 267  
Basel 57, 71, 242, 343, 357, 359, 370, 373, 399,  
467, 522, 542, 552, 585, 627  
Batschuns 491  
Bavendorf 100, 259  
Bazenheid 447  
Bebenhausen 387  
Bechtersweiler 209  
Behringen 421  
Bellevaux 371  
Bendern 435  
Benken 50, 51  
Berchtesgaden 624  
Berg 22, 237  
Berlin 396, 400, 448, 490  
Berlingen 37, 160, 161, 442, 445, 480, 482  
Bermatingen 190, 195, 196, 226  
Bern 11, 48, 129, 372, 597, 630, 648  
Bernang 523, 524  
Berneck (St. Gallen) 190, 193, 194  
Beromünster 350, 393, 394  
Besançon 400  
Bettmauer 239



- Beuren (Hegau) 506  
 Beuron 195  
 Biberach 64, 223, 267, 427, 573, 578, 587, 588,  
 591, 592, 594  
 Bibern 267  
 Bibertal 640  
 Bichelsee 448  
 Biel 39  
 Binningen 486  
 Birnau 203, 226, 327, 333, 339, 345, 351, 352, 379  
 Bischofszell 223, 321, 327, 335, 338, 341, 347,  
 348, 369, 373, 389, 394, 425, 431, 435, 436, 442,  
 447, 448, 452, 467, 552, 582, 589, 591  
 Bittelbrunn 486  
 Bläsiberg 198  
 Blaubeuren 223  
 Bludenz 297, 582  
 Bludesch 193, 236  
 Blumberg 54, 57  
 Blumenegg 198, 202  
 Blumenfeld 486, 582  
 Bodan 269  
 Bodanrück 499, 500, 502, 506, 523, 603, 636  
 Bödele 499  
 Bodman 100, 170, 190, 192, 202, 223, 270, 271,  
 391, 500–503, 505, 513, 518, 519, 521–523, 525,  
 528, 538, 544, 551, 554, 555, 561, 564, 565, 569  
 Bodnegg 100  
 Bohlingen 190  
 Bolgenach 268  
 Bologna 381  
 Bondasca 236  
 Bondo 236  
 Bonn 630, 648  
 Bonndorf 128  
 Bottighofen 154, 190, 612  
 Böttstein 348  
 Brederis 260  
 Breg 248  
 Bregenz 7, 24, 27, 70, 100, 109, 124, 130, 135,  
 136, 166–172, 175, 189, 190, 192–195, 201, 210,  
 222, 223, 225, 234, 239, 241, 242, 248, 249, 263,  
 268, 334, 343, 425, 448, 486, 498, 501, 505, 513,  
 518, 520–523, 525, 526, 528, 533, 538, 544, 545,  
 557, 561, 577, 578, 582, 588, 591, 606, 612–614,  
 623, 627, 632, 635, 638, 642, 644, 645, 648, 651  
 Briançon 248  
 Brienz 248  
 Brigach 248  
 Brixen 392  
 Bruderhof 198  
 Brugg 57  
 Brüntsch 263  
 Buch (Thurgau) 404  
 Buchhorn (Friedrichshafen) 169, 172, 175, 192,  
 193, 195, 202, 221, 223, 513, 514, 523, 557, 561,  
 577, 582–584, 586–588, 590, 624, 625, 632, 644  
 Buchtalen 421  
 Bünzen (Aargau) 447  
 Burg 243, 244, 376  
 Burgberg 336  
 Bürglen 247, 580  
 Burgratz 264  
 Bussen 258  
 Buxheim 195, 339  
 Byzanz (Istanbul) 308, 359  
 Camor 10, 12  
 Cannstatt (Stuttgart) 501, 554  
 Capri 160  
 Centula 357, 359, 364  
 Chartres 243, 323, 386, 389  
 Chemenbach 237  
 Christazhofen 264  
 Chur (Stadt und Bistum) 105, 234, 253, 260, 263,  
 285, 286, 290, 292, 390, 408, 515, 552, 627  
 Churfürsten 23  
 Citeaux 202, 371  
 Cleveland 392, 394, 396  
 Cluny 357, 372  
 Como 166  
 Compiègne 390, 399  
 Corbie 331  
 Corcula 30  
 Corvey 308  
 Coutance 261  
 Damüls 249, 255  
 Darmstadt 446  
 Davos 621  
 Deas 359  
 Dettingen 100  
 Diepoldsau 247  
 Diepoldshofen 127  
 Diessenhofen 312, 321, 322, 342, 347, 369, 375,  
 379, 404, 444, 445, 450, 514, 579, 582, 584, 588  
 Dillingen 223, 422, 423  
 Dingelsdorf 38  
 Doberatweiler 100  
 Donau 238, 245, 248, 265, 266, 549, 641  
 Donaueschingen 394, 534, 571  
 Dornbirn 15, 66, 70, 193–195, 268, 292, 499, 627,  
 651  
 Drechslen 262  
 Dreibrunnen (b. Wil) 349  
 Drössling 343

- Durach 235  
 Düsseldorf 491  
 Dussnang 486  
  
 Ebersbach 426  
 Ebersberg 505  
 Ebratzhofen 264  
 Ebstorf 168  
 Edgehill 441  
 Egenhofen 206  
 Egg (Konstanz) 610, 611, 634  
 Eggen ob Lachen 100, 114, 206  
 Egnach 262, 266, 447  
 Ehingen 444  
 Eichberg 54  
 Eichhorn 507  
 Eichstätt 422, 423, 504  
 Eigeltingen 245  
 Einsiedeln 168, 195, 343, 345, 402, 434, 537, 557,  
 564, 621  
 Eisenharz 264  
 Elbe 239, 243  
 Ellwangen 261, 500, 627  
 Embrach 421  
 Emmendingen 534  
 Ems 238, 239  
 Engelberg 338, 343, 400  
 Engen 16, 392, 426, 574, 582, 640  
 Enzisweiler 200, 203  
 Eppishausen 22  
 Erbach (Odenwald) 409 – (b. Ulm) 624  
 Ergolz 238  
 Eriskirch 100, 189, 638  
 Erlangen 635  
 Erlen 342  
 Ermatingen 149, 151–154, 158, 159, 164, 189,  
 190, 214, 223, 443, 630, 646  
 Eschach 265  
 Eschbach 100  
 Eschenz 100, 190, 243, 244, 498, 501, 528, 569  
 Espasingen 261  
 Essen 317  
 Esslingen 409, 549, 592  
 Ettishofen 246  
 Etwilwil 243  
  
 Falkau 634  
 Feldbach 624, 626  
 Feldkirch 135, 168–170, 194, 195, 201, 222, 234,  
 239, 290, 297, 325, 326, 340, 343, 344, 379, 426,  
 435, 447, 485, 524, 577, 582, 583, 585, 590, 606,  
 612, 627, 652  
 Fischbach 350  
  
 Fischingen 195, 338, 340, 342, 348, 351, 392, 421,  
 425, 427, 458, 476, 477, 626  
 Fläsch 194  
 Flawil 261, 489  
 Florenz 7, 446, 543  
 Flurlingen 261  
 Franeit 262  
 Frankfurt a. M. 17  
 Frasnacht 241, 262  
 Frastanz 448, 485  
 Frauenfeld 204, 210, 326, 392, 394, 395, 411, 436,  
 442, 447, 467, 488, 582, 585, 629  
 Fraxern 255, 262  
 Freiburg i. Breisgau 1, 2, 226, 390, 391, 394, 402,  
 405, 409, 410, 446, 447, 486, 534, 558, 583, 588,  
 626, 627, 629, 634  
 Freiburg i. Üechtland 301, 588  
 Freising 508  
 Freisnecht 262  
 Frenait 262  
 Frenay 262  
 Freschen s. Hoher  
 Freudenfels 348  
 Fridingen 641  
 Friedingen 100  
 Friedrichshafen (s. a. Buchhorn, Hofen) 28, 29,  
 70, 71, 100, 101, 105, 110–112, 116, 130, 135,  
 137, 178, 195, 220, 221, 226, 274, 613, 625, 628,  
 632–634, 644, 651  
 Fröschenei 262  
 Frutz 255  
 Fulda 308, 312, 330, 355, s. a. Petersberg  
 Fussach 24, 168, 171, 173–176, 268, 612  
 Füssen 198  
  
 Gäbris 241, 242, 249  
 Gächlingen 421  
 Gachnang 340, 378, 427, 429, 476  
 Gaienhofen 28, 619  
 Gailingen 435, 486, 625, 653  
 Gais 249  
 Gaissau 297  
 Gamprin 297  
 Garda 504  
 Gehrenberg 200  
 Geisingen 57  
 Geisslibach 267  
 Genf 105, 171, 382, 495–497, 512, 518  
 Genua 619, 651  
 Germigny-des-Prés 308  
 Gernrode 313  
 Gestratz 263, 264  
 Gill 269

- Glarus 372  
 Glasgow 410  
 Gloten 250, 252  
 Göfis 297  
 Goldach 190, 266  
 Goslar 319, 320, 366  
 Gossau 54, 421  
 Gotenburg 491  
 Göttingen 13, 532  
 Gottlieben 157, 163, 443, 444, 479, 580, 630  
 Gottmadingen 628, 640  
 Götzis 253, 286, 290, 433  
 Grabs 515  
 Grestenbühl 241  
 Griessen 51  
 Gunz 263  
 Gurten 11  
 Gutenberg (Liechtenstein) 435  
 Gutenzell 195  
 Güttingen 100, 101, 103, 105  
  
 den Haag 146  
 Hagenau 528  
 Hagnau 71, 149, 192, 196, 198, 210, 211, 218, 226,  
 612, 624  
 Häggenschwil 350  
 Haidenhaus 100  
 Haigerloch 427, 433, 434  
 Hall (Tirol) 169  
 Hallau 129, 420  
 Halttau 192, 198, 206  
 Hamburg 13, 177, 485, 490  
 Hanau 427  
 Hannover 448, 486, 490  
 Hard 24, 168, 170, 171, 178, 193, 194, 196, 290  
 Haslach 391  
 Hattingen 16  
 Hauptwil 20, 21, 335, 336, 347, 458  
 Hechingen 433  
 Heggbach 195, 196  
 Hegibach 266  
 Hegne 340, 457, 638  
 Heiden 100, 105, 421  
 Heilbronn 69  
 Heiligenberg 59, 100, 196, 200, 410, 427, 432,  
 434, 557, 624  
 Heiligenberg b. Heidelberg 355  
 Heiligenkreuz 409  
 Heiligkreuz (Thurgau) 249, (St. Gallen) 489  
 Heiligkreuztal 195, 396, 410  
 Heimenkirch 100, 444  
 Heimsfeld (Pustertal) 425, 426  
 Helmstedt 399  
  
 Hemishofen 641  
 Hemmenhofen 624  
 Heppach 198  
 Herbrechtingen 549  
 Herdecke 355  
 Hergatz 264  
 Hergenweiler 426  
 Herisau 351  
 Hersberg 219, 226  
 Hersfeld 355  
 Hildesheim 317, 364  
 Hilzingen 339, 350  
 Hirsau 318–320, 357, 359, 366, 369, 370, 372, 506,  
 560, 564  
 Hochgrat 48  
 Höchst (a. Rhein) 170, 208, 260, 308, 513, 570  
 Höchst am Main 355  
 Hofen (Friedrichshafen) 176, 196, 336, 339, 347,  
 558, 624, 625  
 Hofrieden 201  
 Hohenaltheim 551  
 Hohenems 168, 202, 238, 416, 433, 435  
 Hohenhewen 259  
 Hohenklingen 59  
 Hohenstein 258  
 Hohentwiel 16, 198, 257, 551, 557, 569, 570  
 Hoher Freschen 255  
 Hoppetenzell 549  
 Horgen 421  
 Horgenzell 100  
 Höri 507, 523, 624  
 Horn 100, 114, 266, 486  
 Hörnli 50–52, 245  
 Horrem (Mosel) 263  
 Hoyerberg 117  
 Hoyren 263  
 Hüfingen 245  
 Hülshoff (b. Münster) 22  
  
 Jena 613  
 Jerusalem 168, 379, 543  
 Ill 239  
 Iller 238, 239, 255  
 Illnau 239  
 Illhart 100  
 Illwangen 239  
 Ilm 239  
 Ilmensee 239  
 Immendingen 641  
 Immenstaad 100, 192, 196, 198, 203, 226, 647  
 Ingolstadt 619, 651  
 Inn 238  
 Innsbruck 432, 623, 627

- Interlaken 510  
 Jona (Jonen) 237  
 Jonschwil 261  
 Irenbach 267  
 Irgenhausen 247  
 Irsee 195  
 Isar 238  
 Iseltwald 252  
 Isny 128, 195, 200, 201, 203, 205–209, 223, 238,  
 263, 264, 577, 583, 584, 587–593  
 Istanbul s. Konstantinopel, Byzanz  
 Istighofen 261  
 Ittendorf 192, 196, 203  
 Ittenhausen 426  
 Ittingen 195, 198, 199, 203, 223, 335, 339, 342,  
 349, 351, 391, 394, 429, 431, 459, 461, 626  
  
 Kadel 249, 253  
 Kaiseraugst 238, 239  
 Kaiserstuhl 2  
 Kalambaka 313  
 Kalchrain 100, 262  
 Kalkähren 262  
 Kamelenberg 263  
 Kanisfluh 255  
 Kanoni 30  
 Kanzach 246  
 Kappel (versch.) 265, 323, 387, 408–410, 412, 592  
 Karbach 246  
 Karlsruhe 129, 391, 394, 402, 408, 437, 441, 446,  
 485, 486, 489, 627  
 Kästris 263  
 Katharinenthal s. Sankt Katharinenthal  
 Kaufbeuren 128, 583, 590  
 Kells 329  
 Kernen 237  
 Kemmenbach 237  
 Kempten 128, 195, 223, 247, 263, 343, 524, 578,  
 588, 590–594  
 Kernaten 262  
 Kesswil 190  
 Kiburg (Kyburg) 557, 570  
 Kickach 268  
 Kimpflen 263  
 Kinzig 265  
 Kippenhausen 192, 198, 203  
 Kirchberg 196, 203, 218, 223, 226, 350  
 Kisslegg 132  
 Klaus 194, 202, 255  
 Klosterneuburg 392  
 Klosterwald 196  
 Kloten 250, 421, 634  
 Knechtsteden 390  
  
 Knonau 344, 350  
 Koblach 194, 246, 247  
 Koblenz (Aargau) 59  
 Kolmar (Colmar) 509  
 Köln 364, 413, 439, 445, 485, 491, 509, 515  
 Königsfelden 411  
 Konstantinopel (Istanbul) 524, 542  
 Konstanz 1, 7, 8, 20, 27, 59, 66, 70, 71, 92,  
 100–102, 105, 108, 109, 114, 116, 124, 129, 130,  
 135, 136, 145–147, 149, 151, 153, 166–168, 171,  
 173, 176, 180, 185, 189, 192, 195, 196, 201–204,  
 206, 210, 212, 213, 223–225, 239, 253, 261, 274,  
 303, 310–312, 314, 319–326, 335, 336, 339–342,  
 348, 349, 366, 367, 369, 370, 373, 377, 378, 380,  
 382–395, 402–404, 406–413, 416, 422, 423,  
 425–427, 430, 432–434, 436, 439, 442–444, 446,  
 447, 450–452, 462–465, 468, 469, 476, 478, 487,  
 498, 501, 503–507, 509–526, 528, 531–534,  
 540–543, 545, 548, 549, 551–553, 560, 564, 565,  
 569–574, 577–579, 582, 584–594, 598, 599,  
 601–603, 610–616, 619, 621, 624, 626–630,  
 632–634, 638, 640, 644–647, 649, 652  
 Korfu 30  
 Kornelimünster 364  
 Kratzerach 262  
 Krefßbronn 100, 262, 268  
 Kreuzlingen 100, 105, 196, 200–203, 205, 206,  
 208, 209, 212, 213, 223–225, 326, 335, 343, 349,  
 350, 352, 372, 373, 435, 507, 526, 531, 533, 549,  
 552, 603, 612, 626, 653  
 Kriessern 235  
 Kummaberg 246, 247, 253  
 Kümmertschweiler 201, 205  
 Kyburg s. Kiburg  
  
 Lahr 534  
 Landquart 263  
 Landsberg (Lech) 223, 337, 343  
 Landschlacht 190, 406  
 Langenargen 84, 85, 100, 114, 169, 198, 238, 513,  
 548, 582, 583, 589, 610, 632, 634–636  
 Langenstein 39  
 Langnau 195  
 Laon 389  
 Laterns 426  
 Lauch, Laucha, Lauche 265  
 Lauchertal 223  
 Laufen (Rheinfall) 446  
 Laufenburg 43, 343  
 Lausanne 485, 496, 508, 512  
 Lauter 245  
 Lauterach 193, 194, 244  
 Lech 508

- Lefis 190  
 Leiblach 266, 267, 605, 606  
 Leningrad 390, 405, 409, 410  
 Lenzfried 223  
 Lenzkirch 38  
 Lenzwil 261  
 Leuggern 447  
 Leupolz 100  
 Leutkirch 125, 128, 196, 248, 582–584, 587–589, 591  
 Lewis 344  
 Lichtensteig 589  
 Lichtental 402  
 Liebenau 198, 226  
 Liebenfels 394, 395  
 Liebenstein 202  
 Liggersdorf 100  
 Limburg a. Hardt 370 – bei Weilheim 558  
 Limmat 246, 508  
 Lindau 21, 24, 70, 100, 107, 117, 129, 130, 135, 138, 147, 167–177, 181, 190, 192–194, 202, 203, 210, 223, 263, 330, 385, 416, 433, 455, 499, 505, 512–514, 523–526, 528, 533, 555, 573, 577–579, 582–584, 586–593, 600, 605, 610, 611, 613, 614, 624, 626, 627, 632, 644  
 Lindenberg 100, 248  
 Lindisfarne 329  
 Linth 246  
 Linz 245, 246, 266  
 Liptingen 264  
 Litzelstetten 610  
 Locarno 105  
 Lochau 267  
 London 441, 444  
 Lorch 316  
 Lörrach 534, 628  
 Lorsch 308  
 Lothenbach 252  
 Lottstetten 64  
 Lourdes 486  
 Löwenthal 195, 202  
 Ludesch 236  
 Ludwigshafen 625  
 Lüneburg 638  
 Lustenau 170, 190, 235, 290, 426, 447, 538, 555, 569  
 Lutenwil 244  
 Lütisburg 235  
 Lutz 236, 255  
 Lützel 371  
 Lützelmurg 244  
 Luxburg 266  
 Luxeuil 241  
 Luzern 48, 172, 336, 348, 439, 447, 590  
 Lyon 418  
 Madrid 399  
 Magadino 105  
 Mahlspüren 253  
 Maienfeld 194, 506  
 Mailand 189, 355, 372, 515, 620  
 Mainau 27, 100, 107, 166, 195, 204, 339, 341, 511, 610, 624, 632, 637, 644, 645  
 Mainz 357  
 Malans 506  
 Mammern 190, 486  
 Mannheim 630  
 Manzell 190  
 Marnach (Rheintal) 245  
 Marchtal 555, 557  
 Markdorf 100, 128, 193, 195, 196, 198, 200, 203, 208, 216, 223, 297, 582, 585, 591  
 Märstetten 384  
 Marthalen 420  
 Matzingen 244  
 Maulbronn 387  
 Maurach 195, 196, 223  
 Mauren 426  
 Meckenbeuren 137  
 Meersburg 22, 23, 100, 109, 124, 135, 160, 168, 171, 198, 202, 203, 210, 223, 226, 274, 339, 341, 352, 427, 513, 570, 577, 582, 583, 585, 591, 611, 613, 620, 624, 628, 629, 632, 633  
 Mehrerau 194, 195, 202, 343, 370, 392–395, 416, 506, 531, 558, 610  
 Mellenbach 249  
 Memmingen 128, 223, 583, 588, 590–594  
 Mengen 223, 238, 572  
 Menznau 350  
 Merishausen 261  
 Meßkirch 12, 223, 520  
 Mettnau 100, 146, 638  
 Metz 331  
 Michelwinnaden 243  
 Mimmehausen 196, 338, 342  
 Mindelsee 274  
 Mindersdorf 128, 569  
 Misox 334, 423  
 Mochenwangen 486  
 Möggingen 100, 637  
 Möhlin 249  
 Möhringen 641  
 Mondello 30  
 Monstein 253, 262  
 Montlingen 260  
 Mont Pélerin 48

- Mont Ventoux 5  
 Moos 632  
 Morgarten 172, 623  
 Mörikofen 259  
 Mörikon 259  
 Morimond 371  
 Mörlen 261  
 Mörsburg 382, 384  
 Mörschwil 261, 350  
 Moutier 372  
 Mühldorf 238  
 Mühlheim 100  
 Mülhausen (Elsaß) 43  
 Müllheim 534  
 München 48, 129, 130, 325, 340, 342, 344, 348,  
 349, 400, 401, 408, 437, 445, 447, 485, 486  
 Münchenbuchsee 408, 409, 412  
 Münchhof 100  
 Münchwilen 427  
 Munderkingen 196  
 Münsterlingen 196, 203, 337, 348, 349, 392, 507,  
 511, 552, 612, 626  
 Muolen 262, 264  
 Murbach 268  
 Murg 237, 244, 245, 265, 266  
 Murgenthal 245  
 Müstair 330  
 Muttelsee 274  
  
 Nauen 441  
 Neapel 444  
 Neckar 236, 241  
 Nellenburg 258, 557  
 Nesselburg 48  
 Neudingen 569  
 Neuffen 258  
 Neuhausen 64  
 Neukirch 447  
 Neunkirch 420, 582  
 Neuß 439  
 Neustadt 57, 534  
 New York 330, 390, 396, 455  
 Nibel 265  
 Niederbüren 351  
 Nofels 286  
 Nonnenbach 268  
 Nonnenhorn 610  
 Nördlingen 54, 173  
 Notkersegg 350  
 Nürnberg 223, 402, 406, 427, 518, 520, 521, 588,  
 590, 611, 632  
 Nußbaumen 405, 406  
 Nußdorf 195, 196  
  
 Oberdorf 341  
 Oberkirch 410-412  
 Obermarchtal 196  
 Oberopfingen 128  
 Oberstaufen 248  
 Oberstdorf 247, 427  
 Oberuhldingen 196, vgl. Uhldingen  
 Oberwinterthur 239, 247, 375-377, 405  
 Oberzell 214  
 Ochsenhausen 195, 223  
 Offenburg 534  
 Öhningen 52, 189, 432, 549, 626  
 Opfenbach 100  
 Ornavasso 236  
 Orsingen 486  
 Osnabrück 320  
 Osterfingen 421  
 Ostrach 196, 223  
 Othmarsingen 421  
 Öttilshausen 429  
 Ottobeuren 195, 202  
 Ourne 236  
 Owingen 100, 201  
  
 Paradies (Schaffhausen) 397  
 Paris 27, 381, 382, 389-393, 396, 405, 412, 413,  
 437, 485  
 Patolohusen 261  
 Pavia 542  
 Petersberg (Fulda) 312  
 Petershausen (Konstanz) 167, 195, 314, 315, 364,  
 370, 371, 385, 432-434, 506, 507, 515, 532, 537,  
 549, 552, 560-563, 624, 626  
 Pfäfers 168, 196, 223, 261, 349, 549  
 Pfänder 7, 50-52, 100  
 Pfannenberg 24  
 Pforzheim 69  
 Pfullendorf 128, 195, 196, 223, 342, 425, 439, 557,  
 572, 582, 584, 586, 587  
 Pfungen 538  
 Pfyn 237, 244, 245, 262, 376, 377, 580  
 Phigalia 305  
 Po 497  
 Prag 382, 408  
 Priene 305  
  
 Quarten 263  
 Quedlinburg 399  
 Quint 263  
 Quinten 263

- Raab 242  
 Raderach 196  
 Radolfzell 59, 66, 70, 100, 135, 169, 201, 245, 349,  
 377, 391, 424, 427, 428, 436, 439, 518, 520–523,  
 543, 578–580, 582, 584, 585, 588, 594, 624, 628,  
 632, 644  
 Ragaz (Bad) 105, 114, 116  
 Ramsen 64, 640  
 Rankweil 234, 241, 253, 343, 555, 565  
 Rans 255  
 Rastatt 245  
 Rauns 255  
 Ravenna 261  
 Ravensburg 64, 100, 128–130, 135, 136, 192, 193,  
 195, 196, 202, 203, 205, 208, 210, 220, 225, 226,  
 259, 321, 369, 379, 416, 439, 514, 521, 533, 558,  
 561, 572, 574, 577, 579, 582–584, 586–591, 629  
 s. a. Weißenau  
 Regensburg 313, 315, 400, 439, 505, 507, 512  
 Reichenau 6, 7, 28, 100, 145–147, 149, 157, 158,  
 167, 170, 190, 195, 196, 202, 203, 210, 223–226,  
 270, 309, 317, 342, 346, 357, 359, 364, 373, 391,  
 393, 394, 404, 412, 413, 500–503, 505, 507–509,  
 514, 519, 526, 528, 531, 532, 537, 538, 540–543,  
 545, 547–549, 551–554, 564, 565, 569–571, 578,  
 580, 582, 610, 616, 626, 632, 646  
 – Mittelzell 309, 310, 315–317, 320, 358–364,  
 366, 424, 427, 428, 469, 632  
 – Niedertzell 316, 318, 320, 342, 372, 373, 378,  
 543  
 – Oberzell 309, 310, 314, 315, 373, 375  
 Reichenhall 169  
 Reichenhofen 128  
 Reims 330, 331, 386, 389  
 Reuß 237  
 Reute 100, 223  
 Rhein 235, 238, 239, 241, 245, 255, 270, 509, 606,  
 638  
 Rheinau 335, 337, 347, 372, 397, 399–401, 427,  
 429, 474, 549, 555  
 Rheineck 168, 170, 260, 297, 577, 582, 584, 590,  
 613  
 Rheinfeldern 350  
 Rhodos 30  
 Rhone 245  
 Rickenbach 206, 208, 268, 605  
 Rieden 193  
 Riedern 51  
 Rielasingen 100  
 Rigi 48  
 Ringenbach 128  
 Riß 266  
 Rohrspitz 100, 109, 116  
 Rom 8, 168, 305, 308, 354, 355, 364, 415, 447,  
 524, 528, 543  
 Romanshorn 71, 100, 109, 190, 261, 274, 489,  
 522, 633, 635, 643  
 Rorgenwies 100  
 Rorschach 27, 70, 100, 105, 107, 116, 135, 168,  
 326, 427–429, 431, 433, 439, 519, 578, 588, 589,  
 607, 652  
 Rot a. d. Rot 128, 195  
 Rotach 268  
 Röthis 202, 255, 337, 344, 426  
 Rotmonten 263  
 Rottenburg a. N. 627  
 Rottweil 565, 569, 571, 573, 574  
 Roveredo 343  
 Rueil 443  
 Ruggell 297  
 Rumenschwanden 208, 261  
 Ruswil 350  
 Rüthi 619  
 Rutzenberg 194  
 Saale 239  
 Säckingen 245, 336, 458, 460, 549, 628  
 Saint Chad 329  
 Saint Denis 323, 355, 391, 542, 549  
 Salem 100, 128, 195–197, 200–203, 210, 223, 225,  
 226, 321, 324, 336–339, 347–349, 367, 378, 380,  
 382, 384, 387–389, 407, 408, 410, 431, 434, 460,  
 466, 509, 531, 537, 621, 624, 645  
 Salmsach 262, 266  
 Salzach 52  
 Salzburg 15, 331, 400, 432, 434  
 Sandraz 264  
 Sankt Aurelius s. Hirsau  
 Sankt Blasien 390, 394, 560, 564  
 Sankt Fiden 350  
 Sankt Florian 400  
 Sankt Gallen (Stadt und Kloster) 9, 48, 49, 54, 59,  
 66, 100, 101, 167, 168, 190, 195, 210, 223, 235,  
 246, 267, 274, 301, 308, 312, 315, 321, 328–331,  
 334, 335, 339, 342, 345, 349, 350, 357–359,  
 365–367, 369, 379, 392, 401, 406, 408, 412, 417,  
 418, 423, 427, 429, 430, 436, 438, 445, 446, 449,  
 451, 453, 454, 456, 473, 475, 478, 484, 485, 487,  
 488, 501–504, 511, 514, 519, 522, 527, 528, 531,  
 532, 537, 540–543, 545, 546, 548, 549, 551–554,  
 558, 564, 565, 569, 570, 572, 574, 577–579, 582,  
 584, 586–593, 607, 613, 614, 616, 622, 623, 626,  
 627, 629, 631, 637, 651  
 Sankt Gallenkappel 427  
 Sankt Georgen s. Stein a. Rh.  
 Sankt Gotthard 15

- Sankt Johann (Vorarlberg) 570 – (Thurgau) 435  
 Sankt Katharinenthal 189, 195, 203, 205, 206, 223,  
 225, 226, 337, 342, 346, 349, 352, 384, 389,  
 394–396, 399–402, 406, 408, 409, 412, 425, 459,  
 461, 467, 470, 471  
 Sankt Lamprecht 400  
 Sankt Mangen 267  
 Sankt Margrethen 48, 261  
 Sankt Paul i. Lavanttal 390  
 Sankt Peter 339, 558  
 Sankt Trudpert 390  
 Sankt Urban 343  
 Sankt Verena 343  
 Santiago de Compostela 372  
 Sântis 10, 12, 22, 23, 25, 28, 31, 44, 54, 100, 101,  
 124, 137, 236, 246, 255, 261, 262  
 Sargans 39  
 Satteins 297, 426  
 Saulgau 197, 223, 391  
 Seefeld 70, 638  
 Seemos 193  
 Sempach 623  
 Senftenau 522  
 Senlis 320  
 Sennwald 619  
 Sérigny 250  
 Sernatingen 625  
 Sierenmoos 196  
 Siessen 195  
 Sigmaringen 20, 64, 223, 393, 396, 423  
 Sihl 237  
 Simelse 268  
 Simmersberg 395  
 Singen 129, 130, 135, 198, 223, 245, 620, 625, 628,  
 629, 640  
 Sipplingen 30, 66, 69, 195, 200, 201, 640  
 Sirnach 250  
 Sitten 245  
 Sitter 237, 241, 267  
 Solothurn 627  
 Sommersberg 50, 51  
 Subersach 266, 267  
 Sulgen 100  
 Suttomante 30  
 Schaffhausen 8, 59, 64, 65, 135, 147, 167–169,  
 174, 182, 183, 192, 195, 223, 235, 318, 319, 321,  
 336, 340, 341, 344, 345, 347, 352, 355, 357, 359,  
 364, 368–370, 372, 373, 378, 379, 397–400, 418,  
 427, 430, 442, 447, 448, 451, 486, 506, 512, 514,  
 528, 533, 537, 549, 558, 560, 574, 577–579, 582,  
 584–586, 588, 591, 592, 623, 627, 632, 636, 642  
 (einschl. Allerheiligen)  
 Schänis 264, 313, 314, 364, 555  
 Schattbuch 572  
 Scherzach 268  
 Scherzingen 268  
 Schienen 100, 128, 200, 376, 377, 543, 565  
 Schienerberg 57, 59, 128, 543  
 Schlachters 100  
 Schleithem 64, 235  
 Schlins 297, 343, 426  
 Schmitten 286  
 Schnetzenhausen 193  
 Schnifis 343, 426, 435  
 Schönenberg 336  
 Schönenwerd 372  
 Schongau 338  
 Schreckhorn 15  
 Schussen 246, 265, 268  
 Schussenried 124, 128, 129, 195  
 Schutter 265  
 Schwarzach 193  
 Schwärzebach 267  
 Schwarzenberg 290, 343  
 Schweinhausen 128  
 Schwerzenbach 421  
 Speer 48, 245  
 Speicher 421  
 Speyer 409, 585, 593  
 Staad (Konstanz) 84, 86, 196, 633, 634  
 Stachen 261  
 Stahringen 201  
 Stammheim 129, 405, 406, 538  
 Stams 610  
 Steckborn 100, 181, 215, 223, 342, 351, 523, 582,  
 597, 643  
 Stein am Rhein (einschl. Sankt Georgen) 69, 124,  
 170, 176, 192, 195, 215, 243, 320, 321, 366, 378,  
 427, 429, 431, 438, 513, 531, 549, 557, 558, 579,  
 584, 588, 590, 626, 636  
 Steinach 266, 350, 548  
 Steinbach 355  
 Steißlingen 223, 264  
 Stockach 70, 100, 195, 223, 268, 297, 534, 582,  
 612, 613, 628, 629, 632  
 Stocken 262  
 Straßburg 168, 344, 364, 389–391, 394, 402, 409,  
 410, 412, 443, 552, 592  
 Stromeyersdorf (Konstanz) 163, 638  
 Stuttgart 69, 114, 129, 130, 385, 396, 400, 410,  
 437, 447, 448, 486, 489, 510, 525, 620, 628, 635,  
 640, 642, 647, 648



- Tablat 262  
 Tafers 262  
 Taflet 262  
 Tägerwilen 226, 384  
 Taldorf 225  
 Tänikon 103, 340, 431  
 Tengen 16, 49, 409, 582  
 Tett nang 100, 175, 179, 198, 344, 345, 352, 582,  
 583, 591, 594, 624, 628  
 Teufen 48, 421, 446  
 Thal 297  
 Thalbach 195  
 Thayngen 64, 124, 640  
 Thur 235–237, 241, 244, 245  
 Thüringen 193  
 Thusis 286  
 Tiengen 619  
 Tisis 343  
 Tittmoning 327  
 Tobel 447  
 Töss 385, 406  
 Tosters 426  
 Tours 166, 372  
 Trasadingen 129  
 Trier 503, 507, 512  
 Triesen 193, 435  
 Trogen 9, 100, 340  
 Tscherlach 250  
 Tübingen 114, 259, 520, 616, 627, 629  
 Tüfingen 259  
 Tuggen 538  
 Tuttlingen 14, 16  
  
 Überlingen 14, 27, 30, 70, 71, 86, 92, 93, 100, 135,  
 147, 149, 152, 169–171, 175, 184, 185, 192, 195,  
 196, 208, 210, 216, 218, 219, 225, 325, 336, 340,  
 347, 377, 384, 394, 424, 427, 434–436, 439, 478,  
 498, 501, 512, 514, 517, 528, 534, 544, 561,  
 572–574, 577, 579, 582–584, 586–588, 591, 601,  
 607, 610, 624, 628, 629, 632, 635, 644, 647, 652  
 Ufenau 557  
 Uhl d i n g e n 245, 266, 510, 611, 632 s. Oberuhl-  
 d i n g e n  
 Ull en b u e l 252  
 Ulm 24, 130, 137, 486, 513, 518, 523, 552, 565,  
 569–574, 580, 583, 585, 587, 588, 590–594, 632  
 U n g e n b a c h 268  
 U n t e r b a s c h u n s 334  
 U n t e r e g g e n 350  
 U n t e r s c h l a t t 237  
 U n t e r s e e n 274  
 U r b a c h 268  
 U r n ä s c h 236, 262  
  
 Urnau 100, 196  
 Uesslingen 404  
 Uster 421  
 Uttwil 154  
 Uzwil 490  
  
 Vaduz 105, 106, 194, 448, 485  
 Valduna 652  
 Venedig 525, 624  
 Veral 343  
 Verona 405, 543  
 Versailles 342  
 Vevey 14  
 Viernheim 316  
 Viktring 509  
 Villach 637  
 Villingen 223, 391, 534  
  
 Wädenswil 421  
 Wagenhausen 272, 275, 314, 315, 357, 364,  
 373–375, 506, 549, 626  
 Wahlweiler 253  
 Wahlwies 252, 551  
 Wald 510  
 Waldkirch 350, 447  
 Waldsee 195, 196, 223, 243, 252, 591  
 Waldshut 57, 59, 64, 534, 619, 628, 629, 642  
 Walenstadt 252  
 Walenwil 252  
 Walgau 252  
 Wallenbrugge 253  
 Wallenholz 253  
 Wallhausen 572  
 Wangen (verschiedene) 52, 100, 128, 135, 189,  
 223, 248, 427, 514, 555, 577, 582–584, 586–588,  
 590–592, 624, 649  
 Wasser 128  
 Wasserburg 100, 114, 503, 545, 548, 612, 624  
 W att b a c h 237  
 W att w i l 421  
 Wechs el b u r g 399  
 Weichsel 243  
 Weildorf 195, 425  
 Weiler 248, 448, 485  
 Weilheim 558  
 Weinfeld en 100, 489  
 Weingarten (Altdorf) 100, 135, 193, 195, 196,  
 202, 223, 337, 339, 347, 366, 373, 374, 376, 381,  
 390, 397, 400, 402, 403, 427, 448, 507, 522, 524,  
 531, 557, 558, 560, 561, 572–574, 621, 624  
 Weis en a u 195, 208, 209  
 Welschingen 253  
 Werd 167, 442, 501, 554, 631  
 Werdenberg 198, 582

- Wessobrunn 336–343, 348  
 Wettingen 340, 341, 347, 348, 391, 408, 621  
 Wetzlar 355  
 Wiblingen 223  
 Widnau 100  
 Wiechs 49, 264, 265  
 Wien 17, 129, 130, 344, 391, 432, 437, 448, 485,  
 491, 528, 606, 613, 630  
 Wigrazt 264  
 Wil 425, 445, 447, 579  
 Wildensbuch 51  
 Wilerbach 266  
 Wimpfen am Berg (Bad) 409  
 Winterspüren 128  
 Winterthur 19, 130, 135, 335, 345, 375–377, 384,  
 442, 447, 448, 481, 482, 582, 588, 589  
 Wittenberg 520  
 Wolfach 534  
 Wolfenbüttel 399  
 Wolfurt 193, 194, 208  
 Wollmatingen 192, 638  
 Worblingen 444  
 Wörlitz 441  
 Wülflingen 427, 557  
 Wurzach (Bad) 128, 223  
 Zabern 262  
 Zähringen 558  
 Zell s. Radolfzell  
 Zitz 193  
 Zofingen 196  
 Züberwangen 261  
 Zürich 11, 12, 16, 59, 101, 109, 130, 194, 258, 315,  
 324, 336, 341, 345, 347, 355, 356, 384, 385, 387,  
 391, 397, 399, 401, 403–405, 434, 438, 439, 442,  
 446, 472, 474, 478, 485, 486, 490, 512, 514, 516,  
 518, 525, 527, 528, 538, 539, 547, 552, 558, 560,  
 564, 565, 569–571, 573, 584–586, 588, 590–592,  
 594, 620, 635  
 Zurzach 51, 64, 243, 344, 350, 549  
 Zusam 235  
 Zwiefalten 396

## Register der Personennamen

Bearbeitet von GERD WUNDER

Autoren der in den Anmerkungen zitierten Literatur wurden nicht aufgenommen, wohl aber Namen aus Informationen in den Anmerkungen. Abkürzungen: Bf. = Bischof, Frhr. = Freiherr, Gf. = Graf, Hg. = Herzog, Hl. = Heiliger, Kg. = König, Pfgf. = Pfalzgraf.

- Ada, ancilla Dei 330  
 Adalbert 551, 555, 556  
 Adolf (v. Nassau), dt. Kg. 583  
 Agilolfinger 553  
 Ahorn, Lukas 439  
 Alaholf 555  
 Alaholfinger 553, 556  
 Alberthaler, Hans 422, 423  
 Albertus Magnus 509  
 Albrecht I., dt. Kg. 393, 403, 404  
 v. Altdorf, Gf. 557  
 Altern, Hans 334  
 v. Altshausen, Gf. 552, vgl. Hermann  
 v. Altstetten, Konrad 472  
 Ambrosius, Hl. 355  
 Ammianus Marcellinus 6, 7, 270, 498  
 v. Andechs, Gf. Bertold III. 560  
 Anderegg, Emil 652  
 Andreas v. Österreich, Kardinal 425  
 Anthony, Meister 325  
 Aepli, A. O. 616  
 v. Arbon, Tribun 553, vgl. Hermann I.  
 Arnulf, Kaiser 556, 569  
 Asam 345, 347  
 Asper, Hans 434  
 Auerbach, Max 71, 80, 84, 85, 634, 635  
 Augustus, Kaiser 498, 524  
 Babenberger 556  
 Bach, Johann Sebastian 328  
 Baedeker, Karl 17  
 v. Baden s. Hermann, Ludwig, Otto  
 Bader, Abraham 343  
 Bagnato, Franz Anton 341 – d. Jüngere 351 –  
 Kaspar 327, 341, 452  
 Bahnmaier, Jo. Christof 486  
 Baltimore, Lord 171  
 Bandle, Oskar 237  
 Bandmann, Günther 355  
 Bär Jakob 343

- Bareis, W. F. 447, 448, 481, 482  
 Barry, Ch. 494  
 Bartolini, Lorenzo 443  
 Basilius v. Greuth 372  
 Bauer, Konrad 347  
 Bäuerlin, Johann 205  
 Baum, Julius 380  
 Baumann, Konrad 204  
 v. Bayern s. Karl Theodor, Ludwig  
 v. Beauharnais s. Hortense, Josefine  
 Bebel, Heinrich 520  
 Beck, Innozenz 342, 352  
 Becksmann, Rüdiger 380, 387, 404, 408, 409  
 Beer, Ellen J. 380, 400, 401, 405, 408, 411 – Franz  
 337, 430 – Jo. Michael 345 – Michael 204, 337,  
 423  
 Benedum, Christof 395  
 Benner, Ph. J. 425  
 Benno, Bf. Osnabrück 320  
 Bérain, Jean 342  
 Berner, Herbert 619  
 Bernhard v. Clairvaux, Hl. 371, 388  
 Bern(o), Abt Reichenau 309, 317, 358, 364, 366,  
 552  
 Bertold I., Hg. Kärnten 558 – B., Gf. 551, 556 –  
 B., Hofrichter 515  
 Bertolde (Alaholfinger) 553, 554, 556, 558  
 Bertoldsmeister 397  
 Bertrand, Abbé 443  
 Bettino, Giovanni 349  
 Beuther, Michael 520  
 v. Bevar s. Gerhard IV.  
 Biberli, Marquard 516  
 Biechele, Hermann 619, 636, 639  
 Bilgeri, Martin 606  
 Binder, Melchior 430, 434, 475  
 v. Bitzenhofen, Heinrich 192  
 Blanckenstein, Kilian 426  
 v. Blanko, Ignaz 448, 485  
 Blarer 590 – Ambrosius 592 – Ulrich 192  
 Blaser, Hans Ulrich 175, 179  
 v. Bleichten s. Mich. Beer 337  
 Bluntschli, Nikolaus 431  
 Böblinger, Hans 325  
 Boeck, Wilhelm 338, 351, 352  
 v. Bodman 520, 624, 645 – Gf. 198  
 Bodmer, Jo. Jakob 9–12  
 Böhler 158  
 Böhm, Dominikus 491  
 Bommer, J. N. 218, 219  
 Borst, Arno 270, 495, 531, 618, 621, 653  
 Boesch, Bruno 233, 284, 285, 288, 534  
 Braun, Friedrich 448  
 v. Bregenz, Gf. 168, 557, 558, 563 – Hugo 194 –  
 Ulrich 194, vgl. Gebhard  
 Breitingen, Jo. Jakob 11, 438  
 Brenneisen, Konrad 513  
 v. Bretzenheim, Fürst Karl August 624  
 Brugger, Andreas 198  
 Bruni, Leonardo 7, 8  
 Brunner, s. Christof  
 Brunschweiler s. Placidus  
 Bucelin, Gabriel 196, 524  
 v. Buchhorn, Berta 558  
 v. Buchsee s. Kuno  
 Buck, Michael 259  
 Bruder, Christian Gottlieb 613  
 Burckhardt, C. 212 – Jakob 7  
 Burkard d. Ält., d. Jüng. 551, 556  
 Bürkli, Salomo 345  
 Burmeister, Karl Heinz 165  
  
 C s. a. K  
 Cades, Josef 486  
 Carlone, Diego Francesco 338, 339  
 Caesar, C. Julius 165, 166, 495, 498, 508, 520  
 Castelli, Antonio und Petro 340, 341, 347, 348  
 Christ, P. 41  
 Christine Kgn. v. Schweden 171, 172  
 Christof II. (Brunner), Abt Fischingen 348, 458  
 Church 632  
 Cochlaeus, Johannes 520  
 Coldine 548  
 Comestor s. Petrus  
 Constantius II., Kaiser 261, 504, 507 –  
 C. Chlorus 261  
 Cottrau, F. 443  
 Cozfred, Mönch 548  
 de Crescensis s. Petrus  
 Cumpold, Mönch 548  
 Cuothleh 548  
 Cursel 489  
 Cuvillié, François 342  
  
 Dacher, Gebhard 518  
 Dagobert, Kg. 253, 262  
 v. Dalberg s. Karl Theodor  
 Damian Hugo v. Schönborn, Bf. Konstanz, Kar-  
 dinal 352  
 v. Damiani 612  
 v. Dapfen, Ulrich 505  
 David v. Winkelsheim, Abt Stein 430  
 de Briendt gen. Floris, Cornelis 432  
 Degler, Hans 435  
 Dehio, Georg 378, 388  
 Demoll, Reinhard 84, 87, 634

- Deodat, Mönch 548  
 de Sellis, Nikolaus 515  
 Dierks, Werner 649  
 v. Diessenhofen s. Truchseß  
 Dietrich, Bernhard 625 – Wendel 425  
 Diez, Theopont 629  
 Dirr, Georg 345 – Sebastian 185, 271 (vgl. Dürr)  
 Dominikus Laymann, Abt Weingarten 202  
 Dorn, Hans 126, 128  
 Drack, W. 368  
 Drexler, A. M. 648  
 v. Droste-Hülshoff, Annette 22–25 – Jenny 22  
 Duft, Johannes 301, 328, 527, 545, 622  
 Dumeisen, Johann 426  
 Dünz, Abraham 421  
 Dürer, Albrecht 431  
 Dürner, Hans 427  
 Dürr, Jo. Sebastian 217, vgl. Dirr
- Ebel, Jo. Gottfried 17–19  
 Eberhard (Truchseß v. Waldburg), Bf. Konstanz 443 – Abt Kreuzlingen 326  
 Eberz 590  
 Eggenberger, P. 367  
 Egino, Bf. Verona 372, 543  
 Egloff, Hans 425  
 Ehinger 590  
 Einmuot 359  
 Einsele, Wilhelm 85  
 Einsle, Ulrich 86  
 Eisenlohr, Friedrich 446  
 Eitel, Peter 577  
 Ekkehard IV. v. St. Gallen 267, 503, 504, 517, 545, 546  
 v. Elbern, Viktor 330  
 Elisabeth v. Kärnten, dt. Kgn. 393 – (v. Ungarn), Nonne Töß 406 – (Meisterin Münsterlingen) 509  
 Ellwein, Thomas 646  
 Elster, Hans Joachim 76, 85  
 Emminger, Eberhard 220  
 v. Ems s. Rudolf  
 Ensinger, Matthäus 325 – Vinzenz 386  
 Erasmus v. Rotterdam 8, 168, 521  
 Erchanger 551, 556  
 Erikson, Sigrid 491  
 Erlebold, Abt Reichenau 359  
 Erdmann, W. 309, 359, 367  
 Ermanrich v. Ellwangen 261, 500  
 v. Eschenbach, Walter IV. 409  
 Ewald, Klaus-C. 139  
 Ezzonen 556
- Fabri, Felix 500, 518, 522  
 Faissler, Peter 5  
 v. Falke, Otto 391  
 Faller, Matthias 339, 350  
 Fast, Horst 86  
 Feger, Otto 21, 526, 527, 578, 625  
 Fels 590  
 Ferdinand I., Kaiser 172  
 Feuchtmayer 342 – Franz Josef 348 – Josef Anton 210, 333, 338, 339, 342, 345, 348, 349, 352  
 Filbinger, Hans Karl 642  
 Fingerlin, G. 535  
 Fischer, Georg 442 – H. 282, 292 – J. M. 489  
 v. Florenz, Gf. s. Scrot  
 Floris s. de Briendt  
 Folchard 330, 453, 542  
 Förstemann, Ernst 233  
 Forstner 225  
 François Trouvé, Abt Citeaux 202  
 Franz II./I., Kaiser 623 – F. Johann (v. Praßberg), Bf. Konstanz 393  
 Frei, B. 308, 365 – Otto 653  
 Frey, D. 343 – Samuel 213  
 Friedrich I. Barbarossa, Kaiser 173, 253, 262, 507, 560, 561, 564, 572 – II., Kaiser 572 – III., Kaiser 609 – d. Schöne, Kg. 404 – d. Große, Kg. Preußen 441 – I., Kg. Württemberg 626 – I., Hg. Schwaben 559 – V., Hg. Schwaben 507, 561  
 v. Froburg 622  
 Fröhli, Chrysostomus 339  
 Fröwis, Jo. Martin 343, 350  
 Fulrad, Abt St. Denis 549  
 v. Fürstenberg, Gf. 515, 624  
 Furtenbach 590  
 Futterer, Ilse 380
- Gabriel, Eugen 281  
 Gallus, Hl. 7, 9, 147, 166, 241, 270, 328, 499, 501, 503, 505, 527, 538–540, 545  
 Gambs, Lazius 343, 344, 350  
 Gantner, J. 379, 380, 406  
 Garneray, Auguste 443  
 Gasser, Heinrich 421 – Pirmin 634  
 Gässler, Martin 210  
 Gaudy, Adolf 485  
 Gebhard II., d. Hl. (v. Bregenz), Bf. Konstanz 175, 370, 532, 551, 552, 561 – III. (v. Zähringen), Bf. Konstanz 320, 366  
 Gees, Rudolf A. 71  
 v. Geldern, Gf. 515  
 Genesisus, Hl. 543, 544  
 Gerbert, Abt St. Blasien 390  
 Gerhard IV. v. Bevar, Bf. Konstanz 382

- Germann, Georg 437  
 Gerold (Vater und Sohn) 554  
 Giangaleazzo Visconti, Hg. Mailand 515  
 Gigl 335, 342, 349, 350 – Jo. Georg 339, 350, 459, 461 – Jo. Kaspar 345 – Matthias 459, 461 – Pontian 337, 338  
 Giorgioli, Francesco Antonio 337  
 Gisela, Kaiserin 570  
 Glattburger 438  
 Glöckner, Hans Ulrich 434  
 Gontard, Jakob Friedrich 17  
 Gonzenbach 336  
 Goethe, Jo. Wolfgang 15–17, 168  
 Gottfried, Hg. Schwaben 553, 554  
 Götz, G. B. 352  
 Gozbert (Abt St. Gallen) 308, 330, 357, 359, 365, 542 – (Laie) 554  
 Gradmann, Robert 124  
 Graf, Hans Georg 335, 342, 347, 351  
 Greule, Albrecht 237, 246  
 Gregor, Bf. von Tours 166  
 Greuth s. Basilius  
 Grim, Julius 85, 86  
 Grimald, Abt St. Gallen 261, 542  
 Grimm, Jakob 499, 500  
 Größer, M. 127  
 Grubenmann, Jo. Jakob 427 – Ulrich 421  
 Gruber, Esaias d. Jüng. 433  
 Grüebler, A. 447  
 Gujan, W. U. 368  
 Gull, G. 490  
 Gundoin, Hg. Schwaben 553  
 Gunzo, Hg. Schwaben 192, 540, 553  
 Gurlitt, Cornelius 488  
 Gutermann, Thomas 99  
 Guth-Dreyfus, K. 391  
 Haag, Hansjörg 200  
 Habsburger (Haus Österreich) 392, 584, 585, 591, 611, 612, 622, 623  
 v. Hachberg (Baden) s. Otto  
 Haefeli, M. 489  
 Hagenbuch, Kaspar 431  
 Hagenmiller, Hans Jörg 334  
 Halbach, K. H. 381  
 v. Haller, Albrecht 10, 11, 17  
 v. Halten, Wendelgard 192  
 Haltiner, Jo. Jakob 421  
 Hardegger, August 484–486  
 Hartkopf, Günter 631  
 Hartmut (St. Gallen) 542  
 Hase, Konrad Wilhelm 445, 448, 486, 487, 489  
 Haseloff, A. 380, 401  
 Hatto (Laie) 548 – Abt Reichenau vgl. Heito  
 Hauer, Jo. Thomas 214  
 v. Hausen s. Konrad  
 Heaton, R. 489  
 Hecht, Josef 233, 308, 318, 364, 371, 398, 399 – Konrad 398, 399  
 Heer, Jakob Christof 27, 28  
 Hegner, Ulrich 19  
 v. Heiligenberg, Gf. 549, 557, 563, 622  
 Heim, Albert 43  
 Heinrich I., Kg. 551, 556, 569 – II., Kaiser 570 – III., Kaiser 364, 570 – IV., Kaiser 571 – V., Kaiser 571 – VI., Kaiser 561, 572 – (VII.) Kg. 573 – H. Raspe, Kg. 574 – II. (v. Klingenberg), Bf. Konstanz 381, 392, 393 – d. Löwe, Hg. 507, 558 – m. d. goldenen Wagen, Gf. 558 – H., Meister 395, 396, 406, 470  
 Heinrichus Sacrista 397  
 Heito (Hatto) I., Abt Reichenau, Bf. Basel 357, 359, 364, 366, 542 – III., Abt Reichenau, Ebf. Mainz 366, 503  
 Helmle, Bruno 628  
 Henkel, Augustin 430  
 Heribert, Bf. Eichstätt 504  
 Heriman, Mönch 548  
 Hering-Mitgau, M. 436  
 Hermann (I. v. Arbon), Bf. Konstanz 560 – Mgf. Baden 560 – d. Lahme (v. Altshausen), Mönch 505, 552  
 Hermann, Franz Ludwig 339, 350, 351  
 Herrliberger, David 215  
 Hertenstein, Bernhard 235  
 Herzog, Roman 648, 650  
 Hesse, Hermann 28–30, 653  
 Heuser, H.-J. 380, 390–393  
 v. Hewen 582  
 Hildbrandt, Hans 439, 478  
 Hildegard, Königin 554, 555, 563  
 Hipp, Hermann 414, 416, 419, 420, 424  
 Hodler, Ferdinand 5  
 Höfle, Martin 339  
 Hofmann, Franz 35  
 Hofmeister s. Nikolaus  
 Höger, Fritz 490  
 Holzmeister, Clemens 491  
 v. Hohenberg, Gf. Rudolf 404  
 v. Hohenegg 194  
 v. Hohenems, Gf. 198, vgl. Mark (Sittich)  
 Holbein, Ambrosius 430  
 Hölderlin, Friedrich 17, 20  
 Hollar, Wenzel 220  
 Honoré Maître 401  
 Hopfer, Daniel 431

- Hortense (de Beauharnais), Kgn. v. Holland 443  
 v. Hornstein, Frhr. 198  
 Höscheller, Samuel 336, 337, 344, 345, 347, 458  
 Hotzenköcherle, Rudolf 282  
 Huber, Stefan 422, 476  
 Hübsch, Heinrich 442, 446, 478  
 Hubschmied, J. U. 260  
 Hummelberg, Michael 521  
 Humpis, Hans Jakob 522  
 Hund, Josef 628  
 Hunfried, Gf. 555  
 Hunfriedinger 556  
 Hünlein, David 11, 525  
 Hürlimann, Hans 620  
 Hurter, Tobias 448  
 Huth, Volkhard 565  
 Hyrus 590
- Jammers, E. 380, 402  
 Jänichen, Hans 252  
 Janssonius 220  
 Jantzen, Hans 321  
 Jeuch, Josef 447  
 Immo (Ymmo), Abt Reichenau 309 – (Abt St. Gallen) 312, 359, 365  
 Johannes (XXIII.), Papst 326 – J. Nepomuk, Hl. 175 – Bf. Konstanz, Abt Reichenau, St. Gallen 532, 540 – v. Viktring 509 – v. Winterthur 512 – Meister 390, 396  
 Johnson, Samuel 10  
 Josefine (Beauharnais), Kaiserin 443  
 Irmenhart (Mönch) 548  
 Irtenkauf, W. 381  
 Isabella v. Aragon, Kgn. 404  
 Isabey (Ysabey), Jean Baptiste 443  
 Isanrich, Mönch 308, 365, 449  
 Judith, Kaiserin 555  
 Julian Apostata, Kaiser 270  
 Jünger, Ernst 30  
 Jutz, Leo 298
- Kaim, Hans 522  
 Kaisermann 194  
 Karl d. Große, Kaiser 208, 308, 355, 401, 542, 554, 555, 565, 566 – III., Kaiser 569 – Martell, Hausmeier 190 – K. Theodor, Kf. Pfalzbayern 624 – K. Theodor (v. Dalberg), Bf. Konstanz 202  
 Karolinger 190, 307–309, 330, 331, 355, 357, 359, 500–502, 506, 507, 527, 542, 555, 564, 565, 568  
 Kasper, Otto 619  
 Kastner, Adolf 352  
 Katharina v. Österreich 404  
 Kauffmann, Eugen 634, 636  
 Kaufmann, Henning 238, 250  
 Keller, Hagen 549 – Harald 301 – Jo. Nepomuk 444, 445, 480, 482 – Lukas 426 – Reiner 71 – Wilhelm 447 – K. v. Schleithem 202  
 v. Kemnat 582 – Marquard 511  
 Kern, Erasmus 435  
 Kiburg (Kyburg), Gf. 557, 563, 579, 582, 622 – Hartmann II. 382  
 Kiefer, Friedrich 2, 71, 75, 76, 81, 84, 86  
 Kiesel, P. 443  
 Kinder, Hermann 653  
 Kirschbaum, Engelbert 414, 419  
 Kitzin, Märk 605  
 Kleiber, Wolfgang 262, 266, 282  
 Klewitz, Hans-Walter 522  
 v. Klingenberg 198, 582 – Konrad 410, 411 – Ulrich 410, 411 – vgl. Heinrich II.  
 Klopstock, Friedrich Gottlieb 12, 13  
 Knoepfli, Albert 2, 301, 578  
 Koch, Josef Anton 14–16, 31  
 Kohlhaas, Wilhelm 637  
 Kolb, Ernst 638, 646  
 Koller, Manfred 346  
 Kolumban, Hl. 166, 190, 241, 499, 501, 503, 505, 538, 621  
 König, W. 292, 294  
 Konrad I., Kg. 551, 569 – II., Kaiser 370, 570 – III., Kg. 571 – IV., Kg. 573 – d. Hl., Bf. Konstanz 312, 394, 396, 506, 510, 551, 552 – II., Bf. Konstanz 510 – Gf. (Welfe) 555, 556 – v. Hausen, Meister 390  
 Konradin, Kg. 400, 565, 574  
 Konradiner 556  
 Konstantin d. Große, Kaiser 261, 354, 355, 364  
 Kopfmüller, August 111  
 Kotrba, V. 419  
 Kratzert, Chr. 400  
 Kraus, F. X. 393, 422  
 Kreis 158, 159  
 v. Kreittmayr, Frhr. Wigul Xaver Aloys 599  
 Krenn, Anton 153  
 Kröll 590  
 Kroos, R. 381, 400  
 Krummer-Schroth, J. 392  
 Kubly, Felix Wilhelm 421, 446  
 Kunkler, Jo. Chr. 485  
 Kuno v. Buchsee 408  
 Kurmann, Peter 380, 385–387
- Labhart, Emanuel 212  
 Lambert, Bf. Konstanz 366, 367  
 Landauer, Christian 20  
 v. Landegg s. Schenk

- Lanfret, Kleriker 548  
 Lang, Gerhard 74  
 Langenegger, Konrad 421  
 v. Langenstein, Hugo 511  
 Lantwin (Laie) 548  
 v. Laßberg, Frhr. Josef 22, 23  
 Laurinus, Marcus 521  
 Lavater, Jo. Kaspar 15, 16  
 Laymann s. Dominikus  
 Lehn, Hubert 69, 71, 75, 83, 84, 86, 88, 89  
 Leins, Christian Friedrich 448  
 v. Lenzburg, Gf. 561 – Ulrich 560  
 Leo III., Papst 543 – IX., Papst 368  
 Leonhard, Heinrich 446  
 Lieb, Norbert 337, 343  
 v. Liebenfels 625  
 Lindemann, Kaspar 427, 428, 439  
 Lingenhölle, R. 622  
 Liudolfinger 556  
 Liutpald 357  
 Livius, Titus 6, 10  
 Löffler, Heinrich 125, 263, 264 – K. 381  
 Lombardi, Girolamo 432  
 Lothar I., Kaiser 565 – III., Kaiser 571  
 Lübke, Wilhelm 488  
 Ludwig d. Fromme, Kaiser 500, 502, 554, 565 –  
 d. Deutsche, Kg. 556, 565 – d. Kind, Kg. 569 –  
 IX., d. Hl., Kg. Frankreich 398, 401 – I., Kg.  
 Bayern 488 – Ghg. Baden 625 – L. Philipp, Kg.  
 Frankreich 445  
 Luise (v. Mecklenburg), Kgn. Preußen 441  
 Luther, Martin 416, 420, 593  
 Lutyens, E. L. 489  
  
 Magnus, Hl. 545  
 v. Mailand s. Hg. Giangaleazzo (Visconti)  
 Malton, James 441  
 Manesse, Rüdiger 380, 402, 403, 406, 511  
 Mann, Albrecht 308, 309, 355  
 Maria, Hl. 175  
 Markus (Sittich v. Hohenems), Bf. Konstanz, Kar-  
 dinal 223  
 v. Markdorf 582  
 Maerker, William 85  
 Marot, Jean 342  
 Martiano, Francesco 347  
 Martin, K. 380  
 v. Martitz, Ferdinand 600, 616, 617  
 Masius, Christian 499  
 Maurer, Friedrich 282–284 – Helmut 2, 532, 551  
 Maurer-Kuhn, François 308  
 Maus, Robert 619, 643  
 Maximilian I., Kaiser 168  
  
 Mayer, Heinrich 336, 423 – Josef 204 – Peter 327 –  
 Remigius 426  
 Mayr, Martin 517  
 Mellin, Georg Jakob 524  
 Mellini 446  
 Merck, Josef 204  
 Merian, Matthäus 212, 222, 523  
 Merkur 166  
 Merowinger 30, 124, 190, 355, 540  
 Messel, Alfred 490  
 Messmer, Jo. Georg 204  
 Metz, Friedrich 2  
 Meusberger, Josef 343  
 Meyer, Josef 343 – Peter 354, 397 – Ruth 312  
 Michael, Meister 432  
 Michalsen-Heizmann, Karin 600  
 Miller, Johann 225  
 Mitzka 285  
 Modler, Melchior 349, 351  
 Moll, Virgil 340, 434, 435  
 de Montaigne, Michel 632  
 v. Montfort, Gf. 194, 198, 201, 400, 582–584,  
 609, 612, 622–624 – Hugo 172, 605 – v. M.-  
 Tettngang 610  
 Moosbrugger, Andreas 344, 351, 423 – Andreas  
 II. 345 – Jo. Jakob 421 – Kaspar 338, 340, 345,  
 430 – Peter 344  
 Moosbrugger-Leu, R. 535  
 Morel, Andreas 343  
 Morgan, P. 330  
 Mörike, Eduard 24–27, 31 – Louis 24  
 Morinck, Hans 340, 432–435  
 Morris, William 489  
 Moser, Karl 489, 490  
 Mötteli 590  
 Muckle, Richard 81, 86  
 Müller, Bernhard 649 – Ernst Erhard 269, 282 –  
 Franz 445 – German 71, 92–94 – Helmut 86 –  
 Hermann 226 – Jo. Georg 445, 446, 478, 485,  
 487, 488 – M.-Thurgau, H. 226 – M.-Waldkirch  
 447 – M.-Wil 447  
 Münch, Walter 648  
 Münster, Sebastian 71, 74, 522, 523  
 Murray, John d. Jgr. 17  
 M. V. 432, 433  
  
 Nabholz, W. 41  
 Nägeli, Hans Georg 652  
 Napoleon I., Kaiser d. Franzosen 173 – III. 443  
 Napoleoniden 443, 444  
 Nater, Michael 343  
 Negrelli, Alois 442

- v. Nellenburg, Gf. 370, 557, 558, 563, 612, 622 –  
Eberhard III. 133, 368, 372, 579, 582, 624 –  
Eberhard 517
- Neptun 166
- Nervi, P. L. 491
- Neumann, Baltasar 489
- Nikolaus, Hl. 175 – N. (Hofmeister), Bf.  
Konstanz 411
- N. K., Meister 431
- Noack, W. 380
- Noah 524
- Nono, Mönch 548
- Nordwin, Rudolf 393
- Nothelfer, Karl 184
- Notker d. Stammler 261, 264, 502, 503, 542
- Nümann, Wilhelm 86
- Oechslin, Jo. Jakob 447
- Öhem, Gallus 196, 519
- Öhler 225
- Ohlmüller, Daniel 445, 447
- Ohm, Anneliese 380
- Ohnmayer, Xaver 44
- Oeri, Friedrich 347 – Hans Ulrich 347 – Ulrich  
341, 347
- Osdag, Bf. Hildesheim 317, 364
- »Ossian« (James Macpherson) 10, 14, 19
- v. Österreich s. Habsburger – vgl. Andreas, Katharina, Otto, Sigmund
- Otloh v. St. Emmeram 505
- Otmar, Hl., Abt St. Gallen 167, 359, 365, 501,  
538, 545, 554, 631
- Otto I. d. Große, Kaiser 168, 569 – II., Kaiser 570  
– III., Kaiser 317, 569, 578 – IV., Kaiser 558, 572  
– Bf. Freising 508 – I., Bf. Konstanz 319, 366 –  
III. (v. Hachberg), Bf. Konstanz 413 – Hg.  
Österreich 404 – (v. Wittelsbach), Pfgf. 560
- Ottonen 309, 359, 506, 564, 567–569, 622
- Otwin, Bf. Hildesheim 364
- Paldhere (Kleriker) 548
- Palladio, Andrea 418
- Paulssen 642
- Payer 590
- Pellis 447
- Peppel, F. A. 127
- Peppler, W. 101
- Peri, Antonio 349
- Person, Hermann 629
- Petrarca, Francesco 5
- Petrus, Hl., 524 – de Crescensis 208 – Comestor  
400 – v. Verona 405
- Peutingr, Konrad 239, 260
- Peyer, Heinrich 421
- v. Pfalz s. Karl Theodor
- Pfister, O., W. 490
- Pflegghard, O. 489
- v. Pflummern, Jo. Heinrich 610
- v. Pfullendorf, Gf. 507, 557, 561, 563, 611 –  
Rudolf 560
- Philipp, dt. Kg. 572
- Piccolomini, Enea Silvio (Pius II.) 517, 518
- Pippin, Kg. d. Franken 355, 500 – Kg. Italien 543,  
565
- Pirmin, Hl. 147, 364, 538
- Pisoni, G. M. 438
- Pius II., Papst s. Piccolomini
- Placidus (Brunschweiler), Abt Fischingen 426
- Planck, Max 532
- Plinius d. Ältere (C. Pl. Secundus) 166, 242, 518,  
521
- Pokorny, Julius 239, 246
- Pölandt, Johannes 348
- Pomponius Mela 242, 274, 497
- Poeschel, Erwin 308, 334, 420
- Pozzi, Carlo 341 – Francesco 341, 347
- Pozzo, A. 350
- v. Praßberg s. Franz Johann
- Preisendanz, K. 548
- v. Preußen s. Friedrich, Luise
- Ptolemaeus, Claudius 243
- Pugin, A. W. N. 487
- Purtschert, Johann 350
- Raffael Santi 431
- Rahn, Jo. Rudolf 444, 486
- Rambret, Mönch 548
- v. Rapperswil 622
- Rasch, Gerhard 243
- v. Raßler, Jakob Christof Frhr. 612
- Ratger, Mönch 365
- Ratold, Bf. Verona 543
- Ratpert 503
- v. Ravensburg, Gf. 557
- Reder, Lorenz 430, 439
- Regenhelm, Mönch 548
- v. Regensberg, Gf. 622
- Regozzi, Albert 345 – Johann 345
- Rehn 350
- Reichensperger, August 487
- Reichle, Fritz 650
- Reichlin 590 – R.-Meldegg 336, 347
- Reiners, H. 384
- Reinle, A. 308, 379, 380
- Renk, H. 401
- Renner, Hans 425, 477



- Resch, Josef 338, 348, 351  
 Rettich, Heinrich 598, 604, 616, 617  
 v. Rheinfelden 558, vgl. Rudolf  
 Ribi, Adolf 154  
 Richard v. St. Viktor 397  
 Richental, Ulrich 382, 516  
 Rickmann, Thomas 442  
 Rieckenberg, H. J. 545  
 Riegl, Alois 414  
 Rietmann, Bartholome 436  
 Riepp, Karl Josef 202  
 Rimli, Albert 483, 486, 489  
 Rittmeyer, Emil 446  
 Ritz, Max 71  
 Roberto, Ferdinando 444, 479  
 Röhm, Helmut 133  
 Röm, Anton 342  
 Rösch s. Ulrich  
 Roser, Dieter 628, 639  
 Rosheim, Hans 435  
 Roth 613  
 Rottengatter, Gisela (Meickle) 86  
 v. Rotterdam s. Erasmus  
 Rousseau, Jean Jacques 10, 13, 14, 17, 19, 20  
 Ruch, Jean 444  
 Rudolf von Habsburg, Kg. 381, 524, 583 –  
     v. Rheinfelden, Kg. 560, 571 – II. v. Habs-  
     burg-Laufenburg, Bf. Konstanz 392 – Gf. (Wel-  
     fe) 555 – von Ems 381, 400, 401, 473, 511  
 Rumold, Bf. Konstanz 319, 320, 366, 367  
 Ruozo 194  
 Ruskins, John 489  
 Ruthard, Gf. 554  
 Rych, Anna 209
- Salier 556, 564, 566, 568, 570, 622  
 Salomon I., Bf. Konstanz 266, 373, 502, 503 –  
     III., Bf. Konstanz 551  
 Sambatinus 261  
 Samsovino, Jacopo 432  
 v. Sankt Viktor s. Richard  
 Sauerländer, Willibald 491  
 Savoy, Michael 321  
 v. Savoyen, Margarete 382  
 Scott, Baillie 490  
 Scrot, Gf. Florenz 543  
 v. Seelfingen s. Ulrich  
 Seiterich, Ludwig 636  
 de Sellis, Nikolaus 515  
 Semper, Gottfried 445  
 Sennhauser, H. R. 308, 359, 365  
 Seuse (Suso), Heinrich 516  
 Seutter v. Loezen, Matthäus 600, 605, 617, 618
- de Sévigné, Marie de Rabutin-Chantal, Mar-  
     quise 13  
 Sick, Wolf-Dieter 121, 126, 128, 129  
 Sigleid, Kleriker 548  
 Sigmund (v. Österreich), Hg. Tirol 172  
 Sinbret, Mönch 548  
 Sintlaz 538  
 Sittich v. Hohenems s. Mark  
 Snyder, William H. 266  
 Solinus, C. Julius 498  
 Sonderegger, Stefan 236  
 Soom, J. 385  
 Sulzer 442  
 Suso s. Seuse  
 Suworow, Gf. Alexander Wasiljewitsch 202
- Schahl, Adolf 132, 347  
 Schanasch 305  
 Schäfer, Hans J. 344, 345  
 Schedel, Hartmann 518, 523  
 Schenck, Christof Daniel 435 – Hans 435  
 Schenk v. Landegg, Konrad 511  
 v. Schinkel, Karl Friedr. 441  
 Schlatter 436 – L. E. 44  
 v. Schleithem s. Keller  
 Schlüter, Christof Bernhard 22  
 Schmalholz, Karl Ferdinand 652  
 Schmalz, Josef 71, 85  
 Schmid, Alfred 301 – Karl 531 – Lorenz 335, 350 –  
     Thomas 430  
 Schmidt, G. 400 – Johann 342, 348  
 v. Schmidt, Friedrich 448, 485  
 Schmoll gen. Eisenwerth, J. A. 387  
 Schmuzer 342 – Franz 335–337, 347, 460 – Johann  
     336, 347, 458, 460 – Jo. Josef 347 – Michael 336  
 Schnell, H. 351 – Michael 337  
 Schnetzler, Ulrich 344  
 Schöbi 194  
 v. Scholz, Wilhelm 31  
 v. Schönborn s. Damian Hugo  
 Schongauer, Martin 431  
 Schorta, Andrea 267  
 Schratt, Ferdinand 342, 347  
 Schreiner, A. 58  
 Schröder, Karl-Heinz 132  
 Schroth, Inge 380  
 Schumacher, Fritz 485, 490  
 Schütz, Nikolaus 337, 342, 349, 459, 461  
 Schwab, Gustav 525–528  
 v. Schwaben, Hg. s. Friedrich, Gottfried, Gundo-  
     in, Gunzo, Unzilin  
 Schwarz, Ernst 264  
 Schwarzmann, Jakob 337, 343, 344

- v. Schweden s. Christine  
 Schwenkel, Hans 636  
 Schwertweg, Hans 210  
 v. Schwind, Moritz 24
- Spahr, Gebhard 189, 381  
 Spengler, Wolfgang 215  
 Spenser, Edmund 441  
 Speth, Felix 214
- Stadler, Ferdinand 446, 478  
 Stange, A. 380, 381, 406  
 Stater, W. 442  
 Stauder 413  
 Staufer 507, 508, 526, 527, 559–561, 564, 567,  
 568, 571, 582, 622, 624,  
 Stehle, Hans 637  
 Stettler, Michael 411  
 Steiner 447  
 Stöckli, W. 308, 367  
 v. Stolberg-Stolberg, Gf. Friedrich Leopold 13,  
 14  
 v. Stotzingen, Frhr. 198  
 Strabo 165, 274, 497  
 Strätz, Hans Wolfgang 597  
 »Stricker« 401  
 Stüler, Friedrich August 448  
 Stumpf, Johann 522  
 Sturn, Hans 325  
 Sturzenegger, Hans 29  
 Stütz, Leonhard 436
- Tacitus, P. Cornelius 496, 520  
 Tafel, Otto 385  
 Tasgaetius 243  
 Taubenschmid, Joachim 434  
 v. Tengen 582  
 Tesdorpf, Jürgen C. 126, 132  
 Theokrit 27  
 Theophanu, Kaiserin 317, 570  
 Thielcke, Gerhard 637  
 Thöne, F. 435  
 Thomson, James 11  
 Thorbecke, Jan 2, 619  
 Thorwaldsen, Bertel 439, 447  
 Thumb, Michel 423 – Peter 339, 345  
 Tiberius, Kaiser 496  
 v. Tirol, Hg. s. Sigmund  
 v. Toggenburg, Gf. 579, 622  
 Toscano, Andrea 334  
 Trouvé s. François  
 Truchseß v. Diessenhofen, Heinrich 513, 514, 516  
 Truchsess v. Waldburg 583 – Hans 587, vgl. Eber-  
 hard II.
- Trutwein, Abt Stein 320, 366  
 Tschudi, Gilg 273, 274  
 v. Tübingen, Pfgf. 582  
 Tudor 448
- Übelacker, Jakob 426  
 Üblherr 342  
 Udalrich s. Ulrich  
 Udalrichinger 554, 556, 563  
 Uhland, Ludwig 500  
 Uehlinger, Arthur 636  
 v. Ulm-Mittelbiberach 624  
 Ulrich d. Hl., Bf. Augsburg 223 – U. Rösch, Abt  
 St. Gallen 519 – U. v. Seelfingen, Abt Salem 382 –  
 U. II., Abt Salem 407 – U. (Udalrich), Gf.  
 554–556, 561, 563  
 Uncilin, Hg. 553
- Vadianus s. v. Watt  
 Valentinian, Kaiser 622  
 Valla, Lorenzo 517  
 Vassallini 446  
 Vergil (P. V. Maro) 27  
 Vetter, E. M. 380  
 Vicari 203  
 Viellieber, Hermann 629  
 v. Viktring s. Johann  
 Vincenz, Valentin 255  
 Violett-Le-Duc, Eugène-Emmanuel 487  
 Vischer, Peter 430  
 Visconti s. Giangaleazzo  
 Voegeli, J. C. 478  
 Voegli, Jo. Kaspar 438  
 Vonbank, Elmar 166
- Wagner 488 – Gustav 90  
 Walahfrid Strabo, Abt Reichenau 252, 270,  
 501–505, 521, 522, 542  
 v. Waldburg-Wolfegg, Fürst 198 – vgl. Truchsess  
 v. W.  
 Waldo, Abt Reichenau, St. Denis 542  
 Walpole, Horace 441  
 Walser, Martin 31, 527, 528  
 Waltpret 548  
 Walz, Franz Josef 216  
 Wannemacher, Josef 349, 350  
 Warin, Gf. 554  
 v. Watt (Vadianus), Joachim 522  
 Weber 488  
 Wegelin, Jo. Christof 385, 524, 613  
 Wehrli 443  
 Weibel, Ignaz 339  
 Weinbrenner, Friedrich 441

- Weiser, Gerhard 641  
 Weißhaar, Franz 204  
 Welf IV. 558 – VI. 507  
 Welfen 194, 196, 507, 555, 556, 558–561, 564,  
 579, 622  
 Wellenberg, Hans 429  
 Wentzel, Hans 380, 390, 409, 412  
 Wenzinger, Chr. 335, 339, 345, 349, 350  
 Wepfer, Hans-Ulrich 145  
 v. Werdenberg-Sargans, Gf. 394  
 Wernher, Bf. Straßburg 364  
 Wertheim (Kaufhaus) 490  
 Wetter, Josua 8  
 Wetti 542  
 Wieland, Ch. Martin 12  
 Wienecke, Herta 381  
 Wieser, Laurenz 327, 342, 347, 452  
 Wiget, Wilhelm 286  
 v. Wildungen, Berchtold 515  
 Wilhelm, Abt Hirsau 370, 372  
 Wilhelm, Diethelm 343 – Franz 343 – Johann 427  
 Willimar 548  
 Williram, Abt Ebersberg 505  
 Winihart, Mönch 365  
 v. Winkelsheim s. David  
 v. Winterthur, Gf. 563 – s. Johann  
 Witigowo, Abt Reichenau 309, 310, 366  
 Wolfcoz 330  
 Wolfene 555  
 Wölfflin, Heinrich 302  
 Wolfram v. Eschenbach 510  
 v. Wolkenstein, Oswald 517  
 v. Wülflingen, Gf. 557  
 v. Württemberg, Gf. 587, 622 – Eberhard 516 –  
 vgl. Friedrich I.  
 Würz, Dominikus 342  
 Wüthrich, L. 404  
 Zähringer 558–560, 564, 622, vgl. Gebhard III.  
 Zehnder, Hans Heinrich 347  
 Zeiller, J. J. 351 – Martin 523, 524  
 Zellweger, Laurenz 9  
 Zembrodt, Gallus 202  
 Zengerling, Theo 619  
 v. Zeppelin, Gf. Eberhard 84, 634 – Ferdi-  
 nand 29  
 Zettler, A. 309, 367  
 Zeugheer, Leonhard 446  
 Zimmermann, Dominikus 342, 351, 489  
 v. Zimmern, Gf. Froben Christof 520  
 Zobel, Martin 350  
 Zopfi, Fritz 255  
 Zürn, Hans 434 – Jörg 434, 435 – Martin 434 –  
 Michel 434  
 Zwick 590  
 Zwingli, Ulrich 416, 420, 592, 593  
 Zwirner, Ernst Friedrich 485  
 Zwisler, Anton 624

## Buchbesprechungen



## BUCHBESPRECHUNGEN

*Quellen zur Geschichte der Alamannen I–IV.* (= Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Kommission für Alamannische Altertumskunde. Schriften Bd. 1, 3, 5 u. 6), Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1976–1980.

Vor mehr als fünfzehn Jahren hat Joachim Werner, der Münchner Prähistoriker und Frühmittelalterarchäologe, zu zeigen versucht, daß die von den Alemannen der Frühzeit (d. h. im 4. u. 5. Jh.) auf Höhen errichteten Befestigungsanlagen in keiner Weise als Vorgänger der wesentlich kleineren mittelalterlichen Burgen des Adels verstanden werden dürften.

Diese – an zahlreichen Beispielen scheinbar verifizierte – These zu widerlegen, fühlte sich der Heidelberger Prähistoriker Vladimir Milojević aufgerufen. Als Objekt, an dem er die Jahrhunderte überdauernde Existenz früher alemannischer »Bergburgen« glaubte nachweisen zu können, wählte er den »Runden Berg« bei Urach am Nordrand der Schwäbischen Alb. Was er und seine Mitarbeiter dort seit 1966 ergaben, war in der Tat überraschend und überzeugend zugleich. Es zeigte sich nämlich – neben vielen anderen Erkenntnissen –, daß auf dem »Runden Berg« schon 500 n. Chr. eine umfangreiche befestigte Hangsiedlung bestanden hatte, die in manchem geradezu an spätantike Vorbilder erinnerte und – in veränderter Form – bis ins 10. Jh. hinein weitergeführt worden ist.

Um diese Befunde erzielen zu können, schuf sich Milojević ein Instrument in Gestalt der »Kommission für Alamannische Altertumskunde« bei der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, und schuf er sich zugleich ein Publikationsorgan in Form einer von eben dieser Kommission herausgegebenen Schriftenreihe. Sie sollte vor allem dazu dienen, die Funde vom »Runden Berg« bekannt zu machen, hatte aber vom Initiator noch einen weiteren Zweck zugeordnet bekommen: Der Archäologe wollte von den Historikern wissen, was die schriftlichen Quellen über die ihn als Ausgräber des »Runden Berges« interessierende alemannische Frühzeit auszusagen vermögen. Und so kam ihm der Gedanke, von den Historikern eine Sammlung aller nicht-amtlichen Texte zur Geschichte der Alemannen, beginnend im 3. Jahrhundert n. Chr. und endend im 8. Jahrhundert zusammen mit deutschen Übersetzungen (sie stammen sämtlich von Camilla Dirlmeier) und erläuternden Anmerkungen zu erbitten.

Diese Vorgeschichte des hier anzuzeigenden Unternehmens muß man kennen, um Zweck und Absicht des auf insgesamt fünf Hefte berechneten Werkes verstehen zu können, das jetzt, da die den schriftlichen Quellen zugeordneten vier Hefte vorliegen und nur noch das die epigraphischen und numismatischen Quellen vorführende und zugleich die Indices beinhaltende fünfte Heft fehlt, durchaus schon eine Vorstellung verdient. Denn der Historiker wäre wohl kaum auf den Gedanken verfallen, seinen Fachgenossen den Zugang zu den Quellen auf so angenehme Weise zu erleichtern. Dem Archäologen aber war und ist in der Tat nicht zuzumuten, daß er sich in langwieriger Sucharbeit erst einmal die ihn interessierenden schriftlichen Quellen erarbeitet. Er bedarf einer solchen Hilfe, wie sie nun vorliegt.

Auf diese Weise ist ein echtes »Hilfsmittel« (so in der Einleitung zu Heft 1, S. 7) entstanden, dessen Nutzen sich freilich in Zukunft nicht nur für den Archäologen erweisen wird, sondern vielleicht doch mehr noch auch für den Historiker selbst. Denn zumindest der Mittelalterhistoriker, der sich zwar in den frühmittelalterlichen, nicht oder nur begrenzt aber in den spätantiken Schriftquellen auskennt, erhält nun erstmals die Möglichkeit, den gemeinhin von zwei weitgehend getrennten Zweigen der Geschichtswissenschaft betreuten Quellenstoff zur Frühgeschichte der Alemannen in seiner Gesamtheit zu überschauen und – wie es sich die Einleitung zu Heft 4 (S. 7) erhofft – weiterzuarbeiten, zu deuten und auszuwerten. Und gerade im Hinblick auf eine solche Eigenschaft der Sammlung als Arbeitsinstrument des Historikers ist es besonders begrüßenswert, daß sowohl der für die Spätantike zuständige Althistoriker Gunther Gottlieb als auch der das Frühmittelalter betreuende Mediävist Klaus Sprigade jeden der – im übrigen weitgehend nach den Lebensdaten der Autoren aneinandergereihten – Texte mit ausführlichen Literaturangaben und Hinweisen auf maßgebende Editionen und Übersetzungen sowie mit den notwendigsten Erläuterungen versehen haben.

Vor allem bei diesen bibliographischen »Apparaten« wird man leicht diesen oder jenen Titel nachtragen können, wie denn auch schon Gunther Gottlieb sich genötigt sah, für Heft 2 den bibliographischen Teil in einem eigenen Berichtigungsheft neu gefaßt vorzulegen.

Den Hauptteil von Heft 1 nehmen die für die Alemannen relevanten Textstellen aus Ammianus Marcellinus ein, während Heft 2 eine Vielzahl kürzerer, bis zum Ende des 6. Jahrhunderts reichender Quellauszüge enthält, darunter etwa auch die auf die Alemannen bezüglichen Stellen aus der in den allerletzten Jahren in ihrem Quellenwert so sehr umstrittenen Vita S. Severini des Eugippius (S. 73 ff.). Hier ist inzwischen die von F. Lotter mit seinem Buch über »Severinus von Noricum« (1976) entfachte Diskussion wesentlich weitergeführt worden, und es empfiehlt sich, Lotters Zusammenfassung des jüngsten Forschungsstandes bei der Benützung dieser Quelle (= F. Lotter, Die historischen Daten zur Endphase römischer Präsenz in Ufernorikum, in: Vorträge und Forschungen XXV., 1979, S. 29–90) zu konsultieren.

Die Hefte 3 und 4, nun von einem Mediävisten betreut, legen sodann die Quellen zur alemannischen Geschichte bis etwa 750 vor. Darunter finden sich etwa des Jonas Lebensbeschreibung des hl. Columban, zu der fortan die Akten des im September 1979 zu Tübingen abgehaltenen Kolloquiums über »Die Iren und Europa im frühen Mittelalter« zu vergleichen sein werden. Im Mittelpunkt von Heft 3 aber stehen die älteste Gallusvita und Walahfrid Strabos Lebensbeschreibung des Hl. Gallus. Für das Verständnis beider Quellen hätte man dem Leser mit einem Hinweis auf die 1977 von J. Duft veröffentlichte kritische Übersicht über »Die Quellen zum Gallus-Leben« (in Ders., Die Gallus-Kapelle zu St. Gallen und ihr Bilderzyklus 1977, hier S. 9–18) einen guten Dienst erweisen können.

Heft 4 endlich, das vorläufig letzte in der Reihe, bringt neben dem Alemannien betreffenden Teil der wichtigen Erdbeschreibung des Geographen von Ravenna mehrere kleinere Heiligenleben, darunter die Viten des Heiligen Trudpert, des hl. Pirmin, des hl. Meinrad, des hl. Landolin und des hl. Fridolin. Über die Meinrads-Vita kann man fortan aus dem entsprechenden Kapitel bei Th. Klüppel, Reichenauer Hagiographie zwischen Walahfrid und Berno, 1980 (S. 45–56) genaueren Aufschluß gewinnen und zu Balthers Leben des hl. Fridolin hätte man sich den Hinweis auf F. Jehles, den neuesten Forschungsstand zusammenfassendes Werk (F. Jehle, Die Geschichte des Stifts Säckingen 1, 1969) gewünscht.

Stärker ins Gewicht fällt freilich, daß der Bearbeiter nicht Kenntnis genommen hat von H. Schwarzmaiers bereits in ZGO 119, 1971 »Die Klöster der Ortenau und ihre Konvente in karolingischer Zeit«, S. 1–31, hier S. 3 ff) vorgenommenen Umdatierung der Landolinsvita vom 10. Jh. (so noch J. van der Straeten) ins 12. Jh. – Für Hermann den Lahmen endlich vermißt man Arno Borsts wichtige, einer Monographie aus seiner Feder die Wege ebene Studie über »Hermann der Lahme und die Geschichte« (in: Hegau 32/33, 1975/76, S. 7–18).

Aber all diese Hinweise und Ergänzungen sollen lediglich als Bemerkungen am Rande verstanden werden. Sie können und dürfen den Dank und die Anerkennung nicht schmälern für eine Leistung, deren wahre Bedeutung erst die häufige Benützung der Quellensammlung erweisen wird.

In den Tagen, da diese Rezension geschrieben wurde, ist nach Vladimir Milošić' allzu frühem Tode (am 19. 2. 1978) auch der zweite Vorsitzende der »Kommission für Alamannische Altertumskunde«, der Heidelberger Mediävist Peter Classen, völlig überraschend verstorben (am 23. 12. 1980). So wird das hoffentlich bald abgeschlossene vorliegende Werk der »Quellen« als das zur Weiterarbeit auffordernde Vermächtnis zweier Gelehrter weiterwirken, denen darum zu tun war, Archäologen und Historiker über Fragen der alemannischen Frühgeschichte miteinander ins Gespräch zu bringen. *Helmut Maurer*

*Florilegium Sangallense: Festschrift für Johannes Duft zum 65. Geburtstag*, hrsg. v. Otto P. Clavadetscher, Helmut Maurer und Stefan Sonderegger. Verlag Ostschweiz, Sankt Gallen, und Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1980, XX und 304 S., davon eine Photographie vor dem Titelblatt und 22 S. Abbildungen im Text.

Die sorgfältig gedruckte, instruktiv bebilderte und ansprechend ausgestattete Festschrift ehrt Monsignore Dr. theol. Johannes Duft, den langjährigen Direktor der Stiftsbibliothek St. Gallen und Honorarprofessor für Kulturgeschichte des Mittelalters an der Universität Innsbruck, anlässlich seines 65. Geburtstages am 14. Februar 1980. Dabei orientieren sich die elf Beiträge dieses Sammelbandes an den bedeutendsten Arbeitsgebieten des weit über den Bodenseeraum hinaus bekannten und mehrfach ausgezeichneten Handschriftenforschers, Philologen, Kunstwissenschaftlers und Historikers Johannes Duft: wie der Buchtitel ankündigt, gelten sie den vielfältigen Gesichtspunkten der Geschichte des ehemaligen Klosters St. Gallen, vor allem seinen mittelalterlichen Codices.

Alphabetisch nach den Namen ihrer Verfasser angeordnet, enthält das »Florilegium Sangallense« folgende Aufsätze: S. 1–13: Johanne Autenrieth. *Medicus – vir iustus et bonus. Zu einer lateinischen Version des hippokratischen Prognostikon im Codex Sangallensis* 44. Bespricht die fragmentarische Abschrift des medizinischen Traktates in ms. 44, p. 220–223, der Stiftsbibliothek St. Gallen aus der zweiten Hälfte des 9.

Jahrhunderts und zeigt durch Gegenüberstellung seines ersten Kapitels mit einer (besseren) spätantiken Übersetzung derselben Schrift, welche Schwierigkeiten ein mittelalterlicher Leser haben mußte, angesichts des verderbten Textes der St. Galler Handschrift den hippokratischen Sinn des Traktats zu verstehen. – S. 15–70: Ellen J. Beer. *Überlegungen zu Stil und Herkunft des Berner Prudentius-Codex 264*. Erörtert in weit ausholenden und genau differenzierenden Vergleichen mit anderen illuminierten Handschriften des ausgehenden 9. und beginnenden 10. Jahrhunderts die Initialornamente und Textillustrationen der Prudentius-Abschrift in ms. 264 der Burgerbibliothek Bern, die vermutlich erst zu Beginn des 10. Jahrhunderts im Skriptorium des Klosters Reichenau entstand, und macht als ikonographische und stilistische Quelle der Reichenauer Maler eine (verlorene) »Hauptvorlage« aus dem lothringischen Raum wahrscheinlich. – S. 71–121: Walter Berschin. *Notkers Metrum de vita S. Galli. Einleitung und Edition*. Verfolgt die Überlieferungsgeschichte der nur unvollständig überlieferten Gallus-Vita Notkers I. von St. Gallen aus dem Jahr 884 und gibt S. 90–121 eine Edition der erhaltenen Abschnitte des dreiteiligen, als Dialog konzipierten Prosimetrum. – S. 123–147: Bruno Boesch. *Die deutschen Schriften des St. Galler Mönches Gallus Kemli*. Gibt eine Aufstellung der auf Deutsch verfaßten und thematisch breit gestreuten Werke des Abschreibers, Kompilators und Sammlers Gallus Kemli (gestorben bald nach 1477), der 1428 ins Kloster St. Gallen eintrat und 1441 dort die Priesterweihe erhielt, doch 1443 seine Abtei verließ, um dann das unstete Leben eines wandernden Konventualen zu führen. – S. 149–163: Otto P. Clavaderscher. *Wolfinus Cozperti palatini comitis filius. Eine neuentdeckte Quelle zur Geschichte des beginnenden 10. Jahrhunderts*. Untersucht den historischen Hintergrund der S. 151f. erstmals edierten (bedingten) Schenkung des minderjährigen Wolfen, Sohn des Pfalzgrafen Gozbert, an das Kloster St. Gallen aus der Zeit zwischen 898 und 910, die als Kopie des ausgehenden 15. Jahrhunderts in Tr. XVII,23a und ad Tr. XVII,23b des Stadtarchivs St. Gallen überliefert ist, und weist den Zusammenhang mit der Politik Bischof Salomons III. von Konstanz (890–919) nach. – S. 165–179: Klaus Gamber. *Fragmente eines oberitalienischen Liturgiebuches aus dem 6. Jahrhundert als Palimpsest im Codex Sangallensis 908*. Beweist durch codicologische und liturgiegeschichtliche Untersuchungen, daß die Erstbeschriftung von zwei fragmentarisch erhaltenen und falsch gebundenen Lagen in ms. 908 der Stiftsbibliothek St. Gallen aus dem 6. Jahrhundert Teile einer Messe für einen Verstorbenen und mehrere Gebete für den Morgengottesdienst überliefert, die auf Bischof Chromatius von Aquileja (388–408) zurückgehen und somit das älteste Zeugnis des gallikanischen Ritus jenes Bistums sind; die Texte sind S. 170–174 neu ediert worden. – S. 181–198: Hans F. Haefele. *Tu dixisti. Zitate und Reminiszenzen in Ekkehardus Casus sancti Galli*. Widerlegt die gängige Ansicht von der literarischen Anspruchslosigkeit Ekkehardus IV. von St. Gallen durch den Nachweis der offen deklarierten, verdeckten oder versteckten Zitate in den »St. Galler Klostergeschichten« aus der Bibel und den antiken Klassikern (Terenz, Prudentius). – S. 199–211: Helmut Maurer. *St. Gallens Präsenz am Bischofssitz. Zur Rezeption st. gallischer Traditionen im Konstanz der Karolingerzeit*. Geht den mannigfachen Verbindungen der Benediktinerabtei zum Bischofssitz nach, die naturgemäß unter Abt Bischof Salomon III. besonders intensiv gewesen sind und die ihren Niederschlag vor allem im theologisch-literarischen Bereich gefunden haben. – S. 213–241: Karl Schmid. *Auf dem Weg zur Wiederentdeckung der alten Ordnung des Sankt Galler Verbrüderungsbuches. Über eine Straßburger Namensgruppe*. Rekonstruiert die ursprüngliche Anlage des Verbrüderungsbuches (St. Gallen, Stiftsarchiv) durch Analyse der Straßburger Namensgruppe, erschließt eine heute verlorene erste Lage der Handschrift und gibt die richtige Reihenfolge der falsch zusammengebundenen Lagen bzw. Einzelblätter an. – S. 243–266: Stefan Sonderegger. *Notker der Deutsche und Cicero. Aspekte einer mittelalterlichen Rezeption*. Stellt in den Werken Notkers des Deutschen eine breite Kenntnis Ciceros fest, wobei Notkers eigener Lektüre größere Bedeutung zukommt als den Zitaten aus zweiter Hand, und betont die Sonderstellung Notkers innerhalb der deutschen Cicero-Rezeption. – S. 267–287: Walter Thiele. *Sirachtex te in St. Gallen*. Verfolgt die St. Galler Überlieferung des Buches Sirach in den frühmittelalterlichen Abschriften (Stiftsbibliothek, mss. 7, 10, 11, 28, 75 und 81) durch Kollation ausgewählter Kapitel und charakterisiert die Textgeschichte von der zweiten Hälfte des 8. bis zur zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts, die durch eine Abwendung von der älteren St. Galler Bibeltradition unter dem Einfluß der Alkuin- und Theodulfbibeln beeinflusst worden ist.

Unter dem Titel *Schriftum von Johannes Duft* ist S. 289–301 ein Verzeichnis der wichtigsten Veröffentlichungen des Jubilars abgedruckt, das den Abschluß der schönen Festschrift bildet. Möge sie ebenso viele Leser finden wie die zahlreichen Publikationen von Monsignore Johannes Duft!

Rolf Köhn

ANTON NÄF, *Die Wortstellung in Notkers Consolatio, Untersuchungen zur Syntax und Übersetzungstechnik*; in: Das Althochdeutsche von St. Gallen, hg. von Stephan Sonderegger Bd. 5, Berlin-New York 1979.

Der Verfasser hat mit dieser Arbeit wohl eine der gründlichsten und sorgfältigsten Untersuchungen zur Wortstellung eines ahd. Werkes vorgelegt. Dabei hat er durchaus das Problem gesehen, das sich daraus



ergibt, wenn man eine sogenannte Korpusssprache oder einen ahd. Text bearbeitet im Gegensatz zu einer Untersuchung der Syntax der heute gesprochenen bzw. geschriebenen Sprache, anhand derer der Verf. seine theoretischen Voraussetzungen (S. 6–42) erarbeitet hat.

Das Hauptproblem bleibt, daß nicht vorausgesetzt werden darf, daß wir, kurz gesagt, ein »ahd.« Sprachgefühl haben, das uns in jedem Fall die intuitive Sicherheit gibt, ob die Wortstellung des ahd. Satzes »abweichend« bzw. »nichtabweichend« von einer ahd. »Norm« ist, da uns eine entsprechende Kontrollinstanz fehlt. Der Verf. geht aber von der m. E. gerechtfertigten Hypothese aus, »daß es sich bei den im Notker-Text überlieferten Sätzen um nichtabweichende Sätze handelt« (S. 44). Dazu kommt, daß Notkers Wortstellung von der der deutschen Gegenwartssprache nicht sehr verschieden ist, ja viele Sätze hinsichtlich der Wortstellung Wort für Wort gleich geblieben sind, somit auch heutige Segmentierungsmethoden durchaus auf das Ahd. Notkers angewendet werden können (S. 47–53).

Es ist im Rahmen einer Rezension nicht möglich, alle Abschnitte dieses umfangreichen Werkes entsprechend zu würdigen. Es scheint mir aber wichtig, besonders auf die Ausführungen auf S. 54–101 (Die *Consolatio* als Übersetzung) hinzuweisen, wo vor allem gezeigt wird, wie Notker die lateinische Vorlage des Boethius-Textes für seine (pädagogischen) Zwecke umgearbeitet hat. Es sind demnach drei Stufen zu unterscheiden: Stufe I die lateinische Grundsprache, Stufe II die lateinische Umarbeitung Notkers, Stufe III die ahd. Übersetzung. Zur Veranschaulichung sei das S. 59 angeführte Beispiel wiedergegeben:

I Utinam modo nostra redirent in mores tempora priscos!

II Utinam redirent modo nostra tempora in priscos mores  
III Uuolti got eruundin dise unseren zite. hina ze dien altén siten.

Der Verf. hat für die Stufe II die Hypothese der »konstruktionellen Normalstellung« (S. 69) vorgeschlagen und diese anhand des sogenannten Sankt Galler Traktates (S. 78–84) überzeugend untermauert: Die »Textstufe II hat die Funktion, die Wörter, Syntagmen und Teilsätze des Originals so umzustellen, daß die lateinische Konstruktion durchsichtig wird« (S. 65). Mit Recht wird S. 63–65 darauf hingewiesen, daß bei den bisherigen Untersuchungen über die Wortstellung bei Notker die Textstufe I, d. h. der lateinische Text des Boethius, nie mitvergleichen worden ist, was mitunter zu sehr fragwürdigen Aussagen über Notkers Übersetzungskunst führen kann. Ebenso dürften die Ausführungen des Verf. zur ahd. Übersetzung Notkers (S. 84–101) auch für jene, die nicht speziell die Problematik der Wortstellung bei Notker im Auge haben, von Interesse sein.

Von S. 102 an folgt der eigentliche Materialteil der Arbeit, der in drei Hauptteile gegliedert ist: Die Stellung der verbalen Teile (S. 102–291), die Stellung der nichtverbalen Satzkonstituenten (S. 292–382) und schließlich die Stellung der Wörter in der Satzkonstituente (S. 382–524). Gemeinsam ist allen der schrittweise Aufbau von Problem zu Problem, der Vergleich mit den Verhältnissen in der deutschen Gegenwartssprache, sowie die besonders instruktiven Ausführungen über das Verhältnis des Ahd. Notkers mit dem Lateinischen, in denen die Funktion der Textstufe II deutlich wird. Die Anführung zahlreicher Beispielsätze macht die Beweisführung des Verf. anschaulich und leicht nachvollziehbar. Hervorzuheben ist m. E. auch, daß der Verf. auf Aufstellung strenger Stellungsregularitäten zugunsten mehr, wenn man so sagen darf, intuitiv am Stoff gewonnener »Faustregeln« verzichtet, wenn das Material bzw. der untersuchte Textkorpus es als angemessener erscheinen läßt.

Wenn nach Ansicht des Verf. manche Ausführungen »nicht mehr als eine vorläufige Skizze bieten« (so z. B. S. 378), so darf der eingeschlagene bzw. der bei allen wichtigen Problemen auch gegangene Weg durchaus als richtungsweisend angesehen werden: wissenschaftlich fundierte methodische Absicherung, stete Kontrolle und Überprüfung der Ergebnisse am Material und nicht zuletzt Einbeziehung dessen, was man heute noch als »Sprachgefühl« (vgl. Verf. S. 97) bezeichnen darf, wenn sich auch gegenwärtig dafür – unter dem Eindruck der Theorie N. Chomskys – der Ausdruck »Sprachkompetenz«, den der Verf. auch häufig verwendet, einzubürgern scheint.

E. Gabriel

FRIEDRICH HORSCH, *Die Konstanzer Zünfte in der Zeit der Zunftbewegung bis 1430 unter besonderer Berücksichtigung des Zunftbuches und der Zunftbriefe*, Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen Bd. 23, hrsg. vom Stadtarchiv Konstanz. Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1979, 111 S., DM 24.–

Die bei R. Scheyhing entstandene Tübinger juristische Dissertation steht in der Tradition der älteren deutschen rechts- und verfassungsgeschichtlich orientierten Zunfthistoriographie. Ein Drittel der mit einem Namen- und Sachregister versehenen Arbeit nimmt die kritische Edition bisher zum größten Teil unveröffentlichter Konstanzer Zunftarchivalien ein. Das wohl 1377 angelegte Zunftbuch enthält im wesentlichen Entscheidungen des zentralen Konstanzer Zunftmeisterrats aus den Jahren 1379 bis 1428. Sein besonderer Quellenwert liegt darin, daß es im Gegensatz zu den abstrahierenden Zunftstatuten Einblick in die tägliche Praxis zünftigen Lebens und Arbeitens gewährt. Der Abdruck der ältesten erhaltenen Konstanzer Zunftbriefe der Weinschenken (1343), der Schneider (1345) und der Krämer (1345)

schließt den Quellenteil ab. Die seit Jahren kontinuierlich betriebene Herausgabe Konstanzer Geschichtsquellen hat damit eine weitere Ergänzung erfahren.

Eine Lücke auch der Konstanzer Stadtgeschichtsschreibung zu schließen, hat sich der Vf. im Darstellungsteil vorgenommen. Zeitlich konzentriert er sich auf die zweite Hälfte des 14. Jhs. bis zum Jahre 1430. Wird die vordere Grenze schlicht durch die Quellenlage diktiert, ergibt sich das zweite Datum aus der Neuordnung der Konstanzer Verfassungsverhältnisse durch Kaiser Sigismund. Ob dieser etwas willkürlich wirkende Schlußpunkt allerdings glücklich gewählt ist, mag dahingestellt bleiben. Thematisch zerfällt die Darstellung in zwei kaum miteinander verknüpfte Blöcke, wiewohl der Vf. den ersten – die Beschreibung der städtischen Verfassungsentwicklung und der Zunftaufstände – als sachlich notwendige Voraussetzung für das Verständnis des zweiten aufgefaßt sehen möchte. Dieser Hauptteil der Arbeit gilt zunächst der Entstehung der Konstanzer Zünfte, und es ist dem Vf. im Hinblick auf die Verhältnisse in den meisten oberdeutschen Reichs- und Bischofsstädten beizupflichten, wenn er von einer sozusagen autochthonen Entwicklung der Konstanzer Zünfte ausgeht. Ausführlich werden des weiteren, insbesondere auf der Grundlage der abgedruckten Quellen, die inneren Verhältnisse der Konstanzer Zünfte behandelt (Organisation, Mitgliedschaft, Pflichten der Mitglieder, soziale Vorschriften, Zunftzwang, Abgrenzung der Gewerbe und Begrenzung der Tätigkeit). Durch die Einbeziehung der verstreuten Konstanz betreffenden älteren Literatur liegt damit wenigstens für den von Horsch bearbeiteten Zeitraum erstmals eine zusammenfassende Schrift vor. Freilich wäre eine breitere Berücksichtigung der mit jenen Fragen befaßten umfangreichen gewerbehistoriographischen Literatur zu wünschen gewesen, vor allem auch solcher, die stärker die wirtschaftliche und soziale Komponente erfaßt. Die vom Autor praktizierte isoliert rechtsgeschichtliche Betrachtungsweise stößt hier deutlich an Grenzen. So bleiben die mannigfachen Informationen weithin vordergründig; Funktion und Zweck einzelner Rechtsinstitute, Entscheidungen und Ereignisse werden vernachlässigt, Veränderungen werden konstatiert, nicht erklärt. Dies läßt sich etwa an der Erörterung des Zunftzwanges illustrieren: Entweder greifen Interpretationen zu kurz und wägen nicht alle Erklärungsmöglichkeiten ab (Waren für die Begrenzung der Gehilfenzahl bei den Schneidern 1386 wirklich nur Gründe des Nahrungsausgleichs zwischen den Meistern und Vermeidung einer Überproduktion maßgebend, wie aus dem Kontext der Darstellung hervorgeht, oder nicht eher ein Arbeitskräftemangel, was m. E. der Zunftmeisterspruch eher zu belegen scheint? S. 58) oder sie scheinen überzogen und spekulativ (z. B. S. 58, Anm. 147: Warum nicht »irgendein« Lehns herr? Die Schlußfolgerung muß dann ganz anders aussehen!). Bestätigt wird diese unbefriedigende Quellenbehandlung noch einmal durch die Zusammenfassung der in Zunftbuch und Zunftbriefen enthaltenen »materiell-rechtlichen Vorschriften« unter die Rubriken »Zivilrecht«, »Strafrecht« und »öffentliches Recht« (S. 59ff.), ohne daß die Projektion dieser Begrifflichkeit auf das spätmittelalterliche Recht irgendwie kritisch reflektiert würde. Es ist bezeichnend, daß sich der Vf. an keiner Stelle mit dem Rechtscharakter der die zünftigen Verhältnisse regelnden Ordnungen, Briefe, Entschiede usw. oder der Zunftgerichtsbarkeit auseinandersetzt. Seine resümierende Feststellung (S. 62), man habe seitens der Zünfte im Vertrauen auf brüderliche Verbundenheit bewußt von der Schaffung einer lückenlosen Rechtsordnung abgesehen, verkennt unhistorisch Möglichkeit, Fähigkeit und Bereitschaft des spätmittelalterlichen Zünftlers zu einem derartigen Unternehmen und leugnet die realen politischen, sozialen und wirtschaftlichen Entwicklungstendenzen und Interessengegensätze, deren Grenzen quer durch die Zünfte verliefen.

Diese Dimension fehlt gleichermaßen auch im ersten Teil der Arbeit, der die Entwicklung der Konstanzer Ratsverfassung und die vier Zunftaufstände 1342, 1370, 1389 und 1430 behandelt. Man sollte hier ja zumindest eine Auseinandersetzung mit den in der Stadtgeschichtsforschung entwickelten Typologien spätmittelalterlicher städtischer Verfassungsformen erwarten und den Versuch, die Konstanzer Verhältnisse daran zu messen. Aber dies unterbleibt, und die Darstellung bewegt sich auf einer beschreibenden Ebene. So erstaunt dann auch nicht weiter, daß der Begriff »Zunftverfassung« in dieser Arbeit entgegen übereinstimmender Übung keine städtische Verfassungsform bezeichnet, sondern auf die innerzünftigen Verhältnisse angewandt wird. Gleichermaßen unreflektiert und ohne Bezug zum Forschungsstand wird mit dem Begriff »Zunftaufstand« verfahren. Dieser impliziert ja ältere Vorstellungen über die maßgebliche Rolle der Zünfte schlechthin in den spätmittelalterlichen Unruhen, nämlich Vorstellungen, welche der Überprüfung nicht standgehalten haben – und nach allem, was man weiß und was Horsch selbst durchscheinen läßt, auch für Konstanz nicht zutreffen – und längst einer differenzierten Betrachtungsweise unter dem Leitbegriff »Bürgerkämpfe« gewichen sind. Eine bewußte Problematisierung dieser Fragestellung hätte dem Vf. zweifellos zu einem methodisch besser abgesicherten Einstieg in sein Thema verholfen und wohl auch dem kritisierten Auseinanderfallen der Darstellung in zwei weitgehend unverbundene Teile vorgebeugt. Allerdings wäre der Vf. dann kaum darum herumgekommen, den zeitlichen Rahmen der Untersuchung zu erweitern, womit sich im übrigen auch ein reicherer Quellenfundus eingestellt hätte, und zumindest Probleme zünftiger und städtischer Sozial- und Vermögensstruktur in weit stärkerem Maße zu berücksichtigen. So muß zusammenfassend festgehalten werden, daß der Vf. sein der Einleitung zu entnehmendes Ziel, die Konstanzer Zunftverhältnisse vor 1430 umfassend darzustellen, nur bedingt erreicht hat und viele wichtige Fragen nach wie vor offen bleiben. Der Wert der Arbeit dürfte

somit vor allem in der Veröffentlichung der Quellen und einer zusammenfassenden Bestandsaufnahme der Statuten und Organisationsstruktur der Konstanzer Zünfte bis zum ersten Viertel des 15. Jhs. zu sehen sein.

Frank Göttmann

ULRICH LUTZ, *Die Herrschaftsverhältnisse in der Landgrafschaft Baar in der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Entstehung des Territorialstaates und zur Geschichte des Bauernkriegs.* Veröffentlichung des Alemannischen Instituts Freiburg i. Br. Nr. 46. Verlag Konkordia GmbH, Bühl/Baden 1979. Broschiert, 102 Seiten.

DIETER GÖPFERT, *Bauernkrieg am Bodensee und Oberrhein 1524/1525. Mit einer Wiedergabe der Bodmaner Chronik.* Verlag Rombach, Freiburg/Br. 1980, 168 S., 24 Abb., 2 Karten.

Wer das ansprechend aufgemachte und gut illustrierte Buch mit Befriedigung über den ersten Eindruck durchblättert und die Lektüre mit der Erwartung beginnt, hier würde er eine überzeugende Zusammenfassung der Ursachen und Ziele, des Verlaufs und der Ergebnisse des Bauernkriegs am Bodensee und am Oberrhein finden und darüber hinaus noch – wie im Untertitel angekündigt – die einwandfreie Wiedergabe einer bisher kaum bekannten Quelle zur Geschichte des Bauernkriegs, der sogenannten »Bodmaner Chronik«, geboten bekommen, wird leider enttäuscht. Dem Verfasser ist es nur unzureichend gelungen, in den Kapiteln, die er dem Chroniktext vorangestellt und angeschlossen hat (S. 11–36 und S. 122–148), den Stand der Forschung über den Bauernkrieg, die besonders im Zusammenhang mit der 450. Wiederkehr des Datums dieses Ereignisses in den Jahren 1974/75 einen enormen Auftrieb erhalten hat, in knapper Form übersichtlich darzustellen. Viele Angaben des Verfassers sind beziehungslos nebeneinandergesetzt und lassen eine klare Gliederung vermissen. Bei manchen Aussagen wünschte man sich eine weniger pauschale Formulierung. Beide Schwächen von Göpferts »Gesamtdarstellung des Bauernkrieges um Überlingen und den Bodensee«, die mangelhafte Gliederung und die undifferenzierten, ja mitunter sogar unrichtigen Aussagen, werden in mehreren Kapiteln deutlich, etwa in den Abschnitten »Die Lage der Bauern« (S. 11–15) und »Die Bodmaner Chronik und andere Beschreibungen des Bauernkrieges im Hegau und am Bodensee« (S. 122–148). Geschlossener und einheitlicher wirken einige der kürzeren Abschnitte und die Biographien von 6 herausragenden Akteuren des Bauernkrieges.

Mehr noch als diese Unzulänglichkeiten in den darstellenden Teilen des Buches fallen die Mängel in der Wiedergabe der »Bodmaner Bauernkrieg-Chronik« ins Gewicht. Diese 1785 von einem Überlinger namens Franz Joseph Hagle unter Verwendung älterer Vorlagen geschriebene Chronik mit zwölf Beilagen aus den Bauernkriegsjahren 1524 und 1525 wird im Archiv der kath. Pfarrei Bodman aufbewahrt (daher ihre Bezeichnung »Bodmaner Chronik«), trägt aber den Titel »Chronik des Bauernkriegs in der Gegend von Überlingen und insoweit diese Stadt tätigen Anteil daran genommen«. Ihr vollständiger Abdruck im Faksimile und ihre parallel gesetzte Übertragung »in die heutige deutsche Sprache« bilden den Hauptbestandteil der hier zu besprechenden Publikation (S. 37–120).

Gegen die vom Autor gewählte teilweise Umwandlung des Originaltextes der Chronik in eine jedem interessierten Leser verständliche Sprache wäre nichts einzuwenden, wenn die Übertragung in Form und Inhalt der Vorlage gerecht würde. Diese Übertragung aber enthält leider allzuvielen Fehler, die entstanden sind, weil der Bearbeiter einzelne Worte im Original nicht richtig entziffert oder ganze Textpassagen mißverstanden hat, so z. B. auf S. 47: Dort formuliert Göpfert folgendermaßen: »Man wolle diesmal nicht so schnell abziehen wie das letzte Mal, ehe man nicht weiß, daß die Bauern abziehen.« Sinngemäß steht aber in der Vorlage: »Man habe nicht vor, wie das letzte Mal aus- und unverrichteter Dinge wieder heimzuziehen, bevor man nicht wisse, welche Absichten die Bauern hätten.«

Besonders stark häufen sich die Fehler bei der Transkription der vom Chronisten 1785 abgeschrieben, aber in der Sprache der Jahre 1524/25 belassenen Chronik-Beilagen. Dabei handelt es sich um Briefe, Verordnungen und Verträge. Allein die Anlage 9 auf den S. 111, 113 und 115 enthält 12 (!) Fehler.

Hans Schadek, der Göpferts Buch im 99. Jahreshft (1980) der Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins (»Schau-ins-Land«) auf den S. 158 und 159 besprochen hat, machte sich die Mühe, eine umfangreiche, wenn auch nicht vollständige Mängelliste zusammenzustellen. Ich möchte dies hier nicht wiederholen.

Jedenfalls muß mit Bedauern festgestellt werden, daß die von Dieter Göpfert vorgelegte Übertragung des Textes der Bodmaner, bzw. Überlinger Bauernkriegschronik den wissenschaftlichen Anforderungen an eine gründliche Quellenedition nicht genügt und allenfalls das Informationsbedürfnis eines flüchtigen Lesers, dem es nicht so sehr auf die Übereinstimmung von Originaltext und Übertragung ankommt, befriedigt. Der Fachmann hingegen kann sich nur dadurch helfen, daß er mit einer Lupe das verkleinerte Faksimile der erfreulicherweise ungekürzt im Buch enthaltenen Chronik liest. Wenigstens mit dem Faksimile-Abdruck dieser bisher kaum beachteten Quelle zur Geschichte des Bauernkrieges am Bodensee hat der Herausgeber auch der historischen Forschung einen Dienst erwiesen.

Franz Götz

CLAUS ZOEGE V. MANTEUFFEL, ERIKA DILLMANN, HANS-JÜRGEN SCHULZ, *Der Bildhauer und Stukkeator Johannes Georg Dirr, ein Bodenseemeister des Barock*. Band 3 der Reihe »Kunst am See«, Verlag Robert Geßler, Friedrichshafen 1980. DM 15.-

Mit vorliegendem Band setzt der Verlag die Reihe der Monographien über Künstler vom Bodensee und aus dessen Hinterland erfolgreich fort, und zwar nicht mit einem Lebenden wie André Ficus oder unlängst Verstorbenen wie Julius Herburger, sondern mit einer Art Klassiker unter den Plastikern am oder im Bau. Wie unsere Klassiker des Wortes zugleich Klassizisten waren, d. h. Stoffe aus dem klassischen Altertum behandelten oder sich seiner Kunstformen bedienten, so treffen beide Attribute auch auf Johann Georg Dirr zu: Ein aus dem Vollen des Zeitgeistes Schöpfer und zugleich (in seiner zweiten Schaffensperiode) der Richtung verbunden, für deren Durchbruch in Deutschland Winckelmann die Wege geebnet hatte. Mit diesem Phänomen setzen sich die Autoren des Heftes auseinander, nachdem sie vorab auf Dirr als einen ebenso bedeutenden Vertreter des scheidenden Rokoko eingegangen sind. Die sich zwangsläufig aufdrängenden Vergleiche mit seinem Lehrmeister Joseph Anton Feuchtmayer fallen sogar manchmal zu Dirrs Gunsten aus, was sich bei einem zu seiner Würdigung bestimmten Bildband fast von selbst versteht.

Der »rote Faden« des ersten Beitrages (von Prof. Dr. Claus Zoege v. Manteuffel, Direktor des Württ. Landesmuseums Stuttgart) ist die sicher richtige These von der ungebrochenen Tradition der deutschen Plastik von der Romanik bis zum Rokoko, beide Stilrichtungen eingeschlossen. Ich möchte Sätze von ihm dahingehend unterstreichen, daß am Ende der Gotik wie des Rokoko eine gewisse, wengleich nur vereinzelt anzutreffende Bizarrerie steht: Hier die Münchner Moriskentänzer des Erasmus Grasser oder die opfernden Leandleute vom Schrein des Isenheimer Altars, dort die physiognomischen Studien von Franz Xaver Messerschmidt, dem Bayern aus Wiesensteig, oder die ekstatischen Heiligengestalten Feuchtmayers, die ebenfalls zu tänzeln scheinen. Dirr brachte in deren Reigen Ruhe, ja Trauer hinein.

Erika Dillmann aus Tettngan hat sich mitten in die Kunstgeschichte gestürzt und sich in überzeugender Weise mit Dirr befaßt. Anders als in ihrem vielbeachteten Vortrag vom 10. Juli 1980 über ihn im Landratsamt Bodenseekreis entwickelt sich ihre Betrachtung über Dirrs Leben und Werk im Spannungsfeld – um eine Formulierung Manteuffels zu übernehmen – zwischen Birnau und Salem. In der Tat ist kaum ein größerer Gegensatz denkbar als derjenige beider Kirchenräume und ihrer Ausstattung: Überschwang steht gegen Kühle, diese schon von der gotischen Hülle her; prächtige Buntheit gegen farbliche Monotonie; wogender Formenreichtum gegen strenge, wengleich nicht der Bewegtheit ermangelnde Disziplin. An beiden hat Dirr mitgewirkt, in Birnau als Gehilfe Feuchtmayers, in Salem als Mentor seines Schwiegersohnes Johann Georg Wieland, wobei Dirr der Löwenanteil zufällt. Und das als ein, wie Manteuffel meint, nicht die Antike, sondern die Renaissance wiederbelebender Klassizist, während er fast gleichzeitig die Innenräume des Abtsbaues noch in reinem Rokoko ausstattete.

Erika Dillmann beruft sich in ihren Ausführungen mit gutem Grund auf die Dissertation der Pinder-Schülerin Ruth Schweisheimer aus dem Jahr 1935 und zitiert sie häufig. Da beide Damen in der Sache wie in der Art der Darstellung weitgehend übereinstimmen, ergibt sich ein harmonisches Ganzes. Überraschend ist die von der Autorin wohl nicht zu vertretende Schreibweise »Dixnard« (S. 22) des im Zusammenhang mit dem Stilbruch erwähnten Architekten D'Ixnard (S. 36) aus Nîmes, dessen etwas trockener Klassizismus sich in Oberschwaben bis Oberdischingen und weiter verfolgen läßt. Erika Dillmann schließt mit einem Ausblick auf künftige Arbeiten über Dirr, die, wie wir hoffen, zu neuen Erkenntnissen, vor allem aufgrund stilkritischer Zuschreibungen, führen werden.

Lebendige Einblicke in die Beziehungen eines Künstlers der damaligen Zeit zu seinem Auftraggeber vermittelt der dritte Beitrag »Anselm II. und die Kunst des Johann Georg Dirr« von Dipl.-Ing. Hans-Jürgen Schulz, Denkmalpfleger beim Markgrafen von Baden. Abt Anselm Schwab – warum ist sein bürgerlicher Name nirgends genannt? – kam 1713 in Füssen, dem befestigten Allgäuer Außenposten des Hochstiftes Augsburg, zu Welt, Dirr zehn Jahre danach im zwar bayerischen, aber kirchlich noch heute zur Diözese Augsburg gehörenden Weilheim. Vielleicht lag das spätere Vertrauensverhältnis zwischen den beiden Persönlichkeiten mit in dieser landsmannschaftlichen Verbundenheit beschlossen. Enge Kontakte hatten sich schon bei der Ausschmückung von Anselms Privaträumen durch Dirr ergeben und den Grund für den großen Auftrag, die einheitliche Gestaltung des Münsterinneren, gelegt, der sogar ein erst 15 Jahre vorher von Feuchtmayer geschaffener Altar zum Opfer fiel. Übrigens besteht auch Dirrs Heiligenberger Altar in der ursprünglichen Form nicht mehr. Ich gehe mit Schulz einig, daß die rasche zeitliche Aufeinanderfolge von Abt Anselms (1778) und Dirrs Tod (1779) sicher kein Zufall war.

Am Schluß des Bandes kommt Johann Nepomuk Hauntinger zu Wort. Seine Eindrücke von Salem sind gekürzt wiedergegeben, ebenso die nicht weniger aufschlußreichen des romantischen Malers Joseph Anton Koch von 1791. Eine geistreiche Vorrede stammt von Kreisarchivar Elmar L. Kuhn. An der (sehr geschmackvollen) Auswahl der hervorragend reproduzierten Bilder haben Helene Hammer und Christa Stockhammer mitgewirkt. Die technisch Beteiligten sind im Impressum des würdigen, von Staat und Industrie zu Recht geförderten Werkes aufgeführt.

Alexander Allwang

BERNHARD RUPPRECHT, WOLF-CHRISTIAN VON DER MÜLBE, *Die Brüder Asam, Sinn und Sinnlichkeit im bayerischen Barock*, Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 1980. 256 Seiten, 100 Bildtafeln, davon 26 vierfarbig.

Zu den bedeutendsten Künstlerpersönlichkeiten des süddeutschen Spätbarock zählen unzweifelhaft die Gebrüder Asam. Cosmas Damian (1686 bis 1730), als Maler, und Egid Quirin (1692–1750), als Stukkateur, Plastiker und Architekt, müssen in der Reihe jener Künstler an erster Stelle genannt werden, die im frühen 18. Jahrhundert barocke Raumkunst in Bayern und Schwaben zur Blüte gebracht haben. In Verschmelzung einheimischer und italienischer Einflüsse, denen sie in Rom ausgesetzt waren, nahmen die Asams in ihren Neubauten oder Raumauszierungen manche künstlerische Postulate späterer Exponenten des deutschen Barock vorweg.

Erika Hanfstängl hatte 1955 das Werk der Gebrüder Asam letztmals in Buchform gesamthaft gewürdigt. Im vergangenen Vierteljahrhundert aber hatten sich noch zahlreiche andere Kunsthistoriker in Aufsätzen, Dissertationen bzw. Magisterarbeiten mit den Asams auseinandergesetzt; noch 1980 hat Helene Trottmann in »Pantheon« mit dem Fund von Cosmas Damians 1713 an der Accademia San Lucca in Rom prämierten Zeichnungen einen wichtigen Markstein in der Asam-Forschung gesetzt. Daß es nun auch eine Gesamtdarstellung des Lebenswerkes der beiden Asam anzuzeigen gibt, mag deshalb nicht mehr verwundern. Ihr Autor Bernhard Rupprecht, Mitbegründer des Corpuswerks der barocken Deckenmalerei in Deutschland, gibt seiner Arbeit den etwas reißerischen Untertitel »Sinn und Sinnlichkeit im bayerischen Barock« bei, und die einleitenden Bemerkungen über die »Verehrer-Gemeinde der Asams, Kenner, Liebhaber und Begeisterte« und deren »Kultur-Touristik« lassen erkennen, daß hier den Leser nicht ein wissenschaftlicher *Ceuvre*-Katalog erwartet. Ein wissenschaftlicher Apparat fehlt denn auch; immerhin resümiert eine Literaturauswahl das umfangreiche Schrifttum über die Gebrüder Asam.

Rupprechts Ziele liegen also weitab von jenen eines kritischen Werkkataloges; seine Texte haben eher *Essai*-Charakter und berühren auch Fragestellungen, die im Untertitel angetönt werden. In groben Zügen zeichnet der Autor das Leben der beiden Asam nach und geht auch speziell auf die Ausbildungszeit in Rom ein, welche für Cosmas Damian nachgewiesen und bei Egid Quirin vermutet wird. In Analyse des umfangreichen *Ceuvres* werden sodann die Hauptwerke der Brüder Asam herausgegriffen und in weitere Zusammenhänge gestellt, auch etwa unter übergeordneten Gesichtspunkten (»Perspektive-Licht-Farbe«, »Ein Hauptthema: die Kuppel«, »Gemeinsame Bewährung in gegebener Architektur« u. a.) betrachtet. Im letzten Kapitel »Das Große Bild« gelingt Bernhard Rupprecht eine tief sinnige Interpretation Asam'scher Raum- und Bildkunst, die in vielen Gedanken auch für andere Leistungen barocker »Gesamtkunst« beanspruchen darf. Zu bedauern ist das Fehlen einer auch nur knappen Werkliste, die den Überblick über das reiche Schaffen der Asams sehr erleichtert hätte.

Integrierenden und nicht minder tragenden Bestandteil der Publikation bildet der umfangreiche, teilweise farbige Bildteil, in welchem Bernhard Rupprecht Tafel für Tafel die dargestellten Werke der Gebrüder Asam nach formalen und ikonographischen Gesichtspunkten beschreibt. Nur Lob kann den photographischen Aufnahmen von Wolf-Christian von der Mühlbe ausgesprochen werden, die alle – geschickt aber ohne jede Effekthascherei gestaltet – höchsten Ansprüchen zu genügen vermögen.

Zu hoffen wäre, daß Rupprechts Arbeit, die zahlreiche Themen anrührt, die einer vertieften Analyse würdig wären, den Anstoß geben könnte zu einer corpusmäßigen Erfassung des Werkes der Gebrüder Asam in Form eines wissenschaftlichen Werkkataloges.

Benno Schubiger

EVA CHRISTINA VOLLMER, *Der Wessobrunner Stukkator Franz Xaver Schmuzer. Ein Meister des süddeutschen Rokoko*, Band 24 der Bodensee-Bibliothek, Monographien zur Kunstgeschichte des Bodenseeraumes. Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1979. 216 Seiten, 115 Abbildungen, darunter 9 farbige, DM 64.–

Hieß es noch anlässlich der Symposien im Gefolge der Barockausstellungen in Weingarten und Bregenz, 1963 und 1964, der Stuck sei ein Stiefkind der Forschung, so wurde dies anders auf Grund stetiger Hinweise von Hugo Schnell und der Veröffentlichungen von Karl Kosel (*Die Stukkaturen der Schmuzergruppe 1695–1725: Zeitschrift des Hist. Vereins Schwabens*, 59/60, Augsburg 1969, S. 101–251) von Andreas F. A. Morel, Andreas und Peter Moosbrugger (*Zur Stuckdekoration des Rokoko in der Schweiz*, Bern 1973) und von Gabriele Dischinger (Johann und Joseph Schmuzer, Zwei Wessobrunner Barockbaumeister, Sigmaringen 1977).

Die vorliegende Mainzer Dissertation schließt eine weitere Lücke der Schmuzer-Forschung. Überdies stellt die Verfasserin in ihrer Zusammenfassung und Würdigung im Zusammenhang mit Schmuzers Stellung im süddeutschen Rokoko dessen Werk in Vergleich zu Johann Baptist und Dominikus Zimmermann, Franz Xaver und Johann Michael Feichtmayr heraus, die für den weiteren Bodenseeraum und besonders für die

Oberschwäbische Barockstraße über Steinhausen, Zwiefalten, Gutenzell und Ottoheuren ihre Bedeutung besitzen, während Johann Schmuzer zu Obermarchtal und Hofen (Friedrichshafen) sein Können zeigte.

Die Tätigkeit von Franz Xaver Schmuzer kann für unsere Gegenden klar erkannt werden durch die Karte auf Seite 91. Hier treten Maria Steinbach, Seekirch am Federsee, Obermarchtal und vor allem Weingarten ins Rampenlicht. Doch vergleicht man hierzu die Karte von Oberbayern und Bayerisch Schwaben, so dominieren hier besonders im Pfaffenwinkel mit Rottenbuch, Steingaden, Kappel, Oberamergau, Schongau und Ettal die Werke von Schmuzer.

Trotzdem wurde die Publikation der Verfasserin in die Bodensee-Bibliothek aufgenommen. Mit Recht, denn ein Höhepunkt selbständigen Schaffens bekundet die Prälatur der Benediktiner-Reichsabtei Weingarten 1743. Nicht bloß im Text werden die Probleme angeschnitten, verfolgt und zu einer Lösung zu bringen versucht, sondern vor allem durch die einzigartigen schematischen Grundrisse der Seiten 29–31. Hier kann sich der Leser glänzend orientieren über Maße, Bauzeit, Stukkierung und derzeitigen Verwendungszweck für die Pädagogische Hochschule nördlich der Basilika. Zugleich weist die gewandte Verfasserin nach, was auf das Konto von Franz Schmuzer und auf das des aus Feldkirch stammenden Johann Jakob Schwarzmann zu buchen ist. Dieser hat ja auch den Bibliotheksaal zu Schussenried stukturiert.

Die Abbildungen 26–45 vermitteln die Vielseitigkeit Schmuzerischen Stucks und die Zuschreibung an Schwarzmann. Zugleich lernt hier der Kunsthistoriker wie auch interessierte Betrachter sehen nach dem Grundsatz: was ich sehe, weiß ich, und was ich weiß, das sehe ich. Es wird auf eine Kunstgattung aufmerksam gemacht, die man sonst vielleicht im landläufigen Sinn außer acht läßt.

Nicht bloß durch dieses vorliegende Werk machte sich Eva Christina Vollmer einen Namen, sondern auch durch ihre Forschungen an Marazzi-Stuck in Weissenau, und ihr ist es zu verdanken, daß 1978 im Neuen Schloß in Tettngang eine Gruppe namhafter Stuckfachleute aus der Bundesrepublik, Schweiz und Österreich zu einer ausführlichen Diskussion im restaurierten und renovierten Bau des 18. Jahrhunderts sich einfanden.

Gebhard Spahr OSB

ADOLF SCHAHL, *Dominikus Hermenegild Herberger, 1694–1760. Ein Bildhauer des Rokoko in Oberschwaben und am Bodensee*. Mit Aufnahmen von Traute Uhland-Clauss. Konrad-Verlag, Weißenhorn 1980, 111 S., 125 Abb., DM 48.–

Eine Biographie, die längst fällig war, ist 1980 über Dominikus Hermenegild Herberger erschienen. Der zwischen 1694 und 1760 lebende Bildhauer, vermutlich ein Allgäuer Schwabe, war für sehr viele geistliche und weltliche Herren Oberschwabens und des Bodenseegebietes tätig. Zwischen Lindau und Wiblingen, zwischen Radolfzell und Ochsenhausen finden wir ihn überall, wo es damals, im 18. Jahrhundert, etwas Bedeutenderes zu tun gab. In dieser baufreudigen Zeit war es nur durch eine Schar einander zuarbeitender Bildhauer, Architekten, Maler und Schreiner möglich, die Ausstattung all der entstehenden Bauten überhaupt zu gewährleisten. Zur gesuchten Künstlerpersönlichkeit gehörte auch Herberger, der 1760 in Immenstaad am Bodensee gestorben ist, wo schon fünf Jahre zuvor auch seine Frau ihre letzte Ruhestätte gefunden hatte. Für sie schuf der Künstler das Grabmal, das sich in der Sakristei der dortigen Pfarrkirche befindet. Als er starb, war er konstanziischer Hofbildhauer.

Schahl nennt in seinem interessanten Buch viele Orte am Bodensee, in denen einzelne Werke Herberger zugeschrieben werden: Betenbrunn (Bodenseekreis), Hauerz (Krs. Ravensburg), Immenstaad, Kluftern (Bodenseekreis), Lindau, Markdorf, Meersburg und Radolfzell. Genannt werden auch die Orte, in denen Schüler von ihm (oder unter seinem Einfluß stehende Künstler) tätig waren. Unter der Überschrift »Abschreibungen« führt Schahl kritisch die Arbeiten an, die dem Künstler früher zugeschrieben wurden, die aber nach den heutigen Kenntnissen nicht mehr dafür gehalten werden können. So sind beispielsweise die Figuren der Seitenaltäre in der Kapelle des Meersburger Aufbaugymnasiums abzuschreiben.

Dem Text ist ein ausführlicher, zum Teil farbiger Bildteil beigegeben, von denen die meisten von Traute Uhland-Clauss stammen. Ein Buch, das in jede Bodensee-Bibliothek gehört.

Werner Dobras

DIETER GÖPFERT, *Orden und Klöster im Schwarzwald und am Bodensee*, Rombach-Verlag, Freiburg 1978, 190 S., DM 12,80.

Obwohl der deutsche Südwesten überaus reich an klösterlichen Niederlassungen und insbesondere die Landschaften Schwarzwald und Bodensee geradezu mit einem Netz von Klostergründungen überzogen waren, von denen sich die meisten bis zur großen Säkularisation der Jahre 1802–1810 halten konnten, fehlt bis heute eine zusammenfassende Darstellung, ein badisches Klosterbuch, das dem Bedürfnis des Historikers ebenso entsprechen würde, wie dem neuerdings stark gestiegenen allgemeinen Interesse am

Mönchtum. Die kleine Zusammenstellung des Pfarrers Ludwig Heizmann von 1930 »Die Klöster und Kongregationen der Erzdiözese Freiburg in Vergangenheit und Gegenwart« war ein Anfang. Das 1978 erschienene Taschenbuch von D. G. hätte darüber hinausgehen können und auch müssen, zumal der Verlag ein kleines Lexikon ankündigte und dem Buch »historischen Wert« zumißt. Jedoch genügt die Arbeit gerade den Forderungen, die man an ein Nachschlagwerk – gleichviel ob Taschenbuch oder nicht – stellen muß, und auch niederen historischen Ansprüchen nicht. Das Buch setzt ein mit einer Schilderung des Ursprungs, der Geschichte und Eigenarten einzelner Orden, wobei der Autor darauf verzichtet, dem Leser einerseits den Unterschied zwischen den alten Herren- und Bettelorden und andererseits zwischen dem in der Säkularisationsepoche untergegangenen und dem im Verlauf des 19. Jahrhunderts wiedererstandenen Ordenswesen klarzumachen. Schwierigkeiten macht auch die Erläuterung der Reformbewegungen innerhalb der Mendikanten, die strikte Observanz gegen die Gemäßigten (Minoriten) bei den Franziskanern beispielsweise. Unhaltbar ist die Behauptung: »Mehr und mehr widmeten sich seit dem 13. Jahrhundert die Frauenorden der Krankenpflege und anderen sozialen Aufgaben, bald auch der Unterrichtung der Mädchen« (S. 16). Gerade weil sie das nicht taten und auch nicht tun wollten, fielen die meisten von ihnen dem josephinischen und reichsschlußmäßigen Klostersturm zum Opfer.

Das Kernstück der Schrift, die alphabetische Aufzählung der Ordenshäuser, ist unvollständig. So vermißt man unter anderem die oberbadischen Klöster der Dominikanerinnen zu St. Peter in Konstanz und zu Riegel am Kaiserstuhl, ferner die Franziskanerinnen zu Bächen und Hermannsberg im Linzgau und zu Grünenberg auf der Höri. Weppach wird mit dem ehemaligen reichsstiftisch-salemischen Armenhaus Wespach durcheinander gebracht. Schlecht kommen auch die Kapuziner weg. Unberücksichtigt bleiben, obwohl sich D. G. auf dem schweizerischen Rheinufer umsaht, die Konvente von Rheinfelden und Laufenburg, dagegen sich in Jestetten nie Kapuziner befanden. Zwar ist auch die mittelbadische Ortenau in die Aufzählung mit einbezogen. Die Bettelklöster in Oberkirch und Oppenau sucht man jedoch ebenso vergebens wie das berühmte Prämonstratenser-Stift Allerheiligen, während in Hausach im Kinzigtal im Jahre 1802 mit Sicherheit kein Franziskaner-Kloster von Fürstenberg konfisziert werden konnte. Weitere Fehlangaben könnten in Fülle belegt werden. Auch fällt auf, daß die bibliographischen Angaben unzureichend und wichtigste Werke der süddeutschen Kirchengeschichte, so die *Germania Benedictina* V von 1975 und die *Alemania franciscana antiqua* 1956 ff. nicht genannt sind. D. G. hatte sicher Sinnvolles, Weiterführendes vor. Ohne eingehende Literatur- und Archivistudien ist solches jedoch, auch wenn es über ein Taschenbuch nicht hinaus gehen soll, nicht zu bewältigen.

Dr. Hermann Schmid

CLAUDIA SCHOTT, *Armenfürsorge, Bettelwesen und Vagantenbekämpfung in der Reichsabtei Salem*, (Veröffentlichung des Alemannischen Instituts Freiburg i. Br. Nr. 41), Konkordia-Verlag, Bühl 1978. X/77 S., 4 Abbildungen, DM 15.–

Diese von der juristischen Fakultät der Universität Freiburg im Breisgau als Dissertation angenommene Schrift gehört mit 64 reinen Textseiten zu den kleineren historischen Arbeiten, die bisher über das Zisterzienser-Reichsstift Salem erschienen sind. Das Anliegen der Autorin ist nach ihren eigenen Worten, für das bisher von der Reichsgeschichte weniger beachtete Gebiet der klösterlichen Sozialverwaltung einen Forschungsbeitrag zu leisten.

Richtigerweise geht sie von dem Zielkonflikt aus, in den die Abtei als Inhaberin weltlicher Gewalt, als Reichs- und Kreisstand, mit der Zeit geriet. War sie doch als Mildtäterin einerseits der »caritas« ihres Ordens, als Hoheitsträgerin andererseits der Bekämpfung von Auswüchsen des Bettler- und Streunertums verpflichtet. Breiten Raum nimmt in der Broschüre die Darstellung der Formen der Armenfürsorge des Konvents ein, wobei der Berichtszeitraum das 16., 17. und 18. Jahrhundert umfaßt. Denn seit 1500 etwa ergingen ziemlich regelmäßig Almosen- und Bettelordnungen, mit deren Hilfe die Mönche das Bettler- und Armenwesen (oder auch -unwesen) in den Salemer Territorien zu regulieren suchten. Ihr Bemühen, der in den Ordensregeln und -traditionen verankerten Verpflichtung zur Mildtätigkeit nachzukommen, ist unverkennbar, aber auch, durch Polizeimaßnahmen der zeitweilig zur Landplage gewordenen Bettler und Vaganten Herr zu werden. Den Berechnungen Schotts nach soll zu Beginn des 17. Jahrhunderts etwa ein Viertel der Bevölkerung der eigentlichen Herrschaft Salem im unteren Linzgau hilfsbedürftig gewesen sein.

Große Aufmerksamkeit wird dem Armen- und Arbeitshaus Wespach zuteil, das in der Tat schon seinerzeit eine aufsehenerregende Einrichtung Salems war. Das um 1445 erbaute Sondersiechenhaus richtete der Abt Robert Schlecht 1784 völlig neu ein. Es sollten hier Arbeitsunfähige und Obdachlose aus allen salemischen Besitzungen untergebracht und – ganz im Sinne der Aufklärung – vom Bettel und Müßiggang ab – und, so gut wie möglich, zu nutzbringenden Arbeiten angehalten werden. Schließlich geht Claudia Schott auch auf die Rolle des Stifts bei der Bekämpfung der Strolche und Landfahrer ein, wobei die Zusammenarbeit mit anderen Kreisständen des Bodenseegebiets aufgezeigt wird.

Vorliegende Untersuchung bringt unbestreitbar Licht in dieses bisher kaum ausgeleuchtete Kapitel der Salemer Geschichte. Allerdings ist wichtige Literatur über die zisterziensische caritas nicht miteinbezogen. So der grundlegende Beitrag des P. Gregor Müller über die Almosenausteilung an der Klosterpforte in der Cistercienser-Chronik 23 von 1911. Auch hätten alle leicht erreichbaren archivalischen Quellen voll ausgeschöpft werden müssen, nämlich die Berichte der badischen Besitznahmekommission vom Herbst 1802 über den Zustand der Prälatur Salem, die im Badischen Generallandesarchiv in Karlsruhe in der Abteilung 48 (Staatsrerwerb) verwahrt werden.

Dr. Hermann Schmid

HERMANN SCHMID, *Die Säkularisation der Klöster in Baden 1802–1811*, Verlag M. Schober, Überlingen/Bodensee 1980, DM 69,50.

Die 428 Seiten starke, in solidem Buchdruck ausgeführte Schrift schließt eine über hundert Jahre alte Forschungslücke und stellt seit Matthias Erzberger (*Die Säkularisation in Württemberg*, Stuttgart 1902) und A. M. Scheglmann (*Geschichte der Säkularisation im rechtsrheinischen Bayern*, Regensburg 1903–08) die bedeutendste Abhandlung über die Enteignung der katholischen Kirche südlich des Mains zu Beginn des letzten Jahrhunderts dar. Die Arbeit wurde zwar von den Philosophischen Fakultäten der Universität Freiburg als Dissertation angenommen, geht aber weit über das hinaus, was man gemeinhin von einer Doktorarbeit verlangen kann, zumal sie von nicht weniger als 15 tiefeschürfenden Einzeluntersuchungen des Verfassers zur süddeutschen Säkularisationsgeschichte und zu landes- und kirchengeschichtlichen Themen abgestützt wird.

Auf der Grundlage von ungewöhnlich umfangreichen Aktenstudien in Karlsruhe, Donaueschingen und Stuttgart, die er der Auswertung der vielfach fehlerhaften und oberflächlichen Literatur voranstellte – eine bemerkenswerte Methode! –, schildert Schmid den Verlauf und die Folgen der Säkularisation in Baden und zwar speziell den Untergang von über hundert klösterlichen Niederlassungen im Bereich des damaligen Kurfürsten- und Großherzogtums. Nach einer nicht zu knapp gehaltenen Begriffsbestimmung und Vorgeschichte der Säkularisation (Reformation, Jesuiten, Joseph II.) bietet er einen mehr allgemeinen Überblick über dieses Ereignis in Baden, wobei er auf die verschiedenen Spielarten (Übergang der weltlichen Hoheitsrechte der Prälaten an die Landesherrschaft einerseits, Wegnahme der Vermögenswerte andererseits) und auf den verschiedenartigen Verlauf der Aufhebung der Herren- und der Bettelorden abhebt.

Das Kernstück der Arbeit ist die Untersuchung des Untergangs eines jeden Ordenshauses in Baden, wobei der Autor mit viel Liebe zum Detail Auskunft gibt über die letzten Insassen, das liegende und fahrende Vermögen, besondere Vorkommnisse bei der Auflösung, über das Schicksal der Gebäude usw. Dieses Kernstück ist aus gutem Grund nach dem territorialen Prinzip aufgeschlüsselt. Durch eingehende Vorbemerkungen wird auf die besonderen Gegebenheiten des jeweiligen Teilstaates hingewiesen. Schmid setzt ein mit den Klosterauflösungen im badischen oberen Fürstentum (Bodenseegebiet), wo sich das Sterben der Mendikanten-Konvente dadurch verzögerte, daß sie zuerst an den Deutschen Orden fielen, und fährt fort mit der Schilderung der Verhältnisse im vorderösterreichischen Breisgau und in der Ortenau, die durch die Ansprüche der Malteser-Ritter auf die dortigen Klöster und durch den auswärtigen Besitz einiger Stifter, so St. Blasien in der Schweiz und in Württemberg, äußerst kompliziert waren. Es schließt sich Mittelbaden an mit uralten Abteien wie Schwarzach und Ettenheimmünster. Die Betrachtung der gemischt-konfessionellen rechtsrheinischen Pfalz führt gewissermaßen zu einem Ausflug nach Bayern. Denn in der Pfalz hatten sich noch einige Monate vor dem Regentenwechsel im Herbst 1802 Kurfürst Max Joseph und sein freimaurerischer Minister Montgelas betätigt und Karl Friedrich von Baden vor vollendete Tatsachen gestellt. Die Untersuchung der Säkularisation in den Ständeherrschaften Leiningen und Löwenstein-Wertheim fördert interessante staatsrechtliche Einzelheiten aus der Zeit der Mediatisation zutage, desgleichen die der Klosterunterdrückungen im Fürstenbergischen, die den Leser an den Bodensee zurückbringt.

Die Schlußbetrachtung befaßt sich unter anderem mit den verschiedenartigen Folgen des »revolutionären Gewaltakts Säkularisation« und mit dem Vergleich der Vorgänge in Baden, Württemberg und Bayern. Hierbei ist bemerkenswert, daß Schmid nach Erörterung der entsprechenden Staatsrechtstheorien die Frage der Rechtmäßigkeit der Enteignung der katholischen Kirche offen läßt. Nicht ohne Ironie scheint seine abschließende Feststellung zu sein, daß dem letzten Großherzog von Baden, Friedrich II., nach dem Zusammenbruch der Monarchie im November 1918 »nur ein mehr als bescheidener Rest seiner früheren Güter« blieb, die ja zum größten Teil aus eingezogenem Kirchenbesitz bestanden.

Das Buch ist zugegebenermaßen nicht in allen Teilen leicht lesbar und setzt zum Verständnis historische und juristische Grundkenntnisse voraus. Das ist jedoch der Tribut, den seine strenge Wissenschaftlichkeit und Genauigkeit fordert.

Ein umfangreicher Urkundenanhang mit Auszügen aus dem Reichsrezeß von 1803, mit badischen



Sondergesetzen und Faksimiledrucken zeitgenössischer Staatsdokumente (Erstveröffentlichungen) sowie ein ausführliches Orts- und Namensregister runden das Werk ab.

Noch auf einen weiteren Vorzug ist hier hinzuweisen: Die Schrift ist auch von lexikalischem Wert. Und zwar weniger in Hinsicht auf das umfangreiche Literaturverzeichnis, das entgegenste Titel nennt, sondern mehr noch auf Grund der Tatsache, daß hier die erste vollständige und wissenschaftlich fundierte Zusammenstellung aller klösterlichen Niederlassungen, die zwischen 1779 und 1806 im Bereich des Großherzogtums Baden existiert haben, mit den Grunddaten geboten wird.

Kurzum, das Werk Schmidts enthält eine Fülle von Informationen rechts-, kirchen-, landes-, orts-, wirtschafts-, sozial- und personengeschichtlicher Natur und ist ein bedeutender Beitrag zur Geschichte des neubadischen Staates, des Rheinbundes und des Verhältnisses von Kirche und Staat im 19. Jahrhundert. Der wissenschaftliche Fortschritt auf allgemein-historischem und juristischem Gebiet ist unverkennbar – und man wird nicht zu weit gehen, wenn man die Schrift unter die Standardwerke der badischen Landesgeschichte reiht.

Prof. Dr. Werner Hahlweg

KLAUS HERRMANN, *Die Thurn und Taxis-Post und ihre Beziehung zur Bodensee-Dampfschiffahrt*, Studien und Quellen zur Postgeschichte, 3, Verlag Michael Laßleben, Kallmünz 1980, 20 Text- u. 2 Taf.-Seiten, 4 Abbildungen.

»Die Verkehrsgeschichte des Bodensee's scheint weitgehend geschrieben zu sein... um so mehr, seit Dampfschiffe eingesetzt wurden... Wenn dennoch eine weitere Studie zur Bodensee-Verkehrsgeschichte vorgelegt wird, so liegt dies darin begründet, daß durch die in wirtschaftlichen Angelegenheiten gegebene Publizitätsscheu des 19. Jahrhunderts insbesondere dort nach wie vor Lücken gegeben sind, wo ökonomische Interessen und Verkehr einander stärker berühren«. (S. 3). So konnten, gestützt auf die im Fürst Thurn und Taxis Zentralarchiv Ravensburg und im Hauptstaatsarchiv Stuttgart liegenden Akten und Urkunden erstmals die Beziehungen zwischen der Thurn- und Taxis-Post und der Bodensee-Dampfschiffahrt im Zeitablauf dargestellt werden.

Thurn und Taxis betrieb in Württemberg die Lehenpost, wobei die Nord-Süd-Route besonders ertragreich war. Sie kam von Stuttgart über Ravensburg–Friedrichshafen zum Bodensee, ging von dort zu Schiff zum schweizerischen Rorschach und von da über Land nach Italien. Bei der lebhaften Konkurrenz sowohl durch die Bayerische als auch Badische Post spielten Tarife und Beförderungsdauer für Reisende, Briefe und Pakete eine große Rolle. Bis 1825, dem Jahr der Inbetriebnahme des ersten Dampfschiffes »Wilhelm«, unterhielt die Thurn- und Taxispost 2 Postsegelschiffe, die etwa 1822 insgesamt 457 Personen beförderten. So schloß die Generalpostdirektion am 1. Dezember 1824 mit der neu gegründeten Dampfschiffahrtsgesellschaft einen Vertrag, der eine schnellere und billigere Postbeförderung ermöglichte; der Vertrag wurde bis 1843 fünfmal erneuert, wobei jedesmal Fahrplanverbesserungen und die jährlich zu zahlenden Pauschalen an die Dampfschiffahrtsgesellschaft (zuletzt unter Beteiligung der St. Gallener Post) ausgehandelt wurden. In dieser Zeit entwickelte sich die Zahl der Schiffskurse von wöchentlich zwei zum täglichen Linienverkehr. 1850 wurde der tägliche Schiffskurs Friedrichshafen–Romanshorn aufgenommen unter Beteiligung der Thurgauischen Post. Mit der Inbetriebnahme der württembergischen Eisenbahn 1847 zeichnete sich jedoch das Ende der Thurn- und Taxis-Post ab. Am 1. Juli 1851 erfolgte nach langjährigen Verhandlungen die Übernahme der Württembergischen Post in staatliche Selbstverwaltung, 1852 trat Fürst Maximilian Karl von Thurn und Taxis seine 1838 erworbenen Aktien des Schiffahrtsunternehmens an die württembergische Regierung ab. – Zusammenfassend kann man sagen, daß die Thurn- und Taxis-Post zusammen mit den übrigen auf dem Bodensee tätigen Postverwaltungen die Modernisierung der Bodensee-Schiffahrt in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gefördert hat – ein Kapitel der Bodensee-Schiffahrt, das bisher wenig beachtet worden ist.

Herbert Berner

NIKLAUS FLUELER (Hg), *Schweizer Rebbau – Schweizer Wein*, Ex libris Verlag, Zürich 1980, 320 Seiten

Dieses Buch ist wirklich exzellent und exquisit. Schon die Stattlichkeit des Formats läßt auf den besonderen inneren Gehalt schließen. Hier wird teils Wissenschaft, aber in anschaulicher Form und einer Vielseitigkeit sondergleichen geboten.

Vor allem wirkt das Werk zunächst ob der Illustration. Dabei zeigt sich, was kirchliche Institutionen hauptsächlich auf diesem Gebiet geleistet haben, z.B. die Bischöfe von Basel, Lausanne und Chur, die Äbte von St. Gallen, Stein a. Rh., Engelberg, St. Urban und das Priorat Ittingen. Monstranzen, Kelche, Tafelmalerei, Altarzierde mit Szenen aus dem Alten Testament, Christus als Keltertreter, Abendmahl, Fässer u. a., Gast-, Fest- und Zunftmähler, Verhandlungsszenen und Weintrinker in Gesellschaft legen

Zeugnis von der Weinkultur des Landes ab; genau so auch Standesschreiben, Wirtshausschilder, Küferwerkstätten mit Werkzeugen und kleinen Fäßchen ausnehmender Art. Die Weinheiligen Urban, Otmar und Theodul runden zunächst den kulturgeschichtlichen Teil ab.

Edelebe und ihre Verwandtschaft, moderne Rebzucht, Pfropfen, Klonen, Kreuzungszüchtungen, Bodenbearbeitung, Pflanzgut, Stickeln und Pflanzen, Pflege der Jungreben, Jahr der Rebe. Jahr des Winzers, was dieser jeden Monat zu arbeiten hat; Anatomie der Reben, Rebenerziehung und Rebschnitt, Wachstum und Stoffwechsel, Wurzel und Sproß einer Rebe, Schädlinge, Entwicklungsstadien der Reben, Bestäubung und Befruchtung, Entwicklung und Bau der Traubenbeere weisen auf das Materielle und Technische des Rebbaus hin.

Die schematische Darstellung der Weinbereitung ist aller Beachtung wert. Vom Traubenstampfer zur Horizontalpresse, überhaupt das Pressen der Trauben, die Maischeerhitzung, Alkohol aus Zucker, Rolle der Weinhefe, Entschleimen und erster Einbrand, Entsäuerung und Zuckerzugabe, Gärung und Säure, letzter Schliff im Bukett, Lagerung und Abfüllung bilden ein weiteres Kapitel, in dem hauptsächlich die Gegenwart zur Geltung kommt, während die Geschichte mit den Anfängen des Schweizer Weinbaus sich in Bodenfunden, Urkunden, Bildern und Gerichtsurteilen kundgibt. Dabei wird auch auf die Vorboten der Rebbaukrise im frühen 19. Jahrhundert, die durch die Reblaus verursachten Schäden, auf die Weinqualität, Trauben- und Weinsorten im Laufe der Geschichte, die alten Weinmaße der Schweiz, die natürlichen Voraussetzungen für den Weinbau, Klima und Böden und Weinbaugebiete der Schweiz eingegangen. Selbstverständlich werden die einzelnen Weinbaukantone in Text, Anlagen, Karten, Landschaften, Etiketten, Sortenvielfalt, moderner Technik, menschlichem Wirken und Brauchtum, umgeben von Kunst der Plastik und Architektur in Schlössern, Türmen, Rebhäuschen und Schätzen von Weinbaumuseen, z. B. im Schloß Aigle, vorgestellt. Für das Bodenseegebiet ist von Interesse, was auf den Seiten 128 (Ostschweiz), 226–235 (Schaffhausen), 248–253 (Thurgau), 254–259 (St. Gallen), 265 (Appenzell), 266–270 (Graubünden) dargeboten wird.

Der Schaffhauser Weinbau entwickelte sich aus dem der Benediktinerabtei Allerheiligen, die durch die Stadt 1524 aufgelöst und in ihren Besitz überging. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts besaß der Kanton Schaffhausen eine Fläche von 1171 ha Weinanbau. Zu Beginn der dreißiger Jahre aber nur 320 ha. Biologische Schädigungen, verminderte Nachfrage, gesteigerter Weinimport waren daran schuld. Heute werden Qualitätslagen von 441 ha ausgenutzt. Der Schaffhauser Weinbau besitzt derzeit 85 % Blauburgunder und 15 % Riesling × Silvaner. Im Kanton Schaffhausen ist es im Sommer und Herbst gewöhnlich trocken; manche Lagen profitieren von der klimatisch ausgleichenden Wirkung des Rheins.

Die Schaffhauser Rebberge bringen im Jahresdurchschnitt 2,5 Millionen Liter roten und 360 000 Liter weißen Traubenmost ein, dessen Warenwert etwa 11 % des gesamten landwirtschaftlichen Endertrags ausmacht. Etwas mehr als 900 Grundbesitzer teilen sich in das Rebbauareal, aber zu 90 % sind es nebenamtliche und Hobbywinzer. An den Steinhalden von Stein am Rhein wachsen auf 17 ha Blauburgunder und auf drei ha Riesling × Silvaner. Hemishofen zählt heute noch 20 Rebbesitzer, die insgesamt 6,5 ha Blauburgunder und 0,6 ha Riesling × Silvaner bearbeiten, der Wein wird auch als Steiner verkauft.

Heute besteht der thurgauische Rebensatz zu gut 71 % aus Blauburgunder und 28 % aus Riesling × Silvaner. Dieser ist eine Schöpfung des aus Tägerwilen im Thurgau stammenden Agrarwissenschaftlers Dr. Hermann Müller (darum Müller-Thurgau). Im Jahresdurchschnitt ergeben die 188 ha rund 600 000 Liter Rotwein und 310 000 Liter Weißwein. Das alte Verhältnis von Weiß zu Rot hat sich also in sein Gegenteil verkehrt. Fast die Gesamtheit aller Rebanlagen, nämlich 174 ha, ist bis heute auf Drahtanbau umgerüstet worden. Der Thurgauer Rotwein erfreut durch seine Blume, Fruchtigkeit und Bekömmlichkeit, während der Riesling × Silvaner des Untersees sich durch typisch muskatartiges Bukett auszeichnet. Im ganzen Thurgau gibt es nur 300 Rebbesitzer.

Vom früheren Rebenreichtum am Untersee und Rhein sind nur noch in Ermatingen (8,4 ha), Mannenbach (0,6 ha), Salenstein (3,0 ha), Berlingen (3,1 ha), Steckborn (1,4 ha), Mammern (0,2 ha), Eschenz (1,1 ha), Schlattigen (6,0 ha) und Diessenhofen (1,7 ha) übriggeblieben. Hier dominiert der Weißwein.

Das sanktgallische Rheintal mit den Gemeinden Thal, Berneck und Balgach, aber auch Rheineck, St. Margarethen, Au, Rebstein, Marbach und Altstätten u. a. kennt die Rebe seit dem 10. Jahrhundert, eingeführt und gefördert von der Benediktinerabtei St. Gallen, gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurden 730 ha in 43 Gemeinden des Kantons allgemein angebaut. Nicht Reblaus, sondern Einfuhr billiger südtiroler Weine machten der Weinerzeugung Konkurrenz. Heute sind noch 24 Gemeinden mit Rebbaunachweisbar. Der Kanton Appenzell-Außerrhoden besitzt auf dem Gebiet der Gemeinde Tobel 2,2 ha Reben, je zur Hälfte weiß und rot.

Weinkauf, Lagerung, Weingenuß, Wahrheitsverpflichtung der Etikette, Weinkeller und Weinglas, Sprache des Weinliebhabers, welcher Wein zu welcher Speise getrunken wird, bieten weitere interessante Themen. Leicht übersieht man an den einzelnen Karten der Kantone durch rote Einzeichnung das Rebbaugebiet und damit kann zugleich auch ein Vergleich gewonnen werden. Rund um den Wein – ein kleines Lexikon mit Weißweinen der Schweiz und ausländischen Weißweinen, Rotweinen der Schweiz und

des Auslandes, Weinernten und Weineinfuhr, Getränkekonsum in Litern je Kopf und Jahr, Produktionskosten und Handarbeitsstunden, Produzentenpreis vervollkommen und runden das Weinbild ab.

So wendet sich dieses weitumfassende Werk an viele interessierte Leser. Wer sich mit der Geschichte des Weinbaus befaßt, erhält mannigfache Anregung und aktuelle Tatsachen geboten.

*Gerhard Spahr OSB*

KLAUS STOPP, *Die Handwerkskundschaften der Schweiz. Arbeitsatteste wandernder Gesellen*. Anton H. Konrad-Verlag, Weißenhorn 1979. DM 120.-

Der Weißenhorner Konrad-Verlag ist für seine soliden und oft bibliophil ausgestatteten Bücher längst im ganzen Schwabenlande und auch darüber hinaus gut bekannt. So hat der Verfasser des vorliegenden Buches, Professor Dr. Klaus Stopp, mit der Wahl dieses Verlages sicher einen guten Griff getan, sein Thema könnte kaum in einem anderen Verlag besser angebracht sein.

Stopp, bedeutender Sammler alter Handwerkskundschaften, ist mit dem Text zugunsten der hervorragenden Abbildungen zurückhaltend umgegangen. So wird nicht nur ein spezieller Fachkreis, sondern vielmehr auch der Laie angesprochen, zumal das Sammeln alter Stiche sich inzwischen großer Beliebtheit erfreut. Diese alten Kundschaftsbriefe aber haben fast immer eine Abbildung des betreffenden Ortes eingedruckt. Bekannt als Grafiker auf diesem Gebiet wurde auch der Lindauer Kupferstecher Johann Conrad Mayr (um 1800). Mit dem kommentierten Tafelwerk liegt ein erstes Gesamtverzeichnis der schweizerischen Gesellenbriefe vor. Die reiche Auswahl reicht von den Briefen der »Brod-Becken« zu Bern bis zu denen der »Zimmerleute« in Zürich. Es werden in dem Band alle Schweizer Grundtypen gezeigt, die dem Verfasser in seiner langjährigen Tätigkeit auf diesem Gebiet überhaupt bekannt geworden sind. Die Tatsache, daß sie Ausweispapiere der wandernden Gesellen waren, bestimmt die große Streuweite der noch erhalten gebliebenen Exemplare. Mehr als die Hälfte der in dem Band vorgestellten Briefe befindet sich heute außerhalb der Schweiz.

Zur Zeit ist auch ein Census der Kundschaften mit ausführlicher Beschreibung aller Druckvarianten in Arbeit. Das auf neun Bände angelegte Werk behandelt in einem eigenen die Schweiz. Der Band wird aber nicht vor 1983 erscheinen. Besonders dekorative Briefe vertreibt darüber hinaus der Rammstein-Verlag Eduard Bollmann in Männedorf-Zürich.

Von den 126 abgebildeten Kundschaften sind eine ganze Reihe mit Ansichten aus dem Bodenseegebiet dabei: Aarau, Arbon, Basel, Chur, Diessenhofen, Einsiedeln, Ermatingen, Frauenfeld, Herisau, Laufenburg, Lenzburg, Neunkirch, Rapperswil, Rheineck, Rheinfelden, Rorschach, St. Gallen, Schaffhausen, Steckborn, Stein a. Rhein, Weinfelden, Winterthur und Zürich.

Prof. Dr. K. Stopp, Fachbereich 20, D 6500 Mainz – Universität, wäre für Angaben weiterer, ihm unbekannter Kundschaftsbriefe dankbar.

*Werner Dobras*

ALFONS WIESINGER, *Narrenschaus und Fastenspeise im schwäbisch-alemannischen Brauch*, Verlag des Südkurier, Konstanz 1980, 74 S., Orts-, Sach- und Namenregister, Schrifttum, 38 Abb., Karte der Fasnachtsmahlzeiten.

Das als Bd. 4 der Schriftenreihe der Vereinigung schwäbisch-alemannischer Narrenzünfte mit einem lezenswerten Vorwort von Wilhelm Kutter herausgegebene Büchlein gehört ohne Frage zu den wichtigen Veröffentlichungen in der Reihe der in letzter Zeit allzu üppig geratenen Titeln zum Thema Fasnacht. Was der überaus sachkundige Verfasser an Fasnachts- und Fastenspeisen in überraschender Vielfalt von Hirschhörnle über Krapfen, Kringle, Scherben bis zu Stockfisch und Semmelnudeln serviert, beeindruckte den Rezensenten nicht nur aus kulinarischer Sicht, sondern weit mehr durch seine volkskundliche Deutung und exakte historische Belege. Bekanntlich spielen zwei Probleme in der Fasnachtsforschung eine große Rolle, nämlich die Frage der Kontinuität fasnächtlicher Bräuche und deren Nachweis über das 13., 12. Jahrhundert zurück. In dieser Veröffentlichung werden insbesondere das philosophisch-theologische, das patrologische Schrifttum und die Synodalbeschlüsse und kirchliche Bußbücher bis in das 5. Jahrhundert zurück ausgewertet mit dem Ergebnis, daß zumindest viele der (heute noch gebräuchlichen) Fasnachtspeisen als heidnische, vorchristliche Speisen zu gelten haben. »Die Kirche suchte mit Fleiß das heidnische Brotopfer in ihren Ritus miteinzubeziehen, wenn auch mit verständlicher Unterscheidung vom christlichen Sinngehalt« (S. 13). In dem Zusammenhang wird u. a. auf eine in den Monumenta Germaniae, leges 2, 1 S. 202 (Anm. 21) überlieferte Bezeichnung für Fasnacht, nämlich »broma« (bruma) für die römischen Januar-Kalenden hingewiesen, ein Wort, das Abraham a Santa Clara in diesem Sinne noch 1710 verwendete. In Anm. 66 findet sich ein längerer Exkurs über die Bohne (volkstümlich Fasel!), die im Volk als Donars

Hagelkörner galten und von der Kirche am Donnerstag (!) Christi Himmelfahrt gesegnet wurden. Bohnen gehören mit Sauerkraut zu den hochgeschätzten Faschnachtspeisen. – Das Buch sollte all denen, die sich mit dem Phänomen Fasnacht befassen, zur Pflichtlektüre auferlegt werden; es wird in der Faschnachtsforschung Wirkungen auslösen.

Herbert Berner

ARNULF MOSER, *Das französische Befreiungskomitee auf der Insel Mainau und das Ende der deutsch-französischen Kollaboration 1944/45*. Band XXV der Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen, hg. vom Stadtarchiv Konstanz, Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1980. 40 S. mit 2 Abb. DM 12.–.

Arnulf Moser unternimmt in seiner knappen, kenntnisreichen Studie ein Doppeltes: zum einen die nähere Beschreibung jener als »comble de la folie« (Gipfel des Wahnsinns) bezeichneten Versuche einer »Collaboration« auf deutschem Boden gegen Ende des Krieges, als es eigentlich schon nichts mehr zu kollaborieren gab. Konkret geht es dabei um die Gründung einer in ihrer Legalität gegenüber der Vichy-Regierung umstrittenen ultra-rechten Exilregierung in Sigmaringen, das Ende 1944 eines der Fluchtzentren der vor den Alliierten fliehenden politisch führenden Kollaborateure wurde. Gegenüber diesen Gruppen setzte sich dann ein Mann durch, der zunächst seine eigenen Wege gegangen war und dem dann mit Hilfe deutscher Stellen (SD, Reichssicherheitshauptamt) die Gründung eines »Befreiungskomitees« auf deutschem Boden gelang: Jacques Doriot, Führer der 1936 von ihm begründeten Französischen Volkspartei PPF (Parti Populaire Français), einer totalitären Sammlungsbewegung französischer Prägung. Zum anderen werden dabei lokale Bezüge insofern herausgearbeitet, als dieses »Komitee«, das die Franzosen mittels Rundfunkpropaganda, Zeitungen und dem Einsatz von Sabotagegruppen zum Kampf gegen die Alliierten und De Gaulle motivieren sollte, gerade auf der Insel Mainau Sitz und Aktionszentrum fand. Die Mainau war ab Juli 1943 von ihren damals in Schweden lebenden schwedischen Eigentümern an die »Organisation Todt« (bautechnische Organisation des Rüstungsministeriums) verpachtet worden, wobei die Untersuchung Mosers einer Darstellung des Eigentümers der Insel aus dem Jahre 1977 durchaus wichtige Korrekturen hinzufügen kann. Auch die Stadt Konstanz ist Schauplatz des Geschehens, wurde doch hier ab 6. Januar 1945 in den Räumen der damaligen NS-Zeitung »Bodensee Rundschau« am Fischmarkt Doriots Tageszeitung »Petit Parisien« in einer Auflage von 100 000 Stück gedruckt, wobei die auf der Mainau untergebrachte Redaktion nur über eine Konstanzer Postfachadresse erreichbar war. Unklar bleibt dabei, weshalb diese Vorgänge, die Anwesenheit der Doriot-Gruppe auf der Mainau, weitgehend vor der lokalen Konstanzer »Öffentlichkeit« verborgen gehalten wurden (Sperrung der Mainau im Dezember 1944) und weshalb offenbar auch die Stadtverwaltung nur dürftig informiert wurde. Hier hätte eine Lokalanalyse einzusetzen, die den Ort nicht nur als Schauplatz der großen Geschichte, sondern als Element der komplexen gesellschaftlichen Wirklichkeit des »3. Reiches« begreift. Auch hätte man sich über einige Einblicke in den Prozeß der Rekonstruktion jener bis heute in Konstanz weitgehend unbekanntem Vorgänge gefreut, hat doch der Verf. nicht nur mit archivalischen Quellen, Zeitungen sowie der vorliegenden Literatur zum Thema gearbeitet, sondern auch noch lebende Zeugen befragt. Der Tod Doriots, dessen nähere Umstände nicht geklärt sind, brachte dann im Frühjahr 1945 bald das Ende des Befreiungskomitees. Die noch auf der Mainau verbliebenen Mitglieder flüchteten über Bregenz nach Südtirol, wo die PPF aufgelöst und ihr Archiv verbrannt wurde. Auf die am Ende des Buches angekündigten französischen Fernseh- und Filmbearbeitungen zum Thema »Mainau – Sigmaringen« darf man nach Mosers gründlichen Recherchen mit Recht gespannt sein.

Werner Trapp

HENRY ROUSSO, *Un château en Allemagne. La France de Pétain en exil. Sigmaringen 1944–1945*. Paris (Editions Ramsay) 1980, 441 S.

Anfang September 1944 wurde die Familie Hohenzollern-Sigmaringen von einem Tag zum anderen auf Anweisung Hitlers aus ihrem Schloß ausquartiert, um einer bunten Gruppe französischer Collaborationspolitiker Platz zu machen. Unter ihnen Marschall Pétain und Ministerpräsident Laval, die Repräsentanten des erledigten Vichy-Systems, die gegen ihren Willen nach Deutschland verbracht wurden, hier politisch passiv blieben, aber auch nicht zurücktraten. Pétains Legitimität zu erben war das Ziel der aktiven Pariser Collaborateure um Botschafter de Brinon, die ihre Sigmaringer »Regierungskommission zur Wahrung der französischen Interessen in Deutschland« ohne Erfolg zu einer anerkannten »Nationalregierung« auf deutschem Boden aufzubauen versuchten.

In flottem Stil und sarkastisch-ironischem Ton beschreibt der Autor Intrigen und Ambitionen der auf verschiedenen Etagen des Schlosses untergebrachten Gruppen, den Sigmaringer Alltag mit seiner leeren Geschäftigkeit, seinen Illusionen über deutsche Wunderwaffen und eine baldige Rückkehr nach Paris (vor

allem während der Ardennen-Offensive), aber auch den alarmierenden Nachrichten über das Vordringen der Alliierten und die Säuberungen in Frankreich. Gespannt waren die Beziehungen der Sigmaringer zur Konkurrenz auf der Insel Mainau, wo Jacques Doriot, von den Deutschen protegert, sein französisches Befreiungskomitee aufbaute, das alle französischen Gruppen auf deutschem Boden zusammenfassen sollte. Bevor er aber »Le Führer français« werden konnte, wurde er auf der Fahrt von der Mainau nach Sigmaringen von Tieffliegern beschossen und getötet.

Über den Buchtitel hinaus bezieht der Verf. auch das Schicksal der französischen Miliz ein, einer dubiosen Polizeitruppe, die zunächst in Ulmer Kasernen untergebracht wurde, dann in die Waffen-SS-Division »Charlemagne« eingegliedert und an der Ostfront eingesetzt wurde, ferner die Lage der zahlreichen französischen Kriegsgefangenen und Zivilarbeiter, die sowohl Brinon wie Doriot vergeblich für ihre Ziele einer Rückeroberung Frankreichs und einer »Europa«-Politik im Zeichen Hitlers einzuspannen suchten.

Rouso konnte für seine Dokumentation einige ungedruckte Erinnerungen von Beteiligten aufreiben, die Möglichkeit der persönlichen Befragung geht allerdings generationsbedingt zu Ende. Unter den ungedruckten Memoiren ragen die von Doriots Mitarbeiter Beugras hervor, die hier in erster Linie für die Agentenschulen Doriots im süddeutschen Raum ausgewertet werden. Eher störend bei dem Buch wirken die eingeschobenen romanhaften Dialoge. Bedenklich bei einem solchen Thema ist, daß der Verf. offensichtlich die deutsche Sprache nicht beherrscht und deutsche Quellen nur in ausgewählten Übersetzungen kennt. So anregend das Buch die Geisteshaltung der französischen Exilgruppen in Deutschland rekonstruiert, für die deutsche Position und deren ideologische und personelle Verwirklichungen wird man eher auf andere Publikationen zurückgreifen müssen.

Arnulf Moser

MARIE CHAIX, *Les lauriers du lac de Constance. Chronique d'une collaboration*. Paris (Editions du Seuil) 1974; Taschenbuchausgabe Paris (Editions J'ai lu Bd. 597) 1975, 249 S.

»Die Lorbeeren des Bodensees«, der rätselhafte Titel spielt auf die Schlußphase der deutsch-französischen Collaboration im III. Reich an, deren Schauplatz 1944/45 das Bodenseegebiet war. In romanhafter Form versucht hier eine Autorin der jüngeren Generation (geb. 1942), ein umstrittenes und lange Zeit totgeschwiegenes Thema zu bewältigen.

Gestützt auf die nach dem Krieg im Gefängnis entstandenen Aufzeichnungen ihres Vaters Albert Beugras, beschreibt Marie Chaix die Stationen des Aufstiegs des faschistischen Politikers Jacques Doriot und seiner Französischen Volkspartei, in der Beugras die geheimen Abteilungen leitete. Letzte Station war im Herbst 1944, nach der Flucht aus dem befreiten Frankreich, die Insel Mainau, wo Doriot ein Französisches Befreiungskomitee zur Rückeroberung Frankreichs gründete. Der Episode auf der Mainau mit ihren leeren Hoffnungen, inneren Zwisten und handfesten Streitereien mit deutschen Dienststellen ist ein eigenes Kapitel gewidmet. Der mysteriöse Tod Doriots auf der Fahrt von der Mainau nach Sigmaringen zu den dortigen Collaborationspolitikern im Februar 1945 wird hier Heinrich Himmler zugeschrieben. Auch wenn diese und einige andere Einzelheiten der Mainau-episode nicht belegbar sind, so wird doch der Leser, der sich an die fremdsprachige Lektüre wagt, eindrucksvoll in die Atmosphäre des Collaborationsgeschehens eingeführt.

Arnulf Moser

HANS RATHGEB/HEINZ FINKE, *Ostschweiz. Herrliches Land, fleißiges Volk zwischen Rhein und Alpen*. Stadler-Verlag, Konstanz und Rapperswil 1980.

Wer die Landschaft zwischen Rhein und Alpen, zwischen Bodensee und Zürichsee noch nicht aus eigener Betrachtung kennt, möge sich in die einzigartige Bildwelt dieses Buches vertiefen, auf daß er bald einmal Lust verspüre, die Ostschweiz für einen nächsten Ausflug oder Ferien als vielversprechendes Ziel zu wählen. So steht es abschließend auf dem Klappentext dieses mehrsprachigen (deutsch, englisch, französisch) Bildbandes. Ein Buch vor allem für Touristen also. Die interessanten, informativen, im Plauderton geschriebenen Texte von Hans Rathgeb, seines Zeichens Stadtrat von Rapperswil und Zentralpräsident des Verbandes Schweizerischer Verkehrsvereine, werden sicher das ihre dazu beitragen. Rathgeb plaudert zunächst über die Ostschweiz insgesamt und geht dann auf ihre einzelnen Kantone, als da sind Schaffhausen, Thurgau, St. Gallen, Appenzell-Innerrhoden, Appenzell-Außerrhoden und Glarus, ein. Abschließend zeigt er die Ostschweiz und ihre Leute im Alltag und an Festtagen. Einige alte Reisebeschreibungen oder vielmehr Auszüge daraus sind auf zwei Seiten beigegeben. Die zahlreichen, zum Teil farbigen, großformatigen Fotos, die Heinz Finke, ein Konstanzer Bildjournalist und Dozent für Fotografie an der Bodensee-Kunstschule, mit der Kamera schoß, werden sicher zur guten Aufnahme des Buches beitragen. Ein paar Luftbildaufnahmen sind ebenfalls dabei.

Werner Dobras

WALTER LINGENHÖLE, *Der junge Rhein – von den Quellen bis zum Bodensee*, 144 Seiten Text und Bilder, darunter mehrfarbige (Werner Stuhler), G. Braun (vorm. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag), Karlsruhe 1980; 39.– DM

Dr. Walter Lingenhölle ist den Kennern des Bodenseeschiffstums als Heimatforscher, Publizist, Pädagoge und Verlagsbuchhändler längst vertraut, nicht zuletzt durch die laut Vorwort (von Georg Richter) 1968 erschienene erste Fassung des vorliegenden Buches. Da es wohl überwiegend Bildband sein will, mögen die photo- wie reproduktionstechnisch ausgezeichneten Illustrationen zuerst besprochen werden. Zu ihnen gehören nicht nur solche aus unserer Zeit: Als »Illuminatoren« boten sich Sebastian Münster mit einer Landkarte von 1541, Wolf Huber mit je einer Ansicht von Feldkirch (1530) und vom Eingang ins Prätigau (1552), Merian mit einer Ansicht von Chur (1654) und einer orographisch verwegenen aufgefasten Darstellung beider Rheinquellen aus dem selben Jahr sowie Goethe mit einer Skizze von der Via mala (1788) an; sogar eine erdgeschichtlich aufschlußreiche Karte aus unserer 5. Jahresschrift ist nachgedruckt. An modernen Gemälden (mit dominierendem Rot) sind eine Abendstimmung im Rheintal (1953) von Martin Häusle (1893–1966) und »Pardé mit Tödi« (1973) von Alois Carigiet wiedergegeben, wo allerdings die erdrückende Wucht des Bergriesen nicht recht zur Geltung kommt.

Die Motive der Aufnahmen von Landschaften wie von Kunstgegenständen sind mit viel Geschmack und Geschick ausgewählt; sie reichen von kleinsten (Mineraliendrusen bzw. Türbeschläge) über mittelgroße Objekte (Felszeichnungen bzw. Interieurs) bis zu größten (Bergmassive bzw. »Skyline« von Chur). Auch Mensch und Vieh sind nicht vergessen; im Zusammenhang mit letzterem etwa eine Käserei abzubilden, hätte sich vielleicht gelohnt. Um so mehr ist von der Wirkung des Menschen zu sehen, hat er doch die Landschaft, soweit sie ihm erreichbar ist, weitgehend umgestaltet, und zwar nicht immer zu deren Vorteil: Gerade die modernen Wohn- und Geschäftsklötze, größtenteils aus Stahlbeton, sind keine Ruhmesblätter für die Architekten. Bei den im Bildteil zahlreich vertretenen Burgen, Schlössern und Bergkirchen, die mit ihren Umrisen je nach Standort des Betrachters ebenfalls »die Wolken kratzen«, gelang die Eingliederung unbewußt, erst recht dann, wenn sich Bauernhäuser, bis ins 19. Jahrhundert sogar große Gasthöfe, an Felswände lehnen oder Heustädel sich in Wiesenründe ducken – Überbleibsel einer heilen Welt. Unter diesem Blickwinkel werden vor allem Touristen den Band gerne als Erinnerungsbuch erwerben.

Der Text ist durch mehrere Eigenschaften gekennzeichnet: Sein Verfasser weiß ungeheuer viel; deshalb gehen bei ihm Natur, Kultur, Wirtschaft und Geschichte bunt durcheinander. Es ist wie auf einem Spaziergang: Von einer Hand wird man geführt, während die andere temperamentvoll auf alles Sichtbare zeigt; gesprochen wird auch vom Unsichtbaren wie Mundart oder Literatur. Der Spaziergang führt durch drei Länder – auch dies ein Charakteristikum: Graubünden, Liechtenstein und Vorarlberg. Dennoch gibt es noch lange keinen einheitlichen Leitfad. Meist hymnisch wie am Anfang – später kommen Walahfrid Strabo, Hölderlin, Rilke u. a. gerade recht – geht es kreuz und quer durch die »Ländle«, ihre Vergangenheit und Gegenwart. Für den Geschichtsfreund fällt natürlich eine ganze Menge ab, jedoch mehr oder minder zufällig, es sei denn, der betreffenden Epoche wäre ein eigenes Kapitel gewidmet. So ist es beim Walsertal, so ist es bei der bis 1819 österreichischen Exklave Rhäzüns am Ende des Hinterrheintales, die erst in genanntem Jahr (wieder) bündnerisch wurde. Die anekdotenhafte Schilderung dieser Epoche schließt mit den Worten: »Seither blickt das Schloß traumselig von seinem Felsenhügel herab.« Meines Wissens tut es dies schon länger!

Weit unglücklicher als über diese Formulierung bin ich über die Angabe auf Seite 62, eine Bogenbrücke am Ende der Via mala sei 1800 Meter lang. Wie lang sie tatsächlich ist, weiß ich nicht, obwohl ich sie kenne; hätte ich sie nachmessen wollen, wäre ich vermutlich überfahren worden. Die immer noch längste Bogenbrücke der Welt, die Hell Gate Bridge über den East River in New York, hat 310 Meter Spannweite.

Wie eine Idylle lesen sich Beschreibung und Geschichte des Fürstentums Liechtenstein. Aber dessen bedeutendsten »Exportartikel« (neben den Briefmarken) hat Lingenhölle nicht genannt: den Tondichter Joseph Rheinberger (1839–1901) aus Vaduz, der in seiner Wahlheimat München unmittelbar nach dem Studium 1859 zum Kompositionslehrer, 1867 zum Professor und zehn Jahre darauf zum Hofkapellmeister berufen wurde. – »Exportiert« hat das Land am jungen Rhein nicht nur zwei Nibelungenlied-Handschriften (S. 68), sondern (u. a. in die Zentralbibliothek Zürich) auch die der Weltchronik des Rudolf von Ems, genauer Rudolf von Ende, Herr auf Hohenems. Jene »Weltchronik« hat eine ganze Reihe gleichnamiger späterer Werke, auch gedruckter, beeinflusst.

Meine letzte Kritik betrifft lediglich zwei Buchstaben auf Seite 55: Die Hauptstadt der Provinz Raetia secunda hieß bei den Römern nicht »Augusta Vindelicorum«, sondern »Augusta Vindelicum«. Das ... or ... haben erst die Humanisten eingefügt, die bekanntlich besser Latein zu können glaubten als die Schöpfer dieser einstmaligen lebendigen Sprache. – Am Schluß sei ein Sonderlob nicht so sehr – aber doch auch! – für das in Text und Bild so facettenreiche Buch gespendet, vielmehr für den »Kurzführer« an seinem Ende, der noch einmal in gedrängter und lagemäßig geordneter Form das Gesehene oder Zu-Sehene zusammenfaßt.

Alexander Allwang

GEBHARD SPAHR, *Oberschwäbische Barockstraße III. Geschichte – Kultur – Kunst*. Mit 138 Farbtafeln und vielen Strichätzungen im Text; 196 Textseiten mit Literatur sowie Personen-, Orts- und Sachregister. Verlag Isa Beerbaum, Weingarten/Württemberg 1980; DM 72.–

Das umfassende Werk des Weingartener Benediktinerpaters Dr. Gebhard Spahr zur Geschichte, Kultur und Kunst der Oberschwäbischen Barockstraße schreitet zügig voran. In den letzten Jahrgängen dieser »Schriften« konnten die ersten beiden Bände angezeigt und besprochen werden, die die Haupttroute behandeln. Bd. I wurde inzwischen tiefgreifend erweitert und liegt in 2. Auflage vor. Bd. III trägt den Untertitel: »Leutkirch, Ottobeuren, Tannheim« gemeint ist damit die gesamte Ostroute der Oberschwäbischen Barockstraße, die daneben folgende Stationen umfaßt: Legau, Kronburg (Illerbeuren), Grönenbach, Altusried, Wigansbach, Kempten, Memmingen und Buxheim. – Die Gesamtanlage des Bandes folgt im wesentlichen der bereits beschriebenen Konzeption, nach der ein brillanter Bildteil und ein sowohl gelehrter als auch gut lesbarer Textteil sich ergänzen und in etwa die Waage halten. Durch Wort und Bild werden viele verborgene oder bekannte Kunstschatze und Bauwerke erschlossen, ein Zugang, bei dem die einzelnen Anlagen und Werke im Gesamtzusammenhang der historischen und kulturellen Entwicklung der Region sehen gelehrt werden. Kirchen und Klosteranlagen müssen dabei selbstverständlich auch von ihrem kirchengeschichtlichen und spirituellen Entstehungsgrund her verstanden werden.

Neben der lokalen Gliederung des Werkes gibt es daher auch übergreifende Sachartikel, die diesmal behandeln: St. Magnus, St. Hildegard (die schwäbische Gemahlin Karls d. Gr.), St. Nepomuk an der Oberschwäbischen Barockstraße, die barocke Geistlichkeit und die früheren Klausner der Region. Damit sind wichtige Personen und Personengruppen, aber auch das für die Barockzeit der Region wichtige Nepomuk-Patrozinium behandelt, die in der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Kirchengeschichte wichtig waren. Entweder waren sie im behandelten Raum angesiedelt oder haben auf ihn Einfluß genommen. Ihre Spuren lassen sich vielfältig kunstgeschichtlich zeigen.

Allerdings wird an dieser Stelle ein Problem deutlich, welches für den ganzen Band zu bedenken ist: die Reformation in den Städten des Oberlandes ist noch nicht analog übergreifend behandelt; die Geistlichkeit ist die katholische Geistlichkeit. Unter Memmingen wird z. B. die Evangelische Stadtpfarrkirche mit gleicher Liebe vorgestellt wie andere Bauwerke, aber die Personen- und Konfessionsgeschichte wird nicht ähnlich detailliert betont wie etwa die spirituelle Geschichte der Ottobeurer Stiftsherren. Der Verfasser scheint sich dieser Lücke bewußt zu sein, denn er plant für einen abschließenden Band eine zusammenfassende Darstellung der reformatorischen Strömungen im Bereich der Oberschwäbischen Barockstraße, der Studienzentren, herausragender Personen sowie der barocken Spiritualität evangelischer Konfession.

Ein kleiner formaler Vorbehalt ist angezeigt: gegenüber den sorgfältig betreuten ersten Bänden dürfte die Zahl der Druckfehler und der unaufgelösten Abkürzungen angestiegen sein. Da der Band pünktlich vor Weihnachten erschienen ist, könnte es ein Zeitproblem sein. Es ist dem Verlag dringend nahezu legen und dem Autor zu wünschen, daß bei den folgenden Bänden auch für die Zweitkorrektur hinreichend Zeit bleibt.

Die vielen in den Text inserierten Stiche, Risse und Zeichnungen ergänzen in sehr anschaulicher Weise das Angebot an den Leser und wecken weiteres Verständnis.

Zur Zeit sind noch die Südroute und die Westroute der Oberschwäbischen Barockstraße als eigene Bände geplant. Der Erfolg beim Leser, der den ersten Bänden beschieden war und der – mit den genannten Abrundungen – der ganzen Reihe zu wünschen ist, könnte die Möglichkeit bieten, auch über die noch vorfindlichen, zugänglichen barocken Kunstwerke hinauszugreifen und einen wirklich ergänzenden Band den abgewanderten oder entführten Kunstwerken des oberschwäbischen Raumes zu widmen, sie also auf dem Wege der Reproduktion wieder in ihren Entstehungszusammenhang einzubetten. Vor allem würde es dabei um die Kunst- und Kulturgeschichte der reichen Bibliotheken an der Barockstraße gehen.

Karl Pellens

*Der Bodenseekreis*, 436 Seiten mit vielen, darunter mehrfarbigen, Abbildungen, herausgegeben von Landrat Dr. Bernd Wiedmann, Verlag Konrad Theiß, Stuttgart und Aalen 1980; 45.– DM.

Nach dem Vorwort des Herausgebers – der sich in der zweiten Buchhälfte gründlich mit den Aufgaben und deren Besonderheiten im Kreis beschäftigt – und einem für Einheimische wie Fremde gleich lesenswerten Aufsatz von Erika Dillmann über die Unwägbarkeiten der Gegend, die sie in »Bildern und Spiegelbildern« festhält, wird es dann in »Landschaft und Natur« von Studiendirektor Beran, Markdorf, konkreter. Er geht kurz auf die Zuweisung von Teilen des Kreises zu den durch die geographischen Wissenschaft festgesetzten Begriffen »Bodenseebecken«, »Oberschwäbisches« und »Westallgäuer Hügelland« ein, die wiederum zum sich anschließend quer durch ganz Bayern erstreckenden »Voralpinen Wiesen- und Moorland« gezählt werden. Es folgen etwa gleichlange Betrachtungen über klimatische, Niederschlags- und Temperaturver-

hältnisse; dann kommt der Verfasser gewissermaßen »zur Sache«, dem geologischen Aufbau. Konnten seinerzeit die Ausführungen seines Kollegen Wenk zwar wegen ihrer Allgemeinverständlichkeit gelobt werden, so litt sie aus heutiger Sicht unter ihrer Beschränkung auf den Altkreis Tettngau und unter dem Mangel an Abbildungen. Einem solchen war schon in der Abhandlung von Dr. Haus im »Linzgau« abgeholfen, die sich zudem auf neueste Bohrergebnisse stützen konnte. Der Beitrag Friedrich Berans vereinigt nun alle Lichtseiten seiner Vorläufer, ohne diese zu kopieren oder aber ihnen zu widersprechen. Umso erstaunlicher ist es, daß Beran weder den einen noch den anderen in sein Literaturverzeichnis aufgenommen hat, dafür einige, wengleich grundlegende Werke aus der Zeit vor dem Ersten (!) Weltkrieg, Grünvogel und andere Forscher nur implizierte.

Gar kein Literaturverzeichnis wäre in einem derartigen Fall besser; der nächste Autor, Dr. Julius Grim, konnte jedenfalls auf seine eigene Arbeit im »Linzgau« zurückgreifen: Darüber, daß er (als einziger) wieder mitgewirkt hat, darf man sich aufrichtig freuen. Sein Beitrag ist durch den Wegfall der Beschränkung auf den Überlinger See selbstverständlich umfang-, aber auch inhaltreicher geworden. Als Beispiel für viele möge der Hinweis auf die Vogelwelt (S. 73) dienen. Die für »Reinhaltung und Nutzung« – so der damalige Titel – wesentlichen Wasserpflanzen und -tiere sind insoweit behandelt, als es für das Verständnis eines »Jahres am See« erforderlich ist. Tier-, Pflanzen- und Gesteinswelt sind ebenfalls die Objekte für Hans Haller, den langjährigen Naturschutzbeauftragten im Altkreis Tettngau. Er befaßt sich aber gleich intensiv mit den Natur- und Landschaftsschutzgebieten im Westteil des Gesamtkreises.

Zufrieden kann unser Verein auch sein über den breiten Raum, den die historischen Gegebenheiten im »Bodenseekreis« einnehmen. Die Vor- und Frühgeschichte präsentiert sich in einem Aufsatz von Dr. Gudrun Schneider, Markdorf; er gibt wohl für absehbare Zeit den neuesten Forschungsstand wieder, wie die Erwähnung der 1976 auf Initiative des Heimatvereines Immenstaad vermessen und von Siegwalt Schieck in Heft 1 der »Immenstaader Heimatblätter« beschriebenen Grabhügelgruppe auf dem dortigen Gemeindegebiet beweist. Sicher nicht nur aus Pietät beruft sich die Autorin wiederholt auf Prof. Dr. Hans Reinerth, den noch mitten unter uns weilenden Nestor der Boden(se)archäologie, dessen Unteruhldinger Pfahlbaudorf auf Seite 227 gewürdigt ist. Er fehlt auch nicht im Literaturverzeichnis, jedoch die Anfängerin des Reigens der Beiträge in »1200 Jahre Langenargen«, Dr. Hildegard Nestler-Wocher.

Dr. Frank Göttmann vom Lehrkörper der Universität Konstanz setzt sich im folgenden mit den tausend Jahren zwischen den Merowingern und Napoleon auseinander – fürwahr eine gigantische Aufgabe, deren er sich auf eine eigenwillige (und von ihm in einer Vorbemerkung begründete) Weise entledigt hat: Da der Bodenseekreis kein a priori politisch einheitliches Gebilde ist, verfolgt der Autor nicht nur die Schicksale der »Teilstaaten«, sondern auch der kleinsten Bestandteile wie Dorf, Kloster oder Burg, deren wirtschaftliche Betätigung, Handels- und Verkehrsbeziehungen untereinander. Dies alles ergibt über fast 40 Seiten einer reizvollen Lektüre, wengleich mit häufig unterbrochener Chronologie; glücklicherweise steht dem Leser, der etwas Bestimmtes sucht, ein ausführliches Stichwortverzeichnis am Buchschluß zur Verfügung. Zwar ist darin die »Gunzoburg« in Überlingen nicht vertreten, doch ist im Zusammenhang mit ihr Gunzo wenigstens durch Dr. Krins sowie im Rahmen des »Wissenswertes aus den Städten...« genannt. Es hätte zu den Pflichten des modernen Historikers gehört, den Bericht über die Heilung der Tochter jenes Alamannenherzogs durch den Heiligen Gallus entweder zu bestätigen oder ins Reich der Legende zu verweisen. Das gleiche gilt m. E. für den Frankenkönig Dagobert (628–638) und die Zuschreibung des Meersburger Bergfrieds an ihn. Noch ein dritter Name hätte zur Anreicherung des mageren Kapitels (Übergangszeit von den Alamannen zu den Franken) dienen können oder müssen: Warin, Graf im Linz- und Thurgau, Vertreter der königlichen Gewalt in Alamannien unter Pippin. Daß er an der Gefangensetzung Sankt Otmars beteiligt war, hätte spätestens zu ein paar Worten über die Christianisierung des Gebietes überleiten sollen.

Die überaus komplexe Geschichte der Herrschaft Montfort-Tettngau auf verhältnismäßig wenige Zeilen zusammengedrängt zu haben, muß man als »gekonnt« bezeichnen; der folgende Abschnitt (über die Landvogtei wie im »Kreis Tettngau«) entrichtet das nach, was Dr. Frick dort schuldig geblieben ist, nämlich die Definition der Landvogtei, nach der übrigens im Friedrichshafener Stadtteil Ettenkirch – der zu ihr gehörte – eine Straße benannt ist. Im Kapitel »Bistum Konstanz« steht wenigstens in der letzten Zeile das Wort »Hochstift«, von dem doch wohl als vom weltlichen Besitz des Bischofs die Rede ist; was im folgenden (»Reichsabtei Salem«) der neuartige Ausdruck »Landausbau« bedeuten soll, würde eine Verweisung auf Seite 132 geklärt haben. Das Streiflicht auf Überlingen – dessen Territorium wohl kaum vier Landeshoheiten, sondern vielmehr Hochgerichtsbezirken unterstand – will (und kann) offensichtlich keine noch so gedrängte Stadtgeschichte sein; ausführliche Literatur hierüber gibt es ja genug.

Auch über die Geschichte von Buchhorn informiert sich der an Einzelheiten Interessierte mit Gewinn bei Ulrich Paret in »Der Kreis Tettngau«. Dr. Göttmann wird sein Urteil über die »vergleichsweise Unbedeutendheit der Reichsritterschaft zwischen Allgäu und Hegau« bis zu einer Neuaufgabe des Buches zu revidieren haben, denn sonst hätte nicht 1441/42 eine Strafexpedition gegen die »schwarzen Schafe« stattfinden müssen (S. 117). Unter ihnen ist der »Städtefeind« Hans von Rechberg zu nennen, der seinerseits 1454 einen (mißlungenen) Rachefeldzug gegen Buchhorn unternahm. Und lange vor der Gründung des



ominösen Sankt-Georgen-Bundes (S. 115) hatten sich Ritter als Gründer von Salem (S. 112, 120 und 330), Langnau (S. 215) und Löwental (S. 133 und 317) hervorgetan, dort die Familie von Eichstegen, deren Mitglied Dioto die 1153 von Barbarossa geschiedene Königin Adela (von Vohburg) ehelichte.

Eine Betrachtung der überregionalen Organisationen (Städtebünde, Schwäbischer Bund, Schwäbischer Reichskreis) leitet über zum Abschnitt »Siedlung und Bevölkerung«, in dessen einzelnen Kapiteln viele neue Erkenntnisse zusammengetragen sind, ohne trocken formuliert zu sein. Der Anführung Krefßbronn als Beispiel für ein Haufendorf muß ich allerdings widersprechen, denn wie Immenstaad war es ein »dreigeteilter Flecken«, nur zeitlich viel länger und unter drei verschiedenen Namen (S. 322), die der Volksmund zu »Krefßbachhofen« verschmolz. A. a. O. heißt der Gemeindeteil Tunau zweimal – was also kein Druckfehler sein kann – »Tunnau«, eine falsche Analogie zu Tannau und noch sinnloser als die leider seit Jahrzehnten eingebürgerte Schreibweise ohne h, denn der Weiler ist ursprünglich nach Gräfin Thun benannt. – Wir erwähnten Immenstaad (S. 320). Allem Anschein nach haben sich das Erscheinen von Heft 3 der »Immenstaader Heimatblätter« und die Vorbereitungsarbeiten zum »Bodenseekreis« terminlich so überschritten, daß der in erstgenannten unternommene Versuch, Conrad von Helmsdorf seiner schon vorher angezweifelten Eigenschaft als Minnesänger zu entkleiden, nicht mehr berücksichtigt werden konnte.

An der großen Abhandlung von Frank Göttmann ist nun nicht mehr viel auszusetzen. Man könnte indessen fragen, warum die Erwähnung des auf dem Boden des Nachbarkreises Ravensburg zustande gekommenen Weingartener Vertrages der Biographie von Hans Eitel Zieglmüller (S. 169) vorbehalten blieb. Die Nennung des Talortes Apflau als Burgstall dürfte auf einer Verwechslung mit Summerau (S. 215) beruhen. Platz gewesen wäre auch für eine kurze Geschichte des Buchhorner Münzwesens, die mit dem Brakteaten der ausgehenden Stauferzeit ihren Anfang nimmt und mit der Zerschlagung einer Prägeanstalt durch Schwäbische-Kreis-Truppen und württembergische Beamte 1705 endet.

Kritteln möchte ich auch nicht an der »Fortsetzung«, einer Übersicht über die wirtschaftliche Entwicklung im Kreisgebiet während des 19. Jahrhunderts, zumal Dr. Dieter Kunz vom Institut für südwestdeutsche Wirtschaftsforschung diese Aufgabe aus der Perspektive der Landeshauptstadt lösen mußte. Er widmet sich, zusammen mit Christine Schwegler vom Statistischen Landesamt, an anderer Stelle des Buches den aktuellen Wirtschafts- und Verkehrsfragen. Zwischen beiden Epochen gilt es eine Lücke in der Verkehrsgeschichte zu füllen, denn auch die vier normalspurigen Nebenbahnen des heutigen Bodenseekreises haben einmal eine gewichtige Rolle gespielt, sind sie doch, wenigstens im Personenverkehr, die Vorläufer der jetzigen Post- und Bahnbuslinien. Eine davon, die Teuringer-Tal-Bahn, wurde sogar eigens für die Pendler nach Friedrichshafen erbaut; zwei weitere dienten mehr dem Transport von Agrarerzeugnissen: Meckenbeuren–Tettmang und Mimmehausen–Frickingen; jene wird den Tettmangern durch das »Bähnlesfest« (S. 251) alljährlich in Erinnerung gebracht. Die vierte, Oberuhldingen–Unteruhldingen, hatte ihren Schwerpunkt beim Fremdenverkehr und bekam daher als erste dessen Abwanderung auf die Straße zu spüren.

Nun haben wir den von Dr. Alex Frick, Eduard Hindelang, Dr. Josef Klocke und Dr. Gerda Koberg unter teilweiser Vorbereitung durch Max Messerschmid + bearbeiteten Abschnitt über wichtige Persönlichkeiten aus dem Kreisgebiet übersprungen. Sie aufzuzählen, würde zu weit führen; ich möchte hier nur anregen, bei einer späteren Gelegenheit dem aus Markdorf stammenden Pädagogen, Philologen und Theaterdichter (Jesuitendrama) Jakob Gretser (1562–1626) ein paar Zeilen zu widmen, ebenso dem einen oder anderen der bereits in der Oberamtsbeschreibung Tettmang aufgeführten »namhaften Söhne des Bezirks«. Übersprungen haben wir auch den »Kunsthistorischen Überblick« von Dr. Hubert Krins (Landesdenkmalamt, Außenstelle Tübingen) sowie die »Topographie der kunsthistorischen Sehenswürdigkeiten« aus der selben Feder. Bei letztgenanntem Beitrag ist nicht nur der Titel, sondern auch ein großer Teil des Inhaltes aus »Überlingen und der Linzgau« übernommen. Leider kommt diese von unserem 1975 verstorbenen Vorstandsmitglied Dr. Wolfgang Bühler geleistete Vorarbeit nicht mehr voll zum Tragen, da die Ausstattung der Kirchen nicht im alten Umfang berücksichtigt werden konnte. Beide Bände werden in jedem Fall wertvolle Nachschlagewerke auch auf kunstgeschichtlichem Gebiet bleiben. Unverständlich ist mir jedoch, warum Dr. Krins nicht den Neubau der evangelischen Erlöserkirche in Friedrichshafen (1957/58) und die evangelische Kirche in Krefßbronn von 1955/57 bringt.

Eine große Zahl lebender oder erst seit kurzem verstorbener Kulturschaffender scheint in dem von Eduard Hindelang, Langenargen, allein verfaßten Beitrag auf. Als tragende »Atlanten« des Friedrichshafener Musiklebens der Nachkriegszeit hätten hier Anton Elflein und Paul Bischof erwähnt werden müssen, ebenso der Orchesterverein und das Stadtorchester mit seinen Promenadekonzerten. Die Hafenkonzerte finden nicht, wie man meinen könnte, ausschließlich in Meersburg, sondern meist in Friedrichshafen statt. Anstelle der Wiederholung von Teilen der vorausgegangenen Biographie Franz Anton Mesmers (S. 176) hätte ich lieber eine Würdigung des langjährigen Meersburger Stadtarchivars und Vizepräsidenten des Bodensee-Geschichtsvereins, Prof. Adolf Kastner (1889–1963) gelesen. – Im Zusammenhang mit einer Werkstatt für textile Kunst kann ich ein Bedauern darüber nicht unterdrücken, daß offenbar am See das Andenken an den inzwischen in die Kunstgeschichte eingegangenen Maler und Graphiker Julius Bissier

(1893–1965), der 1939 seine Vaterstadt Freiburg mit Hagnau vertauschte, so gut wie völlig geschwunden ist; seine Frau Lisbeth setzte einen Teil seiner Entwürfe in Bildteppiche um.

In den das oben erwähnte »Bähnlesfest« enthaltenden »Volkskundlichen Skizzen« von Prof. Karlheinz Schaaf finden sich unter »Festbräuchen im Jahreslauf« lauter »geballte Ladungen« von Veranstaltungen mehr oder weniger großer Menschenmengen, wobei noch zu ergänzen wäre, daß es sich bei den »Bächlesfischern« um eine Verdrehung des Namens Fischbach (Stadtteil von Friedrichshafen) handelt.

Was nun folgt, ist weitgehend mit (statistischem) Zahlenmaterial belegbar und tatsächlich belegt; gelegentliche historische Rückblicke reichen nicht weit und können als richtig unterstellt werden. An jene Zahlen werden sich, wie oben angedeutet, künftige Historiker halten.

Der Friedrichshafener Oberbürgermeister Martin Herzog und dessen Kollegen in den früheren Kreisstädten, Reinhard Ebersbach (Überlingen) und Viktor Grasselli (Tettang), stellen ihre Wirkungsbereiche in Aufsätzen vor, bei denen die Würze nicht nur in ihrer Kürze liegt. – Auf kirchlicher Seite scheint sich kein Vertreter berufen gefühlt zu haben, über diesen doch nicht gerade unauffälligen Lebensbereich zu schreiben.

Alexander Allwag

HELMUT MAURER, *Konstanzer Stadtgeschichte im Überblick*. Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1979. 43 S., 34 Abb., 14 S. Anhang.

Die ursprünglich für die Amtliche Kreisbeschreibung verfaßte und nun einem breiteren Leserkreis erschlossene Konstanzer Stadtgeschichte im Überblick bietet wesentlich mehr als nur einen Überblick. Sie bietet auf engstem Raum eine Fülle von Fakten und Details, die, thematisch zusammengefaßt und in größere Zusammenhänge gestellt, ein reich facettiertes Gesamtbild der Konstanzer Geschichte ergeben. Die Einteilung des Buches erfolgt in zwei große Abschnitte: von der spätrömischen Epoche bis zum Ende des alten Reiches 1805, und von da bis zum Ende des 2. Weltkrieges. Maurer geht innerhalb des ersten Abschnittes nicht einfach chronologisch vor, sondern gibt Längsschnitte durch die Themen Topographische Entwicklung, Kirche, Stadtherren und Stadtgemeinde, Bevölkerung und Wirtschaft und Geistiges Leben. Dadurch gelingt es ihm, Entwicklungen und Zusammenhänge sehr dicht und knapp aufzuzeigen und zugleich eine bessere Übersichtlichkeit zu erreichen. Bewundernswert die präzisen Formulierungen, die diese gedrängte Übersicht erst ermöglichen.

Die topographische Entwicklung der Stadt vom römischen Constantia bis zu dem spätmittelalterlichen bzw. frühneuzeitlichen Stadtgebilde, das bis ins 19. Jahrhundert keine wesentlichen Veränderungen mehr erlebte, wird im ersten Kapitel übersichtlich dargestellt. Von großem Nutzen ist hier der ausgezeichnete, von Maurer ursprünglich für den Historischen Atlas Baden-Württemberg erarbeitete Plan des mittelalterlichen Konstanz, der mit der Hervorhebung und Benennung von über 150 Einzelbauwerken eine Fülle von Informationen bietet und die vielfältigen, seit dem Erscheinen des Konstanzer Häuserbuches 1908 neu hinzugekommenen historischen und archäologischen Erkenntnisse verwertet. – Das Kapitel über die Geschichte der Kirche macht die überragende Bedeutung des Bischofssitzes für Gestalt und Leben der ganzen Stadt deutlich. Das jahrhundertelange Streben der Bürgerschaft um Befreiung von der Herrschaft des Bischofs und um bürgerliche Selbstverwaltung ist der eigentliche Kern des ersten Abschnittes über Stadtherren und Stadtgemeinde. Die Abschnürung vom natürlichen Hinterland Thurgau durch den Schwabenkrieg 1499, die Verhinderung einer selbständigen Bündnispolitik durch die kaiserliche Regierung und schließlich, als Folge der Reformation, der Verlust der Reichsfreiheit 1548 waren dann die Stationen des Niedergangs von politischer und wirtschaftlicher Höhe zur unbedeutenden vorderösterreichischen Landstadt.

Bestechend prägnant ist die Wirtschaftsgeschichte dargestellt, die Handelswege und Absatzmärkte der mittelalterlichen Fernhandelsstadt, aber auch die Bedeutung des Nahmarktes. In dem Kapitel über geistiges Leben, das Literatur, Theaterspiel, Musikpflege, u. a. schildert, hätte man sich noch einen Hinweis auf die Bedeutung der Stadt als Kunstzentrum zu verschiedenen Zeiten, weit überragend aber im 14. Jahrhundert, gewünscht.

Der zweite, kürzere Hauptteil umfaßt die in der Konstanzer Geschichtsschreibung so lange vernachlässigte Epoche des 19. Jahrhunderts und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, wobei letztere noch niemals, erstere zuletzt 1896 in der Stadtgeschichte von Joseph Laible zusammenhängend dargestellt wurde! Dieser Teil ist gegliedert nach den Amtszeiten der Bürgermeister und Oberbürgermeister, die wesentlichen Einfluß auf die Entwicklung der Stadt hatten. Er machte deutlich, wie sehr gerade die Folgen von Technisierung und Industrialisierung, die stürmische Bauentwicklung vor allem der Gründerzeit und der zwanziger Jahre, die Eingemeindungen von Allmannsdorf und Wollmatingen, die Neuordnung des Schulwesens u. v. a. nicht nur das heutige Stadtbild, sondern auch das Leben der Gemeinde in hohem Maße bestimmt.

Dankbar wird jeder Benutzer des Büchleins für die ausführliche Bibliographie sein, die es erlaubt, viele nur kurz angeschnittene Themen zu vertiefen. Ebenso wird man die erstmals zusammenhängend veröffentlichte Liste der Ammänner und Bürgermeister begrüßen. Schließlich kann man Verlag und Autor zu der glücklichen Bildauswahl gratulieren, die den konzentrierten Gang durch die Geschichte gerade auch für den Laien lebendig ergänzt.

*Elisabeth v. Gleichenstein*

RICHARD HENK (Text), JOHANNES und GÜNTER BRAUS (Fotos), *Insel Reichenau*, Brausdruck, Heidelberg 1980. 92 Seiten, Abb. (zum Teil farbig), DM 29.80

Einen Text-Bildband über die Insel Reichenau hat im vergangenen Jahr ein noch junger Verlag, der Brausdruck in Heidelberg, herausgebracht. Man möchte ihm als Rezensent einen guten Start wünschen, allein das ist bei diesem Buch nur beschränkt in die Tat umzusetzen. Wenn sich der an und für sich sehr schöne, großformatige Band auch in erster Linie an den Touristen wendet, so sollten auch da Fehler nicht erlaubt sein.

So hat die Säkularisation beim Verlust der karolingischen Schriften der Reichenau kaum eine Rolle gespielt, sie waren schon viel früher verschwunden (s. Helmut Maurer (Hrsg.), *Die Abtei Reichenau*, Sigmaringen, 1974). Auch mit den Zahlen nimmt es der Verfasser nicht sehr genau, zumindest hat er sie nicht mehr nachgeprüft. Hatto III. wurde nicht 888, sondern erst ein Jahr später Erzbischof von Mainz. Auf der gleichen Seite 57 ist dann wiederum von Hatto II. die Rede, dem der Papst im Jahre 896 eine Reliquie geschenkt habe. Nach den Angaben des Verfassers bestimmte Kaiser Heinrich III. Immo zum Abt. Das war im Jahre 1006. Damals war aber Heinrich II. an der Regierung, der übrigens zu der Zeit auch nicht Kaiser, sondern König war. Schreibfehler haben sich ebenfalls eingeschlichen, wie etwa für Walafrid Wahlafrid.

Was die Bilder betrifft, so sind sie durchaus ansprechend, auch manchmal bewußt eigenwillig. Noch schöner wären sie allerdings in größerem Format, was aufgrund des Buchformates auch leicht möglich wäre.

Nach Ausmerzung der Flüchtigkeitsfehler und Ungenauigkeiten, vielleicht auch nach Ausstattung mit größeren Fotos könnte das Buch durchaus berechtigten Absatz finden, zumal es auch verhältnismäßig preiswert ist.

*Werner Dobras*

HERMANN BROMMER, *Schloßkirche Insel Mainau*, Schnell-Kunstführer Nr. 1207, Verlag Schnell & Steiner München, 1980, 24 S. mit zahlreichen farbigen Abb.

Viele Jahrzehnte lang erregte die Schloßkirche St. Marien auf der Insel Mainau bei den Hunderttausenden, die sie jährlich besuchen, keine sonderliche Aufmerksamkeit. Sie fristete ihrer bescheidenen Ausstattung wegen ein wenig beachtetes Dasein im Schatten des Schlosses. Es ist der Initiative des derzeitigen Schloßherrn, Dr. h. c. Graf Lennart Bernadotte, zu danken, daß dieses Kleinod barocker Baukunst am Bodensee seit wenigen Jahren zu neuem Glanz und damit zu einem neuen Anziehungspunkt für den Mainaubesucher erweckt wurde.

Nach einem Vorwort von Graf Bernadotte bringt der kleine Kirchenführer einen kurzen aber inhaltsreichen Abriss der Baugeschichte, von der Erstellung der Schloßanlage auf der Mainau 1732–1746 durch den Baumeister Johann Caspar Bagnato an bis zu den jüngsten, umfangreichen und mühevollen Renovierungs- und Restaurierungsarbeiten, die im Zusammenwirken mit der staatlichen Denkmalspflege im Jahr 1978 abgeschlossen werden konnten. Dabei wurden unter Stukkaturen und Putzschichten aus dem letzten Jahrhundert inzwischen vergessene Fresken mit Marienmotiven und das Deckengemälde Franz Joseph Spieglers aufgedeckt, sowie die alten Giebelfenster aufgefunden und rekonstruiert. Auch wurden das Hochaltarblatt F. J. Spieglers ebenso wieder instandgesetzt, wie die Stukkaturen von Francesco Pozzi und die Bildhauerarbeiten und Stuckmarmoraltäre von Joseph Anton Feuchtmayer restauriert.

Zu all dem am Kirchenbau beteiligten Künstlern macht der kleine Kirchenführer die notwendigen Angaben, um dann in einem Rundgang durch die Kirche mit knappen aber ausreichenden Erläuterungen zur Architektur, zur Ausstattung und zur Möblierung an die Hand zu gehen. Wer die Mainau besucht, sollte an St. Marien, diesem barocken Schmuckstück, nicht vorübergehen, ohne einen Blick auch in das Innere zu tun. Der kleine Schnell-Kunstführer wird sich dabei als ein nützlicher Begleiter erweisen.

*Ulrich Leiner*

SPULER/HOEFELMAYR/PFAFF-STÖHR, *Städtisches Museum Haus zum Cavazzen Lindau/B.* Verlag Schnell und Steiner, München/Zürich 1980, 72 S., DM 11.80

In der renommierten Reihe der Großen Kunstführer ist im Verlag Schnell und Steiner als Band 85 das »Städtische Museum Haus zum Cavazzen Lindau/B.« erschienen. Es steht hier in bester Nachbarschaft mit anderen, bedeutenden Museen, so den Fürstenberg-Sammlungen Donaueschingen oder der Prähistorischen Staatssammlung München. Initiiert vom bisherigen Kulturamtsleiter der Stadt Lindau, Dr. Christof Spuler, der den Part Skulptur und Kunsthandwerk wie auch die Gesamtedition betreute, entstand der Band unter der Mitarbeit von Dr. Ingeborg Hoefelmayr (Möbel) und Dr. Annette Pfaff-Stöhr (Gemälde).

Das Äußere ist, was Format, Umfang und cellophanierten Kartonumschlag betrifft, durch das Gebundensein an eine Reihe vorgegeben. Bestechend schön und ein Blickfang ist das farbige Titelfoto von Werner Stuhler, ein Anreiz, der den Wunsch weckt, dieses Haus zu besuchen. Die Bilder des Katalogteiles wurden von Kurt Gramer angefertigt, sicher ausgewählt und den Objekten gerecht werdend, bis hin zur stimmungsvollen Aufnahme des Biedermeiersalons in zarten Farben auf dem Rücktitel. Vielleicht hätte man sich – bei aller Brillanz der Einzelaufnahmen und der Wiedergabe – mehr solche Gesamtblicke gewünscht, da der Eindruck gerade der Stülzimmer nur wirksam werden kann, wenn die einzelnen Stücke im Bezug zueinander zu sehen sind. Der rückwärtige Umschlag ist ausklappbar und gibt (auf der Innenseite) zur besseren Orientierung für die Besucher die Grundrisse der drei Stockwerke mit den Raumbezeichnungen wieder.

In einer kurzen Einleitung werden die Sammlungen und ihre Geschichte vorgestellt, wie auch das Haus zum Cavazzen – erbaut 1730 –, das 1930 in hochherziger Bürgertat von Ludwig und Lydia Kick als Heimstätte des Lindauer Museums der Stadt geschenkt wurde. Daran anschließend folgt der eigentliche Katalogteil. Bei einem Gang durch das Haus werden ausgewählte Stücke präsentiert: vorgestellt durch Maße, Daten, Beschreibung und meist auch Abbildung. Das Problem liegt bei dieser Methode auf der Hand: eine Auswahl muß getroffen werden. Ob der Wissensdurst der Besucher so ausreichend gestillt wird, und ob alle beschriebenen Objekte bei der Besichtigung leicht identifiziert werden können, wird sich erst im Gebrauch des Handbuches zeigen. Möchte man sich schon vorher informieren, ist es nicht immer einfach, zum Text die dazugehörige Abbildung zu finden. Ein Hinweis auf die Stelle der Abbildung, wie in Katalogen allgemein üblich, würde viel Suchen ersparen.

Die sprachlich gewandten und kunstwissenschaftlich fundierten Texte erschöpfen sich nicht in einer reinen Beschreibung, sie erweitern sich teilweise zu Interpretationen. Für eine Stilepoche Typisches wird hervorgehoben, so daß mitunter eine kleine vortreffliche Stilkunde entsteht; als Beispiel seien die Artikel über die Jugendstilmöbel genannt. Auch wird, schon vom Umfang der Texte her, eine Wertung vollzogen. So erfährt z. B. die Engelpietà von 1420 als bedeutendstes Gemälde der Lindauer Sammlungen eine ausführliche Darstellung. Ikonographisch wird sie in die Zeit hineingestellt, und Beziehungen bis Frankreich werden aufgezeigt. Ähnlich umfangreich und informativ ist der Text über die graziöse Mondsichelmadonna aus der Mutschlerwerkstatt von 1460, um nur zwei der trefflichsten Beispiele zu nennen.

Es ist eine Freude, diesen Kunstführer in die Hand zu nehmen, ist er doch eine angemessene »Geburtstagsgabe« für das Lindauer Museum, das ein dreifaches Jubiläum feiert: 250 Jahre Bestehen des Hauses, vor 90 Jahren Gründung der Sammlungen durch den Museumsverein und 50 Jahre Cavazzen als deren Heimstätte.

Ingrid Kramer

Heimatverein Immenstad (Hrsg.), *Immenstaader Heimatblätter*, Heft 4, Markdorf, Dezember 1980. 94 Seiten, Abb.

Vom Heimatverein Immenstaad ist inzwischen auch das vierte Heft seiner Vereinschrift erschienen. Es stellt sich einleitend, dem allgemeinen Postkarten-Boom folgend, mit einer Immenstaader Postkarte etwa aus dem Jahre 1903 vor. Dem Heft sind aber auch noch einige andere recht hübsche Illustrationen beigegeben. Die Autoren des Heftes sind zum größten Teil die uns bereits aus den vorigen Heften bekannten Uta Hallmanns, Wolfgang Troger, Elisabeth Hiß, Heide Budde, Gerhard Jehle, Wolfgang Trogus, Dieter Hallmanns, Alexander Allwang (Namen in der Reihenfolge der Artikel).

Werner Dobras

ERWIN K. MÜNZ, *Meine Annette aus Meersburg, 2 junge Menschen im Netz der Gewalt*. Novelle, Rosgarten Verlag, Konstanz 1979. 61 S., DM 9.60.

Eine Liebesgeschichte, die am Bodensee in der Zeit des Dritten Reiches spielt. Die Handlung ist anspruchslos, ein Bezug zur Dichterin Annette v. Droste-Hülshoff wird nur ganz am Ende noch gesucht. Das Bändchen eignet sich als Gelegenheitsgeschenk.

# Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung

## EHRENMITGLIEDER

Msgr. Prof. Dr. Dr. h. c. Dr. h. c. Johannes Duft, Alt-Stiftsbibliothekar, St. Gallen  
Dr. Elmar Grabherr, Landesamtsdirektor i. R., Bregenz  
Dr. habil. Claus Grimm, Lindau-Aeschach  
Dr. Max Grünbeck, Oberbürgermeister i. R., Friedrichshafen  
Prof. Dr. Friedrich Kiefer, Konstanz  
Dr. Emil Luginbühl, St. Gallen  
Dr. Meinrad Tiefenthaler, Bregenz

## VORSTAND

Ehrenpräsident Dr. Bruno Meyer, Alt-Staatsarchivar, Wiesenstraße 1,  
CH-8500 Frauenfeld

Präsident: Dr. Ernst Ziegler, Stadtarchivar, Stadtarchiv (Vadiana),  
Notkerstraße 22, CH-9000 St. Gallen

Vizepräsident: Dr. Hubert Lehn, Händelstraße 10, D-7750 Konstanz

Schriftführer: Dr. Peter Faessler, Kantonsschul-Prof.,  
Gesshaldenstraße 14, CH-9000 St. Gallen

Schatzmeister: Eduard Hindelang, Museumsleiter, Lindauer Straße 28, D-7994 Langenargen

Schriftleiter  
des Jahresheftes: Dr. Ulrich Leiner, Paradiesstraße 1, D-7750 Konstanz

Beisitzer: Dr. Herbert Berner, Stadtarchivdirektor, Freiheitstraße 2,  
D-7700 Singen  
Lic. Guntram Brummer, Kulturreferent, Kulturamt, D-7770 Überlingen  
DDr. Karl Heinz Burmeister, Landesarchiv, Kirchstraße 28,  
A-6900 Bregenz  
Werner Dobras, Stadtarchivar, Schneeberggasse 2, D-8990 Lindau  
Dr. Peter Eitel, Stadtarchivdirektor,  
Stadtarchiv, Marktstraße 28, D-7980 Ravensburg  
Emmerich Gmeiner, Stadtamtsrat, Rathaus, A-6900 Bregenz  
Dr. Hermann Lei, Thomas-Bornhauser-Straße 33, CH-8570 Weinfelden  
Prof. Dr. Helmut Maurer, Stadtarchivdirektor, Stadtarchiv,  
Katzgasse 3, D-7750 Konstanz  
Dr. Jürg Müller, Buchthalerstr. 9, CH-8200 Schaffhausen  
Ursula Reck, Oberstudienrätin, Allgäuerstraße 14  
D-7990 Friedrichshafen  
Dr. Eberhard Tiefenthaler, Landesbibliothekar, Landesbibliothek,  
Kirchstraße 28, A-6900 Bregenz  
Paul Vogt, lic. phil. I. Liechtenst. Landesarchiv,  
FL-9490 Vaduz

## REDAKTIONSAUSSCHUSS

Dr. Arnulf Benzer, Bregenz  
Dr. Hubert Lehn, Konstanz  
Dr. Bruno Meyer, Frauenfeld  
Dr. Jürg Müller, Schaffhausen

## GESCHÄFTSSTELLEN DES VEREINS UND MITGLIEDSBEITRAG

- Für Deutschland: Stadtarchiv, Katzgasse 3, D-7750 Konstanz  
Postscheckkonto Stuttgart Nr. 10766-709 und  
Kreissparkasse Friedrichshafen Nr. 112943  
Jahresbeitrag für Einzelmitglieder: DM 30,-  
für Kollektivmitglieder: DM 35,-  
für Schüler und Studenten: DM 10,-
- Für die Schweiz  
und das Fürstentum  
Liechtenstein: Stadtarchiv (Vadiana), Notkerstr. 22, CH-9000 St. Gallen  
Postscheckkonto St. Gallen Nr. 90-12180  
Jahresbeitrag für Einzelmitglieder: SFr. 30,-  
für Kollektivmitglieder: SFr. 35,-  
für Schüler und Studenten: SFr. 10,-
- Für Österreich: Landesarchiv, Kirchstraße 28, A-6900 Bregenz  
Hypothekenbank Bregenz Konto-Nr. 11887112  
Jahresbeitrag für Einzelmitglieder: öS 200,-  
für Kollektivmitglieder: öS 225,-  
für Schüler und Studenten: öS 70,-

## MANUSKRIPTE

deren Veröffentlichung gewünscht wird, sind zu richten: an Dr. Ulrich Leiner, Postfach 1276, D-7750 Konstanz.  
Die Einreichung muß in sauberer Maschinenschrift erfolgen. Jeder Autor hat Anspruch auf 20 Sonderdrucke. Größere, durch den Autor verursachte Druckkorrekturen gehen zu dessen Lasten. Für den Inhalt ist der Verfasser verantwortlich.

## FRÜHERE JAHRGÄNGE

der Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung werden dringend für öffentliche Bibliotheken benötigt. Der Verein bittet darum, solche ihm zu überlassen oder mit Preisangabe anzubieten.

## SENDUNGEN

an die Vereinsbibliothek sind ausschließlich zu richten an die Bibliothek des Bodenseegesichtsvereins, Karlstraße 9, D-7990 Friedrichshafen. Diejenigen unserer Mitglieder, die Arbeiten über das Bodenseegebiet in anderen Zeitschriften veröffentlichen, bitten wir, der Vereinsbibliothek jeweils einen Sonderdruck zur Verfügung zu stellen.

BODENSEE-BIBLIOTHEK  
7990 Friedrichshafen 1, Stadtbücherei, Karlstr. 9

Die Bodenseebibliothek der Stadt Friedrichshafen führt mit dem Grundbestand der Bibliothek des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung deren ursprüngliche Bestimmung fort. Sie sammelt und ergänzt alle historisch bedeutsam erscheinenden Quellen und Veröffentlichungen zur Geschichte und Naturkunde des Bodenseeraumes. Hierzu gehören die in den Jahresschriften des Vereins besprochenen Bücher sowie generell die jährlich in der Bodenseebibliographie verzeichneten Neuerscheinungen, Aufsätze und Beiträge. – Für die Mitglieder des Vereins ist mit Ausnahme weniger sekretierter Bücher die Entleihung auf dem Postwege möglich. Erforderlich ist mit der genauen Titelangabe die einmalige Ablichtung des Mitgliedsausweises und die schonende Behandlung und Rücksendung nach 4-, maximal 8wöchiger Leihdauer. Persönlich verantwortlich für das Leihgut bleibt das genannte Vereinsmitglied.

Die »Bodensee-Bibliothek« in Friedrichshafen will mit diesem Angebot den Auftrag des Bodenseege-  
schichtsvereins unterstreichen: Landesgeschichtliche Studien zu fördern und an den Ergebnissen die  
Vereinsmitglieder über die Lektüre teilhaben zu lassen. Die Bodensee-Bibliothek erwartet die Einhaltung  
der jeweils mitübersandten Leihordnung.

Bibliothek der Universität Konstanz



0037 4395 62

0037.4395.62

Buchbinderei EHE

23 07 01

Radolfzell  
RAL-RG 495



